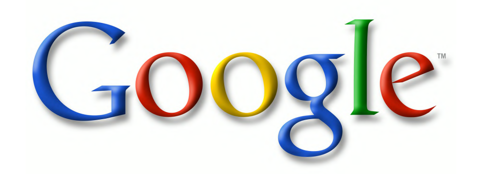
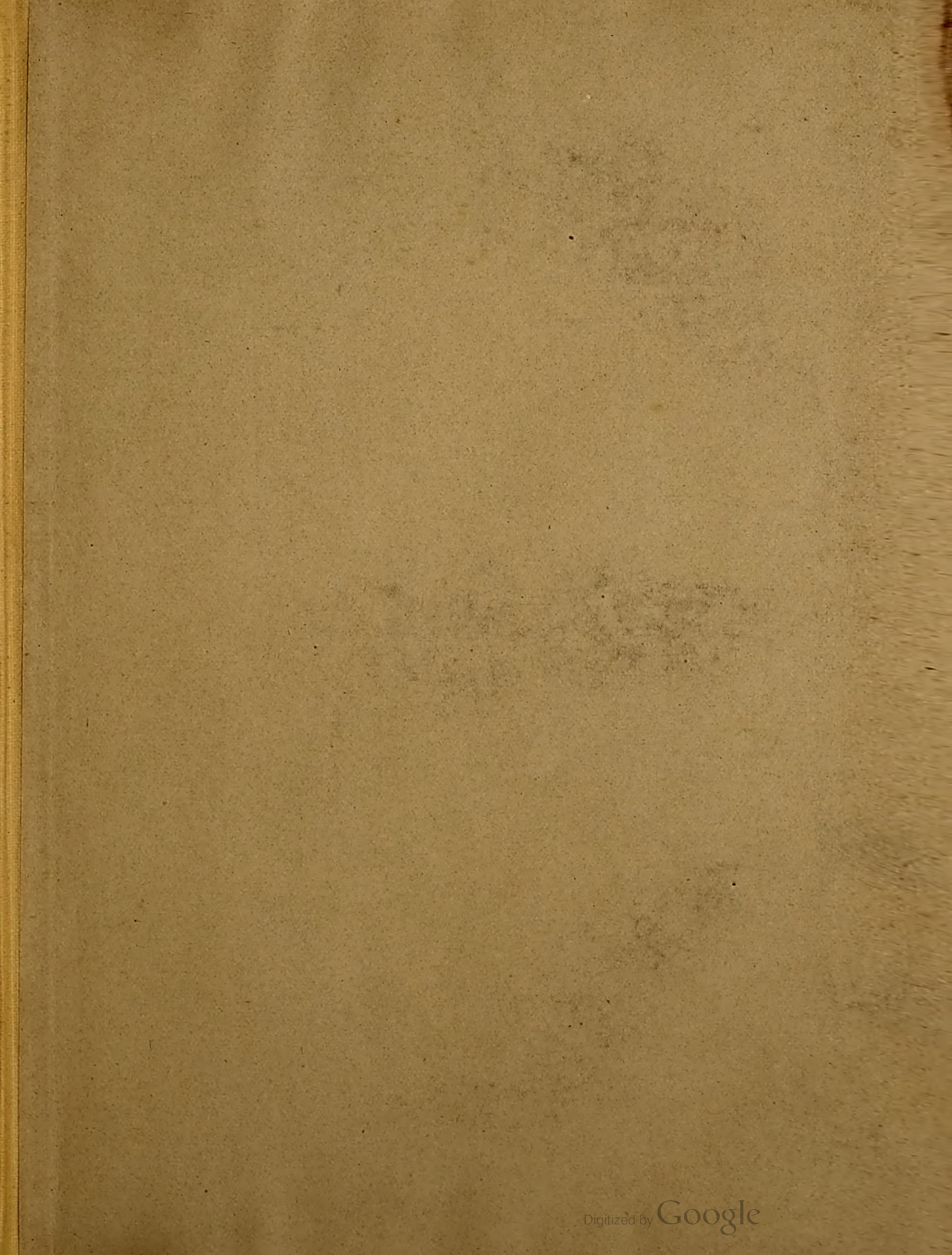






Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

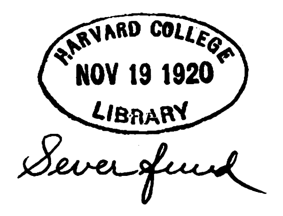
Elfter Jahrgang * Band II

:: :: (April bis September 1909) :: ::



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Sever fund


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte

Briefe

Auf den Beilagen.

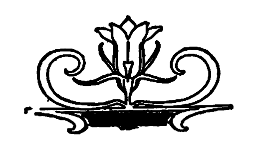
Büchereingänge

Auf den Beilagen.

Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen



Notenbeilagen





Wandern und träumen

L. Fahrenkrog



XI. Jahrg. April 1909 Heft 7

Die Gesichte des Erlösers

Von

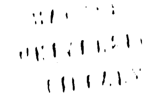
Hermann Ernst

Am Kreuze zwischen Erd' und Himmel hing
Jesus von Nazareth. Sein Auge schweifte
Weg über seiner Feinde rohen Schwarm
Und haftete auf einer Wolkenwand,
Die grad ihm gegenüber stand und wuchs und schwoll. —
Und sieh! Auf grauem Grunde hub sich's ab
Und ward ihm sichtbar: Männer, Weiber, Kinder
In weißen Kleidern, Kreuze in den Händen,
Von römischen Kriegern zum Altar gezerrt,
Drauf Marmorbilder prangen; Weihrauch wirbelt
Zu ihnen auf, sie wie in Wolken hüllend.
„Hier opfert!" heischen Ruf und Wink der Krieger,
Doch ihre Kreuze küssend, Psalmen singend
Verweigern's die Gefesselten. — Ein Wink
Des Prätors, der auf hohem Sessel thront,
Und in den Staub rollt eines jeden Haupt,
Der ungebeugt die Spende weigerte.

Wandern und träumen

L. Fahrenkrog







XI. Jahrg. April 1909 Heft 7

Die Gesichte des Erlösers

Von

Hermann Ernst

Am Kreuze zwischen Erd' und Himmel hing
Jesus von Nazareth. Sein Auge schweifte
Weg über seiner Feinde rohen Schwarm
Und haftete auf einer Wolkenwand,
Die grad ihm gegenüber stand und wuchs und schwoll. —
Und sieh! Auf grauem Grunde hub sich's ab
Und ward ihm sichtbar: Männer, Weiber, Kinder
In weißen Kleidern, Kreuze in den Händen,
Von römischen Kriegern zum Altar gezerrt,
Drauf Marmorbilder prangen; Weihrauch wirbelt
Zu ihnen auf, sie wie in Wolken hüllend.
„Hier opfert!" heischen Ruf und Wink der Krieger,
Doch ihre Kreuze küssend, Psalmen singend
Verweigern's die Gefesselten. — Ein Wink
Des Prätors, der auf hohem Sessel thront,
Und in den Staub rollt eines jeden Haupt,
Der ungebeugt die Spende weigerte.

Das Antlitz des Gekreuzigten durchzuckt's:
„Vater, vergib," stöhnt schmerzlich er, „sie wissen
Nicht, was sie tun!" — und die Erscheinung losch.

*

Die Wolke hatte unterdes die Stadt
Ganz überflossen und hing wie ein Grabtuch
Schwer über ihr; im schrägen Blick der Sonne
Wie weiße Friedhofmauern aus dem Dunkel
Herleuchteten von Stadt und Burg die Zinnen.
Da — vor den Augen des Gekreuzigten
Hebt sich um ihren Kranz ein zweiter Ring:
Holztürme, schwere Sturmkolosse starren
Rings aus der Tiefe, die Gewappnete
Ausspeien auf die Zinnen. Kreuze leuchten
Den Stürmenden von Schild und Fahnen, während
Halbmonde die Verteidiger bezeichnen.
Doch furchtbar lichtet deren Reihn das Schwert
Der Kreuzesträger, deren graue Scharen
Wie Schlossenschauer auf die Zinnen wettern
Und mit dem Sturmlied: „Gott will es!" jedweden
Hinschlachten, der den Mond als Zeichen führt.
Den Körper des Gekreuzigten durchbebt's:
„Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen!"
Stöhnt auf sein Mund — da war das Bild zerflossen.

*

Doch ausgegossen übers Firmament
War jetzt die Wolke, daß die Sonne kaum
Das düstre Schauspiel unter sich noch sah.
Da hub ein drittes Bild sich vor den Augen
Des Schmerzgequälten: einen Scheiterhaufen
Erblickt er, drauf, an einen Pfahl geschnürt,
Ein bleicher Mann in schwarzem Rocke steht.
Und vor dem Holzstoß hebt ein andrer sich
In weißer Kutte, und er schwingt ein Kreuz
Und ruft zu dem Gefesselten empor:
„Zum letztenmal in unsrer heiligen Kirche
Geweihtem Namen sag' ich's: Widerrufe!"
Der Bleiche schüttelt ernst sein Haupt und spricht:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, es lebt
Die Wahrheit und —" „So sei verworfen!" schallt's
Von unten auf, und eine Fackel zischt,
Das dürre Holz in Rauch und Flammen hüllend.
Doch von den Lippen des Gekreuzigten

Klingt's jetzt in mildem Tone: „Wahrlich, wahrlich,
Du wirst mit mir im Paradiese sein!“

*

Und von dem Qualm des Scheiterhaufens schien
Zu wachsen das Gewölk und schlang die Sonne,
Und von der sechsten bis zur neunten Stunde
War Finsternis. Doch in der Nacht der Schmerzen
Bot sich den Augen des Gekreuzigten
Ein neues Bild: es strahlet mild die Sonne
Ihr süßes Licht voll auf ein friedlich Land,
Und in dem Lande wandeln fromme Menschen
In weißen Kleidern, Palmen in den Händen,
Und wo sie sich begegnen, bieten schauernd
Sie sich den Friedenskuß und nennen Bruder
Und Schwester sich, und vor den Scharen hebt sich
Ein hehrer Greis in wallendem Gewand,
Und von des Greises mildem Antlitz leuchtet
Ein seliger Friede, während seine Hände
Die Menge segnen und ihm von den Lippen
Die Worte fließen: „Kindlein, liebt einander!
Nur eins ist not: das Höchste ist die Liebe!“
Jetzt, eh' dies Bild in Nebel noch zerrann,
Tönt sieghaft es durch Nacht und Finsternis
Vom Kreuz herab: „Es ist vollbracht, mein Vater,
In deine Hand befehl' ich meinen Geist!“



Glaube

Von

Alfred Schmidt

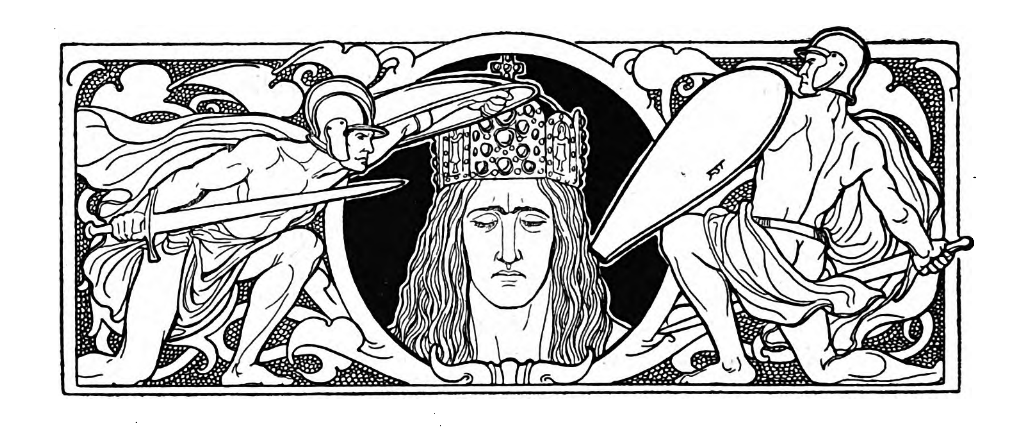
Die ihren Heiland fanden
Und nun vergessen Not und Pein
In sonnverklärten Landen —
Das mögen selige Seelen sein!

Du hast auf dunklen Bahnen,
O arme Seele, keine Ruh'.
Doch sagt dir leises Ahnen:
Auch deinen Heiland findest du!

Wie lang auch dein Verlangen
Geklagt in banger Nächte Schoß,
Einst sollst du es empfangen,
Das Glück, das unbegreifbar groß.

Dann bricht von deinem Munde
Ein Jubel, daß verstummt der Spott.
Und in hochheiliger Stunde
Erschauernd schaust du deinen Gott!





Die russische Revolution, ein soziales und ein religiöses Problem

Von

Prof. Th. Achelis

Früher oder später muß es einen heftigen Zusammenstoß zwischen Europa und der russischen Revolution geben, und zwar wird Europa als Ganzes und nicht irgend ein bestimmter europäischer Staat mit der russischen Revolution oder Anarchie kollidieren. Ich sage Revolution oder Anarchie, da man heute wirklich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was eigentlich in Rußland vorgeht. Ist es ein Wechsel der Staatsform? Ist es ein Kampf gegen jede bestimmte Staatsform? Eines steht nur fest, daß da ein gefährliches Spiel gespielt wird; gefährlich ist es aber nicht nur für uns Russen, sondern auch für euch, ihr Europäer. Ihr verfolgt unsere Revolution mit Angst und Spannung, doch ist weder eure Angst noch euer Interesse groß genug; die Vorgänge in Rußland sind noch viel furchtbarer, als ihr denkt. Es steht alles in Flammen bei uns, das weiß man; können wir aber allein verbrennen, ohne euch in Brand zu setzen? Wer weiß? Selbst die kleinsten Einzelheiten unserer Revolution sind in Europa wohl bekannt, der tiefste Sinn aber des Ereignisses bleibt euch verborgen. Europa kennt nur den Leib, nicht die Seele der russischen Revolution; diese Seele, die Seele des russischen Volkes bleibt euch ein ewiges Rätsel." Diese Worte des Fürsten Mereschkowski, eines der besten Kenner russischer Zustände, sind nur zu berechtigt — abgesehen von der fraglichen Prognose über den unvermeidlichen Zusammenprall Europas und Rußlands; denn wer kann auch nur einigermaßen ermessen, was aus dem dräuenden Chaos sich später entwickelt, ob das weite heilige Rußland nicht vielleicht in einzelne zusammenhangslose Teile auseinandersplittert! Solche Erwägungen sind auch genau genommen recht müßig, da sie auf völlig unsicheren Voraussetzungen beruhen und noch weniger eines experimentellen Beweises fähig sind. Aber die Beurteilung der russischen Gesellschaft ist in der Tat vielfach eine recht oberflächliche und einseitige, zumal der be-

treffende Maßstab öfter von so ganz anders gearteten westeuropäischen Verhältnissen entlehnt ist. Das gilt in erster Linie schon vom Sozialismus.

Für die eigentliche sozialistische Propaganda liegt im heiligen Rußland gewiß reichlich viel Zündstoff zerstreut, überall, auf dem flachen Lande sowohl wie in den Städten. Mißernten, Hungersnöte, Seuchen (bei deren Vertreibung der krasse Aberglaube eine sehr wichtige Rolle spielt, man erinnere sich nur der jüngsten Vorgänge bei der Choleraepidemie!), der unglaubliche Tiefstand der Landwirtschaft, mangelhafte Verkehrsverbindungen, die es verhindern, daß sofort bei dringenden Notständen Abhilfe geschafft werden könnte, gelegentliche Übervorteilungen durch jüdische Wucherer, ein bedauerliches Manko an jeder gesunden Bildung — in dieser Beziehung ragen die tieferen Schichten der russischen Gesellschaft kaum über das Niveau irgend eines beliebigen Naturvolks empor —, so daß zwischen den oberen Zehntausend und den unteren Ständen ein wahrer Abgrund gähnt, die tiefgewurzelte Neigung zum Grübeln über die Welt und das Ich und anderseits doch wieder die unberechenbare, fast elementare Leidenschaftlichkeit des Charakters — Dostojewski spricht einmal geradezu von einem Bedürfnis seiner Landsleute, aus Rand und Band zu geraten —, das alles ist nur allzu sehr geeignet, eine sozialdemokratische Propaganda größten Stils zu züchten. Unzweifelhaft herrscht auch in weiten Kreisen bittere Unzufriedenheit, langaufgespeicherter Groll gegen die Regierung und vor allem gegen die Beamten (sehr charakteristisch sind die Schilderungen über den russisch-japanischen Krieg von dem Militärarzt Veressájew, die kürzlich in deutscher Übersetzung bei Rob. Lutz in Stuttgart erschienen sind), und diese Erbitterung macht sich auch in gelegentlichen Aufständen Luft. Aber, was uns Westeuropäer völlig in Erstaunen setzt, eine eigentlich sozial *demokratische* Tendenz fehlt, man müßte denn die Opposition gegen den Absolutismus, das Verlangen nach einer Verfassung dahin rechnen. Das wäre aber völlig falsch, weil gerade dieser, übrigens recht schwächliche Sturmlauf von den sog. Literaten ausgegangen ist, Vertretern der höheren Intelligenz, die mit dem eigentlichen Volk, d. h. dem Bauer und niederen Bürger so gut wie keine Fühlung unterhalten. Daraus geht aber für jeden unbefangenen Beobachter ganz klar hervor, daß hier ein Element wirksam ist, das für das sozialdemokratische Programm schlechterdings nicht paßt, und das ist das *religiöse*. Um das zu begreifen, bedarf es einer kurzen geschichtlichen Orientierung.

Peter der Große, der Gründer des heutigen Rußlands, hat gleichfalls die alles überragende religiöse Bedeutung des Zarentums geschaffen, indem er die bisherigen Patriarchen absetzte, dafür den Heiligen Synod einführte, der ausdrücklich den Kaiser als höchsten Richter in seinem Treuschwur anerkennen muß, und sich als gottgesalbten Hohepriester einsetzte, das war somit die organische Verknüpfung der Autokratie mit der Theokratie, wie sie enger nicht gedacht werden kann. Der Zarismus, erklärt Zinaida Hippius, ist die Verschmelzung der zwei Begriffe: Kaisertum und Priestertum in einer Person; er ist die Verkörperung einer unendlichen Macht, die zugleich göttlich und menschlich ist. Der Autokrat ist einerseits als Oberhaupt der einzig wahren Kirche Hohepriester, anderseits ist er als Kaiser weltlicher Herr der Welt. Die verhängnisvolle Idee des Zarismus ist erst

durch Peter den Großen in ihrem vollen Umfang entfaltet worden; er war der erste, der sich zum Kaiser und Hohepriester ernannt hat. Die moskowitischen Zaren, die Vorgänger Peters, waren durchaus keine Vertreter des Zarismus im wahren Sinne des Wortes; sie waren nur Stufen, die zu der vollen Entfaltung der zaristischen Idee führten. Sie waren zu ängstlich, zu sehr an die nationalistischen Grenzen des Volkes gebunden, zu beschränkt religiös im orthodoxen und kirchlichen Sinne dieses Wortes. Wenn wir den Zarismus als einen Versuch zur Verwirklichung des „Reiches Gottes auf Erden“ durch die Verkörperung Gottes in einem menschlichen Wesen, in einem himmlischen und einem irdischen Zaren, durch die Unterschiebung eines Menschen an die Stelle Gottes auffassen, so müssen wir zugeben, daß die zaristische Idee im hohen Grade universell und weltumfassend ist. Sie ist die großartigste und daher auch die schrecklichste Erscheinung der großen Weltlüge. Aber auch die rein imperialistische, cäsarische, napoleonische Idee wird bei ihrer vollen Entfaltung universell. Napoleon wäre kein Napoleon, wenn er nicht nach einem Weltreich gestrebt hätte. Auch ein Cäsar, der nur durch seine Kaiserwürde die Priesterwürde als Bekrönung seiner Macht erhält, muß, wenn er konsequent ist, zu einem Weltreich streben. Der römische Papst, der in erster Linie Priester ist, strebt nach weltlicher Macht und ist in der Tat Herr der Welt. Der Zarismus, der die absolute Macht des Einen, himmlische und irdische Gewalt über allen Geist und alle Körper, also über den ganzen Menschen verkörpert, muß folglich noch mächtiger und universeller sein. In Wirklichkeit erstreckt sich diese Gewalt des einen Menschen nur auf seine Untertanen; im Prinzip erstreckt sie sich aber auf die gesamte Menschheit. Dieser *eine* Mensch, der über allen anderen steht, ist nicht mehr Mensch, er ist *Gottmensch* (Der Zar und die Revolution, München 1908, S. 178). Aus diesen Ausführungen geht unabweislich hervor, daß in Rußland Autokratie und Theokratie eins sind, und daß somit jeder Ansturm gegen die absolute Macht des Zaren zugleich notgedrungen seine hierarchische Stellung und Oberhoheit bekämpfen muß; dadurch erhält die dortige Revolution ganz von selbst einen religiösen Anstrich, und das um so mehr, weil das gerade der russischen mystischen Volksseele entspricht. Was keine soziale Bedrückung, keine noch so wüste Aufhetzung der Massen zustande gebracht hat, das gelang spielend denjenigen Männern, die geschickt das religiöse Moment zu verwerten wußten; denn das entsprach den eigentlichen unbewußten, mächtigen Instinkten des gemeinen Mannes, mit dem jede revolutionäre Bewegung in erster Linie zu rechnen hat. Es ist, nebenbei bemerkt, auch wahrlich kein Zufall, daß in keinem Lande der Welt das Sektiererwesen mehr blüht als im heiligen Rußland, das, streng autokratisch und theokratisch regiert, genau genommen nur ein, wenigstens offiziell anerkanntes, Bekenntnis kennt. Am schärfsten hat wohl der reaktionäre, aber im vollen Glauben an seine Kulturmission wirkende Alexander III. dies Prinzip zur Geltung gebracht und dabei noch alle nicht russischen Elemente auf das brutalste verfolgt und zum gewaltsamen Anschluß an das Russentum gezwungen. Es wird nötig sein, mit einigen Worten auf die für die gesamte revolutionäre Bewegung in Rußland so einflußreichen Dissidenten einzugehen.

Trotz des starken Druckes, den die Kirche auf den Glauben des russischen

Volkes ausübt, sind doch schon im 16. und 17. Jahrhundert Sonderbildungen entstanden, die die offizielle Theokratie nicht anerkennen, sondern nur die Heilige Schrift oder eine unmittelbare Offenbarung des Heiligen Geistes. So z. B. die Duchoborzen, wörtlich Geisteskämpfer, die später nach dem Kaukasus verbannt worden; über sie veröffentlichte der Gouverneur von Jekaterinoslaw folgenden Bericht: „Diese Ketzer verabscheuen Trunksucht und Müßiggang, auch zahlen sie ihre Steuern. Sie müssen verfolgt werden, weil sie nie in die Kirche gehen, die Heiligenbilder nicht ehren und weder an den Lustbarkeiten noch an den Ausschweifungen anderer Leute teilnehmen.“ Die Chlysty, Flagellanten, bekennen sich zu dem Glauben: Sünde kann nur durch Sünde getötet werden; sie beten einen Heiligen an, der angeblich zur Zeit Peters des Großen gelebt hat und mit Gott-Vater identisch sei. Diese Sekte erfreut sich zahlreicher, bis in die höchsten Kreise reichender Anhänger. Bekannter sind die Skopzen, die sich kastrieren; auch ihre Anzahl ist eine sehr große und noch stets wachsende. Das russische Sektenwesen, das, wie schon früher angedeutet, dem grüblerischen, tiefsinnigen Wesen des russischen Volkes ungemein zusagt, greift trotz aller blutigen Verfolgungen der Regierung und der Kirche immer mehr um sich, und es stellt auch (von einigen Sonderbarkeiten und Extravaganzen abgesehen) eine seltene Überzeugungstreue und religiöse Innigkeit dar, wie sie in der Orthodoxie eben nicht zu finden ist. Eine ganz besondere Erscheinung, in der sich Mystik und Philosophie einerseits und wildester revolutionärer Drang anderseits vermischt, ist das sog. Barfüßertum, das Tschechoff und Gorki literarisch glänzend verwertet haben. Man muß, um diese eigenartige Bewegung zu verstehen, den ausgesprochenen Hang der Russen nach still beschaulicher Betrachtung berücksichtigen, die freilich, wenigstens gelegentlich, nicht momentane Kraftentfaltung ausschließt. Das Barfüßertum ist die Philosophie der Vagabunden, der Enterbten, die nichts mehr zu verlieren haben und deshalb mit voller Objektivität allen sozialen Problemen (und dazu gehört auch die Religion) gegenüberstehen; eine typische Gesellschaftsschicht, aus den verschiedensten Klassen sich zusammensetzend. Meist sind es Abkömmlinge der untersten Kreise, aber es finden sich auch darunter Vertreter der hohen Gesellschaft, Schiffbrüchige des Lebens, die einst bessere Tage gesehen. Infolge der mißlichen Erfahrungen, die sie gemacht, neigen sie einem düsteren Pessimismus zu, der zwischen anarchistischen Anschlägen und stumpfem Fatalismus schwankt. Bei Beginn der Revolution erschien ihre Mithilfe den Führern der Bewegung gelegentlich wünschenswert. Bis zu welchem wahnwitzigen Nihilismus diese innere Selbstzersetzung führt, mag an einigen Ausführungen verdeutlicht werden.

Das fortwährende Grübeln läuft schließlich auf eine völlige Verzweiflung am Leben hinaus, weshalb denn auch nur zu häufig der Selbstmord den traurigen Abschluß macht. So heißt es bei Tschechoff: „Alles ist mir unheimlich; es ist schrecklich, daß ich nicht begreifen kann, warum und für wen das alles da ist. Ich habe Angst. Alles ist mir wie im Traum, — wozu bin ich auf der Welt?“ Und denselben Ton schlägt auch der Gorkische Barfüßer an, wenn er erklärt: „Bruder, wir zerplatzen noch alle, bei Gott! Und warum? Weil unser ganzer Inhalt überflüssig ist und unser ganzes Leben nutzlos. Wozu bin ich nütze? Unnütz bin ich, schlagt

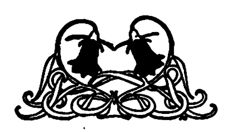
mich tot, daß ich sterbe.“ Oder: „Ich bin jetzt an dem Punkt angelangt, wo ich nackt auf der Erde schlafen und Gras fressen kann. Nichts brauche ich, nichts will ich.“ Das ist in der Tat der Standpunkt äußerster Vertierung, die vollständigste Anarchie und Auflösung, alles mag in Trümmer zerfallen, weil nichts mehr Bestand hat, nichts wahre Realität. Der Pessimismus endet im Nihilismus, im Wahnsinn, wie ihn Dostojewski einmal schildert bei Gelegenheit eines Streites zweier Bauern über die höchste Frechheit (sie schießen mit dem Gewehr nach dem Bilde des heiligen Abendmahls). Das ist das Bedürfnis, aus Rand und Band zu geraten, das Bedürfnis, mit absterbender Empfindlichkeit sich der Schlucht zu nähern, sich halb überhängen zu lassen, herabzublicken in den tiefsten Abgrund und sich in ihn kopfüber herabzustürzen wie Wahnsinnige. Es ist das Bedürfnis der Verneinung im Menschen, das sich oft in sonst durchaus nicht verneinenden, durchaus ehrfürchtigen Naturen findet, — das Bedürfnis, alles zu negieren, das Größte und Heiligste, das ihr Herz berührt, die eigenen höchsten Ideale, die ganze Fülle dessen, zu dem das Volk betet. Da gibt es dann kein Halten. Sei nun Liebe im Spiel oder Wein, Genußsucht, Eitelkeit oder Neid — gar mancher Russe gibt sich gegebenenfalls schrankenlos diesem Bedürfnis hin, bereit, alle Bande zu zerreißen, sich von allem loszusagen, von der Familie, von der Gewohnheit, von Gott. Der gutmütigste Mensch kann plötzlich zum widerlichsten Scheusal und Verbrecher werden, sobald er in diesen Zyklon gerät, in diesen verhängnisvollen Wirbel einer krampfartigen momentanen Selbstverleugnung, der dem russischen Charakter in gewissen schicksalsschweren Minuten seines Lebens so eigentümlich ist. Daß dieser ausgesprochene Nihilismus jede bisherige religiöse Form bekämpfen muß, ist selbstverständlich, und schon deshalb ist das Barfüßertum dem gewöhnlichen russischen Bauern, der noch zäh an der überlieferten Theokratie festhält, feindselig gesinnt, — für diesen Radikalismus gibt es nur noch eine Religion der Menschheit ohne Gott, alles andere ist törichter Aberglaube. Aber bezeichnend ist die Unversöhnlichkeit und Unduldsamkeit, mit der alle anderen Meinungen verfolgt werden, um so mehr, als sonst der schrankenloseste Subjektivismus proklamiert wird. Jeder ist sein eigener Herr, und alles ist demnach erlaubt, — hier klingen manche Nietzschesche Gedanken an.

Um das Maß voll zu machen, kommt noch die Lehre vom Antichristen hinzu, die im heiligen Rußland seit Jahrhunderten sich lebenskräftig erhalten hat. Es ist sehr charakteristisch, daß Peter der Große wegen seiner Usurpation der geistlichen Gewalt (ein einfacher Staatsstreich) vom gewöhnlichen Volk und ganz besonders von den Sektierern als der Antichrist bezeichnet ist, und so erklärt es sich, daß von den Dissidenten und Revolutionären der Zarismus als die verabscheuenswürdige Idee des Widersachers Christi ausgegeben werden konnte. Das zeigt schon die Geschichte der geknechteten Dekabristen, die ihrer ausgeprägt demokratischen Gesinnung in dem von ihnen herausgegebenen Orthodoxen Katechismus folgenden scharfen Ausdruck verliehen: „Was befiehlt Gottes Gesetz dem russischen Volk und Heer zu tun? (Vorher war in Abrede gestellt, daß Gott die Zaren als Bedrücker der Menschen lieben und schützen könne.) Seine lange Knechtschaft zu bereuen, sich gegen die Tyrannei und Gottlosigkeit zu erheben und zu schwören, daß es nur

einen Gott auf Erden und im Himmel, Jesum Christum, geben wird." Als Kaiser Nikolaus I. diese Stelle gelesen hatte, soll er an den Rand des Katechismus geschrieben haben: Welche Gemeinheit! — wohl in der richtigen instinktiven Ahnung, daß es der furchtbarste, vernichtendste Schlag gegen seine Autokratie sein würde, wenn erst die religiösen elementaren Gefühle gegen ihn aufgeboten würden. Daraus geht aber anderseits hervor, welch unendlich schweren, ja man möchte fast sagen: bis auf weiteres völlig aussichtslosen Kampf die Revolutionäre unternommen haben, da eben der Glaube an den Zaren unerschütterlich in der Seele des gemeinen Mannes lebt. Was Bakunin seinerzeit schrieb, gilt mit derselben Schärfe noch heute, nämlich: „Unser Volk ist von einem tiefen und leidenschaftlichen Hasse gegen die Regierung erfüllt, es haßt auch alle Vertreter der Regierung in jeder Gestalt. Und doch hat es noch nicht seinen Glauben an den Zaren verloren. Für sein Elend macht es alle möglichen Leute verantwortlich, nur nicht den Zaren." Diese Anhänglichkeit an den Zaren entspringt nicht der sklavischen Gesinnung des Volkes, sondern sie ist tief religiös begründet. Die Religion des Volkes ist irdisch und nicht himmlisch, und sie will alle Bedürfnisse noch auf der Erde erfüllt sehen. Deshalb sind auch alle Anläufe gegen die Autokratie des Zaren hinfällig, wenn nicht zugleich die religiöse, fast könnte man sagen: die metaphysische Begründung dieser fundamentalen Institution mit in Mitleidenschaft gezogen wird, und so erklärt sich die besondere Eigenart der russischen Revolution, der es in erster Linie darauf ankommt, den orthodoxen Glauben zu zerstören und damit die Unverletzlichkeit der Autokratie, des Zarentums zu stürzen. Nebenbei bemerkt, auch Tolstoi geht diesen Weg, und zwar in vollster Offenheit und Entschlossenheit, indem er sogar als religiöser Anarchist offen, wenn nicht den Aufruhr gegen den Staat, so doch völlige Ablehnung aller seiner Forderungen predigt, was der Wirkung nach auf dasselbe hinausläuft. Im übrigen verweist er gleichfalls als Mystiker auf die innere Offenbarung gegenüber jeder kirchlichen Satzung mit dem biblischen Wort: Das Reich Gottes ist in euch.

Ziehen wir das Fazit unserer Betrachtung, so ergibt sich an erster Stelle der ausgesprochen religiöse Charakter des russischen Sozialismus, der eben dadurch von seinem westeuropäischen Zwillingsbruder charakteristisch sich unterscheidet. Und zweitens folgt daraus, daß, solange die Idee des Zarismus, d. h. der unlösbaren Einheit von weltlicher und geistlicher Herrschaft in der gottgesalbten Person des Herrschers, unerschütterlich in der Seele des russischen Bauern und Bürgers wurzelt, alle revolutionären Anschläge auf keinen dauernden Erfolg rechnen können. Natürlich ist die jeweilige Person des Zaren völlig gleichgültig, es handelt sich nur um die Idee als solche, und an dieser hält ebenso krampfhaft der Schwächling Nikolaus II. fest wie sein gestrenger, fast fanatischer Vater. Deshalb sind auch unseres Erachtens alle Konstitutionsvorschläge schlechterdings Illusionen, Täuschungen, ja Farcen, da die Autokratie sich nur selbst ans Messer liefert, wenn sie derartige Beschränkungen ihrer „göttlichen" Allmacht gutheißt, — noch ganz abgesehen von dem Umstande, daß das Bildungsniveau des russischen Volkes für eine solche parlamentarische Vertretung durchaus unzureichend ist, was wohl jeder unbefangene Kritiker ohne weiteres zugestehen dürfte. Was nun, was ist zu

tun, um dem drohenden Chaos, das heraufbeschworen wird, oder der gegenwärtigen, auf die Dauer unerträglichen Spannung zu entgehen? Die Antwort des Revolutionärs Mereschkowski lautet konsequent: „Das revolutionäre neue Rußland kann den Zarismus nur dann besiegen, wenn es ihm eine Idee, die nicht minder tief und weltumfassend ist als die seines Feindes, gegenüberstellen kann. Die russische Revolution muß einen neuen, bewußten und allmenschlichen Weg einschlagen; wir alle glauben, daß sie diesen Weg einschlägt, denn wir glauben an unser Rußland und an die Wahrheit unserer Revolution.“ Das ist das Bekenntnis eines Fanatikers, der aber das bisherige Verfahren verurteilt.



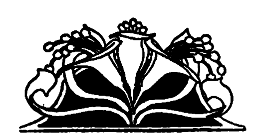
Großstadtgärten

Von

E. von Bockum-Dolffs

Ich stand an fremden Gärten
Und schaute scheu hinein,
Wollt nur von fern erspähen
Ein wenig Blütenschein.
Wie solch ein arm, verirrtes,
Verlornes Bettelkind,
Das scheu sich naht, wollt' hören
Ich nur den Frühlingswind.
Wollt nur von fern mich freuen
An all dem Blumenduft,
An all dem Glanz und Flimmer
Der klaren Lenzesluft.
Ich hatte nie verstanden,
Wie viel ich einst besaß,
Als Sonne, Glanz und Liebe
Mein war, im Übermaß.

Als ich in lichten Tagen
Gejubelt und gelacht
Und jeden neuen Morgen
Zu neuem Glück erwacht.
Nun irr' ich durch die Straßen
Und sehne mich nach Haus,
Ruh' mich vor fremden Gärten
Ein Weilchen müde aus.
Doch keine liebe Stimme
Ruft freundlich mich herein.
Mir ist so kalt, ich friere
In all dem Sonnenschein
Ich möchte weit, weit fliegen,
Hinweg aus dieser Stadt
Doch die gebrochnen Flügel
Sind viel zu schwach und matt.





Die Briefe des alten Josias Köppen

Von

Marie Diers

Ein Windstoß, der Vorbote des heraufziehenden Gewitters, fuhr durchs Haus und schlug knallend mehrere Türen zu, so daß der Lärm schauerlich in dem Hause widerhallte, in dem seit Mittag die Stille des Todes lag. Der Sommerabend zog über dem einsamen Pachthof herauf und mit ihm finster und dräuend das Unwetter.

Ein weißköpfiger, kleiner dicker Herr im bestaubten gelben Leinenmantel stand im Hausflur, in dem eine Stehuhr laut und langsam tickte, ein alter gelber Glasschrank die Tassenschätze des Hauses zeigte und die letzte Erntekrone an der Decke hing. Über das runde rotgebrannte Landmannsgesicht liefen unaufhörlich wie Bäche die hellen Tränen, während seine Faust einen schlanken blonden Jungen am Rockknopf gepackt hielt und ihn hin und her zauste.

„Und ich sag's dir, Heinz, du läßt mich heute nacht hier. Ich habe das mehrste Recht darauf, ich weiß doch mehr von ihm als ihr alle insgesamt. Wer ist sein ältester Freund? Ich. Wer hat Freud' und Leid mit ihm getragen, ihn vermahnt, ihn geschimpft und ist doch ihm immer gut gewesen? Ich. Was du wohl willst, so 'n junger Grünschnabel! Wo warst du, als er seine schwersten und seine besten Tage hatte? Im Froschteich, mein Jung, und nun willst du hier großtun! Und weißt, worauf's hinausläuft, dein Großtun? Aufs Graulen, mein Jung, das laß dir sagen! Bist noch viel zu jung, um die Nacht über allein bei 'ner Leich' zu sitzen. Was weißt du von ihm überhaupt? Seine besten Jahre, wo er ein forscher Kerl war, die kennst du nicht. Du kennst ihn ja bloß, wo er schon so'n bißchen —"

Er machte eine unbestimmte Handbewegung über die Stirn weg.

Da, mit einem Ruck, riß der Junge sich los, so daß der erschrockene alte Herr den Knopf in der Hand behielt. Sein bleiches Gesicht flammte plötzlich über und über, und seine leidenschaftlichen Augen wurden stählern blau.

„Das lassen Sie sein, Herr Möhrs!" schrie er, und die helle Knabenstimme gellte durch das totenstille Haus. „Wenn Sie auch mit so etwas anfangen, als wenn Großvater nicht seinen Verstand mehr gehabt hätte, dann ist's aus. Das

lasse ich nicht sagen! Er hatte mehr Verstand als wir alle hier zusammen. Hören Sie, verstehen Sie? Und Sie, Sie wollen ihn gekannt haben? Sie wollen die Nacht —"

„Herrje, herrje, Junge! Bis doch man bloß stille! Nee, nee, so'n Jung'! Macht einen Höllenradau im Sterbehaus. Aber ich sag's ja: ganz wie der Alte! Der Schlag erhält sich. Immer gleich zum Dach heraus, wenn kein Mensch was Schlimmes gemeint hat. Brauchst vor mir deinen Großvater nicht zu verteidigen, dummer Bengel. Mir geht's mehr nah, daß mein oller Josias tot ist, als wenn ich's selber wär'. Weib und Kinder sind mir nicht lieber wie der. Aber grad so war er auch. Nee, nee, Jung', da bleib du man. Ich fahr'! Mit so'n Bullerkopp hielt' ich die Nacht doch nicht aus. Da würde ich ja wohl selber unklug dabei. Ich fahr' nach Haus und halte da meine stille Totenfeier für mich. Nutzt dem Josias ebensoviel, und bleib' ich wenigstens in Frieden."

Er kehrte sich der Flurtür zu, vor der sein Fuhrwerk wartete. Die ersten schweren Regentropfen fielen auf das Pflaster des Hofes.

„Muß man wahrhaftig grade in das Wetter 'reinfahren!" murrte er vor sich hin. „Aber bleiben mag ich nicht. Hat der Bengel ein Paar Augen im Kopf! Als wenn er mich abbrennen wollte! Na, laß ihn man, wird schon das Graulen kennen lernen heute nacht."

Heinz ging in die Tür zur rechten Hand, die vorhin zugeschlagen war. Er stand im Arbeitszimmer des Hausherrn. Rechts am Fenster ein alter brauner Schreibsekretär, auf dessen offener Platte ein angefangener Brief lag. Daneben stand ein Blechkasten. Links war ein grünes Sofa, ein Tisch mit Decke, daneben ein großer weißer Kachelofen, und an der Wand hing ein Jagdgewehr. Die Fenster gingen auf den Hof und standen offen. Regenluft wehte erquickend in die schwüle Atmosphäre.

Die gegenüberliegende Tür stand offen. Sie führte in ein enges, einfenstriges Schlafstübchen. Auf dem Bette lag ein alter toter Mann. Der bartlose Mund war eingefallen, das kurze graue Haar lag rund um die durchfurchte Stirn. Die Augen waren bedeckt von sehr breiten Lidern. Scharfe Linien, förmlich kleine Gräben, liefen von den Wangen bis herunter ans Kinn.

Der Junge setzte sich still nieder und legte seine Hand auf die des Toten. „Das habe ich mir heute anders gedacht, Großvater", sagte er leise. Aus seinen blauen Augen fielen helle Tränen auf das bleiche kalte Gesicht. Er zog sein Tüchlein, ein echtes Knabentüchlein, nicht allzu sauber, und wischte sie behutsam ab.

Unterdes kam das Gewitter herauf, er merkte es nicht. Er sah nur immer und starrte und wunderte sich. Immer von neuem kam dies fassungslose Wundern über ihn, das nicht begreifen konnte.

Hinter ihm klinkte leise die Tür auf. Eine gesetzte Frau in weißer Schürze schlich sich ein.

„Heinz," flüsterte sie, „da ist eben der Briefträger Lepel gekommen. Von Friedensee herüber zu Fuß. Er will beim Herrn wachen bis morgen fünf Uhr. Dann, sagt er, kommt er noch zur Zeit wieder retour. Er hat bei mir gesessen und geweint wie ein kleines Kind. Ach Heinzing, Heinzing, da liegt er nun und ist

tot! Ach Gott, ich vergesse es nie mehr im Leben, wie ich grade den Tisch fertig habe, und du bist vorgefahren, und ich denke: Nun können sie essen — und komme 'rein —, und da sitzt er — und da stehst du — ach Jung', ach Jung'!"

„Mamsell," sagte Heinz, „ich wache allein. Bring mir die Lichter und geht alle zu Bett. Ich will's so, und Großvater will's so. Ich habe seinen letzten Brief gelesen, der auf der Platte lag. Den hat er nicht mehr fertig kriegen können. Wir haben uns viel zu sagen in dieser Nacht; schicke Lepel fort, Mamsell."

Sie stand und sah den Jungen an mit seinen blauen Augen im bleichen Gesicht. Es war mehr Befehlen als Bitten darin.

„Ja, ja," sagte sie, „ich kenne diese Art. Habe mich manchmal wundern müssen in diesem alten Haus und tun, wie ich nicht wollte. Warum nicht auch heute. Ich hole dir die Lichter schon, Heinzing, mein Jung'. Und wenn du mit deinem Großvater zu reden hast diese Nacht, so sprecht auch mal von mir. Ich habe ihm seit siebzehn Jahren treu gedient. Ach Jünging, ihr werdet schon viel miteinander zu reden haben, denn mancherlei mußte erst kommen und gehn, ehe er nun seine Ruhe hat. Ich will nicht weinen, ich will sie ihm gönnen, seinem armen, stolzen, kranken Geist, der sich und anderen das Leben saurer gemacht hat, als nötig war. Ich sage nicht, wie die Leute hier in Greeschenbock sagen: Er war zuletzt nicht mehr ganz klar, ich sage: er war vielleicht zu klar. Als er lebte, mußte ich weinen. Jetzt habe ich Frieden, weil er ihn hat." — —

Das Gewitter war vorüber. Die Sommernacht hing in schweren dunklen Wolken über dem einsamen Gehöft. In der Totenstube brannten die Lichter, und in ihrem Schein lächelte das herbe, festgehämmerte, klare Gesicht des alten toten Pächters.

Die Tür zum Nebenzimmer stand weit auf. Dort saß am Schreibsekretär bei dem Schein einer niedrigen Lampe der stille junge Totenwächter, hatte den Blechkasten geöffnet und ließ den Großvater zu sich reden, wie der dies in dem letzten angefangenen Briefe sich vorgenommen hatte, es aber nicht mehr so ausführen konnte, wie er dachte.

Die Briefe im Blechkasten waren alle der Zeit nach peinlich genau geordnet.

* * *

An Fräulein Else Köppen,
p. Adr. Fräulein Karoline Köppen,
Berlin W.
Kleiststr. 5, 4 Treppen.

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonnabend den 29. September 1888.
Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten und freue mich, daß Du gut angekommen bist, auch Deinen Koffer richtig an der Ausgabestelle empfangen hast. Deine Berechnung, die Du eingelegt hast, stimmte. Daß Du in Grünebusch eine Tasse Bouillon auf dem Bahnhof getrunken hast, schadete nichts, man muß unterwegs was Warmes haben, besonders an solchem nassen Tage, sonst wird einem schlecht. Aber

ein Trinkgeld hättest Du nicht geben brauchen, das ist nichts als eine verfluchte Unsitte, die den Herren Wirten den Kellnerlohn spart. In Pöpplitz in der Glocke gebe ich ja auch mal hin und wieder ein kleines Douceur, aber das ist für den Fritz, den ich kenne, und der mich kennt. Auf Reisen soll man die Hand auf der Tasche halten, sonst ist's bald alle. Und Goldsäcke habe ich Dir nicht mehr nachzuschicken, das kannst Du auch der Tante Line bestellen, mit einem schönen Gruß übrigens.

Ich will Dir überhaupt mal was sagen, Elsing. Wenn ich an Dich schreibe, Du kannst Dir schon denken, wie das ist. Am Tage kann ich nicht am Schreibtisch sitzen wie die Leute in der Stadt. Und wenn ich abends dazu komme, und die Lampe brennt so still, und im Hof ist alles ruhig, dann bin ich auch so müde, daß mir die Augen beinahe zufallen. Die jüngsten Knochen habe ich auch nicht mehr, und seit ich vom Real 'runter war, habe ich immer arbeiten müssen. Da kannst Du Dir selbst denken, daß meine Briefe keine Meisterstücke werden können. Zum Rumzeigen und Begucken und Beschnattern sind sie n i c h t. Das merk Dir ein für allemal! Ich will nichts gegen Tante Line sagen, sie ist in ihrer Art gut genug, aber das Beschnattern ist immer ihre Hauptforsche gewesen, schon als wir zwei Kinder noch bei unseren Eltern in Hoptendorf neben dem Misthaufen spielten. Na, da war nichts Schlechtes dabei, aus dem Misthaufen haben wir uns manches Körnchen Gold rauskratzen können. Die Eltern waren noch aus der guten alten Zeit, wo es hieß: außen schlicht, innen licht. Ich hätte mir Greeschenbock im Leben nicht pachten können, und Line könnte jetzt nicht mit ihren paar Malmätzchen, von denen man nie weiß, sind's Kühe oder sind's Soldaten, in Berlin sitzen, und Du könntest bis in Dein graues Alter Milch absahnen, wenn Vater und Mutter nicht so bieder und rechtschaffen und fleißig gewesen wären, daß mir heute noch die Augen naß werden, wenn ich's bedenke.

Na ja, das sind vergangene Zeiten. Was ich Dir sagen wollte, war auch eigentlich was anderes. Es betrifft nämlich meine Briefe. Also: die sind für Dich allein. Du hast ja solch ein altes Blechkästchen mit Schloß, wo Mutters Brautkranz drin liegt und Dein und Willis erster Zahn und das Bild von uns vier und dann das letzte Bild von Mutter, drei Monate vor ihrem Tode. Da kannst Du meine Briefe mit zulegen. Immer hübsch grade das Kuvert aufschneiden und sie dann wieder da reinstecken. Nicht als ob ich Staat damit machen wollte. Ach Gott, damit ist's nicht weit her. Aber damit Du einen Halt daran hast. Ich werde Dir immer schreiben, was ich über Dein Leben und Treiben denke, auch über Tante Line, deren Denkweise mir nicht immer paßt. Darum laß sie nichts lesen, das gibt bloß unnützen Lärm. Ich ändere mich nicht, und sie ändert sich nicht, mit fünfundfünfzig und zweiundfünfzig Jahren ist das vorbei. Aber wenn Du mein aufrichtiges und gutes Kind bleibst, so weißt Du doch immer, woran Du Dich zu halten hast. Denn dazu ist der Vater da. In der Großstadt sind viele Gefahren, von denen man in Greeschenbock und Pöpplitz nichts weiß. Womit ich mich nicht lächerlich machen will wie Karl Möhrs von Dreesow, der sich denkt, man muß sich doppelte Knöpfe an alle Taschen machen lassen, wenn man nach Berlin fährt, und das Geld fingern sie einem doch raus. Ich weiß schon, daß in Berlin Ordnung herrscht, und daß die Polizei stramm auf dem Posten ist. Aber was so die Flaneurs

auf den Straßen betrifft, — na, da wirst Du wohl nicht dumm genug sein, Dir da was einbilden zu lassen.

Nun ist der Bogen voll geworden, und ich habe mir den Schlaf ordentlich weggeschrieben. Na, das war das erstemal. Nun schreibe mir nur gleich, ob Du aufgenommen bist, und ob ihr viel zu tun kriegt.

Die Berechnung legst Du wieder bei.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Montag den 7. Oktober 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief mit der Nachricht, daß Du aufgenommen bist, und wie Deine Lehrer und Lehrerinnen heißen, habe ich erhalten. Ich habe damit Korl Wendrup gleich zum Pastor nach Friedensee geschickt, damit der doch Nachricht bekommt. Er sagte mir neulich, nach der Kirche, es wäre ihm doch „Ehrensache", daß Du bei der Aufnahmeprüfung gut durchkommst, und ist ihm wohl nicht ruhig ums Herz gewesen, bis er den Brief gekriegt hat.

Nun halte Dich man brav, daß die Sache gut geht. Dann will ich ja auch zufrieden sein.

Daß ich jetzt abends allein sitze, laß Dich man nicht beunruhigen. Ich lese derweil. Ich habe mir aus der Rumpelkammer allerlei alten Kram geholt. Du weißt auch, da ist genug Futter, das geht nicht so bald aus. Mutters Schönstes war ja immer: abends im Winter lesen. Es hat sie manchmal geärgert, daß ich immer dabei einschlief. Manchmal passiert mir's ja auch heute noch, aber es kommt mir vor, als wenn ich jetzt besser denken könnte, wohl weil ich mehr zu denken habe. Damals war ich noch leichter und sorgloser. Aber wenn erst der Tod eingezogen ist, sieht man vieles anders an.

Na, ich will Dich nicht traurig machen. Lern' Du man so weiter. Es wird am Ende schon recht gewesen sein.

Du fragst nach der Wirtschaft. Das laß man jetzt, das kann so'n studiertes Fräulein ja doch nicht interessieren, und höflich tun brauchst Du mir nicht. Führt zu nichts Reellem.

Mit dem Mittag ist's bis jetzt noch gut gegangen, die Mamsell gibt sich Mühe. Aber mit dem Brenner wird's mir unangenehm bei Tisch. Er wirft seine Augen nach ihr, und Liebesgeschichten will ich hier nicht haben.

Deine Berechnung stimmte. Aber warum so viel Fahrgeld? Mach Dir man lieber ordentlich Bewegung, das ist gesünder und billiger.

Grüße Tante Line.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

Nachschrift: Daß die Tante gut zu Dir ist und sich mit Dir bemüht, ist ja schön und recht. Sage ihr man meinen besten Dank. Aber so rausstreichen, als wolltest Du mir damit etwas gegen meinen ersten Brief beweisen, brauchst Du nicht. Das ist überhaupt i h r e Art: immer hinter den Worten noch einen anderen Sinn zu haben. Die nimm Dir man nicht an.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonntag den 14. Oktober 1888.
Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten. Aber ich konnte ihn nicht dem Pastor nach Friedensee schicken, weil so viel drin stand, das nicht für fremde Leute paßte.

Du bist eine dumme Diern. Heimweh, so was gibt's nicht. Das habe ich Dir gleich gesagt: entweder — oder. Du hast's gewollt, Deine Mutter auf dem Sterbebett hat's gewollt, der Pastor Friedrichs liegt mir schon seit fast zwei Jahren damit in den Ohren, und mein einzigstes Kind bist Du jetzt ja man. Ein Ochse mit dem Brett vorm Kopf wie mein oller Kolling Möhrs bin ich nicht. Mein Vater hat mich das Real durchmachen lassen und hat immer Rücksicht darauf genommen, was seine Kinder konnten und wozu sie taugten. Das will ich auch. Kinder sind's ja nun nicht mehr, aber alles, was für Dich recht und in Ordnung ist, sollst Du haben.

Überhaupt, wer schon zweimal den Tod ins Haus kommen sah, sieht die Welt anders an.

Aber nun es so weit ist, will ich kein Gejammere hören. Was Du von dem Wind schreibst, der um unser Haus pfeift, so ist der Berliner gerade so gut. Hab Dich man nicht, Diern, und steck die Nase in Deine Bücher.

Nein, Weihnachten kommst Du nicht her. Die Reise ist zu kostspielig. Denkst wohl, man ritte immer nur so, wie es einem Spaß macht? Noch nicht drei Monate bist Du dann fort und willst wieder her? Halt man aus, ich mag so was nicht leiden. Die Mamsell besorgt hier schon ganz recht für die Leute den Baum, und den Kuchen usw. Seit Mutter und Willi tot sind, mache ich mir so wie so nichts aus Weihnachten.

Eine Berechnung fehlt diesmal. Du warst wohl ganz konfus. Tu das nicht wieder.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 21. Oktober 1888.
Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten. Siehst Du, man muß sich so was nicht ankommen lassen, und kommt's mal, muß man es bei sich behalten. Was denkst Du, daß ich nicht auch Heimweh gehabt habe, als ich von Hoptendorf weg mußte? Aber wehe, wenn das einer gemerkt hätte. Wozu hat man denn Zähne, wenn man sie nicht mal zusammenbeißen kann!

Nun freilich bist Du nur ein Mädchen. Aber Deine Mutter und Deine Großmutter sind auch nicht weichlich gewesen. Das liegt nicht in unserer Art. Eher zu trotzköpfig. Womit ich Dir dies letztere nicht geraten haben wollte, wenigstens nicht mir gegenüber. Dagegen was z. B. Tante Line betrifft, wenn die sich ihre Malweiber einladet, und Du sollst bis nach Mitternacht dazwischen sitzen, da kannst Du ruhig Deinen Kopf aufsetzen. Sollst es sogar. Was soll das heißen, solchen Unsinn mit Dir anzustellen! Du hast um halb zehn ins Bett zu gehen, und wenn Du mal mit einem Aufsatz oder was ihr sonst habt, noch nicht fertig bist,

so kannst Du auch bis halb elf sitzen. Aber nötig ist das auch nicht, richte Dich am Tage ordentlich ein, dann kommst Du schon zurecht. Vor allem: verschnattere keine Zeit. Du kannst Dir schon denken, mit wem, und was ich Dir im ersten Brief gesagt habe. Zum Verschnattern haben wir die Zeit nicht gekriegt, hier in Greeschenbock hast Du das auch nicht gelernt, weder bei Mutter noch bei mir.

Laß Dir das gesagt sein, Diern, verstanden!

. . — — Ich habe mir den Rock ausgezogen. Mir ist ganz heiß geworden, weil ich mich so geärgert habe. Das darf nicht vorkommen, dafür habe ich Dich nicht nach Berlin geschickt.

Mir zum Pläsier habe ich das nicht getan, das kannst Du Dir wohl denken. Mir wär's auch lieber, Du wärst noch hier, und ich brauchte die Mamsell nicht. Von den einsamen Abenden will ich nichts sagen, habe Dir ja auch schon geschrieben, daß das nichts macht. Aber ein anderer hier aus der Gegend hätte sein einzigstes Kind nicht fortgelassen, und wenn sich's die Seele aus dem Leibe heulte, das sage ich Dir. Um bloß an Kolling Möhrs zu denken. Läßt der wohl eine von den sechs Töchtern aus dem Hause und wenn die sich auch gegenseitig über den Haufen rennen? Der denkt: Was ich hab', das hab' ich, und was mein ist, soll mir dienen und nicht fremden Leuten.

Vorgestern war er hier. Ich wollt's Dir eigentlich gar nicht schreiben. Schöne Dinge hab' ich da zu hören gekriegt, so etwa, als wäre ich ein Hanswurst mit Klunkern dran. „Bist ja wohl mall!" sagte er. „Hast bloß eine Tochter und läßt die nach Berlin und Lehrersche werden —" na, und was er sonst noch sagte, aufgeschrieben habe ich's mir nicht. Aber ärgern tut's mich heute, und heiß ist mir schon wieder, in Hemdsärmeln.

Ich will man zu Bett gehn, wird wohl das Beste sein.

Die Berechnung stimmte.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

Nachschrift: Daß Tante Line sich nicht mehr Line nennen läßt, sondern „Calla", kann ich mir denken, das kann ich mir lebhaft vorstellen! Na, denn man zu. Dabei bleibt sie doch Karoline Köppen, nichts vor und nichts nach. Sie sollte sich was schämen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 22. Oktober 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten. Die Berechnung ebenfalls, aber sie stimmt um 35 Pfennig nicht. Ich schicke sie Dir hiermit wieder, besinne Dich genau und berichtige den Fehler. Gewöhne Dir ja nicht an, in Kleinigkeiten leichtfertig zu sein, denn Geld, und wenn es Pfennige sind, sind niemals Kleinigkeiten. Dazu kosten sie zuviel Schweißtropfen.

Sonst hat mir Dein Brief gefallen. Bleib Du nur immer die Else aus Greeschenbock und mache Dich nicht zu gemein mit Tante Line. Deren Wege sind meine Wege noch lange nicht, wenn sie auch ihre guten Seiten hat.

Mit Kolling Möhrs, das ist auch nicht so schlimm. Wenn ich mich nach dem richten wollte, hätte ich ihn ja erst fragen können, ehe ich Dich wegschickte. Nein, denke man nicht, daß mich so was lange ärgert. Das kommt nur mal so und vergeht wieder.

Was soll in der Wirtschaft denn groß los sein? Wie's eben sein kann nach dem nassen Sommer. Die Kartoffeln in den tieferen Feldern haben als fauliger Matsch in der Erde gesteckt, daß es bis auf die Chaussee gestunken hat. Das ist schlecht dies Jahr. Was hilft's? Wie Gott will, muß der Landmann sagen.

Eine von den großen roten Kühen, die tragend ist, hat sich was eingeschluckt und ist krepiert. Es muß auf dem Hof gewesen sein, als Siegfried die Ställe mistete. Der olle Kerl war ganz außer sich, ist auch ein großes Malheur.

Was den vergangenen Mittwoch, den 24. betrifft, so bleibt's mit den Leuten ziemlich dasselbe. Nur die drei Familien am Teich, die Maucks, Rohrbeins und Kantowskis haben gekündigt. Die haben sich wohl beredet, daß es anderwärts fetteres Futter geben könnte. Na laß sie. Überhaupt war's in Hoptendorf noch alles anders. Jetzt sehn sie bloß noch auf den Lohn, und mit Glacéhandschuhen wollen sie auch angefaßt werden. Und dabei, was kostet das alles, das man kaufen muß, und wie billig soll man selbst alles lassen. Selbst mit den Gänsen ist diesmal nicht viel los. Die Hausfrauen in Pöpplitz scheinen sich dies Jahr den Martinsbraten absparen zu wollen. Madame Ricke hat schlechte Geschäfte gemacht. Sie läßt Dich übrigens grüßen, und sie vermißte Dich so lang der Tag wäre. Darfst ihr schon immer mal eine Ansichtskarte schicken. Deine Mutter hielt viel auf sie. Die neue Lehrersfrau bleibt die zierige Suse, die sie war. Da hielt Madame Ricke ihrer Zeit besser auf Würde.

Weiter ist nichts Neues. Der Brenner nimmt sich zusammen, ich habe ihn auch gehörig geschüttelt. Nun mag er bleiben, fleißig ist er ja, aber er hat keine Haltung. Die Mamsell sagt: „Wenn ich den heiratete, könnte ich ja auch einen Hahn heiraten. Der läuft jedem Huhn nach."

Über den neuen Kutscher kann ich noch nicht urteilen.

Weiter weiß ich nichts, ich bin müde, und die Lampe brennt schlecht.

Ja, mein Dochter, ist ja gut. Beweise mir Deine Liebe, indem Du mein gutes, gehorsames Kind bleibst.

Grüße Tante Line.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Montag den 5. November 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten, und eben, als ich ihn gelesen habe, fuhr der Oberförster Daul auf den Hof. Da habe ich mit ihm bei einer Flasche Wein den Brief nochmal gelesen, und uns sind die Tränen gekullert vor Lachen. Wie wir gelesen haben, daß Ihr Eurer Mademoiselle Pipplipow (wer kann den Namen behalten) ihren Pompadour mit den falschen Zähnen drin versteckt habt und Euch Eurem neuen Zieraffen von jungen Doktor mit vertauschten Namen vorgestellt

habt, dachten wir an die eigenen Jugendzeiten zurück. Die waren doch auch schön! Ja, mein Diern, seid man immer mal ein bißchen überspöhnig, das schwere Leben kommt immer noch früh genug.

Nun tu mir auch zu wissen, ob Du wohl mal in die Kirche gehst. Oft findest Du wohl nicht hin, bei Tante Line ist das wohl nicht Mode, kann ich mir denken. Ich bin ja auch manchesmal aus der Kirche rausgekommen und habe gedacht: Ja meiner Six! jetzt weiß ich doch wahrhaftig kein Wort, was der gesagt hat. Aber man ist doch mal in einer anderen Welt. Man kriegt doch mal die Alltagssorgen aus dem Kopf. Da sitzt man da, hat nichts zu tun, und plötzlich gehn einem die Gedanken wie auf Flügeln. Daß Du nach Berlin gekommen bist, Diern, verdankst Du auch nur der Kirche. Da hab' ich's mir überlegt. Da hat der liebe Gott vielleicht zu mir gesprochen, ohne daß ich es gemerkt habe. Also geh auch mal hin.

Gestern war's doch Sonntag. Da bin ich, als es schon schummerig war, auf dem Kirchhofe gewesen. Ich sitze also nachmittags und lese in der alten Weltgeschichte mit Bildern, die Willi und Dir gehört hat. Da klopft's und da kommt Madame Ricke, hat ihre weiß und blaue Sonntagshaube auf und die Schürze von schwarzer Seide mit bunten Blümchens vor, die Du ihr vorigen Weihnachten gestickt hast. Und in der Hand hält sie zwei wunderschöne Rosen. „Die sind von Fräulein Elses Teerosenstock," sagte sie. „Das bitte, bestellen Sie ihr man. Sie hat's nicht geglaubt, daß der noch in diesem Jahr blühen wird. Aber nun sollen Sie sie haben, darum, weil Sie hier immer so einsam sitzen, Herr Köppen. Wie die Knospen ansetzten, habe ich sie schon für Sie bestimmt. Sie haben's auch wohl gewußt," sagte sie. „Die Rosen nämlich. Daß sie einen einsamen alten Mann aufheitern sollten, darum haben sie sich so schön beeilt."

„Je, Madame Ricke," sag' ich, „was soll ich wohl mit Rosen?" Aber sie gibt sie mir doch. Schon wie ich sie anfasse, mit meinen plumpen Fingern, kommt mir das schnurrig vor. Nee, nee, zu Josias Köppen und auf seinen ollen Schreibsekretär passen keine Rosen. Und der Duft macht einen ja ganz trübsinnig. Nein, damit hat's Madame Ricke nun mal nicht getroffen.

Aber wie ich sie anseh' und an Mutter denke, die immer sagte: „So eine wie Madame Ricke kann man mit der Laterne suchen und findet sie nicht! Drei Söhne dem Vaterland geopfert, den Mann in den besten Jahren verloren, dann beiseite geschubst und doch immer tapfer und treu. Nie kleinlich, nie zänkisch und so klar im Kopf —" da dachte ich auch: Wer weiß, wozu ihr Geschenk gut ist. Und wie ich die Rosen so vor mich hinhalte, da kommt's mir wie eine Erleuchtung, daß ich die wohl auf den Kirchhof bringen soll.

Madame Ricke hat dann noch ein Stündchen bei mir gesessen, und ich hab's nicht gedacht: ich habe mir mit der alten Frau ordentlich das Herz leicht geredet. Habe auch nicht gewußt, wie viel drauf saß, bis es alles runter war. Es ist doch am Ende ganz weise eingerichtet, daß man nicht in sorglosen, leichten Zeiten die Menschen richtig kennen lernt, sondern erst, wenn's enger um einen wird und im Herzen manchmal bange. Was weiß diese alte Seele alles vom Leben und ist doch über Greeschenbock und Pöpplitz nie herausgekommen. Ich habe im stillen gestaunt. Ich habe an Dich, Else, gedacht, ob Du da wohl in Berlin so gute Unter-

haltung fändest wie mit Madame Ricke. Wenn die Bildung gekriegt hätte, die würde jetzt bei Euch als geistreiche Person gelten, und manch eine könnte sich vor der verstecken.

Es hat mich gefreut, was sie alles von Dir sagte, Diern. Ich schreib's Dir nicht wieder. Du hast bis jetzt zwar keine Anlage zur Eitelkeit, würde Dir auch komisch stehn, aber besser ist's doch immer, man wird ein bißchen zu scharf angefaßt als zu weich. Das hab' ich zu Hause gelernt und habe es ein halbes Jahrhundert hindurch immer richtig befunden. Denk Du Dir bei Deinen neuen Freunden auch man immer, was wohl Madame Ricke dazu sagen möchte. Das wäre noch nicht der schlechteste Maßstab.

Liebe Diern, dann bin ich auf den Kirchhof gegangen. Das Wetter war still und trübe und dunkel wurde es schon. Die kahlen Bäume standen so stumm. Da habe ich auf jedes Grab eine Rose gesteckt, und es ist mir nichts davon abgeblättert, das kannst Du glauben. Und dann habe ich mich auf unsere Bank gesetzt, die zwischen den Gräbern steht, und es wurde immer dunkler und nichts regte sich, und ich habe an vieles gedacht.

Die Gedanken kommen manchmal wie große Vögel. Elsing, hast Du das auch schon gehabt? Man kann sie nicht rufen und nicht verjagen, man kann nur still sitzen und fühlt sie um den Kopf flattern und mit den Flügeln schlagen.

Was habe ich gedacht? Ich habe an unsere Brautzeit gedacht, als Ihr beide noch nicht da wart. Was war ich selig! Ob sie's wohl gewußt hat? So ganz wohl nicht. Man kann ja nicht reden wie man möchte. Und sie kam mir immer so fein vor. Eine Rektorstochter, das ist schon was! Aber vertraulich waren wir auch. „Mein alter Knorren," sagte sie manchmal zu mir, wenn ich meinen dicken Kopf hatte und nicht gleich wollte. Sie konnte das so sagen — ich hör's immer noch. Damals dachte ich, ich dürfte mir das nicht so merken lassen, aber ich habe in mir gelacht, so schön klang es, wenn sie „alter Knorren" sagte.

Elsing, es ist doch was wert, um solche stille Stunde mal in der Woche. Ich weiß, Du hängst auch danach, und wenn ich Dich mal so habe sitzen gefunden, dann habe ich Dich aufgerufen, Du solltest nicht träumen. Ja, man soll's auch nicht am Werktag, aber am Sonntag im Schummern kann man's schon mal. Träumen ist immer besser als schnattern, das ist ja das Schrecklichste.

Ich habe mir viel sagen lassen zwischen den Gräbern, auch Unrecht, das ich getan habe, und vielerlei Irrtum und Torheit. Ich kann Dir das nicht alles sagen, mein Diern, das paßt sich nicht. Aber Dein Vater ist auch ein armer Sünder und möchte heute wohl manches noch einmal leben und dann anders machen. Am schlimmsten ist's, wenn einen unschuldige Tränen brennen, die man verursacht hat. Ach Diern, das tut bitter weh. Da hilft kein Biegen und kein Winden, das muß ausgehalten sein.

Willi wäre jetzt zwanzig Jahre alt, Elsing. Am nächsten Mittwoch wäre sein Geburtstag. Ich denke schon allein dran, auch ohne daß Du mich daran erinnerst. Solche Dinge behält der alte Kopf doch noch. Er wäre jetzt beim Militär. Ach, ein braver Soldat wäre er geworden, so wie der war. Es kommt mir doch immer wieder hoch wie damals in der ersten Zeit. Und Mutter hat's noch erleben müssen.

Da möchte man auch manchmal zum lieben Gott aufbrüllen: Warum das? was hast Du davon?

Aber man soll das nicht. Ich kann's nicht leiden, wenn die Leute mit dem Herrgott schnattern, als wär's der Schulze oder ein Gendarm. Es ist noch keiner von uns allen in seiner Werkstatt gewesen und hat eine Tasse Kaffee vorgesetzt gekriegt. Der Respekt, mein Dochter, der ist auch immer noch das Beste bei solchen Schlägen. Der hält aufrecht, der macht stramm.

Willi ist einen ehrlichen, tapferen Tod gestorben. Möchten wir man alle einst so sterben! Was ist überhaupt der Tod! Das Schlechteste doch wohl nicht, auch nicht für die, die nachbleiben. Möchte ich wohl mit Maurer Mahn tauschen? Dem sein Franz lebt doch und lebt noch vielleicht lange. Aber was mir der alte Mahn gesagt hat mit so starren Augen, damals, als wir Willi begraben hatten: „Herr Köppen, ich wollt', mein Franz läg' da, wo der Herr Willi liegt!" das bleibt noch heute wahr. Willi ist gestorben wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld, mit dem Schuß in der Brust, darum, weil er seines Vaters Besitztum verteidigte. Wehe dem Vater, dessen Sohn ein Wilderer und ein Mörder ist! Der Jammer des alten Mahn ist auf Erden nicht mehr auszulöschen. Aber wohl dem Vater, dessen Sohn in herrlicher Jugend starb, wenn er auch nachher an jedem Frühling und Herbst denkt: Wie wär's, wenn der Jung' noch da wäre!

Liebe Diern, ich mach' Dich weinen. Laß man, ich hab' auch geweint. Mit Spaßmachen kommen wir nicht durchs Leben, wir müssen auch durch die schwarzen Stunden durch. Nachher scheint die Sonne auch wieder.

Wie ich heute morgen Deinen Brief gelesen habe, da habe ich doch wieder lachen können wie lange nicht. Auch der Daul hat's gekonnt. Er ist doch ein netter Mann und vielseitig, ganz anders wie mein alter Kolling, der denkt, daß nichts, was nicht Dreesowsch ist, was taugt. Mit Daul kann einer doch mal reden.

Weißt, was er sagt? Du sollst, wenn Du fertig bist, hier, direkt hier in Greeschenbock die Schule übernehmen. Aber das wird Dir doch wohl nicht gut genug sein, und ich kann's Dir nicht verdenken. Bei „Herrn Fiedler" die Nachfolge zu übernehmen, lockt Dich wohl nicht. Aber an der Pöpplitzer Töchterschule könntest Du eine Anstellung kriegen. Das wäre ganz nett. Da schickte ich Dir alle Sonnabend den Wagen, und Du wärst Sonntag hier. Was meinst Du?

Dieser Brief ist aber dick geworden. Du hast wohl kaum Zeit, ihn zu lesen. Ja, man wird alt und geschwätzig. So'n stiller Novemberabend, wo der Wind heult und die Lampe brennt, der macht, daß die Worte von selber fließen.

Rege Dich man nicht auf, daß Du die 35 Pfennige doch nicht berechnen kannst. Ich mache für dies eine Mal einen Strich dahinter. Aber sieh zu, daß es nicht wieder vorkommt. Einmal hast Du Schokolade mit Schlagsahne und Apfelkuchen angeschrieben, wo Du mit Freundinnen ausgewesen bist. Ich habe nichts dagegen für einmal, nur nicht zu oft. Halte Dich überhaupt nicht zu Mädchen, die oft in Konditoreien gehen, da ist für gewöhnlich nichts dahinter. Wer das Leben ernst nimmt, schlampt auch in der Jugend nicht.

Grüß die Tante Line und frag sie von mir, von welchem Priester sie sich denn hätte umtaufen und ihren ehrlichen Namen verändern lassen. Wohl vom heiligen Spleen?

Aber ich mache bloß Spaß. Du als Nichte darfst ihr das nicht sagen. Behalte Du Dir nur Deinen eigenen Verstand. Madame Ricke, die Mamsell und der Oberförster lassen grüßen.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

NB. Ich muß doch morgen Lepel fragen, vielleicht kostet dieser Brief Doppelporto!

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Donnerstag 22. November 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deine beiden Briefe habe ich erhalten. Daß Du Dich über meinen langen Brief so sehr gefreut hast, ist ja schön. Aber Du bist darin doch sehr übertrieben gewesen, daß Du ganze Stücke daraus auswendig weißt. Was ist das für eine Zeitvergeudung! Lern Du lieber die Psalmen und die Sprüche Salomonis und die Geschichtszahlen auswendig, das gibt's besser aus. Überhaupt kommst Du mir recht aufgeregt vor. Warum soll ich denn gleich krank sein, wenn ich mal eine Woche mit Schreiben überschlage. Ich hab's mit Willen getan. Ich habe gedacht: Das wird sie sich wohl denken können, daß man nach solchem langen Brief sich erst mal ordentlich verpustet. Und dann dachte ich auch, als Dein erster Brief mit dem Auswendigwissen ankam: Na, man immer sachte mit die wilden Pferde. Das muß nun erst niederschlagen. Die Diern ist solche Gefühlsäußerungen an ihrem Vater nicht gewöhnt und kriegt gleich die Hitze davon. Das muß sich erst setzen.

Na gut. Da kommt Montag früh Dein zweiter Brief, ob ich krank wäre. Ich und krank: zum Lachen! Bestell doch mal Tante Line, ob sie ihren Bruder Josias schon mal am hellichten Tage in Federbetten hätte liegen sehen. Er nicht. Aber von selbst könnte seine Tochter doch nicht auf so was kommen. Dazu wäre sie doch zu vernünftig erzogen. Ich wäre das auch nicht gewöhnt, daß, wenn ich mal nicht hätte reden mögen, meine Familie gleich losgeschrien hätte: Bist du krank? Bist du krank?

Also gut, ich denke: Die Else hat den Großstadtkoller gekriegt. Laß sie man. Sie wird sich schon von selber wieder besinnen. Mittlerweile wird's Donnerstag. Wer kommt mir heute über Mittag ins Haus? Madame Ricke. Aber Teerosen hat sie nicht, sie hat „etwas Wichtiges". Ich muß von Tisch aufstehn und mit ihr nach vorne gehn.

Was ist's? Die Knie haben mir nämlich gezittert, und ich hab's am Herzen gespürt wie einen Schlag. Ich habe kaum sprechen gekonnt. Da — was kommt raus? Das Fräulein Else hat Angst! Schreibt wie eine Tolle und fleht die alte Madam an, sie solle ihr „die ganze Wahrheit" schreiben. Womöglich telegraphieren!

Telegraphieren! Jawohl, beinah! Ein Bote nach Friedensen aufs Amt, ja? Das Wort fünf Pfennige, nicht wahr? „Papa ist wohlauf und grüßt seine süße Tochter." Was?

Diern, wenn Du hier gewesen wärst — achtzehn Jahre bist Du ja schon, aber eine Maulschelle hättest Du doch gekriegt.

Madame Ricke hat für Dich bitten wollen. Ja, diese weichherzigen Weiber! Sie hätte auch wohl am liebsten telegraphiert.

Mich bibbert's noch, wenn ich an den Schreck denke. Die Knie waren mir eine ganze Stunde danach schwach. Jetzt schreibe ich Dir, damit nicht etwa noch über Nacht eine Depesche kommt. Ich glaube, Ihr seid in Berlin allesamt verrückt!

„Die ganze Wahrheit" willst Du wissen. Na schön, ich halte sie Dir nicht vor; Du bist eine Gans. Das ist sie.

Die Berechnung stimmte. Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Freitag den 30. November 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Den Brief von Tante Line, genannt Tante Calla, habe ich heute erhalten. Nun hat sich die Sache also herumgedreht: nicht ich bin krank, aber Du bist's. Hast Dich gewiß zu dünn angezogen oder hast gegen den Wind an gesprochen. Das könnt ihr Frauensleute euch doch nicht abgewöhnen!

Ich habe gleich zu Madame Ricke geschickt. Sie sagt, Du solltest gegen die Halsschmerzen süßen Rahm langsam trinken, und dann schickt sie Dir ein Pflaster mit, das sollst Du Dir um den Hals von außen umlegen, das zieht die Entzündung raus. Und dann ordentlich schwitzen. Laß Dir man von Tante Line oder Tante Calla Fliedertee machen, den trinkst Du, so heiß Du kannst, und packst Dich fest in Betten. Und dann schlafen, verstanden, oder ganz still liegen. Nicht schwatzen.

Bitte Deine Tante, daß sie mir wenigstens auf der Karte alle Tage Nachricht gibt. Hoffentlich kommt nichts nach. Sei nur ja vernünftig.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Montag den 3. Dezember 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Erst heute kam die erwartete Karte von Tante L—, Tante Calla. Ich habe alle Tage gewartet, und gestern, am Sonntag, bin ich Lepel bis über den Kluten hinaus entgegengegangen. Aber es war nichts da. Erst heute.

Daß es noch nicht besser ist, kommt gewiß davon, daß Ihr das Pflaster nicht umgelegt habt. Was soll so ein Doktor dabei? Diese großstädtischen Ärzte haben doch kein Interesse, und woher sollen sie es auch haben bei den vielen Menschen? Das muß ihnen ja alles durcheinandergehn. Die experimentieren doch bloß. Madame Ricke aber ist eine alte kluge Frau und hat Erfahrung, und sie hat Dich über alles lieb, sie wird Dir schon nichts schicken, das schadet.

Wärst Du hier bei uns, so liefst Du schon lange wieder herum. Aber das ist die Stadtweisheit.

Ich habe Lepel in der Küche warten lassen und ihm Warmbier gegeben, damit er den Brief gleich mit retour nimmt. Dann habt Ihr ihn morgen, und ich kann übermorgen, Mittwoch, Nachricht haben, wenn Ihr s o f o r t schreibt.

Draußen schneit es, Siegfried und Ohle müssen schon schaufeln.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *



Telegramm. Aufgegeben Friedensee, 5. Dezember, 11 Uhr 32. Rückantwort bezahlt.

Warum keine Nachricht? Bitte sofort Depesche. Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Dienstag den 11. Dezember 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief und Tante Lines drei Karten sowie die Depesche vom 5. habe ich erhalten. Nein, ich bin nicht mehr böse, ich danke Gott, daß Du gesund bist, und will's Tante Line nicht mehr gedenken, was sie angerichtet hat damit, daß sie nicht schrieb. Das ist nun vorbei, aber Gott möge es ihr auch verzeihn, denn schön war's nicht.

Am 5. Dezember, den ich nie vergessen werde, nachmittags, stand schon der offene kleine Wagen vor der Tür. Wenn die Depesche um 4 Uhr nicht da war oder sie schlechte Nachricht enthielte, wäre ich abgefahren und zu Dir gekommen. Um 5½ geht der Zug aus Pöpplitz, aber ich hätte eilen müssen. Die Pferde standen seit 10 Uhr im Stall, und Heinrich Kittel (das ist nämlich der neue Kutscher, ein bißchen happig, aber sonst ganz still und fleißig) hatte bestimmte Order. Es wäre scharfen Galopp gegangen. Ich hatte schon meinen guten schwarzen Kirchrock an und den neuen Überzieher, den wir vor zwei Jahren bei Engelmann in Pöpplitz kauften, und von dem Du immer sagtest, ich guckte draus vor wie ein Kater aus dem Sack, weil ich noch nie so'n Ding auf dem Leib gehabt hatte. Na, es ist aber guter Stoff, und Du hättest Dich schon nicht wegen meiner zu genieren brauchen.

Also gut. Ich trapp' immer ins Haus rein, aus dem Haus raus, den Hof lang, aus dem Tor raus, zurück, ins Haus rein, immerzu und immerzu. Schön war mir's nicht dabei, Diern, das kannst Du glauben. Eng war mir das olle Ding auch über der Brust, und Luft konnte ich knapp kriegen. Ich dachte an Mutter, wie sie „alter Knorren" zu mir gesagt hatte und nun längst stumm geworden ist. Und dann dachte ich an Dich, wie Du damals im Laden so übermütig wurdest und so frech und Deinen alten Vater, weil er sich so dumm anstellte, einen Kater im Sack nanntest, und es gleich mit der Angst kriegtest, was Du nun wohl gesagt hättest. Und ich dachte, daß am Ende auch Du schon — — Na, lassen wir das. Schön war's eben nicht. Und wie die Pferde auf die Steine stampften und ich zu Heinrich Kittel sagte: „Na, fahre man ein paarmal um das Rundstück rum", das liegt mir noch alles in den Ohren. Das war am Mittwoch den 5. Dezember.

Indem drückt sich was in den Hof und kommt um die Ecke. Und ich werd's nicht eher gewahr, bis es dicht vor mir steht und mir das Telegramm hinhält. Mein Six, ich habe gedacht, ich fall' um. Guck' ich mir die Augen aus dem Kopf nach einem Mann zu Pferde, und schickt mir der verdammte Kerl aus Friedensee ein unbedarftes lüttes Dierning von so acht, neun Jahr in zerrissenen Schuhen und verfrorenen Poten. Wo hätte das Wurm mit dem Schriftstück abbleiben können! Und ich hier wie auf glühenden Kohlen!

Und eine gute halbe Stunde hätte der Kerl mir ersparen können, wenn er einen reitenden Boten geschickt hätte, wie sich's gehört.

Na, das ist ja nun alles vorbei. Wie ich das Ding aufgekriegt habe, weiß ich heute nicht mehr. Auf hatt' ich's ja endlich. Was ich erwartet habe, drin zu lesen, ich mag nicht mehr daran denken. Na, fort damit. Nun ist ja alles gut.

„Else in Besserung. Beunruhige Dich nicht. Brief unterwegs. Deine Calla."

So stand da.

Ich bin zu mir gekommen, habe mich umgedreht. „Abspannen!" Ich hab's wohl dreimal gebrüllt, so tollrig war mir im Kopf. Der Kittel guckte sich auch ganz bedenklich nach mir um, als er zum Schuppen fuhr. Ich ins Haus. Den Überzieher ab, den schwarzen Rock aus. Na, hängt ihr nur! hängt ihr nur! Könnt lange hängen. Es geht nicht nach Berlin!

Ja, mein Dochter, nun ist das ja alles vorbei, aber eine Tour war's doch. Mache mir nicht wieder solche Chosen.

Übrigens der Name Calla ist doch am Ende gar nicht so häßlich, und im Grunde ist's ja ebensogut von Karoline abgeleitet wie der andere. Grüß sie nur, und ich ließ' schön danken für alle Mühe.

Dieser Brief kommt ins Paket. Mamsell schickt Dir die frischen Würste. Laß sie Dir man schmecken, aber vorsichtig, daß Du Dir nicht den Magen verdirbst. Den Schinken schicke ich später. Die beiden Schweine waren ganz schön fett, eins hat 500 Pfund gewogen, das andere 520 Pfund. Ja, ja, solche Biester kriegt Ihr in der Stadt gar nicht in den Handel.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

Nachschrift. Mit Deiner Berechnung ist jetzt wohl alles durcheinandergegangen

(Fortsetzung folgt)



Vorfrühling

Von

Hertha Koenig

Die Tannen strahlen vor Seligkeit,
Weil heute der Frühling vorüberschritt
Und löste ihr lästiges Winterkleid,
Daß es die Schultern hinunterglitt
Auf ihre Füße in weichen Falten;
Die Arme haschen nach goldnem Glück,
Sie wollen den Frühling umfangen halten,
Er schritt vorüber — o kehre zurück!





Kreuz und Kreuzigung

Eine Studie von P. Riedel

„Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Golgatha, kreuzigten sie ihn daselbst und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten, einen zur Linken." Luk. 23, 33.

Die Kreuzigung ist eine Strafe, welche mit dem Siege des Christentums aus den Mitteln des Strafvollzuges verschwunden ist; sie war eine Todesart, die an Roheit und Grausamkeit kaum ihresgleichen hat. Zur Zeit der Weltrömerherrschaft war aber das Kreuzigen eine sehr beliebte und ganz allgemeine Strafe, die sogar auf ganz geringfügige Sklavenvergehen gesetzt wurde, und grade in Jerusalem, das um und nach der Jesuszeit einen Mittelpunkt des Partei- und Revolutionslebens bildete, war das Kreuzigen etwas so Alltägliches, daß nach einem Gekreuzigten mehr oder weniger kein Hahn krähte. Allerdings haben sich die Juden dieser grausamen Todesart nur wenig, in der herodianischen Zeit überhaupt nicht bedient. Sie kannten nur den Tod durch das Schwert, Verbrennen oder Ertränken, für schimpfliche Verbrechen das Steinigen, und nur in ältesten Zeiten scheint eine Art Henkens und „an das Holz hängen" Mode gewesen zu sein. Die betreffenden Stellen im Alten Testament sprechen sich darüber nicht klar aus: 1 Mos. 40, 19; 4 Mos. 25, 4; 5 Mos. 21, 22—23; Jos. 8, 29; 10, 26; 2 Sam. 21, 9. Christus wurde deshalb auch nur durch römischen Urteilsspruch gerichtet und, wie üblich, an weithin sichtbarer Stelle mit andern Verbrechern ans Kreuz „genagelt".

Wir wissen nun nichts Näheres darüber, welcher Art die an Jesus vorgenommene Kreuzigung war. Es liegt das vor allen Dingen daran, daß wir überhaupt über das ganze Verfahren der Kreuzigung, Kreuzesart usw. recht mangelhaft unterrichtet sind. Wir müssen aus allen möglichen Klassikerstellen mühsam zusammensuchen, um nur ein annäherndes Bild dieser grausamen Prozedur zu gewinnen. Nicht einmal der Wortgebrauch steht fest. Die ganzen Arten von Kreuzen, welche das lange Zeit für klassisch gehaltene Werk von Lipsius (1600) „de cruce" aufführt, sind von ihm erfundene Spezialisierungen, deren Nicht-Existenz Fulda (1878: Das Kreuz) evident nachgewiesen hat. Die Klassiker der Römer haben den

Ausdruck crux, cruci alqm. suffigere usw. für alle möglichen Todesstrafen und Peinigungen gebraucht, wo Hängen, Spießen, Pfählen das eigentliche Verfahren war, ja Lucian (Prometheus) nennt sogar das Befestigen des Göttersohnes an einem Felsen: eine Kreuzigung. Nun ganz und gar die Einzelheiten des Aktes! Sie müssen mehr erraten als gefunden werden. Das kam aber daher, weil kein vornehmer Römer es für anständig hielt, den Augenzeugen bei dieser scheußlichen Hinrichtung zu spielen (Cicero, Rede pro Rabirio perd. 5). Die Kreuzigung des Räubers Laureolus, die Domitian in der Zeit des Verfalls als öffentliches Schauspiel anordnete, bestätigt nur die Ausnahme. Es gibt keine Beschreibung, keine Abbildung eines Gekreuzigten, so daß wir keine übliche und bestehende Form eines Kreuzes festhalten dürfen. Die manches Mal auf heidnischen Inschriften gefundenen Kreuze können nicht zum Vergleich herangezogen werden, weil sie einfach antike Interpunktionszeichen waren, und die späteren christlichen Schriftsteller kommen für die Beurteilung der Kreuze um das Jahr 30 nicht in Betracht, da die Kreuzigung durch die christliche Legende variiert wurde, auch andere kirchliche Rücksichten in die 2—300 Jahre später auftauchenden Beschreibungen hineinspielen.

In Ermangelung einer genauen Vorschrift war es also ganz der Willkür eines Henkers oder meist der Soldaten überlassen, mit dem Verurteilten nach ihrem Belieben zu verfahren, und deshalb ist auch der Akt der Kreuzigung je nach Örtlichkeit und Gelegenheit verschieden. „Ich sehe", sagt Seneca, der Philosoph und Zeitgenosse Jesu (Trostschrift an Maria, Kap. 20), „Kreuze verschiedenster Art und Folterwerkzeuge für jedes einzelne Glied, manche müssen hängen, den Kopf nach unten, mit ausgespannten Armen und auf andere qualvolle Weise." Bei Massenkreuzigungen, wie sie z. B. Varus (5 n. Chr.) in jüdischen Landen handhabte, wo an 2000 Gefangene „am Kreuz" das Leben ließen, wird die Kreuzigung sich in den allerprimitivsten Formen bewegt haben, während da, wo Haß und Rache einen einzelnen traf, die Tortur besonders verschärft wurde.

Wir können demnach folgende Arten der Kreuzigung unterscheiden:

1. bei Massenkreuzigungen: das Anbinden an irgendeinen Baum, Pfahl, Stange, was in der Nähe war, ohne Nagelung und Querholz. Man band hoch, niedrig, Kopf oben oder unten, je nachdem Platz war oder die Laune regierte.

2. die Kreuzigung mit patibulum. Ursprünglich war das patibulum eine Deichselstütze in der Form eines gespitzten Pfahles. War diese Stütze oben geteilt, wie ein langschenkliges Dreieck, so nannte man die Konstruktion furca. Bei Sklaven, welche sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht hatten, bestand dann die sogenannte Strafe des furca-Tragens, ähnlich wie wir im Mittelalter oder heute noch in fremden Ländern das Tragen von Schandhölzern vorfinden. Statt der furca wurde aber bald bloß das patibulum genommen, zumal wenn eine Körper- oder Todesstrafe damit verbunden war. Man legte das patibulum auf den Nacken des Delinquenten und band die Arme fest. Ohne alle Umstände nagelte man dann den armen Sünder mitsamt dem Querholz an Stamm oder Stange, hing ihn wohl auch bloß an Äste oder Pfähle und kam so zu der gekreuzten Form, wie wir sie

3. als Christuskreuz (crux immissa) kennen: festes Gefüge mit Querholz und Spitze. Ob aber Christus an einem solchen gekreuzigt worden ist, ist mehr



als zweifelhaft. Aus der Zeit nach Jesu können literarische Belege gebracht werden, aus der Zeit vorher keine. Wahrscheinlich hat die christliche Legende das feste gekreuzte Holz mit Spitze frei erschaffen. Aus dem Neuen Testament geht nichts Bestimmtes hervor, dagegen scheint Joh. 19, 17 zu sprechen, als Jesus nach vorangegangener Geißelung (!) das Richtkreuz selbst zum Richtplatz trug. Ein solches Kreuz, wie die landläufigen Bilder bringen, war ein halb totgeschlagener Delinquent nicht imstande zu tragen, und viel wahrscheinlicher ist, daß auch Jesus das einfache patibulum trug. Die anscheinend für eine crux immissa sprechende Stelle Matth. 27, 37, die von einer Tafel zu Häupten des Gekreuzigten spricht und von Forrer (Forrer und G. A. Müller, Kreuz und Kreuzigung Christi in ihrer Kunstentwicklung, Straßburg 1894) als ausschlaggebend erwähnt wird, ist ganz bedeutungslos. Zu Häupten eines Gekreuzigten ließ sich auch ohne dekorative Spitze an Baum, Pfahl, Wand und in jeder Stellung eine Inschrift anbringen, da der Körper mit dem Kopf naturgemäß zusammensackt und Platz für ein kleines Täfelchen macht. Schlüsse auf eine bestimmte Form aus dieser Bibelstelle zu ziehen, ist sehr gewagt. Wir wissen höchstens noch, daß bei Kreuzen, die mit einer gewissen Sorgfalt hergerichtet wurden, in der Mitte ein Stützpflock eingetrieben wurde, auf dem der gebundene Körper gleichsam ritt. Dagegen ist die Höhe der Christuskreuze übertrieben. Eine solche Höhe, wie bekannte Bilder sie geben, daß die Henker Leitern anlegen oder den Körper mit Stricken in die Höhe winden mußten, ist niemals vorhanden gewesen, sondern alle Kreuze erreichten Mannshöhe, so daß alle Verrichtungen bequem und ohne Bänke und Stützen vorgenommen werden konnten. — Wir finden dann noch in der Legende

4. das Andreaskreuz (crux decussata), zwei Latten quer übereinander genagelt in Form des arithmetischen Malzeichens, und

5. das Antoniuskreuz (crux commissa), ein Pfahl mit Querbalken ohne Spitze.

Die Namen der letzteren Kreuzarten kommen daher, weil in diesen Formen der Apostel Andreas und der heilige Antonius gekreuzigt sein sollen. Geschichtlich läßt sich nichts über diese Arten nachweisen, obschon nicht ganz abzuweisen ist, daß bei der Willkür der Formen auch solche Anordnungen vorgekommen sein mögen. Die von ältern Forschern zugunsten der crux commissa angeführte Stelle aus Lucian (de judicio Vocalium), wo der Buchstabe T angeklagt wird, daß die Menschen an ihm aufgehenkt werden, beweist nicht viel. Lucian ist kein Historiker, sondern ein satirischer Plauderer, der eben lustige Vergleiche heranzieht, wo er sie herbekommt. Auch das einfache patibulum mit dem anhängenden Körper sieht wie ein T aus, der damit wandelnde Mensch nicht minder, so daß der literarische Beleg für ein festes Antoniuskreuz recht unsicher ist. Ebensowenig kann man die symbolischen Zeichen auf den Münzen Konstantins u. a. heranziehen. Die Spielerei mit dem Monogramm Jesu in Verbindung mit dem kreuzähnlichen T gehört in das Reich der Symbolik; in dieser Zeit erscheinen auch schon auf allen Figuren der Kleinkunst, Sarkophagen usw. alle phantasievollen Varianten, so daß wir die historische Sicherheit ganz verlieren.

Wie schon bemerkt, fehlt eine Darstellung der Kreuzesszene. Sie tritt auf Ornamenten, Amuletten, Gemmen und Gebrauchsgegenständen verhältnismäßig

sehr spät auf, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die alten Christen in der Kreuzesstrafe, die erst im fünften Jahrhundert außer Übung kam, etwas durchaus Entehrendes und Beschämendes sahen. Die Wirkung eines gekreuzigten Christus wäre auf einen Christen der ersten Jahrhunderte alles andere als eine erhebende gewesen. Joh. Reil hat in Fickers Studien über christliche Denkmäler (Leipzig 1904, Bd. II) eine sorgfältige Arbeit über die frühchristlichen Darstellungen der Kreuzigung Christi geliefert. Er weist nach, daß die Figur des leidenden Christus eine Schöpfung des Orients gewesen sein muß, die kaum vor dem vierten Jahrhundert im Abendland zur Geltung gekommen sein kann. Die ersten Zeichnungen sind roh, symbolisch gehalten und geben kein charakteristisches Bild, sie sind auch, wie gesagt, zu spät, um zur historischen Würdigung einer Kreuzigung um das Jahr 30 beizutragen.

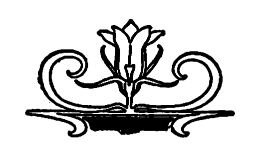
Das Resultat wird zu Jesu Zeit immer der Gebrauch des Kreuzes 1 und 2 gewesen sein, als die nächstliegende und am besten beglaubigte Konstruktion. Eine sorgsame Ausführung, die Nagelung der Hände, der Gebrauch von Fußstützen (suppedaneum), das Befestigen der Füße mit Stricken u. dgl. war die Ausnahme. Eine Nagelung der Füße, wie auf Christusbildern üblich, erscheint jedoch ganz ausgeschlossen. Historisch ist keinerlei Beweis zu erbringen, und selbst in den Legendenberichten der ersten Jahrhunderte wird die Nagelung der Füße abgelehnt. Gustav A. Müller hat (Forrer und Müller a. a. O.) die ältesten testimonia über die Nägelzahl aus Ambrosius, Cyrill Alex. und katholischen Legendisten zusammengetragen, woraus evident hervorgeht, daß die älteste Ansicht der Christen nur von einer Nagelung der Hände wußte, und daß sich die Vierzahl der Nägel erst in späterer Überlieferung herausgebildet hat (vgl. auch hierzu das ägyptische Amulett, Abb. b Reil a. a. O. Tafel 1, 1). Weniger abzuweisen ist der Gebrauch des suppedaneum. Zwar sind die ersten Nachweise über dessen Gebrauch auch erst 100—200 Jahre später zu führen, aber von da ab, besonders in den Ornamenten des fünften bis sechsten Jahrhunderts, erscheint es mit ziemlicher Regelmäßigkeit (cf. Reil, Kap. II, 2). Sogar auf dem berühmten Spottkruzifix, einer heidnischen Karikatur aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, scheint das suppedaneum angedeutet zu sein. Man kann allerdings im Zweifel sein, ob der Grundstrich am dort skizzierten Kreuz nicht den Erdboden bedeuten soll, immerhin kann ein so häufiger ornamentaler Gebrauch des suppedaneum nicht bloß aus der Legende hergeleitet werden.

Gehen wir zum Kreuzigungsakt zurück, so beschreiben die Evangelisten sonst den Hergang vollkommen richtig, und diejenigen Theologen haben wohl recht, welche den Leidensteil als den ältesten und besten Teil der Überlieferung ansehen. So ist es vollkommen richtig, daß der Delinquent (notabene, wenn er noch dazu imstande war) sein Richtholz selbst schleppen mußte, ebenso, daß vor der Kreuzigung die Kleider abgerissen wurden, die den vollziehenden Soldaten als Entgelt in Händen blieben. Selbst bei Frauen, die gekreuzigt wurden, machte man keine Ausnahme. Auch die Tatsache mit der Kreuzesinschrift hat einen historischen Rückhalt. Eine Tafel, welche das Vergehen des Verurteilten bezeichnete, wurde entweder vom Herold dem traurigen Richtzug vorangetragen oder dem Delinquenten um den Hals gehängt. Später fand sie dann ihren Platz mit am Kreuz. Der Kreu-

zigung ging als Vorstrafe gewöhnlich die Geißelung voran, oft auch die Folter. Letztere kam hauptsächlich bei politischen Verbrechern in Anwendung und entfernte sich nicht von den Grausamkeiten des Mittelalters. Josephus erwähnt (bell. jud. II, 8. 10), daß die Menschen mit allen möglichen Marterinstrumenten gepeinigt, gespannt, gereckt, verbrannt und gebrochen wurden, wie auch Seneca (de ira III, 3) die schrecklichen Grausamkeiten des lebendigen Verbrennens eingegrabener Menschen (!), Gliederrecken, Brandmarken u. dgl. als Strafmittel anführt.

Sonst war bei der Kreuzigung als Vorstrafe die Geißelung ziemlich allgemein. Zu diesem Zwecke wurde der arme Mensch halb oder ganz nackt an einen niedrigen Pfahl gebunden und dann nach dem Willen der Soldaten mit Ulmenruten oder ledernen Riemen, an deren Enden Knochen oder Bleistücke befestigt waren, geschlagen. Eusebius, der uns eine solche Geißelung beschreibt, erzählt mit Grauen von dem Anblick, den die bis auf die Adern zerfleischten Arme oder das Hervorquellen der Eingeweide bei Hieben auf Weichteile darboten. Es ist auch mehr als einmal vorgekommen, daß der Verurteilte schon bei der Geißelung den Geist aufgab. Unabhängig davon ist die bloße Geißelung als Todesstrafe, wie sie von den römischen Kaisern Römern gegenüber angewandt wurde, für welche aus Standesgründen die Kreuzigung nicht in Betracht kam, so z. B. bei jenem Ritter unter Domitian, der die Oberpriesterin der Vestalinnen verführt hatte (Beulé, Titus, Kap. V).

Es ist schon bemerkt, daß die Kreuzigung eine der grausamsten Torturen darstellt, weil der Tod durch die Martern hintangehalten wurde. Der ganze Körper ruhte auf dem scharfkantigen Sitzholz, und ein entsetzliches Druckgefühl mußte den Leib durchquälen. Bei jeder Regung vergrößerten die Fesseln oder die Nägel die Wunden an den Händen; Blutstockung bei den abgeschnürten Teilen, Schwellung der Glieder, quälender Durst und hohes Fieber, das sind die medizinischen Erscheinungen bei dieser grausamen Strafe. Der Verurteilte starb schließlich an Herzschwäche, Wundfieber oder Wahnsinn, wenn nicht vorher, was häufig geschah, ein mitleidiger Lanzenstich des bewachenden Soldaten dem Leiden ein Ende machte. So unmenschlich waren die damaligen Menschen denn doch nicht, daß ihnen das Gefühl gegen diese armen Sünder fremd war. Es ist wenigstens allgemein gemeldet, daß dort, wo Freunde und Bekannte des Gerichteten waren, eine Art Narkose vorgenommen wurde. Auch bei Jesus wurde nach Mark. 15, 23 dieser Versuch gemacht: man reichte ihm Wein und starke Myrrhe, das betäubende Mittel. Nach den Evangelisten hat der Herr diesen Trank verweigert. Nichtsdestoweniger ist anzunehmen, daß der Christus aus Nazareth, welcher schon beim Hingang infolge der Geißelung ohnmächtig wurde, wodurch die Übernahme des Kreuztragens durch Simon aus Kyrene verständlich wird, am Kreuz sehr schnell verschied.





Fahrende Schüler

Von

N. Emo.

Ach, hätte ich es so gut gehabt wie meine Vorbilder, die fahrenden Schüler des Mittelalters, diese fanatisch bildungshungrigen Jünger der Wissenschaft, denen keine Schule Wissensstoff genug bieten konnte, und die deshalb elf Monate des Schuljahres auf der Landstraße zubrachten, immer auf der Suche nach dem besten Weisheitsborn. Aber mir war es leider bloß vergönnt, ihnen im jähen Wechsel der Bildungsstätten ähnlich zu werden, ich armes Versuchskarnickel pädagogischer Methoden! Die romantische Zwischenzeit auf der Heerstraße, das Betteln, Stehlen, Hungern, Schlemmen, Raufen und süße Nichtstun, die Fährden und Freuden des Fahrens sind nicht mehr. O, es ist ungerecht!

Als ich sechs Jahre alt geworden war, zweifelten meine Eltern nicht daran, daß ich allmählich etwas lernen müsse, zumal auch der Bürgermeister diese Ansicht äußerte. Es war ihnen aber auch ganz klar, daß die Volksschule für mich nicht die richtige Bildungsstätte sei. So nahmen wir einen Hauslehrer, was den riesigen Vorteil hatte, daß ich nicht zuviel Stunden und Prügel erhielt, auch an keine feste Unterrichtszeit gebunden war. Es kam ja ab und zu Besuch, oder wir hatten Treibjagd, Kindtaufe, große Wäsche, Schlachtfest, Namens- oder Geburtstag, und dann mußte ich doch immer dabei sein. Unser Hauslehrer hatte auch die gute Eigenschaft, daß er lieber selber studierte, als mich mit Lernen zu quälen. Jedenfalls sehr vernünftig: Lehrer müssen alles wissen, Jungen nicht. Mama sagte auch: „Wissen Sie, Herr Ledermann, wir dürfen das Kerlchen nicht überanstrengen. Die Konstitution! Hernach wird er uns krank, dann haben wir die Bescherung. Er ist ja noch jung, später kann er alles nachholen."

Eigentlich hatte ich mich an unsern Hauslehrer schon gewöhnt; und so war es mir fast unangenehm, als er eines Tages Knall und Fall entlassen wurde; er hatte allerdings auch so laut „Schaf" zu mir gesagt, daß Mama es draußen hören konnte. Diese entsetzliche, gefühlsrohe Tat (welche Beleidigung für Mama lag darin!) überzeugte uns, daß Männer überhaupt wenig oder gar nicht für den Anfangsunterricht taugen. Richtig, wer zieht denn alle kleinen Kinder auf? Mamas,

Mädchen, Ammen, Bonnen. Männer sind viel zu rauh und ungeduldig dazu. Demnach war es ganz klug überlegt, daß ich nun zu den guten Klosterschwestern, die in unserm Städtchen eine Mädchenpension hatten, als Externer in die Schule geschickt wurde. Es gefiel mir ganz gut da, und ich wäre auch wohl da geblieben; aber wir verzogen jetzt in eine schöne Universitätsstadt. Einige Herren machten meinem Vater bald begreiflich, ich müsse jetzt unbedingt auf Sexta, ich müsse Latein lernen, sofort, wenn ich überhaupt später unter die anständigen und gebildeten Menschen gerechnet werden wollte. Ich sah es zwar nicht ein, aber ich ging in die Sexta und versuchte Latein zu lernen. Es glaubt keiner, was einem da alles zugemutet wird. Ein Wort drehen sie so oft herum, bis einem im Kopf alles rundgeht. Da hieß es: „Der Karl muß Nachhilfe haben; der kann nicht mitkommen." Und ich bekam so viel Nachhilfe, daß ich ernstlich krank wurde. Das war aber eigentlich gut; denn so kam ich von der leidigen Sexta herunter. Die Stadtluft war mir nicht gut, ich mußte aufs Land. In einer Schule, wo dreißig und mehr Jungen sitzen, kann man auch nichts Rechtes lernen, besonders wenn man nicht an eine Schule gewöhnt ist. Es geht vielen andern Jungen, deren Eltern in einer Villa wohnen, gerade so wie mir. Wir wohnten in einer Villa an der Koblenzer Straße. Mein Vater wollte keinen Schnaps mehr verkaufen; er hatte genug Schnaps gebrannt. Er sagte, es wäre eigentlich eine Sünde und Schande, daß dieses Zeug gemacht würde. Er tat es nicht mehr. Wenn nun so ein Knabe wie ich aufs Land muß, so kann er bloß zu einem Pastor gehen. Wer kann sonst Latein auf dem Lande? Und Latein muß gelernt werden, versteht sich, das Studium darf nicht leiden durch den Landaufenthalt. Um nun den armen Eltern aus der Verlegenheit zu helfen, nehmen die Pastöre in der Eifel, im Westerwald und in sonstigen für den Zweck günstigen Gegenden Stadtkinder in Pension. Welche Aufopferung!

Der Herr Kaplan hatte meinem Vater schon im Bürgerverein einen Konfrater genannt, zu dem er mich am besten tun könnte. Man kann das auch durch die K. V. gewahr werden. Die Pastöre lassen es sogar in die Zeitung setzen, um den reichen Leuten, deren Jungen Latein lernen sollen und es nicht können, aus der Verlegenheit zu helfen.

Als ich von der obenerwähnten Krankheit genesen war, reiste ich sofort zu dem menschenfreundlichen Pastor. Er tat mir nichts zu leide; er strengte mich auch nicht zu sehr an, weil ich ja sonst — die Konstitution! — wieder krank werden mußte. Jede Woche hatte ich eine Stunde Latein; es war nämlich ausgemacht, daß ich bald in die Tertia kommen sollte. Wie die Behandlung war auch das Essen gut, sehr gut, zu gut für meinen kleinen Magen, der an so mächtige und fette Kost nicht gewöhnt war. Als ich nun zuerst in die Ferien kam, war ich ganz krank, diesmal von Magenüberladung, wie damals von Geistesüberladung. Der Doktor sagte, mein Magen wäre ganz ruiniert, ich müßte mindestens sechs Wochen lang eine Milchkur brauchen. Inzwischen wurde ich auch einmal geprüft von einem Oberlehrer, der bei uns verkehrte — ich glaube, wegen unserer Käthe; das sollte ich nämlich nicht wissen.

Zu meiner Verwunderung konnte ich keine Frage beantworten, trotzdem ich mir ehrlich Mühe gab. „Wir müssen ihn zu einem andern Herrn tun," meinte mein

Vater; „mit der Zuckerbrotmethode wird nichts aus ihm.“ Die K. V. wurde nachgesehen, und bald war ich bei einem Pastor im Jülicher Lande. Da hatte ich es auch nicht schlecht. Wir gingen jeden Morgen nach dem Kaffee spazieren, der Spitz, der Pastor und ich, so war die Reihenfolge. Im Jülicher Land ist gut spazieren gehen, herrlich; man braucht nie zu steigen, gar keine Anstrengung, es ist so flach wie ein Tisch. Der „Herr“ las immer Latein; so mußte ich es doch lernen. Dann und wann drehte er sich um, wenn ein Abschnitt aus war. „Junge, hörst du, gloria patri et filio! Was heißt das? et spiritui sancto, übersetze das!“ Dann gingen wir weiter.

Als ich in die Ferien kam, prüfte unser Oberlehrer mich wieder; ich konnte es gerade so gut, wie damals. Er fragte mich, wie ich unterrichtet worden wäre. Ich hörte noch gerade, wie sie lachten: „Eine treffliche Methode! Die alte Stoa, die Peripatetiker!“ Darüber mußten sie so lachen; Papa lachte auch; er hatte doch kein Latein gelernt.

„Versuchen Sie es jetzt mal anders, Zuckerbrot oder Peitsche! Wenn der Junge kein Latein lernt, ist er verloren.“ -

Also kam ich in das Haus des Schreckens, zum Glück nur auf kurze Zeit. Wie ich ankam, sagte der Pastor: „Gut, daß du da bist! Na warte, Männchen, hier werden wir mit deinesgleichen fertig, haben schon schlimmere Fälle gehabt. Probate Methode!“ Dabei machte er einen Strich durch die Luft, und ich kriegte schon einen Schrecken. Den zweiten bekam ich, als ich das Studierzimmer musterte, worin ich für einige Zeit allein blieb, da der „Herr“ gerade ein Kind taufen mußte. In einer Ecke stand unter der zerrissenen Tapete geschrieben: „Schreckenskammer!“

Was das bedeutete, erfuhr ich sogleich am andern Morgen. Vor dem Kaffee wurde die probate Spezialmethode angewandt: ich erhielt 6 Hiebe mit einem biegsamen Rohrstöckchen aufgezählt, so daß ich beim Sitzen am Kaffeetisch immer hin und her rutschte und schnell aufstand. Jeden Morgen bekam ich die gleiche Ration mit den Worten: „So, Kerlchen, das ist für die Streiche, die du heute anfangen willst, und zur Anfeuerung, daß du mir fleißig lernst!“ Später sagte unser Oberlehrer, das wäre die prophylaktische Methode gewesen, und da hatten sie wieder alle gelacht, auch mein Vater, der noch nie erfahren, was das heißt, Latein lernen.

Ich lernte immer in der Schreckenskammer, aber wenn ich die Sprüche ansah, die an der Wand hingen, hatte ich vor Angst wieder alles vergessen. Die Sprüche hießen: Wer nicht hören will, muß fühlen. Am Besenstiel wachsen die besten Kinder. (Chinesisch.) Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Entziehe dem Kinde die Züchtigung nicht!

Für die Trefflichkeit der Schreckensmethode war der Spitz des Pastors ein lebendiger Beweis: er konnte, wenn der Herr das „Heil dir im Siegerkranz“ sang, die Intervalle mitbellen. Mir gefiel die Methode aber nicht sonderlich. Als der Pfarrer einmal einen Toten begraben war, lief ich schnell hinaus und steckte einen Brief an Mama in den Briefkasten. Eine Freimarke hatte ich zwar nicht; aber ich ahnte, daß ich mir keine fragen dürfte. Zwei Tage darauf war Mama schon da, und als ich ihr gezeigt, wo der Pastor sich so viele Mühe mit mir gegeben hatte, wurde sie ohnmächtig. Darauf fuhren wir ab.

Nun war Holland in Not: alle Methoden waren durchprobiert, ohne Erfolg!

Aber was niemand kann, das können die Jesuiten, dachte mein Vater und schickte mich in das Institut der Jesuiten zu ...., weit, weit weg. Mit den bisherigen Methoden war es auch nicht weit her.

Also kam ich wieder in die Sexta, und weil ich inzwischen schon alt und verständig geworden war, stieg ich alle Jahre, bis wir an den Homer kamen. Der rief mir zu: „Bis hierher und nicht weiter!" Da griff ich denn zum ersten Male mit dem Mut der Verzweiflung selbsttätig in meinen mäanderhaft verschlungenen Bildungsgang ein und streikte. Darüber war mein Vater so erbost, daß er dekretierte: „Wenn der Bursche absolut nicht unter die Gebildeten will, dann soll er Bauer werden!" Er ahnte nicht, wie er damit meinen Neigungen entgegenkam. Mein Prinzipal wünschte sich nie einen besseren Eleven. Aber das Schicksal wollte, daß ich noch zwei Jahre lang die Schulbank drückte; denn alle, selbst der vernünftige „Baas", erklärten, ohne das „Einjährige" wäre ich selbst als Bauer gesellschaftlich unmöglich. Wollte ich später einmal in meiner Vaterstadt ein anständiges Lokal besuchen, so würden alle mit den Fingern auf mich zeigen und wispern: „Das ist der ..., der nicht einmal das ‚Einjährige' gemacht hat!"

Ich mußte das einsehen, wählte mir aber selbst eine Schule, die kein Latein und Griechisch lehrte, und hier bekam ich nach 2 Jahren, im 20. Jahre meines Lebens, das „Einjährige". Ich atmete tief auf; denn ich konnte mich wohl als Methodenmartyrer und, auf meinen pädagogischen Irrfahrten fußend, die so lange gewährt hatten, wie der Trojanische Krieg, dem göttlichen Dulder Odysseus an die Seite stellen.

Vergnügt ergriff ich die liebgewordene Mistgabel wieder.

Und die Moral von der Geschicht' ....



„Himmelsschlüssel"

Von

Joh. Quandt

Uns den Himmel zu erschließen,
Schied der Herr im Osterscheine;
Gern beschauten seine Jünger
Auf des Ölbergs kahlem Gipfel
Noch den Ort, wo er gestanden,
Eh' sein Leib zum Licht gezogen.
Siehe, in den heil'gen Spuren
Sproßten goldenfarbne Blumen
Jeden Lenz — ein Wunder — wieder!
Und der Wind trug ihren Samen
Bald bis zu den fernsten Weiten
Zu Germaniens grünen Auen,
Und man heißt sie „Himmelsschlüssel!"





Klassenkampf

Von

Albert Falkenberg

Wer über die letzten Straßenzüge des äußeren Stadtgürtels hinaus ist, stößt auf eine zehn Meter breite unbebaute Fläche, an die der Stadtwald sich anschließt. Bald hinter den ersten Baumgruppen liegt ein stacheldrahtumzäuntes Rondell, dessen Mitte Haufen gelben Sandes beherbergt, während in geringem Abstand voneinander Ruhebänke am Gitter entlang stehen.

Hier am Waldesrande wacht der Frühling am frühesten auf und webt seinen grünen Duftschleier in den Zweigen der Riesenstämme, die die Natur wie gegen den Ansturm der vorrückenden Großstadt gerüstete Wächter breitspurig aufgepflanzt hat. Seit Jahren — solange die weißen Villenfassaden dem Walde entgegenschimmern — ist das Rondell der Tummelplatz der Kinder. Aber die Kinder, die hierher kommen, Ball zu schlagen, Räuber zu spielen — das sind die Kinder der Reichen. Nur wenige „Bürgerliche" mischen sich unter diese „Autokraten" — sehr bald findet man sie heraus, trotz aller Mischversuche bilden sie immer wieder ein Häuflein für sich.

Da auch mein Junge unter diesen wenigen „Allzuvielen" ist, so wähle ich, um sein Tun außerhalb des Hauses zu beobachten, häufig genug als Zielpunkt meines Spaziergangs das Rondell am Waldesrande.

Aber in diesem Frühling ist es anders als in früheren Jahren. Es ist Mittagszeit. Wieder, wie auch sonst, komme ich von der Waldseite auf das Rondell zu. Schon weither höre ich das schütternde Lachen rauher Kehlen und hellkreischende Frauen- und Mädchenstimmen. Noch stehe ich nicht auf der Lichtung, um alles übersehen zu können, aber kluge Witterung läßt mich auf den meiner harrenden Anblick rüsten: lauter Volk — Maurer, Zimmerer, Handlanger, Essenträgerinnen — und die „Aristokratie", mit den „Bürgerlichen" gemischt, verschüchtert hinter dem Zaun.

Von den seit Wochen vorgenommenen Ausschachtungen hinter dem Waldesrande bis zu dieser Volksversammlung zu kombinieren, genügt e i n Gedankensprung. Ich frage mich fast ärgerlich, wie ich innerlich überhaupt noch überrascht sein darf. Meinen Jungen sehe ich, er hat hochrote Wangen und steht inmitten einer lauschenden Gruppe von „Autokraten" und spricht, lebhaft gestikulierend. Die wenigen „Bürgerlichen" außer ihm haben sich draußen schon wieder zu irgend-

einem Spiel zusammengetan. Was mich zunächst fesselt, ist der erstaunte, kindlich feindliche Blick aller Versammelten der Gruppe um meinen Jungen — nun sie wie aufgeschrecktes Wild hinüberäugen zu denen, die unbekümmert Besitz ergriffen vom Heiligtum der Jungen. Dann aber empfinde ich es wie Unbehagen, wenn ich auf meinen Jungen sehe. Er steht da mit blanken Augen — und doch scheint mir, als kämpfte er für eine verlorene Sache. In seinem Eifer gewahrt er mich nicht. Ich folge dem Trupp, der sich langsam, wie kriegsberatend, nach dem Waldesrande zurückzieht, hier noch einmal verweilt, um unter Ausstoßung heißer Verwünschungen haßerfüllte Blicke gegen die in langer Linienflucht entstehenden Neubauten zu schleudern und dann in den einzelnen Straßenzügen sich zu verlieren.

Zu Hause angekommen, stelle ich fest, daß mein Junge einer Antwort auf meine Frage, wie es heute auf dem Spielplatz gewesen, ausweicht. Er sitzt tagsüber mit einem Buche abseits, seine Augen aber gehen hinweg ins Leere. An den nächsten Tagen ist es nicht anders. Ich komme regelmäßig an dem Rondell vorüber, sehe aber keine Jungen. Doch — weit abseits dem Rondell höre ich Knabenstimmen, ich gehe ihnen nach und finde einige von den „Bürgerlichen", die wie die verlorenen Schafe einer gesprengten Herde im Unterholz rumoren. Nur meinen Jungen entdecke ich nicht. Einige Tage später nehme ich ihn mir vor. „Sag mal, geht ihr denn niemals mehr nach dem Rondell?" Er spielt mit den Knöpfen seiner Jacke, sein Blick ist auf den Boden geheftet, und der Trotz arbeitet in seinem Gesicht.

„Wo warst du denn all diese Tage?" setze ich das Verhör fort.

„In Majors Garten", kommt es kurz und kantig heraus.

„Allein?"

„Nein — wir — da kommen wir jetzt immer zusammen — solange gebaut wird." Und nach einer Pause: „Aber das ist nur so ein Fleckchen — es ist nicht so schön da wie im Walde." Ich sehe einen feuchten Schimmer in seinen Augen — ist es Trotz oder Wehmut? „Aber — was sollen wir da noch? Da haben sich ja nun diese — Kulis eingenistet."

Jetzt sieht er mich endlich einmal mit offenem Blick an. Ich habe Mühe, diesem Blick standzuhalten — es ist, als sprühe aller Schmerz einer wunden Kinderseele daraus. Ohne lange zu überlegen, fasse ich sein Handgelenk, mit kräftigem Griff umspanne ich die zarten Knochen und sehe ihm gerade in die Augen. „Kulis? Soll das etwa ein Schimpfname sein?" frage ich. Er versucht, meinen Griff abzustreifen, aber ich lasse nicht locker.

Am nächsten Mittag sitze ich mit meinem Jungen auf einer der Bänke im Rondell — inmitten der „Kulis". Ich überlasse den Jungen ganz sich selber, ziehe ein Zeitungsblatt aus der Tasche und äuge aufmerksam zu ihm hinüber. Innerlich kitzelt mich kribbelndes Behagen, aber ich darf nicht vergessen, achtsam zu sein. Die „Kulis" haben ein Ballspiel improvisiert. Die Stelle des Balls vertritt ein Knäuel Butterbrotpapier. Schon ein paarmal ist der Ball an meinem Jungen vorübergeholpert, aber der rührt sich nicht, sondern hält den Blick starr auf den Boden gerichtet. Nun fliegt ihm der Ball gerade auf den Schoß. Zuerst ist er erschrocken: er richtet sich kerzengerade auf und läßt den Ball liegen. Nach einer Pause greift er zu und schleudert ihn — halb in Wut, halb aus Behagen am Spiel —

wieder unter die Spieler. „Merci!" klingt es lachend zurück. Mein Junge zuckt die Achseln. Aber der Ball kommt wieder — nun liegt er zu seinen Füßen. Der Junge springt auf und wirft ihn, lachenden Auges, nach der entgegengesetzten Seite. Dieser Wurf löst drüben drohende Ohorufe aus, die meinen Jungen veranlassen, stehen zu bleiben und — es sieht aus, als wartete er auf den Zufall — mit Interesse das Kommen und Gehen des Balls zu berechnen. Ein Glockenzeichen ruft vom Bauplatze herüber — die Zimmerer treten ab. Das reißt bedenkliche Lücken in den Spielerkreis. Mein Junge begreift die Situation und stellt sich auf einen Wink von drüben in die Reihen der Übrigbleibenden. Mein Herz fängt leise zu lachen an. Als wir nach Hause gehen, fragt der Junge: „Im Winter wird nicht gebaut?" „Nein," sage ich, „da ruht die Arbeit." Er überlegt einen Augenblick, dann bleibt er stehen: „Ruht? Ja, aber verdienen dann die Leute nichts?" „Nur so viel, als das Wetter es zuläßt." Er sieht mich mit seinen großen Kinderaugen an, schweigt aber. Es vergehen einige Tage, an denen ich nicht in den Wald komme. Eines Mittags aber stehe ich wieder vor dem Rondell. Ich traue meinen Augen nicht: die „Autokraten" sind wieder aufgetaucht! In e i n e r Reihe stehen sie da, und mein Junge davor — wie ein Bandenführer so stolz. Die „Kulis" spielen wieder Ball. Mittlerweile haben sie sich zu einem wirklichen Ball verstiegen. Der saust aber auch, von den sehnigen Armen geschleudert, ganz anders durch die Luft. Die Jungen strahlen, nun sie ihn mit den Augen verfolgen. Und als er der Knabenreihe vorüberstreift, greift mein Junge ihn in kühnem Sprunge und trägt ihn hinüber zu den Ballspielern, seinen Kameraden winkend, nachzukommen.

Eigentlich ist es ja kindlich, das zu sagen — aber ich bin nie so stolz auf meinen Jungen gewesen wie an diesem Tage.



An die Natur

Von

K. E. Knodt

Mit großen wachen Augen hab' ich sie getrunken
Die Schönheit, welche diese Erde schmückt;
Ich bin dem Leben jeden Lenz ans Herz gesunken,
Vor jeder Blume hab' ich mich gebückt.

Ich hab' dem fernen Gott auf wolkenloser Firne
Ins unverhüllte Angesicht gesehn
Und fühlte oftmals über meine heiße Stirne
In kühlen Wäldern seine Hände gehn.

Und dies Gefühl des Einklangs zwischen Mensch und Erde
Und der geahnten Gottheit, das noch stets besiegt
Den Zwiespalt in der sünd'gen Seele, läßt mich glauben,
Daß unsre Erde tief im Himmel liegt.





Judas Ischarioth

Um ein Linsengericht erhandelte Jakob von seinem Bruder das Vorrecht des Erstgeborenen; listige, von Mutterliebe unterstützte Täuschung wandte ihm des Vaters Segen, damit des Abraham Verheißung zu. Der tiefbeleidigte, um sein Besitzrecht betrogene Bruder dürstet nach Rache; ihr entzieht sich Jakob durch die Flucht zu Laban, seinem Verwandten in Mesopotamien. Vierzehn Jahre dient er diesem um den Preis seiner Töchter Lea und Rahel; noch unbefriedigt, fügt er sechs weitere Dienstjahre hinzu, eine Herde dem Laban abzugewinnen. Mit Weibern, Kindern und dem reichen Besitztum seines Viehstandes, den er aus des Schwiegervaters Besitz reichlich ergänzt, endet er die zwanzig Dienstjahre durch die Flucht, die, zwar nicht ungehindert, aber doch mit nur geringer Schmälerung seines Gewinnes und Raubes ihn glücklich wieder in die heimatlichen Triften führt, wo des Bruders Reichtum dem armen Esau die Vergebung und Versöhnung erleichtert. Zwölf Söhne, ein jeder in etwas Jakobs, des Vaters Gepräge tragend, sind die Sprossen seiner Lenden. Zeitliches Ungemach, ja selbst der Schmerz um seinen Bestgeliebten, Joseph, vermag nicht, den Hochbejahrten zu brechen; ihm ist's vergönnt, den Totgeglaubten in der Fülle der Macht in Ägypten zu sehen, seiner Liebe Lohn vom dankbaren Sohn zu empfangen; anderthalb Jahrhunderte fast scheut des Todes Majestät, sein mühevolles, sturmbewegtes, doch gesegnetes Leben in sanftem Schlummer zu endigen. —

Ein ungebändigter Herrschafts- und Machttrieb, das Verlangen, das Gebiet seiner Willensherrschaft auszudehnen, läßt diesen Mann schier Übermenschliches wagen und dulden. Daß es ihm gelingt, dankt er der Konsequenz, die, bewußt oder unbewußt, seinem Herrscherwollen innewohnt und ihn instinktiv den Pfad führt, auf dem er zum Ziele, zur Macht, gelangt. —

Des Vaters Wollen und Konsequenz mit demselben Instinkte in sich zu tragen, ist der Segen, den der Sterbende seinem vierten Sohne, Juda, in ganz besonderem Maße zuteil werden läßt; so wenigstens darf verstanden werden, wenn der Träger dieses Namens d e m Stamme Israels den Namen gibt, der aus allen Geschicken des Judäervolkes ungebrochen, ja oft erstarkt an innerer Kraft und äußerem Ansehen, bis in die Tage des Nazareners hervorgeht. Begünstigt durch ein weites, fruchtbares Gebiet Kanaans, das dem in ägyptischem Frondienst erstarkten Stamm bei der Besiedelung des Gelobten Landes zufällt, steigt er bald von Machtstufe zu Machtstufe; erlangt, in der Zeit der Richter, die Vorherrschaft über die andern Stämme und steigt zu höchstem Glanze empor, als aus seiner Mitte der die Volksgenossen weit überragende David zum König erkoren wird. Aber selbst die Trennung des Reiches vermag seine Kräfte nicht zu zersplittern; gestützt auf die Treue dreier anderer Stämme, Benjamin, Simeon und Levi, zum Königshause Davids, gibt er dem Südreich den Namen

und erfreut sich unter dem Schutze der Erbmonarchie einer glücklichen Machtentwicklung, bis überreiche Kultur, die sich offenbart in der Veräußerlichung des Innenlebens, in Spaltungen im politischen, religiösen und gesellschaftlichen Leben, ihn dem Verfall entgegenzuführen droht. Tatsächlich unterliegt er in den Kämpfen mit assyrischer, ägyptischer und chaldäischer Macht; indessen auch in der Abhängigkeit weiß er sich im Innern des eignen Volkes und Landes doch in der Vormachtstellung zu behaupten; aus dem babylonischen Exil zurückkehrend erringt er auf altem Boden, im Mittelpunkt des Landes die Herrlichkeit der heiligen Stadt wiederaufrichtend, wiederum eine der früheren nahekommende Vorherrschaft und überliefert den eigenen Namen als Nationalitätsbezeichnung des ganzen Volkes, welches im wesentlichen sich nur noch aus den Stämmen Juda, Benjamin und Levi zusammensetzt. —

Wenn wir den Machttrieb, das Expansionsbedürfnis des Stammes Juda lediglich auf die äußere, politische Ausbreitung und Herrschaft gerichtet sehen, so machte sich neben dem Einfluß dieses Stammes im Volke Israel früh das Herrschaftsstreben eines andern geltend; dies war der Stamm Levi. Während aber Juda mit ängstlicher Sorge seine Kräfte zu einem festen Kern versammelte, sehen wir Levi schon in der ägyptischen Knechtschaft sich spalten; früh regt sich in ihm, dessen Angehörige im besonderen zu geistlicher Betätigung neigen, der Zwiespalt der Geister, der zu einem Sektenwesen die ersten Anstöße gibt. So stellen schon Moses und Aaron, beide der Sage nach verschiedenen Teilen des bereits gespaltenen Stammes entsprossen, den in späteren Zeiten immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen rein-sittlicher Innerlichkeit und äußerlicher Werkheiligkeit dar. Ein weiterer Beweis für die Geistlichkeit dieses Stammes ist die Tatsache, daß er landlos in Kanaan einzieht, da seine Mitglieder als Opfer- und Tempeldiener in die einzelnen Stämme sich zerstreut haben. Was ursprünglich dem zu politischer Tatsachenarbeit kraftlosen Stamme als ein notwendiges Übel erschienen sein mag, stempelte der dem auserwählten Volke nie mangelnde Sinn für Realpolitik zu einer Tugend, indem bestimmt ward, daß nur aus dem Stamme Levi hervorgegangene Männer mit dem Opfer- und Tempeldienst betraut werden dürften. So retteten die Leviten den Bestand eines Stammes, mit dem sie geschichtlich kaum mehr als den Namen gemein haben. Sie ermöglichten sich dadurch sogar die Aufnahme in den erst zu Davids Zeiten entstandenen Priesterstand; obgleich sie zwar damit zu bloßen Tempeldienern herabsanken, so sicherten sie sich gleichwohl alle Vorteile des geistlichen Standes, die ihnen auch eine spätere Gesetzgebung, die eine Aussonderung des Priesterstammes und eine Rangordnung der priesterlichen Ämter einführte, nicht erheblich geschmälert zu haben scheint.

Den auf innere Kraft gestützten Machttrieb des Stammes Juda wandelt die politische und sittliche Schwäche des Levitenstammes zu einem „Willen zum Zwang“, geleitet von der Erkenntnis, daß sich dem zu Großem Unfähigen so die einzige Möglichkeit biete, gewissermaßen im Trüben fischend die Wünsche nach eigenem Besitzstand zu befriedigen. — — —

Ein Jahrzehnt vor dem Auftreten des Nazareners; in der Vorhalle des Tempels im Judäerlande. Eine Gruppe eifrig und erregt disputierender Schriftgelehrter und Leviten fesselt unsere Aufmerksamkeit. In ihrer Mitte bemerken wir einen Jüngling, dem das in den ausschließlichen Dienst des Geistes, in den Dienst seelischer Kräfte gestellte Feuer glühender orientalischer Sinnlichkeit aus den Augen leuchtet, mit jenem wehen, übernatürlichen Glanz, der blendet und zugleich mit einem dunklen Gefühl des Schreckens und Mitleidens erfüllt. Wir hören, wie er soeben vor den Ohren der ihn umdrängenden Männer das Bekenntnis von dem Unwert alles irdischen Seins ablegt. Nicht als ein freies, ehrliches Bekenntnis, dessen Erfüllung die Betätigung des eigenen Glaubens folgen soll, sondern ein Bekenntnis, das, zwar an sich ehrlich, aber nicht rein und frei aus dem tiefsten Herzensgrunde keimt; weil dort tief unten Wünsche ruhen, Wünsche eingeborener Art, deren Verleugnung nur mit dem Opfer der Persönlichkeit erkauft werden könnte. Ein Judäer, hat auch er Anteil an dem Urtrieb seines Stammes, auch er strebt nach Macht, nach äußerer Wirkung, nach Anerkennung. Nur in dem,

worin er anerkannt werden will, unterscheidet sich sein Sehnen von dem seines Stammes. Nicht in der Betätigung eines äußeren Besitzes, einer Machtsphäre, ruht sein Begehren, sondern gerade darin, daß man erkenne, daß die Wahrheit für ihn ist, wenn er der Menschheit in seinem Bekenntnis die Erlösung von der Qual der Zeit bringen will.

Aber er ist eine Zwischennatur; sein judäischer Machttrieb ist gepaart mit von ihm selbst nicht erkannter levitischer Ohnmacht. So kommt es, daß der Machttrieb sich nicht auf dem dem Judäerstamme von jeher bestimmten Felde politischer Tätigkeit durchzusetzen sucht, sondern hinübergreift in die dem Levitenstamme vorbehaltene Geistlichkeit; der Machttrieb aber, judäischen Ursprungs, hindert ihn wiederum, ein ganzer Levit zu werden; der „Wille zum Zwang", dessen unbedingte Notwendigkeit dem Judäer verborgen bleibt, fehlt ihm, und damit ist's ihm verwehrt, seine Menschenwünsche nach eigenem Besitzstand mit seiner Sehnsucht zu befriedigen. Denn jener Machttrieb hat ja zum Urgrunde ebenfalls Besitzwünsche; das aber kann und darf dieser Judäer in seiner Zwischennatur nicht erkennen, wenn er sich damit nicht zeitlich aufgeben will. Darum sträubt er sich, wenn ihn dort der pfiffige Levit beiseite zieht und ihm klarmachen will, daß er sein Bekenntnis ja wundervoll zur Befriedigung von Besitzwünschen ausbeuten könne. Sträubt sich auch, wenn hier wieder ein ernster Schriftgelehrter ihm den einzigen Weg weist, der ihm bei seiner Sehnsucht bleiben kann: den Weg des allmächtigen Einsamen zu wandeln, fehlt's ihm an Kraft; dem Leviten zu folgen, hindert ihn die Reinheit eines dem Machttrieb gepaarten seelischen Instinktes. — — —

Eine einsame Bergeshalde des Judäerlandes, wohin nur gedämpft der Schall des Tages heraufzittert. Dort hinauf hat sich der Unruhvolle geflüchtet, dem es seine Doppelnatur versagte, eins oder das andere ganz zu sein. Nun ist er der Einsiedler geworden; und ist doch noch immer kaum ein Mann. Ihm war dies Flüchten als die einzige Möglichkeit erschienen, sich in seiner Sehnsucht rein und stark zu bewahren, wenn es ihm denn versagt sein soll, seine Erkenntnis lebendig zu machen. Auch hat ihm jener Levit in seinem Vorschlage die ganze Erbärmlichkeit der Menschheit enthüllt; für den in reinen Höhen des Geistes, in den zarten Tiefen der Seele Aufgewachsenen genügt solcher Anstoß, ihm den Glauben an die Menschheit gründlich zu untergraben. Daß die salomonische Weisheit von der Eitelkeit alles menschlichen Seins, die Erkenntnis des schuldlosen, doch zum Segen gedeihenden Leidens eines Hiob Greisenbekenntnisse sind, bleibt dem Jüngling verschlossen. Er sieht auch nicht, daß solche Weisheiten Tröstungen, nie aber Schlummerrufe sein wollen; Tröstungen, wenn allem, auch redlichem Mühen nicht erhoffter Erfolg wird, Tröstungen, wenn unverdientes Leid die Seele zu zerschmettern droht. Der Zwanzigjährige aber kann auf diese Weisheit nichts bauen, weil sie seinen Betätigungsdrang hemmen, ihn trostlos und mutlos machen würde, da er fürchten müßte, mit allem Mühen nichts zu erringen; und wer möchte, mit zwanzig Jahren, um nichts ringen? Der Einsame dort oben ist alt, legt ein Greisenbekenntnis ab, mit zwanzig Jahren; ohne die Werte des Lebens kennen gelernt zu haben, wagt er's, sie zu verachten. Keine Jugend, kein frohes Hoffen und kühnes Wagen erschließt ihm die Welt; die Worte der Weisen mißverstehend — oder vielleicht in allzu großer Tiefe und Klarheit erfassend — entschlägt er sich dem Drange des Tages; nur hin und her, wenn ein lauterer Ruf in der Tiefe erschallt, lebt er eine Weile mit dem Weltenlärm, aber nur um immer und immer wieder, das Haupt schüttelnd, zu murmeln: „Laß sehen, wie weit der's treibt." Und alle, alle sind sie wieder im Strom davongetrieben, die da glaubten, wie einst er, daß der Mensch zu beglücken sei. — — — — —

Ein gewaltiger Prophet ist aufgestanden in Israel, herziehend vom Nordreich, auch dem Reiche des Südens Wahrheit zu künden, Erlösung zu bringen. Der Ruhm seines Namens, der Ruf seiner Taten zieht vor ihm her, Täler und Höhen mit gewaltigem Klange erfüllend. — Der Einsame horcht auf; so laut, so überzeugend hat's nie heraufgetönt in den Jahren, die er hier oben bisher geweilt. Gewissere Kunde durchfährt ihn mit freudigem Schrecken: der da unten, vom begeisterten Volke umringt, durch die Lande und Städte zieht, der will, was dein

Knabenwunsch war, der will nicht nur, er scheint zum Ziele zu gelangen! „Sorget nicht für den kommenden Tag“, so war ja auch deine Weisheit. „Trachtet am ersten nach dem Himmelreich“; dies Heil zu künden, wärest auch du so gern vors Volk getreten. — Aber, „laß sehen, wie weit er's treibt“, — und der Einsame denkt der Vielzuvielen. —

Da scheucht ihn plötzlich ein anfangs kaum beachteter Ruf aus seiner Träumerei: „So wird euch solches alles zufallen!“ Weh greift's dem Einsamen ins Herz: der da, seinen Glauben verbreitend, einherzieht, denkt auch der Welt und ihrer Werte! Das war nie gehört, nie noch geahnt, daß man das eine tun, das andere nicht lassen solle. — Ihn hält's nicht länger auf einsamer Bergwarte; den muß er sehen, der solches verheißend das Volk gewinnt; von Angesicht zu Angesicht, mit ihm leben, mit ihm wandeln, mit ihm lehren.

Er steigt herab und grüßt den Nazarener, gewinnt seine Freundschaft und zählt mit unter die Zwölfe, die ihm am nächsten, am liebsten sind. Von Ort zu Ort begleitet den in Sanftmut Gewaltigen der Sieg; nur mit denen, die sich im geistlichen Besitzrecht dünken, kann er kein Verhältnis gewinnen, mit Priestern und Leviten. Judas, mit ihnen seelenverwandt, erkennt plötzlich den Grund seiner Einsamkeit, seiner Wirkensunmöglichkeit, in seiner Levitenohnmacht. Das wird sein Verhängnis. Den Gleichstrebenden in Jesus anzuerkennen, ward ihm nicht schwer, solange er sich ihm innerlich verwandt glaubte. Jetzt sieht er plötzlich die Kluft, die ihn von jenem trennt, die gewaltige Kluft zwischen Wollen und Können, zwischen Macht und Ohnmacht. In Jesus den Größeren zu sehen, ihn als den Meister zu verehren, wird ihm unsäglich schwer, ja auf die Dauer unmöglich.

Nicht niedriger Neid, mehr etwas wie Selbsterhaltungstrieb, erinnert ihn an die Tröstung seiner Einsamkeit: „Laß sehen, wie weit er's treibt.“ Noch hofft er, auch dieser hier wird verzagen, wird verzweifeln an der Menschheit, wenn er ihre Erbärmlichkeit erst ganz erkennt; dann wäre er, Judas, gerettet; dann könnte er triumphieren; vielleicht auch würde jener dann des Einsamen Gefährte.

Eine freundliche Hoffnung, ein verständliches Wünschen. —

Aber immer weiter schreitet der Nazarener; mit bangender Seele sieht Judas den erhofften Freund mehr und mehr dem Ernst seiner Aufgabe sich einleben; mehr und mehr drängt sich ihm die Befürchtung auf, der könne vollenden, was er so herrlich begann; der könne ausharren bis ans Ende, des Leidens Kelch ganz erschöpfen und damit tatsächlich als der Größere, der Siegende hervorgehen.

Der Machttrieb des Judäers kann nicht ruhen. Mit einer wilden, wehen, aus halber Verzweiflung geborenen Wut ersinnt er das letzte, was ihm den Freund erhalten könnte, — wie er glaubt; und er will doch nur sich erhalten! — Er will versuchen, ihn seiner Aufgabe abzuwenden, im letzten Augenblick. Jesus soll die Erbärmlichkeit des Menschen kennen lernen, damit ihm sein Entschluß, sich zu opfern, leid werde. Und der Judäer greift mit jähem Griff tief, tief, zerreißend in des Nazareners Herz. Er, der Geliebtesten einer, verrät den Freund, um ihn sich zu erhalten; verrät ihn um einen Sündensold, dessen geringe Höhe jede Absicht auf äußeren Besitz ausschließt. „Sieh, so wenig bist du mir wert“, das soll der Nazarener empfinden; dann wird er zagen und wanken; und er, der Verräter, will ihm dann ein Gefährte im wehen Schmerze sein. — —

Entsetzt, in den Tiefen seines Seins entwurzelt, muß Judas erkennen, daß diesen Gewaltigen nichts brechen kann; der schreitet mit königlicher Hoheit der Seele, in göttlicher Demut zum Kreuzestod. Sein Sieg ist des Judas Verderben; des Judäers Selbstmord das erste Siegeszeichen des Gottessohnes.

Walter Boelicke



Modernismus in der protestantischen Theologie

So sicher die Naturwissenschaft für eine Weltanschauung nicht ausreicht, so gewiß muß jede Weltanschauung sich zu den festgestellten Tatsachen der Naturwissenschaft und der Geschichte in Beziehung setzen, ihnen gegenüber einen klaren Standpunkt einnehmen, sich an ihnen orientieren. Auch die Religion, soweit sie nicht in innerem Gefühlsleben besteht, hat das immer getan. Sie hat noch mehr getan; sie hat auch auf die zu einer bestimmten Zeit herrschenden, also in ihr „modernen" Hypothesen Rücksicht genommen, und sie konnte gar nicht anders. Denn die Religion wird getragen von Menschen, und andere als „moderne" Menschen gibt es nicht. Wohl kann der Mensch seinen Schwerpunkt in der Vergangenheit suchen; doch den Fesseln des für ihn modernen Zeitbewußtseins hat sich noch keiner zu entziehen vermocht. In diesem Sinne war Moses ein moderner Mensch, und es wäre lächerlich, von ihm zu fordern, daß er in bezug auf die Natur anderen als den modernen Meinungen seiner Zeit gefolgt wäre. Auch Christus war ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung, also nicht weniger ein moderner Mensch als die heute lebenden. In bezug auf die Natur konnte er nichts anderes glauben und lehren, als was den Anschauungen seiner Zeit entsprach. Luther war gewiß ein moderner Mensch; sein Geist stand allem Wissen seiner Zeit offen, war von allem Aberglauben seiner Zeit beeinflußt.

Wenn ich Leute sich ihres modernen Standpunktes rühmen hörte, habe ich dies nie verstanden; denn das spezifisch Moderne ist vergänglich, und nur das, was in der Tagesmeinungen Flucht als sichergestellter Kern unseres Wissens sich erhält, also gerade das nicht Moderne, ist dauernd wertvoller Besitz der Menschheit. Damit soll keineswegs verkannt werden, daß für die einzelne kürzere oder längere Phase der Menschheitsgeschichte auch die modernsten Ideen von höchster Bedeutung sind. Denn erst die Zukunft kann lehren, was von diesen Ideen als Edelmetall festzuhalten ist, und was als Schlacke abfallen muß, was vergängliche Hülle, was unzerstörbarer Inhalt solcher Ideen, ein dauerndes Gut des Menschengeschlechts bleiben wird.

Ich glaube, daß diesen Gesichtspunkten ein hochinteressantes Buch von Karl Beth: Der Entwicklungsgedanke und das Christentum (Berlin, Edwin Runge, 1909. Preis 3.75 M) gerecht wird, weil der Verfasser, ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an der Universität Wien, darin die christliche Weltanschauung mit der Naturwissenschaft und der Naturphilosophie in Beziehung treten läßt. Er unterzieht die Lehren des Christentums einer Revision, die sich an der Biologie unserer Tage orientiert, und welche die religiöse Metaphysik dem fortschreitenden wissenschaftlichen Erkennen der Zeit anpaßt. Als Maxime seiner Revision kann der Satz bezeichnet werden, daß die Bibel nicht als Quelle für Wahrheiten aus dem Gebiete der Natur benutzt werden darf, sondern daß darüber nur die Naturwissenschaft zu entscheiden hat. Beth ist der Meinung, daß es kein versteinertes Christentum gebe, sondern daß das Christentum sich fortwährend den begründeten Zeitanschauungen anzupassen vermochte und sich auch ferner anpassen müsse. In bezug auf die Abstammungslehre sagt B. wörtlich: „Die Deszendenztheorie ist nicht bloß eine mit Hilfe der Phantasie aufgebaute Hypothese, sondern sie ist eine der bestbegründeten Hypothesen, die es zur Erklärung von naturwissenschaftlichen Tatbeständen gibt." „Bis zum heutigen Tage ist die Deszendenztheorie eine Hypothese, die auf einer großen Reihe von Indizienbeweisen und Analogieschlüssen ruht, und freilich für den, welcher die Erklärung des gegenwärtig Bestehenden verlangt, so notwendig ist, daß es kein Verständnis der organischen Welt ohne diese Hypothese gibt" (S. 90 und 106). Damit tritt B. ganz auf den Standpunkt, den ich selbst stets in meinen Schriften eingenommen habe.

B. ist der Ansicht, daß das Entwicklungsprinzip mit seiner Kontinuität der organischen

Formen am besten dem christlichen Gottesbegriffe entspricht. Die Entwicklung ist ihm dabei gleichbedeutend mit Schöpfung; sie enthüllt uns geradezu die Methode göttlichen Schaffens. In bezug auf die Natur ist ihm Gott transzendent und immanent zugleich. Damit verbindet B. die Anerkennung einer universellen Offenbarung Gottes in allen Religionen. In bezug auf die ursprünglichen Religionen der Menschheit schließt B. sich den Gedanken L. v. Schröders an, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen: „Es ist einer da, es muß einer da sein, der da will, daß wir so handeln!" Und: „Es ist einer da, es muß einer da sein, der das alles gemacht hat!" Über die Entwicklung der Religion sagt B. Seite 203: „Aber hat denn die Religion wirklich eine Geschichte, und kann man den Gedanken der Entwicklung auf sie anwenden? So vorsichtig auch diese Frage erörtert werden muß: ich bin keinen Augenblick im Zweifel, sie, ohne mißverstanden zu werden, bejahen zu dürfen. Die Religion hat eine Geschichte, und zwar eine Entwicklungsgeschichte, und die göttliche Offenbarung selbst ist Geschichte und bedeutet den entwicklungsgeschichtlichen Faktor." In bezug auf den Offenbarungsbegriff aber heißt es Seite 201: „Immer, wenn wir von Offenbarung Gottes reden, meinen wir dies, daß von Gott bestimmte Tatsachen gewirkt werden, an denen der Mensch der wirksamen Gegenwart eines überweltlichen lebendigen Geistes unmittelbar inne wird."

Von einer durch und durch teleologischen Weltanschauung ausgehend, hält B. die Entwicklung für die Produktionsweise der Gottheit bis zum menschlichen Geiste hinauf, ja, er behauptet geradezu, es sei dies „das Postulat der christlichen Betrachtung und Wertschätzung von Welt und Mensch" (S. 156). Das Problem der Menschenabstammung ist ihm dabei zunächst ein zoologisches. „Was über den mutmaßlichen Zusammenhang des Menschen mit dem Tierreiche zu erörtern ist, also gerade die Frage nach der Abstammung des Menschen, kann allein von den Disziplinen der zoologischen Biologie im Verein mit der Paläontologie erledigt werden" (S. 105). Allerdings kennen wir bisher die Ahnen des Menschen nicht und können höchstens vermutungsweise auf diese oder jene Stammeltern geraten; Haeckels Stammbäume sind zweifellos reine Phantasieprodukte. Wir haben eine tierische Deszendenz des Menschen nur als das Wahrscheinlichste gelten zu lassen, denn es ist eine Forderung wissenschaftlicher Konsequenz, auch den Menschen nicht von der Deszendenz der Organismen auszuschließen.

Freilich ist für B. der Ursprung des Menschen nicht bloß ein zoologisches, sondern auch ein psychologisches und ein sprachwissenschaftliches Problem. Schon Sprachvermögen und Kulturfähigkeit bedingen einen Qualitätsunterschied von allen Tieren; insofern trat mit dem Menschen etwas völlig Neues in den Naturlauf ein. Diese Neubildung betrachtet B. als eine sprungweise erfolgte im Sinne von Köllikers Heterogenesis, worin er auch mit E. v. Hartmann übereinkommt. „Um den Sprung kommen wir nicht herum." Immerhin sei das Dogma aufzugeben, daß der Mensch fix und fertig als vollkommenes, unsterbliches Wesen aus Gottes Hand hervorgegangen sei; als Plasma-Organismus sei der Mensch immer sterblich gewesen. Wie in der Ontogonie sich der menschliche Geist allmählich entwickle, so sei es auch in der Phylogonie geschehen. Die menschliche Psyche entstand aus tierischer Psyche, wenn sie sich auch zu einer Stufe unendlich höherer Vollkommenheit erhob; denn als freie Persönlichkeit ragt der Mensch weit über die ganze übrige Natur hinaus, er ist das Ziel ihrer Entwicklung. In diesem Sinne fordert B. eine Revision der Meinungen über den Ursprung des Menschen auch für die Religion. Die Revision anderer Dogmen will er nicht von der Hand weisen, so z. B. die Lehre vom Sündenfall; denn die Urmenschen waren Menschen wie wir. In ihnen lag eine Disposition zu gesunder leiblich-geistiger Entwicklung, und sie besaßen schon Sittlichkeitsgefühl; indem sie sich dazu in Widerspruch setzten, sündigten sie. Darum sei der Stand einer primären Vollkommenheit fallen zu lassen. Trotzdem werde der Lehre vom Ebenbilde Gottes im Menschen durch die Anthropologie nicht widersprochen. Die Meinung, daß der physische Tod durch die Sünde in die Welt gekommen, sei nicht aufrecht zu erhalten, nur um den „Stachel" des Todes handle es sich in der Paulinischen Lehre.



Auf die weiteren theologischen Abschnitte des Buches, besonders auf die darin vorgetragene Christologie, kann hier nicht näher eingegangen werden. Die Anschauungen Beths sind modern in jedem Sinne des Wortes, und nur die Zukunft kann lehren, was an diesem „Modernismus" Edelmetall, was Schlacke ist; die letztere wird mit der Zeit von selbst abfallen.

J. Reinke

Landarbeiter und Landflucht

Wenn wir die Bücher zusammenstellen, in denen deutsche Arbeiter ihre Erlebnisse und Gedanken niedergelegt haben, so kommen wir zu einer an Zahl wie an Gehalt nicht unbedeutenden Reihe von Werken. Der Fabrik- und der Erdarbeiter, der Einheimische und der Ausgewanderte, der Herumziehende und der Festangestellte treten vor uns hin und machen durch lebensvolle Schilderung ihre Welt zur unseren. Der Landarbeiter fehlt in diesem Chor. Um auch ihn kennen zu lernen, durchmustern wir ferner den modernen Büchermarkt, — die vielgenannte Heimatdichtung muß uns den Landmann nahebringen!

Bauerngeschichten über Bauerngeschichten liegen uns da vor, ältere, neuere, allerneueste, ergreifend wahre und künstlich hergeputzte, den Friesen, den Heidjer, den Hochländer usw. lernen wir in seiner Besonderheit und Eigenart kennen, — der abhängige Landarbeiter begegnet uns nicht.

Wir schreiten über die großen Güter, über die Edelhöfe, von denen uns Hunderte und aber Hunderte von Bänden erzählen. Da taucht der Tagelöhner wohl einmal als Staffage auf, als Hilfsbedürftiger, zu dem sich holde Fräulein gütig herabneigen, als Nebenfigur, drollig in seiner Unbeholfenheit, — weiter dringen wir nicht zu ihm vor.

Die hungernden Weber und der Fuhrmann, Winzer und Häusler, Schiffer und Fischer, Hirten und Jäger haben ihre Sänger gefunden, wir kennen Vagabundengeschichten und Dienstbotenromane, vom Ringen und Wünschen des großstädtischen Proletariats, vom Hintertreppenvolk erzählen uns Bücher und zündende Theaterstücke, — vom Landarbeiter wissen sie nichts zu sagen, was uns die Seele rührt.

Nichts ist charakteristischer für seine Stellung in der Welt als ihr Schweigen über ihn in der Literatur, und nichts ist ergreifender! Millionen und aber Millionen mitten im deutschen Vaterland sind es, die uns ferner zu stehen scheinen als Indianer und Hereros. Wir wissen nichts zu sagen und zu singen von der großen Menschenklasse um uns und darum müssen wir schweigen, so tief, wie sie selbst schweigt.

In langen Zeitungsartikeln, in feurigen Ansprachen vor großer Volksversammlung, in Parlamentsreden, die im ganzen Lande widerhallen, drücken der städtische Arbeiter oder seine Sendboten aus, was sie an Klagen haben und wohin ihr Verlangen geht. Für den Landarbeiter gibt es keine Meinungsäußerung vor der Öffentlichkeit, keine Interessenvertretung in seinem Auftrag, keine Abgeordneten, die sich verpflichteten, für seinen Stand einzutreten. Er ist politisch mundtot, er schweigt auch hier. Nur ein Zeichen gleichfalls stumm vorhandener Wünsche gibt er: das ist der beständige, unaufhaltsame, wortlose Zug nach der Stadt. Hofft er von ihr das Zersprengen seiner sieben Siegel? ein Emporheben aus seinem Dämmerzustande? — Wir wissen es nicht!

Aber wir geben vor, es zu wissen.

Die einzige der breiten Öffentlichkeit bekannte Lebensäußerung des Landarbeiters, die Landflucht, sie wurde besprochen und gedeutet in unzähligen Verhandlungen und wird ferner besprochen und gedeutet werden, nicht vom Arbeiter selbst, nein, von allen andern — nur nicht von ihm selbst. Ihn hat man noch gar nicht ausgeforscht, keine Enqueten von Haus

zu Haus veranstaltet, keine Fragebogen herumgeschickt. Aber Interesse genug wendet man der Landflucht zu, vielleicht weniger des Arbeiters als des Arbeitgebers wegen?

Jedenfalls hat jeder sein Urteil fertig über diese bedauerliche Erscheinung, der Liberale, der nie eine Tagelöhnerkate betrat, der Sozialdemokrat, dessen Phrasen bei seinen ländlichen Agitationsreisen unverstanden verhallten, der Gutsbesitzer, der täglich seinen Arbeitern begegnet, ohne daß sie ihn je in ihre Gedankenwelt schauen lassen.

Höhere Barlöhne, Vergnügungen und schrankenlose Freiheit ziehen die Leute in die Stadt, eifern die einen. Schlechte Behandlung, unauskömmlicher Verdienst, Wohnungselend treiben sie vom Lande weg, lehren die andern.

Wir sollten uns hüten, die Gründe immer wieder an den Fingern herzuzählen, denn wir kennen sie nicht genug. Wir können sie ahnen und zu enträtseln suchen, wir können sie zu unserm ernsthaften Studium machen, — mehr sind wir vorläufig nicht imstande zu tun.

Unser grundlegendes Bemühen aber muß sein, den abhängigen Landarbeiter so weit zu bringen, daß er selbst uns zu enthüllen vermag, wo ihn der Schuh drückt, was ihn aus der Heimat hinweg in die Stadt zieht, die ihm so selten hält, was sie ihm zu versprechen schien.

Es ist ein weiter Weg, den wir zu gehen haben, ehe wir den Taglöhner aus seinem unartikulierten Zustand zu der Möglichkeit selbständiger Äußerungen gebracht haben werden, die er an die Allgemeinheit zu richten vermag.

Dieser Weg aber ist unumgänglich, wenn wir je zu einer befriedigenden Lösung der Landarbeiterfrage kommen sollen, und darum sollte er unverzüglich und mit aller Energie betreten werden. Die einzelnen Etappen heißen: bessere Schulbildung, Fortbildungsschule, ländliche Volkshochschule. Das Ziel ist Koalitionsfreiheit, Ausbildung von Politikern aus dem Landarbeiterstande selbst und ihre Entsendung ins Parlament.

„Mit Erstaunen und mit Grauen hören's die Ritter und Edelfrauen." Und wahrlich, man kann es Eingeweihten nicht verdenken, wenn sie nicht sanguinisch einer solchen Entwicklungshoffnung gegenüberstehen. Vom Landarbeiterstand zur Geistesbildung — ein ungeheurer Aufstieg, und noch hat ihn wohl keiner vollbracht.

Aus was für dürftigen ländlichen Verhältnissen haben sich unsere Großen, unsere Geisteshelden schon entwickelt! In den unscheinbaren Winkeln der Bauernhäuser, der Dorfhandwerker schaukelten die Wiegen derer, deren Namen später durch die ganze Welt hinflogen. Wie anziehend wissen uns Defregger, Thoma, Rosegger und viel andre mehr von ihrer bescheidenen und doch reichen Jugend auf dem Lande zu erzählen, dessen Eindrücke trotz aller Entbehrung fruchtbringend wirkten auf die Begabung, die sich Bahn zu brechen suchte, und der es schließlich auch gelang. Aber aus den ungezählten Scharen der Instleute und Scharwerker, der Tagelöhner und Hofgänger ist uns kein Führender erstanden!

Welch eiserner Druck muß auf dem ganzen Stande liegen, daß es dem einzelnen nicht gelingt, sich daraus hervor-, sich darüber hinauszuringen, daß er vielleicht nicht einmal einer Anstrengung fähig ist, um sich in eine höhere geistige Welt hineinzuschwingen!

Sie den Landarbeitern aufzutun, das muß das ernste Bestreben der Gebildeten sein. Dazu sollten sich die Großgrundbesitzer zusammenschließen und sich mit den Landgeistlichen vereinigen, dazu sollten die Regierung, die Landwirtschaftskammern, die landwirtschaftlichen Vereine ihnen helfen.

Eine ganz umgebildete, nicht nur den ländlichen, sondern auch den örtlichen Verhältnissen angepaßte Schule, Heimatkunde im engen und engsten Sinn ist ihre Grundlage. Daraufhin werden die jungen Lehrkräfte besonders erzogen, für jeden Bezirk mit besonderen Kenntnissen und Lehrmitteln ausgestattet. Erst von ihrem Heimatsort aus, an dem sie die Bedeutung jeder Bodensenkung, jedes alten Flußlaufes kennen lernten, in der Gesteine und Blumen, Vorgeschichte und Sitten, Bauart und Namen in ihrer Eigentümlichkeit für sie Leben gewannen, lernen sie weiter hinausschauen in die Welt, vom froh gewonnenen festen Grunde

in die Ferne. — Jetzt ist das anders. Von der Umwelt wird den Lehrplänen nach so gut wie gar keine Notiz genommen in unsern Dorfschulen. Die nächste Umgebung bleibt unbeachtet, unverstanden; das Fernerliegende aber bildet ein Gewirr unzusammenhängender Vorstellungen, die bald dieses, bald jenes Gesicht annehmen können. Später verdichten sie sich leicht zum Bilde städtischer Herrlichkeiten, außerordentlicher Erwerbsmöglichkeiten weit weg von zu Haus. Sich selbst auch nur einigermaßen ein Urteil zu bilden, dazu befähigt die Dorfschule ebensowenig, wie den wundersamen, fesselnden Zauber der ländlichen Heimat zu schätzen.

Solange diese und viele andre Mängel der einklassigen Volksschule, dieser überaus dürftigen Bildungsanstalt, noch nicht gehoben sind, müßte die Fortbildungsschule nachbessernd und ausgleichend wirken, — wenn wir eine hätten!

Aber auch sie ist uns versagt! Wenn nur die Lehrlinge und Ladenjünglinge fortgebildet werden, die Knechte und Dienstgänger haben's ja nicht nötig! Wer kümmert sich überhaupt um die! Mit den Händen in den Hosentaschen können sie in ihrer Freizeit vor den Misthaufen stehen oder, wenn ihnen das zu langweilig wird, trinken, Karten spielen, tanzen und liebeln gehen, — was bleibt ihnen zu tun übrig? Aber nachher wundert und entrüstet man sich von Grund der Seele, wenn diese Dorfjugend nicht außerordentlich tugendsam, sittlich und unverdorben ist, wie man es bei ihrer ländlichen Abgeschiedenheit doch von ihr erwarten kann und muß. Man schlägt die Augen empor und seufzt über die schrecklichen Erfahrungen, die man heutzutage machen muß. Und dann ziehen grade die jungen Leute noch in die Stadt, wo sie doch auf dem Lande „alles“ haben können — eine beliebte Redewendung.

Eine zweckmäßig eingerichtete Fortbildungsmöglichkeit würde manchen halten oder wieder zurückführen. Der bloße Zwang, sich einige Stunden wöchentlich in eine Stube sperren zu lassen, um wieder Schuljunge zu spielen, tut's freilich nicht. Anregende Wanderlehrer, Vorträge mit Lichtbildern und Experimenten, belehrende Ausflüge und kleine Reisen, Handfertigkeitsunterricht, daran anschließende Ausstellungen, Prämien und Stipendien müßten beleben und locken.

Die sich Auszeichnenden gehen über zu Freistellen auf Fachanstalten oder auf eine Volkshochschule, denn wir hoffen inbrünstig, daß letztere Einrichtung sich von ihren Anfängen in Schleswig-Holstein aus, wo sie nach dem bewährten dänischen Muster entstanden ist, bald über alle Gaue Deutschlands verbreiten werde.

Durch den eben beschriebenen Bildungsgang würden grade die Begabtesten wieder ans Land gefesselt, während sie naturgemäß jetzt davon hinwegdrängen. Sie werden fähig sein, darüber nachzudenken, wie den Beschwerden ihres Standes abzuhelfen, sie können mit uns darüber ratschlagen, sie kennen sie ja selbst, und der Druck des Schweigens ist von ihnen genommen!

Diese geistige Elite wird uns zu Mitarbeitern, wenn wir Besitzenden durch innere und äußere Kultur, durch Wohlfahrts- und Bildungseinrichtungen das Dorf zu dem zu machen suchen, was es sehr wohl sein kann: die heißgeliebte Heimat, vor deren herzgewinnendem Zauber und Schimmer der Glanz der Großstadt erbleicht wie Gaslicht vor Sommersonnenschein.

E. v. Oertzen-Dorow



Rosegger und die Parteien

Der Türmer hatte aus dem „Heimgarten“ eine Äußerung Roseggers mitgeteilt, die sich kurz in den Satz zusammendrängen läßt, daß er keiner unserer Parteien angehören könne. „Auf diese Äußerung“, schreibt nun Meister Rosegger selbst im letzten Heft seiner Zeitschrift, „ist im Türmer warmherzig entgegnet worden, daß gerade freie und ‚höherstehende‘ Menschen zu den verlotterten Parteien herabsteigen müßten, um

sie zu veredeln. Das ist schön und ideal gedacht, und manchem, der die richtige Haut dazu hat, mag's wohl gelingen, eine verlotterte Partei günstig zu beeinflussen, wenn er — nicht früher hinausgeworfen wird. Gewöhnlich pflegt der ‚Freie‘, der ‚Bessere‘, der in einer Partei sein und bleiben will, die Farbe der Mehrzahl anzunehmen, sonst käme er ja zu keiner Geltung. Die Partei wählt den Führer, der ihr paßt, und sobald er nicht im Sinne der Partei ‚führt‘, wird er abgesetzt. Das wiederholt sich alle Tage. Wer Großes will, der tut am besten, eine neue Partei zu gründen, statt sich einer verdorbenen anzuschließen. Es ist dankbarer, Gleichgesinnte zu sammeln und zu leiten, als eine wilde Menge von Querköpfen zurechtrücken zu wollen. Und wenn sie dir schon heute folgt, morgen folgt sie einem andern.

Ich gehöre ja gewiß auch zu einer Partei, und zwar zur Partei der Parteilosen, wo der Richter, der Lehrer, der Dichter, ja selbst der König steht oder zu stehen hat. Wer etwas bewegen will, der muß außerhalb desselben stehen. Das hat mir vor länger als zweitausend Jahren schon Archimedes nachgeschrieben.“



Sind die Niedersachsen konservativ?

In einer Polemik, die uns hier nicht näher angeht, untersucht Hermann Strunk in der „Hilfe“ auch die Frage nach der politischen Grundgesinnung der Niedersachsen: „Es ist ja allgemein bekannt, daß der niedersächsische derjenige deutsche Volksstamm ist, der am zähesten Naturanlage, Sprache, Sitte, Brauch und Aberglauben seiner Vorfahren festgehalten hat und noch festhält, also in bestimmter Beziehung echt konservativ ist. Die Blätter der deutschen Geschichte erzählen in ihren ältesten und mittelalterlichen Teilen von den Ruhmestaten, die dieser Konservativismus auch in politischer Hinsicht für die Niedersachsen hervorgebracht hat. Aus dem Moment der Beharrlichkeit, der physischen und moralischen, stammt das Wuchtige, Unverwüstliche und Unerschöpfliche in der sächsischen Natur, aber auch das Unbeugsame, Eigensinnige und das Mißtrauen gegen das Neue. Aus dieser Beharrungsanlage strömt die Heimatliebe, die den Niedersachsen in Amerika drängt, in die Heimat zurückzukehren, erklärt es sich, daß die versprengten Häuflein der Niedersachsen in Livland ihre Sprache und Eigenart aufrechterhalten bis heute. Zu dieser Beharrlichkeit trug, wie Dehio ausführt, viel bei die Tatsache, daß die Niedersachsen, schon an und für sich der konservativste aller Stämme, fast ausschließlich dem konservativsten aller Stände, dem bäuerlichen, angehören.

Ist es da nicht doch so, daß die Niedersachsen für den politischen Konservativismus geboren sind? Beileibe nicht! Schon darum nicht, weil die konservative Partei eine ausgesprochen preußische Erscheinung ist. Und gegen alles Preußische hat der Hannoveraner eine mehr oder weniger starke Abneigung. Auch für die autoritativen Grundsätze der Konservativen, der Partei der Junker und der herrschenwollenden Priesterschaft, kann der Niedersachse seiner Naturanlage nach absolut kein Verständnis, viel weniger Neigung haben. Welches sind denn die Eigenschaften, die die alten Niedersachsen als politische Wesen an sich tragen, und die, da sie im guten Sinne konservativ sind, ihre Enkel besitzen und hochhalten müssen? Es sind gerade die Eigenschaften, die wir zu den wesentlichen Merkmalen eines wirklich gelebten Liberalismus rechnen müssen. Freiheitsgefühl, Selbständigkeitsstreben, Selbstverwaltungstrieb, Gerechtigkeitsgefühl!

Es ist bekannt, daß sich in Niedersachsen — ich spreche besonders von Nordhannover — die altgermanische Verfassung am längsten echt demokratisch erhalten hat, im Lande Wursten bis ins sechzehnte Jahrhundert, daß die Bauern am längsten gemeinfrei waren, daß hier ein mächtiger Adel und ein Feudalwesen mit seinen Königen und Hintersassen fehlte. Hier blühte

naturgemäß ein starkes Freiheitsgefühl, Stolz und Selbstgefühl. Man hat bis heute noch das Bewußtsein, daß allen Menschen gleiche Rechte zukommen; daher steht z. B. nach der hannoverschen Agrargesetzgebung auch den Landarbeitern das freie Koalitionsrecht zu. An der Nordseeküste entstand das stolze Wort: Deus mare, Batavus litora fecit (Gott hat das Meer, der Friese die Gestade geschaffen). Und soll ich den Freiheitssinn der hannoverschen Friesen noch besonders nachweisen? Es genügt, wenn ich erinnere an die Sitte des Grußes bei den Friesen: Eala frya Fresena! (Heil, freie Friesen!) und an den alten niedersächsischen Wahlspruch: ‚Lewer dod as Slaw!' (‚Lieber tot als Sklave!') Und mit solchem Erbe an Mannesstolz und Freiheitsgefühl sollten die heutigen Niedersachsen prädestiniert sein zu Gefolgsleuten der preußisch-konservativen Partei!

Nein, auch heute noch ist der Niedersachse im Grunde seines Herzens freiheitlich gesinnt, hegt er Abneigung gegen jede staatliche und bureaukratische Bevormundung, ist er stolz auf seine freie Stammesart. Wie stark gerade in den Marschen das Streben nach Selbsttätigkeit und Selbstverwaltung ist, zeigt die Tatsache, daß sich die Kirchspiele des Landes Hadeln bis zur preußischen Annexion ihr Recht auf Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit nicht haben rauben lassen. In dem niedersächsischen Selbstgefühl, in einem falsch orientierten Gerechtigkeitsgefühl und in altgermanischer Gefolgstreue liegen die eigentlichen Gründe der Entstehung und der Dauer der welfischen Bewegung. Sie sind die besten Eigenschaften der Welfen und nicht ein übertriebener Konservativismus ..."

Einst habe der Westen den Osten erobert, und gerade die Niedersachsen, die ihrer Naturanlage nach das unübertroffene Kolonistenmaterial seien, könnten den Löwenanteil für sich in Anspruch nehmen. Jetzt scheine sich der umgekehrte Vorgang abspielen zu wollen: „ostelbischer Geist soll über die Elbe, die alte Kulturscheide, geleitet und den Niedersachsen eingeimpft werden ..."



Das symbolische Gitter

Eine englische Parlamentseröffnung ist nach dem „Berl. Tagebl." eine Feierlichkeit eigener Art, die sich so wenig mit einer feierlichen Eröffnung des Deutschen Reichstages vergleichen lasse, wie Macht und Bedeutung des englischen Parlamentes und der bescheidene Einfluß der deutschen Volksvertretung sich aneinander messen ließen: „Eröffnet in Deutschland der Kaiser in eigener Person den Reichstag, so geschieht dies bekanntlich nicht im Reichstagsgebäude, sondern im Berliner Stadtschlosse, wo sich zu diesem Zwecke eine geringere oder größere Anzahl Abgeordneter in mehr oder minder auffälliger Weise einfindet. Anders in England. Dort begibt sich der König seinerseits in feierlichem Zuge nach dem Parlament, um von dem Throne des Oberhauses vor den versammelten Mitgliedern beider Kammern seine Ansprache zu verlesen.

Wer je den prunkvollen Saal der englischen Pairs mit den zwölf gemalten Fenstern und den achtzehn Nischen bewundert hat, in denen die Standbilder derer stehen, welche die ersten verfassungsmäßigen Freiheiten Englands erzwangen, dem wird auch jenes kräftige Eisengitter aufgefallen sein, das in einer nicht zu übersehenden Weise den Thronsitz des Königs umgibt. Der Uneingeweihte mag — wenigstens sofern er ein Deutscher war —, der vaterländischen Fürstenhymne gedenkend, sich das Vorhandensein dieses Gitters damit erklärt haben, daß die Höhe, die weder Roß noch Reisige schirmen, im freiheitlichen England vielleicht eines eisernen Gitters zum Schutze bedürfe.

Allein die Bedeutung dieses Eisengitters ist eine weit tiefere. Das Gitter, welches den Thron des englischen Königs umgibt, soll jener Forderung der Verfassung Ausdruck verleihen,

daß der König in keiner Weise in die Gerechtsame des englischen Parlamentes eingreife. Die Privilegien des englischen Parlamentes gestatten wohl, daß der König das Parlament eröffnet, nicht aber, daß er das Parlament betritt, und es ist die Aufgabe jenes Gitters, die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß der Thronsitz des Königs sich gar nicht im Parlament befindet. In der Aufrechterhaltung einer solchen Fiktion hat sich aber die Bedeutung dieses Eisengitters nicht erschöpft. Indem es vielmehr den König gleichsam dem Streite der Parteien entrückt, hat es ihn über die Parteien erhoben, und damit ist es zu einem nicht zu verachtenden Schutze der englischen Krone gegen die Wechselfälle der Geschichte geworden.

Aber die Bedeutung jenes eisernen Gitters um den Thronsitz im englischen Oberhause reicht noch weiter. Ja sie reicht so weit, daß man in Deutschland mehr noch als das Fehlen des Gitters das Ausbleiben der Folgen bedauern muß, die sich in England aus seinem Vorhandensein ergeben haben. Denn jenes Eisengitter zu Westminster war nicht nur stets ein Schutz gegen verfassungswidrige Velleitäten des Königs und damit ein Schutz für ihn selber, es bildete auch gleichsam eine Barriere, die dem skrupellosen Ehrgeiz einzelner politischer Gruppen ein recht widerstandsfähiges Hindernis bot. Gewiß, auch die parlamentarische Geschichte Englands zeigt Schattenseiten und Ungerechtigkeiten, obschon es der unvergleichlich größeren politischen Energie der englischen Bevölkerung stets verhältnismäßig rasch gelungen ist, sie wieder zu beseitigen. Aber niemals wäre in England ein Zustand dauernd möglich gewesen, der einer politischen Clique gestattete, sich vor ihre — wenigstens der Verfassung nach gleichberechtigten — Mitbürger zu drängen, um nach Dahlmanns treffenden Worten ‚zwischen diese und den Landesherrn tretend einen breiten Schatten auf das Antlitz des letzteren zu werfen‘ ...“



Volksbürgertum und Weltbürgertum

In seinem Buche „Sieg der Freude“ (Stuttgart, Julius Hoffmann) setzt sich Alexander von Gleichen-Rußwurm, ein Urenkel Schillers, auch mit dem Nationalitätsgedanken auseinander:

Jede Nation birgt ein gemeinsames Fluidum, das man mit demselben Rechte ihre Seele nennen kann, wie man das Geheimnisvolle im einzelnen Menschen Seele nennt. Unsichtbar und unberührbar schwebt sie durch die Atmosphäre eines Landes und verdichtet sich hin und wieder zu greifbaren Tatsachen oder Erscheinungen. Man kann an vielen Angehörigen einer Nation vorübergehen, kann sie beobachten und mit ihnen verkehren, ohne ein charakteristisches Merkmal ihres Stammes auffallend gewahr zu werden. Auf einmal, plötzlich, ganz unerwartet, bricht die Nationalseele durch, ein Ausruf, ein Wort, eine Bewegung hat sie verraten, und man sagt sich — je nach dem eigenen Standpunkt, befremdet oder erfreut —: So kann nur ein Urgermane, ein Stockrusse, ein Engländer denken oder tun! Das Vorhandensein eines Nationalcharakters wird im gewöhnlichen Leben mehr gefühlt als gesehen, denn auffallende Züge beginnt die nivellierende Kultur mehr und mehr zu verwischen. Sie hat die Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen einzelnen Tälern und benachbarten Städten ausgeglichen, sie wird auch aus den verschiedensten Völkern den Typus des Europäers zusammenschleifen.

Manchen Philosophen des 19. Jahrhunderts hat die Frage beschäftigt: War der Nationalcharakter eines Volkes angestammt und schon vor der Zivilisation vorhanden oder hat ihn diese ausdrücklich und langsam geprägt? Emerson, Taine, Nietzsche haben sich mit den Gründen und Erscheinungen einer ausgesprochenen Nationalität beschäftigt. Zur Antwort mag eine kleine Geschichte beitragen. Ich weiß nicht, ob sie alten Überlieferungen entstammt oder ob sie ein späterer Dichter erfunden. Man erzählt, daß die Gallier auf Kriegsfahrten, so oft es

donnerte, die Schwerter drohend emporstreckten und riefen: Wenn der Himmel einstürzt, so werden ihn unsere Waffen aufhalten. Hier spricht sich der Mut eines Volkes aus, das nur gegen Menschen zu kämpfen hatte und auch in der Natur nur einen menschlichen Gegner sah.

Die Anfänge des Nationalcharakters mit allen seinen Übertreibungen liegen im Klima begründet, mit diesem können sie sich abschwächen, verstärken und ändern. Ob der Nationalcharakter aber äußerlich laut und übertrieben erscheint oder ob er innerlich in geheimem Schaffen an der Vollendung des Volkes arbeitet, hängt von den Wellen der Kultur ab, die ihn bloßlegen oder verdecken. Herder schrieb in den Ideen zur Philosophie der Menschheit:

Die Mythologie jedes Volkes ist ein Abdruck der eigentlichen Art, wie es die Natur ansah, insonderheit, ob es, seinem Klima und Genius nach, mehr Gutes oder Übles in derselben fand, und wie es sich etwa das eine durch das andere zu erklären suchte. Auch in den wildesten Strichen also und in den mißratensten Zügen ist sie ein philosophischer Versuch der menschlichen Seele.

So hat der Nordländer seinem Sonnengotte eine wehmütige Poesie verliehen, früher Tod rafft den Milden dahin, und die beraubte Erde klagt um den Geschiedenen. Doch der südliche Sonnengott Phöbus ist schön und schrecklich zugleich wie südliche Sonne, er ist Wecker des Lebens, aber auch grausamer Todesbringer mit seinen glühenden Pfeilen. Mythus und Poesie eines fremden Volkes verständnisinnig zu erfassen, heißt dem Herzen dieses Volkes näher kommen, denn so verstehen wir sein Freud und Leid. Menschlich nahe rücken wir, sobald Lächeln und Tränen eines andern uns recht begreiflich sind, sobald wir an der Größe und Tiefe seines Schicksals Anteil nehmen. Darum erweitert und bereichert die Beschäftigung mit fremden Sprachen und Literaturen nicht nur den Geist, sondern auch das Gemüt. Eigentlich erobert haben wir nur das, was gelernt hat uns zu lieben. Diese Tatsache macht die großen Dichter auch zu rechten Eroberern. Und jeder liebenswürdige Kosmopolit, der im Auslande durch beweglichen Geist, herzliches Wesen und mitteilsames Wissen um Sympathie für seine Landsleute wirbt, macht friedliche Eroberungen in der Fremde.

Kosmopolitisch zu denken und sich überall gewandt zu benehmen, galt in der Aufklärungszeit für das Ideal des Gebildeten. Den philosophisch gesinnten großdenkenden Menschen schien jede Schranke kleinlich. Ein allzu festes Wurzeln hielten sie für einen Schädling der erträumten Freiheit. Das aufkeimende Nationalgefühl, das den Wert der Muttersprache betonte, kam zuerst in Fichtes Reden zu besonders kräftigem Ausdruck. „Der ausländische Genius wird sein ein lieblicher Sylphe," sagte der Philosoph, „der mit leichtem Fluge über den Blumen hinschwebt und sich darauf niederläßt, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in sich zieht, oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt. Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben zur Sonne, deren Anschauung ihn entzückt. Die Kosmopoliten des 18. Jahrhunderts waren wohl stark ausgeprägte Persönlichkeiten, aber sie suchten darin etwas, Eigenschaften, die ihnen von Natur angestammt waren, abzuwerfen oder wenigstens zu verdecken. Sie dachten, schrieben und plauderten in französischer Sprache, sie kleideten sich nach Vorschrift der Pariser Gesellschaft und überwanden alle Fährlichkeiten, alles Unbequeme fortgesetzter Reisen, um schließlich als freie Menschen mit der Entfernung unnötiger Fesseln zu prunken. Was diese vergangenen Generationen als Fesseln, als Bleigewicht für den Flug ihrer Gedanken empfanden, ist für die Gegenwart zum Schmuck geworden. Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigen sich selbst die Ideale der verschiedenen Zeiten von dem großen Nützlichkeitsprinzip durchtränkt, das die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts seit alters beherrscht. Das Ideal des Weltbürgertums ging einst von Philosophen und unterhaltungsfrohen Müßiggängern aus, denen das Bedürfnis naturgemäß fehlte, mit der Heimat in fester Verbindung zu bleiben. Ubi bene, ibi patria mußte denen gelten, die irgendwo geschützt und gepflegt einen abstrakten Begriff erforschen wollten,

genau wie jenen, die nur nach geistreicher Konversation, nach Tanz und Spiel Verlangen trugen. Es waren Lebenskünstler, die vor jedem Zwang des Daseins zurückschreckten. Die Weltbürger der Gegenwart gehören der arbeitenden Menschheit. Sie sind Handelsherren, Kaufleute, Erfinder. Sie brauchen den Rückhalt eines starken Vaterlandes. Ein berechtigter, sicher begründeter Nationalstolz vermehrt ihre Macht, ihren Besitz, ihre Stellung. Wie einst die vornehmen Kosmopoliten durch allgemein anerkannte, zierlich abgeschliffene, überall gültige Sitten und Auffassungen das Odium eines fremden Barbarentums abschüttelten, so muß es der weltläufige Mann der Gegenwart nach englischem Muster durch Betonen einer machtvollen, Respekt gebietenden Nationalität.

In der Übergangszeit vom einstigen Begriff des Weltbürgertums zu der großen und freien Auffassung, die sich allmählich wieder Bahn bricht, waren kosmopolitisch denkende Menschen nur selten anzutreffen. Sie standen im Gegensatz zur herrschenden Strömung und wurden entweder bemitleidet oder verachtet. Ein deutscher Maler, dessen Haus vor ungefähr fünfzig Jahren einen Mittelpunkt für Künstler und Dichter bildete, brach den Verkehr mit Liszt ab, nur weil sich der berühmte Musiker als Anhänger internationaler Ideen bekannte. Man wollte jene vornehme Unabhängigkeit nicht anerkennen, die das politische Gewissen dem ästhetischen unterordnete; die Staaten mußten erst geschaffen werden, deren festem Gefüge Lebenskünstler und Weltbürger keinen Schaden mehr bringen.

Der Patriotismus in seiner herben, alle weicheren Einflüsse zurückweisenden Art hatte sich immer als das beste Belebungsmittel eines Volkes erwiesen, das sich in abstrakten Spekulationen oder unfruchtbarem Wohlleben zu verlieren drohte. Das Dasein der einstigen Weltbürger war abstrakt und unfruchtbar geworden; denn die Kultur hatte jenen Höhepunkt noch nicht erreicht, der ein friedliches Zusammenleben und -arbeiten der Völker gestattete. Erst nach und nach ist man zu der Einsicht gekommen, daß die Völker in regem Verkehr gegenseitig nur lernen und gewinnen. Die Menschen, die man früher Weltbürger nannte, sahen, von ihrem Stamme gelöst, als unbeteiligte Zuschauer dem Schauspiele zu, bei dem bald ein Land, bald ein anderes in die Höhe schnellte. Unsere Kosmopoliten sind Kämpfer. Ob sie in aufreibendem Sport um den Weltrekord ringen, ob sie Handelshäuser gründen oder auch als Globetrotter den Erdkreis durchwandern, sie können eine gewisse nationale Färbung nicht verleugnen. Bewußt oder unbewußt sind sie stolz, Vertreter einer großen Rasse zu sein, und sehen mitleidig auf die Zeit der Ahnen herab, in der ein einzelner höchstens seinen Fürsten vertreten konnte, statt selbst als verantwortliches Glied eines großen Ganzen zu erscheinen ...



Ein historisches Schlagwort

Am Abend des 14. Juli 1789, erzählt die „Neue Welt", wußte in Versailles jedermann, was sich in Paris begeben hatte: daß die Bevölkerung den Angriff der zum Staatsstreich aufgebotenen Truppen nicht erst abgewartet hatte, sondern selbst zum Angriff geschritten und nach blutigem Kampf in den Besitz der Bastille gelangt war. Diese Tatsachen, die den Sturz des alten Systems sicherstellten, kannte am Abend des 14. Juli jedermann, bloß einer nicht, und das war der König. Ludwig XVI. Der war von der Kamarilla, die ihn beherrschte, geflissentlich über die Lage der Dinge getäuscht worden: mit Hilfe von gefälschten Kurs- und Theaterzetteln hatte man ihn glauben gemacht, daß in Paris alles in Ordnung sei. Erst spät abends am 14. Juli erfuhr er die Wahrheit von einem der wenigen hoffähigen Leute, die nicht zur reaktionären Clique gehörten, vom Herzog von Liancourt. Ludwig fiel aus allen Wolken und brach in seiner ratlosen Überraschung in die Worte aus: „Aber das ist

ja eine Revolte!" Darauf erwiderte der Herzog von Liancourt schlagfertig: „Nein, Majestät, es ist keine Revolte, sondern eine Revolution."

Einundvierzig Jahre später kam es wieder im Monat Juli zu einer allgemeinen Erhebung der Pariser Bevölkerung. König Karl X. und das Staatsstreichkabinett Polignac hatten am 26. Juli 1830, weil sich ihr feudal-absolutistischer Hochmut nicht vor der bürgerlich-liberalen Kammermehrheit beugen wollte, die gesetzwidrigen „Ordonnanzen" in die Welt geworfen. Karl X. war seiner Sache so sicher, daß er am 26. Juli ganz gemütlich auf die Jagd ging und erst gegen Mitternacht nach St.-Cloud zurückkehrte. Da war nun Paris schon in stürmischer Bewegung. Am 27. kam es schon zum Blutvergießen. Der allgemeine Straßenkampf begann erst am 28. Juli, aber am frühen Morgen dieses Tages starrte schon ganz Paris von Barrikaden, hinter denen die Bevölkerung kampfbereit Posten gefaßt hatte. Der Oberbefehlshaber der Pariser Truppen, Marschall Marmont, war über diese Sachlage richtig informiert und wußte auch wohl, daß seine Regimenter großenteils sehr wenig kampflustig seien. Jedenfalls Marmont machte sich über die Chancen des bevorstehenden Kampfes keine Illusionen, sondern versuchte, den König aus der Sicherheit zu reißen, in der er sich wiegte. Er bemühte sich, dem verblendeten Bourbonen, der in der Pariser Bewegung noch immer bloß einen Krawall erblickte, den Star zu stechen durch eine briefliche Mahnung zum Rückzug, solange es noch Zeit. Dieser Brief Marmonts vom Morgen des 28. Juli 1830 beginnt mit den Worten: „Ich habe die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu melden, daß die Volkshaufen, welche die Ruhe der Hauptstadt störten, gestern auseinandergetrieben wurden. Heute sammeln sie sich von neuem, zahlreicher und drohender als zuvor. Es ist keine Revolte mehr, es ist eine Revolution..." Die Wahrheit dieses Wortes aber sah Karl X. erst ein, als es zu spät, als Schlacht und Thron verloren war.

Noch einmal fiel das inhaltsschwere Wort in einem entscheidenden Augenblick, und zwar während der Märzstürme des Jahres 1848. Am 13. März waren in der österreichischen Hauptstadt bereits alle Klassen in leidenschaftlicher Erregung, die dadurch zur Siedehitze gesteigert wurde, daß die Soldateska auf das Volk schoß. Während aber der alte Absolutismus im vollen Zusammenbruch begriffen war, hatte der bisher allmächtige Staatskanzler Metternich noch gar keine Vorstellung vom Ernst der Lage, sondern redete sich ein, es handle sich bloß um einen Krawall von Juden, Polen, Italienern und Schweizern. So äußerte er sich auch zu einer Deputation des Bürgerkorps, die auf Zugeständnisse und Zurückziehung des Militärs drang. Und da antwortete ihm ein Mitglied der Deputation, Schleizer mit Namen: „Durchlaucht, das ist kein Krawall, sondern eine Revolution." So kehrt dies historische Wort dreimal wieder: 1789, 1830 und 1848. Man könnte denken, daß es sich in den beiden letzten Fällen um eine Reminiszenz von 1789 handle. Aber das scheint nach den ganzen Umständen ausgeschlossen. Vielmehr legte die gleiche Situation die gleichen Worte auf die Lippen: der Verblendung, die sich einbildet, mit einem Volksauflauf zu tun zu haben, hält man entgegen, daß es eine Volkserhebung ist, keine Revolte, sondern eine Revolution.



Wie der Kaiser arbeitet

Wie arbeitet eigentlich der „Monarch"? In einem längeren Aufsatz der „Süddeutschen Monatshefte" stellt Friedrich Naumann auch diese Frage. Aber nicht „in der Weise des neugierigen Zeitungsreporters, der wissen will, wann der Kaiser früh aufsteht, wann er ausreitet, wie oft er sich umkleidet, wie viele Unterschriften er leistet und wie viele Hasen er auf der Hofjagd schießt. Alles das ist uns nebensächlich. Die Frage,

die uns beschäftigt, ist die, ob es nicht überhaupt und an sich eine große Illusion ist, daß ein einzelner Mensch so große Aufgaben übernimmt, wie im modernen Begriffe der Monarchie liegen. Auch ein sehr begabter Monarch kann doch schließlich nur eine begrenzte Zahl von Dingen wirklich wissen, um aber regieren zu können, muß man wissen.

Zweifellos ist gerade beim gegenwärtigen deutschen Kaiser die Fähigkeit, sich schnell in allerlei Dinge hineinzufinden, sehr ausgebildet, aber selbst wenn sie größer wäre als bei irgendeinem andern sterblichen Menschen, so kann er nur einige Prozent von dem wirklich wissen, was in sein Arbeitsgebiet gehört. Er muß für sich denken und arbeiten lassen und bleibt als Einzelmensch sozusagen nur die innerste Stelle des Apparates, der von außen her Monarch genannt wird. Alles wird ihm verarbeitet und nur in seinen letzten Stadien vorgetragen, und es gehört Kunst dazu, die Speise der Wirklichkeiten für ihn zuzubereiten. Wir wollen damit nicht sagen, daß ihm Falsches vorgetragen wird, aber es liegt in der Natur der Sache, daß er für breite Darlegungen weder Zeit noch Nerven übrig hat. Er bekommt Zeichnungen in äußerster Verkürzung, letzte Reduzierungen komplizierter Dinge. Was wird er beispielsweise von den Einzelheiten des Zolltarifes gewußt haben? Was kann er von den Einzelheiten des Bürgerlichen Gesetzbuches wissen? Wieweit kennt er die Akten der auswärtigen Politik? Was weiß er morgen noch von den Personen, die er heute empfangen mußte? Alles fliegt in fabelhaftem Wirbel an einem einzigen Kopfe vorbei: Weltpolitik, Familiensorgen, Schiffskonstruktionen, babylonische Altertümer, päpstliche Wünsche, Divisionsmanöver, Einweihung eines Standbildes, Gerichtsverhandlungen gegen hohen Adel, Militärgerichte, Wechsel im Gesandtschaftspersonal, neue Uniformen, Sozialpolitik, Geldfragen der Hausverwaltung, Literatur, Todesfälle, Reichsfinanzen, Mädchenschulreform, landwirtschaftliche Ausstellung, Reibung im Ministerium, Brief aus Petersburg, bulgarische Wünsche, Hochzeit, Einladung, Eisenbahn — wer kann es wissen, wer mag es beschreiben, was alles an den Gehirnwindungen eines Monarchen auf und ab klettert? In diesem Bewußtsein nun werden die schwersten Entscheidungen reif. Er steht zu allen diesen Dingen nicht wie ein Zeitungsleser, der nur träumend von ihnen erfährt, nicht wie ein Journalist, der nur neugierig und unverantwortlich über sie schreibt, sondern als der Mann, der im Fluge etwas Entscheidendes sprechen soll: Das und das will ich! Dort, wo der Wille am freiesten ist, hat er am wenigsten Zeit, sich auszugestalten.

Das gebildete deutsche Publikum ist selten bereit, sich diese ganze psychologische Schwierigkeit des monarchischen Arbeitens zu vergegenwärtigen. Es hält sich an Äußerlichkeiten und zufällige Worte des Kaisers über Kunst und Religion, als ob dort die Einwirkungen des persönlichen Regiments lägen. Zweifellos sagt der Kaiser auch über Kunst und Religion vielerlei, was mehr nach Potsdam paßt als nach Hamburg, aber allzugroß ist der Schade davon gerade nicht, denn weder Kunst noch Religion leben heute, soweit sie überhaupt lebendig sind, von der Sonne des Augustus. Was hat es denn der Sezession geschadet, daß der Kaiser sie nicht besucht? Oder was wird es für den ‚Deutschen Werkbund' ausmachen, wenn der Kaiser ihn nicht kennt? Weit tiefgreifender ist die Frage, ob es ein großer Staat vertragen kann, daß die wichtigsten politischen Entscheidungen von einem einzelnen Zentralbewußtsein abhängen. In der Politik geht es nicht so wie in Kunst und Religion, da pulsiert das wirkliche Leben in den monarchischen Willensakten. Ohne den Kaiser wird im jetzigen Deutschland keine einzige größere politische Idee durchgeführt. Alles muß warten, bis er sein Zeichen daruntergesetzt hat. Alle Resolutionen der Parlamente, alle Agitationen der Parteien sind nur imstande, so viel Bewegung herzustellen, daß auch der Monarch davon berührt wird, aber ein Gesetzentwurf des Bundesrates erscheint nicht, wenn er nicht irgendeinmal gesagt hat: Placet, es geht ..."



Das Leben ein Traum?

Einen Brief Tolstois über das „Karma“ veröffentlicht die „Ethische Kultur“ in deutscher Übersetzung von Dr. A. Skarvan:

„Sie fragen mich nach dem buddhistischen Begriff ‚Karma‘. Wir leben im Traum beinahe genau so wie im wachenden Zustand. Pascal sagt, glaube ich, folgendes: ‚Sähen wir uns im Traum beständig in ein und derselben Lage, wachend aber in verschiedenen, so würden wir den Traum für Wirklichkeit, die Wirklichkeit aber für einen Traum halten. Das ist nicht ganz richtig. Die Wirklichkeit unterscheidet sich vom Traume dadurch, daß sie eben wirklicher ist, reeller. So daß ich sagen würde: Wenn wir kein wirklicheres Leben kännten als den Traum, so würden wir den Traum völlig für Leben ansehen und niemals in Zweifel darüber geraten, daß dies das wirkliche Leben ist.

Ist denn jetzt unser ganzes Leben, von der Geburt bis zum Tod, mit seinen Träumen seinerseits nicht ein Traum, den wir für das wirkliche Leben halten und an dessen Wirklichkeit wir nur deshalb nicht zweifeln, weil wir kein anderes wirklicheres Leben kennen? So denke ich nicht nur, sondern ich bin überzeugt, daß dem so ist.

Wie Träume in diesem Leben Zustände darstellen, während deren wir von den Eindrücken, Gedanken und Gefühlen eines vorangegangenen Lebens zehren, genau so ist unser jetziges Leben ein Zustand, während dessen wir vom Karma eines vorangegangenen wirklicheren Lebens zehren und Kräfte sammeln, das Karma aufzubauen zu einem folgenden, zu jenem wirklicheren Leben, aus dem wir hervorgegangen sind. So wie wir Tausende von Träumen in diesem unserem Leben erfahren, so ist auch dieses unser Leben eines jener Tausende von Leben, in die wir eintreten aus jenem wirklicheren, reelleren, echteren Leben, aus dem wir kommen, indem wir geboren werden, und wohin wir zurückkehren, wenn wir sterben. Unser Leben ist einer der Träume aus jenem wirklicheren Leben, und so weiter, in die Unendlichkeit, bis in das letzte, wahre Leben hinein — in das Leben Gottes. Die Geburt und das Entstehen der ersten Vorstellungen über die Welt ist das Einschlafen und der süßeste Schlaf; der Tod ist das Erwachen.

Ein früher Tod heißt —: man hat den Menschen geweckt, er hat sich aber nicht ausgeschlafen. Der Greisentod heißt —: man hat sich ausgeschlafen, der Schlaf war aber ganz schwach, und man ist von selbst erwacht. Der Selbstmord ist ein Alpdrücken, das dadurch zerstört wird, daß man sich erinnert, daß man schläft, sich zusammenrafft und erwacht. Ein Mensch, der allein nur dieses Leben lebt, ohne Ahnung von einem anderen —: das ist der feste Schlaf ohne Träume, ist ein halbtierischer Zustand. Im Traume zu fühlen, was um uns herum geschieht, heißt leise schlafen, jeden Augenblick bereit sein zum Erwachen, heißt, — wenn auch trübe — sich jenes anderen Lebens bewußt sein, aus dem man hervorgegangen und in welches man zurückgeht.

Im Schlaf ist der Mensch immer ein Egoist und er lebt allein, ohne Teilnahme anderer, ohne Verbindung mit ihnen. In dem Leben, das wir das wahre Leben nennen, gibt es schon mehr Verbindung mit anderen, gibt es schon etwas, was der Nächstenliebe gleicht. In jenem Leben aber, aus dem wir gekommen sind und in welches wir zurückgehen, ist diese Verbindung noch fester, die Liebe ist da nicht nur etwas Ersehntes, sondern etwas Wirkliches. Wir fühlen schon in diesem Traum, was es dort, vielleicht, gibt. Die Grundlage zu allem ist schon in uns und sie durchdringt alle Träume.

Ich wünschte, daß Sie mich verstehen. Ich scherze nicht, ich erdichte nichts; ich glaube daran, ich sehe zweifellos und weiß es, daß ich sterbend mich freuen werde, daß ich in eine reellere Welt eingehe.“



Eine untergehende Welt

Eine sterbende Rasse in einer verödeten Welt — das ist nach einem Bericht im „B. T." das Bild, das der bekannte Astronom Professor Percival Lowell von dem Schicksal des Mars in seinem soeben erscheinenden neuesten Buch über diesen Planeten „Mars as the Abode of Life" entwirft. Dieses Buch, das eine befriedigende Erklärung für die so viel gedeuteten Mars-Kanäle versucht, liest sich an manchen Stellen wie eine phantastische Dichtung vom Weltuntergang und den letzten Menschen.

Professor Lowell beschäftigt sich zunächst mit der Theorie, nach der es überhaupt kein Wasser auf dem Mars gibt, weshalb dort auch keine Lebewesen existieren können. Diese Annahme wird dadurch entkräftet, daß im vorigen Jahre durch die Photographie das Vorhandensein von Wasserdampf im Spektrum der Mars-Atmosphäre nachgewiesen ist. Wasser ist also vorhanden, und auch andere Beobachtungen machen die Annahme sehr wahrscheinlich, daß lebende Wesen auf dem Mars existieren. Dadurch ist aber auch die Behauptung möglich, daß die Mars-Kanäle großartige, künstlich ausgeführte Arbeiten sind. Der Planet ist zur Ausführung solch einer Unternehmung besonders geeignet. Er hat keine Gebirge; seine Oberfläche ist flach und einförmig. Er hat keine Seen; sie sind seit langem verschwunden.

Wegen seiner Kleinheit und der darum verminderten Schwerkraft kann auf dem Mars mit der gleichen Kraftmenge siebenmal so viel Arbeit geleistet werden wie auf der Erde. So kann man also annehmen, daß die Mars-Bewohner bei gleicher Entwicklung ihrer Geisteskräfte viel gewaltigere Leistungen hervorbringen können als die Erdenmenschen, zumal wenn der Kampf um die Existenz, das Drohen einer furchtbaren Gefahr sie zu verzweifelten Anstrengungen anspornt. So läßt sich die kolossale Größe und Ausdehnung dieser Mars-Kanäle begreifen, die sich mit mathematisch genauer Geradlinigkeit über Hunderte und sogar Tausende von Meilen erstrecken und die Mars-Oberfläche wie mit einer geometrischen Zeichnung überziehen.

Warum nun sind diese Kanäle gemacht worden? Lowell sucht eine Antwort zu geben, indem er den Mars und die Phänomene, die er der Forschung darbietet, mit den Verhältnissen unserer Erde vergleicht. Der Mars ist in seiner Entwickelung älter und weiter vorgeschritten als die Erde; er ist viel kleiner als sie und hat sich viel rascher abgekühlt. Alle Planeten sind, ein je höheres Alter sie erreichen, dem Schicksal unterworfen, ihr Wasser zu verlieren. Ein Teil der Wassermenge wird von dem Inneren aufgesogen, sobald der Planet abkühlt, und ist daher für immer für die Oberfläche verloren. Das andere Wasser wird langsam an den Raum abgegeben, indem es verdunstet, bis eine tote und wasserlose Sphäre den Planeten umgibt. Auf dem Mars nun wird das Wasser immer seltener und seltener; es trocknet geradezu auf unter unseren Augen. Wenn man ihn unter dem Teleskop besieht, so zeigt sein größerer Teil sich als eine ockergelbe oder rötliche Fläche. Ockergelb oder rot ist auch die Färbung der Wüsten auf unserer Erde. „So wundervoll diese opalartigen Tinten des Planeten durch das Fernrohr erscheinen mögen, sie zeigen doch eine wahrhaft entsetzliche Wirklichkeit an. Dieser rosiggelbe Zauber ist nur eine täuschende Fata Morgana; eine weite Fläche wüsten Bodens, weltengroß in ihrer Ausdehnung, die den Planeten wie ein furchtbarer Gürtel umspannt und an einigen Stellen fast von Pol zu Pol reicht, das ist es, was dieses opalschimmernde Glänzen verkündet. Diese blendend reiche Färbung bedeutet die Erstickung des Lebens, die mitleidlos mit dem Zunehmen dieser opalfarbenen Stellen sich ausbreitet. Fünf Achtel des Mars sind jetzt schon eine öde Wüste, grausam einer brennenden Sonne ausgesetzt und unbeschützt von irgendeinem bergenden Schatten. Nicht mehr verfinstern Wolken den Himmel dieser Welt. Seit Menschenaltern sind die Seen ausgetrocknet.

Und dieses Schauspiel, das sich dem Astronomen bietet, erhält noch ein besonderes Interesse dadurch, daß hier das Schicksal unserer Erde vorausgenommen wird.

Auch die Erde wird dereinst, wenn auch langsamer, so austrocknen und zu einer toten Welt werden. „Mit langsamer, doch stetiger Ausdehnung nehmen auch unsere Wüsten immer mehr Besitz von der Erdoberfläche. Das Ende ist zweifellos noch weit entfernt, aber es ist so sicher, wie daß morgen die Sonne aufgehen wird, es sei denn, daß irgendeine Katastrophe unseren Untergang früher herbeiführt."

Innerhalb der historischen Zeit schon hat die Wassermenge der Erde abgenommen. An den Küsten von Nordafrika kann man noch die Ruinen der großen Städte sehen, die in den Römerzeiten hier blühten. Sie erhielten Wasser durch ihre Aquädukte aus Gegenden, die heute wüst und leer sind. In den Wüsten von Ägypten und Arizona hat man fossile Überreste von Wäldern gefunden, wo jetzt das Klima keine Vegetation mehr entstehen läßt. Das Verschwinden des Wassers hat die Bewohner des Mars nun langsam zu tieferen und immer tieferen Grabungen geführt. So sind allmählich die Mars-Kanäle entstanden. Sie mögen zuerst verhältnismäßig klein gewesen sein und sind erst ausgedehnt worden, als das kostbare Naß immer schwieriger und schwieriger zu erreichen war. Nur eine Rasse von hohem Intellekt, die alle Geheimnisse der Technik aufs feinste ausgebildet hatte, konnte alle Schwierigkeiten überwinden und diese Arbeiten ausführen. Aber ihr heldenhafter Kampf mit den unüberwindlichen Mächten der Natur muß erlahmen; er muß zum Untergang führen. Nach Lowells Meinung steht für eine nach astronomischem Maße nicht allzu ferne Zeit die völlige Verödung des Mars bevor. „Unsern Nachkommen wird dann der Mars keinen Gegenstand des Interesses und Studiums mehr bieten. Für uns aber erhält seine Beobachtung dadurch einen besonderen Reiz, daß wir diesem Drama des Unterganges aus der Ferne zusehen können. Denn der Prozeß der Austrocknung, der den Planeten zu seiner gegenwärtigen Phase geführt hat, muß zu jenem Ende führen, daß endlich der letzte Funken Leben auf dem Mars erlischt. Ist dann der letzte Hauch entflohen, der letzte Lebenstropfen versiegt, dann wird der Planet als eine tote Welt durch den Raum des Alls rollen; sein Schicksal ist dann vollendet."



Die Mutterpflanze unserer Kartoffel

Die Pflanze, von der unsere kultivierte Kartoffel abstammt, ist, so sonderbar es erscheint, nicht bekannt. Das wäre an sich von geringer praktischer Bedeutung, wenn nicht die Kartoffelkrankheit den Wunsch rege gemacht hätte, durch Kreuzung der Stammpflanze mit dem Kulturgewächs eine Erstarkung zu erzielen, die Schutz gegen die Infektion verhieße. Zu diesem Zwecke hat, wie die „Nature" berichtet, A. W. Sutton aus Reading eine sehr große Anzahl von wilden Arten in deren Heimatländern Chile und Peru und ebenso in Nordamerika und anderwärts gesammelt. Allein auch ihm gelang es nicht, zu finden, was er suchte, und auch alle zu dem erwähnten Zweck unternommenen Kreuzungsversuche verliefen vollständig ergebnislos. Einen neuen Anstoß erhielten die Untersuchungen Suttons durch das Auftauchen einer neuen Kartoffelart in Frankreich, die, durch Kreuzung erzielt, angeblich alle guten Eigenschaften der gewöhnlichen Kartoffel aufwies und angeblich aus den Knollen einer wilden Art stammt. Die Nachprüfung ergab, daß Sutton seine Aufmerksamkeit auf eine ihm zugängliche wildwachsende Art von Solanum tuberosum wandte, die auf Suttons Versuchsfeld vor etwa zwanzig Jahren gezogen war. Er hatte sich lange nicht mehr um dies Gewächs gekümmert, weil es keine Früchte hervorbrachte. Aber in dieser Zeit hatten die Knollen, die ursprünglich nur sehr klein waren, eine Größe von 4—6 cm Durchmesser erreicht. Auch hatten sie in gekochtem Zustand vollständig die Eigenschaften einer gewöhnlichen Kartoffel. Im Jahre 1906 zeigte sich aber plötzlich eine Fruchtkapsel, so daß sich mit einem Male

die Möglichkeit, Züchtungsversuche anzustellen, ergab. Diese lieferten ein außerordentliches Ergebnis. Während bei allen anderen wilden Arten niemals Variationserscheinungen beobachtet waren, zeigten die zwanzig Pflanzen, die aus dieser einen Fruchtkapsel gezogen wurden, höchst verschiedenen Charakter hinsichtlich der Blätter, Blüten und Knollen. Im allgemeinen glichen sie den gewöhnlichen Kartoffelknollen. Es lag auf der Hand, daß diese wunderliche Erscheinung nur im Wege der Kreuzbefruchtung mit einer der in der Nachbarschaft stehenden Kartoffelpflanzen zustande gekommen sein konnte. Versuche ergaben die volle Bestätigung dieser Annahme. Es gelang Sutton, in einwandfreier Weise die Kreuzungsfähigkeit der wilden Kartoffelart nachzuweisen. Man vermutete allerdings, daß jenes Solanum tuberosum nur eine verwilderte Form einer kultivierten Kartoffel sei. Diese Ansicht hat sich jedoch nicht als haltbar erwiesen, da sämtliche bekannten wilden Arten Pollenkörner von symmetrisch eiförmiger oder elliptischer Form haben, was auch bei Solanum tuberosum der Fall ist, während alle Pollenkörner von kultivierten Kartoffeln von äußerst unregelmäßiger Form und Größe sind und niemals elliptische Gestalt aufweisen. Es ist dadurch mit Sicherheit nachgewiesen, daß es sich um eine wohlcharakterisierte Pflanzenart handelt, die, wie aus der Kreuzungsfähigkeit hervorgeht, wirklich die seit langem gesuchte Stammpflanze unserer Kartoffel darstellt. Diese Stammutter aber hat vor mehr als zwanzig Jahren der Kartoffelkrankheit vollständig widerstanden. Die damit bepflanzten Stellen blieben verschont, während die anderen von der Kartoffelkrankheit ergriffen wurden.

Vom Fragen der Kinder

Goldene Worte liest man darüber in Albert Kalthoffs „Zukunftsideal“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena): „Wir wissen, wie das Fragen zu den Lieblingsbeschäftigungen der Kinder gehört. Hat solch ein kleiner Kindermund erst einmal angefangen zu fragen, so ist so bald kein Ende des Fragens mehr abzusehen. Dieses Fragen ist die natürliche Kraft des Kindesgeistes, darum auch sein natürliches Recht, und von der richtigen Anerkennung, dieses Fragegeistes hängt es ab, ob dem Kinde die Lust des Denkens und die Freude des Lernens erhalten bleibt oder nicht. Sicher wird in unzähligen Fällen diese Lust im Keime schon erstickt, der Fragegeist wird totgeschlagen, ehe er nur zu eigenem tätigen Leben erwacht ist. Solche Barbarei beginnt schon im Hause. Es ist eben unbequem, jederzeit dem Kinde Rede und Antwort stehen zu müssen. Es ist sogar oft genug beschämend für die Eltern, wenn in den Fragen des Kindes eine Beobachtungsgabe, ein Wissensdrang hervortritt, der über den Horizont der Erwachsenen selbst weit hinausgeht. Da werden unsere Kinder eben unsere Erzieher. Es gilt für uns selbst mitzulernen mit den Kleinen, neuen Rätseln nachzusinnen, an denen wir bisher achtlos vorübergegangen waren. Denkt, daß Gott gerade deshalb die fragende Kindesseele zu uns sendet, damit wir, die Großen, die im Drange des Lebens das Fragen so gut wie ganz verlernen oder schon verlernt haben, uns in ihm wieder üben mögen. Denn wer das Fragen verlernt hat, der hat auch das Denken verlernt und das Suchen, und nur im Suchen tritt die ganze Unendlichkeit des Lebens an uns heran, wird die Unendlichkeit, die Unergründlichkeit Gottes uns offenbar. Ein Fragender, ein Suchender, der ist mehr als ein Wissender, ein Gelehrter; denn auch alles Wissen und alle Gelehrsamkeit gehören zum Menschen nur so weit, als es selbst auf dem Wege des Fragens und Suchens erworben ist; ja alles Wissen, das nicht ein Antworten auf die Fragen des eigenen Geistes gewesen ist, ist eine Last, die den Menschen drückt, zu deren Übernahme er sich nur gezwungen entschließt. Darum aber wird die Barbarei, die im Hause angefangen, oft genug in der Schule fortgesetzt, ja dort erst zu ihrer vollen Blüte

entwickelt. Es gibt doch nicht wenige Lehrer, die die Kunst, den Fragegeist im Kinde zu ertöten, für ihre eigentliche Lebensaufgabe halten und deshalb diese Kunst mit einem wahren Raffinement täglich, stündlich üben. Regeln lernen, die das Kind nicht versteht, nicht verstehen kann, weil sie willkürlich gebildet sind, ohne eigenen inneren Sinn und Zusammenhang zu haben; Jahreszahlen lernen, bei denen sich das Kind nichts denken kann, nichts denken darf, weil jeder Gedanke Zeit beanspruchen und die Schnelligkeit in der Wiedergabe des Gelernten, nach der die Zensur ausgestellt wird, beeinträchtigen würde; Sprüche, Erzählungen, Liederverse lernen, die um so massenhafter gefordert werden, je größer der Widerspruch ist, in dem sie zu dem ganzen eigenen Denken des Kindes stehen — das ist doch auch heute noch das grausame System, das wir Unterricht nennen, und das um so entwickelter uns entgegentritt, je umfangreicher das Wissensgebiet ist, das dem Kinde in der Schule gegeben werden soll. Und wollte das Kind auch noch für sich fragen: es darf ja nicht, es hat dazu keine Zeit, es muß lernen, lernen, immer lernen! Und das Lernen geht um so prompter, je weniger dabei gedacht, gefragt wird — bis der Mensch über allem Lernen das Wichtigste verlernt hat: das Fragen, und das Wort sich bewahrheitet, das Kant den Bildungsanstalten der Gelehrten ausstellt, daß die Akademien mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt schicken als irgendein anderer Stand des gemeinen Wesens. So kommt unsere gelehrte Bildung, auf die wir uns so viel einbilden, nach der wir den Stand unserer Kultur zu bemessen pflegen, zustande durch ein Unrecht gegen das Kind, und der Mensch kann zu ihr nur kommen, wenn er auf sein Grundrecht, auf das eigene Fragen und Denken Verzicht leistet ..."



Dienstboten

Mit der Psychologie der Dienstboten beschäftigt sich der vom Türmer schon öfter rühmlich erwähnte Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen-Dresden in der Zeitschrift „Gesetz und Recht". Zu allen Zeiten seien Klagen über die Arbeitsleistungen und über das Betragen der Dienstboten laut geworden, niemals aber sei man ernstlich einer Lösung der Frage dadurch näher getreten, daß man die Seelenzustände erforschte und würdigte, in welchen sich der Dienstbote bei Leistung des Gesindedienstes befindet.

„Wesentlich ist dem Gesindevertrag vor allem, daß der Dienstbote seine ganze Arbeitskraft vom Aufstehen bis zum Schlafengehen nur dem Nutzen der Dienstherrschaft widmet und auf jede Betätigung in eigenen Angelegenheiten, soweit nicht Gesetz und Dienstherr es gestatten, Verzicht leistet.

Die praktische Folge dieser und der übrigen einschneidenden Bestimmungen ist eine soziale Isolierung der Dienstboten, mit der eine gesellschaftliche Vereinsamung Hand in Hand geht. Die soziale Isolierung hat das Vertrauen zur Herrschaft untergraben, in welcher der Dienstbote leicht eine Gegnerschaft wittert, auch wo dies ganz und gar nicht der Fall ist.

So wird fast jedes Heraustreten des Dienstboten aus seinem inneren Zustande in seinen größeren und kleineren Angelegenheiten verhindert, wie sehr ein solches Bedürfnis auch vom rein menschlichen und sozialen Standpunkte aus anzuerkennen ist. Unsere Hausfrauen sind zu wenig sozial gebildet, zu wenig sozial erzogen, um in diesem Verhältnisse angemessen und mit Erfolg wirken zu können. Soziale Isolierung und gesellschaftliche Vereinsamung erzeugen nun in dem Dienstboten eine seelische Verstimmung, die Unlust zur Arbeit, Unbotmäßigkeit und eine Reihe anderer Übel im Gefolge hat, welche das Dienstverhältnis zersetzen. Häufig werden neuerdings auch nicht mehr ganz junge Dienstboten von einer inneren Unruhe erfaßt, die als jenes scheinbar unerklärliche Heimweh auftritt und ihnen das Bleiben unmöglich macht. In gewissen



Zuständen zeigen weibliche Dienstboten manchmal eine Empfindsamkeit, die zur Lösung des Dienstverhältnisses führt, weil sie von der Hausfrau ganz falsch beurteilt werden.

Der Dienstbote ist der Herrschaft zur Treue verbunden und schuldig, ihr nach Kräften bei aller Gelegenheit Schaden zu verhüten und ihren Nutzen zu fördern. So steht es in den Gesindeordnungen. Dieser Treue entspräche als Gegenleistung eine soziale Fürsorge seitens der Herrschaft; hierüber schweigt das Gesetz. So beklagen wir uns meist ohne Grund, daß der Dienstbote die Angelegenheiten der Herrschaft ebenowenig zu den seinigen macht, wie diese es jenem gegenüber tut.

Die innere Verstimmung und Unruhe treiben den Dienstboten der Vergnügungs- und Genußsucht in die Arme. Viele Dienstmädchen leben innerlich nur von einem Sonntag zum anderen. Tanz, Varietébesuch, Alkohol und schlimmeres bilden oft die Hauptfreuden. Im Gefolge ist das außereheliche Kind; die Prostitution hat den stärksten Zufluß aus den Dienstmädchen. Wer vierzehn Tage lang vom zeitigen Morgen bis zum Schlafengehen unausgesetzt für fremde Interessen arbeiten und seine eigenen persönlichen Angelegenheiten völlig in den Hintergrund stellen muß, bedarf bei der seltenen Erholung schon eines kräftigeren Nervenreizes. Aufwand und Luxus der Herrschaft steigern auch die Genußsucht des Dienstboten. Aus ihr entspringt die erhöhte Anspruchsfähigkeit, die oft unglaubliche Blüten treibt. Wohltätige Vereine, die sich mit der Gesindevermittelung befassen, verfehlen nicht selten die gerade ihnen zukommende erzieherische Wirkung auf die Dienstboten, gehen nicht auf ihre Individualität ein und schicken sie wahllos den Herrschaften zu. Aus der gesteigerten Genußsucht fließt die Landflucht des Gesindes.

Die Ansprüche an die Arbeitsleistung des Dienstboten sind gestiegen. Dabei ist die Leistungsfähigkeit zurückgegangen. Als die Dienstmädchen früher sich im allgemeinen aus dem unteren Bauernstande rekrutierten, war eine große körperliche Arbeitskraft vorhanden. Heute bringt eine große Anzahl von Dienstmädchen aus dem industriellen Arbeiterstande eine schwächere Konstitution mit. Wir vergessen auch leicht, daß es für einen unausgebildeten Dienstboten nicht so einfach ist, sich in der großstädtischen, geräumigen Herrschaftswohnung und in der wirtschaftlichen Anordnung zurechtzufinden. Dabei hat manche Hausfrau wenig Fähigkeiten, einen Dienstboten anzuleiten. In mancher Familie fehlt auch jeder Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; der brauchbare Dienstbote wird dann verdorben.

Die Bestimmungen der Gesindeordnungen stehen heute in der Hauptsache auf dem Papiere und werden in der Wirklichkeit durch eine gewisse Umkehrung der Verhältnisse leicht zur Ironie. Einer Aufhebung der Gesindeordnungen stände insoweit nichts entgegen. Mit dieser Aufhebung selbst ist aber gar nichts getan und nichts erreicht. In einem ethisch und sozial vervollkommneten Dienstverhältnisse, das alle Härten der heutigen Zustände abgestreift hat, können die Interessen der Dienstherrschaft und des Dienstboten gleich gefördert werden. Dienstherr und Dienstbote müssen sich innerlich wieder näher gebracht werden; nur so ist das Problem zu lösen. Die Verinnerlichung des häuslichen Dienstvertrages wird voran gehen und der sozialen Vertiefung des freien industriellen Arbeitsvertrages, zu der wir ganz sicher gelangen werden, die Bahn brechen. Deshalb sind alle Bestrebungen willkommen zu heißen, die auf eine bessere Vor- und Ausbildung der Dienstboten für Rechnung der Allgemeinheit und auf Veranstaltungen hinzielen, die ihnen die nötige Erholung an Körper, Geist und Gemüt und ein gewisses soziales Standesbewußtsein zu gewähren geeignet sind. Die Stadtverwaltungen erachte ich für berufen, die soziale Zentralisierung in den Städten in die Hand zu nehmen. Nur der freudige Arbeiter kann wertvolle Dienste leisten; das ist das vornehmste Gesetz in der ganzen sozialen Entwickelung."

Unerwartete Todesfälle

Groß ist die Zahl der Menschen, die von guten ärztlichen Ratschlägen nicht viel wissen wollen. So vernünftig eine gesunde Lebensweise auch ist: sie möchten, wie Dr. Artur Sperling in der „B. Z. a. Mittag" ausführt, ihr eigenes Leben leben und nicht durch ärztliche Ratschläge darin gestört werden: „Ihre Natur sagte ihnen schon, was ihnen bekommt und was nicht, — ihre Organe arbeiteten alle so brillant, daß ihr Magen Steine vertrüge, ihre Nerven wären wie die Schiffstaue, ihre Leistungsfähigkeit ohne Grenzen. Sie liebten es nicht, immer an sich denken und bei jedem Bissen die ärztlichen Verordnungen berücksichtigen zu müssen — das machte hypochondrisch. Der Idealzustand des Menschen wäre der, den Arzt zu entbehren. Eine kleine Influenza, welche sie lächelnd als alberne Modekrankheit bezeichnen, überwinden sie, an eine zweite schließt sich eine Lungenentzündung, und mit einem Male ist das blühende Leben dahin. Mit dem Anschein einer gewissen Plötzlichkeit ist das Leben in den Tod übergegangen, und dennoch hat der Organismus des allmählich sich selbst vernichtenden Menschen so viel Warnungszeichen herausgesteckt, daß es nur des offenen Auges bedurft hätte, sie zu sehen, und der vernunftvollen Energie, daraus Belehrung zu schöpfen. Die Krankheit ist ein solches Warnungszeichen. Sie sagt uns, daß in dem Haushalt unseres Körpers verschiedenes nicht funktioniert, und wenn die Krankheit den Kampf bezeichnet, welchen die gesunden Zellen des Organismus gegen die kranken führen, so ist es naturgemäß, daß sowohl die gesunden wie die kranken Zellen die Sieger sein können. Legt der Mensch also Wert darauf, zu leben, zu schaffen, zu arbeiten, — so muß er dafür sorgen, daß die gesunden Zelltruppen in seinem Organismus an Zahl den kranken überlegen sind, damit, wenn es zur Revolution in diesem Staate kommt, die gesunden Truppen die kranken besiegen.

Aber so einfach es scheinen mag, so leicht setzt sich dieses Bestreben nicht in die Tat um, und zwar vor allen Dingen deshalb nicht, weil der Mensch meistens selber nicht das richtige Gefühl dafür hat, wieviel von seinen Zelltruppen, welche ihm das Leben erhalten sollen, gesund oder krank sind, — und sagt's ihm der Arzt, so glaubt er's nicht. Setzen wir also bei jedem Menschen einen Selbsterhaltungstrieb voraus, so wird dieser Trieb paralysiert durch ein eigenartiges Verhalten des Organismus, welcher durch eine Reihenfolge von Täuschungen den Inhaber nicht zur nötigen Fürsorge kommen läßt. Entweder ist die bereits erfolgte ausgedehnte Ankränkelung von vielen Zellen noch mit überwiegenden Lustgefühlen verbunden, oder die vorhandenen Unlustgefühle reichen noch nicht aus, um an eine derartige innere Desorganisation zu glauben, daß schnelles Einschreiten nötig erscheint. Unsere Erziehung ist noch nicht so weit gediehen, daß uns allen das Auftreten von Unlustgefühlen als der Ausdruck beginnender Krankheit eingeprägt wird. Wir rechnen das Kranksein erst von der ausgebildeten Lungenentzündung, der fertigen Gicht, den rasenden Schmerzen. Und die Gesundheitspflege beginnt bei uns privatim und staatlich erst mit und nach der Krankheit. Beweis: viele staatliche Kranken- und Irrenhäuser, keine staatlichen Sport- und Spielplätze und andere Veranstaltungen zur Gesunderhaltung der Gesunden. Der gebildete und ungebildete Mensch lebt bei uns nach den von ihm selbst für sich selbst aufgestellten Rezepten und gleicht dabei dem Schiff ohne Steuer, weil elterliche und staatliche Erziehung nicht in der Lage gewesen sind, ihm die nötigen Gesundheitsregeln mit auf den Weg zu geben. Er fällt von einem Extrem ins andere. Er glaubt, seiner Gesundheit besonders zu dienen, wenn er sich für sechs bis acht Wochen des Rauchens gänzlich enthält; dabei findet er, daß ihm die täglich genossenen sechs Glas Bier nichts schaden. Das Umgekehrte kann ebensooft beobachtet werden. Andere Leute glauben, sie hätten den Stein der Weisen gefunden, wenn sie täglich ihren Körper durch ein ‚Bad stählten' — dabei dürften sie sich's dann leisten, gegen alle anderen Gesundheitsregeln gröblich zu verstoßen. Es fehlt die Harmonie der Lebensweise, die notwendige Fürsorge für die Ökonomie des Haushaltes im Organismus. Es fehlt die Erziehung und Belehrung der Jugend zu einer ökonomischen, harmonischen Lebens-



weise mit dem Ziel: Arbeits- und Leistungsfähigkeit, es fehlt die private und staatliche Fürsorge für die Gesunden.

Die Ärzte sind von Staats wegen im wesentlichen für die Kranken da — als ob unsere Nation zum größten Teil aus Kranken bestände. Sie sollten die Pflege der Gesunden als vornehmste Pflicht zugewiesen erhalten. Sie sollten belehrt werden, die allerersten Abweichungen von der Gesundheit zu erkennen und erfolgreich zu behandeln. Im Verein mit der oben erwähnten Erziehung der Jugend würde eine solche Umbildung der ärztlichen Tätigkeit der Gesundheit unserer Männer und Frauen die besten Dienste leisten. Von beiden Seiten würde erkannt werden, daß eine fehlerhafte, unharmonische Lebensweise schon als Krankheit aufzufassen ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet wird man finden, daß Krankheit schon lange besteht, bevor der von uns als ‚eigentliche Krankheit' aufgefaßte Zustand eintritt. Dieser letztere Zustand trifft häufig schon einen durch Ansammlung vieler kranker Zelltruppen in seiner Widerstandsfähigkeit geschwächten Organismus. Der Grad der eingetretenen Schwächung ist häufig sehr schwer zu beurteilen; aber es ist kein Wunder, wenn die kranken Teile sich kränker erweisen und die gesunden als nicht so gesund, wie wir vermuteten, und so ist es denn plötzlich mit der Widerstandsfähigkeit des sogenannten gesunden Menschen zu Ende. ‚Er starb im blühenden Mannesalter in voller Gesundheit' könnte man auf seinen Grabstein schreiben. Indessen, bei richtigem Licht betrachtet, war seine ‚Gesundheit' schon lange eine in ihrer Bedeutung nicht erkannte Krankheit. Und so kommt es zu plötzlichen, ganz unerwarteten Todesfällen."



Schulblödsinn

In der „Welt am Montag" erzählt J. Lazarus: Ich habe jüngst einen kleinen Gelegenheitskauf gemacht. Mein Schreibwarenhändler konnte mir etwa tausend Klebeetiketts, wie man sie für Schulhefte braucht, zu dem niedrigen Preise von baren zehn Pfennigen ablassen. Warum? Weil wir einen Schulzopf haben, der zwar lang genug ist, den abzuschneiden sich aber noch keiner erkühnt hat. Ich will Gelegenheit geben, die Schere dafür zu schleifen. Früher war es nämlich üblich, daß die Arbeiten der Schüler unserer Unterrichtsanstalten nach dem inneren Wert beurteilt wurden, heute werden sie nach dem Etikett, das auf dem Heft klebt, und nach der Farbe des Heftdeckels beurteilt. Da gibt es durchaus nichts zu lachen, ich erzähle Tatsachen. Ein Vater, der sich gegen den Schulzopf auflehnte, mußte schweren Herzens die Schere wieder einstecken; seinen Kindern wurde die Abnahme der Arbeiten verweigert, weil — auf dem Heft nicht das vorgeschriebene Etikett klebte. Die Sache ist aber noch viel verzwickter. In der einen Schule werden ovale Etiketts verlangt, in der anderen viereckige mit schwarzem Rand, in der dritten solche mit Linien, aber ohne Rand, in der vierten kunstvoll geschweifte, in der fünften achteckige und so fort. Damit aber die Buchhändler nicht zu üppig werden und sich zuviel Vorrat von den einzelnen Sorten hinlegen, werden die Bestimmungen ab und zu „reformiert". Auf der Schule, die bis heute noch ovale Etiketts hatte, werden von morgen an nur viereckige zugelassen, und wo bisher ein Doppelrand üblich war, gelten plötzlich nur Etiketts mit einfachem Rand. Auf diese Weise bin ich zu meinem Gelegenheitskauf gekommen, denn es war gerade ein neuer Etikettukas ergangen und ein Posten Etiketts mit Rand wurde „unmodern". Unseren Modezeitungen wäre eine Rubrik dafür zu empfehlen.

Aber der Schulzopf ist nicht nur aus Etiketts geflochten. Es ist außerordentlich wertvoll für die Kinder, daß sie in der A-Schule Hefte mit schwarzem Deckel benutzen, in der B-Schule mit grünem und in der C-Schule mit blauem, und daß beileibe sich keiner gegen diese päda-

gogische Maßregel auflehnt. Denn entschieden kann man in ein Heft mit blauem Deckel keine gute Arbeit schreiben, wenn die ganze Klasse schwarze Deckel führt. Schade, daß ich keine Verwendung für Schulhefte habe; bei dem Händler, wo ich die Etiketts kaufte, gab es nämlich auch „unmoderne" Hefte billig, denn gerade war der A-Schule der schwarze Deckel verboten und der braune Deckel anbefohlen worden. Variatio delectat. Wahrscheinlich haben sich die Lehrer an der einen Farbe satt gesehen und wollen etwas anderes haben, wobei es nicht darauf ankommt, daß dem Händler der Vorrat unbrauchbar wird. Aber der Zopf ist noch ein Endchen länger. Zu dem einen Deckel gehört nämlich ein Heft mit dreizehn Linien auf der Seite, zu dem anderen eins mit fünfzehn, und zu dem dritten ein solches mit siebzehn. Warum? Verpönte Frage! Wie darf ein preußischer Untertan fragen, warum sein Junge auf dreizehn Linien schreiben muß, während der Junge vom Nachbar, der eine andere Schule desselben Ortes besucht, auf fünfzehn oder siebzehn arbeitet. Es gibt nicht nur Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, sondern es gibt auch Dinge in der Schulweisheit, von denen sich Himmel und Erde nichts träumen lassen. Genug, die Verordnung besteht, und der Schreibwarenhändler, der nicht mit schwarzen, grünen, blauen, braunen und bunten Heften für die verschiedenen Schulen und mit den erforderlichen Linienunterschieden aufwarten kann, ist nicht auf der Höhe. Was für die Schreiblinien recht ist, muß den Rechenkaros billig sein. Folglich rechnet man in der H-Schule auf genau viereckigen Karos, in der I-Schule auf länglichen und ich glaube in der K-Schule auf runden oder siebzehneckigen. Lieber Leser, erstaune vor so viel Schulweisheit! Vielleicht bist du zwar auch einmal zur Schule gegangen und hast rechnen und schreiben gelernt und vielleicht hast du es sogar darin zu einiger Fertigkeit gebracht; dann wisse aber, daß du vollkommener geworden wärest, wenn du dich schon damals in die Mysterien der Karoformen und der Schreiblinien vertieft hättest, denn nur darin liegt der Schlüssel zur richtigen Lehrmethode. Du kannst nicht richtig schreiben gelernt haben, wenn dein Heft nur elf Zeilen hatte, nicht richtig rechnen, wenn die Karos in deinem Arbeitsheft um einen halben Millimeter kleiner oder größer waren, als die höhere Mathematik der Neuzeit sie vorzeichnet. Weißt du was, lieber Leser? Schäme dich einfach, daß du das bisher nicht gewußt hast.

Nun ist es hoffentlich nicht mehr weit bis zur gänzlichen Uniformierung der Schule. Ich würde es für schrecklich halten, wenn die Kinder einer Klasse in der Farbe und im Schnitt ihrer Kleider nicht übereinstimmen! Was man von der Farbe der Heftdeckel verlangen kann, sollte man doch mit viel größerem Recht von der Farbe der Menschendeckel verlangen! Es ist geradezu empörend, wenn man noch immer gestattet, daß Max Schulze einen anderen Hut trägt als Karl Müller, trotzdem sie derselben Klasse angehören, daß Mieze Rosmarin in einem blauen Kleide zur Schule kommt, während Käthe Franke ein braunes trägt! Und nicht allein das. Die Schulmappen, die Federhalter und Federkästen, die Einbände der Lehrbücher und die Löschblätter! Wo findet man da in einer Schule vollkommene Übereinstimmung? Wie können die Kinder etwas Vernünftiges lernen, wenn sie in so wichtigen Punkten versagen? Mir graut's! Hoffentlich ändert man diese Dinge schleunigst. Man erspart damit mindestens drei Lehrstunden täglich und kann, ohne den Schulplan zu gefährden, bei Arbeitslosenzählungen, Einzügen hinterindischer Fürsten, Kindtaufen in höheren Kreisen und ähnlichen wichtigen Ereignissen die Schule noch öfter ausfallen lassen. Wenn nur die äußere Übereinstimmung gewahrt wird, vom Heftdeckel und Etikett angefangen bis herunter zu den Stiefelknöpfen oder einigen anderen Intimitäten. Nur müßten sich die Beteiligten vorsehen, daß sie sich nicht auf den zu lang gewordenen Zopf treten. Sonst müßte man freilich doch die Schere . .





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals Haeckels Fälschungen

In Heft 6 des Türmers nimmt Professor L. Gurlitt in einer Weise zu diesem Thema das Wort, daß man darüber nur den Kopf schütteln kann. Seine Worte sind eine Verschleierung der Tatsachen, die wohl den Monisten-Papst reinwaschen, aber leider der Wahrheit nicht dienen. Da Haeckel den Keplerbund und mich ganz unmotiviert in die Affäre hineingezerrt hat, so erlaube ich mir, zu ihr hier das Wort zu ergreifen.

Ehe ich auf Professor Gurlitts Worte komme, gebe ich eine kurze Darlegung der Tatsachen. Dr. Braß sagt in einem Vortrag in Berlin (Frühjahr 1908), Haeckel habe einen Affenembryo menschenähnlicher, einen Menschenembryo affenähnlicher gemacht; Haeckel nennt dies in einer öffentlichen Erklärung eine „bewußt dreiste Unwahrheit" und ergeht sich in weiteren haarsträubenden Beleidigungen gegen Dr. Braß; dieser veröffentlichte im Spätherbst 1908 seine Broschüre (Das Affenproblem, Leipzig, Biol. Verlag, 1 M), in der er an Hand vorzüglicher Abbildungen mit (freilich sehr scharfen) Worten die Wahrheit seiner Behauptungen nachweist. So zeigt er z. B., daß Haeckel in den Tafeln seiner beiden letzten Veröffentlichungen dem Bilde eines Menschen-Embryo nach His (einem sehr sorgfältigen Beobachter) Partien des Kopfteils fortgenommen, dagegen 11 Schwanzwirbel zugefügt hat, oder daß er dem Bilde des Embryos eines Makak (geschwänzter Affe) nach Selenka den Schwanz fortgenommen und dann „Gibbon" (ungeschwänzter Affe) darunter geschrieben hat usw. — Haeckel schwieg zuerst, bis ihn ein Artikel in der Münchner Allgemeinen Zeitung aufstörte, und nun erließ er am 29. Dezember 1908 in der Berliner Volkszeitung einen unglaublichen Artikel, der von Beleidigungen gegen Braß und den Keplerbund, den er ohne jeden Anlaß in die Sache hineinzerrte, strotzte. Dr. Braß hatte seine Broschüre ganz unabhängig vom K.-B. herausgegeben, trotzdem wagt es Haeckel, andauernd von letzterem zu sprechen, das ist ungefähr so, als wollte man dem deutschen Monistenbund die Fälschungen Haeckels zuschieben. In dem Wust von persönlichen Beschimpfungen des Haeckelschen Artikels findet sich nun auch das Zugeständnis, daß er (Haeckel) in der Tat im Sinne von Dr. Braß „gefälscht" habe, um die fehlenden Lücken seiner Entwicklungskette auszufüllen. Haeckel nennt dies beschönigend „vergleichende Synthese" und die Art seines Zeichnens „Schematisieren", gleichzeitig behauptet er, daß so wie er auch Hunderte von anderen Forschern verfahren. Dies ist die nackte Sachlage, an der keine Maus einen Faden abbeißt. Wir lassen nun alles weitere, was folgte und auch des Interessanten genug bietet (z. B. die Erklärung von 46 Zoologen), fort und sehen, was Prof. Dr. Ludwig Gurlitt aus diesen Tatsachen macht.

Prof. Gurlitt zieht ein eigenes Erlebnis heran: er habe eine alte griechische Grabplatte untersucht und ihre Zeichnungen festgestellt, man habe es ihm nicht geglaubt, aber nach-

her habe sich herausgestellt, daß er recht gehabt habe. So könne es auch bei Haeckel sein, er sagt: „Ich nehme an, daß Haeckel ... durch absichtlich starke Hervorhebungen das von ihm Gesehene nur dem Verständnisse auch seiner Leser entgegenbringen wollte." Es ist mir unbegreiflich, wie man angesichts der Tatsachen noch so etwas „annehmen" kann. Haeckels Fall ist ja ein ganz anderer: er hat ja z. B. gar keinen Gibbonembryo (höchst seltenes Material) untersucht und gesehen, sondern den Makakembryo nach Selenka entsprechend zugestutzt.

Prof Gurlitt hat aber noch eine zweite zur ersten wenig passende Entschuldigung für Haeckel bereit, „unzulängliche Kenntnis der wissenschaftlichen Praxis", nachdem kurz vorher Haeckels hohe wissenschaftliche Verdienste hervorgehoben sind. Ich traue meinen Augen nicht: wie kann ein Mann mit „unzulänglicher Kenntnis der wissenschaftlichen Praxis" noch besondere wissenschaftliche Verdienste haben?

Was Prof. Gurlitt dann noch alles vom Monismus usw. sagte, erübrigt sich als gar nicht zur Sache gehörig von selbst. Daß der Monismus oder die auch von mir hochgeschätzte Deszendenzlehre nun nach Haeckels Fälschungen als nichtig erwiesen sei, hat meines Wissens noch niemand behauptet. Etwas anderes ist es aber, daß Haeckel seine verwerflichen Manipulationen zu einem bestimmten Zweck gemacht hat — wie er ja selbst zugibt —, dadurch wird die Sache eben der „unzulänglichen Kenntnis" usw. entrückt und in ein besonderes Licht gestellt. Noch unberechtigter ist es, wenn Prof. Gurlitt die „Schöpfungsgeschichte" und gar die „Bibelgläubigen" in die Affäre hineinzieht. Das ist eine Verschiebung: es handelt sich hier lediglich um eine verwerfliche Methode der Benutzung fremder Bilder sowie um wissenschaftliche Wahrhaftigkeit.

Zum Schluß fragt Prof. Gurlitt: „Aber selbst einmal zugegeben, Haeckel hätte als junger Gelehrter aus wissenschaftlichem (!) Eifer die Gesetze streng methodischer Besonnenheit mißachtet, zugegeben — gibt es denn kein Vergessen und Entschuldigen?" — Damit beweist Prof. Gurlitt, daß er die Sachlage gar nicht kennt und nicht weiß, daß es sich um ganz neuerliche Vergehen Haeckels handelt. Wenn aber jemand öffentlich über eine Sache urteilt, dann sollte er sich denn doch zunächst über den einfachen Tatsachenbestand orientieren.

Prof. Dr. E. Dennert



Vorschläge zur Reform der militärischen Gesellschaft

Woher kommt es, daß so manche ihr liebes deutsches Vaterland in jungen Jahren schon verlassen, um sich in der Fremde eine neue Heimat (?!) zu gründen? Gefällt's ihnen nicht mehr in der alten Umgebung? Ist die Not ums Brot die Ursache? Finden sie die Sitten zu roh? Es ist wohl in einigen Ausnahmefällen möglich. Auch steckt ja im Deutschen noch der alte germanische Wandertrieb. Sehr oft ist es die Furcht vor dem „Dienen". Dieses Wörtchen hat in unsrer Zeit einen eigentümlichen Klang bekommen; für viele, sehr viele klingt es wie „Sklave sein". Zu einem nichtsnutzigen Flegel hört man wohl recht naiv sagen: Paß auf, guter Freund, wenn du mal eintreten mußt, wird dir schon manches vergehen; da wird man dich schon klein kriegen! Mit andern Worten: Das Militär ist eine Straferziehung, die Kasernen sind Strafanstalten!

Wohl ist es lächerlich, wenn die verwöhnten Muttersöhnchen in der Abschiedsstunde weinen und schluchzen; weniger unmännlich sind aber die stillen Tränen, die da fragen: Was kommt nun? Die Beurlaubten erzählen ja gewöhnlich die grausigsten Mordgeschichten über das Leben beim Militär. Die Zeitungen melden von schweren Vergehen und noch schwereren Strafen usw. usw. Dies alles kann einem jungen Menschen das Herz wohl mal schwer machen. Darum fassen die Verständigen unter ihnen das Dienen als eine zwar harte, aber unveränderliche Notwendigkeit auf: „Zwei Jahr' ist keine Ewigkeit!" —

Ist diese Auffassung richtig, wahr, schön, des deutschen Vaterlandes würdig? Ich behaupte: sie ist traurig, aber natürlich. Der Beruf des deutschen Soldaten könnte und müßte einer der edelsten sein, und ist einer der elendesten. Die Verbesserungen der Zustände sind meist nur Läppereien, Flickwerk. Stolze Kasernengebäude erblickst du, aber vergeblich suchst du da die Jünglinge, denen das Gefühl die Brust schwellt, daß sie die Auserwählten sind, die mit ihrem Blute ihr idealstes Gut: Thron und Vaterland „mit Gott für Kaiser und Reich" verteidigen wollen. Dienstboten, Flickschneider, Stiefelputzer (besser gesagt: Unteroffiziersstiefelputzer!) Waschweiber, Schlafmützen und Pflastertreter — wider Willen! Daß wir uns die Wahrheit nicht selbst vorenthalten. „Arbeiten ist keine Schande!" Nein, sage ich, es ist eine Ehre. Aber würden alle diese Verrichtungen nur nicht als Strafen gebraucht und dazu benutzt, die Leute im Zaume zu halten! Einige Beispielchen! Der Unteroffizier vom Dienst weckt die Leute. Ein „dickfelliges, faules Schwein" kann noch nicht aus seinem „Stinkkasten" fallen. Ich gebe zu, der Mann hat eine gelinde Strafe oder einen Verweis verdient. Aber was folgt? Flur oder Kasernenhof fegen, Stiefel des Unteroffiziers putzen usw. Jeder, der gedient hat, kennt alle diese Mätzchen. Die Arbeit wird zur Strafe. (Die Schule kennt ja leider auch die Strafarbeiten!) — Es ist Appell. Einer hat seinen Rock nicht gut nachgesehen, so daß ein Knopf zu kopfschüttelnden Bewegungen geneigt ist. Es kann dies ein Versehen sein, dem Manne kann es an der nötigen Zeit gemangelt haben; denn wie oft habe ich es erlebt, daß die Mannschaften eine halbe Stunde nach dem Einrücken von einer schweren Übung schon wieder zum Appell antreten mußten! Kurz und gut: der Knopf sitzt nicht, wie er soll. Der Herr Unteroffizier schneidet sämtliche Knöpfe herunter, „damit der Mann etwas Arbeit bekommt"! Wieder eine Strafarbeit.

Und die Folgen? Ein mehr gebildeter Mensch, der zufällig nicht im Besitz des „Einjährigen" ist, aber früher nie dergleichen Arbeiten verrichtet hat, empfindet es als eine Schande, sie nun als Strafe verrichten zu müssen. Er sträubt sich. Der Vorgesetzte droht; der andere gibt ein Widerwort; nochmaliges Drohen und Widerstreben: der Unteroffizier konstatiert Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft! Nach der Vorgeschichte wird nicht gefragt, und in den meisten Fällen wird der betreffende Soldat bestraft. Daß es dabei zu Tätlichkeiten, Mord und Selbstmord führen kann, kommt Gott sei Dank nur vereinzelt vor; aber der Haß und die Rachsucht keimen gut in den Herzen der Unglücklichen. Gehorsam soll der Soldat lernen, und man erzieht ihn zu sklavischer Unterwürfigkeit. Kein Wunder, daß der Jammer am Morgen losgeht, daß man den Tag wieder vom „Elend" abzieht und schon wieder verlangt, daß sich der Tag neigen möge. Traurig aber wahr!

Selten hört man die Soldaten über die Offiziere schelten, immer und ewig über die Unteroffiziere. „Ja," höre ich da die meisten einwerfen, „zum ersten sind viel mehr Unteroffiziere da, und zum andern wohnen diese in der Kaserne; zum dritten kommen sie viel mehr mit den Gemeinen in Berührung." Das könnte der Grund sein, ist's aber nicht. Wir müssen tiefer suchen: die Offiziere sind durchweg gebildete Leute und darum menschlicher, während die Unteroffiziere sich sehr oft ihres früheren bürgerlichen Berufes schämen. Die Erfahrung habe ich gemacht, daß die wohlmeinenden unter ihnen alle von besserer Herkunft waren. Einigen von ihnen bewahre ich noch heute dankbare und liebevolle Erinnerungen; es wird mir eine Freude sein, ihnen im Leben nochmals zu begegnen. Und hier liegt der Punkt, wo eine Reform unseres Heeres einzusetzen hat: gebt den Soldaten gebildete, entwickelte Unteroffiziere, die nicht sich selbst betrachten als Drillmaschinen und Schweinetreiber; die nicht die Fußtritte, welche sie selbst empfangen haben, mit Zinsen meinen zurückerstatten zu müssen. Gebt ihnen Leute, die sich Lehrer, Erzieher fühlen in einem hohen, edlen Berufe!

Ferner: schafft Dinge aus dem Wege, die Anlaß geben können zu irgendwelchen Unannehmlichkeiten. Dazu gehört Reform und teilweise Abschaffung des „innern Dienstes". Nichts, worüber der Soldat so viel klagt als gerade über dieses Kreuz! Wieviel Zeit und Kraft wird aber auch damit vergeudet! Warum werden die Errungenschaften der Technik, Zentral-

heizung, elektrisches Licht usw. usw., nicht dem Leben in den Kasernen dienstbar gemacht? Sind die etwa nur für Privathäuser und andere öffentliche Gebäude erfunden? Ich denke, doch wohl deshalb, um das Leben angenehmer zu gestalten, um Zeit zu gewinnen für des Menschen innere Entwicklung. Ein Beispiel zur Erläuterung: Es ist harter, strenger Winter. Morgens noch vor dem Wecken muß der „Stubendienst“ hinaus, um zunächst mal für den Ofen zu sorgen. Das wäre ja nun weiter nicht so schlimm, wenn alles Nötige vorhanden wäre. Aber da fehlt zunächst das Holz. Nun, ein paar alte Kisten von Muttern sind vielleicht noch da; im allerernstesten Falle gibt es ja auch noch Schemel; kurz, Holz wird geschafft. Aber so ohne weiteres brennt das ja auch nicht. Schnell wird Rat geschafft: im Strohsack und in der Petroleumlampe liegt die Rettung ... Das Feuer brennt (was leider lange nicht immer der Fall ist!). Der Weckruf ertönt; die andern stehen auf, waschen sich, machen ihre Betten und kleiden sich an. Die Wasserkrüge werden leer und die Schmutzeimer voll. Der „Stubendienst“ muß natürlich sorgen, daß beiden Übeln abgeholfen wird; ferner holt er den Kaffee und bringt die Stube in einen bewohnbaren Zustand. Die Pumpe auf dem Kasernenhofe ist natürlich zugefroren oder gesperrt. Aber endlich gibt sie doch Wasser. Der „Stubendienst“ erfüllt seine „Pflicht“, verrichtet seine weitern „Arbeiten“ und kommt endlich mit steifen Fingern, leerem Magen und ungeputzten Knöpfen „zur Stelle“, mit einem heimlichen Fußtritte eines „alten Kerls“ begrüßt, wenn er noch zufällig Rekrut ist oder über eine gute Börse verfügt. Aber er wird sich an der nächsten Generation schon rächen. O du vielgepriesene Kameradschaftlichkeit! Aber auch hierbei spielt der Bildungsgrad der Mannschaften und der Kompaniegeist wieder die Hauptrolle. Wäre nun in den Riesengebäuden Zentralheizung, elektrische Beleuchtung, in jeder Stube wenigstens ein Kran mit Abgußbecken vorhanden, so wäre manchem Übel schon abgeholfen. Besser wäre es natürlich, die Stuben eben nur als Schlafstuben zu benutzen und allgemeine Eß-, Arbeits- und Unterrichtssäle einzurichten. Im Eßzimmer natürlich Lift für die Küche usw. Die Betten sind im allgemeinen nicht so schlecht, nur müßte man sie nicht wie Stockwerke übereinanderbauen. Auch ist es nicht schlecht, wenn jeder für sein eignes Bett sorgt, Unteroffiziere einbegriffen. Für das Reinigen der Zimmer und Flure stelle man aber Dienstmägde an, die bei Abwesenheit der Mannschaften alles in Ordnung bringen. Das Ausgeben von ganzen Broten sollte man schon aus Sparsamkeitsrücksichten vermeiden. Der Unterricht findet in einem besondern Saale statt, wo sich zugleich eine Bibliothek befindet. Er ergehe sich aber nicht in Weitschweifigkeiten über Zimmerreinigen, Kleiderklopfen, Müllwegbringen, Achselklappen usw., sondern er befasse sich mit Rechnen, Geographie, Geschichte, Kenntnis und Handhabung der Meßinstrumente, Konstruktion der Waffen. Das „Griffeklopfen“ fällt zum größten Teil natürlich weg. In Hauptsache besteht der eigentliche Dienst in Übungen im Freien; Entfernungschätzen, Patrouillen- und Wachdienst, Orientieren nach Karten, Schießen und Turnen. Trotzdem ist jeden Tag eine halbe Stunde strammes Üben von nützlichen Griffen, wie z. B. das exerziermäßige Laden, nicht zu unterschätzen. Der Soldat sei aber nicht in erster Linie Paradepuppe. Ferner gönne man allen die nötigen Pausen, besonders für das Essen. Das Soldatenleben braucht wirklich nicht dem Hundeleben im Kriegsfalle so ähnlich wie möglich gestaltet zu werden. Ferner gehört in die Küche kein Militär-, sondern Zivilpersonal, das genügend honoriert, beaufsichtigt und im Falle der Untüchtigkeit entlassen werden kann. Das Essen für Mannschaften und Unteroffiziere sei gleich. Die Abendstunden bleiben zur freien Verfügung einem jeden überlassen.

Die großen Scharfschießübungen mit ihrem Barackenelend und Typhus, die Manöver mit ihren Biwaks usw. sind zum größten Teile überflüssig. Mancher hat im spätern Leben noch an den Folgen dieser unsinnigen Anstrengungen zu leiden. Schließlich: wenn alle die nötigen Schulen durchlaufen hätten und das noch mehr nötige Geld besäßen, würden wir in absehbarer Zeit ein Heer besitzen, das aus lauter Einjährigen besteht. Das gibt zu denken. Meint man aber die fehlende Bildung durch ein jahrelanges Drillen und innern Dienst ersetzen zu können? Es scheint so. Ich behaupte aber: Weg mit diesem Rest aus mittelalterlicher Söldnerzeit! Jeder



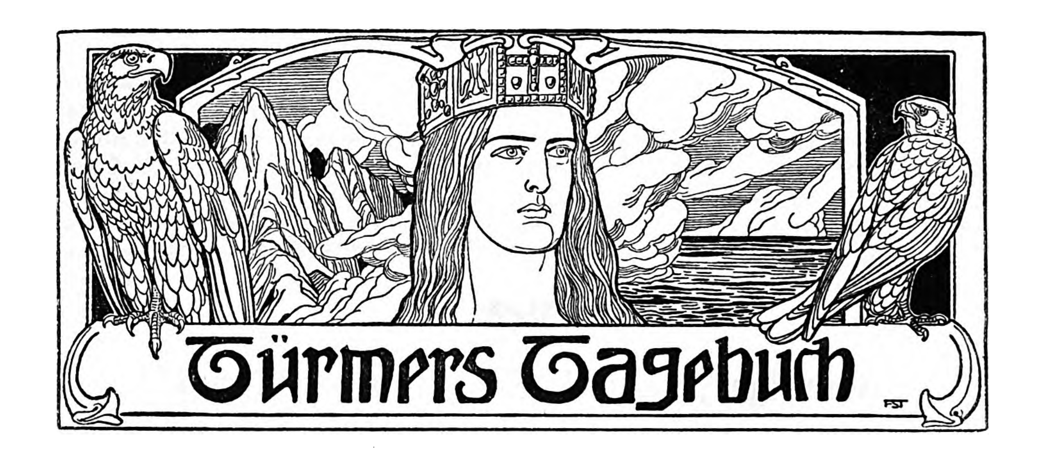
deutsche Jüngling begrüße das Heranrücken seiner „Dienstzeit" als eine Zeit freudigen Lernens und Schaffens; die Kaserne muß eine Hochschule der Vaterlandsliebe, Begeisterung und Körperpflege werden, die alle gereifter, gesunder und zufriedener verlassen mögen, um mit derselben Freude ihren alten Beruf wieder zu ergreifen. Dann sollen sie das Gelernte anwenden. Zu Turn-, Spiel-, Schwimm- und Schützenvereinen sollen sie sich zusammenfinden. Weitere „Übungen" (?) sind dann auch überflüssig. Und das Ende wird sein, daß unser Kaiser keine gedrillten Sklaven, sondern freie, disziplinierte Männer ins Feld führt, wenn je die Not es gebieten sollte, was uns immer erspart bleiben möge. W. H. in A.

Anmutige Frauen! Starkmutige Männer!

Eine Tischrede

Es gibt ein Wort, wurzelecht und bodenständig, ehrenfest und dickfellig, derb und treu, das, zum Gruß geworden, eine Entartung erlebt hat. Es ist das Wort M a h l- z e i t. Es gibt Leute, die sich den ganzen Vormittag oder gar noch länger mit diesem Wort begrüßen, als wäre Essen und Trinken Sinn und Zweck ihres Lebens, der Inhalt ihrer Seele, das Ding an sich oder ein tiefer metaphysischer Begriff. Da lobe ich mir den alten akademischen Brauch, guten Morgen zu sagen auch über die Mittagslinie des Tages hinaus. Man wollte damit die Kraft, die Schönheit und den Segen des Morgens auch für die zweite Hälfte des Tages wünschen. Es gibt einen Wunsch französischer Herkunft, der etwas von der Oberflächlichkeit und Leichtigkeit seiner Heimat an sich trägt. Ich meine das Wort: „A m ü s i e r e n S i e s i c h, g u t e s A m ü s e m e n t!" Wieviel besser und inhaltvoller der Wunsch: „V i e l F r e u d e!" Denn zwischen beiden ist ein weiter ethischer und ästhetischer Abstand. Das Amüsement wählt sich leichte, minderwertige Objekte; rechte Freude wendet sich wahrhaft würdigen Gegenständen, dem Wahren, Schönen, Edlen und Guten zu. Wer sich amüsiert, unterschätzt oder vergleichgültigt dabei die geistigen Werte, während man in der Freude die Erstgeburt des Geistes festzuhalten, zu betonen und anzubauen weiß. Im Amüsement leidet der Wille Schaden, während die Freude nicht nur nicht eine Aushöhlung des Willens verschuldet, sondern in seiner Vertiefung und Verankerung die rechten Akzente findet und setzt. Das Amüsement zerstreut und zerflattert, wahre Freude sammelt und konzentriert. Das Amüsement wirkt zerflossene, rechte Freude starke Persönlichkeiten. Jenes ist schließlich Monotonie, diese Symphonie. Jene wirkt unklare, diese einheitliche und stilvolle Individualitäten. Das Amüsement veräußerlicht, bindet und belastet. Wahre Freude verinnerlicht, macht frei und leicht. Im Amüsement erfolgt der Anruf der niederen Instinkte, in wahrer Freude die Auslösung der edlen, vornehmen Triebe. Freude fängt Sonnenlichter ins Gemüt ein und weiß sich aus ihnen ein Lichtkleid zu weben; wer sich nur amüsiert, legt Spinnengewebe und Wolkenschatten über seine Stimmung. Rechte Freude schafft Sonntagskinder, wie denn überhaupt in der Freude echte Kindesart kund wird. Man kann sich freuen wie ein Kind. Wie widersinnig dagegen wäre die Rede: Man amüsiert sich wie ein Kind! Darum werden die Klassiker des Neuen Testamentes nicht müde, die Umartung in Kindersinn mit dem größten Kinderfreunde, der je unter die Leute ging, zu preisen und zu fordern. Wahre Freude hat olympischen Glanz, himmlische Hoheit und Würde. Ihre ebenbürtige Schwester ist währende Dankbarkeit; das Amüsement dagegen leidet in der Regel unter einem bitteren Bodensatz im Gemüt, wo rechte Freude auf dem Goldgrunde sonnenhafter Erfahrung und Erquickung sich aufrichtet und Gott im Himmel Lieder singt. Also fort mit dem Amüsement, aber allen den Wunsch: „Viel Freude!"

Lic. Dr. Gelderblom, Berlin



Das deutsche Gemüt im Portemonnaie der Besitzenden

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt's zurück. Man höre nach den überlauten Stimmen der „Rufer" im Zirkus Busch zu Berlin auch einmal das Echo. Im „März" sagt Dr. Heinrich Hutter der „konservativen Führung" einige ausgesuchte Liebenswürdigkeiten:

„Sallust hat die feine Beobachtung gemacht, daß eine Herrschaft mit den Mitteln behauptet wird, mit denen sie erobert wurde. Der preußische Adel hat seine Herrschaft mit ungeistigen Mitteln erobert, darum sucht er sie mit ideenlosen Machtimpulsen und feudalen Ellenbogen zu bewahren. Weil aber jedermann das Bedürfnis hat, gewalttätige Aspirationen ‚ethisch' zu beschönigen, so sagen die Durchschnittsköpfe, sie seien ‚Rassenmenschen', und der Staat habe ein Interesse daran, daß die Herrenmenschen oben bleiben. Weiter philosophieren die wenigsten; die andern sind beglückt, wenn sie zufällig erfahren, daß ein deutscher Philosoph gesagt hat, ‚alles Bestehende sei vernünftig'. Das erscheint ihnen kerndeutsch, während es doch nur besagt, daß die Einrichtungen so lange bestehen, als nicht die Macht, die sie schuf, durch eine neue Macht verdrängt ist; dann ist diese ‚vernünftig' und die frühere ‚unvernünftig'.

Nun leben wir in einer Zeit, in welcher die Autorität der mechanischen Mittel unmerklich aber unverkennbar eingeschrumpft ist und der Staat nur jung bleibt, wenn er sich junge Ideen assimiliert.

Diesem Gesetz und Gedankengang müßten mindestens die Klügeren unter den Konservativen sich nicht verschließen, sie müßten auch wissen, daß ihre Ideen nicht jung, sondern alt sind und der agrarische Interessenkitt überhaupt keine ‚Idee' ist. Sie müßten also einen Rechtfertigungsgrund für die prätendierte politische Hegemonie schaffen, das heißt ein Verständnis für die staatlichen Notwendigkeiten entwickeln wie für die Unmöglichkeit der Verdrängung höherer, zwingender Anschauungsreihen.

Dieser Prozeß hätte allerspätestens nach dem 13. Dezember 1906 einsetzen und, sobald er einsetzte, sich in den Personen der Führer spiegeln sollen. Wer ist aber der K o p f der konservativen Partei im Reichstag und wer vermag einen

einzigen Mann zu bezeichnen, der dort Führertalent und staatsmännische Eigenschaften bewiesen hätte? Es ist niemand da, rein niemand. Hie und da wird ein wenig vom preußischen Abgeordnetenhaus herüberregiert; aber die Herren, die in der Prinz-Albrecht-Straße als Staatsmänner gelten, geben nur Gastrollen im Reichstag und fühlen sich hier offensichtlich selbst unsicher."

So rage als „leitender Kopf" der des Herrn von Oldenburg hervor, der zurzeit das große Wort führe. Er sei ein „glänzendes Exemplar für den Nachweis der geistigen Impotenz der konservativen Partei" und verdiene darum eine besondere Besichtigung:

„Kurt Maria Fürchtegott Elard von Oldenburg-Januschau ist Rittergutsbesitzer, Kammerherr und Rittmeister a. D. der Gardeulanen. Er behandelt die Politik wie den Militärdienst und sieht die Nationalliberalen wie Infanteristen, die Sozialdemokraten wie Trainsoldaten an. Er redet wie bei einem Liebesmahl und bedauert immer, nicht mit einem Hurra, Hurra, Hurra! schließen zu können. Er arbeitet in Royalismus mit den unerhörtesten oder vielmehr mit den öftest gehörten Gemeinplätzen, aber er hat beobachtet, daß man mit diesen oratorische Wirkungen zu erzielen vermag, wenn man sie mit brüsker Unverfrorenheit und im sporenrasselnden Kasernenton von sich gibt. Wegen dieser beiden Eigenschaften wird er von seinen Freunden als Hauptkerl bestaunt, und das hebt sein Selbstbewußtsein, das laut Versicherung von Kennern seiner Lebensgewohnheiten durch ‚Lektüre' nicht gedrückt ist.

Er hat auf der Tribüne mit Stolz verkündet, daß er in der Armee nie eingesehn habe, wozu es überhaupt einen Reichstag gebe, und daß er einfach seinem königlichen Herrn durch dick und dünn zu folgen entschlossen sei. So hat er auch am 11. Dezember 1908 ein paar Sätze von sich gegeben, die wie eine Verteidigung des absoluten Regimentes hätten aussehen sollen, aber so unklar und schlecht am Platze waren, daß selbst die antiliberale ‚Tägliche Rundschau' die konservative Partei durch die Unzulänglichkeit dieses Schildknappen kompromittiert nannte.

Dieser Kurt Maria Fürchtegott erklärt — phrasendurstig, wie es alle gedankenarmen Redner sind — die Nachlaßsteuer für einen ‚Stoß ins Herz der Landwirtschaft', obgleich sie die kleinen und mittleren Bauern überhaupt nicht trifft. Gleich hernach verrät er den tieferen Beweggrund in den denkwürdigen Worten, er wolle ‚das Portemonnaie der Besitzenden nicht den Besitzlosen ausliefern'. Er proklamiert damit als konservatives Programm in den Tagen des Reichs-Finanzkrachs den Schutz der Besitzenden gegen neue Steuern! Er will aus dem Portemonnaie der Unbemittelten immer mehr Pfennige durch Konsumsteuern herausholen, um das Portemonnaie der Besitzenden geschlossen halten zu können.

Fürchtegott von Oldenburg in Januschau sperrte im Januar 1909 dem Ministerpräsidenten Bernhard von Bülow in der Wilhelmstraße das übliche Begrüßungstelegramm und warf ihm in Danzig den Fehdehandschuh hin, mit der Bewegung des Ritters Don Quixote. Bernhard von Bülow jedoch mußte ihm, gleichfalls im Januar 1909, einen Roten Adler dritter Klasse umhängen als Belohnung für seine hervorragenden politischen Leistungen. Das ist der Humor, das ist der grimmige Hohn der Berliner Politik von heute.

Herr von Oldenburg ist aus demselben Holz wie der frühere Minister von Podbielski, der auch als Reichstagsabgeordneter und Minister völlig versagt hat, jetzt aber gleichfalls die Stimme gegen den armen Fürsten Bülow erhebt, dessen Staatskunst sich durch die Verbeugungen retten muß, die er auf den agrarischen Jubelfesten zu machen die Geschicklichkeit besitzt.

Als Dritter im Bund erhebt Karl Friedrich Georg von Treuenfels, Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, die tönende Stimme für die konservative Partei. Der Mecklenburger ruft im französischen ‚Matin' wehe über die projektierte und in Elsaß-Lothringen längst bestehende Erbschaftssteuer: ‚En effet, nous n'y voyons que l'idée socialiste; celle de l'expropriation!'

Man wende nicht ein, der Reichstagsabgeordnete von Treuenfels gehöre zu den kleineren Geistern. Er ist mit seinem banalen Argument, das gegen *jede* Steuer geltend gemacht werden kann, — der reine Typus der ‚Führenden'.

Auch in der jüngsten Führerrede des Freiherrn von Richthofen-Damsdorf ließ sich kein politischer Lichtblick, kein lucidum intervallum in der konservativen Blindheit entdecken. Dieser Staatsmann, der jeweils mit Unterstützung des Zentrums in den Reichstag gelangt, plädiert für einen neuen Pakt mit den Schwarzen und ist bereit, den Fürsten Bülow, der kein Zentrumskanzler, mit dem Kaiser, der kein Zentrumskaiser sein will, in den Schloßhof von Kanossa zu führen, nur damit das Portemonnaie des Großbesitzes vor der Beisteuer zur Deckung des Reichsdefizits möglichst verschont werde. Herr von Richthofen ist derselbe naive Staatsmann, der jetzt vor einem Jahr bei einer vertraulichen Besprechung die Frage an den Fürsten Bülow gestellt hat: ‚Aber was haben denn wir Konservativen von Ihrer Politik?' worauf ihn Bülow ansah und erwiderte: ‚Meine Erklärung vom 10. Januar!' Dieses authentische Gespräch ist charakteristisch für beide Herren. Dem konservativen Führer war es gänzlich entgangen, welchen ungeheuern Dienst der Kanzler unmittelbar zuvor seiner Partei durch die proklamierte *Konservierung des Dreiklassenwahlrechts* geleistet hatte, auf dem die tönernen Füße der konservativen Partei stehen.

Man mag also die Stichproben machen, wo man will, — man zieht nirgends Treffer. Die konservative Partei hat keinen Kopf und hat keine Köpfe. Das wissen die konservative Partei und das Parlament, das weiß der Reichskanzler, und auch dem Kaiser kann man es auf die Dauer nicht verheimlichen.

Und weil die konservative Partei trotzdem herrscht, deswegen herrscht die Kopflosigkeit. Daran leidet unsere Reichspolitik, das verschuldet die falsche preußische Politik, das schädigt die auswärtige Reichsvertretung und das verhunzt die Reichsfinanzreform."

Nicht ohne entgegenkommendes Verständnis äußert sich ein Süddeutscher in der „Berliner Volkszeitung":

„Der Herr von Januschau, der ostelbische Junker v. Oldenburg, ist von einer wahrhaft erfrischenden Unbefangenheit, tritt in Wasserstiefeln auf und macht aus seinem Junkerherzen keine Mördergrube. Man weiß, woran man mit ihm ist, unverhüllt trägt er seinen Klassenegoismus zur Schau. Er glaubt an das ‚alte Preußen', und daß bei Jena nicht die Junker eine moralische Niederlage erlitten

haben, sondern das preußische Volk selbst. Daß seine jüngsten Offenherzigkeiten gerade bei der Debatte über die Nachlaßsteuer, also bei einer Sache, bei der auch die preußischen Junker einmal ausnahmsweise etwas für den Staat opfern sollen, hervortraten, läßt seine Unbefangenheit in besonders erheiternder Art erscheinen.

Also ohne Preußen ist das Reich nichts, ohne dieses geht es unter der Führung der süddeutschen Demokraten ‚einer dunklen Zukunft entgegen' — und das alles wegen der vermaledeiten — Nachlaßsteuer!! Und weil Fürst Bülow keinen Grundbesitz bei Tilsit oder Rummelsburg besitzt, kennt der Reichskanzler die ‚Forderungen des Volkes' nicht.

Um so besser kennt der Herr von Januschau die ‚Forderungen des Volkes', er besitzt zwar unseres Wissens keinen Grundbesitz bei Rummelsburg, aber doch in Westpreußen — und das genügt, um die Fühlung mit dem Volke nicht zu verlieren...

Der Herr von und über Januschau hat ein kindliches Gemüt, das in seiner Einfalt ahnt, was dem Reiche und Preußen bevorsteht, wenn die süddeutschen Demokraten einmal das Heft in die Hände bekommen sollten; er ahnt ganz richtig, daß es dann mit der Herrschaft des preußischen Junkertums im Reiche aus ist.

Neuerdings heißt es, daß der Herr von und über Januschau in den Reihen der Konservativen nicht ernst genommen werde. Bei manchen preußischen Hochtories, die lieber in eleganten Lackstiefeln einherschleichen, statt in Wasserstiefeln daherzustampfen, daß man es überall hört, mag der naive Junker Herr v. Oldenburg vielleicht als ein ‚Schreckenskind' geschätzt werden, aber daß er nur ausgesprochen hat, was seine Kaste denkt und wünscht, hat ihm ein anderer Junker, Herr v. Treuenfels, ausdrücklich testiert.

Was ist die Wahrheit? Solange den Konservativen der Reichsblock materiell wie ideell keine Opfer auferlegt, so lange dulden sie ihn; wenn aber für das Reich in seinen finanziellen Nöten von den Junkern auch einmal ein Opfer gebracht werden soll, dann pfeifen sie auf den ganzen Reichsblock und malen dem angsterfüllten ‚Volk' um Tilsit, Januschau und Rummelsburg die furchtbare Jakobinerherrschaft der ‚süddeutschen Demokraten' an die Wand. Nun, Liebe erweckt Gegenliebe, und wenn die Herren von Januschau, Treuenfels und ähnlichen ostelbischen Kleinstaaten in einer Herrschaft der ‚süddeutschen Demokraten' eine ‚dunkle Zukunft' des Reiches sehen, so sei ihnen ebenso aufrichtig gesagt, daß die ‚süddeutschen Demokraten' der Meinung sind, daß das Reich so lange nicht aus seinem politischen und wirtschaftlichen Sumpfe kommen wird, solange die preußischen Junker in Preußen und damit logischerweise auch im Reiche in der Vorherrschaft sind.

Und nun gar noch die preußische Wahlreform! Das bedeutet den sicheren Untergang des alten Preußen! Hoher Kornzoll, Dreiklassenwahlrecht und sonstige Privilegien des Junkertums, das sind die starken Felsen, auf denen Preußen und das Reich ruhen und ohne die die ‚dunkle Zukunft' mit den ‚süddeutschen Demokraten' nicht mehr zu verhüten ist, natürlich auch nicht mehr — so schwatzen die Konservativen — der Sturz der Monarchie! Es war derselbe Herr von Januschau, der einst den Bundesfürsten den Rat gab, sich Sturmbänder an ihre Kronen machen zu lassen, damit sie ihnen nicht herunterfielen!

Ohne Preußen kein Reich — das ist zweifellos ein wahres Wort, aber nicht minder wahr ist auch, daß das ‚alte Preußen' mit seinem Dreiklassenwahlrecht und der Junkerherrschaft für das Reich ein Schwergewicht darstellt, das ihm den freien Gang unmöglich macht. Erst ein n e u e s Preußen mit einer freien Volksvertretung, ohne Junkervorherrschaft, wie es schon vor über hundert Jahren die Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Hardenberg, Fichte und andere wahre Patrioten es sich vorgestellt hatten, wird dem Reiche sein, was es ihm sein sollte: Die Vormacht des Volksstaates Deutsches Reich."

Der „Vorwärts" macht aus seinem Herzen erst recht keine Mördergrube. Die preußische Regierung ist nach ihm „überhaupt" eine Anomalie unter den Regierungen der europäischen Kulturstaaten: „Obgleich die mittelalterliche Feudalwirtschaft in einzelnen dieser Staaten weit größere Reste hinterlassen hat, als in Preußen, dessen westliche Provinzen zu den industriell entwickeltsten der Welt gehören, hat sich doch nirgends das feudal-ständische Wesen und die feudal-ständische Auffassung einen entscheidenderen Einfluß auf die Staatsverwaltung gesichert, als im Lande der Hohenzollern. Nicht die Bedürfnisse der für das staatliche Wirtschaftsleben maßgebenden, kulturell am höchsten stehenden westlichen Landesgebiete bestimmen die Richtung der offiziellen preußischen Politik, sondern die Interessen des Großgrundbesitzes in den rückständigsten, wirtschaftlich unselbständigen östlichen Teilen des Staatsgebietes. Es gibt kein Land Europas, von Spanien bis Norwegen, in dem der Großgrundbesitz in gleichem Maße die Krone, die Bureaukratie, das Heer, die Gesetzgebung beherrscht und in dem zugleich diese herrschende Schicht geistig und wirtschaftlich so wenig für die Entwickelung des Landes bedeutet, wie in Preußen. Tatsächlich wäre das Junkertum Ostelbiens längst bankerott, wenn es nicht auf Volkskosten, das heißt auf Kosten der arbeitenden Volksschichten, die es beherrscht und deren Anteilnahme an der Gesetzgebung es mit allen Mitteln zu hindern sucht, künstlich konserviert würde, und wenn nicht ferner für die Sprößlinge der Junkerfamilien alle gutdotierten Posten des inneren Verwaltungsdienstes wie der Armee und des diplomatischen Dienstes reserviert blieben. Würde heute die wirtschaftliche Gesetzgebung Englands, Belgiens, Hollands oder irgend eines anderen europäischen Kulturlandes auf Preußen übertragen, die Junkerherrlichkeit bräche unhaltbar in sich zusammen. Nur durch die agrarische Zollgesetzgebung, die offenen und versteckten Ausfuhrprämien, Steuerprivilegien, Staatsdotationen und die Reservierung der hohen Staatsposten für den ostelbischen Grundadel wird sie aufrechterhalten.

So ist es heute eine Tatsache in Preußen, daß seine regierende Schicht aus eigener wirtschaftlicher Kraft nicht mehr zu existieren vermag, sondern auf Kosten derer ernährt und erhalten wird, die eine der schönsten Zierden der preußischen Junkerkaste, der preußische Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben, in komischer Verkennung seiner eigenen Bedeutung und der wirtschaftlichen Impotenz der Junkerkaste aufforderte, aus Preußen auszuwandern, wenn ihnen dessen Regiment nicht gefiele. Ein Rat, der, wenn er befolgt würde, den Zusammenbruch der ganzen preußischen Staatsherrlichkeit zur Folge hätte, während die Auswanderung des Freiherrn v. Rheinbaben und seiner Geistesverwandten nach den Gefilden

der neuen Welt lediglich bewirken würde, daß sich das geistige Niveau der höchsten preußischen Beamtenschicht etwas höbe und auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt den Hotelbediensteten, Tanz- und Reitlehrern eine neue starke Konkurrenz entstünde.

Je mehr aber das Junkertum zu einer nur noch durch Staatsdotationen existierenden Kaste, zu einem Hindernis für die kulturelle Entwickelung Preußens und damit ganz Deutschlands wird, desto mehr sucht es sich die Stützen seiner Macht zu erhalten. Deshalb seine Vorliebe für den Militarismus und für feudale Offizierkorps, für die Konservierung eines unter junkerlich-höfischem Einfluß stehenden persönlichen Regiments, für landrätliche Regierungsbureaukratie. Deshalb sein Widerwille gegen jedes Zugeständnis an das parlamentarische Regime, gegen das Eindringen nicht feudalistischer Elemente in die oberen Schichten der Bureaukratie und des Offizierkorps. Deshalb vor allem sein Kampf gegen jede Erweiterung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, die den arbeitenden Volksschichten irgendwelchen namhaften Einfluß auf den preußischen Landtag verschaffen könnte.

Nach der Ansicht der Junker ist es schon schlimm genug, daß für den Reichstag das allgemeine Wahlrecht gilt. Dessen Beseitigung ist daher einer ihrer heißesten Herzenswünsche. Da sich aber die Abschaffung des Reichstagswahlrechts nicht ohne weiteres vornehmen läßt, so muß nach ihrer Meinung dem Reichstag in einem von der Junkerkaste beherrschten preußischen Abgeordnetenhause ein feudal-ständisches Gegengewicht entgegengestellt, und die Kompetenzen dieses Hauses müssen möglichst erweitert werden. Je mehr aber das Junkertum darauf hinarbeitet, das preußische Abgeordnetenhaus als Stütze seiner Machtstellung in Preußen und über dieses hinaus im Reiche auszubauen, desto dringender ergibt sich nicht nur für das durch eine feile Interessengesetzgebung zur Unterhaltung der Junker gezwungene Volk, sondern nicht minder für alle ... den kulturellen Fortschritt der Nation erstrebenden bürgerlichen Elemente das Gebot, dieses Bollwerk junkerlicher Reaktion zu stürzen und den arbeitenden Klassen die ihrer Zahl und Bedeutung entsprechende Vertretung im preußischen Parlament zu schaffen. . . ."

Mögen sie — von ihrem Standpunkte aus mit Recht — gegen eine solche Kritik aufbegehren: lernen sollten die Herren doch aus ihr. „Man hat den Konservativen", — das schreibt ein bekannter konservativer Publizist in der „Täglichen Rundschau", „früher oft den Vorwurf gemacht, daß sie der Regierung gegenüber nicht selbständig genug seien. Daß das nicht immer zutraf, geht schon daraus hervor, daß auch oft genug von einer konservativen Fronde die Rede gewesen ist. Aber schon aus der Art dieser Vorwürfe ist zu sehen, daß das Verhältnis dieser Partei zum Staat anders gedacht wird als das jeder andern. Ob das Interesse des Staats immer richtig verstanden worden ist, kommt dabei nicht in Frage. Jedenfalls aber ist bei den Konservativen immer das Streben vorhanden gewesen, das, was man wollte, nicht aus willkürlich aufgestellten Parteiprinzipien, sondern aus dem Interesse des Staates abzuleiten. An der Art, wie das geschah, konnte viel auszusetzen sein. Man konnte diese Taktik egoistisch, rücksichtslos, engherzig, rückständig finden und vielleicht noch alles mögliche dazu, aber sie war in ihrer Art sachlich und von Staatsgefühl durchdrungen. Wenn der Staat sonst in einer Notlage an die Konservativen alten Schlages herangetreten

wäre und von ihnen die Zustimmung zur Nachlaßsteuer verlangt hätte, mit der Begründung, daß dies der einzige gangbare Weg sei, um die Sache zustande zu bringen, so hätten sie gewiß an den gemachten Vorschlägen noch viel geändert und alles getan, um sie mit den Sonderinteressen der von ihnen bevorzugten Kreise in Einklang zu bringen, aber sie hätten es verschmäht, in einer solchen Lage dem Staate mit dem einzigen Hinweis auf ihre Parteiprinzipien und auf die drohende Ungnade ihrer Wähler entgegenzutreten. Das überließen sie früher den Doktrinären auf der Linken. Heute soll diese Methode für konservativ gelten."

Wie man auch über die Partei denken mochte: — Demagogentum konnte man ihr früher nicht vorwerfen. Das hat sich leider geändert, nachdem sich die Konservativen von der rein-agrarischen Interessenvertretung des Bundes der Landwirte ins Schlepptau haben nehmen lassen. Auch diese Interessenvertretung hat, wie jede andere, ihre Berechtigung — in gewissen Grenzen. Aber diese Grenzen sind längst überschritten, und die Organisation ist im Begriff, sich zu einer öffentlichen Gefahr auszuwachsen. Das wird bis tief in konservative Kreise hinein auf das bitterste empfunden. Wer über diese Entwicklung noch im unklaren sein konnte, dem wird die ebenso skandalöse wie bezeichnende Behandlung, die der bedeutendste wissenschaftliche Vertreter agrarischer Interessen, der Professor Adolf Wagner, von seinen „Gesinnungsgenossen" über sich ergehen lassen mußte, die Augen geöffnet haben. Die 34. Generalversammlung der agrarischen Steuer- und Wirtschaftsreformer hat sich mit diesem Ruhm bedeckt. Und das, weil der greise Gelehrte sich dort, im Gegensatz zu seinem Vorredner Professor Gerlach, des Verbrechens schuldig machte, für die Nachlaßsteuer einzutreten:

„Ich sage ganz keck heraus, die Nachlaß- und Erbschaftssteuer halte ich für notwendig, da wir keine besseren direkten Steuern im Deutschen Reiche erhalten können. (Lebhafter Widerspruch.) Eine bessere Steuer wäre eine direkte Einkommen- und Vermögenssteuer, aber die können wir aus den bekannten Gründen nicht einführen. In dem Gerlachschen Vortrag habe ich etwas vermißt: er hat immer nur mit den bestehenden indirekten Steuern gerechnet und nicht mit den neuen indirekten Steuern, die kommen sollen. Hätte er das getan, würde er abermals eine starke Belastung der Massen haben konstatieren müssen. Darüber ging er aber hinweg. Er sagte, es wäre eine Frage, daß die indirekten Verbrauchssteuern die Massen belasten. In der Tat aber wird relativ die Masse der Bevölkerung viel schwerer getroffen als die wohlhabenden Klassen. (Lebhafter Widerspruch.) Darüber kann kein Zweifel sein. Die unentbehrlichen und notwendigen Agrarzölle haben auch bei uns im Durchschnitt zur Erhöhung der Preise geführt, und diese Erhöhung machte sich wieder bei den Massen fühlbar. (Widerspruch.) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn wir auf das Einkommen des kleinen und mittleren Mannes die indirekten Verbrauchssteuern abrechnen, wir relativ eine viel höhere Summe bekommen als bei den Wohlhabenden und Reichen. (Stürmischer Widerspruch.) Was ist es aber, was bei dem kleinen Mann als freies Einkommen übrigbleibt? Es bleibt ihm für bessere materielle oder geistige Genüsse überhaupt nichts übrig. (Stürmischer Widerspruch;

Ohorufe; Zuruf: 5 Glas Bier täglich!) Wir müssen doch daran denken, daß in Deutschland Hunderttausende von Menschen ein Einkommen von unter 900 ℳ haben, das steuerfrei bleiben muß. (Zuruf: Ungerechterweise!) Es fragt sich, ob es ungerechterweise ist. Was bleibt aber nach Abzug der notwendigen Genußmittel beim kleinen Mann übrig, während die wohlhabenden Kreise ein viel größeres freies Einkommen haben? (Stürmischer Widerspruch.) Die Hälfte bleibt den Wohlhabenden für Luxuszwecke übrig, während der kleine Mann nichts hat. (Erneuter stürmischer Widerspruch.)

Dieser Gesichtspunkt hat nun glücklicherweise auch in Regierungskreisen Anerkennung gefunden. (Zuruf: Leider! leider!) Die Regierung steht auf dem richtigen Standpunkt, und ich bin ein Mann der Theorie und Wissenschaft. (Stürmisches Hohngelächter.) Lachen Sie nicht darüber! Die Theorien, die Sie verfechten, sind auf Ihre eigenen kleinen Ansichten zugeschnitten. (Erneuter stürmischer Widerspruch.) Direkte Steuern im Reich können wir sonst nicht einführen, und es bleibt keine andere Steuer übrig. (Zuruf: Luxussteuer!) Mit der Luxussteuer werden Sie nichts erreichen, außerdem wird sie nichts einbringen. (Zuruf: Kohle, Kohle!) Wenn Sie die Kohle besteuern, werden Sie auch nicht den eigentlichen Besitz als solchen treffen, der getroffen werden soll. (Stürmischer Widerspruch.)

Was gegen die Erbschaftssteuer eingewendet werden solle, halte ich nicht für richtig. Ich habe das seit langen Jahren als Mann der Wissenschaft vertreten. (Lachen.) Ich glaube, die große Mehrheit meiner theoretischen Fachgenossen für mich zu haben. (Stürmisches Hohngelächter.) Darauf legen Sie keinen Wert, das weiß ich, ich berufe mich aber auf die Praxis. Welche Staaten haben die Erbschaftssteuer eingeführt? England, das die höchste Einkommensteuer hat. (Zuruf: Aber es hat keine Vermögenssteuer!) Nun, die Erbschaftssteuern bringen in England allein 400 Millionen. In Frankreich sehen Sie denselben egoistischen Kampf der Besitzenden gegen die Besteuerung des Besitzes. (Stürmische Ohorufe.) Vorzugsweise lehnt sich dort die Bourgeoisie dagegen auf. Außerdem hat Frankreich andere Steuern, die kolossal wirken. Und gehen Sie nach Österreich, da haben Sie eine neue Einkommensteuer und außerdem die Erbschaftssteuer. Die hier vorgebrachten Einwendungen führte man auch dort an, trotzdem wurde die Erbschaftssteuer angenommen. (Leider!) Es wurde nicht erwähnt, daß die Nachlaßsteuer erst von 20 000 ℳ an erhoben wird, daß der größte Teil des bäuerlichen Kleinbesitzes steuerfrei bleibt, und daß bei 20 000 ℳ 100 ℳ gezahlt werden sollen und in ein paar Raten. Da kann man doch nicht sagen, daß der Familiensinn gestört wird, daß der Sohn nun nicht mehr erben will. Das sind Phrasen, mit denen man alles widerlegen könnte. (Widerspruch.)

Man sagte, das mobile Kapital wird sich drücken. Nun, da haben wir die Kontrolle durch die Einkommensteuer. (Widerspruch.) Man sollte außerdem die Steuerhinterziehung nicht nur mit Geld, sondern auch mit Gefängnis bestrafen. (Sehr richtig!) Wenn der kleine Mann immer sagt, ihr besteuert mein Salz, mein Bier, meinen Branntwein, das bißchen Kaffee und Zucker, alles, was ich genieße, und wenn ihr nun auch einmal etwas bezahlen sollt, dann

erklärt ihr ein rundes Nein, was soll ich ihnen dann erwidern? (Stürmisches Gelächter.) Es ist kein Ruhm für das preußische Herrenhaus, daß es seinerzeit bei der Miquelschen Steuerreform 4 % Einkommensteuer von 100 000 M. ablehnte, da konnten die kleinen Leute sagen: Das tut ihr in Konsequenz eueres Patriotismus. (Große Unruhe.) Sobald ihr ernstlich zahlen sollt, kommt ihr mit Einwendungen. So kann es nicht weitergehen. Ich habe meinen Standpunkt vertreten; wenn Sie darauf nicht mehr Wert legen, als Sie sonst zu tun pflegen bei einem Mann der Wissenschaft ... (Große Unruhe, in der die nachfolgenden Worte des Redners verloren gehen.) Aber ich habe meine Pflicht getan, ich stehe hier und ich kann nicht anders. Ich halte die Nachlaßsteuer für gut und richtig, wir brauchen direkte Steuern für die wohlhabenden Klassen. (Erneute Schlußrufe.) Wenn wir die Finanzreform wollen, die politisch und sozial richtig durchgeführt ist, dann können wir von einer direkten Besitzsteuer nicht absehen. Deshalb möchte ich Sie bitten, die Nachlaß- und Erbschaftssteuer nicht unbedingt abzulehnen. Sie haben keine andere Steuer. (Stürmische Ohorufe; Zurufe: Verbrauchssteuern!) Sie können nicht von neuem alles auf die Verbrauchssteuern abwälzen. Direkte Steuern müssen geschaffen werden, deshalb hoffe und wünsche ich, daß die Nachlaß- und Erbschaftssteuer eingeführt werde." (Stürmische Widersprüche; Zischen; vereinzelter Beifall.)

„Dem ehrwürdigen, ehrlichen und unermüdlichen Forscher," so faßt Naumann in der „Hilfe" den Eindruck zusammen, „der ersten Leuchte der Finanzwissenschaft, hat man Szenen gemacht, als ob es sich um irgendeinen hergelaufenen Nichtswisser handle. Von Achtung vor einem langen Leben voll angestrengtester Gedankenarbeit keine Spur! Und gerade dieser Adolf Wagner hat seinen Schild so oft über die Junker gehalten. In zahllosen Debatten hat er sie verteidigt; er war der wissenschaftliche Vertreter des Zollgedankens. Alle Zöller auf der ganzen Erde arbeiten mit seinen Studien und Behauptungen. Geht hin zu den literarischen Vertretern Chamberlains in England, sie machen Auszüge aus Wagner. Wenn wir in Deutschland gegen die Zollerhöhungen gekämpft haben, da war das Stärkste, was man uns entgegenwerfen konnte, die Autorität dieses Mannes. Er tat es nicht, um Dank und Lohn zu haben, denn wenn je ein Professor, dem man den Titel Exzellenz angehängt hat, frei war von Kniebeugungen, so war er es. Ihn achten alle seine Gegner, ihn achten die Demokraten und Sozialdemokraten, obwohl er ein konservativer Geheimrat ist, weil er ein ganzer Kerl ist, aber seine eignen Parteigenossen zischen ihn aus und treiben ein Luderspiel mit ihm, weil er für eine Steuer ist, die die Konservativen früher selber gefordert haben ...

Wer in der Welt war berechtigter, den Konservativen die Staatspflicht der Wohlhabenden vorzuhalten, als gerade er? Wie oft hat vorher Wagner den arbeitenden Klassen vorgehalten, daß es ohne starke Besteuerung der Getränke und Massenbedürfnisse nicht abgehe! Sooft er das tat, ist er bekämpft worden, aber nicht beschimpft. Nun aber, wo er sich auch einmal nach oben hin

wendet und von den Pflichten des Besitzes redet, da bäumt sich die Wut der ‚Staatserhaltenden‘ gegen ihn in die Höhe, und sie lachen dem alten Mann in sein festes, gedankendurchfurchtes Angesicht und rufen: Schluß! Er aber geht nach Hause und denkt darüber nach, was heute konservativ heißt.

Was heißt es denn? Es heißt: Wir wollen vom Staate erhalten werden! Der Staat ist dazu da, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit zu schützen, die standesherrliche Steuerfreiheit zu bewahren, die Grundrenten zu erhöhen, die Getreidepreise zu steigern, den Adel in die besten Stellen zu bringen, aber sobald der Staat auch von ihnen etwas haben will, da brüllen sie wie Ochsen, die gebraten werden sollen, da stellen sie sich selbst um den besten ihrer eignen Wissenschaftler herum und verlachen ihn. So lächerlich ist es ihnen, daß sie etwas leisten sollen. Eine vornehme Gesellschaft!“

Wahrlich, ein gefundenes Fressen, ein Dauerfutter für den „Simplizissimus“, der denn auch nicht ermangelt hat, das „Ereignis“ gleich in zwei saftigen Festgedichten freudetrunken zu feiern.

Und der Grund dieses Desperadotums? Nun, wir wissen's ja: die nie ruhende Sorge um das teure „deutsche Gemüt“, das teure „deutsche Familienleben“, das von der Nachlaßsteuer „mit rauher Hand zerstört“ würde. Der konservative Professor Hans Delbrück liest's freilich anders. Und wie anders! In den „Preußischen Jahrbüchern“ spricht er sich darüber mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus:

„Die Einwände ethischer und gemütlicher Art, die man dagegen erhoben hat, sind völlig gegenstandslos und durch die Erbschaftssteuern, die in deutschen Einzelstaaten bereits bestehen, auch praktisch widerlegt, und daß in irgendeiner Form neben den indirekten Steuern, die die Massen belasten, auch eine Heranziehung des Besitzes stattfinden solle, war von Anfang an unter den Blockparteien abgemacht. Weshalb also widersetzt sich jetzt ein Teil dieser Parteien, die doch im Prinzip gewiß die Reform wünschen, dieser einfachsten und natürlichsten Lösung? Als man an das Problem dieser Finanzreform herantrat, durfte man glauben, gerade an dieser Stelle den geringsten Schwierigkeiten zu begegnen, da man ja auf der einen Seite sogar die Sozialdemokraten dafür haben konnte und auf der anderen die Organe des Bundes der Landwirte, die ‚Deutsche Tageszeitung‘ und das ‚Politische Handbuch‘ des Bundes sich für diese Steuerreform ausgesprochen hatten. Gerade der Bund der Landwirte aber hat sich jetzt zum Mittelpunkt des Widerstandes gemacht, und das ist nicht so ganz unnatürlich. Der Bund der Landwirte ist ein demagogisches Institut, und die Führer jeder Demagogie müssen ihr Bestreben immer darauf gerichtet haben, ihre Massen durch Anregung einer Leidenschaft oder eines materiellen Interesses zusammenzuhalten. Die Reichssteuerreform ist von vornherein darauf angelegt, die agrarischen Interessen nach Möglichkeit zu schonen, aber den Führern des Bundes der Landwirte darf das nicht genügen. So wie ihnen bei den neuen Handelsverträgen die ungeheure Erhöhung der Agrarzölle noch immer nicht genügte, sondern sie aufs äußerste dagegen kämpften, um bei ihren Anhängern

den Schein zu erwecken, als ob noch mehr zu erlangen möglich gewesen wäre, so fanden sie jetzt den Punkt, wo die Interessenopposition einzusetzen hatte, in der Nachlaßsteuer heraus, um von der Landwirtschaft auch diese minimale Last abzuwenden. Man denke: die Steuer beginnt überhaupt erst bei Nachlässen über 20,000 Mark, und ein Gut zu 180,000 Mark wird mit nicht mehr als einer Steuer von 264 Mark 89 Pfennig auf 20 Jahre belastet. Aber nicht umsonst ist der ‚Bund' einst gegründet worden mit dem Ruf, sich an der Sozialdemokratie ein Beispiel zu nehmen, und in jeder Klassen- oder Berufsorganisation haben die wildesten Radikalen, die für das Standesinteresse die höchsten Forderungen stellen, stets die Führung."

Und doch hat es mit dem „deutschen Gemüt" seine Richtigkeit. Nur muß es eben, weil es doch so unsäglich zart ist, vor der „rauhen Hand" des Steuerboten geschützt und deshalb in festem Verschluß gehalten werden —: im „Portemonnaie der Besitzenden". O rühret, rühret nicht daran! Delbrück aber ist grausam genug, besagtes Gemüt aus seiner keuschen Verborgenheit mit brutaler Faust an den schnöden Tag zu zerren. Die Einführung einer allgemeinen Nachlaßsteuer, so meint er, würde das mit deutscher Treue gehütete Geheimnis der — Unterdeklarationen offenkundig machen. Das Privatvermögen in Preußen müsse nämlich auf etwa 155 Milliarden geschätzt werden, die Steuerdeklaration ergebe dagegen nur rund 100 Milliarden, und bei dieser Differenz sei die Landwirtschaft nicht der Leidtragende:

„Die Unterdeklarationen haben bei Kaufleuten und Gewerbetreibenden insofern eine gewisse Grenze, als sie nicht den Kredit schädigen dürfen; man nimmt sogar an, daß hier und da ein Geschäftsmann wohl sein Vermögen zu hoch angibt, in der Hoffnung, daß von dieser Deklaration etwas ruchbar und dadurch sein Kredit gehoben werde. Aber diese Methode der Kreditverbesserung ist doch zu kostspielig, um häufig zu sein, und sie entfällt völlig bei den Landwirten. Bei diesen spielt ihre Vermögensdeklaration für den Kredit keinerlei Rolle; er hängt von ganz andern Umständen ab. Jeder Nachbar ist imstande, ebensowohl sich eine Meinung über den objektiven Wert eines Landgutes zu bilden, wie die subjektive Wirtschaftstüchtigkeit des Besitzers einzuschätzen. Ganz umgekehrt, wer sein Einkommen und sein Vermögen hoch deklariert, macht sich dadurch in der Nachbarschaft unbeliebt, da man fürchtet, nach diesem Beispiel auch schärfer herangezogen werden zu können. Mir sind darüber die erbaulichsten Geschichten aus dem Kreise von Guts- und Schloßbesitzern erzählt worden. Die Veranlagungskommissionen sind bei ihren Nachprüfungen milde, denn an ihrer Spitze steht der Landrat, und der Landrat ist durch Rücksichten der Politik wie der Karriere gezwungen, es mit seinem Kreise, das heißt den Grundbesitzern nicht zu verderben.

Versteht man nunmehr, weshalb man in gewissen Kreisen und namentlich in agrarischen findet, daß die Nachlaßsteuer die Heiligkeit des Familienlebens antaste? Es ist ja nicht bloß der materielle Verlust, der entsteht, wenn bei der Schätzung des Nachlasses durch den Reichssteuerinspektor herauskommt, um wieviel das Einkommen der Vermögen bisher zu gering deklariert worden ist, sondern es

ist auch, ganz ohne Ironie gesprochen, moralisch peinlich für die Hinterbliebenen, so gegen den Erblasser, den Vater oder die Mutter, als Zeugen angerufen zu werden.

Der öffentlichen Meinung aber kann die Tatsache, daß die besitzenden Klassen in Preußen statt etwa 155 Milliarden nur 91,653 versteuern, nicht laut genug ins Ohr gerufen werden."

Nun einmal das Eis gebrochen ist, plaudern und singen die Wässerlein gar munter. „Wer jemals", so plätschert's in der „Düsseldorfer Zeitung", „in ostelbische Verhältnisse hineingeschaut hat, weiß, daß hier nicht etwa eine oder die andere erbauliche Geschichte über Unterdeklarationen zu erzählen ist, sondern daß ein ausgebildetes System der Steuerdrückerei besteht, das die agrarischen Kreise und alle, die mit ihnen Fühlung haben, in engem Bunde hält. Hier aus unserer eigenen Kenntnis nur eine einzige der erbaulichen Geschichten, die Herr Delbrück in seinem Köcher zurückhält. Ein Gewerbetreibender in einer halbpolnischen Gegend, der in enger geschäftlicher Fühlung mit der gesamten Landwirtschaft seines Kreises steht, spricht in vertrauter Gesellschaft der nächsten Großstadt von seiner Deklaration, auf Grund deren er ein Einkommen von zehntausend Mark versteuert. Das anfängliche peinliche Schweigen der Zuhörer, die sämtlich genau wissen, daß der Mann etwa den zehnfachen Betrag jährlich zurücklegt, bricht schließlich eine schüchterne Frage. ‚Mein Lieber,' antwortet der Industrielle, ‚wenn ich es mir beikommen ließe, hunderttausend Mark zu deklarieren, so würde mir erstens einmal, wenn es bekannt würde, der Pöbel die Fenster einwerfen und mein Haus demolieren. Dann aber erhielte ich eine freundliche Aufforderung des Herrn Landrats zu einem Besuch, und bei diesem Besuche bekäme ich folgendes zu hören: Verehrter Herr, es ist Ihnen ja wohl bekannt, daß unser Reichstagsabgeordneter X., der größte Besitzer im Kreise, ein Einkommen von zwölftausend Mark hat; Herr Oberamtmann Y., der Pächter des großen Domänenkomplexes, versteuert acht, und ich selbst, der ich ja auch etwas Grundbesitz habe, komme trotz meines Beamtengehaltes nicht höher. Ich darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß Sie sich bei Ihren Angaben geirrt und eine Null zuviel geschrieben haben. — Wollte ich', so sagte unser Gewährsmann, ‚der Steuerbehörde gegenüber ein ehrlicher Mann bleiben, so wäre mir der gesellschaftliche wie der geschäftliche Boykott sicher und der Ruin meines blühenden Geschäftes unausbleiblich.'"

Man brauchte nun solche Geschichtchen nicht allzu tragisch zu nehmen, wenn sie nicht sofort von anderen ähnlicher Art unterstützt, und vor allem: — wenn sie nicht bereitwilligst geglaubt würden. Der Tanz geht aber immer weiter. In der „Deutschen Zeitung" treten Großgrundbesitzer und Kleingrundbesitzer, Regierungsbeamte usw. einen förmlichen Reigen an. Ein Leser aus dem Osten:

„In unserer Gegend z. B. herrscht selbst unter den kleinen Bauern das größte Befremden nach jeder Neueinschätzung, wie die Herren Gutsbesitzer sich einschätzen bzw. eingeschätzt werden. Trotz Jagdvergnügen und Gesellschaft, wofür das Geld augenscheinlich vorhanden ist, vermag sich der Gutsbesitzer so viel Wirtschaftsunkosten herauszurechnen, daß er — es gibt natürlich auch viele Ausnahmen — einen rechten Quark an Einkommensteuer zahlt. Besondere Luxusgegenstände, als neue Spazierfahrtwagen, Livreen usw., können von dem Einkommen außer-

dem noch beschafft werden. Der Bauer sieht das alles mit an, er selbst kann nur durch anhaltende schwere Arbeit und größte Sparsamkeit etwas erwerben und muß dabei viel mehr Einkommensteuer zahlen als der Gutsbesitzer. Daß Gutsbesitzer, die gesellschaftlich sehr nobel auftreten, mitunter bedeutend geringere Einkommensteuer zahlen als vielköpfige Lehrerfamilien auf dem Lande, dafür könnten von hier auch die verschiedensten Beispiele angeführt werden."

Ein höherer Beamter:

„Während die Lebenshaltung der meisten Grundbesitzer meiner Nachbarschaft über die meinige erheblich hinausgeht, machte ich bei der letzten Landtagswahl durch einen Blick in die Steuerliste die Wahrnehmung, daß einer dieser Herren (Haushalt: 2 Inspektoren, 1 Mamsell, 1 Diener, 2 Mädchen, 1 Kutscher, 1 Stallbursche, 4 Kutsch-, 2 Reitpferde; das übrige dementsprechend) weniger als den fünften Teil meiner Einkommensteuer bezahlte. Die Mitglieder der ländlichen Steuereinschätzungskommission meinen, das sei anderwärts auch so, und man zuckt die Achsel, um nicht mit allen in Krieg zu geraten. Wird einer einmal gestellt, indem man ihm nachweist, daß er als großer Herr lebt und als Kossät steuert, so erklärt er, vom Kapital zu leben."

Ein Kleingrundbesitzer:

„Der Kleingrundbesitz wird nach Hektar und der Großgrundbesitz nach den Resultaten der Buchführung besteuert. Bei landwirtschaftlichen Betrieben mit Buchführung (meist Großgrundbesitz) werden alle Ausgaben abgezogen: für Maschinen, künstliche Dünger, Arbeitslöhne, kurzum alles, was eben an Ausgaben im ganzen Jahr vorkommt. Da ist es natürlich selbstverständlich, daß leicht so viel gebucht werden kann, daß nur wenig versteuerbares Vermögen übrigbleibt.

Klingt es nicht wie ein Märchen, wenn man hört, daß noch vor ein paar Jahren ein Gut von 7000 Morgen, buchstäblich siebentausend Morgen, keine Einkommensteuer bezahlte? Ich besitze ein Bauerngut von 240 Morgen und bezahle 44 ℳ Steuern. Ein Gutsbesitzer der Nachbarschaft mit einem Areal von 1000 Morgen bezahlt nicht so viel, obwohl der Boden mindestens dieselbe Güte hat. Als ich einmal einen Landrat auf die schreiende Ungerechtigkeit dieser Besteuerung hinwies, erklärte er mir: ‚Führen Sie doch auch Buch!' Ein höherer Regierungsbeamter gab mir auf denselben Hinweis zur Antwort: ‚Wenn das die Herren vor ihrem Gewissen verantworten können!'

Es müßte interessant sein, statistisch die Größe der nach Hektar und nach der Buchführung besteuerten Gebiete und ihre Steuererträge gegenüberzustellen! Selbstverständlich glaube ich gern, daß viele nach bestem Wissen und Willen Buch führen. Doch wenn alle Ausgaben einzeln aufgeführt werden, so wird die Summe der Ausgaben bedeutend größer sein, als wenn die Ausgaben in Bausch und Bogen angesetzt werden, wie es bei der Hektarbesteuerung der Fall ist. Deshalb kann ich diese verschiedene Art der Besteuerung nur als ein Unrecht gegen den Bauernstand und überhaupt gegen die ganzen Steuerzahler bezeichnen. Außerdem behaupte ich noch einmal: Wird auch der Großgrundbesitz, denn in Ostelbien liegt Rittergut an Rittergut und Fideikommiß an Fideikommiß, nach Hektar besteuert, so wird der Finanzminister die fehlenden Millionen erhalten!"

Man sieht: das „deutsche Gemüt“ hat auch seine Schattenseiten — für andere, die weniger — „Gemüt“ haben.

* * *

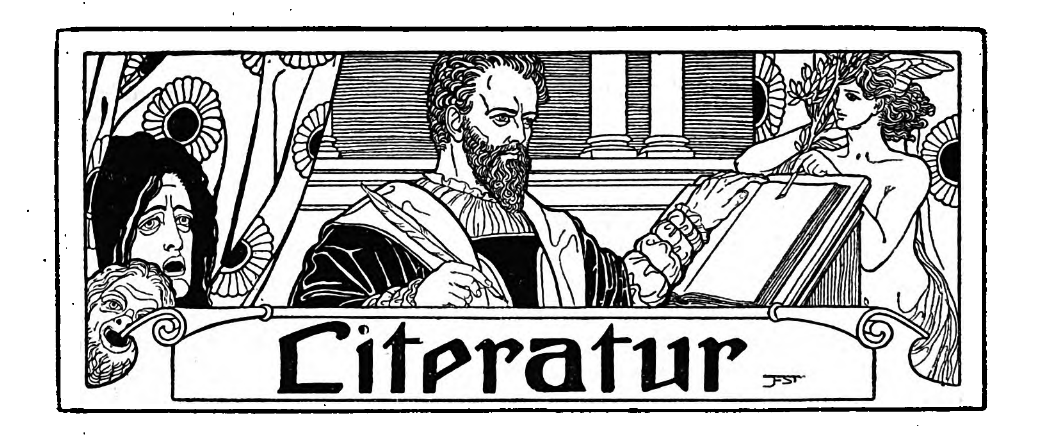
Ein beherzigenswertes Geleitwort gab der „Schwäbische Merkur“ den in Berlin versammelt gewesenen Überagrariern mit auf den Heimweg:

„Man sieht in diesen kernigen, von keinerlei Großstadtluft angekränkelten oder verdorbenen Männern mit Recht den nationalen Jungbrunnen, das immer wieder sich erneuernde Kraftreservoir des ganzen Volkes. Und man muß es deshalb mit freudiger Genugtuung begrüßen, wenn sie im Jahr einmal Scholle und Pflug verlassen, um der Reichshauptstadt vor Augen zu führen, woher im Grunde die Stärke Deutschlands stammt. Hier die robuste Kraft des heimatlichen Bodens — dort die in den Städten und in der deutschen Zentrale konzentrierte Intelligenz! Wem von beiden Teilen sollte diese Art von Konfrontation nicht frommen? Beiden ist die Erkenntnis des gegenseitigen Aufeinander-Angewiesenseins von Nutzen, beiden ist die Gelegenheit gegeben, das bessere Verständnis füreinander zu finden, um vom anderen zu lernen. Aber in diesem Jahr stehen wir doch unter dem Eindruck, daß die Annäherung nicht mehr von der erwünschten Gegenseitigkeit getragen ist. Der in den letzten Jahren leidlich überbrückte Antagonismus zwischen städtischem Liberalismus und nationalem Opfersinn einerseits und der agrarkonservativen Politik der Selbstsucht anderseits ist wieder voll in die Erscheinung getreten und hat in der Erwürgung sozial und national gerechtfertigter Steuerprobleme sofort auch Ausdruck gefunden ...

Die ganze Agrargesetzgebung ist in einem die Preishaltung fördernden, den ländlichen Besitz festigenden Sinn geändert worden, so daß die Klagen über den Niedergang der Landwirtschaft im Zirkus Busch längst nicht mehr gehört wurden. Wir wissen, daß damit zugleich dem vaterländischen Gesamtinteresse genutzt wurde ... Aber man hat doch erwartet, daß nach diesen Jahren voll Segen und Wohlstand auch bei den Agrariern die Einsicht einkehre, daß die Nation, nachdem sie so viel gegeben, nunmehr auch berechtigt sei, Opfer zu verlangen; wie von jedem anderen Erwerbszweig und Berufe, so auch vom deutschen Bauern. Wir sind darin schwer enttäuscht worden, obschon diese Opfer von lächerlicher Geringfügigkeit waren, so daß sie kaum noch den Großbauern, geschweige denn den eigentlichen Bauern trafen. Es liegt darum — abgesehen von der bedauerlichen Erscheinung, daß die Konservativen wieder völlig unter die Leitung der Agrarradikalen geraten sind — ein frevelhaftes Spiel darin, gerade die Bauern gegen Nachlaß- und Erbschaftssteuern mobil zu machen und sie, die weitaus das Gros im Zirkus Busch bilden, zum Vorspann einer Politik der Selbstsucht zu mißbrauchen, die den Beginn unübersehbarer innerpolitischer Verwickelungen bedeuten kann.“

Das sind ehrliche Freundesworte. Und ich kann nicht mehr, als sie unterschreiben. Also: auf fröhliches Wiedersehn im nächsten Jahr! Dann aber, bitte, etwas weniger „deutsches Gemüt“!





Frühlingsspiele

Von

Friedrich Schönemann

> lât die werlt mîn eigen sîn,
> mir taete iedoch der Winter wê . . .

Diese zwei Verse des Heinrich von Veldecke sind das Grundmotiv des ganzen mittelalterlichen Sanges. Man muß sich die Härte des Winters im Mittelalter vorstellen: die vereisten und verschneiten Straßen sind unwegbar, alle Adern geselligen Verkehrs eingefroren, der einzelne bleibt den ganzen langen Wintertag unbarmherzig von aller Welt abgeschnitten und auf seine vier Wände beschränkt. Denkt man dann noch an das Unbehagliche der Wohnungen, die nichts vom heutigen „Heim“ an sich haben, so begreift man die trostlose Klage über den bösen Winter in unzähligen höfischen und volkstümlichen Liedern.

Bis dann alles Leid in Lust aufgeht. Der Frühling ist wieder im Land:

> des wirt vil manic herze frô,
> des selben troestet sich daz mîn.

Auf die Bedeutung des Jahreswechsels für das deutsche Volksleben hat zuerst Ludwig Uhland hingewiesen. Damit hat er an die tiefsten Quellen deutschen Seelenlebens gerührt. Den Germanen, die den großen Einfluß der Natur auf ihr äußeres und inneres Leben verspürten, wurde ihr Naturgefühl zur Kunst und zur Religion. Wie jede Seelenkunst allgemein in dem Geheimnis ruht, mit Worten von Vorstellungen, die der Naturvorgang auslöst, an die Harfe menschlicher Empfindungen zu rühren, so ist ein Mythus, die Kunstform eben der Religion, einfach ein bildlich wiedergegebener, ein gespielter Naturvorgang. Die Götter sind letzten Endes personifizierte Naturkräfte, freundliche und feindliche Mächte. Naturbegeistung, Naturbeseelung ist allgemein menschlich: das Streben aller Naturvölker, Menschenähnliches hinter allem Geschehen zu suchen, Äußeres durch Inneres zu erklären. Der Germane im besonderen erlebte äußerst harte Gegensätze zwischen Winter und Sommer. Seine auf Ver-

innerlichung gestellte Volksseele drängte außerdem zur Einfühlung. So richten sich seine Kultzeiten nach den Jahreszeiten. In Norwegen feierte man Mittwinter im Januar, eine Art Julfest, um für das Heil des Wachstums zu bitten, den Sommeranfang Mitte April und Winteranfang Mitte Oktober als Erntedankfest. Mannigfach sind die Symbole der Vegetation; da gibt es z. B. ein „Regenmädchen", das mit Laub bekränzt ins Wasser getaucht wird ... Man verehrt vor allem inbrünstig im Feuer die Sonne, die von der Nacht und vom Winter erlöst, die das Eis von der Welt und vom Menschen nimmt.

Alle Lebensfreude, die der Winter gebunden hielt, löst sich durch die Frühlingssonne in innigen Herzensströmen. Das Volk verlangt eine augenfällige Darstellung seiner Gefühle. Und so entsteht jener alte Gebrauch: das „Todaustragen des Winters". Die Zeit dieser Feier, die sich besonders noch im Fränkischen und Thüringischen findet, schwankt, in der Regel ist es der Sonntag Lätare. In vielen thüringischen Orten hat man einst beim Erwachen des Frühlings den Tod als häßlich gekleidete Strohpuppe hinausgetrieben. Daran schloß sich ein Volksfest, an dem die Kinder großen Anteil hatten.

In Tambach im Thüringer Wald gibt es ein althergebrachtes Spiel: auf einem hölzernen, mit Tannengewinden geschmückten turmartigen Gestell, das im Freien, mitten im Ort, erbaut ist, befindet sich eine „Prinzessin". Ein „Ritter" mit Gefolge zu Pferde kommt sie rauben. Lange Reden werden zwischen Ritter und Prinzessin geführt. (In Steiermark entspinnt sich hierbei zwischen Sommer und Winter ein förmlicher Rechtshandel mit langen Anklagen und Verteidigungen.) Es sind im Grunde dieselben Gedanken, wie sie sich in der Edda mancherlei geformt vorfinden: Der Frühling befreit die Erde aus der Gewalt der Eisriesen. Man denke auch an das Nibelungenlied, wo allerdings Siegfried vielleicht mehr ein heiterer Lichtgott, der Morgen, ist als der Frühling, wo es sich also um einen Tagesmythus handeln müßte, bei dem die Waberlohe die Morgendämmerung, das Rheingold die Sonne, Siegfried den Sonnengott, Brunhilde die zu befreiende Nacht (oder die Erde, das Dornröschen oder Schneewittchen der Märchen?!) bedeuten. Ist hier nur der Zwillingsmythus der von Tag und Nacht, vielleicht auch von Sonne und Erde, so findet sich der zwischen Sommer und Winter ganz deutlich im — Hamlet. Man ist erst in den allerletzten Jahren auf das Mythische des Brudermords in der Hamletsage aufmerksam geworden. Der Sommerkönig stirbt durch die Tücke seines Bruders, des bösen Winterkönigs. Hamlet, der Frühlingsheld, rächt seinen Vater, den Sommer, indem er den Palast des Brudermörders Winter in Flammen aufgehen läßt. Vorher hat er — das gehört zur Sagenüberlieferung — den König Winter unter einem Netz mit spitzen Widerhaken (den Keimen der Saat unterm Schnee!) an die Erde geheftet.

Das Feuer als Symbol der Sonne spielt von Urzeiten her seine überaus wichtige Rolle in den Frühlingsspielen. So scheint ein früherer Eisenacher Brauch auf Urgermanisches zurückzugehen. Junge Burschen und Mädchen trugen ein Rad, an dem ein strohernes Mannsbild befestigt war, auf den Mittelberg zwischen Eisenach und der Wartburg. Droben zündeten sie es an. Mit dem rollenden Rad liefen sie dann bergab. Danach wurde meist eine Art Maibaum errichtet. —

Bei dem alten Feste der Fastnacht oder Fasenacht wurde ein Strohfeuer verbrannt. Zu Mittsommer stellten brennende Holzscheiben oder Räder mit vielen Speichen den Sonnensegen dar. Diese alte Form erweiterte sich dann zum Johannisfeuer. Natürlich mischen sich die einzelnen Gebräuche leicht, so daß heute ein deutliches Unterscheiden oft unmöglich ist. So vermengte sich einzelnes aus dem „Todaustragen" mit der späteren Frühlingsfeier zu Pfingsten, der Maifeier, wobei der Maikönig oder die Maikönigin ihre Herrschaft mit dem Verbrennen oder dem Ersäufen des alten Herrschers, eines Strohmannes oder Strohwisches einleiteten.

Eigenartig ist die Frühlingsfeier in Eisenach. Hier hat man für den „Sommergewinn" einen urkundlichen Beweis aus dem Jahre 1286. Seit 1897 feiert man dieses altehrwürdige Fest wieder allgemein, sinnig, poetisch und volkstümlich, unter der allerregsten Beteiligung der Schuljugend. Dem Festzug eigentümlich sind: der Winterwagen mit dem alten König Winter und einer echten Thüringer Spinnstube, und der Sommerwagen, auf dem die Göttin „Sunna" hold unter hohem Baldachin thront, von Elfen umgeben; voran und hinterher Musikkapellen mit Herolden. Drei Strohhüllen, die Wintersymbole, werden auch hier feierlich dem Flammentode übergeben. Das Sommergewinnslied und manches andere „Offizielle" machen den Tag der Wintervertreibung zu einem schönen und gehaltvollen Volks- und Kinderfest.

Was in Eisenach verständnisvoll künstlich erneuert wurde, das findet sich in Überresten sicher noch häufig im deutschen Land. Bei einzelnen Umzügen dieser Art wissen oft die Darsteller gar nicht mehr, um was es sich handelt. Leider hat die jahrhundertelange Gleichgültigkeit der „gebildeten" Deutschen gegen die eigenen Volkssitten und -gebräuche viel Schönes einschlafen lassen. Nur noch Weniges läßt sich heute retten. Vielleicht würde eine bewußte künstlerische Ausgestaltung altehrwürdiger Natursymbolik, wie sie sich in Sagen und besonders in tiefsinnigen Märchen ausdrückt, dem Deutschen manchen Volkskulturwert wiederbringen. Manche verdienstvolle Vorarbeit ist in dieser Hinsicht bereits geleistet worden, so von dem unermüdlichen Dr. Oskar Dähnhardt in seinen Naturgeschichtlichen Volksmärchen und den Heimatklängen aus deutschen Gauen (beide Werke bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen).

Im Sinne des alten Frühlingsspiels möchte nun auch Felix von Stenglin auf die Jugend wirken: mit seinem Schneewittchen, einem „Winter- und Frühlingsmärchen" (mit einem Anhang, enthaltend Erläuterungen zur Aufführung, 58 S. br. 1.20 M. im Selbstverlag des Verfassers, Zehlendorf, Wannseebahn). Es ist ein Versuch, in einer neuen, selbsterfundenen Handlung, die sich indes an die Vorgänge des allbekannten Märchens anschließt, den uralten Frühlingsmythus im Schneewittchen-Märchenstoff auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen. „Die Naturvorgänge von dem Absterben des Lebens an über den Winter hinweg bis zum Erwachen des Frühlings finden ihre sinnbildliche Darstellung durch lebende Gestalten. Die Stiefmutter des alten Märchens, die durch ihren Jäger Schneewittchen töten lassen will, erscheint hier als Eiskönigin (d. h. als Verkörperung des Winters), die danach trachtet, das junge Leben in der Natur zu

töten durch Sturm und Unwetter (Jäger Brausekalt). Das junge Leben selbst flieht zu den Zwergen, ... unter die Erde, ... wohin der Frost nicht dringen kann." Im ganzen und im einzelnen bewegt sich in diesen Vorstellungen die Handlung weiter. „Nachdem das Leben im Eise (Glassarge) erstarrt ist, kommt endlich der Prinz, der neue Frühling, und erweckt die schlafende, erstarrte Erde durch seinen Kuß zu neuem Leben."

Man kann derartige Frühlings- oder Vorfrühlingsfeiern natürlich sehr verschieden gestalten. Stenglins „Schneewittchen" ist ein schöner Versuch und ist mehr als Vorfeier im geschlossenen Raum gedacht, d. h. als Theaterstück, das der Jugend gegeben wird, wie man ihnen um Weihnachten die Weihnachtsmärchen bietet. Es ist im Februar 1906 zum erstenmal im Erziehungsheim „Am Urban" (Zehlendorf) aufgeführt und warm aufgenommen worden. Glück zu! Das herrliche volkserzieherische Ziel: die sinnige Auffassung der Natur fördern zu helfen, ist bedeutend genug, um der Aufmerksamkeit aller Deutschen von Gemüt sicher zu sein.

Noch aus einem anderen Grunde ist dieses „Schneewittchen" bemerkenswert. Es bringt im Jugendspiel zugleich Tanz und Gesang zur Entfaltung. Damit deutet es auf etwas Wichtiges: wie aus Kinderspiel und Kinderlied, aus gemeinsamen Tänzen im Rhythmus des Gesanges eine fröhliche schöne Unbefangenheit der Bewegungsformen entstehen kann, die vielleicht langsam und organisch zu neuen würdigen Tanzgebilden führt. In dieser Richtung regt Minna Radczwills schöner Aufsatz „Reigen und Reigentanz" in: Schönheit und Gymnastik (Zur Ästhetik der Leibeserziehung von A. A. Schmidt, K. Möller und M. Radczwill, bei B. G. Teubner 1907) ungemein an; Stoff liefert derselben Reigensammlung, endlich das wertvolle Büchelchen Gertrud Meyers: Tanzspiele und Singtänze (beide Werke ebenda).



Kummers Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts

Gleich auf der ersten Seite von Friedrich Kummers „Deutscher Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (Dresden, Reißner, 720 S., 12 M) liest man folgende Worte: „Es ist noch nicht so lange her, daß wir in der Literaturgeschichte den Begriff des Epigonentums überwunden haben und nicht mehr glauben, daß in Goethes Todesjahr die Uhr der deutschen Literatur für ein Menschenalter stehen geblieben ist. Dreißig Jahre und länger hat der Vorwurf des Epigonentums unser Schrifttum geschädigt, hat hohe, edle Dichter dauernd oder zeitweise erbittert, hat ... der Nation, zumal der Jugend, die Freude an der lebenden Dichtung getrübt. Von dem Epigonentum ist ja, Gott sei Dank, heute nicht mehr die Rede. Doch seit zehn bis fünfzehn Jahren hat sich ein andrer Begriff in unsere Literaturgeschichte eingeschlichen, der nicht weniger schädlich und schulmeisterlich ist: der Begriff der Decadence."

Kummer lehnt es hier also deutlich ab, sowohl mit dem Begriff „Epigonentum" (von Immermann geprägt), als auch mit dem Schlagwort „Decadence" (dem Bezirk Verlaines entstammend) in seiner Charakteristik der Dichter des 19. Jahrhunderts zu hantieren. Um so mehr war ich überrascht, gleich bei den ersten Blicken in sein Werk auf das Wort „Epigonentum" zu stoßen, und zwar in der Kennzeichnung eines lebenden Dichters (S. 672). Bei uns jetzigen Zeitgenossen, die wir noch mitten in schwerer und langsamer Entfaltung stehen, darf jene Bemerkung, daß „hohe und edle Dichter dauernd oder zeitweise erbittert" worden seien durch den „Vorwurf des Epigonentums", demnach ausgeschaltet werden?

Auch den Begriff der Decadence, d. h. Entartung und Auflösung, lehnt Kummer als Orientierungswort ab. Dafür sucht er nach einer „andren Anschauungsweise, die auf die organische Entwicklung den Hauptwert legt und die doppelte Aufgabe löst, die Erscheinungen der Gegenwart zu erklären und zugleich Raum für die Entwicklung in der Zukunft zu lassen". Dies führt ihn zu der neuen Einteilung, die er in seiner Literaturgeschichte angewendet hat. „Es ist klar," sagt er, „daß die bisherigen künstlichen Einteilungen (nach den poetischen Gattungen, nach Blüte- und Verfallzeiten, nach überragenden Personen, nach einzelnen Schulen, nach der Heimat, nach Jahrzehnten, nach scholastischen und feuilletonistischen Schlagworten usw.) im Grunde nur Notbehelfe sind (?). Ich habe einen anderen Versuch gemacht. Ich setze an die Stelle der künstlichen Einteilung die natürliche in Generationen. In fünf Generationen gruppiert sich für mich das gesamte politische, wirtschaftliche, soziale, künstlerische und wissenschaftliche Leben des Jahrhunderts. Ihr Keimen, Blühen, Reifen und Welken stelle ich dar" ... Einer „künstlichen" Einteilung setzt er also eine „natürliche" gegenüber. Diese Worte bestechen auf den ersten Anblick. Sehen wir aber schärfer zu, so stellt sich uns bei dieser zunächst scheinbar modernen, d. h. naturgeschichtlichen Gliederung die Frage ein: Ist denn aber für die G e i s t e s geschichte, um die es sich doch hier handelt, der Gesichtspunkt der N a t u r geschichte wirklich der „natürliche"? Deckt sich eine geistige Entwicklung wirklich mit dem Keimen, Blühen, Reifen und Welken der „Generationen"? Mit andren Worten: Darf in der Tat ein zoologischer Gesichtspunkt in das Land des Geistes hinübergetragen werden?

Das Zeitalter eines Herder und Kant würde sofort verneinen. Ein Blick in die Geistesgeschichte der Menschheit zeigt uns, daß mit bloßer Alterseinteilung eine heillose Verwirrung in die geistigen Gruppierungen, mit Hilfe derer wir uns in der Weltgeschichte zurechtzufinden pflegen, einreißen würde. Erst zwischen 1780 und 1790 z. B. schrieb der alternde Kant seine Hauptwerke; Klopstock lebte, einflußlos auf die Entwicklung, Jahrzehnte über seine entscheidende geistige Wirkung hinaus; Goethe umfaßt eine ganze Epoche usw. Sofort und unmerklich schieben sich bei einem Blick in das Weltgeschehen geistige Gesichtspunkte ein; ist doch dieser Blick selber schon eine vergeistigende Kraft. Denn nicht daß einer körperlich lebt, ist im Geistesland das Wichtige, sondern seine Ausstrahlung, sein Werk, sein geistiges Sein. Und dies bricht oft erst zum siebzigsten Geburtstag (Raabe) oder nach des Dichters Tod entscheidend durch. Und dann erst kann man von seinem Eintreten in das geistige Leben einer Nation sprechen.

Das spürt denn auch Kummer selber. Und so zieht sich durch sein Werk ein doppelter Gesichtspunkt: ein körperlicher nach „G e n e r a t i o n e n" und eine künstlerische Wertung nach Grad und Art des T a l e n t e s. Wirkt bei jener körperlichen Gliederung in unserem Zeitalter Haeckels die Milieu-Theorie nach, die Geistiges aus Zeit und Umwelt zu erklären geneigt ist, so wird bei der zweiten Betrachtungsweise der Verfasser zum subjektiven Kunstrichter. In beiden Fällen leistet Kummer Tüchtiges: in der Kennzeichnung der Generationen wie in der Kennzeichnung der Talente. Das Buch zeichnet sich überhaupt durch Ernst und Besonnenheit aus; es ist bei aller Sachlichkeit von einer wohlwollenden Anteilnahme durchzogen. Der Stil ist klar, fest, reif; es spricht daraus eine ruhige Männlichkeit. Aber — einen überragenden, einheitlichen geistigen Gesichtspunkt hat er von vornherein und von Grund aus nicht gefunden. Jene beiden Gesichtspunkte laufen nebeneinander durch das Buch: naturgeschichtlich, biologisch,

biographisch — oder wie man dies nennen mag — der eine; und der andre teilt Zensuren aus. Und das ist erst recht bedenklich.

Nämlich: innerhalb der Generationen wird nicht etwa nach Alter oder nach Wesensart gegliedert; sondern hier, wo nun also dennoch ein geistiger („künstlicher") Gesichtspunkt einsetzt, finden wir folgende gefährliche, weil subjektive und willkürliche Gliederung: „Führende Talente; selbständige Talente ohne führende Bedeutung; abhängige Talente"; dann „Pfadfinder" oder „Vorläufer"; wiederum „Dichter des Übergangs"; auch „Unterhaltungsschriftsteller"; plötzlich auch „Modetalente der Reaktion". Ja, wo bleibt denn hier die angeblich „neue Einteilung" nach „natürlichen" Gesichtspunkten? Sind wir hier nicht doch bedenklich mitten in „künstliche Notbehelfe" geraten? Und ist dies frühzeitige Austeilen von Rangordnungen wirklich sachlicher als das Gruppieren nach Geschmacksschulen?

Wir sehen demnach bei Kummer Dichter wie Geibel, Stifter, Auerbach, Halm friedlich als „Pfadfinder" der „dritten Generation" nebeneinander stehen. Raabe wird neben Groth, Reuter, Holtei, Pichler, Kurz als Talent derselben Höhe unter die „selbständigen Talente ohne führende Bedeutung" eingeordnet. Als „führende Talente" der vierten Generation stehen nebeneinander Anzengruber, C. F. Meyer und Marie von Ebner-Eschenbach; gleich dahinter steht Rosegger zwischen Wildenbruch, Wilbrandt, Vischer und andren „selbständigen Talenten ohne führende Bedeutung"; der eigenartige Spitteler bildet mit Kirchbach und Avenarius eine Gruppe der vierten Generation, und zwar als „Dichter des Übergangs"; Fontane sieht sich neben Nietzsche, Hauptmann und Liliencron unter „führende Talente" versetzt; Polenz steht an der Spitze der „selbständigen Talente ohne führende Bedeutung", und zwar neben Max Halbe, dem dann der scharf ausgeprägte Dehmel folgt, worauf sich Wedekind anschließt. Zu diesen „größeren" selbständigen Talenten gesellen sich als „kleinere": Stephan George, Rilke, Lienhard und die Naturalisten Stehr und Mann nebst Hesse; Hoffmannsthal aber rückt zu Gustav Falke, und zwar, ebenso wie Schnitzler und Bahr, noch eine Stufe tiefer als wir vorher Genannten: diese vier letzteren erhalten nur das Prädikat „abhängige Talente".

Ich weiß nicht: fühlt der Verfasser nicht die leise Beleidigung, die darin liegt, sich bereits mitten im Schaffen derart von einem Altersgenossen einrangiert zu sehen?

Kummer zieht in seinem reichhaltigen Werk auch die Vertreter der „naturwissenschaftlichen und philosophischen Strömungen" in den Kreis der Betrachtung; er wirft einen Blick auf die „Parallelerscheinungen in der Kunst", auf die „Einflüsse aus der Fremde", auf die Wichtigkeit der „Presse". Auch diese Abschnitte sind, so wie sie hier vorliegen, anerkennenswerte Orientierungen. Aber auch hier ein Nebeneinander, kein durchgehender, großer Einheits-Gesichtspunkt, der das Material auch zu *verarbeiten* und zu *überwinden* suchte.

Was nun die Einzelheiten anbelangt, so zeichnet sich das Werk besonders durch geschmackvolle biographische Verarbeitung des Materials und durch vielfache Inhaltsangaben aus; auch die Charakterisierungsweise ist vornehm und gehaltvoll. Kummer stellt sich auf modernen Boden; sorgfältig, aber nirgends kritiklos einfach Gefolgschaft leistend, kennzeichnet er z. B. Hauptmann besonders ausführlich; ebenso Hebbel, den er als „Genie" neben Richard Wagner (?), nicht neben den kongenialen Grillparzer stellt. Bei Nietzsche lesen wir den bedenklichen Satz: „Nietzsche ist neben Hauptmann der wichtigste dichterische Führer der fünften Generation. Was dieser für das Drama, ist Nietzsche für die Lyrik." (Dies würde Julius Bab für Dehmel beanspruchen.) „Aber er war mehr. Er war der stärkste Gegner des Naturalismus, von dem auch Hauptmann eine Zeitlang (bloß?) beherrscht wurde; durch seine Kunst und seine seit den Romantikertagen (?) unerhörte Hervorkehrung des eigenen Ich wandelt sich der äußere Impressionismus der deutschen Dichtung in einen inneren Impressionismus (?). Von Nietzsche gehen wissentlich oder unwissentlich Scharen von Lyrikern aus. Das Traumstück, das symbolische Märchendrama, die Lust an prangender Farbe, die Vorliebe für die Renaissance, all das hängt mit Nietzsche zusammen" ... Hier haben wir nun mit unserem entscheidenden Einwand an-

zuknüpfen. Nicht etwa weil hier die Einflüsse Nietzsches auf Kosten der vielen zusammenwirkenden Einflüsse, besonders Frankreichs, überschätzt werden. Aus einem tieferen Grunde vielmehr.

Der Verfasser schätzt meine „Wege nach Weimar“ und nennt sie „sehr bedeutend“. Er hätte aus diesen Bänden ersehen können, daß ich seiner unphilosophischen Gliederungs- und Einschätzungsweise, bei aller Sympathie für seine Vortragsart und seine Persönlichkeit, ablehnend gegenüberstehen muß. Es handelt sich da nicht um einzelnes; da kann man sich in vielem recht wohl verständigen. Aber Kummer gehört zu jenen zahllosen modernen Betrachtern, die den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen klassisch-romantischer Seelenstimmung und realistisch-naturalistischer Schauweise noch nicht wieder erlebt haben. Wir haben neulich in diesen Blättern, in einem Aufsatz „Von Fanny bis Elektra“, die beiden Geistesepochen zu kennzeichnen versucht. Periodisch geht durch die Welt eine idealistische, d. h. mehr vom Geist, von Ideen, vom Gemüt bestimmte Richtung, die von innen heraus fromm und froh gestaltet, und eine realistische Anschauungsweise, die sich mehr der zweifelnden, analysierenden Zergliederung und Abschilderung zuwendet und die Materie zum Ausganspunkt nimmt. Von Klopstocks Auftreten bis zu Goethes Tod haben wir dieselbe Grundstimmung; und eine besondere Gestimmtheit ist denn auch dem Zeitalter von Hebbel oder Heine bis zu Ibsen und Nietzsche eigentümlich. Es sind ungefähr achtzig Jahre dort und hier. Dort sind Gemüt und Liebe an der Arbeit, hier Verstand und Kritik.

Mitten aber in unserer Epoche steht isoliert und durch Heinrich von Stein (wie ich im ersten Bande meiner „Wege nach Weimar“ gezeigt habe) mit Weimars Idealismus geistige Verbindung knüpfend: die Bayreuther Gruppe. Wagners gralsuchende Lebens- und Kunstanschauung, wie sie auch aus seinen Büchern hervortritt, gehört zum Stimmungsbereich Klopstock-Herder-Schiller-Goethe nebst Romantik. Mit Hebbel aber setzt der analysierende Zweifel ein; er ist ein Erstling der zäh und fast grausam das Problem verwickelnden Untersuchungsweise. Die klassische Vereinfachungskraft, wie sie aus den Sonaten und Symphonien des wahrlich großzügig ringenden Beethoven gläubig emporbricht, hat aufgehört. Noch in den zwei bittren Propheten Carlyle und Schopenhauer, besonders aber in Emerson, dann in Heinrich von Stein und Gobineau, dem Dichter des „Amadis“, ist dieser Schillersche Drang nach einfach-großem Menschentum, dieser geheime Glaube an die Gottheit, diese innerlich ungebrochene Gläubigkeit an die Hoheit im Menschen. Nietzsche stand anfangs in dieser Gruppe; dann riß es ihn hinüber auf die kritische und zweifelnde Seite, wo er sich doch nicht letzten Endes in seinem Element fühlte: denn sein „Zarathustra“ will ja nur, was alle Idealisten des neunzehnten Jahrhunderts dem Massentum abzuringen versucht haben: Erlösung des inneren Menschentums, Heldenhaftigkeit der Seele, die heute im Massenvertrieb rücksichtslos verbraucht wird.

Mit ganzer Seele stehe ich auf Seite jener Idealisten. Von Wagner bis Schiller, von Emerson bis Goethe und Klopstock, von Stein bis Kant, von Gobineau bis Herder, von Beethoven bis Bach — und von Bachs gläubig-tiefer Musik bis Hans Sachs und Dürer, bis Walther und Wolfram usw. — bilden sie das, was man eben d e u t s c h e n I d e a l i s m u s nennt.

Und nun muß doch wohl der Kernfehler des Kummerschen Werkes: sein Standpunkt oder vielmehr sein Nicht-Standpunkt deutlich hervorgehoben werden. Unser Literarhistoriker will „das Dickicht der modernen Literatur lichten“, will „die Höhenzüge der Entwicklung klarer hervortreten lassen“. Wohlan, welchen übergeordneten literaturphilosophischen Standpunkt wählt er bei dieser Sichtung?

Er verwirft den Ausdruck „Decadence“ als ein ungeeignetes Orientierungsmittel. „Der Begriff der Decadence ist die Senkgrube geworden, in die man alles hineintut, was einem in der Literatur der Gegenwart menschlich oder künstlerisch nicht paßt, oder was man sonst nicht unterbringen kann.“ Mit Verlaub: wer sind die „man“, die mit einem so trivialen

„nicht paßt" oder aus Platz-Verlegenheit zu jenem Abwehrwort greifen? Warum paßt es ihnen nicht? Steckt wirklich nichts Tieferes in ihrer Empfindung, die sich in Worten wie „fremdländisch, entartet, krankhaft, schamlos" Luft macht? — Hier beginnt das Problem. Und hier versagt Kummer. Er geht in seiner ausgleichenden Milde so weit, zu sagen: „Der Vorwurf der Decadence beginnt zu einem Alp zu werden, der auf der Dichtung der Gegenwart ruht" — und das angesichts des breit alle Bühnen und Schaufenster besetzenden Geistes der „Salome", eines Wilde, Wedekind, Shaw, der Simplizissimusstimmung, des Sexualismus und jener ganzen Zeitstimmung, die nun sogar mit einem Schillerpreise die groteske Tragikomödie „Tantris der Narr" krönt?! Wo ruht denn hier ein Alp? Auf diesen Erfolgreichen — oder auf den Zurückgedrängten, die nach den großen, stillen Idealen und nach Seelenwärme suchen?!

Man wird es nicht als Empfindlichkeit auslegen, wenn ich auf Kummers Besprechung des Typus Wedekind hinweise: — er bespricht ihn seitenlang, wenn auch mit Bedenken, und reiht ihn unter die „größeren selbständigen Talente" ein. Zu meinem Erstaunen sehe ich dann meine eigene, so schroff entgegengesetzte Geistesarbeit in derselben Reihenfolge auftauchen, es stehen zwischen uns bloß Rilke und Stefan George — nein doch, es ist ein Unterschied, ein gradueller nämlich: wir drei letzteren sitzen eine Stufe tiefer und erhalten bloß die Zensur: „kleinere selbständige Talente". Ist das nun die „natürliche" Einteilung?!

Nein, da hat Kummers Landsmann Lamprecht denn doch bedeutend geistvollere Gesichtspunkte angestrebt. Kummers biologische und Zensuren austeilende Gruppierung verhält sich zu Herderscher Geschichtsschreibung, wie sich etwa Haeckel zu Kant verhält.

Denn noch einmal: ihm ist der Unterschied zwischen klassisch-romantischer und realistisch-naturalistischer Geistesstimmung nicht zum inneren Erlebnis geworden. Man gestatte mir, das immer wieder zu sagen. Auch der neueste Geschichtsschreiber des deutschen Idealismus (Kronenberg; München, Beckscher Verlag) faßt die Epoche von etwa 1750 bis etwa 1830 als eine geistige Einheit. Und so möchte ich auch hier wieder darauf aufmerksam machen, daß jene Epoche etwa in Bachs Todesjahr, mit Klopstocks „Messias", mit Goethes Geburt (also um 1750) einsetzt. Sie ist umrahmt von religiös gestimmten Werken wie „Messias" und „Faust II"; der Geist des großen Bach und einer künstlerisch vertieften und beseelten Frömmigkeit (Spener, Zinzendorf) scheint nachzuwirken, in Herder bedeutende Gestalt anzunehmen, in Schleiermacher und Schelling weiterzuleben, in der Musik eines Haydn, Beethoven, Mozart herüberzuklingen, belebt von Winckelmanns Schönheitslehre, von Kants Ethik, von Schillers beflügeltem Glauben an die übergeordneten Ideale. Dieser Geist schwingt noch durch die Romantik, von Novalis und Hölderlin bis Eichendorff, Uhland, Geibel, Richter, Schwind, Schubert und anderen romantisch oder klassizistisch gestimmten Gemütsnaturellen, die durchdrungen waren vom Glauben an Schönheit, Güte und Gottheit. Und dieser Geist sucht heute wieder emporzubringen und wird morgen in neuen Formen siegen.

Aber um die Zeit von Goethes Tod, vorbereitet schon vom Kritizismus der Aufklärung, ward eine andere Seelen- und Geistesstimmung mächtig. Es ist eine Stimmung des zweifelnden Verstandes, des zergliedernden Psychologismus — es ist das Zeitalter der Analyse, was wörtlich „Auflösung" heißt und den Gegensatz bildet zur Kraft des Zusammenfassens und zusammenfassenden Vereinfachens, der „Synthese" . . .

So etwa wäre dies Problem anzufassen. Es gibt Leute in unserer jetzigen „Generation", die mit Grillparzer sagen können: „Ich komme aus andren Zeiten und hoffe, in andre zu gehn." Weil sie eben anders gestimmt sind, anderswo geistig zu Hause sind, nicht im jetzt vorherrschenden Zeitgeist. Aber das wird man erst in einiger Zeit erkennen, wenn man mehr optischen Abstand gewonnen hat. Wir haben unser Thema bereits überschritten und brechen hiemit ab.

F. Lienhard



Heinrich von Reder

(Gestorben am 17. Februar 1909)

Der bayrische Generalmajor, der Maler, Zeichner und Dichter Heinrich Ritter von Reder ist im hohen Alter von 84 Jahren gestorben. Manche, die ihn als Lyriker schätzten, aber ihn nicht näher gekannt haben, mögen über dieses Alter überrascht sein; denn noch vor zehn Jahren ungefähr befand sich Reder mitten unter den Modernen, unter den Jüngsten; man konnte häufig einige seiner frischen, knappen Natur-, Jagd-, Dorf-, Wald- oder Moorstimmungen mit ihren kernigen, oft fein ironischen Pointen z. B. in der „Gesellschaft“, dem seinerzeit führenden Blatte der Modernen, finden. Dann hörte man plötzlich nichts mehr von ihm; ich weiß, daß er noch ganze Hefte voll Poesien aus früheren und späteren Jahren zu Hause liegen hat, aber er behielt sie für sich; es ist nicht seine Schuld, daß er eigentlich so gut wie unbekannt blieb, — obwohl gerade seine natürlichen, von ehrlichster und männlichster Empfindung getragenen, charaktervollen Poesien geeignet sind, sich Freunde im Volke zu erwerben.

Von Hause aus gehört der am 19. März 1824 im Reichsstädtchen Mellrichstadt in Unterfranken geborene Dichter, der zeit seines Lebens ein von seinem Berufe begeisterter Soldat war — er hat mit bitteren Gefühlen 1866 gegen Preußen gefochten und 1870/71 sechzehnmal als Artilleriehauptmann im Feuer gestanden —, einem ganz anderen Dichterkreise an. Er ist Ritter der berühmten Tafelrunde „der Krokodile“, Mitglied der von König Max II. begünstigten Künstlergemeinschaft in München gewesen, der u. a. auch Geibel, Heyse, Hopfen, Grosse, Dahn, Graf von Schack, Hermann Lingg, Viktor von Scheffel angehört haben. In diesem Kreise war er einer der beliebtesten und humorvollsten Dichter- und Zechgenossen. In seinen frühesten Dichtungen ist er auch von diesem Kreise künstlerisch beeinflußt worden. Schon im Jahre 1854 hatte er mit seinem Freunde Waldemar Neumann ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren“ herausgegeben. Diese Lieder erfreuten sich in militärischen Kreisen großer Beliebtheit und wurden gern gesungen. 1861 erschien die Monographie „Der Bayerwald“, geschildert und illustriert von Heinrich Reder. Erst viele Jahre später gab Reder einige neue Werke heraus: 1885 „Federzeichnungen aus Wald und Flur“, 1892 „Wotans Heer“. Diese epische Dichtung hatte Reder bereits 1853 begonnen und im Oktober 1886 auf der Rottmannshöhe am Starnberger See vollendet. Ich übergehe die kleine lyrisch-epische Dichtung „Rotes und blaues Blut“ u. a. und nenne als die beste und auch am bekanntesten gewordene Sammlung das „Lyrische Skizzenbuch“ (1893). Doch ich vergaß die 1859 erschienenen „Gedichte“ aufzuführen. Reder hat später originellere Töne gefunden, aber es sind doch einige Balladen von kräftiger, echt volkstümlicher Art in den „Gedichten“ nicht zu übersehen („Der arme Sünder“, „Die wilde Fahre“, „Ran“ u. a.).

Gewiß muten uns die „Federzeichnungen“, die Gedichte des „Lyrischen Skizzenbuches“ wie mit schöngespitztem Stifte sorgfältig hingezeichnete Beobachtungen und Stimmungen des reifen, des alternden Mannes an; aber doch liegt über ihnen die Frische eines stets sich jung und gesund fühlenden, elastischen Geistes. Schwere innere Kämpfe mancherlei Art sind auch diesem Dichter nicht erspart geblieben. Wie wäre es sonst möglich, daß aus diesen scheinbar so leicht hingeworfenen Skizzen, aus diesen farbigen Naturstimmungen, aus diesen Gedichten des reinen Zustands immer wieder eine menschlich eigenartige, vieles wissende und vieles andeutende und vieles verschweigende Individualität uns anblickt, ein Lebensphilosoph, ein Vielerfahrener, ein nach Kampf und Sieg in sich Ruhender, doch wahrhaft Lebendiger?

In einem Steinbruch saß ich lang
Auf einem Block und sann.
Dieweil vom Rande manches Mal
Der Kies hernieder rann.

Gerölle schob sich langsam fort,
Luftsprünge machte der Stein,
Doch schließlich lagen alle still
Am Boden groß und klein.

Da fuhr ich auf. Wozu die Hetz,
Gedränge, Druck und Stoß?
Ich eil' hinweg und dachte mir,
Dem gleicht des Menschen Los.

*

Verfallen steht im Waldesgrund
Am Saumweg eine Schmiede,
Draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
Zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
Ein lang gestreckt Gebäude,
Dort walten im Maschinenraum
Berußte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampffabrik
Ward zu der Sarg geschlagen,
Der den verarmten Hammerschmied
Zu Grabe hat getragen.

Nicht alle dieser meist dreistrophigen Gedichte sind von demselben Werte. Die reine Naturstimmung wiegt vor; aber gerade auch in diesen Gedichten atmet eine herbe, einfache Schönheit; die feine Linienführung, die sorgsam gewählten Farben lassen uns der einfachen, doch intimen Reize der japanischen Malerei gedenken.

Mit Purpurglut durchbricht den Wald
Des Tages Scheidestunde,
Die Bäume zeichnen scharf sich ab
Tiefschwarz auf goldnem Grunde.

Die Nachtigall beginnt den Sang,
Und mit den letzten Gluten
Scheint heißer ihre Sehnsucht sich
Im Liede zu verbluten.

Mit kalten Farben taucht der Ost
Den Wald in stilles Dunkel,
Ihr Lied nur bringt daraus empor
Wie Abendrot-Gefunkel.

Fast kaum ein anderer moderner Dichter hat die Alpenwelt in ihrer Großartigkeit, das Leben der Älpler, der Hirten und Sennerinnen in so knappen und lebendigen Bildern dargestellt wie Reder. Hier kam der Maler und Zeichner dem Dichter zu Hilfe. Mit Vorliebe hat Reder Motive aus den Alpen mit Pinsel oder Feder festgehalten. Am liebsten sind mir jedoch auch auf diesem Kunstgebiete die kleinen, zarten, stimmungsvollen Skizzen, in denen ein Motiv aus Heide und Moor zur Darstellung gelangt ist.

In dem nicht zu unterschätzenden Epos „Wotans Heer“, dem ich wenigstens noch einige Worte widmen möchte, hat Reder die verschiedenen Sagen vom wilden Jäger mit einer von ihm frei erfundenen Fabel verschmolzen. Von der — Gott sei Dank! — verflossenen Butzenscheibenepik unterscheidet sich diese Dichtung nicht allein durch den kräftigen, an Simrocks beste Nachdichtungen alter Volksepen gemahnenden Stil, durch die lebensvolle realistische Darstellung, sondern auch durch den an echt epischen Bildern und Episoden und auch an Ideen reichen Inhalt. Der Held ist die Personifikation germanischen Wesens, das im Christentum nicht ganz aufzugehen vermag, sondern gleichsam aus angeborener Neigung immer wieder sich der Natur und den in ihr waltenden Kräften mit heimlicher mystischer Inbrunst oder offener Empörung gegen den fremden überpersönlichen Christengott hingibt. Ein Ausgleich wird nie stattfinden. Dieser Dualismus erscheint als Problem hinter dem bunten Kulturbilde Reders, das deshalb ebenfalls ein zwiespältiges, bald zum Christenglauben, bald zur Naturreligion hinneigendes Wesen zeigt, hierin aber gerade die große charaktervolle Ehrlichkeit ihres Schöpfers bezeugt, der auch am Schlusse keinen „Kompromiß“, keine scheinbare Lösung geben kann und geben will.

Hans Benzmann

Neue Erzählungsbücher

Arthur Schnitzler: Der Weg ins Freie. Roman. (Berlin, S. Fischer, ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—).

Ich habe dieses Buch, trotzdem es zu den bestgemachten gehört, nur mit starker Überwindung zu Ende lesen können. Oder vielleicht, weil es so gut gemacht ist. Schnitzler ist mir immer vorwiegend als Kunsthandwerker erschienen. Die Mache ist ihm die Hauptsache. Die Form ist bei ihm keine Notwendigkeit, erzwungen durch den Gehalt; sondern dieser muß Zwang erleiden, damit jene Schnitzlers Ansprüchen genügt. Und trotzdem habe ich nicht auf einer Seite den Genuß des Virtuosentums, denn dieses wird immer erst genußreich, wenn es dionysisch wird. Schnitzler aber ist kalt. Darum wirkt auch die Gelassenheit, die Ruhe, mit der das Problem dieses Buches entwickelt wird, nicht als Ergebnis männlicher Selbstbeherrschung, tiefen Ernstes, sondern als Mache, als eine Art von Stil, den man zur Abwechslung ebensogut einmal anwenden kann wie Aufgeregtheit oder lodernde Leidenschaft.

Noch ein anderes war es, was mir die Lektüre dieses Buches so schwer machte: die Art der Behandlung des Erotischen. Gegen Ende des Buches steht von einem der Auftretenden der Satz: „Menschen, die sich so viel, fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigen, verwinden ja seelische Schmerzen überraschend schnell. Auf solchen Naturen lastet das geringfügigste physische Unbehagen viel drückender, als jede Art von Herzenspein, selbst Untreue und Tod geliebter Personen. Es rührt wohl daher, daß jeder Seelenschmerz irgendwie unserer Eitelkeit schmeichelt, was man von einem Typhus oder Magenkatarrh nicht behaupten kann." Schnitzler hat eigentlich lauter solche Menschen auf die Beine gestellt, und offenbar ist er selber so einer. Denn man hat das Gefühl, daß das hier aufgegriffene größere Problem mit der Wollust und dem Hochmut eines zielbewußt arbeitenden Operateurs auseinandergelegt wird. Es ist geradezu widerwärtig, mit welcher Wichtigkeit alle Phasen eines in der Liebe auch nicht einmal aus der selbstsüchtigen Genießerei herauskommenden jungen Grafen entwickelt werden. Wo daraus ein Weg ins Freie führen soll, ist nicht einzusehen.

Doch vielleicht ist diese starke Betonung von allerlei Liebesproblemen nur das wohlbedachte und im Hinblick auf den Leser peinlich abgewogene Gegengewicht gegen das tiefere Problem des Buches. Man hat es um dieses Problems willen als das Buch des Judentums bezeichnet. Auch nach meinem Empfinden ist es die beste Behandlung, die die Judenfrage wenigstens für Österreich bis heute gefunden hat. Freilich für mein Gefühl zum großen Teil wider den Willen des Verfassers. Das, worin diese Untersuchungen versagen, ist mir besonders lehrreich gewesen. Im übrigen aber trifft die oben zitierte, an sich selber wieder echt jüdische Behauptung, daß der Seelenschmerz der Eitelkeit schmeichelt, auch für die Art zu, wie hier die Judenfrage behandelt wird. So viele verschiedene Typen uns vorgeführt werden, so grundverschieden sich diese zu dem Problem stellen: die Selbstgefälligkeit, problematisch zu sein, fehlt bei keinem. Und das scheint mir denn doch auf einem Mangel der Beobachtung zu beruhen. Es gibt unbedingt auch in Österreich eine Unmasse Juden, die an der Judenfrage nicht mehr schwer tragen. Selbstverständlich wird auch an vielen Stellen Judentum und Deutschtum gegeneinander gestellt. Deutschtum dann natürlich als Antisemitismus. Man wird sich nicht weiter verwundern, daß der Verfasser vom deutschen Fühlen so gar nichts versteht, daß er uns auf dieser Seite eigentlich lauter Karikaturen (zum Teil ohne Absicht) vorführt. Es gibt eben nicht bloß die Eitelkeit des Seelenschmerzes; außerdem ist nichts schlimmer, als eine gekränkte weibische Eigenliebe. Und weibisch ist die Art dieses Buches, die Art eigentlich aller darin auftretenden Menschen. In Wien nennen das dann die hierher gehörigen Kreise „Geschmackskultur".





Moderne Stilfragen

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kunsthandwerks

Von

Johannes Gaulke

Die Zerfahrenheit der Formensprache, die Stillosigkeit in Kunst und Leben ist eine Besonderheit unserer Zeit, die zum größeren Teil durch das Überwiegen eines einseitig geschulten Spezialistentums auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit hervorgerufen wird. Das klassische Altertum und das Mittelalter kannten kein Stilproblem in unserem Sinne, weil in jenen Zeiten das Prinzip der Teilung der Arbeit im Produktionsprozeß noch nicht allgemein durchgeführt war. Man machte auch keinen Unterschied zwischen der sogenannten großen Kunst und dem Kunsthandwerk. Die Kunst entwickelte sich organisch aus dem Handwerk. Die mittelalterliche Kunst ist sogar als die höchste Entwicklungsform, als die Blüte des Handwerks überhaupt anzusprechen. Die figürlichen Arbeiten der frühchristlichen Mosaik-, Sarkophag- und Kleinkunst, die neben einer vollendeten handwerklichen Technik große anatomische Unrichtigkeiten und Verzeichnungen aufweisen, lassen darauf schließen, daß sie von künstlerisch ungeschulten Handwerkern hergestellt sind. Während des ganzen Mittelalters sehen wir bald den Künstler im Handwerk, bald den Handwerker in der Kunst schaffen. Eine scharfe Trennung zwischen figürlicher und ornamentaler, dekorativer und Kleinkunst ist kaum wahrzunehmen. Die großen italienischen Künstler, die, wie Lionardo, auch Meister wissenschaftlicher Disziplinen waren, haben uns mit wenigen Ausnahmen auch Werke der Kleinkunst und des Kunsthandwerks oder Entwürfe zu dekorativen Gegenständen hinterlassen. Als den Typus — wenn auch nicht den größten — des italienischen Renaissancekünstlers nenne ich Benvenuto Cellini, der nicht nur als Bildhauer und Erzgießer, sondern auch als Goldschmied und Medailleur hochgeschätzt war. Seine Perseusstatue hat einen ebenso bedeutenden Weltruf erlangt wie das berühmte Salzfaß, das als ein charakteristisches Erzeugnis des italienischen Kunsthandwerks gilt.

Noch deutlicher sind die Beziehungen zwischen Kunst und Handwerk an den Werken der unter der Herrschaft des gotischen Stils stehenden mittelalterlichen

deutschen Kunst wahrzunehmen. Während der antike Baustil und teilweise auch der Baustil der Renaissance sich in seinen Hauptformen nicht rein auf die Kleinkunst übertragen läßt, durchdringt die Gotik alle Gegenstände, von der Fassade des Doms bis zum Weihrauchbecken und den kleinsten Schmuckgegenständen, mit dem ihr eigentümlichen Geist. Die Stileinheit in der Architektur, Kunst und Ornamentik ist das hervorstechende Merkmal der Gotik; selbst der menschlichen Gestalt wird im gotischen Stil ein starker Zwang angetan. Die Glieder wachsen ins Maßlose und Phantastische, das Gewand nimmt spitzige Ecken und Formen an, und selbst der Gesichtsausdruck der Figur ist von dem melancholischen Ernst beherrscht, den die Gotik atmet. Eine Teilung der Arbeit und eine Zerlegung der Kunst in eigentliche Kunst und Kunsthandwerk konnte allein schon aus stilistischen Gründen nicht durchgeführt werden.

Die größten deutschen Meister der Plastik, Adam Krafft, der Bildhauer und Steinmetz, und Peter Vischer, der Erzgießer und Modelleur, legen in allen ihren Werken Zeugnis von der innigen Verquickung von Kunst und Handwerk im deutschen Mittelalter ab. Zwar hatten sich schon beide die Formen der italienischen Renaissance angeeignet und in ihrer Weise umgeformt, doch wurzelten sie noch so stark in der handwerklichen Tradition der Gotik, daß sie in jedem Zuge den Handwerker erkennen lassen. Auch Dürer, der von allen deutschen Künstlern die reichste und vielseitigste Entwicklung durchgemacht hat, verdankt sein Können nicht zum geringsten seiner handwerklichen Schulung. Die vielen deutschen Kleinmeister, die Zeichner und Stecher, die im Reformationszeitalter eine außerordentliche Fruchtbarkeit entfaltet haben, sind vom Handwerk zur Kunst emporgestiegen. Ihre Werke haben nach Jahrhunderten nichts von ihrer Ursprünglichkeit und Frische eingebüßt. Jeder Gegenstand des mittelalterlichen Kunsthandwerks ist das Produkt einer persönlichen Arbeitsleistung; er erzählt uns von den Leiden und Freuden seines Schöpfers, von seinem Kampf mit dem starren Material und seiner rastlosen Erfindungstätigkeit.

Das mittelalterliche deutsche Kunsthandwerk hat sich bis in das 16. Jahrhundert hinein in aufsteigender Linie bewegt. Ursprünglich von der Kirche, die einen glänzenden künstlerischen Apparat für ihren Zeremoniendienst nicht entbehren konnte, reichlich mit Aufträgen bedacht, fanden Kunst und Kunsthandwerk später im Bürgertum der Reichsstädte eine kräftige Stütze. Dagegen haben die Fürsten und die Adelsgeschlechter Deutschlands, im Gegensatz zu dem aristokratischen Mäzenatentum Italiens, im ganzen wenig Verständnis für die Kunst ihrer Zeit besessen. —

Wir können zwei Jahrhunderte überspringen. Die endlosen Religions- und Kabinettskriege, von denen Deutschland nach der Reformation heimgesucht wurde, die einen alten Kulturboden in eine Wüstenei umwandelten, brachten auch die gesunde Entwickelung der deutschen Kunst und des Kunsthandwerks zu einem plötzlichen Stillstand. Die geringen Ansätze einer künstlerischen Betriebsamkeit, die wir im 18. Jahrhundert hier und da beobachten können, haben mit der Kunst nichts zu tun. Der künstlerische Geschmack hatte den denkbar größten Tiefstand erreicht. Die vornehme Welt und die Geistesaristokratie ästhetisierte zwar viel in

ihren Teekränzchen, aber ihre einseitig abstrakte Geistesbildung war nicht dazu angetan, der wirklichen Kunst zu neuem Leben zu verhelfen. Die Geisteskultur jener Zeit war in ihrer Wesensart eine philosophische, keine künstlerische. Die führenden Geister, die sich an der satten Kultur der Vergangenheit berauschten, waren in ihrem innersten Wesen Spießbürger, denen jegliche Genußfreudigkeit fehlte. Selbst Künstler der klassizistischen und romantischen Schule waren Asketen, wie es uns die schemenhaften Gebilde ihrer Muse andeuten. Die übersprudelnde Lebensfreude, das sinnliche Genießen war ihnen verhaßt, und die Pracht- und Luxusentfaltung galt ihnen als eine Sünde gegen den Geist der Kunst. Legte doch selbst Goethe keinen Wert auf eine luxuriöse Umgebung, die er gerade gut genug hielt für Menschen, die keine eigenen Gedanken haben!

Es mag zutreffen, daß die Literaten und Ästheten der Biedermeierzeit aus der Not eine Tugend machten, indem sie alles von sich wiesen, was als Merkmal einer ästhetischen Kultur gelten kann. Die Zeit war arm an materiellen Gütern, die Tradition mit der genußfähigeren Vergangenheit unterbrochen, und die Werke der deutschen Kunst und des Kunsthandwerks waren in Vergessenheit geraten. Das war das Ende des künstlerischen Niedergangsprozesses, der in Deutschland bei Beginn der Religionskriege einsetzte. Alle Versuche, Kunst und Handwerk auf einer neuen Basis zu reorganisieren und einen eigenen Stil zu entwickeln, verliefen resultatlos. War es ein Charakteristikum der großen Kultur- und Kunstepochen der Vergangenheit, wie der Gotik, der Renaissance, des Barock und Rokoko, daß sie sich ausschließlich eines Stils für die gesamte kirchliche und profane Architektur und das Kunsthandwerk bedienten, so begann das 19. Jahrhundert damit, die Stile der Vergangenheit der Reihe nach neu zu beleben. Selbst ein Mann von starkem künstlerischen Empfinden, der hervorragende Berliner Architekt Schinkel, erwartete das Heil von der Wiederbelebung der antiken Formensprache und ihrer Übertragung auf neuzeitliche Gegenstände.

*

Als die Ratlosigkeit am größten war, erschien ein neuer wirtschaftlicher Faktor auf der Bildfläche: der industrielle Kapitalismus. Einiger Handwerksbetriebe hatte er sich bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemächtigt; bald geriet das Kunsthandwerk in ein drückendes Abhängigkeitsverhältnis zum Industrialismus, der ehemalige selbständige Kunsthandwerker wurde nach und nach zu einem Lohnarbeiter und Spezialisten gemacht.

Die Wiederbelebung des Kunsthandwerks, von der in diesen Tagen viel gesprochen und geschrieben wird, stellt somit einen Widerspruch in sich dar. Es sollte zutreffender heißen: Entstehung der Kunstindustrie. Denn die Tradition mit dem alten deutschen Kunsthandwerk konnte schon aus dem Grunde nicht wieder aufgefrischt werden, weil der Industrialismus sich einer anderen Arbeitsmethode bedient als das Kunsthandwerk. Maschine und Spezialistentum sind die beiden Voraussetzungen des kapitalistischen Industriebetriebes geworden. Der moderne Unternehmer braucht „Hände", keine selbständig schaffenden Handwerker und Künstler, in der Industrie wie in der Kunstindustrie. Das Arbeitsprodukt ist nicht mehr die Gesamtleistung einer denkenden Persönlichkeit, sondern ein Komplex von Einzel-

leistungen vieler Arbeitshände. Das Mittelalter und die Renaissance kannten nicht die Teilung der menschlichen Persönlichkeit. Das Fabrikat muß andererseits auch so beschaffen sein, daß es den Geschmack der Masse trifft; ästhetische Räsonnements gibt es für den Unternehmer nicht. Im Mittelalter war der Konsumentenkreis von kunstgewerblichen Gegenständen ein relativ kleiner. Das Patriziat, die Zunft, die Fürsten und die Kirche kamen eigentlich nur als Auftraggeber in Betracht. Der mittelalterliche Kunsthandwerker fertigte den Gegenstand meistens auf Bestellung an; er hatte infolgedessen nur den individuellen Geschmack eines Menschen oder einer kleinen Gruppe von Menschen zu befriedigen. Mit der Industrialisierung des Kunsthandwerks erweiterte sich indessen der Konsumentenkreis stetig. Den Fürsten, der Kirche und den Ständen schloß sich das Bürgertum und schließlich auch die besser entlohnte Arbeiterschaft als kunstkonsumierendes Publikum an. Die Folge war eine fortgesetzte Verbilligung und Verschlechterung des Artikels.

Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kunstindustrie sich in Deutschland ausbreitete, spielten Form und Material des Gegenstandes überhaupt keine Rolle. Das künstlerisch ungebildete, nur kaufmännisch geschulte Unternehmertum hatte sich eigentlich nur des vernachlässigten Kunsthandwerks angenommen, weil es materielle Erfolge versprach. Nach einer dürftigen Wirtschaftsperiode war Geld ins Land gekommen — für deutsche Verhältnisse waren es ganz ungewöhnliche Summen. Die ganze Nation hatte sich in einen Gründertaumel gestürzt, das Kapital drängte nach Anlage und Verwertung; Geldverdienen und Geldausgeben war das Leitmotiv der Zeit. Aus der günstigen Wirtschaftskonjunktur zog aber nicht nur das Unternehmertum seinen Nutzen, sondern auch die Arbeiterschaft. Die Löhne schnellten in die Höhe, die gesamte Lebenshaltung stieg, selbst der unteren Schichten bemächtigte sich eine gewisse Verschwendungssucht und ein verschwommenes ästhetisches Bedürfnis. Die kunstgewerblichen Ramschartikel, die mit reklamehaften Anpreisungen in gewaltigen Mengen auf den Markt geworfen wurden, fanden überall den erwünschten Absatz. Die Fabrikanten der Bronze- und Zinkgußindustrie, der Porzellan- und Terrakotta-, der Möbel- und Holzschnitzindustrie konnten oft die Nachfrage nicht decken. Bald fehlte es auch an Mustern. Das kaufkräftige Publikum forderte ohne Unterlaß etwas Neues, und die Unternehmer gaben sich alle erdenkliche Mühe, effektvolle und „originelle“ Artikel herzustellen. Wie in der Architektur, so wurden auch im Kunsthandwerk und in der Kunstindustrie sämtliche historischen Stile der Reihe nach „modern“.

Zunächst gab man dem „Altdeutschen“ den Vorzug. Die erste Münchener Kunstgewerbeausstellung im Jahre 1876 stand noch im Zeichen der mißverstandenen und korrumpierten deutschen Renaissance. Als das „Altdeutsche“ nicht mehr zog, griff man auf italienische Vorbilder zurück. Einige Zeit war in der Kunstindustrie ein korrupter italienischer Renaissancestil, der sich weiterhin in barocke Formen auflöste, tonangebend. Zur Abwechselung wurden auch die Stile der französischen Könige und schließlich das Rokoko „modern“. Die zahlreichen Artikel der Bronzeindustrie, die Bilderrahmen, die Schreibzeuge, die Aschbecher, die Leuchter und Lampen usw. lassen uns den Modewechsel der Stile am deutlichsten er-

kennen; sie zeigen uns aber auch, wie das Unternehmertum sich die Ideen der Vergangenheit zunutze gemacht hat, ohne bei seinem Umwertungsprozeß in der Kunstindustrie neue ästhetische Werte geschaffen zu haben.

Die „Wiederbelebung" des Kunsthandwerks in der Gründerperiode hat in der Hauptsache nur eine Verwilderung des Geschmacks bewirkt. Fast zwei Jahrzehnte hielt die Verwahrlosung des Kunsthandwerks durch die Industrie an. Es kam die Zeit der „Imitationen", der Pseudo- und Attrappenkunst. Die Industrie hat es in der Kunst, einem minderwertigen Material den Anstrich und Zuschnitt des Echten zu geben und die technische und konstruktive Eigenart eines Stoffes auf den anderen zu übertragen, bald zu einer unvergleichlichen Meisterschaft gebracht. Es ist kaum ein Gebiet der Industrie von der „Imitation" — auf gut deutsch: Schwindel — verschont geblieben. Die Bronzeindustrie verlegte sich auf die Herstellung von „Kunstbronzen", das heißt von Zinkgüssen, die durch einen galvanischen Überzug und eine raffinierte Patinierung einen bronzeartigen Anstrich erhielten. Bald kam die „Galvanobronze", die der künstlerischen Qualität des Gegenstandes noch weniger Rechnung trägt als der Zinkguß, in Aufnahme. Die Stuck- und Kunststeinindustrie hat zur Verschönerung der Mietskasernen das ihrige beigetragen. Die Innendekoration, die durch billige Stuckartikel, Leder- und Holzimitationen der Mietwohnung einen äußerlich gediegenen Anstrich gibt, dürfte in dieser Beziehung den Rekord erlangt haben. Die Galanteriewaren-, Gold- und Silber„ersatz"-Industrie leistet nicht minder Hervorragendes in der Imitation. Oft genug ist es nur mit Hilfe exakter Apparate möglich, das Echte von dem Unechten zu unterscheiden.

*

Die dem Industrialismus eigentümliche Massenfabrikation in Verbindung mit der Modernisierungs- und Imitationstendenz der Industrie hat die Entwickelung eines neuen Stils Jahrzehnte hindurch aufgehalten, wenn nicht gar verhindert. Ein geistiges Armutszeugnis, wie es keine andere Zeit sich selbst ausgestellt hat. Das sahen schließlich die Künstler und Ästheten vom Fach selber ein. So durfte es nicht weitergehen, wollten wir nicht im Sumpfe des Industrialismus ersticken. Es war vor allen Dingen nötig, sich wieder auf die eigenen Füße zu stellen, um Eigenes hervorbringen zu können. Die Propagandisten des neuen Kunsthandwerks und des neuen Stils hatten ferner eingesehen, daß Material und Form des Gegenstandes miteinander in Einklang gebracht werden müsse, um eine das Auge befriedigende (ästhetische) Wirkung zu erzielen. Der Industrialismus hatte durch die Massenfabrikation und den Imitationsschwindel alle ästhetischen Werte auf den Kopf gestellt. Der Gegenstand schien nur noch um des Ornaments willen da zu sein; der ihm innewohnende Zweck wurde kaum noch durch die Form ausgedrückt.

Also fort mit den Ornamenten! Fort mit jedem überflüssigen Beiwerk, das dem Gegenstand wie ein Parasitenschwarm anhaftet! Ein großer Reinigungsprozeß setzte ein. Die schauerlichen Fassaden der Mietskasernen, die Möbel, die Gebrauchs- und Luxusgegenstände wurden ihres lächerlichen ornamentalen Beiwerks entkleidet. Der neue Stil charakterisierte sich in der scharfen Betonung des Zweckmäßigen. Die sich aus der Konstruktion des Gegenstandes ergebende Form

sollte unter allen Umständen gewahrt bleiben. So hatte u. a. ein Stuhl in seiner gesamten Erscheinung lediglich den Zweckgedanken, dem er entsprossen ist, auszudrücken. Eine mit scharfkantigen Ornamenten gezierte Lehne, wie sie unter der Herrschaft des deutschen Renaissancestils üblich war, ist schon an sich eine Stilwidrigkeit. Ein Gebrauchsgegenstand hat keinen dekorativen Zweck zu erfüllen, sondern, wie es der Name schon ausdrückt, den Zweck, gebraucht und weiterhin verbraucht zu werden. Jedenfalls muß das Ornament — sofern es überhaupt noch Verwendung findet — so beschaffen sein, daß es sich der aus der Konstruktion hervorgegangenen Form des Gegenstandes anschmiegt.

Im letzten Jahrzehnt sind von Künstlern und Kunsthandwerkern mannigfache Versuche unternommen worden, eine neue Formensprache zu erfinden und einzuführen. Neben vielen verfehlten Experimenten sind auch einige höchst beachtenswerte Leistungen, die tatsächlich den Reiz der Neuheit und Eigenart aufweisen, erzielt worden. Es wäre allerdings verfrüht, schon heute ein abschließendes Urteil über den werdenden Stil zu fällen, doch kann man ihm eine günstige Prognose wohl stellen, scheint er doch geradezu aus dem Geiste der Zeit geboren zu sein. Der Zweckmäßigkeitsgedanke beherrscht die Welt, das Wirtschaftssystem, die Menschen und ihre Umgebung: die Gebrauchs- und Luxusgegenstände, die Möbel, die Wohnhäuser, das Kostüm u. a. m.

Im letzten Grunde sind die Hauptformen der Architektur und der angewandten Künste immer der plastische Ausdruck eines besonderen Zweckgedankens gewesen. Es ist wohl noch keinem Architekten eingefallen, ein Gewölbe um seiner Schönheit willen zu konstruieren: wo und in welchem Zusammenhange wir es auch antreffen, stets erfüllt es einen architektonischen Zweck. Aus dem Zweckgedanken ergab sich die Form. Daher erscheinen uns alle Gegenstände, die ihren Zweck durch die ihnen eigene Form ausdrücken, als harmonisch abgestimmt, stilvoll, gemeinhin als schön, mögen sie auch den verschiedensten Ideenkreisen angehören. Unsere ästhetischen Vorstellungen sind an kein bestimmtes Schema gebunden. Die klassische wie die gotische Architektur, die doch in ihrer Erscheinungsform die denkbar größten Gegensätze ausdrücken, ist jede für sich betrachtet schön; eine jede stellt eine in sich geschlossene Stileinheit dar. —

Was wird weiter folgen? Wir leben in einer neuen Eisenzeit. Frühere Perioden begnügten sich mit Stein und Holz als Ausführungsmaterial in der Architektur, wir haben das Eisen uns in größerem Umfange nutzbar gemacht. Die meisten Bauwerke, die Verkehrs- und Handelszwecken dienen, sind aus Eisen konstruiert. Die Maschinen und die modernen Verkehrsmittel, die Lokomotiven, Dampfer, Kraftfahrzeuge sind fast ausschließlich aus diesem Material hergestellt. Nun liegt es aber in der Eigenart des Eisens, daß es keine willkürliche Verschönerung verträgt, ebensowenig wie der besondere Zweck, den jene Gegenstände erfüllen, eine willkürliche Abweichung von der Grundform und eine Ornamentierung duldet. Eine Staatskarosse des 18. Jahrhunderts ließ sich durch plastische Ornamente verschönern, ohne daß dadurch ein Hindernis für die Bewegungsfreiheit des Fahrzeuges hervorgerufen wurde. Man stelle sich dagegen eine Lokomotive nach Art der alten Vehikel „verschönert" vor! Nicht allein das Material, sondern auch der

Zweck der Lokomotive wie die räumlichen Verhältnisse, denen sie zugewiesen ist, würden jeden „Verschönerungsversuch“ energisch abweisen.

In allen Betriebs- und Verkehrsmitteln unserer Zeit ist demnach lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen die konstruktive Form gewahrt worden. Eine Erscheinung, die nicht ohne Einfluß auf die ästhetische Anschauung des modernen Menschen bleiben konnte. Die neue Stilbewegung durfte daher dieses Moment nicht umgehen, wollte sie sich mit Erfolg durchsetzen. Aus diesem Grunde werden auch die geschichtlich überkommenen Eigenarten der alten Stile, die vorwiegend durch die handwerkliche Produktionsweise bedingt waren, kaum wieder zur Geltung kommen. Die moderne Technik, die maschinelle Produktionsweise drängt geradezu auf eine einheitliche Behandlung des Gegenstandes hin. Der neue Stil steht von vornherein im Zeichen der Massenfabrikation. Der moderne Konsum erstreckt sich auf alle Bevölkerungsschichten. Die Industrie und Kunstindustrie wendet sich mit ihren Erzeugnissen an die Gesamtheit, die Verkehrs- und Betriebsmittel dienen dem ganzen Volke. Während sich früher der Bedarf an Gegenständen der Kunst und des Kunsthandwerks auf die oberen Schichten der Bevölkerung erstreckte, beansprucht heute ein jeder seinen Anteil aus der Produktionsmenge, mag er auch noch so geringfügig sein. Unsere Zeit steht im Zeichen der kollektiven Bedarfsbefriedigung in Kleidung und Lebensunterhalt, in Kunst und Literatur, zu Hause wie auf der Reise, im öffentlichen wie im privaten Leben. Ich nenne nur als Stätten der öffentlichen Bedarfsbefriedigung die Theater und Konzerthäuser, die Hotels und Restaurants, die Cafés und Bars, die Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, die Warenhäuser und Ausstellungen. Das moderne Wirtschaftsleben neigt immer stärker einer öffentlichen Pracht- und Luxusentfaltung zu, da sich das Leben der meisten Menschen infolge der Wechselhaftigkeit der Zustände außerhalb des „eigenen Heims“ — das für den Großstadtnomaden fast schon ein mythischer Begriff geworden ist — abspielt.

Einheit der Form, Einheit der Bedarfsgestaltung, Einheit des Geschmacks! Unser Wirtschaftssystem übt — das dürfen wir uns nicht verschweigen — in jeder Beziehung nivellierende Wirkungen aus. Der Vereinheitlichung des Kostüms für alle Berufsstände und Klassen, die sich im 19. Jahrhundert vollzogen hat, folgt nunmehr eine Vereinheitlichung des Milieus, eine Schablonisierung der Tages- und Luxusbedürfnisse, des Geschmackes überhaupt. Industrie und Wirtschaft haben die hergebrachten ästhetischen Werte „schön“ und „häßlich“ vernichtet, wie überhaupt die an sich „zwecklose“ Schönheit aufgehoben und eine neue Wertung der Dinge nach den Gesichtspunkten des Zweckmäßigen und Angenehmen, des Komforts, angebahnt. Ich verweise insonderheit auf die Erzeugnisse der Möbelindustrie, über deren ästhetische Wertung die Meinungen ja stark auseinandergehen, die man aber auch bei aller Würdigung der neuen künstlerischen Bestrebungen kaum als eine dauernde Bereicherung des Formenschatzes bezeichnen kann. Andererseits wäre es aber auch verfehlt, schon heute Schlußfolgerungen aus den bisherigen Leistungen zu ziehen. Wir können im besten Falle nur die allgemeine Entwicklungstendenz aus einer Reihe von Erscheinungen ableiten, jede Spekulation darüber hinaus verwickelt uns jedoch in Trugschlüsse.



Neue Bilderwerke

Die Sturmflut der buchhändlerischen Neuerscheinungen ist überstanden. Noch bis unmittelbar vor Weihnachten gehen die Wogen hoch und tragen immer neues Gut auf den kaum entlasteten Schreibtisch des Umschauhaltenden. Glücklicherweise hat sich die Bücherkauflust im deutschen Volke gegen früher außerordentlich gesteigert und kommt nicht mehr bloß dem Weihnachtsmarkte zugute. Das Buch, das Bild nicht weniger, und die Vereinigung beider im Bilderwerke insbesondere, bleibt ja dauernd der Gegenstand, bei dem sich die Kunst des Schenkens zuerst erlernen und am ehesten sinnreich üben läßt. Nicht leicht läuft man mit Büchern die Gefahr, Geschmackloses oder Überflüssiges zu schenken. So wollen wir also auch jetzt noch in raschem Überblicke eine Zahl von Werken kennen lernen, die eine eindringlichere grundsätzliche Behandlung nicht nötig haben. Da ist zunächst noch von einigen Bildern zu sprechen.

Einen willkommenen Schmuck für das Eß- und Wohnzimmer des christlichen Hauses bildet Fritz Uhdes „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!", von dem im Kommissionsverlag des Albrecht-Dürer-Hauses zu Berlin ein guter Farbendruck (Bildgröße 41½ × 33 cm) erschienen ist. Daß damit gleichzeitig eines der besten Werke neudeutscher religiöser Malerei die dieser Maltechnik zuträglichste Verbreitung in farbiger Wiedergabe erfährt, ist vom kunsterzieherischen Standpunkte sehr zu begrüßen.

Wer über den Verlust nicht hinwegkommt, den der Vierfarbendruck notgedrungenerweise gegenüber der Farbigkeit des Urbildes bedeutet, aber doch nicht über die Mittel verfügt, sich gute Originalgemälde anzuschaffen, andererseits auch nicht auf den farbigen Wandschmuck verzichten will, dem bietet sich ein schöner Ausweg in den farbigen Künstler-Steinzeichnungen, die seit einigen Jahren in verschiedenen Größen zu außerordentlich billigen Preisen in den Handel gebracht werden. Denn bei der ganzen Art, wie diese Künstler-Steinzeichnungen entstehen, haben wir es hier in gewissem Sinne mit Originalarbeiten zu tun. Unter den Hunderten von Blättern, die im letzten Jahrzehnt vor allem von den Leipziger Verlegern Voigtländer und Teubner in den Handel gebracht worden sind, befinden sich natürlich auch solche, die die Vorbedingungen eines guten Ergebnisses nicht erfüllen: sie sind nicht als Steinzeichnung gedacht, nutzen nicht die eigenartigen Werte, die diese Druckweise gegenüber jeder anderen Darstellungstechnik besitzt, muten ihr andererseits Aufgaben zu, die sie nicht besser zu lösen vermag, als etwa das Vierfarbendruckverfahren. Vor allem zu Beginn, als es galt, einmal eine große Zahl von Blättern auf den Markt zu bringen, ist mancher Mißgriff mit untergelaufen. Jetzt, wo nur langsam weitergearbeitet wird, kommt durchweg Ausgezeichnetes heraus. — Mir liegen die neuen Blätter des Verlages B. G. Teubner in Leipzig vor. Es sind deren vier in kleinem Format (41 × 30 cm Bildgröße, Blatt 2.50 M). Außerordentlich frisch ist Ulrich Webers „Apfelblüte", vor allem zum Schmuck des Kinderzimmers geeignet. — Sehr tonig wirkt Leni Matthäis „Tauwetter". — R. Herdtles „Vorfrühling" arbeitet mit stark gebrochenen und verschwimmenden Lichttönen und bringt diese in dem weiteren Sehabstand, den diese Bilder ja erheischen, sehr hübsch zur Einheit zusammen, so daß das Bildchen auch an dunkler Wand eine besondere Leuchtkraft bewähren wird. — Hermann Petzet, von dem ich schon früher gute Blätter gesehen habe, gewinnt auch in seinem „Landenden Fischerboot" durch die Kraft der Farben. Den Realismus, daß Segel und Boot das Eigentümerzeichen P. 48 so aufdringlich zeigen, hätte er sich allerdings lieber sparen sollen. Die Zahl lenkt die Aufmerksamkeit des Beschauers über Gebühr auf sich.

Sehr wirksam als Supraporte oder Fries ist Karl Otto Matthäis „Aus den Vierlanden" zu verwerten (104 × 43½ cm). Das ganze Bild ist auf drei Farbentöne komponiert und in seinen einfachen Motiven großzügig gegliedert. — Eugen Oßwalds „Auf der Heide" (75 × 55 cm, 5 M) vermag mich nicht so voll zu befriedigen. Die Abendbeleuchtung bedingt

jene Umstimmung von Farbenwerten auf den Figuren, die gerade beim Druck auf glattem Papier zu leicht jenes Impressionistische (d. i. nur vorübergehend Geltende) einbüßt, das die Hand des Malers uns so leicht empfinden lassen kann. Dann aber bleibt dem Beschauer die Frage: „Stimmt die Farbe auch?" und damit wird das volle Genießen ungünstig beeinflußt. — Zum Schlusse noch eines von den ganz großen Bildern (70 × 100 cm, 6 ℳ). Theodor Herrmanns „Seeblick" arbeitet mit jenen breit gegeneinandergesetzten Tonwerten, die das Sondergebiet der Lithographie bilden und in ihr besonders günstig herauskommen. Alles in allem bedeuten auch diese Bilder wieder eine wertvolle Bereicherung unseres häuslichen Wandschmuckes.

Auch einige Mappenwerke harren der Würdigung.

Wir haben so wenige Künstler von wirklich monumentalem Fühlen, daß man um so freudiger jede Gabe dieser Auserwählten entgegennimmt. So wird man auch dankbar die Neuausgabe der zehn Holzschnitte begrüßen, die Alfred Rethel als Vierundzwanzigjähriger für eine Prachtausgabe des Nibelungenliedes schuf. Diese Faksimile-Wiedergabe der alten Holzschnitte gibt Szenen der letzten furchtbar tragischen Abenteuer mit so wuchtiger Einfachheit wieder, daß diese elementaren Blätter in dreißigfacher Vergrößerung viel monumentaler wirken würden, als 99/100 aller deutschen Wandmalerei der letzten sechs Jahrzehnte. Der gleiche Verlag Fritz Heyder, Berlin, der auf den guten Gedanken des Neudrucks (er kostet 1.20 ℳ) gekommen ist, bringt für 3 ℳ eine Fidus-Mappe von 12 Blättern, die den Verehrern dieses Künstlers sehr willkommen sein wird, da sie als persönliches Lebensbekenntnis wirkt.

Im besten Sinne volkstümlich, eine Gabe, die wir dem ganzen Volke, hoch wie niedrig, ins Heim wünschen möchten, ist das von der Freien Lehrer-Vereinigung für Kunstpflege herausgegebene Sammelheft „Landschaften von Hans Thoma" (Mainz, Jos. Scholz, 1 ℳ). Fünfzehn in guter Autotypie wiedergegebene Bilder aus dem Schwarzwald, dem Taunus, von Donau und Rhein, aus der Alpenwelt und aus Italien sind hier vereinigt. Mit dem Wort „deutsch" wird so viel Mißbrauch getrieben; wer seinen ganzen schönen Vollinhalt erfahren will, der sehe diese Landschaftsbilder Thomas an. Es wird sich ihm als erstes Kennwort dieses Künstlers das Wörtchen deutsch aufdrängen. Herzens- und Gemütsreichtum, Sinn für Größe, Liebe zum Kleinen, beschauliche Zufriedenheit und dennoch drängendes Sehnen, — alles ist hier enthalten.

Ich für meine Person empfinde es nicht als Gegensatz, wenn ich danach den im Verlag Karl Rob. Langewiesche zu Düsseldorf erschienenen Band „Griechische Bildwerke" zur Hand nehme. Es war ja auch derselbe Goethe, der im gleichen Werke neben das deutsche Leben in der engen mittelalterlichen Stadt die freie Schönheit der Helena-Episode stellte. Gewiß sind es verschiedene Welten, aber gerade uns Deutschen fällt es nicht schwer, in die griechische einzudringen, zumal wir im Innern immer die Sehnsucht danach tragen. Es ist ja auch leicht begreiflich, daß, wer so wie wir in allen Welterscheinungen das Problematische fühlt, weil ein innerer Zwang uns treibt, immer wieder nach dem Verhältnis unseres Selbst zu dieser Welterscheinung zu forschen, dahin gelangt, im Freisein vom Problematischen das Glück zu erblicken. Diese Freiheit fühlen wir nirgendwo stärker als in der griechischen Kunst. Aus dieser Freiheit stammt die unbedingte Freudigkeit des Sehens, das volle Befriedigtsein und damit auch das restlose Ausschöpfen der Schönheit alles Sichtbaren. Diese zum erstaunlichen Preise von 1.80 ℳ dargebotene Sammlung von 140 Abbildungen griechischer Bildwerke ist von Max Sauerland sehr gut ausgewählt und verständnisvoll eingeleitet. Daß die Werke der Kraftzeit vor den späteren und ihrer bereits etwas spielerisch gewordenen Anmut bevorzugt wurden, ist nicht nur geschichtlich gerecht, sondern auch kunsterzieherisch gesund.

Und wieder zurück aus der griechischen Schönheitswelt ins deutsche Vaterland. Denn das immer kräftiger sich entfaltende Verlangen nach architektonischer Kultur kann durch nichts bessere Nahrung und gesundere Richtung erhalten als durch genaue Kenntnis der hochentwickelten Baukultur unserer Vorfahren. In sehr glücklicher Weise wird diese Fähigkeit zu malerischer

Gesamtwirkung im älteren deutschen Städtebau herausgearbeitet in den zwölf „Deutschen Städtebildern“ von H. Braun, die J. J. Webers Verlag in Leipzig in guten Nachbildungen herausgegeben hat (2 M.).

Bilderwerke vornehmster Art sind die in ihrem roten Gewande allmählich überall bekannten „Klassiker der Kunst“, von denen die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart soeben den dreizehnten Band auf den Markt gebracht hat. Er ist van Dyck gewidmet, dem einzigen Modemaler der Kunstgeschichte, der noch nie aus der Mode gekommen ist. 537 Gemälde des Meisters sind in trefflichen Reproduktionen wiedergegeben. Wir werden zu ihnen hingeführt durch eine bei aller Wärme sehr sachlich gehaltene Würdigung des Künstlers und Menschen aus der Feder Emil Schaeffers. Ausführliche kritische Nachweise über Standort, Entstehungszeit der einzelnen Werke, übersichtliche Register bilden den Anhang. Der Band kostet 15 M. Die Bildermasse wird in zwei Gruppen dargeboten, deren erste die Werke religiösen, mythologischen und geschichtlichen Inhalts, die andere, größere, die Bildnisse bringt. Die stoffliche Teilnahme auch für diese Abteilung ist viel größer, als man zunächst bei Bildnissen voraussetzen möchte, da die Mehrzahl der Dargestellten durch geschichtliche Bedeutung oder gesellschaftliche Stellung hervorragende Menschen waren. Van Dyck ist einer der „glücklichen“ Künstler, die schier als Erbe verwalten konnten, was andere mühsam erringen mußten, dadurch außerordentlich früh erfolgreich, aber vielleicht gerade infolge dieser Kampflosigkeit rasch körperlich und auch künstlerisch verzehrt. Wir empfehlen immer wieder diese Bände als ausgiebigste Unterlage für kunstgeschichtliche Studien und mehr noch als hervorragend schöne Bilderbücher für reife Menschen.

Um des außerordentlich reichen Bildermaterials willen, das hier beigegeben ist, gehört auch die Monographie in diesen Zusammenhang, die Artur Roeßler dem österreichischen Meister Ferdinand Georg Waldmüller gewidmet hat (Wien, Karl Graeser & Ko., 5 M.). Die Wiederentdeckung dieses schon vor einem Menschenalter verstorbenen Wiener Künstlers war eine der schönsten Überraschungen, die die Berliner „Jahrhundertausstellung“ uns gebracht hat. Durch seither veranstaltete Sonderausstellungen hat man nun erkannt, daß jene beschränkte Reihe von Meisterwerken nicht die Vereinigung einiger Glücksfälle im Schaffen dieses Mannes bedeutete, sondern nur eine Auswahl aus einem außerordentlich reichen, gleichwertigen Lebenswerke darstellte. Das vorliegende Buch erfüllt die dankbare Aufgabe, der Allgemeinheit einen Einblick in dieses blühende Schaffen zu vermitteln. Auf 130 Seiten sind in sorgfältigen, auf Mattpapier gedruckten Autotypien die Mehrzahl der Gemälde Waldmüllers wiedergegeben. In drei Gruppen: Bildnisse, Landschaften, Genrestücke, die in sich jeweils chronologisch geordnet sind, lernen wir ein Lebenswerk kennen, dessen Inhalt zwar nicht von überwältigender Größe, aber von starkem seelischen und geistigen Gehalt ist. Wohl ist auch Waldmüller nicht immer den Gefahren des Genrebildes entronnen, aber sein Empfinden ist echt und wahr, seine Darstellungsweise auf ein großes Können gestützt, und in allem waltet jener gut geschulte Geschmack des alten Wien, der von aller Sensationssucht, aller Aufdringlichkeit, allem falschen Schein frei ist. Schon diese Abwesenheit der schlimmsten Fehler bedeutet einen großen Wert, der durch die Anwesenheit einer vornehmen Behäbigkeit, einer wohligen Lebenskunst und einer lichten Sinnenfreudigkeit noch außerordentlich gehoben wird. Das Buch verdient weite Verbreitung.

Auch als Konfirmationsgeschenk vielfach willkommen sein wird ein Lutherbuch aus dem Verlage M. Heinsius in Leipzig (8 M.): „Luther, wie er lebte und wirkte, für das deutsche Volk dargestellt in Bildern von Hugo L. Braune, mit begleitendem Text von Kirchenrat Hesse“. Zwanzig ganzseitige Bildertafeln, wozu noch eine große Zahl von Leisten kommt, begleiten Luthers ganzes Leben, so daß der aus den Bildern entwickelte Text mit diesen vereint eine eindringliche Beschreibung des Wirkens Luthers mit reichlichen Ausblicken auf die Zeitgeschichte bringt. Braunes Art wirkt beim ersten Blick etwas tüftelig für diesen Stoff, aber



seine hervorragende Fähigkeit der Raumbehandlung bringt doch Größe in die im Detail außerordentlich reichen Blätter.

Den Beschluß mache ein Buch, das wohl imstande ist, den uns arg verleideten Begriff der Prachtausgabe von Dichterwerken wieder zu Ehren zu bringen. Die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg bringt eine der besten Schwarzwalderzählungen von Heinr. Hansjakob: den „Vogt auf Mühlstein", in Verbindung mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Wilh. Hasemann (12 *M*). Diese Bilder sind in Landschaften und Figuren echter Schwarzwald. Das Beste von Benjamin Vautier ist in ihnen lebendig. So wird es manchem Freude bereiten, diese Perle Hansjakobscher Dichtung in einer so schönen Fassung sein eigen zu nennen.

St.



Ludwig Fahrenkrog

Von den Werken Ludwig Fahrenkrogs, von denen wir auch im vorliegenden Türmerhefte einige Proben bringen können, kommen jetzt in der Münchener Graphischen Gesellschaft Pick & Ko. sehr schöne Reproduktionen in Photogravüre und Kohledruck in den Handel. Bei der großen Schärfe des Zeichnerischen, der außerordentlichen Bedeutung aller Formgebung in Fahrenkrogs Kunst ist dieses treffliche Wiedergabeverfahren bei ihm besonders angebracht. Die Bilder erscheinen alle in verschiedenen Größen und kosten für das Blatt in Imperialgravüre 15 *M* (Kohledruck 12 *M*), Foliogravüre 4 *M* (bzw. 3 *M*), Estampegravüre 1 *M*. Zunächst sind sechs Blätter erschienen. „Ecce Homo" ist eine ältere Arbeit des Künstlers, der damals sich noch nicht zu seinem bartlosen Christustypus durchgearbeitet hatte. Doch liegt auch diesem Christus bereits die spätere Auffassung zugrunde. Vorzüglich ist die Charakteristik der Köpfe des Pilatus und der wilden Menge. Die Blätter „Predigt Christi" und „Die Seele Deines Kindes", wie hier das Blatt „Christus und das Kind" genannt wird, haben wir im Türmer in kleineren Reproduktionen gebracht. Bei beiden Blättern sind wir vielfach aus dem Leserkreis nach größeren Reproduktionen angefragt worden. Hier sind sie nun in Formaten dargeboten, in denen man die dazu vorzüglich geeigneten Blätter als Wandschmuck verwerten kann. — In denselben Kreis gehört „Die Versuchung", außerordentlich packend durch den Ausdruck des qualvollen Kämpfens in der Gestalt Christi und des sündhaft schönen Luzifers. Die symbolische Weltbedeutung des Einzelvorganges ist ohne alle Aufdringlichkeit gedankenreich gedeutet durch in Wolkendunst verschwimmende Gestaltungen, in denen sich die ewige Wiederholung der Versuchung, die an jeden zum Großen Berufenen herantritt, ausspricht. — Das Bild „Neues Leben" ist der Jubelhymnus des Menschen, dem die Verjüngung seines Seins in der Gestalt des Kindes in die Hand gegeben wird und damit die Möglichkeit, durch die Kraft der Erziehung und der Einwirkung auf die verjüngte Wiederholung des eigenen Fleisches und Blutes und des eigenen Geistes segnend und befruchtend einzuwirken. — Bleibt dann noch ein Bild leichteren Inhalts, das hier leider als „Sündenfall" bezeichnet wird. Das ist ein bedauerlicher Mißgriff. Bei dem außerordentlichen Ernst der Natur Fahrenkrogs führt eine derartige Bezeichnung in die Irre. Es ist nicht Humor, sondern ein Witz, wenn wir hier ein liebes kleines Mädel in einen Apfel beißen sehen. Es wäre sehr gut, wenn sich der Titelaufdruck bei der Auflage noch verändern ließe. Fahrenkrogs Humor ist so tief, daß er der kokettierenden Pointe nicht bedarf.





Georg Friedrich Händel

Zum 150. Todestag

Von

Dr. Karl Storck

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen": das Lebensheilswort aus Goethes „Faust" ist auch das tiefste Heilswort für die Kunst. „Erlösung" ist die höchste Aufgabe der Kunst; Erlösung für den Künstler, Erlösung für den Menschen, dem jener seine Gaben spendet; Erlösung von der Erde Kleinheit und Wirrnis; Erlösung aus dem eigenen Irren und Suchen; Erlösung endlich im Sinne von Auslösung des Besten in unserer eigenen Persönlichkeit. Alle große Kunst ist ein Kampf; ohne ihn wäre der Begriff Erlösung ja auch hinfällig. Ein Kampf, wie das Leben zum Großen hin ein Kampf ist; nur daß die Lockungen im Reiche der Kunst noch viel süßer und schmeichlerischer sind als im Leben, nur daß die Sünde, das Erliegen unter der Versuchung noch viel furchtbarer wirkt als im Leben. So leicht gelangt man dahin, in der Kunst nur Genuß zu sehen, Schmuck des Lebens, Verschönerung der Stunden, ohne Blick auf die Gesamtentwicklung des Daseins. Es sei ferne von uns, die zu verkleinern, die für eine Stunde unser Dasein zu verschönen vermögen, aber gerade wenn wir an edles Menschentum denken, wenn wir wieder an Faust denken, das Symbol des Hinaufmenschen, so klingt uns jenes Wort ins Ohr, mit dem dieser gewaltigste Streber sich vom Leben befriedigt erklären will in dem Augenblicke, zu dem er sagen kann: „V e r w e i l e doch, du bist so schön." Der starke Geist, der edle Sinn, das große Herz vermögen nur dann Befriedigung zu empfinden, wenn sie nicht für die Stunde gehoben, sondern für die D a u e r gefördert werden.

Bei keinem Künstler, selbst bei Goethe nicht, empfinde ich so die trostvolle Wahrheit jenes Wortes, das an der Spitze dieser Ausführungen steht, wie gerade bei Händel. Es ist wohl auch der einzige Fall in der ganzen Kunstgeschichte, daß

ein Künstler, dem eine Lebensdauer von über siebzig Jahren vergönnt war, der als Kind bereits wahre Schöpferkraft bekundete und dann durch ein ganzes Leben hindurch eine schier unbegreifliche schöpferische Fähigkeit bewahrte und gleichzeitig eine ungeheure Arbeit leistete, — ich sage: es ist der einzige Fall, daß gerade eine solche Natur im Greisenalter den Gipfel erklimmt, als G r e i s eigentlich erst die Erlösung für sich und die Welt in der Auslösung des Innersten und Reichsten seiner Persönlichkeit findet.

Die deutsche Geistesgeschichte erhält gleich der unseres kulturellen und politischen Gesamtlebens eines der merkwürdigsten Charaktermerkmale durch ihre Zwiefältigkeit. Z w i e f ä l t i g k e i t — in allen unglücklichen Stunden deutschen Lebens wird sie zur Z w i e s p ä l t i g k e i t — ist ja an sich Kennzeichen des deutschen Wesens, der deutschen Natur und sogar der deutschen Landschaft. Liebe zum Kleinen, Wichtignehmen der engsten Enge, Umfriedung des ganzen Seins auf der einen Seite; Wolkenflug, phantastische Gestaltung des sinnlich nie Erfaßten, Drang in schrankenlose Weite auf der anderen Seite. Diese Zwiefältigkeit deutschen Lebens hat in der deutschen Kunst ihren wunderbarsten und reichsten Ausdruck erhalten. Einmal in einzelnen Persönlichkeiten. Am charakteristischsten wohl, wenn auch nicht am schönsten bei Jean Paul, in dem das Schulmeisterlein neben dem Titan lebt. Am reichsten bei Dürer, der neben die kühnste Phantasiegestaltung von Ritter, Tod und Teufel die peinlichste Wirklichkeitszeichnung des abgehackten Flügels einer Nebelkrähe setzt. Am erschütterndsten bei jener großen Zahl von Sturm- und Drangnaturen, die es nicht vermochten, die beiden Welten getrennt zu halten, und sich nun zwischen ihnen hin und her gerissen fühlten, wie selbst der große Heinrich von Kleist. Und dann endlich die wunderbar harmonische Auslösung der beiden zur unvergleichlichen Einheit in Goethe. Daneben zeigt dann unsere Kunstgeschichte diese Zwiefältigkeit im gleichzeitigen Nebeneinander starker Persönlichkeiten: Böcklin—Leibl, Wagner—Brahms, Gottfried Keller—Konrad Ferdinand Meyer, Hebbel—Anzengruber, Goethe—Schiller, Herder—Lessing, Beethoven—Mozart, Bach—Händel. Man könnte die Zusammenstellung vielfach auch anders geben, könnte neben Böcklin Feuerbach stellen und hätte, wie bei Goethe und Schiller, neben dem Innerlichkeitsdramatiker den Theatraliker im guten Sinne des Wortes, und so bei allen, je nachdem man den Blick nach einer bestimmten Lebensrichtung hin einstellt.

Denn es ist ja das Wunderbare an der deutschen Kunst, daß sie nicht bloß künstlerische Aussprache, sondern Offenbarung von Menschentum ist. — — — —

Die Musikgeschichte hat von jeher Bach und Händel gerne nebeneinandergestellt. In dem Sinne, wie es gewöhnlich geschieht, halte ich diese Nebeneinanderstellung nicht für glücklich. Bach ist im Grunde ebenso eine Unvergleichlichkeit wie Goethe, und wenn man mit Recht Schiller neben Goethe stellen kann als für diesen Lebensabschnitt wertvollste Ergänzung zum Gesamtgehalt deutscher Art hin, so ist das zwischen Händel und Bach deshalb unmöglich, weil diese beiden Künstler keine Berührung hatten, auch künstlerisch wohl kaum, wenn auch sicher Bach von Händel mehr kennen gelernt hat, als umgekehrt. Es ist wohl auch kaum zu übersehen, daß Händel einer persönlichen Begegnung mit Bach ausgewichen ist, viel-

leicht aus dem Gefühl heraus, daß der wenige Wochen Jüngere trotz seiner äußeren Lebensenge viel weiter und tiefer gekommen war als Händel, der auf den Zinnen des Lebens stand.

Auch rein musikalisch sehe ich in Händel nicht die Ergänzung zu Bach, der eigentlich so universal ist, daß er, wie Goethe, die Welt gibt und innerlich keiner Ergänzung bedarf. Er bedarf höchstens der Ergänzung hinsichtlich der Betätigungsformen des Seins, so wie schließlich Goethe für das Theater nicht ausreicht. Bach hat gar keine Oper geschaffen, und die gesamte musikalische Produktion bedurfte in der Hinsicht wohl der Ergänzung, insofern das deutsche Wesen auch in dieser Kunstform seinen Ausdruck heischte, aber dann steht trotz seiner zahllosen Opern nicht Händel neben Bach, sondern Gluck. Ich halte es auch für unrecht, wenn man Händel auf die Höhe Bachs stellen wollte, wie es vor allem von früheren Musikhistorikern geschehen ist, wenn sie ihn nicht gar über Bach stellten. Wenn man Künstler nach dem einschätzen muß, was von ihrem Gesamtwerk dauernd lebendig bleibt, dann ist Bach überhaupt einzig dastehend in der Musik. Er scheint wie aus den Zeiten hinausgerückt und darum auch der Zeit nicht unterworfen, die sonst gerade der Musik so viel Gewalt antut und ihrer Wirkungsfähigkeit so enge Schranken zieht. Das gilt bis zu einem gewissen Grade sogar für die formale Seite in Bachs Werken, wo das merkwürdige Zusammentreffen, daß er die Stile, die grundsätzlich geschiedenen Ausdrucksformen zweier vollständig getrennter Musikauffassungen in sich vereinigt und beide einigt, so daß eine Musiksprache herausgekommen ist, die nun für sich steht, als eigentlich etwas aus dem allgemeinen Gange der Entwicklung Unmögliches und deshalb auch den Bedingungen dieser Entwicklung nicht Unterworfenes. Bach ist, wie Goethe, eine Persönlichkeit, in der spätere Menschen ganz unterzutauchen vermögen, weil ihnen das Schaffen dieses Menschen die ganze Welt darstellen kann, und zwar eine so weite Welt, wie nur die begnadetsten Geister sie sich zu erobern vermögen. Händel ist, damit verglichen, ebenso wie Schiller, durch eine Einseitigkeit so ungeheuer groß, von unvergleichlichem Werte für bestimmte Momente und Stimmungen des Lebens, aber nicht von lebenausfüllender Kraft.

Und doch drängt sich einem, wenn man an Bach denkt, der Name Händel unwillkürlich auf, und man behält, trotz aller Erkenntnis der weltumfassenden Kunst Bachs, das Gefühl einer wertvollen Ergänzung. Es wird einem dabei nur nach genauer Nachprüfung dieses Gefühls klar, daß es seinen Ursprung nicht im eigentlich Künstlerischen, sondern im allgemein Menschlichen hat. Händel ist einerseits als Mensch die unbedingt notwendige Ergänzung Bachs zum großen deutschen Gesamtwesen, und darüber hinaus auch für das Verhältnis vom Künstler zum Menschsein. Als Mensch, weil er da die Weite gegenüber der Enge darstellt, den Eroberer der Menschheit, den Ausstrahler seines Seins über die Gesamtheit hin, mit einem Worte: den Universalmenschen gegenüber dem Menschen der Einsamkeit, des Ganz-in-sich-Stehens, Sich-Abschließens. In Künstlererscheinungen wie Händel und, wenn auch in geringerem Maße, Schiller offenbart sich für eine Zeit, in der der Tatendrang, das Siegfriedhafte des deutschen Wesens keine Betätigungsgelegenheit fand, dieselbe Naturanlage wie in Bismarck. Bach seiner-

seits ist dagegen die reinste Verkörperung des deutschen Eigenbrötlertums. Das geht eigentlich noch über die mittelalterlichen Mystiker; denn diese suchten die Erlösung von der Welt durch die Versenkung in die Gottheit; ein Bach verarbeitet das alles in der eigenen Brust. Das einzige Mittel, das er dazu braucht, ist seine Kunst. Er braucht kein Lehren, keine Betätigung nach außen, keine Aufführungsmöglichkeit für seine Werke, alles das, was unter den Begriff „Wirkung auf die Welt" fällt, ist bei Bach gleichgültig. Er braucht nur sein Schaffen. Und in diesem Schaffen gibt er die ganze Welt in der Spiegelung seines Innenlebens. Alles, was Problem ist, ruht ja als Keim in jeder Menschenseele, der Mikrokosmos gegenüber dem Makrokosmos. Und da die Musik gerade befreit ist von alledem, was im weitesten Sinne materielle Gestaltung des Lebens ist, ist sie vor allem imstande, jenem Menschen vollkommenen Ausdruck seines Seins gewähren zu können, der nicht durch das Erleben in der Welt die Probleme erfaßt, sondern durch das Erleben in sich selbst.

Händel ist die ganz entgegengesetzte Natur. Für ihn ist Erleben Aufnahme der ganzen Umwelt in sich hinein; die Erkenntnis und das Miterleben der Erscheinungen der Welt sind für ihn Notwendigkeit, und darum strahlt alles, was er schafft, sofort auf diese Welt zurück. Er braucht die Welt für sein Schaffen, und es gibt bei ihm keine Heimlichkeiten dieses Schaffens. Wie Wagner, wie Schiller ist er eine „exklamative" Natur, um diese Selbstcharakteristik Wagners aufzunehmen. Er schafft sich nicht „frei" im Goetheschen Sinne und in der Bachschen Art, aus rein persönlicher Not; sondern er schafft für die Menschheit mit der bewußten Absicht des Wirkens auf diese Menschheit. Darum konnte bei Händel auch nicht, wie bei Bach, der ganze Mensch im Künstler aufgehen, sondern der Künstler im Menschen. Der Künstler Händel steht im Dienste des Tätigkeitsmenschen, die Kunst ist ihm das Mittel der Betätigung für die Welt, zur Eroberung und Beherrschung dieser Welt. Einem Bach war es im Grunde ganz gleichgültig, wie sich die Welt zu seiner Kunst stellte. Für wenigstens neun Zehntel seiner Werke hat er niemals die Wirkung auf die Menschheit erprobt, was ihn aber keinen Augenblick in der steten Neuschöpfung von Werken behinderte. Händels ganzes Schaffen dagegen wird geleitet durch die Bedürfnisse der Welt, die er aufgreift, um durch ihre Befriedigung die Welt zu beherrschen.

Solche Naturen wie Händel bekommen die Gesetze ihrer Entwicklung nicht von der Kunst, sondern vom Leben. Derartige Menschen wollen im täglichen Leben stehen und an diesem mitwirken. Und wenn sie als solches Wirkungsmittel in diesem Leben eine Kunst besitzen, so werden sie diese Kunst dort ergreifen, wo sie im Leben steht, und werden sie deshalb auch so ergreifen, wie sie im Leben steht. Ein derartiger Künstler wird also die öffentlichen Formen seiner Kunst aufnehmen und in ihnen sein Bestes zu geben suchen. Er ist Realpolitiker der Kunst, arbeitet mit den gegebenen Werten; er ist nicht Idealist, der eine ganz neue Kunst schafft, für die dann die Welt erst gewonnen werden muß. Aus der Perspektive des Lebens angesehen auf die Bedeutung für die Welt hin, die doch für den Menschen als Organismus immer darin liegt, wie er während seines Lebens wirkt, ist ein derartiger Künstler der große Kämpfer,

der stets auf dem Posten ist, der Mann der Zeit, der Führer für seine Zeitgenossen oder auch ihr Tyrann. Aus diesem Gesichtspunkt heraus kann er auch in allen jenen Dingen auf dem rechten Wege gewesen sein, wo er vom Ewigkeitsstandpunkt der Kunst aus stets geirrt hat. Denn diese Einschätzung des Kunstwerkes als Kunstwerk ist losgelöst von der Zeit, in der es entstanden ist, für die es geschaffen ist; ja streng genommen ist ja Kunst nicht für eine bestimmte Zeit, auch gar nicht für bestimmte Menschen geschaffen, sondern sie ist geschaffen, weil sie geschaffen werden mußte aus den inneren Lebensnotwendigkeiten eines einzelnen heraus. Goethe hat seine Werke nicht geschaffen, um die Welt zu führen, um sie besser zu machen oder für irgendwelche Ideen zu gewinnen, sondern, wie er selbst sagt, um sich freizudichten. So trägt die Kunst Ideale in sich, die unabhängig sind von der Welt und ihren Geschehnissen, und die ungeheure Wirkungskraft wie die Dauer der so entstandenen Kunst liegt gerade darin, daß sie eigentlich außerhalb der Zeiten steht, daß sie für sich emporgewachsen und ohne irgendeinen Zweck ist; deshalb ewig als ein Ganzes, in sich Stehendes, von nichts Äußerem Bedingtes stehen bleibt, zu dem nun zu allen Zeiten, an allen Orten Menschen von sich aus wieder den Weg finden. Ein solcher Künstler ist Bach. Und auch hierin ist, wenigstens für den größeren Teil seines Schaffens, Händel sein Widerpart.

Der größte Teil von Händels Schaffen ist heute tot und nicht mehr zum Leben zu wecken, trotzdem oder vielleicht weil zur Zeit ihrer Entstehung diese Werke von höchster Wirkungskraft waren und einen Mittelpunkt, ja die Höhe der betreffenden Kunstgattung darstellten. Aber für uns ist diese Kunstgattung eben selber unmöglich geworden, und sie ist in unseren Augen ein Irrtum, der dadurch nicht annehmbar wird, daß er im einzelnen so schön umkleidet, so eindrucksvoll vorgetragen wird. Durch mehr als dreißig Jahre hindurch hat Händel seine unvergleichliche Arbeitskraft ganz in den Dienst der italienischen Oper gestellt; mit dieser sind seine Werke versunken und unlebensfähig geworden. Die Natur Händels war so außerordentlich dramatisch, sein Lebensgang hat ihn überdies in die Heimat eines Shakespeare geführt, so daß man nicht annehmen kann, daß Händel die innere Unmöglichkeit, die im Kern unsittliche Grundlage, auf der die virtuosen Formen der italienischen Oper aufgebaut waren, nicht erkannt haben sollte. Man kann auch nicht sagen, Händel habe sich eben dieser Opernform zugewendet, weil keine andere da war: er hätte ja mit seiner ungeheuren schöpferischen Kraft wohl selbst die Fähigkeit besessen, das Reformationswerk ins Werk zu setzen, das der künstlerisch weit schwächere Gluck durchgeführt hat. Abgesehen davon ist es ja keine Notwendigkeit, daß man Opern komponiert; und Bach hat, trotz der außerordentlich starken dramatischen Veranlagung, die in ihm lag, auf das Theater verzichtet. Nein, man darf sich darüber keinen Augenblick im Zweifel sein: wenn Händel in dieser Weise an der italienischen Opernform festhielt, so geschah es, weil sie jene musikalische Ausdrucksform war, die am stärksten auf seine Zeitgenossen einwirkte. Die italienische Oper als Gattung beherrschte die ganze Welt. Wenn er die italienische Oper beherrschte, so war er der Weltbeherrscher. Und Händel hat sich mit dieser italienischen Oper nicht nur künstlerisch, sondern auch geschäftlich aufs innigste verbunden. Für ihn war eine wesentliche Forderung, daß ihm seine Kunst nicht

nur Ehren, sondern auch Gewinn einbrachte. Er ist vielleicht der glänzendste Grandseigneur der Kunst, eigentlich in seinem Wesen der einzige Volltypus des Renaissanceherrschers im Bereiche der Musik, der auch menschlich von wahrem Herrschergefühl beseelt war, wenn er an seinem Dirigentenpult stand oder für sein bzw. das von ihm künstlerisch geleitete Theater mit riesigen Mitteln die bedeutendsten Sänger der Welt anwarb. Und er machte sich nicht nur die Modegattung, sondern auch die Modenarrheiten in ihr zu Diensten, — um zu herrschen.

Ja, er machte sie sich zu Diensten, aber er diente ihnen nicht! Und hierin liegt der Grund für die enzig dastehende Tatsache, daß Händel in einem Alter, in dem selbst bei einem Goethe die dichterische Schöpferkraft nachließ, imstande war, eine ganz neuartige, die seinem innersten Wesen entsprechende Kunstform zu gestalten und in dieser ewig unvergängliche Werke zu schaffen.

Händel hat, wenn er sich so lange in den Dienst der italienischen Oper stellte, geirrt, aber nicht betrogen. Daß das möglich war, daß ein so vorsichtiger Geist sich so irren konnte, beruht auf dem oben geschilderten Verhältnis des Menschen in Händel zum Künstler, beruht darauf, daß für Händel Lebensnotwendigkeit war, auf die Menschheit zu wirken in breitester Öffentlichkeit, auf das ganze Volk, ein Herrscher zu sein. Solche Tatmenschen sind realpolitische Naturen. Wenn die Kunst für sie das Mittel der Lebensbetätigung wird, so sind sie durch die innerste Notwendigkeit ihrer Natur auf jene Gattung der Kunst eingestellt, die diese Öffentlichkeitswirkung auf die betreffende Zeit gewährleistet. Und Händel hat die Gattung der italienischen Oper preisgegeben, das dürfen wir auf keinen Fall übersehen, nicht weil er persönliche Mißerfolge in dieser Gattung gehabt hat, sondern weil alle mit ihr verknüpften Unternehmungen in London gescheitert waren, so daß sich Händel sagen mußte: Die Zeit dieser Gattung ist vorbei, sie wirkt eben nicht mehr auf das Volk. Er hat dann noch als tapferer Kämpfer den Rückzug verteidigt und hat als stolzer Besiegter den Kampfplatz so verlassen, daß trotz seines pekuniären und gesundheitlichen und doch auch halb geistigen Ruins keinem der Gedanke kommen durfte, daß er nicht imstande gewesen wäre, weiterzukämpfen, wenn er gewollt hätte.

In wunderbar kurzer Zeit genesen, trat er dann wieder auf den Kampfplatz der öffentlichen Kunstwirksamkeit. Jetzt führte er ganz andere Waffen, völlig neue Kräfte ins Feld. Mit ihnen hat er dauernd gesiegt. In diesem Sinne bewährte sich an ihm das Goethesche Wort vom Erlöstwerden des immer ehrlich Strebenden.

* * *

Für dieses Strebend-sich-Bemühen bietet Händels Leben ein wundervolles Beispiel. Trotzdem er sein ganzes riesenhaftes Schaffen in den Dienst der Öffentlichkeitswirkung stellte, verliert man doch nie das Gefühl, bestätigen seine Werke auf jeder Seite, daß er die ungeheure Machtstellung, die ihm sein Erfolg verliehen hat, niemals mißbraucht hat zum Schaden der Kunst. Es blieb dauernd sein Streben, das denkbar Beste zu schaffen. Seine ganze Natur ruhte nicht eher, bevor er nicht den größten und gewaltigsten Ausdruck für seine Absicht gefunden. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß er gewisse Motive, ja ganze Arienformen

und Melodiegänge immer und immer wieder aufnahm. Aber jedes neue Aufnehmen ist nicht Wiederholung, sondern Verstärkung, es ist, als könne er, dem die Gedanken in unendlicher Masse zuströmen, es nicht vertragen, daß einer der einmal hingestellten Gedanken nicht in seiner vollen Tiefe und Kraft ausgenutzt sei. So hat Händel, dem Gebrauch seiner Zeit folgend, ruhig melodische Erfindungen anderer Komponisten in seinen Werken aufgenommen. Daß das Not an Erfindungskraft gewesen sei, hat noch niemand zu behaupten gewagt, der die unerschöpfliche Erfindungskraft dieses Mannes erkannt hat. Er hat ja auch nie das Betreffende so übernommen, wie es da war, sondern nur als Material, als ein für diesen Punkt in seinen Werken großartig geeignetes Material, bei dem er nun zeigte, was sich damit machen ließ.

Sein stetes Strebend-sich-Bemühen offenbarte sich ferner darin, daß es für ihn kein Rasten, kein Genießen im Erreichten gab. Mit Geldgewinnsucht und dergleichen hat das gar nichts zu tun. Es ist ausschließlich das Bemühen, immer Besseres und Größeres zu schaffen, das innere Bedürfnis, stets im Vordertreffen des Kampfes zu stehen. Das war keine Eitelkeit, sondern Verantwortungsgefühl, die Pflicht, die ihm seine ungeheure Kraft auferlegte. Wie oft hätte er ruhen, auf Lorbeeren ausruhen können!

Am 23. Februar 1685 war er geboren. Im Kinde offenbaren sich schon die glänzendsten Fähigkeiten für Musik, bei aller Welt finden diese Fähigkeiten Anerkennung; nur der bei der Geburt des Knaben bereits im Greisenalter stehende Vater, bei dem die Stärke der Willenskraft und Charakterfestigkeit schon zur Halsstarrigkeit geworden war, ist auch durch die glänzendsten Anerbietungen regierender Fürsten nicht zu bestimmen, seinen Sohn die Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen. Trotz der Lockungen, die so die Welt ihm bot, bleibt der Junge seinem Vater treu. Und als der Tod den Erzeuger wegruft, erfüllt der Sohn doch den väterlichen Willen und ergreift das Studium der Rechte, bis der Beruf zum Musiker so überzeugend sich offenbart, daß es Bosheit gewesen wäre, ihm nicht zu folgen. Der siebzehnjährige Jüngling besaß bereits eine Stellung in Halle, und er hätte hier zweifellos als Organist und Kantor ein befriedetes Dasein gefunden.

Aber alles, was er jemals erreicht hatte, galt ihm nichts, sondern nur das, was noch zu erreichen war. So ist er schon 1703 in Hamburg, der einzigen deutschen Stadt, die eine deutsche Oper besaß. Er erklärte eigentlich den Leuten von vornherein, daß er nur gekommen sei, um zu lernen. Mit zwanzig Jahren ist er der anerkannte Meister in der Hansastadt, deren reichem Wohlleben so glänzende Talente wie Keiser erlagen. Händel genoß mit wie nur einer. Er ist zeitlebens auch im Leben eine Kraftnatur gewesen. Aber tiefer berührte ihn nichts als sein Streben nach dem hohen Ziel. Er lernte alles. Er hat unten im Orchester gesessen als Spieler, wurde Dirigent und Komponist. Er gewann Erfolge, wie sie keinem der andern, altbewährten Meister in der Hansastadt beschieden gewesen waren. Trotzdem, in dem Augenblick, in dem er das Gefühl hat, alles sich zu eigen gemacht zu haben, was Hamburg ihm künstlerisch bieten kann, besinnt er sich keinen Augenblick, den sichern Besitz preiszugeben, und zieht nach Italien.

Sein Weg hier ist Sieg und Triumph. Und Sieger zu sein hier, im geprie-

senen Lande der Musik, von dem aus die damalige Welt musikalisch erobert wurde, mußte doch selbst dem ehrgeizigsten Geiste genügen. Aber Händel war eben nicht ehrgeizig im gewöhnlichen Sinne, sondern Streber nach dem Höchsten. Genau so gut, wie er sich vorher die ganze Art der Hamburger Oper zu eigen gemacht hatte, wurde er hier vollkommener Italiener. Er nahm nur, was er brauchen konnte, was ihm zweckdienlich schien; er bleibt eben in jedem Dinge Herrscher, wird niemals Diener — allerdings auch nie Diener seiner Kunst, sondern immer Herrscher durch sie. Man kann deutlich fühlen, was Händel von seinem achtzehnten Jahre ab bis ans Lebensende als Ziel vorgeschwebt hat: es war keineswegs, der erste Opernkomponist der Welt zu werden, sondern in der Musik sich die Mittel zu schaffen, das ungeheuer Große und Monumentale, das in ihm lebte, mit einer unwiderstehlichen Ausdruckskraft verkünden zu können.

Händel ist zweifellos neben Michelangelo die monumentalste Künstlernatur aller Zeiten, ein Künstler, der im Kleinsten noch den Geist des Großen verspürt, dem alles Kleine, Zierliche, Feine, und sei es an sich noch so schön und noch so reich, nur dadurch wertvoll wurde, daß es zur Bereicherung eines großen, umfassenden Gedankens, zu dessen überzeugenderem und hinreißenderem Ausdruck diente. Stück für Stück gewinnt er sich derartig alles. Gegenüber der neuen Erscheinung ist er immer der bescheiden Lernende. Er eignet sich das an, was er noch nicht kann. Dann, im Besitz der Mittel, durchdringt er sie, um zu erkennen, wofür sie zu brauchen sind. So wird ihm immer wieder, was den anderen Endzweck ist, bloß Mittel zu einem größeren.

Da ist die ganze wunderbare Gesangskunst der damaligen Italiener. Einmal die Fähigkeit, den Ton an sich in einer schier unbegrenzten Fülle an- und abschwellen zu lassen, also diesen Ton an sich so ausdrucksvoll zu machen, wie es nur in dem Material dieses Tones möglich ist; dann die Fähigkeit einer schier unbegrenzten Geläufigkeit, d. i. Fähigkeit der Ausschmückung, der charaktervollen Umspielung, der unerschöpflichen Abwechselung! Die ganze italienische Oper jener Zeit ist so dem Staunen über diese Schönheit hingegeben, daß dieses Können Zweck wird. Bei Händel aber ist das alles nur ein Mittel, um den Wahrheitsausdruck des dramatischen Inhalts seiner Werke zu steigern.

In derselben Weise ergreift Händel das Orchester der italienischen Oper. Er übernimmt es so, wie er es vorfindet; es war nicht mehr die Stufe, auf die es der erste große Orchesterkünstler Monteverdi in seinem „Orpheo" gesetzt hatte, vielmehr hatte die große Entwicklung der Gesangskunst auf die Instrumentalmusik eingewirkt. Während Monteverdi nach einer möglichst mannigfaltigen Besetzung gestrebt hatte, wodurch ihm reicher Farbenwechsel, den er zur Charakterisierung verwertete, ermöglicht war, hatte sich allmählich die Benutzung des Streicherchors als Mittelpunkt herausgebildet und, entsprechend dem Geist der Renaissance nach individueller Betätigung, das Streben, das einzelne Instrument solistisch hervortreten zu lassen. Es entwickelte sich dadurch jene für lange Zeit charakteristische Form des Concertino, wo eine oder zwei Sologeigen mit Violoncello als selb-

ständige solistische Gruppe dem Grosso des übrigen Orchesters gegenübertreten. Händel übernimmt also dieses Orchester. Da es ihm aber auf die Wahrheit des Ausdrucks des ihm vorliegenden Textes ankommt — er ist deshalb, genau wie Mozart, von der Qualität des ihm zur Verfügung stehenden Textbuches abhängig —, genügt es ihm nicht, diesem Orchester die Aufgabe der Begleitung zuzuweisen. Er erkennt im Orchester wieder die ungeheure Fähigkeit der Charakterisierung; zunächst, wie es diese Gruppierung des damaligen italienischen Orchesters mit sich brachte, nur in linearer Hinsicht, also als Mittel, in die Melodiebildung einzugreifen, sich mit der Gesangstimme eng zu verschmelzen, sie zu bereichern; dann aber erkennt er auch in immer steigendem Maße die Bedeutung der Farbe des Tons. Das Orchester wird bei ihm Malerei, und zwar in so hohem Maße, daß aus dem Reichtum der Palette heraus, die ihm dieses Orchester in die Hand gibt, vielfach der ganze musikalische Gedanke erst entsteht, so daß also die Fülle der Mittel ihn anregt, eine besondere Form des Ausdrucks zu finden. Der „Gelegenheits“künstler im Sinne Goethes zeigt sich hier; freilich ganz ins Musikalische übertragen.

Das alles kommt nun keineswegs auf einmal. Gerade darin offenbart sich dieses niemals lässige Streben, daß Händel stets vervollkommnet, immer bereichert, alles, was ein anderer findet, soweit es in sein Kunstwerk hineinpaßt, aufnimmt und verarbeitet. In unserer Zeit war Verdi in der Hinsicht eine ähnliche Natur. In dieser Möglichkeit, stets Neues zu finden und zu erfinden, liegt auch eine Erklärung dafür, daß Händel sich in dieser an sich verwerflichen Gattung der italienischen Oper so lange wohlgefühlt hat.

Nichts hat Händel ferner gelegen, als sich damit zu begnügen, ein gefeierter Maestro zu sein. Schon 1709 reißt er sich von den italienischen Triumphen los und geht nach dem kleinen Hannover, hauptsächlich weil er hier in der Nähe Steffanis war, des glänzendsten Meisters des italienischen Kammergesangs, von dem er lernen wollte. Und dann führte ihn der Weg nach England. Hier, im germanischen Lande, konnte seine deutsche Kunst heimisch werden. Anderseits war in England die italienische Oper um so mehr zur Herrschaft berufen, als ein eigenes nationales musikdramatisches Schaffen sich ihr nicht entgegenstellte. Die Londoner Oper war wohl die beste italienische Oper der damaligen Welt. Trotzdem kam sie immer wieder zu wirtschaftlichem Ruin. Die Pausen zwischen dem Bestehen zweier derartiger Unternehmungen füllte Händel aus, indem er musikalisch lernte, was er in England lernen konnte. Das war vor allem Kirchenmusik mit Verwendung großer Chormassen. Was er auf diesem Gebiete zum Teil bereits 1717—20 schuf, ist für ihn die unmittelbare Vorbereitung seiner späteren Oratorienkomposition.

Im Sommer 1737 war Händel ein ruinierter Mann. Geschäftlich, das mußte er einsehen, ließ sich jetzt eine italienische Oper nicht mehr halten. Aber infolge der ungeheuren Anstrengung, die er sich zuvor zur Erhaltung seines Opernunternehmens auferlegt hatte, waren auch seine geistigen und körperlichen Kräfte verbraucht. Ein Schlagfluß, der ihn körperlich lähmte und zeitweilig sogar geistig störte, vollendete den Ruin. Händel war damals zweiundfünfzig Jahre alt und blickte auf ein mehr als dreißigjähriges Schaffen mit der italienischen Oper als

Hauptinhalt zurück. Und nun mußte er sich sagen, daß er am Ende stand mit all dem, was er bisher geleistet hatte. Es ist ein einzig dastehendes Beispiel von Heldentum, daß durch so furchtbare Erfahrungen dieser Mann nicht vernichtet wird. Er nimmt sich nicht viel Zeit zur Erholung. Mit unerhörten Gewaltkuren bringt er seinen Körper wieder in Ordnung.

Im Juni 1737 war Händel als schwerkranker Mann nach Aachen gekommen; im November stand er wieder gesund in London. 1738 sind dann zwei so ungeheure Werke wie der „Saul" und „Israel in Ägypten" entstanden.

Auch bei der Gestaltung seines Oratoriums sehen wir bei Händel die doppelte Eigenschaft, aus allem, was ihm geboten wird, oder was das Leben ihm zuträgt, das für ein bestimmtes Ziel Wertvolle herauszugreifen und dann das aufgegriffene Problem stetig zu vertiefen. Da Händel nicht zu den Schriftstellern unter den Musikern gehört, wie sonst alle, die als Reformatoren auftraten, kommt man leicht auf den Gedanken, daß er sich bei seinem Schaffen lediglich von der musikalischen Schöpferlust und nicht von weitergreifenden kulturpolitischen Absichten habe leiten lassen. Das ist aber zweifellos falsch. Gerade weil Händel immer im Zusammenhang mit dem Leben schuf und mit der ausgesprochenen Absicht, wirksam in dieses tatsächliche Leben einzugreifen, war er sicher ein denkender Künstler, ein bewußt schaffender. Sein Oratorium ist eine reformatorische Tat.

Daran ändert die Tatsache nichts, daß er schon vorher, als der Schwerpunkt seines Schaffens in der italienischen Oper lag, Oratorien geschaffen hatte. Eins davon entsteht in seiner Jugendzeit in Italien. Dann hat er 1720 in jener ersten größeren Pause, die der Zusammenbruch der italienischen Opernunternehmungen in sein Opernschaffen gebracht hatte, zwei Oratorien geschrieben, ein biblisches, „Esther", und ein mythologisch-klassisches, „Azis und Galathea". Bedeutungsvoll ist dabei, daß er die Anregung zu diesen Werken aus jenen Kreisen englischer Musikliebhaber empfangen hatte, die nach einer nationalen Musik strebten. Trotzdem unterscheiden sich diese Werke im Grunde nicht wesentlich von den damals üblichen italienischen, sind auch in italienischer Sprache geschrieben. Sie waren eigentlich weiter nichts als „geistliche Opern" oder Pastoralopern mit einiger Verschiebung des musikalischen Schwergewichts, weil hier eine stärkere Beteiligung des Chors möglich war als bei der gewöhnlichen Form der italienischen Oper.

Händel hat also beim Schaffen dieser Werke natürlich ihre dramatische Aufführung vor Augen gehabt. Da erhob 1731 bei einer Aufführung der „Esther" der Bischof von London Einspruch gegen die dramatische Aktion eines biblischen Stoffes. Das Werk kam also ohne Schauspielerei zur Aufführung, man hatte nur einen szenischen Stimmungsrahmen und allenfalls die dem Stoff entsprechende Kostümierung der Mitwirkenden gegeben. Sofort erkannte der Meister die außerordentlichen Vorteile, die diese Loslösung von den Bedingungen der Bühne barg. Was Einengung sein sollte, wurde Vorzug; er wurde musikalisch frei.

Für die Oper ist Händel nie auf den Gedanken einer anderen Reform gekommen; wir dürfen nämlich seine weltlichen Oratorien, wie er sie auch später noch geschaffen hat, als Opern ohne schauspielerische Aktion

bezeichnen. Das ist gewiß eine Zwittergattung; aber man darf gerade bei Händel nicht vergessen, daß die von ihm so behandelten weltlichen Stoffe der Heroen- und Mythengeschichte unzählige Male bereits in Opern behandelt worden waren; daß überhaupt das gespielte Drama in der ganzen alten italienischen Opera seria keine Bedeutung hatte. Er gab also auf diese Weise den geringen Reiz, den die Darstellung dieser aller Welt längst bekannten und vertrauten Vorgänge ausüben konnte, preis, um dafür die völlige Freiheit im Musikalischen einzutauschen.

Diese „Opernreform" — wir wollen einmal den Ausdruck beibehalten — hat natürlich niemals für die Entwicklung des musikalischen Dramas von Bedeutung werden können, da sie ja mit einem Verzicht aufs Dramatische verbunden war. Sie bedeutet vielmehr den letzten Schritt in jener Richtung, der die dramatische Dichtung in der Oper nur eine Gelegenheit zur Anbringung von Musik war. Vom dramatischen Standpunkt und auch natürlich vom musikdramatischen ist diese Gattung zweifellos verwerflich; vom musikalischen Standpunkt ist sie dagegen außerordentlich wertvoll. Sie stellt hier die denkbar höchste Ausbildung der Liedform dar. Wenn wir uns in das Verhältnis der Ballade zum lyrischen Gedicht denken, stehen wir auf dem Wege, der zu dieser Art von Oper führt. Die Ballade bringt Erzählung und im Munde des Erzählers Worte und Rede verschiedener imaginärer Personen. Dieses weltliche Oratorium stellt diese Personen als Individuen hin und neben sie die Welt, die Menschheit in der Gestalt des Chors. Wir erleben einen Vorgang hier geistig mit, indem wir die Art, wie diese Einzelmenschen und die Gesamtheit die Ereignisse empfinden und über sie denken, erfahren. Wir wohnen nicht den Ereignissen bei, sondern erhalten deren Widerspiegelung in der Seele der dabei Beteiligten. Das ist zweifellos eine musikalisch außerordentlich dankbare Gattung, und auch gegen die Sonderstellung dieser Gattung im gesamten Kunstgebiete läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden. Händel hat diese Gattung des weltlichen Oratoriums nicht zur Höhe geführt, dazu war er doch zu lange Theatraliker der Oper gewesen, und es lag ihm jetzt an dieser Gattung nicht so viel. Er hat die dichterische Seite dabei nicht weiter durchdacht und jedenfalls nicht auf die Textdichter einen größeren Einfluß zu gewinnen versucht; aber ein Oratorium wie Haydns „Jahreszeiten" ist bei ihm doch schon im Kern vorbereitet, und vor allem ließe diese Gattung noch einen glänzenden Ausbau zu. Bekanntlich hat man diesen Ausbau auch versucht, vor allem Karl Löwe in seinen weltlichen Oratorien. Aber die Späteren sind dem Fehler verfallen, daß sie vor allem auch musikalisch wieder an die Oper heranrückten, statt sich noch viel bewußter von ihr zu trennen.

Es ließe sich hier eine Kunstgattung schaffen, die man als musikalisches Epos bezeichnen könnte, eine Rhapsodie größten Stils. Und ich meine, diese Gattung tut uns dringend not. Sie wäre vor allen Dingen berufen, die Geschichte für das künstlerische Volksleben lebendig zu machen, die ungeheuren Erziehungswerte, die die Geschichte birgt, für unser Volksbewußtsein zu schöpferischen Lebenswerten dadurch zu gestalten, daß sie durch die künstlerische Form zu stärkster Eindringlichkeit erhoben würden. Die geschichtliche Oper bleibt ein Unfug. Das Singen dieser Helden und Personen der Weltgeschichte ist an sich ein



Schlag ins Gesicht realistischer Wahrheit, die gerade gegenüber dem geschichtlichen Stoffe sich als notwendig für unser Gefühl aufdrängt. Auch das geschichtliche Drama leidet ja für unser heutiges Empfinden an diesem Zwiespalt, und wir erhalten bei allen großen Werken, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, seelische Dramen einer geschichtlichen Persönlichkeit, nicht aber das Drama der Geschichte des Volkes, das sie erlebt. Man sollte doch darüber stutzig werden, daß das, was in Shakespeares Historien für uns wirklich lebendig ist, die einzelnen ungeheuren Charaktergestalten sind, daß das Historische in „Richard III." uns völlig gleichgültig läßt, daß die Gestalt Falstaffs uns tausendmal mehr fesselt als die gesamten geschichtlichen Vorgänge, die in den Dramen behandelt werden, in denen er auftritt. Das einzige Drama, das man entgegenhalten könnte, ist Schillers „Tell". Und es ist sehr bezeichnend, daß dieser Tell selbst nicht historisch ist, daß er im Grunde nichts anderes ist als die Sagenstoffe, die ein Richard Wagner sich erkor: die Verkörperung nämlich des Empfindens und Denkens eines Volkes.

Aber davon abgesehen, ob wir wahrhaft geschichtliche Dramen bekommen können oder nicht, gibt es sicherlich nur ganz wenige geschichtliche Stoffe, die die Vorbedingungen für die dramatische Lebendigmachung auf der Bühne in sich tragen. Man denke nur an Gobineaus „Renaissance", die trotz allem, was man sagen mag, niemals ein Bühnenwerk ist. Und trotz der unzähligen Bemühungen ist es bis heute noch nicht gelungen, uns ein wirkliches Renaissancedrama zu geben; wohlverstanden nicht das Drama eines echten Renaissancemenschen, sondern dieser Menschheitsbewegung.

Hier könnte dieses weltliche Oratorium einrücken, losgelöst von den Bedingungen der Bühne und der Spielfähigkeit. Die Musik bietet in der Gestalt der Chorkomposition die Möglichkeit, die Welt, das Volk, die Menschheit zum Träger des Ganzen zu machen. Erzähler und Einzelmensch vermögen in jeder beliebigen Zusammenstellung vor uns hinzutreten. Derartig innerlich dramatische Werke werden durch die musikalische Behandlung losgelöst aus dem Sarge der Buchdramatik. Die Musik ist das Mittel, das uns Bühne und Spiel ersetzt. Ihre gerade Einwirkung auf das seelische Empfinden macht sie zur ausgesprochenen Phantasiekunst auch für den Hörer, dessen Phantasie in so starke Tätigkeit versetzt wird, daß ihm das seelische Miterleben dieser Vorgänge dazu verhilft, sie sinnlich sich vorstellen zu können und ihren geistigen Gehalt auch in sich aufzunehmen.

Ich habe oben gesagt, daß Händel das weltliche Oratorium nicht so weit geführt hat; aber die Gattung hat er uns doch geschaffen durch seine biblischen Oratorien. Ich brauche nur an „Israel in Ägypten" zu erinnern. Hier fehlt alles, was an einen dramatischen Helden im gewöhnlichen Sinne erinnert. Der Held ist ausschließlich das Volk, und was an Einzelpersonen auftritt, sind Stimmen aus dem Volke. Mit unwiderstehlicher Eindringlichkeit wird uns das Erleben eines Volkes dargestellt; wir erleben seine Schicksale mit, wir sehen sein Tun; wir erhalten Geschichte in der großartigsten und lebendigsten Weise. Gegenüber einem so wirklich dastehenden Kunstwerke haben doch theoretische Auslassungen, ob die Gattung an sich verwerflich oder unlebensfähig sei, keinerlei Bedeutung. Es ist einfach lächerlich, über die Lebensfähigkeit und Daseinsberechti-

gung einer Kunstform zu streiten, wenn ein in ihr gestaltetes Werk nach 170 Jahren noch derartig von Leben strotzt.

Die anderen alttestamentarischen Oratorien Händels zeigen, daß dieselbe Behandlungsart auch dann möglich ist, wenn der Einzelmensch als Träger der Handlung mehr hervortritt. Gewiß trifft es zu, daß dieser alttestamentarische Held kein Held in unserem Sinne ist, weil er immer Werkzeug in der Hand des über dem Ganzen thronenden Gottes ist und nicht eigentlich Vollbringer des eigenen Wollens und Denkens. Der alttestamentarische Held ist eben darum kein „dramatischer“ Held, weil er nicht gegenüber Gott und der Welt die Verantwortung für sein Tun trägt, weil er nicht als Einzelindividuum gegen die Welt steht, sondern immer nur die höchste Spitze in der Gesamtmasse Volk darstellt. Es zeugt also von dem außerordentlich scharfen Instinkte Händels, daß er sich gerade diese alttestamentarischen Helden für seine Oratorien erkor, so gewiß die Wahl zunächst einfach aus der gesamten geistigen und religiösen Einstellung seiner Zeit heraus getroffen ist. Aber wir hätten es ja auch nicht nötig, solche Tatmenschen wie Bismarck im Oratorium singen zu lassen. Wir würden diesen Bismarck ja auch in der Oper nicht vertragen und wahrscheinlich sogar im Schauspiel nicht. Bevor die redenden Künste eine solche Gestalt erfassen dürfen, muß sie mehr zum geistigen Begriff geworden sein. Wohl aber ließe sich sehr gut ein weltliches Oratorium denken, das Bismarcks Taten feierte, sein Leben in großen Bildern uns vorführte; und wir brauchten ja dann gerade in diesem weltlichen Oratorium nur vorgeführt zu bekommen, was wir anderen gegenüber Bismarck fühlen und denken, wie wir seine Taten empfinden. Auch das ist historisch, und zwar Geschichte größten Stils.

Auch nach der Richtung hat uns Händel eigentlich bereits das Beispiel gegeben in seinem „M e s s i a s“. Bis auf den heutigen Tag haben zahllose Künstler versucht, die Gestalt Jesu für das Drama zu gewinnen, und sie sind daran gescheitert. Der Theatraliker Händel fühlte, daß gerade diese Gestalt dramatisch nicht zu fassen ist, weil das Leben und Erleben Jesu uns niemals in der Bedeutung, die es für ihn hatte, erscheint, sondern immer in der, die es für uns hat. Es gibt keinen schärferen Beweis dafür, daß nie wieder eine Gestalt so ganz sich der Menschheit hingegeben hat, als gerade dieses eigentümliche Verhältnis. Die Einstellung unseres Empfindens gegenüber Jesu ist immer lyrisch, weil sein Verhältnis zur Welt lyrisch ist als seelischer und Empfindungswert für diese Welt. Darum sind auch alle Versuche, Jesus im Roman oder im Epos vor uns hinzustellen, mißlungen. Ich glaube überhaupt, die Wortdichtung an sich muß hier scheitern. Der Dichter kann nichts Besseres geben als einen denkbar einfachen Bericht. Bei jedem weiteren Schritte wird er Verkünder seiner Stimmung, Lyriker, und hier fehlt ihm dann das Ausdrucksmittel, das groß und erhaben genug für diesen Stoff wäre. Der Musiker besitzt es. Was Klopstock mit seinem „Messias“ versuchte, war bereits sechs Jahre vor der Veröffentlichung der ersten Gesänge dieses Werkes geschaffen in Händels „Messias“: die lyrische Betrachtung des Lebens und Wirkens Jesu. Auch dieses Werk ist ein Formtypus, der dritte in Händels Oratorienreihe. Wir haben von ihm das Epos großen Stils mit dem Rhapsoden: „Israel in Ägypten“; zweitens das dramatische Oratorium im Zusammenwirken des hervorragenden Einzel-

menschen mit dem Volk als Gesamtspiegelung großer geschichtlicher Begebenheiten: „Saul“, „Simson“, „Judas Makkabäus“; und nun drittens die lyrisch-epische Betrachtung über die Bedeutung eines hervorragenden Einzelmenschen und seines Werkes für alle Zeiten bis in die unmittelbare Gegenwart.

Mit dieser Darstellung des Oratoriums Händels habe ich die bedeutsamste Seite seiner Anregungskraft für die Gegenwart dargelegt, und zwar für das gegenwärtige Kunstschaffen. Hierzu käme dann gleich, als damit aufs engste verwandt, sein Stil: Monumentalität und Größe, Unterordnung alles einzelnen unter die Gesamtgedanken, Vertiefung und Ausschöpfung dieses Hauptgedankens. Händel besitzt also in höchstem Maße das, was unserer zeitgenössischen Musik fehlt: den Verzicht oder genauer die Hintansetzung aller Einzelheiten, aller kleinen Einfälle, das stete Hinarbeiten auf den großen typischen und damit für die ganze Menschheit bedeutenden Gehalt.

Auch der Mensch Händel wuchs immer mehr zur gewaltigen Monumentalität. 1751 über der Arbeit an seinem letzten Oratorium „Jephtha“ fing er an zu erblinden. Der Verfall der Schriftzüge verrät die Fortschritte der Krankheit; aber der Geist blieb wach und der Wille stark. Auch die volle Erblindung behinderte ihn nicht, alljährlich bis zum Tode (am 14. April 1759) seine großen Oratorienaufführungen zu veranstalten; Tausende erbaute sein wunderbares Orgelspiel. Ja, wenn Samsons Arie erklang: „Tiefdunkle Nacht! nicht Sonn', nicht Mond erfreut mein Angesicht“, da entquollen wohl Tränen aus den blinden Augen des an der Orgel sitzenden Meisters, der einst mit so hochgemuten und stolzen Herrscherblicken die schöne Welt umfaßt hatte; aber die Hand griff sicher die gewaltigen Akkorde seiner erhabenen Musik.

Der Geist herrscht, nicht der Körper. Der Geist lebt, mag der Körper vergehen. So wird auch, selbst wenn seine Werke einmal für die Menschheit ganz „historisch“ werden sollten, der Geist von Händels Künstlertum in unverminderter Lebendigkeit erstrahlen.



Die Toninterwalle des Kuckucksrufs

Vielleicht darf ich die geneigten Leser darauf aufmerksam machen, daß gerade in der Frankfurter Gegend, zwischen Taunus und Spessart — auch sonst im Reich, wenn auch nicht so spezifisch —, die Toninterwalle des Kuckucksrufs verschieden sind — — eine Naturtatsache, die einigen wenigen Ornithologen bekannt ist und von mir in den letzten Sommern besonders erforscht wurde. Ich habe dieser Sache schon eine kleine Abhandlung gewidmet in den Jahrbüchern des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst (Zoologische Sektion in Münster) 1906. Der gewöhnliche Kuckucksruf geht in der kleinen Terz. So rufen auch die meisten Kuckucke in unserem mitteldeutschen Land, ebenso auch am ganzen Rheinlauf hin. Daneben ruft aber eine ganze große Anzahl in der großen Terz. Es ist dies charakteristisch, auffallend, aber jedenfalls positiv sicher festgestellt. Die Terzen selbst, ob groß oder klein, sind vollkommen exakt. Zu beachten ist dabei, daß das Tonbild des Kuckucks-

rufs, des einzigen Vogelsangs bzw. Lockrufs, der in musikalisch sicher bestimmbaren Tönen erschallt, ganz genau gemessen und wiedergegeben werden kann. Es gibt also Dur- und Mollkuckucke. Die große Terz, übrigens auch der Tonschritt des Komponistenkuckucks, klingt melancholischer als die frische, fröhliche Kleinterz. Etwa ein Viertel aller Vögel läßt sie erschallen. Es gibt aber auch solche Kuckucke, die ihren Ruf in noch anderen Tonschritten erklingen lassen, nämlich in der Quart und großen Sekunde. Ein mir befreundeter Herr vom Neuen Wiesbadener Konservatorium (Musikdirektor Hochstetter) teilte mir seinerzeit mit, daß er am großen und kleinen Feldberg im Taunus und überhaupt dort herum in der Gegend den Ruf in der Quart entschieden gar nicht selten gehört hat. Einen Sekundenkuckucksruf möchte ich immer als einen verunglückten oder übergeschnappten ansehen. Einen solchen verwenden darum auch nicht die großen deutschen Komponisten in ihren Werken, während Beethoven zweimal — ob aus Zufall oder wirklicher Naturkenntnis? — den Kuckucksruf in der Quart ertönen lassen soll. Es wäre ja möglich, daß der große Meister auch in kleinen Dingen so genau war, daß er nur das wiedergab, was er wirklich einmal gehört hat in der freien Natur selbst. Auch bemerkt Oswald Kühn in Stuttgart, der Herausgeber der „Neuen Musik-Zeitung", gelegentlich der Analyse der Mahlerschen Symphonie Nr. 1 in Nr. 16 des 26. Jahrgangs dieser Zeitschrift, daß er den Kuckuck wirklich einmal — aber auch nur ein einziges Mal — in diesem Intervall habe rufen hören. Nach Dr. B. Hoffmann lassen auch Haydn (in Kindersymphonie), Johann Jakob Walter (1694), Johanna Kinkel geb. Matthieux (in Vogelkantate), Mozart (in Figaros Hochzeit), Humperdinck (in Hänsel und Gretel) den Kuckuck in der Terz rufen.

Nun interessieren uns natürlich auch die Töne selbst, in denen der Kuckuck ruft. Übrigens schon einer meiner mittelalterlichen Amtskollegen, ein Geistlicher namens Simon Fornsete, der in Reading (Berkshire) lebte, hat besonderes Interesse am Kuckucksruf gehabt. Er verwendet ihn im Jahre 1226 in dem sechsstimmigen Doppelkanon „Sumer is icumen in, Lhude sing cuccu". Damit ist das Kuckucksmotiv sicher eins, wenn nicht überhaupt das am frühesten in der musikalischen Literatur auftauchende Lautmotiv aus der Vogelwelt. Fornsete läßt aber fälschlicherweise den Ruf aufsteigen, statt hinabgehen, aber ganz richtig in der kleinen Terz, in d—f. Im Mainzer Becken und überhaupt in unserer Umgegend ist es fast regelmäßig das eingestrichene e, auf das der Vogel mit bewunderungswürdiger Sicherheit einsetzt; desgleichen im Schwarzwald in der Gegend um Baden-Baden, in den Forsten des Teutoburger Waldes; es gibt aber auch Gegenden, wo der Nachbarton es als erster Ton nicht selten angetroffen wird, so hörte ich ihn in einem bestimmten Odenwaldtälchen von etlichen Vögeln. Im Mainzer Becken erschallt die normale Kleinterz, sie setzt prompt mit e (dem eingestrichenen) ein und ist von absoluter Tonreinheit. Der Kuckucksruf lautet demnach dort e—cis, als Großterz e—c.



Dazu würden dann gehören als Quart e—h, als Sekunde ein reines volles e—d, und Dr. E. v. Freyhold denkt sogar noch an eine nicht ganz verbürgbare verminderte Quint. Letzterer Beobachter und der große Vogelkenner Naumann haben beide einen anormalen Kuckuck gekannt, der in drei Tönen immer und regelmäßig gerufen hat (unregelmäßig kommt ja ab und zu einmal solches vor bei einem verunglückten Ruf eines sonst normalen Schlägers), und Naumann gibt auch die drei Töne an; von diesen beiden Wundertieren hielt sich der eine im Teutoburger Wald, der andere jahrelang an der mittleren Elbe auf. v. Freyhold hat insbesondere die Badener Kuckucksrufe geprüft und dazu ein daumendickes Instrument aus Neusilber, eine Stimmpfeife mit drehbarem Oberteil, mit welchem man einen jeden der zwölf Halbtöne einer Oktave genau angeben kann, benützt; dies Instrument trug er stets bei sich. „Überall, wohin

ich weit und breit auf meinen Spaziergängen kam, überall hörte ich den Kuckuck mit bewunderungswürdiger Sicherheit auf c einsetzen. Es war, als hätten alle diese Vögel eine Stimmgabel oder Stimmpfeife im Halse, nach der sie sich richteten. Durch das offene Fenster meines Schlafzimmers vernahm ich täglich in den frühen Morgenstunden zahlreiche Kuckucksrufe von den waldigen Höhen des Battert her. Ein Griff nach der auf dem Nachttisch bereitliegenden auf c gestellten Stimmpfeife überzeugte mich, daß auch diese Rufer in kleinen oder großen Terzen der c-Regel folgten."

Diese Sachlage liegt also nach anderweitigen und meinen Beobachtungen unbedingt sicher fest.

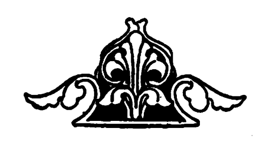
Dazu machen wir nun die sehr merkwürdige Beobachtung, daß die Kuckucke eines anderen deutschen Gaues oder Landstrichs in einer anderen Tonhöhe zu rufen anfangen. Die Kuckucksrufe im Land an der mittleren Elbe, also etwa in der Gegend Magdeburg-Halle, haben eine andere Tonlage — wenigstens hatten sie das vor 100 Jahren, zur Zeit Naumanns, und haben es wohl auch heute noch. Der größte und bedeutendste Ornitholog nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt, der ganz unbedingt sichere Naumann gibt für die bezeichnete Gegend, seine Heimat, als ersten Ton Fis an und er sagt: Auf der gewöhnlichen Flöte, womit man ihn täuschend nachahmen kann, sind es die Töne fis und d in der mittleren (eingestrichenen) Oktave und sie tönen so laut, daß man bei stillem Wetter den Kuckuck wohl eine halbe Stunde weit rufen hört. „Fast alle rufen in diesem Ton, wenigstens ist der Unterschied nicht auffallend, doch gibt es auch welche, die einen halben bis ganzen Ton höher stimmen, aber ein solcher, bei welchem der obere Ton g und der untere dennoch d ist, wird viel seltener gehört (das wäre also die Quart); er wird dadurch sehr auffallend und kenntlich. Das Männchen, das schon seit vielen Jahren (32) in der Nähe meines Wohnorts wohnt, hat einen solchen auffallend hohen Ruf, daß es aus g noch in gis überschlägt, also Kuickuck ruft, wodurch es sich vor allen kenntlich macht und mir dadurch Gelegenheit zu mancher interessanten Beobachtung gab."

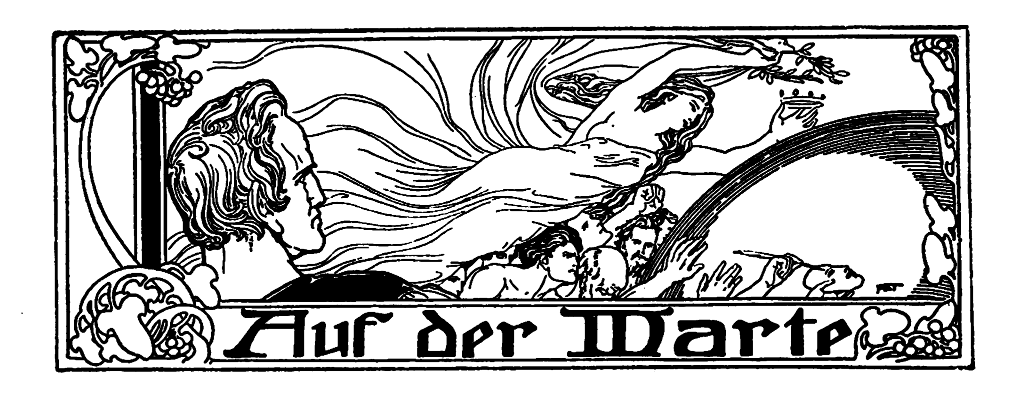
Man könnte nun vielleicht meinen, daß die e—c-Vögel und e—cis-Vögel auch mit es anfangen könnten. Es wäre ja denkbar, daß z. B. Ermüdung zum Detonieren veranlaßt. Aber dies ist tatsächlich nicht der Fall. Die tiefere Stimmung in es wird schon am frühen Morgen gehört und konstant bei denselben Vögeln. Allzuhäufiges Rufen macht den Vogel schließlich heiser, ändert aber nicht die Tonhöhe ab.

Ich bin fest überzeugt, daß jede Kuckucksmutter ihre Rufart auf ihre Jungen strikte forterbt. Und daß gerade in unserer Rhein-Maingegend e und es-, Dur- und Moll-, Sekund- und Quartkuckucke zusammenstoßen, erkläre ich mir daraus, daß die verschiedensten Terrainarten, die laubwaldbedeckten Bergrücken des Taunus, die nadelwaldbedeckten des Spessarts, die stillen Waldtäler des Odenwalds, das ebene Gartengelände der Wetterau, die Wiesen und Ackerlandschaften Starkenburgs, das wellige Rebhügelland Rheinhessens am Rhein-Main zusammenstoßen und damit eben m. E. auch verschieden geartete Wald- und Feldkuckucke mit spezifisch verschiedenem Ruf.

In meiner „Wertschätzung unserer Vögel" (Stuttgart 1908) habe ich — im musikalischen (richtiger gesagt: die Gesangwerte der Vögel abschätzenden) Teil, S. 22—21 — diese letztere Erkenntnis noch nicht bringen und bewerten können, weil sie aus ganz neuzeitlichen Beobachtungen resultiert; ich werde es in einem späteren Werk nachholen.

Wilhelm Schuster





Epilog zur „Elektra"

Es sind nicht die äußeren Geschehnisse, die mich veranlassen, nochmals zur „Elektra" das Wort zu ergreifen: nicht die erschütternde Tatsache, daß Generalmusikdirektor von Schuch infolge der Überanstrengung bei der dritten Wiederholung des Werkes sich eine „Muskelzerreißung" im rechten Arme zugezogen hat; man sieht daran nur, daß Liszts feines Wort vom Dirigenten: „Wir sind Steuerleute, nicht Ruderknechte" nicht mehr volle Geltung besitzt. Auch aus der Herausforderung zum musikalischen Zweikampf, die im Namen der durch Straußens Anwurf „verblödende Varietévorstellungen" beleidigten Artisten der Chemnitzer Kapellmeister Clement an Strauß richtet, sei nur als charakteristische Äußerung gewisser Stimmungen eine Stelle mitgeteilt: „Auch Sie, Herr Dr. Strauß, arbeiten mit alten, sehr, sehr alten Varietétricks! Was ist z. B. Ihr Tanz der sieben Schleier? Ihre knarrenden Türen usw. usw. sind Wirkungen, die jeder Clown mit viel geringeren Mitteln effektvoll erzielt. Entkleiden Sie sich des Bluffs eines von über hundert Mann Orchester erzielten Spektakels, der Spekulation auf den hysterisch perversen Gefühlsdunst einer Opiumhöhle, ich bezweifle, ob Sie imstande wären, ein Publikum fünfzehn Minuten als Autor so gut zu unterhalten und zu erbauen, wie es so viele Varietékünstler tun."

Wichtiger sind etliche „Bekenntnisse", die Richard Strauß einem Ausfrager des „Neuen Wiener Tageblattes" gemacht hat. Zwar der Hinweis auf Wagners „Tristan", der anfangs wie ein Chaos gewirkt habe und jetzt als klar und einfach (?) empfunden werde, mit der Folgerung, daß es auch mit der „Kompliziertheit" seiner Werke nicht anders sein werde, ist nicht stichhaltig. Kompliziertheit an sich braucht ebensowenig ein Fehler zu sein, wie deren Verschwinden für unser Empfinden ein verfehltes Werk besser macht. Es kommt auf die Ursachen jener Kompliziertheit an. Ausgiebiger ist die folgende Stelle: „Alles, was Musik erfordert, muß symphonisch gestaltet, also polyphon gearbeitet werden, so zwar, daß auch die Singstimme auf der Bühne als ein integrierender Bestandteil des vielstimmigen Satzes betrachtet wird. Wenn aber ein Teil der Dichtung in Frage kommt, der dem Hörer einen bestimmten Vorgang sofort verständlich machen soll, dann muß man unbedingt homophon sein." Danach unterscheidet Strauß in seinen Dramen Stellen, die Musik erfordern, und solche, die sie eigentlich verbieten. Er komponiert die letzteren aber trotzdem (aus äußerlich-stilistischen Gründen wohl); nur komponiert er diese homophon, im Gegensatz zu jenen andern, die symphonisch zu halten sind. Zunächst ist also für Strauß symphonisch = polyphon. Zweitens verrät sich hier, daß er seine Stoffe nicht musikdramatisch auffaßt; denn dann müßte er sie schon deshalb fallen lassen, weil Vorgänge der Dichtung, die sofort verständlich werden sollen, seine Art der Vertonung nicht vertragen.

Damit bin ich dem Kernpunkt meiner heutigen Ausführungen nahe, die als Antwort auf manche Fragen aus dem Leserkreise dienen sollen, die wissen wollen, warum ich im Auf-

satz des letzten Heftes gesagt habe: „Strauß ist durchaus Orchestermusiker und in beträchtlichem Maße Symphoniker.“ Ob denn das nicht das gleiche sei? Nein! Und ich bedauere heute, die Bezeichnung als „Symphoniker“ nicht stärker eingeschränkt zu haben. Denn es ist für die Stellung von Richard Strauß entscheidend, daß ihm etwas zu dem geistigen Begriff „Symphoniker“ fehlt, wie wir ihn durch Beethoven verkörpert erhalten haben. Das einfache griechische „symphonein“ = Zusammenklingen hat durch zweihundert Jahre der Entwicklung keine andere Bedeutung gehabt als „Tonstück, Klangstück“. Und erst durch Haydn und Mozart ist die Bedeutung eines Geistigen herausgebildet worden. Wenn auch bei diesen beiden, mit Wagner zu sprechen, der Schwerpunkt in der Darstellung des Zuständlichen liegt, so sind doch diese Zustände vor allem in den letzten Symphonien Mozarts Ergebnisse eines einzigen geistigen und seelischen Organismus. Ich meine so, daß der seelische Zustand, den etwa der zweite und dritte Satz einer Mozartschen Symphonie vor uns ausleben, mit dem Erleben desselben Menschen, dem der erste und vierte Satz gehört, organisch verbunden sind. Die Art, wie das Scherzo bei Mozart Freude bringt, offenbart durchaus dieselbe erlebende Individualität, der die Energie und die Entschlossenheit zur Tat der zugehörigen letzten Sätze gehört. Das ist ein riesiger Unterschied gegenüber der vorangehenden Symphonie, in der ja von Tanzformen her drei oder vier verschiedenartige Charakterstücke bloß durch tonale Zusammengehörigkeit verbunden wurden, also rein musikalisch formal. Bei Mozart haben wir in den vier Sätzen verschiedene Seelenzustände der gleichen Individualität.

Beethoven setzte an die Stelle des Zuständlichen die Entwicklung eines Erlebens. Das ist der Hochbegriff von Symphoneion. Hier wird das Wort ganz zur Deckung des geistigen Inhalts. Die Welt der Klänge wirkt zusammen, um ein Leben zu veranschaulichen, um ein Leben auszudrücken. Hier herrscht vollkommen der Geist, der seine künstlerische Weisheit in der Auswahl offenbart. Für alles künstlerische Schaffen ist diese Auswahl wichtiger, als das Sammeln. Auch die höchste Fähigkeit der Beobachtung, der Aufnahme von allen Erscheinungen reicht nicht dazu aus, nun selber aus eigenen Kräften ein Kunstwerk zu schöpfen. Um das tun zu können, muß der Künstler gewissermaßen wieder aus den sämtlichen Teilen der Erscheinung einen chaotischen Urstoff bilden, aus dem er dann, wie einst die Gottheit, seinem Ebenbilde gemäß neue Wesen schafft. So wie Prometheus: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde; ein Geschlecht, das mir gleich sei.“

Die Fähigkeit, das zu können, ist der Kern des Begriffes Heldentum, wie wir ihn heute aussprechen. Denn für die Art dieser Kraft bleibt es sich völlig gleichgültig, wie sie sich äußert. Jedes wirkliche Schaffen ist Tat. Die Form, in der sie für die Welt erscheint, ist hundertfältig. Ihr Wert für die Welt hängt im wesentlichen von der jeweiligen Einstellung dieser Welt ab, die bald das, bald jenes mehr braucht, von dem oder jenem mehr gefördert werden kann. Der einen Zeit tut Bismarck not, der anderen Goethe. Die innere Urkraft beider Genien bleibt eng verwandt, was schon Napoleon und Goethe wechselseitig ineinander erkannt haben.

In der Kunst hat dieses Heldentum nie und nirgends einen so reinen Ausdruck erhalten wie in der Symphonie Beethovens. Das ist leicht erklärlich, weil die Musik freier ist als jede andere Kunst von den Außenerscheinungen der Dinge. Sie ist, wie Schopenhauer hervorgehoben hat, imstande, die „Ideen“ zu geben, während alle anderen Künste sich dahin beschränken müssen, „Abbilder dieser Ideen“ zu übermitteln.

Man wird verstehen, weshalb ich Bedenken trage, in diesem höchsten Sinne Strauß den Ehrennamen des Symphonikers zu geben, wenn ich sagen muß, daß er in allen seinen Werken sich darauf beschränkt hat, Abbilder zu geben. Gewiß, in einigen, und bezeichnenderweise in den dauernd bedeutendsten und packendsten seiner Werke, Abbilder seines Selbst. Es sind das das Frühwerk „Don Juan“, dann „Tod und Verklärung“, „Till Eulenspiegels lustige Streiche“, „Ein Heldenleben“ und die „Symphonia domestica“. Schon die Titel ergeben, daß Don Juan, der die Katastrophe von Byrons „Don Juan“ zum Ausgangspunkt nimmt, ebenso wie „Till

Eulenspiegel“ Sondereigenschaften des Komponisten zum Ausdruck bringen. Allerdings die beiden stärksten: die Leidenschaft der Liebe, zuweilen möchte man sagen die Brünstigkeit, und das überlegen ironische Spiel aus dem Bewußtsein ungeheurer Formbeherrschung heraus gegen alle Formen, die — darin kehrt sich die Ironie wider Strauß selbst — ihm selber bei anderen immer als Formeln erscheinen, während er nicht merkt, daß auch er selber oft genug nur der Technik dient, von ihr beherrscht und getrieben wird. Und das heißt eben Formel statt Form.

Deshalb hat auch das Verhältnis zur Technik — hier vor allem die Art der motivischen und kontrapunktischen Arbeit — eine so einschneidende Bedeutung für Strauß' Entwicklung, erscheint nicht etwa als Ausdruck seiner geistigen Wandlung, indem er deren Folge wäre. Vielmehr ist der Wandel der Ausdrucksweise (Technik) das Entscheidende, der geistige Inhalt bleibt.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist die reifste Schöpfung von Strauß, jene, in der auch der seelische Gehalt am reinsten als „Idee“ im Sinne Schopenhauers erscheint: „Tod und Verklärung“. Das Schicksal: erst Kämpfer und Bekämpfter, Sieger im Tode, nach diesem im Gedächtnis seines Volkes zum Heros verklärt — das ist nicht nur typisch für das Erleben des Genies, sondern bei dessen Wesensart geradezu notwendig. Daß bei Strauß der „Held“ immer erst sterben muß, bevor er anerkannt wird, während er bei Beethoven immer als Lebender ins Reich der Freude gelangt, ist Temperamentsschwäche, vielleicht auch Zeitschwäche. An sich hat Strauß aus seinem persönlichen Leben heraus zu dieser Auffassung keinen Grund. Eher kann ihm zuweilen der Gedanke kommen, daß seine Riesenerfolge sich nicht dauerhaft erweisen möchten.

Gegenüber „Tod und Verklärung“ bedeuten „Ein Heldenleben“ und die „Häusliche Symphonie“ als rein musikalische Gestaltung eines seelischen Inhalts unbedingt einen Rückschritt. Dieser Rückschritt ist eine Folge der technischen Wandlung: der Freskomaler Strauß ist zum Impressionisten geworden. Strauß arbeitet mit einer Fülle kleiner Themen, deren kontrapunktisches Spiel musikalisch und geistig den Inhalt ergibt. Impressionismus ist ein innerer Widerspruch zum großen, d. i. ausgedehnten, ver- und entwickelten Inhalt. Denn Impressionismus ist Festhalten des Augenblicks als Erlebnis. Entwicklung aber heißt die Quintessenz von Millionen Augenblicken geben. Strauß will diese Entwicklung erreichen durch ein Aneinanderreihen solcher Augenblicke (Kinematograph). Er fühlt aber als echte Musikernatur, daß die Musik ein ungeheures Mittel besitzt, durch die Kontrapunktik zahllose dieser Augenblicke aus dem Nacheinander ins Gleichzeitige zu versetzen. Gelingt es dann, aus der Fülle dieser gleichzeitig tönenden Augenblicksergebnisse rein musikalisch eine Einheit heraus zu schmieden: so ist auf einmal die Idee dieses Lebens gegeben.

An diesem Punkte steht jetzt Richard Strauß. Man kann ruhig „Salome“ und „Elektra“ hinzunehmen, die nur verkappte symphonische Dichtungen sind. Hier gewinnt der Komponist die hundert Augenblicke, die er als musikalische Impressionen verwertet, aus dem Geschehen und den Charakteren des Dramas und strebt dann zum Schluß zur großen Einheit (Tanz Elektras). Aber die sklavische Treue gegenüber der Dichtung hindert ihn an dieser vollen symphonischen Entfaltung, wie sie ihn zuvor zu einer schlimmen Äußerlichkeit zwang. Denn Strauß schöpft nicht aus der „Dichtung“ Elektra, nicht aus dem Grundgehalt, sondern aus der W o r t fassung Hofmannsthals. Wie ein Vampyr — man gerät unwillkürlich in die blutrünstigen Vorstellungen der Dichtung hinein — saugt er aus jedem Worte das Lebensblut für seine Musik. Wohlverstanden: aus jedem einzelnen Worte. Wie widerwillig karikierende Melodramatiker klebt Strauß an jedem Worte, das er nach seiner Bedeutung malt. Da wird bildhaft von Schmeißfliegen geredet — flugs schwirrt das ekle Gezücht um uns. Chrysotemis versichert, sie möchte in kalten Sturmnächten ein Kind an ihrem Fleische wärmen — sofort jagt der Sturm durchs Orchester. Leider fehlt das wimmernde Kind usw. usw. Dagegen helfen nicht einzelne wunderschöne Stellen, denn es bleiben eben „Stellen“, Einzelheiten, wo erst ein Ganzes das Musikdrama schafft und erst recht die Symphonie.

In der Hinsicht steht in dieser letzten Schaffensperiode weitaus am höchsten die „Symphonia domestica", also bezeichnenderweise ein Werk, in dem Strauß durchaus aus eigenem Erleben schöpft. Aber noch steht dieses Werk als einheitliche Symphonie nicht auf der Stufe von „Tod und Verklärung". Diese wird er wohl wieder erreichen; eine höhere wäre ihm erst nach einer Vertiefung seines persönlichen Heldentums erreichbar. Aber um auch nur die Höhe von „Tod und Verklärung" zu gewinnen, muß er alle Einzelheiten vom Standpunkte des Endzieles sehen. Da werden die Äußerlichkeiten, Zufälligkeiten und Kleinigkeiten des Lebens ihm auch als solche erscheinen. Logischerweise wird er sie auch dann musikalisch entsprechend behandeln. In den bisherigen Werken nimmt er alles gleich wichtig, höchstens daß er einzelnes ausführlicher behandelt.

Das ist es, was jetzt den Hörer stört und aus allem wieder herausreißt, was auch das Gedankliche verschiebt und Unklarheiten verursacht. Im einzelnen das zu verfolgen, führt zu weit. Aber wenn für einen lustigen Streit zweier Ehegatten eine riesige Doppelfuge aufgewendet wird, das gewaltigste formale Rüstzeug in der ganzen Symphonie, in der auch des Künstlers Schaffen und Sorgen vor uns hintritt, so zeigt dieser Fall klar die Mißverhältnisse, die sich bei dieser Art ergeben müssen.

Das Wesentliche alles echten Heldentums ist, daß die Erkenntnis des Hohen und Großen, zu dem man den inneren „Beruf" fühlt, als Verpflichtung wirkt zu großzügiger Lebensauffassung. Das Bismarcksche „nicht über Zwirnsfäden stolpern" ist ganz unabhängig von der Anwendung in dem Einzelfalle: ein Lebensgrundsatz. Aber nicht nur die Zwirnsfäden, die das äußere Leben über den Weg spannt, müssen niedergetreten werden, auch über die im eigenen Ich darf man nicht stolpern. Diese Dinge müssen sein und müssen deshalb so abgetan werden wie die alltäglichen Funktionen des Körpers. Sobald man diese „wichtig" nimmt, ist etwas nicht in Ordnung; nur Krankheit gebietet und entschuldigt es. Heldentum aber ist Gesundheit.

Karl Storck



Hauptmanns Griselda

Aufführung im Berliner Lessingtheater. Buch bei S. Fischer

In Boccaccios Dekamerone taucht am Ausgang als letzte Gestalt des närrisch-bunten Reigens verliebter Mönche, gehörnter Ehemänner, listenreicher Frauen die rührende Demutserscheinung der schmerzensreichen, vielgeprüften Griselda auf. Eines Bauern Tochter war sie, und ein hoher Herr, von Sonderlingssitten, der Markgraf von Saluzza nahm sie, gedrängt, sich zu vermählen, aus der Laune einer Stunde zum Weibe. Schwere Leidenszeit wird ihr die Ehe, da der Mann, von böser Lust geplagt, ihr harte Proben auferlegt, die Kinder ihr entreißt, sie aus dem Hause treibt, bis er sie, von ihrer Sanftmut überwunden, zu sich zurückberuft und sie erhöht.

In die deutschen Volksbücher ging diese Gestalt über, und Hans Sachs brachte sie auf die Bühne, zu der sie in neuerer Zeit der Österreicher Halm wiederkehren ließ.

Ein zeitgebundener Stoff ist das. Die duldende Frau, die Märtyrerin, in schweigender Holdheit auf dem Dornenwege wandelnd, ergeben und in tiefster Seele gläubig untertan dem hohen Herrn, das ist mittelalterliche Vorstellung und irdischer Ableger der auf Goldgrund gemalten Heiligenlegenden, die vom Kreuz zur Krone, vom Leiden zur Seligkeit führen. Und Genoveva ist die Schwester der Griseldis.

Als man nun hörte, daß Gerhart Hauptmann sich der alten Sage verschrieben habe, konnte man eigentlich sogleich annehmen, daß in dieser Form der nackten Gegenüberstellung männlich-brutaler Despotie und weiblicher Ergebenheit kaum eine Auferstehung für unser

Gefühl möglich sei. Als ein primitives Bildwerk aus der Frühzeit, mit einem archaischen Raffinement gezeichnet, ginge das vielleicht, aber in menschliche Verständnisnähe ist solcher Mann und solche Frau nicht mehr zu bringen. Der Schatten von Ibsens Nora würde sie vertreiben.

Hauptmann hat das natürlich selbst gefühlt, und er prägte den Stoff ganz frei aus. Nicht auf Goldgrund malte er, nicht mit Passionslyrik instrumentierte er, sondern ihn reizte die Idee des Erdhaften, des Naturkindlichen, Starkwüchsigen an dem Griseldawesen. Er wollte das hochgewachsene Magdtum des in Acker und Wiese wurzelnden Mädchens, der Tochter der Erde, verdichten, und einen Mann wollte er ihr geben, der gleich ihr hochgemut und aufrecht, dabei ein Großer der Welt, in der Bauerndirne den eingebornen Adel erkennt, den Adel der Natur voll Saft und Kraft und Gliederprangen. Es schwebte dem Dichter etwas vor von Mann und Männin, genesishaft, von Adam und Eva, wie sie van Eyck gebildet.

Und das sprach er in den ersten Szenen seiner dramatischen Bilderreihe kraftvoll aus, gar nicht artistisch mit Literatur-Beigeschmack, sondern robust strotzend, mit einer animalischen Ursprünglichkeit.

Etwas Tierhaftes, Urweltliches ist darin, wie diese beiden Menschen, starrnackig und eigenwütig, sich zum erstenmal gegenseitig messen, haßfletschend und dabei getrieben vom Verlangen. Wie ein altes Trutzlied geht das zornige Hin und Her ihrer Reden, und gewalttätig regen sich die Hände, bis er das Recht des Stärkeren gebraucht und die wehrhafte Maid unter seine Fäuste biegt.

Das ist vehement gemacht, das wettert nur so, das fährt daher mit der Sprungkraft und der Tatzenwucht einer prachtvollen Bestie.

Und dieser stiebende Rhythmus hält auch noch an in der Szene, als Graf Ulrich zum zweitenmal an den Zaun der Bauernhütte kommt, diesmal nicht als ein Waldläufer, sondern mit Gefolge und Hofstaat, und in wilder Laune und mit wüsten Humoren um Griselda freit. Seinen Verwandten zur Kränke tut er das und aus der Eigensinnigkeit des Gewaltmenschen, der jedem Einfall blindlings nachgibt.

Wieder geht die Trutzweise zwischen beiden, wieder bäumt sich zornmutig, zähneknirschend ihr Aufbegehren unter den Peitschenhieben seiner höhnischen Stachelworte; ein erbittertes Ringen gibt es zwischen diesen beiden von dem Saft der Erde dampfenden Menschenkindern. Und fein und echt ist's, wie das junge Weib in all ihrer Herbheit und ihrem Grimm unter dem Zwanggriff des Mannes erschauert, wie im Haß ein anderer Brand erwacht, den ihre zornigen Tränen nicht löschen können. Ein Hauch germanischer Jungfrauenmären liegt darüber, etwas von Siegfried und Brunhilds kämpfender Liebe.

Vorspiel ist das, dann folgt ein Zwischenspiel und dann das Ehedrama.

Jeder dieser Teile steht für sich da, in jedem sind, ohne daß Hauptmann die seelischen Übergänge zur Darstellung bringt, die beiden Hauptpersonen, Griselda und Graf Ulrich, andere Menschen. Nur die Namen bleiben gleich, ihre Art erscheint in veränderter Gestalt. Dadurch schwächt sich der Anteil am Schicksal sehr ab, es bleibt höchstens eine Wirkung gewisser Momentsituationen und lyrischer Stimmungen. Hauptmann hat eben wieder — das ist peinlich zu merken — seine in der Empfängnis gut geratene Idee nicht künstlerisch ausgetragen. Es blieb Stückwerk. Die Menschen wuchsen nicht organisch in ihr Schicksal hinein, nicht aus ihrer Charakteranlage schöpfte Hauptmann die Motive, sondern er konstruierte ihnen künstlich ein Schicksal, er trug in sie von außen beliebige Motive hinein und brachte deren Folgen in locker aneinandergereihten Bildern zur Zufallserscheinung. Das wird am Ehedrama näher zu zeigen sein.

Ganz für sich steht das vierte Bild, das Zwischenspiel, ein emblematisches Hochzeitslied. Da ist das Paar schon völlig ausgewechselt. Der Mann leuchtet gütig milde, fern von seinen wilden Jägerspäßen, und Griselda ist mit dem hochzeitlichen Brokatgewand zu einer stilisierten allegorischen Figur geworden, die von „seliger Nutzlosigkeit“ spricht.



Mit dem Klima der ersten Szenen hat das schon nichts mehr zu tun. Betrachtet man es isoliert, wie es ist, so wird man freilich von einer besonderen stillen Schönheit getroffen. Diese Szene, da die Landleute mit symbolischen Gaben des Ackers und dem Werkzeug der Feldbestellung glückwünschend kommen, gleicht einem Dürerschen Ornamentstichblatt, und ganz aus dieser lapidaren Welt ist's, wie Griselda versonnen die blinkende Sense, gleichermaßen das Zeichen des Todes und der korngeschwellten Fruchtbarkeit, ergreift und raunend alte, ewige Sprüche vom Säen und Ernten spricht. Ewigkeits- und Vergänglichkeitsklang schwebt tief und rein:

Zwischen Saat und Maht
Liegt der steinichte Lebenspfad,
Eiserner Pflug, eiserner Arm,
Eiserne Sonne, daß Gott erbarm.
Eiserner Fuß, eisernes Muß,
Harter Mangel im Überfluß,
Harter Mangel, kahle Not
Und ein schweißgesäuertes Brot.

Das könnte als Reimweis unter dem faltenreichen Bildnis einer „seligen Schnitterin" stehen, vom Nürnberger Meister in Holz geschnitten.

Durch Ton, Linie und Weise gewinnt es uns, auch wenn uns der unvermittelte Stilwechsel diese Personen fremd macht.

Gar nicht aber finden wir mehr zu ihnen, wenn alsdann mit dem fünften Bild das eigentliche Drama beginnt.

Aus den Voraussetzungen hätten sich für Hauptmann zwei Möglichkeiten ergeben, um Konfliktsbewegung zu bringen.

Einmal hätte er das Motiv des Standesunterschiedes ausbauen können, oder psychologisch ausgiebiger wäre vielleicht der Widerstreit der beiden sich so wesensähnlichen Hartköpfe gewesen, Petrucchio- und Käthchen-Variationen etwa.

Beides würden logische Ergebnisse der Situationen und der Charaktere sein, die uns im Anfang so leibhaftig exponiert wurden.

Hauptmann aber vergißt das alles scheinbar und fängt mit neuen Personen ein neues Stück an.

Der Graf Ulrich, der nun auftritt, hat nichts mehr von jener strudelnden Tollköpfigkeit. Er ist ein verstörter, gedankenkranker Grübler, aus Hebbelschen Dämonenkreisen entsprungen. Es frißt an seiner Seele böses Wesen, monomanische Süchte quälen ihn, schwarzgallige Eifersucht hat ihn bis ins Mark vergiftet. Und nicht die gewöhnliche Eifersucht, die ein bestimmtes Ziel im Auge hat und einen Widersacher beargwöhnt. Nein, es ist blinde, verstockte Gemütszerrüttung, in der ein belasteter Mensch von höllischen Furien so zerstört wird, daß er in seinem Wahn alles haßt und verfolgt, was die geliebte Frau überhaupt nur angeht. Der kranke Zweifel am Ganzbesitz, an dem Herodes leidet, der hat hier den Grafen Ulrich angefallen, und seine Eifersucht gilt vor allem dem Kind, das Griselda ihm trägt. Schon im Mutterleib verwünscht er es, und tobend stürzt er davon, wenn dieses Kindes nur Erwähnung getan wird.

Griselda selbst gleicht auch in nichts mehr der harten Trutzmagd von damals, sie ist ganz minniglich, weich, demutsvoll ergeben, dem Urbild verwandt. Diese Metamorphose zur liebenden, hingebenden Mutterfrau ist dem Dichter wohl auf Treu und Glauben hinzunehmen, sie kann naturhaft sein.

Bei der Verkehrung des Mannes aber stellen wir ihm doch die peinliche Frage: „Weißt du, wie das ward?"

Es genügt mir nicht, daß einfach konstatierend mitgeteilt wird, jetzt sei ein solcher Umschlag eben eingetreten; es geht nicht an, daß eine Person hinter der Szene ihr Wesen wie ein Kostüm wechselt und in ganz anderer Haut sich präsentiert. Interessant und zur Teilnahme zwingend ist nur das Miterleben seelischer Entwicklungen; transparent soll uns der schöpferische

Künstler die Prozesse des Inneren machen, aus denen dann solche Wandelungen als Resultate sich ergeben.

Unterläßt er das und begnügt er sich mit der bequemen Mitteilung, daß eine Person sozusagen in andere Umstände gekommen ist als vorher, so darf er sich nicht wundern, wenn wir dies, ohne uns stark überzeugt und beteiligt zu fühlen, nur kühl uns anhören.

Man braucht dabei nicht einmal daran zu zweifeln, daß Graf Ulrich von diesem Eiferwahn geschlagen ist. Es kann möglich sein. Aber Möglichkeit allein ist ein schwacher Hebel für dramatisches Interesse, nicht Möglichkeit will man fühlen, sondern zwingende Notwendigkeit. Nur dann sind wir angespannt und folgen atemlos, nur dann sind wir mitverkettet im ehernen Schicksalsring.

Möglichkeit läßt ja auch noch andere Möglichkeiten zu, und da kann man sich einige denken, die viel größere Wahrscheinlichkeit haben als die, die Hauptmann wählte. Stellt man sich das strotzende erdhafte Adam-und-Eva-Paar des Anfangs vor, so liegt der Gedanke viel näher, daß dieser Mann von seiner Männin gerade ein Kind haben will, Bein von seinem Bein, Fleisch von ihrem Fleisch. Zum Elementarischen und zum Genesishaften, das in dem Zwischenspiel deutungsvoll klang, paßt Fruchtbarkeit, gute Hoffnung, Mutterleib und Vaterfreude ja durchaus. Und dazu kommt auch noch das dynastische Motiv der Erblichkeit, das vorher angeschlagen wurde. Der Markgraf muß einen Sohn haben, um seine Herrschaft eigenem Blut vererben zu können. Man erwartete also eher von ihm den „Schrei nach dem Kinde“ zu hören als den Irrsinnsfluch auf das Ungeborene.

Man kann vielleicht annehmen, daß Hauptmann an eine Erklärung für die Verfassung seines Ulrich gedacht hat. Er könnte dies Kind hassen, weil es ihm den Besitz der Frau entzieht und ihm den Genuß raubt. Aus sinnlicher Vollblütigkeit käme dann die Verstörung.

Aber auch das paßt wenig zu dem wilden Waldfaun, wie wir den Grafen kennen gelernt haben. Der würde, unbeschadet der Liebe zu seinem Eheweib, seine Lust schon irgendwo und irgendwie büßen; darben und fasten wäre seine Sache nicht.

Hauptmann hat offenbar nicht das rechte Einheits- und Zusammenhangsgefühl mit seinen Menschen, ihm ist hier schöpferisches Herzenskennen und Nierenprüfen leider nicht eigen. Er erfindet ihnen auf dem Reflexionswege ein fremdes Schicksal, imputiert es ihnen und gewinnt so künstlich die Vorgangsbewegung für die dramatischen Szenen.

Rechnerische Überlegung besorgt das Auseinanderbringen und dann wieder die schließliche Vereinigung des Paares.

Und die Rechnung und die Überlegung sind dabei nicht einmal feinspinnig, sondern eigentlich recht primitiv, und was sich begibt, wird einfach als Tatsachenmaterial mitgeteilt.

Als Griselda ihr Kind, einen Sohn, zur Welt gebracht, nimmt es der Graf ihr fort, und als sie nach dem Kinde fragt, verläßt er sie in wilder Wut und haust von da an in seiner Jagdhütte.

Griselda fühlt sich verschmäht und verstoßen, sie legt ihre Magdkleider wieder an und kehrt zu ihren Eltern zurück und schwört, nur als Dienerin würde sie das Schloß wieder betreten. Im letzten Bild große Verwandlung und Läuterung: Ulrich läßt sein Kind heimholen, er selbst zieht in sein Schloß ein, und er ruft leidenschaftlich Griselda zu sich. Als Magd naht sie, die Stufen der Treppe scheuert sie, so trifft er sie, und in den Armen liegen sich beide ...

Wie das ward, bleibt der Phantasie der Zuschauer überlassen. Und da alle bewirkenden inneren Triebkräfte hinter den Kulissen spielen, empfindet man dies Schlußbild auch nicht als eine wahrhafte Lösung schwerer innerer Krisen. Man sieht es nur als einen Affektmoment an und möchte nicht dafür gutsagen, daß die Stürme nicht morgen von neuem anfangen.

Im Momentanen erweist aber Hauptmann in diesem letzten Bild viel schwingendes Gefühl. So schwach das Dramatisch-Psychologische ist, die lückenlose Schmiedung seelischer Gliederungen, so fein ist das Lyrisch-Psychologische, die Erfüllung der einzelnen Gefühlssituation mit Duft und Klang.

Es ist z. B. ein erlesenes Vorstellungsmotiv, daß, als Griselda die Stufen scheuert, ihr Kind von weither angebracht wird, und daß sie unerkannt als Magd ihr eigenes Fleisch und Blut die Treppe hinauftragen muß.

Und in der Vereinigungsszene ist die Situation zwischen zwei Menschen tief erfaßt. „Räuber!" so wollte Griselda zu dem Vater ihres Kindes schreien, doch als er sie in die Arme nimmt, da kann sie nur immer wieder sagen: „Küsse mich ..."

Und ein feines, deutevolles Wort, wenn auch vielleicht zu bewußt für Griselda, steht am Ende: „Du mußt mich weniger lieben, Geliebter."

Doch isolierte Schönheit ist das, die Ornamente an einem Bau, der an sich brüchig ist. Und so können sie nicht glücklich machen. Felix Poppenberg



Die Neuinszenierung des „Hamlet" im Kgl. Schauspielhaus zu Dresden

Unter den mannigfachen Versuchen, dem Geist Shakespearescher Dramen durch eine fast unverkürzte Aufführung möglichst gerecht zu werden, nahm bisher die drehbare Bühne eine wertvolle Stellung ein. Wer jedoch die prunkvollen Inszenierungen von „Was ihr wollt", des „Kaufmanns von Venedig" und des „Sommernachtstraumes" auf der Reinhardtschen Bühne zu Berlin gesehen hat, wird zugeben, daß diese märchenhafte Fülle prächtiger Dekorationsmotive der Phantasie keinerlei Spielraum mehr gewährt und von dem Inhalt der Dichtung eher ablenkt, als ihn vertieft. Und wenn auch für die genannten Stücke als farbenfrohe Einkleidung noch zulässig, so muß solche reiche Dekoration für den Geist ernsterer Shakespearescher Dramen geradezu verhängnisvoll wirken. Der Dresdener Neuinszenierungsversuch des „Hamlet" nun nimmt demgegenüber keineswegs den Standpunkt nüchterner Einfachheitsfanatiker ein, die zur Bühne des 16. Jahrhunderts zurückkehren möchten, wohl aber ist er ein Versuch genialer Vereinfachung oder besser gesagt Stilisierung zu nennen, der das Drama in eine feierliche Sphäre des Zeitlos-Heroischen rückt.

Professor Fritz Schumacher, der sich bereits um moderne Architektur und Raumkunst große Verdienste erwarb, löste das Technische wie das Künstlerische des Problems meisterlich; er hat die Möglichkeit einer fast unverkürzten Hamletaufführung von einer seltenen Feierlichkeit und Erhabenheit des Eindruckes geschaffen, bei der sich die rein ästhetischen Werte des malerisch-dekorativen Ausstattungswerkes wie die Skulptur gotischer Dome als dienende Glieder streng dem hehren Bau des dramatischen Kunstwerks unterordnen.

Zunächst ein kurzes Wort über das Technische, soweit es allgemein verständlich sein kann: Um einen siebzehnmaligen Szenenwechsel ohne störende Pausen zu ermöglichen, sind plastische Architekturteile gefunden worden, Terrassen, Erhöhungen, Stufen, Mauern, Bogen und Säulen, die als Grunddekoration während des ganzen Stückes stehen bleiben können, indem sie durch leichte Verschiebung und Verkleidung ein neues Gesicht gewinnen. Ein System schwerer Samtvorhänge, von oben herabfallend und von der Seite heranrauschend, schließt den jeweiligen Raum wirkungsvoll ab und bietet wiederum zahlreiche Verwandlungsmöglichkeiten. So kann ein breiter Repräsentationsraum rasch zu einem intimeren Innenraum gestaltet werden. Die lästigen Soffitten sind ganz beseitigt worden; ein geteilter Seitenvorhang von dunkler, satter Farbe verhüllt die beendete Szene für ein paar Minuten, den Zuschauer in der kurz zuvor in ihm erweckten Stimmung belassend, die nun feierlich bis zur neuen Szene weiterklingen kann.

Schon ist hierbei das ästhetische Moment erkennbar. In großen, erhabenen Linien heben sich zunächst die Außenszenerien, Terrassen, Bogen und Mauern, vom bestirnten Nacht-

himmel ab. Ausblicke von hehrer Unendlichkeit wurden geschaffen, vom Schauer des Grauenvollen, Unheilschwangeren durchweht: Balladenstimmung von machtvoller Eindringlichkeit, erhöht durch die malerisch wechselvollen Silhouetten der sich gegen den Himmel abzeichnenden Rittergestalten, der düsteren, von seelischen Leiden umzitterten Gestalt Hamlets und der phosphoreszierenden Erscheinung des Geistes. Dies nur ein Beispiel dafür, wie hier Stimmung zu Stimmung kommt und alles nur dazu da ist, den Eindruck des gesprochenen Wortes zu vertiefen.

Die gleiche Strenge der Stilisierung waltet bei der Innendekoration vor: nur das Notwendige wurde gegeben, das dem Charakter der jeweiligen Szene Wesentliche — an sich weit sprechender als die gewohnte Anhäufung stilechten Dekors. Geschickt angebrachte Erhöhungen, Galerien und Balustraden ermöglichen sehr abwechslungsvolle Posen der Schauspieler, die immer ganz selbstverständlich erscheinen. Auch die Kostüme aus prachtvoll wirkenden Stoffen sind von großzügiger Einfachheit. Grundtypus wohl das 14. Jahrhundert, doch alles wurde allgemeiner, zeitloser gehalten. Auch hier der Balladenstimmung des Ganzen angepaßte Stilisierung. Neben der Linie tritt die Farbe in eine herrschende Rolle, und der uns Deutschen oft gemachte Vorwurf, daß wir des künstlerischen Farbensinnes ermangelten, wird durchaus hinfällig. Nur wenige Töne, grün, blau, violett, sind vorhanden, aber in unendlichen Abstufungen, und sie kehren in den Kostümen wieder, streng und ernst bei den Hauptträgern der Handlung — verstärkt durch das tiefe Schwarz des Hamlet, dann freundlicher bei den leichter gehaltenen Nebenfiguren (Rosenkranz und Güldenstern) und endlich weicher und zarter in den Gewändern der Frauen. Das Kleid Ophelias ist an sich ein farbiges Wunderwerk. Und doch will nichts Geltung für sich allein besitzen. Alles steht in Harmonie mit der szenischen Umgebung und bietet in seiner Gesamtheit nur die plastisch-malerische Verdeutlichung des Geistes der Dichtung.

Das wurde nicht bloß geschaffen mit der feinen Augenkultur eines vornehmen Künstlers, sondern aus der tieferen Kultur eines für die Grundstimmung des dichterischen Meisterwerkes wunderbar empfänglichen Künstlergeistes. Und darum wirken diese Dekorationen nicht mehr bloß als Dekor; der Rahmen erscheint nicht bloß als Rahmen. Es ist hier im höchsten Sinne Stil, reinster Einklang von Geist und Form gefunden worden. Der Vorwurf, moderne Dekorationen seien nur Zweck an sich, kann diese Inszenierung des Hamlet nicht treffen. Wer immer von dem Bühnenbild gefesselt wird, wird zugleich auch gefesselt werden vom Geist der Dichtung; gewaltig, ja von eindringlicher Wucht kommt das Schicksalsschwere des „Hamlet" in diesem Rahmen zur Geltung, eben weil der Rahmen unmittelbar aus der Hamletstimmung geboren wurde.

Anna Brunnemann



Stuttgarter Sensationen

In den ersten Monaten des Jahrs hat es ein aus vier Bühnenkünstlern zusammengesetztes Wanderquartett unternommen, die Segnungen von Otto Borngräbers erotischem Mysterium „Die ersten Menschen" in die deutschen Provinzen zu tragen. Die Reise ging bis Stuttgart ohne wesentlichen Unfall vor sich. Hier traf das Stück ein Verbot der Stadtdirektion, die von der in der Dichtung stellenweise zutage tretenden „brutalen Sinnlichkeit" Sitte und Ordnung gefährdet wähnte. Böse Zungen behaupten, die Leitung des Residenztheaters, wo die Aufführungen stattfinden sollten, habe das Verbot provoziert, um ihr bisher im Dunkeln blühendes Unternehmen in blendende elektrische Beleuchtung zu setzen. Das ist natürlich eitel Verleumdung. Jedenfalls aber hatte die Theaterdirektion von der Entgleisung jener Behörde den Vorteil. Die rechtlich anfechtbare und sachlich nicht gerechtfertigte Maßregelung hätte in einem Lande, wo die Hofbühne im denkbar freisinnigsten Geiste geleitet

werden darf, doppelt und dreifach unterbleiben müssen. Die nächsthöhere Instanz entschied kluger- und billigerweise gegen die Stadtdirektion und gab das Drama frei. Die Zwischenzeit benutzte die Presse zu einer Propaganda, die vollkommen berechtigt war, soweit sie sich gegen den Versuch richtete, Württemberg mit einer bevormundenden Theaterzensur zu beglücken. Leider ließen sich aber übereifrige Federn dazu verführen, auf das beanstandete Stück selbst Lobeshymnen anzustimmen, die es seiner künstlerischen Bedeutung nach durchaus nicht verdient. Als die Vorstellungen wirklich zustande kamen, entstand eine förmliche Wallfahrt nach dem Residenztheater, bis endlich die Wirkung der Hypnose nachließ und die Hereingefallenen sich entsetzlich gelangweilt zu haben gestanden.

Noch war diese Sensation nicht verrauscht, als ein neuer Taumel die Gemüter der sonst so friedlich-stillen Residenz am jetzt nur noch unterirdisch fließenden Nesenbach ergriff. Gabriele Reuter las im Verein „Freie Bühne" vor, und die Zeitungen wußten namentlich zu berichten, daß die „Matrone im Silberhaar" einen ungemein sympathischen Eindruck gemacht habe. Tags darauf wollte die Dichterin im Verein „Mutterschutz" etliche Kapitel aus ihrem neuesten Roman „Das Tränenhaus" vortragen. Die Sitzung sollte im Saal des Königin-Olga-Baus stattfinden; indessen wurde noch in letzter Stunde von der hohen Hausherrin, der die Bestrebungen des Vereins nicht zusagen, die Erlaubnis widerrufen, so daß in der Eile ein andres Lokal aufgesucht werden mußte. Das machte natürlich böses Blut. Und die unlogische Folge war wiederum die, daß die Dichterin, gegen die sich die Maßregelung in erster Linie richtete, auf ein unverdientes Piedestal erhoben wurde. Ehrbare Frauen, die ein tiefes Grauen empfänden, wenn ihnen ein Schritt vom Wege ihrer korrekt bürgerlichen Existenz zugemutet würde, warfen sich für eine Bewegung ins Zeug, die in ihren äußersten Konsequenzen den Mann auf die Rolle eines notwendigen Übels zur Befriedigung des Mutterschaftsbedürfnisses verweist. Und „Das Tränenhaus", für das sich ja leider auch vernünftige Kritiker begeistert haben, wurde nun plötzlich in allen Tonarten als ein großartiges Kunstwerk gepriesen, dem die Annahme, daß es autobiographischen Wert besitze, noch ein besondres Relief verlieh. In Wahrheit hat sich Gabriele Reuter in diesem naturalistischen Roman an einen Stoff gewagt, dem sie nicht gewachsen ist, und dessen Brutalitäten eben infolge des künstlerischen Abmangels um so abstoßender wirken.

In beiden Fällen hat sich wieder einmal die leidige Erscheinung geoffenbart, daß schon das geringste Märtyrertum alle Begriffe zu verwirren und Maßstäbe zu verrücken vermag. Eine um so erstere Warnung liegt darin, literarische Märtyrer zu schaffen. Die beabsichtigte Reklame ist eine so große Macht in unserem Kulturleben, daß es daneben nicht noch der unbeabsichtigten bedarf. Unsre öffentliche Meinung steht auf allen Gebieten im Zeichen der Nervosität. Das Sensationsbedürfnis des Publikums wächst noch täglich, und unter denen, welche die öffentliche Meinung machen, gibt es allzu viele, die diesen ungesunden Hunger zu befriedigen bestrebt sind. Den Schaden davon hat die gute Literatur, die allem Schwindel abhold ist, sich aber durch ihren inneren Wert allein immer weniger durchzusetzen vermag. Und schließlich muß das deutsche Volk selbst die Zeche bezahlen, wenn es sich fortgesetzt Steine für Brot vorsetzen läßt.

R. Kr.



Bühnensklaven

In den „Dokumenten des Fortschritts" (Georg Reimer, Berlin) gibt der Schauspieler F. Rolau eine beredte Schilderung der Zustände im Theaterwesen. Welche Summe von Elend hinter dem so oft zu toller Laune, zum Lachen und Lächeln gezwungenen Künstler! Man höre und frage sich dann, ob der Schauspieler bis heute — von den bekannten wenigen Ausnahmen abgesehen — mehr war als der Sklave seines Brotherrn, des

Direktors: „Die meisten Paragraphen des Kontrakts lauten überhaupt: Das Mitglied ist verpflichtet ..., die Direktion ist berechtigt ..., das Mitglied verzichtet ..., die Direktion behält sich das Recht vor ... Nur in ganz wenigen Fällen darf das Mitglied. Den Satz: Der Direktor ist verpflichtet . . . habe ich, trotzdem ich viele Kontrakte vieler Direktoren gelesen habe, noch nirgends gefunden. Nur in einem Punkte steht dem Mitgliede ein unbestreitbares Recht zu, nämlich dann, wenn es dem Herrn Direktor pränumerando einen Monat Arbeit geleistet hat und der Herr Direktor postnumerando die Bezahlung verweigert. Dann darf der Schauspieler weitere Pränumerandoarbeit verweigern.

Wenn auch bisher die deutschen Schauspieler aus Mangel an Einheit und zielbewußter Führung sich die unglaublichen, dem sozialen Empfinden hohnsprechenden Vertragsbestimmungen gefallen ließen, so darf man doch nicht glauben, daß sie deshalb damit zufrieden gewesen wären. Kraft des vorhandenen Kapitals diktierten die Direktoren die Vertragsbedingungen, aus denen klar und deutlich hervorgeht, daß niemand es wagen darf, an ihrer Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, während sie von dem Schauspieler das Gegenteil anzunehmen geneigt sind. Wird z. B. ein Schauspieler krank und meldet dies seiner Direktion, so behält sich diese das Recht vor, die Krankheit so lange für Schwindel zu halten, bis ihr angestellter Vertrauensarzt das Gegenteil bekundet. Zeugnisse von Hausärzten haben der Direktion gegenüber keine Gültigkeit. Erklärt der Theaterarzt, er könne die Krankheit nicht konstatieren, so muß das Mitglied spielen. Die Wut über solche beschämenden Bestimmungen kommt am besten zum Ausdruck durch die in Theaterkreisen kursierenden Garderobenwitze. Zum Beispiel: Wenn ein Schauspieler während der Vorstellung auf offener Szene stirbt, so macht er sich dadurch eines groben Vertragsbruches schuldig, und seine Erben sind verpflichtet, der Direktion den erwachsenen Schaden in Höhe der Einnahme eines ausverkauften Hauses zu ersetzen. Außerdem verfällt der Direktion die vereinbarte Konventionalstrafe. Dagegen verbleibt die Leiche im Besitz der Direktion, solange es angängig ist, und hat nach wie vor ihre ganze Kraft zur Verfügung zu stellen für stumme Rollen, Komparserie und Statisterie. Die Desinfektionskosten sind von den Erben zu tragen. Das Geschichtchen ist noch nicht einmal zu Ende, die innere Empörung, die nur den Witz, von Mund zu Mund erzählt, als Ventil hat, zeitigt derbere Äußerungen, die sich nicht wiedergeben lassen.

Weiter! Die Direktion behält sich einseitiges Kündigungsrecht vor: nach vierzehn Tagen im Probemonat, zum Ablauf der ersten Spielzeit bei zweijährigen Kontrakten, zum Ablauf der ersten und dritten Spielzeit bei fünfjährigen Verträgen, während der Schauspieler unbedingt gebunden ist, ob ihm das Engagement gefällt oder nicht. In Krankheitsfällen entfällt sofort das Spielhonorar, meist die Hälfte der Gage betragend; nach kurzer Zeit, oft nach einer Woche, ist der Direktor berechtigt, den Vertrag für gelöst zu erklären. Wird aber ein Mitglied gar kontraktbrüchig, so ist eine einzige Strafe gar nicht mehr ausreichend, das Vergehen zu sühnen. Erstens verfällt die vereinbarte Konventionalstrafe, meist in Höhe einer Jahresgage. Hat das Mitglied diese aber bezahlt, so ist es nicht etwa frei, sondern muß weiter seinen Verpflichtungen gegen die Direktion nachkommen, und tut es das nicht, so treten die Bestimmungen in Kraft, nach denen es an keiner dem Bühnenverein angehörenden Bühne mehr auftreten darf für die Dauer von drei bis fünf Jahren. Tritt der Kontraktbrüchige an einer Nichtvereinsbühne auf, so gelten diese Bestimmungen gar bis zu fünf Jahren nach Ablauf des gebrochenen Vertrages. Man sieht, daß das Geschichtchen von den Verpflichtungen des toten Schauspielers auf ganz realem Boden gewachsen ist.

So stand es zu lesen in dem neuen Vertrage, den der Bühnenverein einstimmig angenommen hatte, und den die deutschen Schauspieler in der Delegiertenversammlung vom Dezember 1908 ebenso einstimmig abgelehnt haben. Zum ersten Male waren die Delegierten einig, daß es unwürdig sei, einen solchen Vertrag zu sanktionieren.

Es soll in Zukunft von zwei Gleichberechtigten ein Vertrag geschlossen werden. Der

eine zahlt und der andere leistet, und der Vertrag soll beiden Teilen gleicherweise Rechte und Pflichten auferlegen.

Daß der Bühnenverein den Versuch macht, die sehr lebenskräftige Bühnengenossenschaft totzuschweigen, ist sein Privatvergnügen. Sie lebt und wirkt weiter. Daß der Bühnenverein aber den unwürdigen Versuch gemacht hat, die Pensionsanstalt der Schauspieler zu zerstören, daß er durch Schädigung der Invaliden, der Greise und Witwen die Schauspieler niederzwingen will, hat ihn um den letzten Rest der Sympathie gebracht, und der Schauspieler darf stolz sagen, daß die gesamte Öffentlichkeit auf seiner Seite steht."



Kinematographie und Bildung

Nur Blindheit kann verkennen, welch ungeheure Macht der Kinematograph als Unterhaltungsmittel geworden ist. Man mag über einzelnes nicht hinwegkommen, wie z. B. daß dieser Abklatsch der Wirklichkeit alle Phantasie zerstöre, — man kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Kinematograph nicht zu verdrängen ist. Ein solches Kinotheater ist ein zu leichtes und selbst an kleinern Orten noch reich lohnendes Geschäft; so wird es an Unternehmern nie fehlen, die dann in der Ausnutzung aller Sensationen, in der Spekulation auf die niedern Instinkte mächtige Waffen haben. So wird sich also der vernünftige Volksmann die Veredelung der Kinematographie zum Ziele setzen und versuchen, diese großartige Maschine in den Dienst des Guten und Schönen zu stellen. In der „Frankf. Ztg." berichtet der Direktor eines Zwickauer Kinotheaters über seine Bemühungen auf diesem Gebiete. Betrachtet man sich zunächst den augenblicklichen allgemeinen Zustand, so „zieht am meisten natürlich das sogenannte sensationelle Genre. Sherlock Holmes und Nick Carter sind hier die Heroen. Von ersterem sind drei Serien erschienen, von letzterem, glaube ich, fünf. Noch schlimmer sind die Indianergeschichten ‚Buffalo Bill', ‚Riffle Bill' u. dgl., mit denen die einzelnen Firmen einander übertrumpfen wollen. — Einen wahrhaft beklagenswerten Niedergang hat das humoristische Genre zu verzeichnen. Ich nenne nur einige Titel wie ‚Nervöses Zucken der Zunge', ‚Lehmann hat Pferdefleisch gegessen', ‚Karos Rache'. Auf ersterem ein Mann, der einige hundert Male seine Zunge aller Welt ins Gesicht herausstreckt. Auf dem zweiten wird Lehmann zum Schluß ein Schaukelpferd aus dem Bauche geschnitten. Auf dem dritten eine Verfolgungsszene (sehr beliebt, weil leicht zu arrangieren). Außer solchen noch einige flotte Pariser Ehebruchsszenen (‚Der betrogene Othello' u. dgl.). — Bei den sogenannten Dramen ist leider das sentimentale Moment sehr stark vertreten, und einzig und allein die sogenannten aktuellen Films haben erfreulicherweise in der Mehrzahl echten, wahren Bildungswert. Da treffen wir herrliche Landschaftsbilder wie ‚Im Lande der Mitternachtssonne', ‚Madras', ‚Ägyptische Reisebilder', ‚Die Lüneburger Heide', ‚Nordseestrand' usw., ferner sehr belehrende Völkerkundefilms: ‚Arabische Töpferei', ‚Unter den Lappen', ‚Krokodiljagden am Blauen Nil' usw. — Das wäre ungefähr eine kurze Durchsicht des heutigen Filmbestandes auf seinen Kunst- und Bildungswert hin.

Das Programm eines heutigen ‚erstklassigen' Theaters hat eine Länge von etwa 1000 bis 1100 Meter und ungefähr folgende Zusammensetzung: 2 aktuelle Films, 2 Dramen, 1 Kinephon-Aufnahme (Sprachbild, 70 Meter), 1 koloriertes Bild und 2 humoristische. Wie man sieht, ein rechtes Potpourri! Ein Konglomerat, das nie einen schönen, einheitlichen, harmonischen Kunsteindruck hinterlassen kann. Es gibt auch tatsächlich Besucher, die sich die beiden Landschaftsbilder ansehen und dann — verschwinden. Sie wollen sich den Genuß nicht durch das übrige verkümmern lassen, sehr erklärlicherweise.

Wie ließe sich also wohl ein schöner, einheitlicher Gesamteindruck erzielen? Sicherlich nur, wenn man es versteht, die schönen Künste und Wissenschaften heranzuziehen, d. h. die Kinematographie höheren Bildungszwecken unterzuordnen. Als Beispiele mögen die beiden Abende dienen, die am 11. und 18. Januar d. J. in den Zwickauer Kino-Salons stattfanden. Der erste war Detlev v. Liliencron gewidmet. Es wurde eine sachliche historische und ästhetische Einführung in sein Schaffen gegeben, die mit Proben aus seinen Gedichten belegt ward. Besonders wurde das nordische Moment in seinen Balladen und Heimatsliedern betont, und hierzwischen wurden drei prachtvolle nordische Landschaftsfilms vorgeführt. Am zweiten Abend sprach ein Ingenieur über ‚Moderne Großindustrie‘. Zwischen den Vortrag wurde die Vorführung folgender grandioser Films eingestreut: ‚Modernes Sägewerk‘, ‚Eisenwerke Creuzot‘ und ‚Eisengießereien Couillet‘. Man sah, wie die in Weißglut glühenden riesigen Eisenblöcke von ungeheuren Kränen hin und her bewegt werden, und wohl jeder Hörer und Zuschauer hat von diesem Abend einen nachhaltigen Eindruck von der imposanten Arbeitsleistung der heutigen Industrie davongetragen. — Wenn sich die Kinematographie so in den Dienst der Volksbildung und Jugendbelehrung stellt, wird sie sicherlich schon in der allernächsten Zukunft als ein mächtiger Erziehungsfaktor gewürdigt werden, dessen Bedeutung von keinem Pädagogen mehr verkannt werden dürfte. Geht doch bei jedem neu aus den Tiefen menschlichen Geistes auftauchenden Gebiet der Weg von Unterhaltung zu Bildung.“ —

Das ist ein sehr nachahmenswertes Beispiel, dem viele Nachfolge zu wünschen wäre. Das Unterhaltungs- und humoristische Genre ließe sich leicht heben, wenn man nach französischem Vorbilde Preisausschreiben für eine solche künstlerische Kilometerdichterei erließe. Auch wäre es unschwer, das frühere Schattentheater hier einmünden zu lassen. Es ist ja sonst doch nicht mehr recht lebensfähig. St.



Vom südbayerischen Volksbildungsverband

Es ist kein schöner Name, aber er gehört einem tüchtigen Verein, der aus der bloßen Theorie und dem blutleeren Ästhetengejammer über Unkultur zur praktischen Tat vorgegangen ist. Man muß die Menschen eben nehmen, wie sie sind: nicht besser, aber auch nicht schlechter. Ich für meine Person halte aus einer ziemlich reichen Erfahrung (freilich nur im süddeutsch-schweizerischen Gebiete) heraus das Landvolk für der Kunst wenigstens ebenso zugänglich wie das Stadtvolk bis hoch in den Mittelstand hinein. Man heuchle nur nicht so sehr mit Bildungs- und Kunsthunger. Daß man gern ins Theater oder ins Konzert geht — ja, wer täte das nicht! Auch die Kunstausstellungen besucht man, — aber mit den Museen steht's schon schlimmer. Wie oft mußte ich es aber auch in gebildeten Kreisen erleben, auf Nachfragen nach einem wertvollen künstlerischen Privatbesitz in der gleichen Stadt kaum bescheidene Auskunft erhalten zu können. Aus alledem ist kein Vorwurf zu machen. Wir haben ja so vielerlei Abhaltung, sind vielfach so verbraucht — auch Bequemlichkeit erscheint mir noch nicht als Staatsverbrechen —, daß wir nicht dazu gelangen, Kunst aufzusuchen. Die Kunst muß zu uns kommen; oder es müssen wenigstens besondere Gelegenheiten geschaffen werden, die uns anstacheln (z. B. Kunstausstellungen). Auch die Presse könnte da viel mehr tun, indem sie häufiger auf wertvolle, leicht erreichbare Kunstwerke aufmerksam machte.

Weit schwieriger als für die Städter liegen die Verhältnisse für die Landbewohner. Hier fehlen die „Gelegenheiten“ gänzlich, und das einzige Angebot ist in der Regel schlecht (Kolportage für Buchhandel und Öldruckbilder). Hier kann nur ein systematisches Anbietesystem guter Kunst helfen, wie es sich jetzt der obengenannte Verein, dessen Vorsitzender der bekannte Stadtschulrat Kerschensteiner ist, angelegen sein läßt. Zunächst auf dem Gebiete der bilden-



den Kunst, wo er Wanderkunstausstellungen veranstaltet, die mit kluger Rücksichtnahme auf die ländlichen Verhältnisse zusammengestellt sind.

„Wanderkunstausstellungen als solche“, lesen wir in einem Aufsatz der „Münch. Neuest. Nachr.“, „sind ja nichts Neues. Man hat schon früher, auch in der Provinz, mit ihnen Versuche gemacht, aber der Erfolg ist doch ziemlich zweifelhaft geblieben und zum mindesten nicht sichtbar geworden. Das Neue, was der genannte Verband bringt, liegt vor allem darin, daß sich an die Ausstellung auch ein Verkauf anschließt. Es ist klar, daß damit allein eine Probe auf den Erfolg gemacht werden kann, ja daß nur so ein bleibender Erfolg erzielt wird. Wenn nämlich dem kleinen Mann nicht zugleich mit der Ausstellung die Gelegenheit geboten wird, das Bild, das ihm gefällt, zu erwerben, so hat das ganze Unternehmen nur einen bedingten, ja illusorischen Wert. Die bunte, fremde Welt der Kunst geht vorüber, verblaßt bald wie ein Traumbild und wird vergessen. Die erwachten Geister wissen nicht, wo sie das neu entstandene Bedürfnis befriedigen können. Es erlischt wieder aus Mangel an Nahrung.

Diesem Umstande, der zugleich einen bedeutsamen wirtschaftlichen Wink gibt, paßt sich die Organisation des bayerischen Volksbildungsunternehmens an. Zuerst einige Worte über die Ausstellung selbst. Sie setzt sich aus ungefähr zweihundert Bildern zusammen, die sämtlich gerahmt und zu entsprechend mäßigem Preise verkäuflich sind. Die Hälfte etwa besteht aus Schwarzdruckbildern, die übrigen Blätter sind farbig. Raffael und Rembrandt sind in dieser Sammlung so gut vertreten wie Dürer, Holbein, Tizian und Leonardo. Von Neueren finden wir Lenbach, Spitzweg, Schwind und Thoma, ferner Uhde, Ernst Liebermann, Keller-Reutlingen, Paul Hey, Angelo Jank, Hoeß, Zumbusch, Georgi und viele andere. Die Ausstellung dauert immer eine Woche mit zwei Sonntagen, da an diesen der Besuch erfahrungsgemäß am stärksten ist. Ein E i n t r i t t s g e l d wird natürlich n i c h t erhoben. Bedeutende Schwierigkeiten verursacht nicht selten die Lokalfrage, da nicht immer ein Turnsaal oder ein größerer Rathaussaal zur Verfügung steht. In der Regel beaufsichtigt ein freiwilliger Ausschuß die Ausstellung, und einzelne für die Sache interessierte Personen übernehmen Führungen durch sie.

Die Resultate, die mit diesen Ausstellungen bisher erzielt wurden, sind überraschend und in mancher Hinsicht, besonders auch psychologisch, sehr interessant. Die Zahl der Besucher betrug z. B. in Mehring 1500, Landsberg 2000, Weilheim 1200, Murnau 1000, Erding 1400, Salzburghofen 1800, Türkheim 1900; Kempten mit seiner höheren Einwohnerzahl wies einen wesentlich stärkeren Besuch auf. Und das sind sonst Ortschaften mit zwei- bis höchstens sechstausend Einwohnern. Nicht minder rege als der Besuch gestaltete sich der V e r k a u f; es wurden auf acht Ausstellungen fast z w e i t a u s e n d Bilder erworben. Buntdrucke wurden bevorzugt. An manchen Orten fanden die religiösen Bilder größeren Absatz. So wurde in Salzburghofen allein die Madonna des Fra Filippo Lippi zwanzigmal gekauft. Aber der Geschmack ist verschieden. In Mehring war es Keller-Reutlingen, der mit seinen drei verschiedenen Blättern fünfundvierzigmal verlangt wurde. Großer Teilnahme begegnen auch Darstellungen geschichtlicher Szenen und Persönlichkeiten, wie der Krieg 1870/71, Napoleon und der alte Fritz. Von den Landschaftern scheint es besonders Georgi zu sein, der mit seinem feinen Verständnis für das bayerische Landleben den Leuten näher kommt. Hier wird auch die Kritik wach, die sich zuweilen in anerkennender Bewunderung ausspricht: ‚Dös is amal a schöner Stier!‘, aber auch mit dem Tadel nicht zurückhält, wenn der Maler mit Perspektive oder Lebenswahrheit in Konflikt gekommen ist. Da fährt z. B. auf einem Bilde ein Postkutscher, das Horn an den Lippen, lustig blasend einen Abhang hinunter. Wie viele Städter würden daran nichts auszusetzen finden! Der Landmann aber sagt sich sofort, daß das nicht geht. Wenn der Mann einen Abhang hinunterfährt, hat er mit beiden Händen so viel zu tun, um die Pferde zu zügeln, daß er nicht noch imstande ist, das Posthorn an die Lippen zu halten. Dieser oft in der Ausstellung gehörte Tadel zeigt, wie eingehend sich der kleine Mann mit dem Stoff der Bilder befaßt.

Zuweilen werden Schulklassen in die Ausstellung geführt. Die Kinder werden veranlaßt, ihr Lieblingsbild auszuwählen. Darüber wird dann der nächste Aufsatz geschrieben, in dem begründet werden muß, warum gerade das erwählte Bild dem Kinde so gut gefallen hat. Die Gründe sind verschieden, aber für die Kindesseele oft sehr bezeichnend. Dem einen hat der Himmel auf dem Bilde so schön ausgesehen, ein anderes hat das Jesuskind so hübsch gefunden. Daß ein Kind sich für ein Bild interessiert, weil es darauf die ihm bekannte und befreundete Umwelt, etwa Dorf und Gehöft und Acker, wiedererkennt, kommt seltener vor. Das Kind will immer etwas Außergewöhnliches sehen, stofflich oder malerisch, sei dies nun religiöser Art oder der Märchenwelt, dem Fabelreich entnommen."

Man ersieht aus allem die große Bedeutung des Stofflichen und wird darauf dauernd Rücksicht nehmen müssen für Angebot und Fernhalten. Ob's die Ästheten und manche Krafthuber auch verdrießt, gehört zum letzteren vor allem auch die Nudität, die von diesen Bevölkerungsklassen niemals naiv und niemals rein künstlerisch angesehen wird.

Wichtig für das d a u e r n d e Gelingen ist dann auch die Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte. Erstens dürfen die ortsansässigen Handwerker (also vor allem die Glaser oder Rahmenschreiner) nicht um ihren Verdienst kommen; zweitens muß die Gegnerschaft des alteingeführten Kolporteurs, für den seine Existenz auf dem Spiele steht, so überwunden werden, daß er aus dem natürlichen Gegner ein Anhänger wird. Nicht durch Wecken seines kunstästhetischen Gewissens (daß es unmoralisch sei, schlechte Kunst zu verbreiten, usw.), sondern durch Bewilligung eines guten Verdienstes. Wenn sie an guten Kunstblättern ebensoviel verdienen wie an schlechten, werden die Z w i s c h e n h ä n d l e r, ohne deren Mitwirken alle Verbreitungsarbeit nur vorübergehend ist, die besten Förderer der Kunsterziehung auf dem Lande sein.

St.



Ein Volkskinderheim

Der eifrige Leiter der Heidelberger Volksbücherei, Georg Zink, hat das Modell einer Anstalt hergestellt, in der Kindern im Alter von sechs bis vierzehn Jahren, deren Eltern aus beruflichen oder andern Gründen nicht in der Lage sind, ihnen die nötige Aufsicht zukommen zu lassen, ein Heim geschaffen wird, in dem sie spielen und lernen können. Diese Wohlfahrtsanlage läßt sich als Anbau an Volksbibliotheken oder Lesehallen oder auch an Volksschulen ohne große Kosten ermöglichen. Im „Heidelberger Tagebl." gibt der Urheber selber folgende kurze Schilderung seines Planes:

„Die lange Vorderseite des Gebäudes hat ein großes Fenster, entlang dessen der mit Lesepulten, Schreib- und Werkzeug ausgestattete Lese- und Arbeitstisch nebst zugehöriger Bank steht. An der Rück- sowie an der rechten Seitenwand sind Büchertische mit darüber befindlichen Gesimsen zum Aufstellen von Bildern und Tafeln angebracht. Den Anfang machen von Künstlern gezeichnete Bilderbücher; Märchenbilder und -bücher, die Mainzer sowie Münchener Jugendschriften folgen. Dann kommen, beispielsweise im Anschluß an ‚Rotkäppchen' oder ‚Schneewittchen', Abbildungen und Schilderungen des Waldes, der bekannteren Tiere, Gesteine usw., wobei Sammlungen von Gesteinen, Hölzern, ausgestopften Tieren und ähnliches auf Sondergestellen Ausgestelltes ergänzen. Die nächste Abteilung umfaßt die Sagen in Bild und Schrift, um auf die Geschichte und Heimatkunde überzuleiten. Landkarten, eine Erdkugel, Terrarium, Aquarium, Pflanzensammlungen, endlich Marken-, Münzen- und Wappenzusammenstellungen helfen hier als Anschauungsmittel. Ein mit Hilfe des Schreiberschen Verlages in Eßlingen ausgearbeitetes Puppentheater mit Phonograph bildet den Übergang zur Kunst und Kultur, über welche Gebiete die entsprechenden Buchwerke zur Belehrung ausliegen.

Vor der Miniaturbühne ist für Sitzgelegenheit gesorgt, was besonders erwähnt wird, weil sonst nur auf den gutbelichteten Arbeitstisch bzw. dessen Bank verwiesen sein soll. Abhandlungen und Zeichnungen aus dem Reiche der Technik sind mit Handfertigkeitsarbeiten vereinigt, wozu Hyans Kronenzimmerkästen so schön anspornen. Diese bieten zugeschnittenes Holz nebst Werkzeug und verlangen den Aufbau ganzer Bauernhöfe, Burgen usw. nach Zeichnung. Auch Teubners Künstlermodellierbogen sind nicht übersehen. Desgleichen Strick-, Stick- und Näharbeiten für die Mädchen. Allgemeine Bildungsschriften und illustrierte Bibeln fehlen nicht. Von Spielen sind namentlich die belehrenden, wie Dichterquartette usw., vorhanden; zeitgemäße Unterhaltungsarbeiten, wie Luftschiff- und Autorennen, sind auch nicht verbannt. Die übrigbleibende linke Seitenwand trägt über dem Aufsichtspodium eine große Tafel, was in Gemeinschaft mit der nebenanstehenden Rechenmaschine schon andeutet, daß dieses Plätzchen für die Durchsprechung der Schulaufgaben vorbehalten ist. Die freie obere Rückwandfläche ist mit biblischen und lehrreichen Sprüchen behängt, während die Professor Moestsche Büste der Großherzogin von Baden und eine als Kalender wie Zeitmesser dienende Wanduhr in entsprechender Höhe die beiden Seitenwände ausschmücken. Neben der in die rechte Seitenwand eingelassenen Türe hält ein Staffelbrett in Mappen mehrere Jugendzeitschriften bereit. Gegenüber, als Abschluß des Lesetisches, steht die Figur des Kinderschutzengels. Das beschriebene Modell ist aus Holz, Glas und Pappe gearbeitet, 50 cm lang, 25 cm hoch, 32 cm tief und hat nach vorn neigendes rotes Ziegeldach. Das große Frontfenster, die bewegliche Türe und das abnehmbare Dach ermöglichen den Einblick. Eine künstliche Beleuchtung ist nicht vorgesehen, weil es täglich nur von 2—6 und 1—4 Uhr (im Winter) nachmittags geöffnet sein soll, damit ein Straßenlaufen der Kinder in der Dämmerungszeit vermieden wird. Die Heizung erfolgt vom Hauptgebäude aus."

Für Heidelberg ist die Verwirklichung des schönen Planes durch die finanzielle Mithilfe einer Dame gesichert. Es wäre vor allem zu wünschen, daß auch für Dörfer etwas Ähnliches geschaffen würde, freilich in Einzelheiten mannigfach abgeändert. Es sollte nicht schwer halten, durch Sammlungen die Mittel dafür auch an kleineren Orten zusammenzubekommen.



O deutsche Schutzmannherrlichkeit!

Kürzlich ging ich in Wiesbaden spazieren. Es war am letzten Sonntag im Januar. Plötzlich kommt mir ein kleiner Zug entgegen. Etwa hundert Arbeiter im Sonntagsrock. Sie singen die Arbeitermarseillaise. Zu ihren Seiten etwa zwanzig Schutzleute, die in den Trupp hinein Püffe erteilen. Man hat den Eindruck eines *Sträflingstransports*. Nur daß die Sträflinge alle recht vergnügt aussehen und sich aus der „schützenden" Begleitung nichts zu machen scheinen. Ich gehe weiter. Schritt für Schritt Schutzleute. Ein ungeheures Aufgebot. Als ob man am Vorabend der Revolution stände. An allen Ecken *berittene Schutzleute auf den Trottoiren*. Nicht bloß in der Altstadt, sondern auch im Kurviertel. Die Kurfremden und sonstigen Sonntagsspaziergänger werden unter die Arbeitertrupps in den Straßenschmutz hineingedrängt. Denn auf den Trottoiren ist man in Gefahr, *überritten* zu werden. Die Schutzleute erlauben sich Damen gegenüber Bemerkungen wie: „Sie mit dem großen Hut da, gehen Sie weg, sonst gibt's was!" oder: „Gehen Sie weiter! Ich habe Sie heute schon zweimal gesehen!" — Also von einem Schutzmann nur gesehen zu werden, ist schon gefährlich, am Ende gar strafbar!

Es war lehrreich, dabei das Verhalten der „Canaille" Volk zu betrachten. Der Wiesbadener ist sehr ruhig, sehr besonnen. Man hörte nirgends erbitterte Ausrufe, nur ruhige humoristische Bemerkungen. Die „Sozis" schwenkten ihre Hüte und riefen: „Es lebe das allgemeine

Wahlrecht!" Gelegentlich schwenkten auch andere mit. Das Benehmen der Schutzleute wurde ohne Erregung mit heiterem Gelächter aufgenommen.

Nun muß man sich doch unwillkürlich fragen: einmal, warum diese beleidigende Sonderstellung einer vom Reichstag anerkannten Partei gegenüber? Und zum andern, warum dieses unglückselige Prinzip der Sensation? Wenn die Regierung eine Partei unterdrücken will, obwohl ihr dazu jedes moralische Recht fehlt, warum dann macht sie auf solche Weise für die Sozialdemokratie Propaganda? Denn derartige Versuche, Demonstrationen zu inszenieren, sind die glänzendste Propaganda für die rote Gefahr. Warum? Warum das? Tant de bruit pour une omelette! Hätte man die Leute einfach gehen lassen, sie hätten nicht mehr Aufsehen gemacht als ein durchziehender Gesangverein. Warum also dieses Aufbauschen von Ereignissen, die erst gemacht werden müssen? Warum dieses Hineindonnern und Hineinwitzeln in eine friedfertige Menge, nur um mit unendlicher Mühe einige Verhaftungen fertig zu bringen? Das ist ein unglückseliges Prinzip. Der brutale Feudalismus der Leibeigenschaft ist heute in unser Polizeiwesen gefahren. Die preußische Polizeiwirtschaft schafft mehr vaterlandslose Gesellen als alle sozialdemokratischen Redner zusammen! Und nebenbei bemerkt sind wir auch gerade so weit gekommen, daß unser Schutzmannswesen nahezu eine Organisation zur Belästigung des Publikums geworden ist. Welche Ironie! Schutz suchen müssen vor dem Schutzmann! Elegante Herren und Damen springen unter die Sozis, um sich vor den Schutzleuten in Sicherheit zu bringen! So wälzt sich der bunte Strom im Gefühl deutscher Reichseinheit durch die Pfützen, während die berittenen Schutzleute den Bürgersteig besetzt halten. Welche Komödie! Und welcher Witz in dem überlegen gesitteten Verhalten des Publikums gegenüber den „Vertretern" der öffentlichen Ruhe und Sittlichkeit!

Wie wäre es, wenn wir in unsre Bildungsbestrebungen einmal das deutsche Polizeiwesen einfaßten? Der Schutzmann bildet in unserm modernen Leben eine barocke Figur. Es ist nicht immer leicht, um dieses lebendige Verkehrshindernis herumzukommen. Es ist auch nicht angenehm, wegen dieser veralteten Erscheinung beständig vom Ausland gehänselt zu werden. Hier tut Wandel not. Wir Deutsche pflegen uns über unsre Schwächen gern mit einem heitern Lächeln hinwegzusetzen. Das ist liebenswürdig und vornehm; aber nicht immer klug. Es ist weiser, Schäden zu bessern, als zuzudecken. Wir lachen über den deutschen Schutzmann. Er ist der Wauwau, der unsern Idealen nichts anhaben kann. Alles gut und schön! Aber wir sollten uns dennoch der Pflicht nicht entschlagen, ihn wissen zu lassen, daß er für uns da ist, — nicht wir für ihn.

Civis

Luxus

Man hofft mit Einführung einer „Luxussteuer" dem Glanze rauschender Feste und der Verschwendungssucht Einhalt zu tun. Man möchte so gerne zum Wohle des Volkes die preußische Sparsamkeit wieder einführen.

Auch bei einer Luxussteuer würde alles beim alten bleiben. Die Reichen werden räsonieren, sich aber nicht einschränken, ihr Leben nach keiner Richtung hin anders gestalten. Die weniger Bemittelten werden es nach wie vor für ihre Pflicht halten, mitzutun, auch wenn sie darüber elend zugrunde gehen.

Die wahnsinnige Verschwendungssucht unserer Zeit ist ein Symptom beginnender Dekadenz. Den Sitz der Krankheit gilt es zu erforschen, falls man den Wunsch hat, sie zu heilen.

Deutscher Sinn und das deutsche Familienhaus sind uns verloren gegangen. Das deutsche Haus, in dem die Mutter schaltete und waltete, in dem Einfachheit, Frohsinn und Zufriedenheit herrschten. Das deutsche Familienhaus, das Freunden, Bekannten und Fremden allezeit offen stand und in dem sich alle bei einfacher Bewirtung heimisch fühlten. Jetzt

sind seine Pforten geschlossen. Ein- oder zweimal im Jahr öffnen sie sich, man gibt eine Abfütterung, glaubt sie geben zu müssen. Tage vor dem Fest und viele nachher wird gehungert, man kann aber trotzdem die einlaufenden Rechnungen nicht zahlen. Und was haben die Gastgeber von ihrer Mühe? von ihren Sorgen? Die scharfen, mitleidlosen Augen weiblicher Gäste sehen doch die Blößen, die sich unter dem Flitter notdürftig verbergen, und junge Herren erzählen uns, daß es bei so und so gar nicht nett war, es gab nicht einmal Sekt oder doch zu wenig.

Frauen haben unser Familienhaus niedergerissen, ihre Pflicht ist es, es wieder aufzubauen. Frauen haben Familienbande zerrissen, an ihnen ist es, sie wieder zu knüpfen. Würden unsere Frauen die Ausdauer und Energie, die sie seit Jahren auf Erreichung persönlicher Wünsche verwenden, einmal in den Dienst ihres Vaterlandes stellen, so könnten sie zum Wohle unseres Volkes Großes leisten. An Kraft fehlt es nicht, wohl aber an gutem Willen, hauptsächlich jedoch an nationalem Empfinden. Wenn ein Schiff auf hoher See in Gefahr ist, der Sturm durch die Masten pfeift, die Wellen über Bord gehen, erschallt das Kommando: „alle Mann an Bord“ — also Frauen heraus! legt Hand an, steuert dem Luxus, erstickt in euren Herzen den Nachahmungstrieb und die Sucht, fremde Sitten und Gebräuche bei uns einzuführen. Lernt von anderen Nationen eure nationale Individualität hoch halten, die persönliche entwickelt sich dann von selbst.

Wer nicht blind durchs Leben geht, wird sich kaum der Einsicht verschließen können, daß unser gesellschaftliches Leben trotz zunehmender Bildung immer mehr verflacht und unsere Feste immer mehr Bacchanalien ähnlicher werden.

Schöne Räume, elektrische Beleuchtung, blühende, duftende Blumen, lauschige Palmenecken, schöne Frauen in kostbaren Gewändern und reichem Schmuck, glänzende Uniformen geben ein farbenprächtiges Bild. Ein Abendfest ist künstlerisch schön, das leugnen zu wollen, wäre albern. Hat man sich an der Pracht satt gesehen, das Bild in sich aufgenommen, so sieht man sich die Menschen etwas näher an. Schöne Frauen, berühmte Männer, Träger vornehmer Namen, Künstler, Offiziere, Schriftsteller stoßen, drängen, schieben sich durch die Räume. Auf allen Gesichtern das stereotype gesellschaftliche Lächeln, sehr verbindlich, sehr geistlos, sehr verlangweilt.

Die Gastgeber großer und kleiner Feste machten schon vor Jahren die betrübende Erfahrung, daß die Pracht ihrer Feste, die Üppigkeit ihrer Gastmähler und der in Strömen fließende Sekt — wie es im gesellschaftlichen Jargon heißt — nicht ausreichten, um die Gäste zu befriedigen. Sie sannen auf Mittel, die übersättigte Gesellschaft zu animieren. Man verfiel auf Künstler. Das half. Die Menschen fingen an zu schwatzen, sehr lebhaft sogar. Daß sie die Kunst entweihten und die Künstler kränkten, war ein Gedanke, der ihnen fernlag. Nach einer Saison versagten die Künstler — oder lehnten sie es ab, sich und die Kunst zu prostituieren? Die Gesellschaft bedarf immer kräftigerer Mittel, um ihre Nerven zu kitzeln. Coupletsänger aus irgendeinem Kabarett werden jetzt zum Animieren herangezogen, und das Allermodernste sind kinematographische Vorstellungen. In Österreich wird natürlich der Jubiläumsfestzug den Gästen vorgeführt.

Was wird jetzt noch kommen? Schönheitsabende oder römische Gastmähler mit bekränzten Herren? Mit der Pracht der Feste hält der Kleiderluxus der Frau Schritt. Er ist maßlos und fängt an, mauvais genre zu werden.

Die Frau soll sich geschmackvoll kleiden, das ist ihr gutes Recht; im Hause für Mann und Kinder sich zu schmücken, ihre Pflicht. Sich hübsch kleiden heißt jedoch nicht nur in Samt und Seide einherrauschen, sondern sich seiner Individualität, seinem Alter und seinen Einnahmen gemäß kleiden. Es ist keineswegs Eitelkeit, die Frauen veranlaßt, einem Luxus zu frönen, für den ihnen oft die Mittel fehlen; es ist der Nachahmungstrieb und die krankhafte Sucht, andere zu übertrumpfen. Diese Sucht zeigt sich überall, im Kleiderluxus, in der Pracht der Feste, in den üppigen Gastmählern, und überall sind Frauen die treibenden Kräfte.

Kleiderkünstler, in deren Interesse der Kleiderluxus liegt, haben nicht nur offene Augen für die jeweiligen Zeitverhältnisse, sondern auch Verständnis für die Schwächen des Weibes. So bringen sie denn immer neue Moden auf den Markt, eine extravaganter und kostbarer als die andere. Dieser fortwährende Wechsel in der Kleidung entspricht der Hast, Unruhe und Nervosität unserer Zeit. Der moderne Luxus in der Frauenkleidung besteht nicht so sehr in der Kostbarkeit der einzelnen Toilette — die Gewänder unserer Ur- und Großmütter kosteten sicherlich weit mehr —, als in dem Wechsel der Moden. Unsere Frauen sind Sklavinnen der Mode und irgendeines Schneiderkünstlers, dessen Tyrannei sich hochstehende und geistvolle Frauen entziehen sollten.

Ich würde rauschende Feste, üppige Gastmähler, in Strömen fließenden Sekt und kostbare Toiletten gelten lassen, wenn ich fröhliche, glückliche Menschen fände. Mir begegnen nur nervöse, abgehetzte, unzufriedene Männer und Frauen, die in wilder Hast von einem Feste zum andern jagen, sich immer langweilen, immer über die Pflichten, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, klagen, und die immer die Welt ändern möchten. Daß man aber zuerst sich selbst ändern muß, bevor man die Welt verbessern könnte, fällt ihnen nicht ein.

Die preußische Sparsamkeit, sagen wir lieber die deutsche Einfachheit, könnten nur unsere Frauen einführen — vielleicht könnten sie auch unser gesellschaftliches Leben etwas vergeistigen?

Kathinka von Rosen



Das Warenhaus und die Frauen

In der „Frankfurter Zeitung" betrachtet Carry Brachvogel „Das Warenhaus als Erzieher": Es war und ist ja eine der lächerlichsten Angewohnheiten der Kleinstädterin (die übrigens auch in einer Weltstadt geboren sein kann), daß *sie*, *ihr* Kleid, *ihr* Hut, *ihre* Handschuhe, *ihre* Konserven, *ihre* Küchentücher oder *ihre* Papierservietten dem Verkäufer (und natürlich auch dem Geschäftsinhaber) nicht etwa nur ein Geschäft, sondern sozusagen eine Herzensangelegenheit darstellen sollen. „Nein, gnädige Frau, für *Sie* paßt so was nicht!" „O, ich kenne doch den Geschmack von gnädige Frau und weiß, daß *Sie* so etwas nicht lieben!" „Da hab' ich etwas ganz Besonderes, was ich nur besonderen Kundinnen zeige!" „Wie ich das bestellte, hab' ich gleich an gnädige Frau gedacht," usw. Zum Schluß noch die Versicherung, daß es „eine besondere Ehre" war, wenn die Dame nach drei Stunden der Wahl und Qual endlich unter Hinterlassung von ein paar Mark den Laden verließ, mit dem erhebenden Gefühl, daß sie, Frau A., doch etwas ganz anderes sei als Frau B. oder C., die natürlich ihrerseits genau ebenso „individuell" bedient wurden und daher mit demselben verächtlichen Hochgefühl auf Frau A. blicken. Der Gigant auf dem Wirtschaftsmarkt kennt dies Mandarinentum in Damenkleidern nicht. Er ist der geduldigste, höflichste und unermüdlichste Verkäufer, den man sich denken kann, aber er ist im besten Sinn Sozialdemokrat, und eine zahlende Kundschaft gilt ihm genau so viel wie die andere. Unpersönlich steht er ihnen gegenüber, weiß nichts von ihren Existenzen, will nichts davon wissen, als daß er ihnen gute Ware zu liefern hat und sie ihm gutes Geld. Les affaires sont les affaires, Geschäft ist Geschäft — mehr haben sich er und die Frau nicht zu sagen; ob etwas für sie paßt oder nicht, muß sie selbst wissen und entscheiden. Er redet nicht drein, er bevormundet sie nicht, er schmeichelt nicht ihrer Eitelkeit und ihrem Wunsch, etwas Besonderes zu sein. Ganz selbstverständlich rangiert er die Prätenziöse, die sich aus keinem ersichtlichen Grund Wunder was einbildet, in die Reihen der Allgemeinheit und erzieht so, ohne Lehrbuch und Dogma, die Frau, die mit ihm in Verbindung tritt, zu dem *großen sozialen Zuge*, der durch unsere ganze Zeit geht . . .

Ich sagte vorhin, jede zahlende Kundschaft sei dem Giganten gleich wert. Ich muß hinzufügen, daß es nicht zahlende Kundschaft für ihn überhaupt nicht gibt, denn auch auf dem Gebiet der Rechenkunst hat er sich die Frau erzogen: „Kaufe nur, was du heute oder spätestens morgen zahlen kannst; geborgt wird nicht!" Und diese Erziehung zur praktischen Arithmetik geht Hand in Hand mit jener Erziehung zur Allgemeinheit, die ich oben erwähnte, wächst logisch aus ihr heraus. Ganz selbstverständlich muß der Geschäftsmann, der mit der Gnädigen in einem persönlichen Verhältnis steht, ihr auch finanziell das weitgehendste Vertrauen schenken. Er muß, wenn sie will, ihr unbegrenzten Kredit gewähren und würde schön angefahren werden, wenn er sich's beikommen ließe, seine Ware nur gegen bar abzugeben oder mit der quittierten Rechnung, auf deren Begleichung der Bote wartet, ins Haus zu schicken. Wahrscheinlich verlöre er sogar die Kundschaft, denn mehr als eine Dame kann man sich entrüsten hören: „Nein, diese Unverschämtheit! schickt mir der Mensch eine quittierte Rechnung ins Haus! Zu dem geh' ich nie mehr hin!" Der Gigant hat mit dieser heillosen Konfusion merkantiler Begriffe aufgeräumt, er erlaubt sich, der zimperlichen Dame als Usus vorzuschreiben, was ihr sonst als Ungehörigkeit erschien. Er läßt sich auf keine Tifteleien ein, wie: „Gott, ich kann's ja zahlen, aber ich will doch nicht so gedrängt werden", sondern macht ihr einfach durch die Praxis den fast vergessenen Grundsatz aufs neue klar, daß Geschäft ein Vertrag auf Gegenseitigkeit und es keineswegs ein Zeichen von „Noblesse" ist (wie manche Damen sich einbilden), Einkäufe möglichst lange nicht zu bezahlen, sondern, im Gegenteil, ein Symptom der Unpünktlichkeit, ein Defekt des Rechtlichkeitssinns.

Noch eine andere Kleinstadt- und Kleinfrauengewohnheit ertötet der Gigant: das abscheuliche Feilschen und Herunterbieten, das die Frauen ehedem als das zuverlässigste Merkmal wirtschaftlichen Sinnes betrachteten. Die Kundin des Warenhauses lernt vom ersten Tage an, was feste Preise sind. Es gibt natürlich auch eine ganze Anzahl anderer Geschäfte, in denen „Feste Preise" zu lesen steht, aber die bevorzugte Käuferin, das heißt, diejenige, die in dem bekannten „persönlichen Verhältnis" zum Warenlager steht, versucht eben doch bei Gelegenheit, das Gebot der Unwandelbarkeit zu verschieben. „Einer so alten Kundschaft, wie ich bin, könnten Sie doch einmal einen Ausnahmepreis machen!" usw. Im Warenhaus, mit der gar keine persönliche Intimität sie verbindet, für das es in diesem Sinn überhaupt keine „alte Kundschaft" gibt und geben kann, wird auch die Keckste zögern, ein solches Ansinnen zu stellen. Sei es, daß der ganze Riesenapparat des Riesen ihr imponiert, die Millionensäcke, die hinter ihm stehen — ich habe noch nie gehört, daß eine versuchte, im Warenhaus um den Preis zu feilschen, außer vielleicht in den allerersten Tagen der Eröffnung, wo das allgemeine Mißtrauen meinte, der Gigant hielte so eine Art vergrößerten Ramschbazar. Damals probierten wohl die kleinen Frauen aller Stände, ob's nicht auch hier nach der alten Mode ginge: „Handeln und Bieten macht's Geschäft"; aber nach ganz kurzer Zeit schon hatten sie begriffen, daß es hier wirklich nicht anging, und sie begannen zu spüren, wie kleinlich und unerfreulich es ist, im buchstäblichen Sinne „handeln" zu müssen. Es ist nicht das geringste Verdienst des Giganten, daß er die Käuferinnen zu einem reelleren und großzügigeren Geschäftsgebaren hinlenkt und ihnen zugleich kapabel macht, daß sie sich nach ihrer Decke strecken sollen, nicht durch Unterbieten und Quengeln zu erreichen versuchen, was vielleicht sonst ihrem Geldbeutel unerreichbar wäre.

Aber nicht nur im moralischen Sinn wirkt das Warenhaus erzieherisch, nein, es regt auch unseren Geist an, öffnet uns das Auge für die Größe des Nützlichen, für die Ästhetik der Alltäglichkeit. Schon hat es einen eigenen Baustil hervorgebracht, schon mühen sich die Künstler um sein Heim, wie sie sich in früheren Jahrhunderten um die Schlösser kunstliebender Fürsten mühten. Und steht man dann vor solch einem merkantilen Palast, dann eröffnen sich dem Nachdenklichen bedeutsame Perspektiven — Weltperspektiven. Welche Unsumme von Energie, Fleiß, Tat- und Gedankenkraft mußte eine Generation nach der andern

aufbringen, bis aus dem engen, finstern Kaufladen der Vorväter dieser strahlende Enkel erstehen konnte, der zugleich ein großer Kaufherr und ein Mäcen ist. Über die ganze Erde hin mußte das eiserne und das diplomatische Netz unserer Verbindungen gesponnen werden, damit hier in einer Verschwendung, die berauscht und entzückt, die Waren des Okzidents und des Orients feilgeboten werden können. In dieser prachtvollen Verschwendung, in diesem zehnfachen Überfluß liegt ein unbeschreiblicher Reiz. Was bedeuten uns ein einzelner Teppich, ein oder zwei Schildpattkämme, eine Handvoll Krabben? Nichts, gar nichts, als ein Bedürfnis des Tages oder des Jahres. Hunderte von Teppichen aber, Tausende von Schildpattkämmen, Zehntausende von Krabben wirken allein durch ihr Massenangebot faszinierend. Das Wort von der Massensuggestion, das sonst immer nur für die Volksmenge angewendet wird, erhält hier eine ganz eigenartige Bedeutung. Was sonst, als Einzelerscheinung, sich reizvoll darstellt, gewinnt in der Masse und durch sie eine wilde Schönheit, von der man vorher nichts ahnte; eine flutende Kraft springt daraus hervor, die die geheimen Zusammenhänge der Alltäglichkeit mit den großen Problemen der Zeit und der Nation verrät. Daraus hört einer, der gute Ohren hat, im Warenhaus über das banale Surren des Kauftages weg das Getriebe des Weltmarkts brausen, und gute Augen sehen unsere Schiffe an fremden Küsten landen, damit sie köstliche Frachten tauschen und heimschleppen zu dem Giganten, der, obgleich aus einer praktischen Notwendigkeit geboren, doch eben zu gigantisch ist, um nur ihr und nicht auch höheren Kräften zu dienen.

Die Gretchenfrage

Es wird wohl kaum noch ein junges Mädchen geben, meint Dr. Ernst Franck (München) in der „Frankf. Ztg.“, das sich veranlaßt fühlte, seinen Erwählten durch die Frage, wie er es mit der Religion habe, in Verlegenheit zu setzen. Im Gegenteil: der Freigeist, der Spötter wirkt oft als intellektueller Fetisch auf die weibliche Sexualität, während ein Liebhaber, der seinen Jugendglauben bewahrt hat und gar durch Bibelzitate und Tischgebete treuherzig dokumentiert, leicht komisch, zum mindesten provinzial, veraltet erscheint. Vielleicht, daß die Frau Mama in unserer Zeit eine Frage nach der Konfession noch für erheblich hält oder daß der Herr Papa, wenn er zufällig preußischer Regierungsbeamter ist, auf die Kirchlichkeit des künftigen Schwiegersohns einen gewissen Wert legt. Aber sonst ist die Gretchenfrage aus der Mode gekommen.

Indessen: sie lebt weiter, ja sie ist eigentlich immer dagewesen, wenn auch mit anderem Text. Sie wechselte und wechselt nur ihren sachlichen Inhalt. Sie bleibt ein kleines unsterbliches Symbol der Menschheit. Sie hallt durch die Jahrhunderte, materiell sich wandelnd, aber mit unangenehmer Schärfe des Tons, und begleitet die ganze Geistesgeschichte. Sie begleitet auch die politische Geschichte, den Zwist der Könige, den Kampf der Nationen und Parteien, den Riesenschritt der großen Persönlichkeiten von Cäsar bis zu Bismarck.

Schon in früher Zeit war sie religiös-theologisch. Eine ihrer ersten Fassungen lautete: „Was dünket euch um Christo? Wes Sohn ist er?“ Etliche Längengrade östlicher, einige Jahrhunderte später erklang sie: „Ist Mohammed der Gesandte Gottes?“ und Feuer und Schwert rasten hinter der Fragestellung drein. Es kam die Zeit, da die Philosophie die Magd der Theologie war, es kam die Zeit der Reformation: die Gretchenfrage der Konfession wurde aktuell. Damals verbrannte man hagere Ketzer in gottwohlgefälligem Feuer, in dem doch die feisten Fragesteller, Ankläger und Richter, viel lustiger geknistert hätten.

Die Zeiten wurden sanfter, in Königsberg ging die Morgensonne auf. Die Gretchenfrage wurde ethisch, wenn sie auch metaphysisch blieb: sie vermählte sich mit dem Primat der praktischen Vernunft. Sie fragte: Ist dein Kunstwerk, dein Buch, deine Weltanschauung,

dein Handeln, deine Lebensführung wenigstens moralisch? Ist wenigstens die Moral dir indiskutabel? Es scheint, daß diese Gretchenfrage nicht immer den Geist auf ihrer Seite hatte. Der schlug sich, unmoralisch, wie er zuweilen ist, zur Konkurrenz und sekundierte der nun auftauchenden ästhetischen Gretchenfrage. Der Asche der Romantik entstieg der neuromantische Phönix. Nietzsche, Wilde, die Präraffaeliten, die Anwälte der ästhetischen Weltanschauung schrieben, predigten und malten. Die ethische und die ästhetische Gretchenfrage gerieten sich in die Haare, und der werttheoretische Streit ist noch heute nicht entschieden.

Jeder Stand, jede Kaste haben ihre Gretchenfrage. Wie sie beantwortet wird, das bestimmt die entscheidende Wertung des Gefragten, sein persönliches Schicksal, seine Aufnahme in den Kreis, den Ring, die Klasse. Ist er von Familie? fragt der Adel. Brief- oder Uradel? fragt der alte Adel. Hat er sechzehn, zweiunddreißig, vierundsechzig Ahnen? fragt, wer wegen allzu hohen Adels des Rechnens und Schreibens unkundig ist. Gehört er zu uns? fragt die Gelehrten-, die Literatenklique. Hat er Jura studiert, ist er Korpsier und Reserveoffizier? erkundigt sich die Beamtenhierarchie. Ist er anormal? fragt die Bohème. Macht er uns den Hof? fragen die Frauen, — meint er es ehrlich? die jungen Mädchen, — ist er pensionsberechtigt? die Mütter. Ist sie hübsch? fragen die Männer, wenn sie lieben — hat sie Geld? wenn sie heiraten wollen. Hat er, hat sie Geld? Es gibt Leute, welche diese Gretchenfrage für universell halten.

Die Gretchenfrage ist der Pivot, das Schibboleth, die Ballotage, das Schwert des Damokles. Sie ist aber auch die geistige Beschränktheit, die subjektive Begrenztheit, der Egoismus und die Trägheit des Herzens. Die Gretchenfrage enthält alles, was in unserer Zeit, unserem Vaterlande Zopf, Vorurteil, Mandarinentum, Kastengeist und einseitiger Parteistandpunkt ist. Sie hat, wie die Hydra, hundert Köpfe. Nur der einzelne kann sie überwinden. Kann sie in seinem Kreise überwinden, wenn er sie entweder gar nicht aufwirft oder sie so umfänglich faßt, wie der Gestalter Gretchens, der Ersinner ihrer unsterblichen Frage es tat. Auch Goethe hatte seine Gretchenfrage. Sie lautete bei jedem Dinge: ist es echt, wahr, fruchtbar? Regt es an, belehrt es, nützt es? Und bei jedem Menschen: Taugt er was? Wirkt er? Hat sein Tun „Folge"? Fördert er seine Umwelt? Denn für Goethe blieb — der Vergleich stammt von Emerson — stets Talleyrands Frage die Hauptsache: nicht, ist er reich? Ist er verdächtig? Ist er einer von den Gutgesinnten? Hat er diese oder jene Fähigkeit? Ist er einer von den Unruhigen? Einer von den Konservativen? sondern nur: Ist er überhaupt jemand? Vertritt er etwas in seiner Person? Er muß in seiner eigenen Art gut sein.

In dieser Fassung wird die Gretchenfrage zum Symbol feinster Toleranz, die aus immanenter Kritik erwächst, zum Mundstück umfassender Gerechtigkeit, der höchsten Tugend, weil sie Kopf und Herz, Intelligenz und Wohlwollen fordert und zur Betätigung zwingt.



Armut als Sportobjekt

Berlin W. hat eine neue Sensation. Unter der Devise: „Die Dame in Kunst und Mode" hat ein Kunstgewerbehaus in der Leipziger Straße eine Ausstellung von Luxusartikeln eröffnet, die nach einer Schilderung des „Vorwärts" in ihrer Aufmachung nach verschiedenen Richtungen wahrhaft verblüffend wirkt: „Was man sonst in den großen Modebazaren nur verstreut zu sehen bekommt, all das luxuriöse, zum ‚Interieur' und ‚Trousseau' der vornehmen Dame gehörende Drum und Dran ist hier in einer Weise arrangiert, die ein realistisches Bild von dem üppigen, verschwenderischen Leben gibt, das man auf den Höhen der Menschheit führt. All die unzähligen komplizierten Dinge, deren man in diesen Kreisen zum Schmuck, zur Pflege des Körpers, zur Toilette bedarf, sind in auserlesenen, wertvollen

Exemplaren in einer langen Reihe von parfümierten Boudoirs, Salons, Schlaf- und Toilettezimmern künstlerisch zwanglos so gruppiert, als ob sie sich — wie der Katalog sich ausdrückt — ‚nach der Nähe ihrer schönen Besitzerin sehnen'. In dieser Weise ist z. B. das Schlafgemach einer Weltdame, die im Begriffe steht, abzureisen, arrangiert. Diese Idee gibt Veranlassung, in geöffneten Schränken, Schubläden, Handtaschen und Koffern, die an Pracht und Gediegenheit miteinander wetteifern, all die eleganten Kleider und Blusen, die duftigen Wäscheschätze, seidenen Strümpfe, feinen Schuhe und tausend Kleinigkeiten der Toilette zu zeigen, die zur Reiseausrüstung der reichen Dame gehören.

Schmock, auf der Höhe seiner Aufgabe, versäumt nicht, in der bürgerlichen Presse rühmend des *edlen Zweckes* dieser Ausstellung zu gedenken. So wie man in der vornehmen Welt sonst, um sein soziales Gewissen zu salvieren, ‚zum Besten der Armen' tanzt, musiziert und sich amüsiert, so zeigt man hier, wie man standesgemäß wohnt, schläft und sich schmückt — *zum Besten der Erholungshäuser für Heimarbeiterinnen.* Damit ist der Wohltätigkeitshumbug der Herrschenden entschieden um eine neue Note bereichert worden. Ihr soziales Verständnis aber ließe sich gar nicht besser charakterisieren als durch die Tatsache, daß sie sozusagen in aller Öffentlichkeit eine Orgie tollster Prunk- und Verschwendungssucht veranstalten, um armen Heimarbeiterinnen einige kleine Vergünstigungen zu verschaffen. Erholungshäuser wären für diese Ausgebeutetsten unter allen Ausgebeuteten gewiß eine sehr wünschenswerte Sache, aber es gibt eine ganze Reihe von Dingen, die ihnen unendlich viel mehr not täten. Das wird jeder zugeben, der jener anderen Ausstellung beigewohnt, die vor nicht allzulanger Zeit in düsteren, unvergeßlichen Bildern das namenlose Elend der Heimarbeit enthüllte, ein Elend, dessen Größe aller Wohltätigkeitsbestrebungen spottet.

Die *Armut als Sportobjekt der reichen Damen*, das ist eben *Mode*. Mit sozialer Erkenntnis oder sozialem Streben hat das absolut nichts zu tun. Was die Arbeiterinnen allgemein und die Heimarbeiterinnen insbesondere verlangen, das ist Schutz gegen schrankenlose Ausbeutung und die Anerkennung als gleichberechtigte Staatsbürger ..."





Notizbuch

Der ganze Jammer unserer Konzertmisere offenbart sich in einem Briefe, den der „Berliner Lokalanzeiger" veröffentlicht. Er lautet:

„Sehr geehrter Herr Redakteur!

Was soll ich tun, um bekannt zu werden? Ich habe alles versucht, was mir angeraten wurde, aber es hat nichts genützt. Das Publikum weiß von mir heute noch so wenig wie vor drei Jahren, als ich den ersten Schritt in die Öffentlichkeit wagte. Nun finde ich in den Zeitungen ein Inserat, das ich Ihnen anbei übersende:

Singakademie.
Mittwoch, 17. Februar, abends 8 Uhr:
Liederabend
Else Nachbau.
Karten an der Abendkasse.
Eintritt frei.

Ich knüpfe daran die Bitte, mir zu raten, ob ich es ebenso machen soll wie Fräulein Nachbau. Nehmen Sie mir die Belästigung nicht übel und erlauben Sie mir, Ihnen zu schil-

dern, wie es mir ergangen ist: Nachdem ich zuerst längere Zeit bei verschiedenen ‚Gesangsmeistern', die mir gar nichts beibrachten, und dann noch vier Jahre bei einer wirklich verständigen Lehrerin studiert hatte, wollte ich mein erstes Konzert geben. Frau K. ließ es zwar an Warnungen vor allzu großer Hoffnungsfreudigkeit nicht fehlen, aber jetzt zum ersten Male glaubte ich ihr nicht, ich hatte es ja oft genug erlebt, daß Sängerinnen, die wirklich viel weniger konnten als ich, rauschenden Beifall ernteten. Mir erschien die Welt im rosigsten Licht, und mein Vater, der Tausende für meinen Unterricht aufgewendet hatte, gab auch noch die paar Hundert her, die der Herr Konzertdirektor für das Arrangement des Liederabends verlangte. Alles ging gut, der Saal war ganz ansehnlich gefüllt, und nach jeder Nummer bekam ich rauschenden Applaus. Ich war selig in der festen Überzeugung, daß nun mein Glück gemacht sei. Um so herber war die Enttäuschung, die hinterher kam.

Zuerst die Abrechnung. Außer einigen näheren Bekannten hatte nur eine Zeitung eine Karte gekauft, alle übrigen Besucher waren auf Freibillette gekommen, die die Agentur versandt hatte, wie sie es immer tut, weil ein leerer Saal deprimierend wirkt. Aber, sagte der Direktor, in Zukunft werde es schon anders werden, ich hätte ja einen großen Erfolg gehabt, und alle Kritiker seien eingeladen gewesen. Jawohl, eingeladen waren sie, aber im Konzert waren sie nicht. Alle Zeitungen wurden gekauft und mit Heißhunger durchflogen, ein, zwei, drei Tage. Vergeblich. Ein einziges Referat erschien, und in dem konnte ich lesen, daß ich eine stimmlich und musikalisch begabte Sängerin zu sein scheine, daß aber die stümperhafte Begleitung ein festes Urteil unmöglich und längeren Aufenthalt unerträglich gemacht habe. Natürlich wurde der Agent mit den schwersten Vorwürfen überhäuft, aber er wußte sie nicht nur geschickt zu parieren, sondern verstand es sogar, mich und die Meinigen noch in den beiden folgenden Jahren zu weiteren Konzerten zu verleiten. Dann habe ich es aufgegeben und erteile nun, um meinem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen, selbst Unterricht an Anfängerinnen, die mir meine gute Lehrerin zuweist, so daß ich wenigstens meinen Unterhalt verdiene. Nun aber hat die Annonce neue Hoffnungen in mir geweckt. Glauben Sie, daß man auf dem Wege des Freikonzerts mehr Aussicht hat, bekannt zu werden? Man will doch nichts unversucht lassen, damit nicht alle Mühen und Kosten für immer vergeblich bleiben.

Im voraus bestens dankend Ihre sehr ergebene R. M."

Das ist kein Ausnahmeschicksal, sondern die Regel. Ich habe es auch im Türmer schon oft ausgeführt, daß das Konzertagenturwesen, wie es heute besteht, nicht nur jedes gesunde Musikleben unterbindet, sondern obendrein im Grunde ein ganz gemeines Ausbeutesystem ist. Hier gibt es nur eins: Zusammenschluß der Künstler. Ich wage kaum noch darauf zu hoffen. Die Macht der Konzertagenturen ist unglaublich groß, der ganze Jammer dieser Verhältnisse in der breiten Öffentlichkeit viel zu wenig bekannt. So kann man nur warnen. Keine Laufbahn ist in der Regel schwieriger, mühseliger und im Verhältnis zu den geringen Aussichten kostspieliger als die des Musikvirtuosen, insbesondere des Sängers. Für Gesang kommen noch die ganz erbärmlichen Unterrichtsverhältnisse hinzu. Von den Gesangslehrern werden weit mehr Stimmen ruiniert als ausgebildet. Mögen sich Eltern ja nicht durch die zunächst immer günstigen Urteile von Gesangslehrern verführen lassen, ihre Töchter das Gesangsstudium ergreifen zu lassen. Die Gesangslehrer wollen Stunden geben! Immer fordere man erst das Urteil unabhängiger Sachverständiger ein, die keinen Nutzen von der Wahl des Künstlerberufes durch den Prüfling haben.

* * *

Die Wildenbruch-Gedenkfeiern in Berlin waren sehr dürftig. Statt den Dramatiker mit der Aufführung seiner Werke zu ehren, gab es „Matineen" mit geistreichen „Causerien", Liedervorträgen u. dgl. Nur das Schillertheater brachte eine Neueinstudierung der „Karolinger", die sich dabei wenigstens so lebensfähig erwiesen, wie die „modernste" Produktion.

Diesen „Karolingern" ist einst durch eine von der Berliner Studentenschaft veranstaltete Aufführung der Weg auf die Bühne gebahnt worden. Auch jetzt haben wir eine solche „Akademische Bühne". Die hat in diesem Winter bislang zwei Streiche vollführt. Der erste war die Darbietung des „Letzten Streiches der Königin von Navarra", der zweite, noch schlimmere, die Aufführung von Wedekinds „Junger Welt". Diese junge Welt war selbst den Berlinern zu senil — das Stück ist ja auch schon zwölf Jahre alt —, zu saft- und kraftlos. Aber was ist das für eine akademische Jugend, die so greisenhafte, krankhafte und blutlose Werke mit großen Kosten auf die Bühne zu bringen strebt? Wie können akademische Lehrer das Protektorat über solche Unternehmungen führen?!

* * *

Das Düsseldorfer „Neue Schauspielhaus" hat sich den Luxus geleistet, in Paris eine Reihe deutscher Theatervorstellungen zu veranstalten. Man muß ein geringer Kenner der französischen Volksseele sein, wenn man für ein derartiges Unternehmen von der Pariser Kritik mehr erwartete, als eine gewisse herablassende Teilnahme. Zu mehr ist das Ausland, insbesondere Frankreich, viel zu selbstbewußt. Wenn man nur endlich von solchen Vorfällen etwas mehr Eigenstolz lernen und nicht mit hündischer Dankbarkeit die kargen Brosamen einer überlegen gespendeten Anerkennung auflesen wollte. Der Pariser Berichterstatter der „Deutschen Zeitung" erhebt bei dieser Gelegenheit eine beherzigenswerte Mahnung.

„Die Pariser Kritiker sind, wie man weiß, sehr selbstbewußte Herren; das zeigt aufs neue das Gastspiel des Düsseldorfer Schauspielhauses im Marigny-Theater. An der ‚Medea' der Frau Luise Dumont fand man begreiflicherweise gar keinen Gefallen, und was das Meisterwerk Grillparzers anlangt, so spielte man dagegen mit einem Anhauch von Rührung die ‚Médée' des Catulle Mendès und deren Verkörperung durch die Segond-Weber aus. Das ist noch zu entschuldigen. Etwas dreist mutet es aber an, daß die Pariser Kunstrichter direkt über die deutsche Sprache herfielen, über ihre harte Unschönheit, über den Mißklang der Verse, über den Konsonantenschwall der Tiraden, über die Häßlichkeit der Interjektionen. Ein Chorus des Mißfallens wird in den Blättern angestimmt. Das Amüsante an der Sache ist, daß jeder Kritiker am Schlusse seiner Betrachtungen mit dem Empfinden vornehmer Genugtuung erklärt, er verstehe nicht Deutsch, bloß sein Ohr sage ihm, wie schlecht das Drama, wie häßlich die Sprache sei. Am schlimmsten kommt Lugne-Poe, der Veranstalter des Gastspieles, davon, denn man zweifelt an seinem künstlerischen Urteil, das ihn dazu bestimmte, deutsche Schauspieler nach Paris zu führen. Und nun halte man dagegen als unbestreitbare Tatsache die stets glänzende Aufnahme französischer Komödianten bei uns, mögen sie noch so abgeklappert und ‚verspielt' sein, mit noch solch jämmerlichen Resten einstiger Herrlichkeit aufwarten!! Wir jubeln ihnen zu, ehe wir sie gesehen und verstanden haben, und die höchsten Kreise interessieren sich für sie; es gibt Orden und Ehrenzeichen, sie werden in der ‚Woche' abkonterfeit, von Mister Holzbock interviewt usw. — kurz und gut, es wird ein Wesens von ihnen gemacht als seien sie von einem anderen Stern gefallen. ‚O Deutschland, Vaterland, die Träne hängt mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!'" —

Aber noch andere Umstände müssen bei diesem Gastspiele recht verstimmen. Die Veranstalterin dieses d e u t s c h e n Gastspiels, Frau Dumont, hatte nichts Eiligeres zu tun, als vor den Franzosen ihre französische Abstammung zu betonen. Unter den fünf Stücken aber, die man in Paris bei diesem d e u t s c h e n Gastspiel vorführte, waren zwei norwegische und ein russisches, dann Grillparzers — der den Franzosen sehr fremdartig sein muß — „Medea"; Goethe aber wurde mit dem Gelegenheitsscherz „Triumph der Empfindsamkeit" vorgestellt!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Sehnsucht

L. Fahrenkrog



Mit Genehmigung der Münchener graph. Gesellschaft

Versuchung

L. Fahrenkrog



Heimdall

L. Fahrenkrog



Der Sündenfall L. Fahrenkrog



Mit Genehmigung der Münchener graph. Gesellschaft

Bad der Diana (1863)

Hans v. Marées



Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.



XI. Jahrg. Mai 1909 Heft 8

„Künstlerische Kultur"

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck

Daß man seinem Nächsten wegnehmen soll, was man unter einem Schein des Rechtens irgend kann, ist auch schon die Lebensidee älterer Zivilisationen gewesen. Daß aber jeder immer von allem haben muß, ob es ihm etwas taugt oder nicht, ist mit solcher Entschiedenheit doch früher noch nicht als Kern der Bildung aufgefaßt worden.

Das Deutsche Reich schließt sich dem maßgeblich an, und in dieser Beziehung haben wir nun die Engländer in ihrem Lord Elgin glücklich geschlagen: in Potsdam vor der Orangerie stehen die großen, schönen Bronzen, diese in ein unbeschreiblich lebendiges Drachen- und Formenspiel eingefaßten astronomischen Instrumente, die man in China weggenommen hat. Ich rechne mich zu den sogenannten guten Deutschen; aber vor diesen chinesischen Bronzen ballen sich mir die Fäuste, daß eine Nation mit unserem Pedellengeschmack so etwas einem alten künstlerischen Volke wegzunehmen wagt. Allerdings etwas verlegen stehen sie im Frost und Regen da oben auf der Terrasse da, wo das Publikum sie mit der üblichen Geschwindigkeit schon wieder vergessen hat. Ganz reicht es doch nicht zu der Siegesmiene, womit der Wohlhabendere von heute die Leute tot autelt oder zu großen Bestechungsskandalen erklärt, nicht zu verstehen, worüber man sich drüben aufrege, es sei wohl nur Neidhammelei.

Bad der Diana (1863)

Hans v. Marées



Mit Genehmigung des Herrn O. v. Marées, Halle a. S.



XI. Jahrg. Mai 1909 Heft 8

„Künstlerische Kultur“

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck

Daß man seinem Nächsten wegnehmen soll, was man unter einem Schein des Rechtens irgend kann, ist auch schon die Lebensidee älterer Zivilisationen gewesen. Daß aber jeder immer von allem haben muß, ob es ihm etwas taugt oder nicht, ist mit solcher Entschiedenheit doch früher noch nicht als Kern der Bildung aufgefaßt worden.

Das Deutsche Reich schließt sich dem maßgeblich an, und in dieser Beziehung haben wir nun die Engländer in ihrem Lord Elgin glücklich geschlagen: in Potsdam vor der Orangerie stehen die großen, schönen Bronzen, diese in ein unbeschreiblich lebendiges Drachen- und Formenspiel eingefaßten astronomischen Instrumente, die man in China weggenommen hat. Ich rechne mich zu den sogenannten guten Deutschen; aber vor diesen chinesischen Bronzen ballen sich mir die Fäuste, daß eine Nation mit unserem Pedellengeschmack so etwas einem alten künstlerischen Volke wegzunehmen wagt. Allerdings etwas verlegen stehen sie im Frost und Regen da oben auf der Terrasse da, wo das Publikum sie mit der üblichen Geschwindigkeit schon wieder vergessen hat. Ganz reicht es doch nicht zu der Siegesmiene, womit der Wohlhabendere von heute die Leute tot autelt oder zu großen Bestechungsskandalen erklärt, nicht zu verstehen, worüber man sich drüben aufrege, es sei wohl nur Neidhammelei.

Das Bestreben, von allem zu haben, Gourmand in allem zu sein oder doch so zu tun, ist unser Bildungsanzeiger geworden, und das am fettesten gedruckte Wort auf der nationalen Kraut- und Rübenspeisekarte heißt „künstlerische Kultur“. Wer nicht mitmacht, dem mangelt der Sinn für das Schöne, für persönliche „Gestaltung“, für reife Erziehung.

In der Kinderstube geht diese Art von Lebensbereicherung an. Da werden die alten lieben Bilder nach Raffael, oder sei es auch nach W. Kaulbach, entfernt und dafür ein Buntdruck mit gelben Küken oder kranken Hühnern angebracht, nämlich damit das Kind „adäquate Eindrücke“ gewinne. Im besseren Bierrestaurant müssen ein paar beim Antiquitätenhändler aufgetriebene Bischofs- oder Stifterstatuen aus irgend einer säkularisierten Barockkirche die künstlerische Kultur vertreten, und der Herr Ober hängt ihnen das gemeinverständliche Plakat um den Hals, daß „ab heute“ Salvator zum Ausschank gelange; unter dem Plakat sieht man dann noch Namen, Titel und Jahreszahl des armen Bischofs, die im gebildeten Berlin niemals fehlen dürfen, ganz wie bei der Polizei.

Von Berlin will ich lieber gleich wieder aufhören. Was uns versöhnend immer wieder hinaustragen muß aus dieser Stadt in eine Welt von ruhig freier Schönheit, das ist ja, außer den großen Seeflächen, das nahe Potsdam.

Aber auch da! Unter Kolbenschlägen, die uns die Geschichts- und Kunstbeflissenheit von heute versetzt, genießt man diese vom Zauber der Erinnerung übersponnene geschmacksaristokratische Herrlichkeit. Da hat man im großen Garten in der Hauptallee, die den Blick auf Sanssouci öffnet, eine Marmorkopie nach Rauchs Friedrich dem Großen aufgestellt. Natürlich mußte dabei unter den Pferdebauch ein weißer Kloß von Mannsdicke geschoben werden, weil bekanntlich ein Bronzepferd auf zwei Hufen stehen kann, ein marmornes aber nicht einmal auf vieren. So steht nun dieses weiße Monstrum mitten im Wege, macht den alten, feinen Durchblick zu Schanden und überschneidet sich außerdem noch mit einigen ähnlichen Störungen der Allee. Droben, auf dem ehemaligen Potsdamer Weinberg, liegt des großen, einsamen Friedrich Schlößchen, Knobelsdorffs kaum vom gesamten Rokoko übertroffenes Werk. Wie eine lachende Arpeggie von einem Flügel zum andern läuft der sandsteinerne Figurenschmuck die Fassade entlang, nach Form und Farbenton vollendete Einheit mit ihr, diese sich wohlig dehnenden Männer und üppig aus der Herme blühenden, die Arme werfenden Weiber. — Aber was ist hier geschehen! Um dieses reservierteste und heiter souveränste aller Schlößchen in seiner altersfeinen Hellgold-Tönung klotzt abermaliger zuckerweißer Marmor, dicke kolossale Badewannen stehen zwecklos im Freien und zu Stumpfsinn stilisierte Löwen schauen als leblose Massen in sie hinein.

Alles herzensgut gemeint, in seiner Art rührend, und vollends das, was in dem Zimmer der Sterbestunde von 1786 geschehen ist, um die Erinnerung, hier wo man mit angehaltenem Atem eintritt, durch einen Marmorberg zu unterstreichen. Ich denke gar nicht daran, daß mir jeder zustimmen soll, wenn ich pietätvoller fände, man trüge ihn wieder weg. Sicherlich ist dieser im Marmor sterbende Friedrich von Harro Magnussen für viele, viele Leute gerade das Richtige, es nimmt ihnen — nichts. Für die Art Leute, die auch erst glücklich ist, wenn in dem

wilden, schönen Höllental bei Freiburg auf dem „Hirschsprung“ benannten Felsen ein blecherner Hirsch aufgestellt ist, usw. Ich habe nur den Einzelfall genommen, der am nächsten zur Hand lag, weil er dem allgemeinen oder allgemeinsten Drange nach Geschmacksbetätigung konform ist.

Es ist ja der gleiche, der durch das ganze weite deutsche Reich geht und jede seiner Schönheiten, seiner Erinnerungen darauf ansieht, was man zu deren Verdeutlichung noch tun könnte. Auf den sagenumwobenen Bergen muß ein gewaltiges Futtermauerdenkmal die Stimmung vernichten, wegen der es draufgesetzt ist; mit Ach und Krach ist das „Loreleydenkmal“ vorläufig abgewendet; der Binger Rheinbiegung droht ein großes, nationales Bismarckmonument, auf das doch wahrlich nicht ein solches Odium geladen werden sollte; den Blick auf Koblenz und die Moselmündung vernichtet ein wilder Denkmalskontur, dessen labyrinthische Linien der beste Rebusrater nicht auseinander bringt; in den Städten zerstören fade Marmormänner das Architekturbild und die atemfreie alte, schöne Räumigkeit der Märkte und Plätze; moderne Amts- und Postgebäude als Talmikopien der romanischen oder Renaissanceschönheit ihrer Städte überschreien die echten Gebäude dieses alten Stils, solange, bis man auch sie zu Talmi „restauriert“.

Überall ist Kunstaktion. Wo früher neben dem Dom oder der Kirche, etwa unter einer Linde, ein Nothäuschen aus gebogenem Blech stand, welches der Unbeteiligte gar nicht zu sehen brauchte, steht heute eines preislich da im — Stilcharakter des Gotteshauses: wie Mama und Kind. Aber die heißen's gut, die immer glauben, ein Stil tut's, und niemals begreifen, daß Stil etwas ganz anderes ist: inwendiges Gefühl, richtiges Gefühl, richtig empfindender Takt. Mit den Stilen, mit der Bildung in Kunstdingen, mit den unzähligen Schulen, Museen, Vorbildersammlungen, Publikationen will man es zwingen.

Immer mehr junge Leute, die doch künftig etwas „können“ sollen, zieht man aus der Lehre hinweg in schablonisierende Schulen, aus der Werkstatt hinweg, wo sie ehedem dem Meister am entstehenden Einzelwerk den feinen Sinn und die Kunstgriffe ablauschten. Man setzt sie über Bücher, über Vorbildermappen, daß sie aus Vorhandenem eine geleimte Kopie oder ein „originelles“ Quodlibet von gegenseitig unmöglichen Motiven zusammenstoppeln lernen. Am Schluß des sogenannten Studiums steht an der Stelle des Gesellen- und Meisterstücks, die einstmals gekonnt sein mußten, die Lächerlichkeit eines Examens und Diploms. Ob man etwas versteht, etwas kann, etwas inwendig fühlt, etwas selber als lebendiger Mensch sieht und empfindet, ist nicht nur nebensächlich, nein, es schadet nur, man kommt dadurch mit allem Maßgeblichen in Konflikt. Das Eingetrichterte ist alles. Daher überall das Gestrige, Historische, das einmal an seiner Stelle richtig — Gewesene, das zur neuesten Mode Zusammengesuchte, niemals aber das Lebendige. Ein Mann hatte dieses, aber der ist soeben schon wieder gestorben, wie er gerade anfing, auf die Zeit zu wirken, ich meine Messel.

Die ganze ungeheure Kunstbetätigung krankt an der ewigen Geschichtlichkeit, die — was zwar paradox klingt — eins ist mit Traditionslosigkeit. (Zu der deplacierten Geschichtlichkeit kommt die deplacierte Ausländerei, was nur dasselbe in Grün ist. Letzte Neuheit: englische Parterre-Landhäuser in engen Ber-

liner Vororten und entsprechend mißhandelt, das Dach bald bis oben aufgerissen von einem Giebel, bald jäh bis an die Erde hinuntergezogen, und zwei Mietsstockwerke mit Mansardenwänden in das nun auf einmal zur Hauptsache gewordene Dach hineingemogelt.

Immer Vorbild, und nie ein eigenes Bild. Wie lustlose Schüler, die einer dem andern auf die Tafel gucken und zu Hause ihre Eselsbrücken haben, so treibt's die ganze große Zahl. Und stets, bei dem fressenden Bedürfnis nach immer Neuem, macht irgendein eilfertiges kulturgeschichtliches Mißverständnis das größte Modegeschrei. Biedermeier ist vorbei, momentan will „Directoire" werden; bis zu den Satinfabrikanten hascht man nach dem neuen Wort.

Der Künstler krankt an Kunstgeschichte, und der Tagesfeuilletonist krankt daran, daß er nichts von Kunstgeschichte versteht. Denn dann hätte er Maßstäbe und bliese sich nicht bei jeder Neuheit, die aber stets eine korrumpierte Entlehnung ist, die Lunge vor Entzücken aus. Im übrigen ist er nur ein gehetzter, sonst ein redlicher Mann. Er sieht und spürt doch, wie beispielsweise schon nur der alte Schadow ein Kerl war, daß die Heutigen sich lieber ein paar Tage nicht im Spiegel sehen. Aber es braucht immer erst eine Schadow-Ausstellung, daß er dahinterkommt. Ein dunkles Wünschen hinterbleibt, aber weiter hastet die nervöse Uhr des Tages . . .

Ich bin ungern grob, ich muß mich nur kurz fassen. Und einer muß es einmal sagen. Was kommt bei all unserer wahnsinnigen Kunstpaukerei heraus? Nur Entfremdung von der Ehrlichkeit, vom Eigengefühl, vom sicheren natürlichen Takt. Ist es für ehrliche Leute möglich, sich heute genau so lebhaft für Marées zu begeistern, wie gestern (und morgen wieder) für Liebermann? Beides durcheinander kann doch nur der, der keine Spur von Gefühl dafür hat, was beide Künstler können (oder nicht können) und vor allem, was sie, getrennt voneinander durch die ganze Breite der Menschheit, mit ihrer Kunst wollen.

Wo aber mit solcher Hilflosigkeit und inneren Langeweile das Kunstgetue auf der Oberfläche wirr umhertreibt, da wird dann das Feld verheißungsvoll für geschäftige Roheiten und frivole Parodien, auf die ja der Witz unserer Tage am innigsten gestimmt ist. Da nun glücklich den besseren Kreisen der Name Rembrandt hinlänglich in die Ohren getutet ist, macht die Firma Henkel trocken aus seiner Radierung des „Faust" oder „Alchimisten" ein ganzseitiges Sektinserat, das dann zwischen den Bildern der Münchener „Jugend" wie eines von ihren prangt. Die Normannenschiffe des Teppichs von Bayeux, kaum ehe das Publikum sie kennt, sind schon wieder Plakat geworden für „Purgen, das ideale Abführmittel". Und bei Wertheim, zu dessen Lobrednern ich sonst überzeugt gehöre, liegen Tischdecken und Rückenkissen, worauf „dem deutschen Hause" die altägyptischen Wandmalereien zu eigen gemacht werden sollen. Der arme Dante endlich, als goldbronzierte Büste oder als altdeutsche bemalte Holzskulptur aus Gips, steht mit Karikaturfratzen zusammen im Schleuderbazar.

Diese Kunstgeschichtsmeierei sei Bildung? Respektlosigkeit ist sie vor allen Dingen. Also nichts weniger als Bildung; eine innerlichst brutale, aber weil's Mode ist, von niemand mehr deutlich gefühlte Zudringlichkeit und Allesbefingerei ist sie nur. Wer wirkliches Interesse für die vor viertausend Jahren gemalten

ägyptischen Szenen hat, der verträgt sie trotz aller Lichtbildervorträge nicht als Frau Buchholzens Rückenkissen. Und wer wahrhaftes Geschichtsgefühl hat, der empört sich, daß man die alten Könige, die sich ganze Pyramiden erbauten, um im Tode sicher zu sein, grabschänderisch herausholt, sie nackt auswickelt und als vertrocknete Mumiengesichter in die Glaskästen des Museums zu Giseh legt, zur weiblichen Belustigung für Cooks und Stangens Reisende.

Das Übel sitzt eben viel tiefer, und man darf nicht zu sehr die einzelne Erscheinung anklagen. Die Kunstbetätigung, auf die im engeren und produktiven Sinn ich zunächst wieder zu sprechen komme, ist dank des lehrhaften, nicht lernhaften Unterrichts und der beliebten Handbücherei in ein eingebildetes, aber unsicheres Berlitz-school-Verhältnis zum Künstlerischen und allem Geschmack gelangt, und darüber hat das naive Verhältnis, soweit wir es als natürliche Sprache schon hatten, verloren gehen müssen. Das naive und taktvolle Kunstgefühl unserer vorletzten Jahrhunderte brauchte ja darum nicht das zu sein, das etwa schon als Volk die alten Germanen angeboren besaßen — der „germanische" Stil- und Runenunfug heutzutage ist vielmehr nur einer unter allen übrigen. Gefühl für Richtiges und Schönes drang auch auf andere Weise als durch die Bilder der Natur seit alters durchs Volk und wurde unvermerkt — was das Wichtigste ist — von ihm aufgenommen. Um nur einiges aufzuzählen: durch gut gebaute Kirchen und deren lichte, harmonische Verhältnisse; durch die zahllosen Altargemälde, vor denen die katholische Frömmigkeit sich unmittelbar auf die Betbank wirft, so daß sie die „heiligen" Bilder auch wirklich sieht, mit ihren vielleicht keineswegs großartigen, aber immerhin lieblichen oder schwungvollen und damals immer doch gekonnten Figuren und Gesichtern; ferner durch die naiv angestaunten, aber auch naiv mit dem Gefühl begriffenen schönen Schlösser der alten Grandseigneurzeiten; und immer durch ein in Stadt und Land gedeihlich beschäftigtes, weil unüberfülltes Handwerk, welches für die großen Herren des Klerus und des Adels arbeitete, die keine gelehrten Stilabenteuerlichkeiten wollten, aber dafür das Bestellte nur in innerer und äußerer Sicherheit aus dem Stil der Zeit vollendet ertrugen. Da war Tradition im Volke, und sie stand zu der Naivität deswegen nicht im Widerspruch. Darum ist uns vom Mittelalter bis zu den Zeiten des Rokoko kein Stuhl oder Schrank oder Leuchter erhalten, der nicht wohltuend und schön für Auge und Empfindung ist und den nicht eine, wenn auch stille, beschränkte künstlerische Kultur uns als anspruchsloses Zeugnis hinterlassen hat.

Das ist vorbei. Allein noch in jenen selbstbegnügten deutschen Gegenden, wo der Mensch nicht viel weiter zum Gedankenglück braucht, als daß man „g'sund" bleibt und der geistliche Herr die Seele absolviert, da entzückt sich unser Auge noch heute, wie richtig und gut die Häuser gebaut sind, welche naive Gartenkunst sie umblüht, wie sachverstanden und hübsch das Gerät ist und was für eine feine und diskrete Handwerkskunst in Schnitzerei und Ornamenten steckt. Das aber sind Inseln des Geschmacks geworden, bewohnt von Bauern. Sonst hat die Bildungsfuchserei die künstlerische Kultur zu Haus und Hof hinausgejagt, die — sie uns bringen will.

Und dazu kommt ein anderes: der rasende materielle Wettbewerb. Die Erfindung kann auch versuchsweise das Schöne nicht mehr zum obersten Ziel setzen,

sondern nur noch die Sensation, das Allerneueste. Und abermals durch die Bedingungen des Kampfes um die größte Sensation wird sie zum grell überschreienden Mißton gedrängt. Nehmen wir wieder das Beispiel des Plakats. Es gab eine Zeit, wo eine flüchtige Aussicht sich auftat, als ob am ehesten noch durch die werbende Zweckidee des Plakats die Kunst zu eindrucksstark mit sicheren Mitteln hingeschriebenen Schönheiten solle genötigt und erzogen werden. Das ist rasch vorübergegangen, denn diese Versuche blieben eindruckslos auf unser von einer Kunstsensation zur andern gehetztes Publikum. Die Aufgabe des wirksamen Plakats ist schon wieder die Aufreizung, die bewußte Dummheit oder Ekligkeit, die uns ärgern und damit erreichen soll, daß wir sie nicht übersehen. Genau aber mit dieser Intention des um jeden Preis Auffälligen werden auch Möbel, Kleidermoden und sogenannte Kunstwerke heute ausgesonnen. Der Ellbogenkampf aller gegen alle ist die Charybde, die jegliche Restchen oder Anläufe von Geschmack wegstrudeln und verschlingen muß. Dagegen ist vorläufig nicht aufzukommen, selbst der kunstverständigste Staat stände wie ein Don Quichote gegen Windmühlenflügel. —

Aber wir müssen die Fragen noch anders und erweiternd stellen. Was überhaupt bringt in ein Volk den Geschmack? Tut es die Bildung oder tut sie es nicht? Ist nun einmal das eine Volk für Geschmack und Schönheit besonders begabt, und das andere wieder hoffnungslos auf alle Dauer nicht?

Springen wir von uns auf die alten Griechen hinüber. Es wird ja wohl nicht bestritten werden, daß sie einiges vom Schönen verstanden haben, trotzdem sie sich wohl weder in Klingers Brahms hineinstudiert noch Rodins drückenden „Denker“ oder Sindings Schienbeinküsser für das Sublimste an menschlicher Offenbarung erklärt haben würden.

Wie sind nun die Griechen zu derjenigen Schönheit und künstlerischen Kultur gekommen, die seit den Zeiten der Polyklet und Phidias — jahrhundertelang, wenn auch nicht mehr gesteigert, so doch in respektabler Höhe erhalten — all ihre Lebensformen adelt? Die ihre ganze Täglichkeit durchdringt, bis zur vollendeten Linie jedes Kruges und Ölfläschchens, bis zur naiven Noblesse jeglicher Gebärde, bis zum schönheitssicheren Tragen des einfachsten oder auch wieder des vielfältig drapierten Gewandes? G a b ihnen diese lebendige Schönheit eben ihr hochgesteigerter, auf alles und jedes ausgedehnter kunstgewerblicher Sinn, in Gemeinsamkeit mit dem höheren öffentlichen Kunstbetrieb?

Nein, dagegen liegen die unanfechtbaren Beweise auf der Hand. Hier ist vielmehr aus diesen Beweisen, aber auch aus anderen, mit allem Nachdruck ein Satz aufzustellen, den kein Mensch bei uns und vor allem auch nicht der kultureifrige Staat sich klar zu machen scheint. Ihn zu erweisen, ist der positive Zweck dieses Aufsatzes. Dieser Satz ist: D a s Ä s t h e t i s c h e e n t s t e h t i m l e t z t e n U r s p r u n g g a r n i c h t d u r c h d i e K u n s t, s o d a ß e s v o n i h r i n s L e b e n ü b e r g e h t. Sondern aus dem Leben, aus dessen geeigneter Vorentwicklung muß das Ästhetische oder das Schöne werden, daß es von da aus die Kunst empfängt und a u f n i m m t. Dann mag sie damit wuchern und weitererobern und von sich aus die Täglichkeit wieder bereichern und erfreuen.

Die Griechen waren ein recht altes Volk geworden, als ihre schon längst massen-

hafte Kunst wie eine neue verjüngende Empfängnis in sich den Sinn des Schönen aufnahm, den ich nicht durch Definitionen hier erst verunklaren will. Wir übersehen aber diese kulturgeschichtliche Altersreife der „klassischen“ Hellenenzeit so leicht, weil die Griechen erst spät Bücher und Nachrichten für uns zu schreiben begannen. Sie waren längst in vorklassischer Zeit ein verblüffend „modernes“, auf kriegs- und seegerüstete Kolonialpolitik angewiesenes Gewerbs- und Handelsvolk geworden, längst kein stillsässiges Ackerbürgervolk mit Feld-, Gemüse-, Oliven- und Weinbau mehr.

Sie waren Menschen, die schon zur Zeit der homerischen Gedichte mit bewußten Gedanken die Reize und Versöhnungen des Lebens feierten, was immer erst die reiferen Völker tun. Sie hatten auch gar keine kindlichen Ängste vor den Göttern mehr, in dieser vermeintlichen Frühzeit, ein Diomedes kämpft bei Homer mit dem ehernen Ares und verwundet ihn, daß der Gott sich, wie zehntausend Männer schreiend, aus dem Staube macht. Der Mensch schon der homerischen Zeit begriff die Göttergestalten als Abstraktionen der gesteigertsten Wesenseigenschaften von ihm selbst, und insofern zu Deukalions Geschlechte stiegen damals die Olympischen herab. Diese Griechen hatten schon die Kriterien des göttergleichen oder weltlich „vollendeten Menschen“, auf dessen von Stand und Reichtum unabhängige Formulierung einzig nach ihnen nur wieder die ganz reife Renaissance, zur Zeit des Castiglione, gekommen ist. Und sie hatten dem allem entsprechend den Sport, der sehr zu unterscheiden ist vom naiven Kinderspiel, das von der Würde des Erwachsenen verschmäht wird, der sich aber immer dann einstellt, aus einem Sehnen nach Gegengewichten, wenn die Völker es überdrüssig werden, allzu lange schon unjung, immer nur geschäftlich, erwerbsgierig, in Überlegungen und Gedankenarbeit hingehetzt zu sein.

Ja, sie waren schon damals so reif an Selbstrechenschaft geworden, daß etwa gleichalterig mit den homerischen Gedichten die um 820 v. Chr. einsetzende Lykurgische Gesetzgebung die ganze Lebensidee des individualistischen Vorteils und Geschäftsgewinns zur Seite warf wie ein vertragenes Hemd. Was sie mit aller Bewußtheit als radikale Reform durchsetzte, das war die Frugalität, die Selbstlosigkeit, der unbedingte Gemeindesinn, die Mannszucht, die Körperkultur, der Sport als Inhalt des Tages, der entschlossenste Verzicht auf Überfeinerung, die Rückkehr zur Natur. Auf dieser Basis erhob sich ihre neue, psychologisch begründete Daseinsform respektvoller und selbstachtungsvoller, aufs höchste solidarischer, sich den übrigen Hellenen gelassen und witzig überlegen fühlender Menschen, die die Redseligkeit des Geschäfts „lakonisch“ verachteten. Eine radikale, kulturgeschichtlich aber ganz „späte“ Umwandlung, für die bei uns noch niemand reif wäre als — ein paar vor ihrem eigenen Reichtum und Komfort davonflüchtende, als Naturmenschen lebende Allerreichste in Nordamerika, die man freilich auch dort nur erst als Sonderlinge begreift.

Sparta wurde auf lange das zurückgezogenste Gemeinwesen; aber in allem, was Bürgersinn, Tapferkeit und Sport anlangte, wurde es mustergebend und machte Schule. Die Spartaner wurden zuerst die schönen Menschen Griechenlands, und zwar die Männer und die Frauen, das heißt die nach dem Willen des

Gesetzes bis zur Eheschließung am Turn- und Sportspiel teilnehmenden großen, gesunden, kraftgeübten Mädchen. Übrigens auch sonst im Peloponnes, bei den Äoliern und u. a. in Theben, standen die Frauen nicht sozial so tief unter den Männern wie in Athen. Drum sah man die Mädchen im sportlichen Wettlauf und bei ihren Spielen, und unter den Äoliern konnte um 600 v. Chr. eine Dichterin von so hoher geistiger Bedeutung wie Sappho entstehen, die wieder einen Kreis „vornehmer Jungfrauen" als Schülerinnen um sich sah. Dagegen beharren allerdings Attika und das Joniertum, die am meisten das hellenische Gewerbe- und Kaufmannswesen vertreten, bei einer halborientalischen Schicklichkeit, die die Frauen geistig und gesellig niederhält, sie so ziemlich ins Haus einsperrt und dem Manne die desto eifrigere Vorliebe und Bewunderung übrig läßt für die kleinen und großen Hetären, für die durch Begabungen, Schönheit und kluge freie Lebensmeisterung sich ihre Stellung erobernden Aspasien und Phrynen. In diesen Dingen verschieben wir die Norm, wenn wir immer unwillkürlich Athen, weil wir das meiste und das schönste von ihm wissen, mit dem übrigen Griechenland identifizieren.

Es ist das Leidige beim Sport, daß er nahezu notwendig zum Rekord- und Championwesen führt, wenn dem nicht entgegengearbeitet wird. Aber die Griechen haben doch nichts geahnt von der entréemäßigen Menschenschinderei, die heute bei uns als Sport geht. Und sie haben nicht einseitige Spezialleistungen herangezüchtet. Durch die überwiegend einfachen Übungen und Spiele des Körpers in seiner wundervollen leichten Freiheit haben sie gesunde Stärke und Behendigkeit zugleich ausgebildet; nicht muskelknollige, banausische Athleten, sondern kraftvoll elegante, geschwinde, gestreckte Gestalten erzog das Gymnasion, dessen Abc immer der Wettlauf blieb.

Des weiteren aber hat es der Sport an sich, daß der Mensch auf das Physische bei sich und anderen zu achten beginnt und auf die Bilder des Spiels. Und hier nun ist aus solcher gewohnten Beobachtung der Sinn erwachsen für das harmonisch Richtige und Rhythmische in dem Einzelnen wie in der Gruppe, für das wohltuend befriedigte Gefühl daraus, also für das Schöne im Menschen und für das Schöne in Bewegung und Komposition der Bilder.

Etwa dreihundert Jahre vor der Äginetengruppe waren die Griechen zu solchen ästhetischen Erreichungen bereits gelangt. Das bezeugen uns durch zahllose Stellen und durch ihre Gesamtauffassung die homerischen Gedichte, denen der programmatische Sport, zum Beispiel zur Totenfeier des Patroklos, schon nicht nur etwas Selbstverständliches, sondern auch Weihevolles und, wie wir sagen würden, Ideales ist. Ich verweise für das bewußt ästhetische Sehen dieser homerischen Griechen nur auf die Szene der Nausikaa mit ihren Mägden oder auf das festliche Reigenbild in der Ilias 18, 593 ff.

> Blühende Jünglinge dort und vielumworbene Jungfraun
> Tanzten, einander die Hände erfassend an den Gelenken.
> Schön gewobenen Chiton trugen die Jünglinge, hell wie
> Glänzendes Öl, und die Mädchen umhüllte zarteres Linnen.
> Jegliche Tänzerin schmückte ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
> Blinkten goldene Dolche an silbernen Gürtelgehängen.

Bald nun tanzten alle mit leichtgemessenen Tritten
Kreisend rundum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann tanzten sie wieder in Reihen gegeneinander.
Zahlreich stand das Gedräng um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut . . . .

Da ist die modernste objektive Freude an dem anmutvollen Bilde, die sich sogar schon durch das Medium der Zuschauenden auszudrücken weiß.

Und nun vergleiche man neben diesem vom Dichter künstlerisch hingestellten Bilde die zeitlich entsprechende griechische Kunst. Sie möchte ja derartiges bilden, denkt an solche Darstellungen und tut sich in der Vorstellung gut; obige Stelle gehört in die Beschreibung des von dem Götterschmied Hephästos für Achilleus gefertigten Schildes. So ist es: die Kunst möchte mit mit diesem bewegten sportlichen und festlichen Leben, das die Schönheit gefunden und begriffen hat — und das Recht auf die Feste begriffen hat aus der sauren Mühe und Arbeit, denn auch soweit ist schon Homer. Aber wie stammelt diese Bildnerei der homerischen Periode, der niemand helfen kann als sie selbst; wie klebt sie noch in kindlichen oder rohen Traditionen, wo das Auge und der Sinn des Sehens weit vorauseilen, um Jahrhunderte! Nein, nicht erst die Kunst der Griechen hat ihnen das Gefühl des Lebens frei und großzügig gemacht, sondern im Nachtrab, mühselig hat sie allmählich das Leben eingeholt, bis sie endlich dann selber frei und großzügig, edel und sicher ward.

Und nun ergibt sich Gegenprobe und Bestätigung bei den Völkern, die anders als die Griechen aus ihren Wirklichkeiten zu keinem bewußten Schönheitsbegriff gelangten. Bemerkenswertestes, Erstaunliches in Beobachtung und Technik haben die mehrtausendjährige Kunst der Ägypter, die der Assyrer, die der Inder auf dem Wege gesteigerter Handwerkstradition sich errungen. In ihrer Art unübertrefflich haben sie dargestellt, was das Leben bei ihnen sah oder was in den Begriffskreis der Lebenden fiel: majestätische Könige, disziplinierte Krieger, prachtvolle Kämpfe und Jagden, höchst korrekte zeremonielle Trachten und kennzeichnende Kostüme, geschmeidige Tänzerinnen des Nillandes in realistisch feiner Erlauschung der schwingend ekstatischen Bewegung, spukhafte Götter mit Sperberköpfen, Krokodilköpfen, Löwenköpfen, geflügelte Greife mit Menschenköpfen, brahmanische Götter mit massenhaften Armen, Beinen und Köpfen, und abermals Tänzerinnen, indisch nach dem Geschmack einer genudelten, weichen Üppigkeit, dann famose Tierfiguren, interessante stilisierte Ornamente . . .

Nur auf das eine sind sie bei aller „Kunst" nie verfallen, ganz einfach deshalb, weil ihr Leben dazu nicht gelangt war: den Begriff einer durch sich selbst erfreuenden Schönheit. Wenn *sie* Tanzbilder sehen, so sieht diese nicht eine edlere Erziehung des Auges, wie bei Homer, wo auch der Reiz des Farbenschimmers, der hellen Gewänder in ihrer leicht mitflatternden Bewegung schon bewußt beachtet wird. Jene Bildnerei, sei es die ägyptische oder indische, sieht die dortigen Tänzerinnen nur erst mit den Augen einer eindeutigen Erotik, die plump wie die Praxis selber vor allem auf der Entkleidung besteht. Oder sie sieht ihre sonstigen Gestalten und Bilder mit den Augen des Handwerkers, der seine Mitmenschen recht

gut erfaßt, mit dem Augenaufschlag des Untertanen, mit dem Gedankengang des formelkundigen Beamten, mit der Zweckabsicht des Priesters, der die guten Leute vor den spukhaft unmenschlichen, phantastisch ungeheuerlichen Göttern gruseln macht.

Der Grieche mit dem Gefühl des selbsterkämpften und selbsterzogenen Lebens weiß von diesen alten, dumpfen Ängsten nichts mehr. Er erinnert gar nicht mehr, woher er die Ungestalt des Minotaurus oder der Harpyien, woher er eigentlich die kuhäugige Hera und eulenäugige Athene hat; aus den alten barbarischen Mythen formt er längst schon eine lebenshelle, menschlich poetische Welt. Auf dem Spielplatz und Festplatz hat er Begriffe und Normen dieses menschlich Schönen, Vollendeten gefunden. Aber von der Anmut, vom Ideal des Körperlichen, kommt er weiter zu dem des Persönlichen. Mit Recht gewinnt er die Maxime, daß, wer sich körperlich überwacht und im leidenschaftlichen Wettkampf zur höchsten Leistung sich anstrengt, die doch nichts einbringt, als bestenfalls ein öffentliches Genanntwerden, einen Zweig des überall wachsenden Lorbeers, daß der auch seelisch kein gewöhnlicher, kleinlicher Spießbürger und geistesträger Banause mehr bleiben werde und daß eine offenkundige Beziehung bestehe zwischen gesunder Kraft von Körper und von Geist und Seele, zwischen Adel der Erscheinung und Adel des Wollens und Willens. Das unermüdliche Turnen und Spielen und körperliche Selbstbeobachten, dieses tägliche Gesprächsthema aller, das ist der spezifisch griechische Hebel, womit sich wie am eigenen Schopfe dieses maßlos gierige, listige, profitliche, sinnliche Volkstum über sich selbst emporgezogen hat. Dies ist der Ausgangspunkt, von wo aus sich die Kräfte, die Begabungen, Gedanken, Lebenswünsche und endlich auch die Laster veredeln, die das Griechentum schon als Besitz mitbringt aus einer für uns scheinbar frühen, aber darum nichts weniger als primitiven und naiven, sondern in Überlistung, Betrug, Ehefrauenverführung, Mitgiftjägerei, Witwenumfreiung, Knabenliebe und sonstigen Kennzeichen recht „reifer" Kultur schon wohlbewanderten Städtebewohnerzeit.

Vom Sportplatz her, der somit die eigentümlich umfassende griechische Selbsterziehungsschule wird, veredelt sich auch die Ästhetik der Tracht. Wieder nicht etwa durch die Kunst. Diese vielmehr gibt die Trachten im sogenannten griechischen Mittelalter — vor der Blütezeit — so sklavisch wie ein Modejournal wieder: die künstlich arrangierten Flechten und Zöpfchen und Röllchen bei Männern und Frauen, die mit Vorliebe geblümten und gemusterten reichen Kleider und die Neigung des noch unfein und unfrei befangenen Menschen zu gehäuftem Schmuck. Erst durch die lange, mittelbare Einwirkung des Spielplatzes kehrt sich das Verhältnis um, daß nicht mehr der Körper zugehangen wird mit Kleidern und Zieraten, die seine Rythmen entstellen, sondern daß das vereinfachte Kleid ein feines „Echo" wird, um mit Goethe zu reden, für die bewunderungsvoll nunmehr erfaßte Eigenschönheit der Gestalt.

Das ist der Weg; aus den jahrhundertelangen starren Moden führt er zur klassischen hellenischen Gewandung, zur Verringerung des Kleideraufwandes, zum einfachen Chiton, der nun aber mit höchster, persönlicher Kunst angelegt und getragen wird, nebst dem gewöhnlich als „Mantel" übersetzten, gleichfalls die viel-

seitigsten Variationen der Benutzung gewährenden Umschlagetuch. Das ganze Verhältnis des Menschen zu seiner Bekleidung und Entkleidung wird ein ästhetisches und dabei souveränes, und die bildende Kunst hat dabei nach wie vor nur die Rolle, daß sie mitgeht. Sie begreift schönheitsfreudig die freie Herrlichkeit des Körpers, die sie nun darzustellen sich erobert, des vollendeten, einheitlichen Zweckgebildes der Natur. Aber sie will und soll es nicht im Gegensatz zum Leben, sondern folgt diesem nur. Sie stellt sich nicht, wie die unsere, als phantasievolle Lüge und insofern als eine ungelöste Häßlichkeit dem gegenüber, was die Wirklichkeit erträgt und gutheißt.

Sie folgt den von Stufe zu Stufe erreichten Emanzipationen des Körperlichen zur freien Schönheit, aber sie wahrt auch die für die Wirklichkeit geltenden Zurückhaltungen noch. So denkt sie in all ihrem vielseitigsten Reichtum noch lange nicht an die Entkleidung des Weibes, worin eine künstlerische Kultur von der Qualität der unseren die hauptsächliche Aufgabe des Bildners sieht. Auch nicht nach dem mehr oder minder armseligen Modell im zugeschlossenen Atelier bildet — oder verbildet — der Grieche das Schöne. Ganz auf andere Art, dem Dichter vergleichbar, trägt er die freie Welt des Seienden in empfängnisstarker Seele, und aus dem Kennen und Mitsein auf den Nacktplätzen von Jugend an schreibt er wie der Dichter das innerlich geschaute allgemeine Schöne hin. Er liest es nicht ab, er geht dem allzu Individuellen und Porträthaften nicht nur, weil er mehr will, aus dem Wege, sondern auch aus einem sehr feinen inneren Haltmachen vor dem allzu Persönlichen, welches unsere grobe und rohe Schicklichkeit nicht kennt und gar nicht verstehen würde. Er ist der freie Herr der Form, aber als Mensch eines ganzen Volkes, das mit Homer aufgewachsen und das imstande ist, einem Sophokles zu folgen, durchdringt er die geklärte Form mit dem, was er selber als Persönlichkeit ist, als Mitträger einer Kultur, die seit Jahrhunderten nun das Menschliche frei zu den Göttern erhebt und die Herrlichkeit der Götter als die eines ausdrucksstärksten Menschentums versteht.

So wird diese künstlerische Kultur. Nicht aus Schulen, nicht aus Lehren, nicht aus haltlosen Phantasiereichen der bildenden Kunst kommt sie; aus der Selbsterhebung des Lebens entfaltet sie sich als die langsam herangereifte herrliche Blüte. Und darum ist keine Lüge, keine Künstelei in dieser Kunst und in der griechischen Frohempfindung des Schönen. Jeder trägt sie in sich und mit sich; der bürgerlichste Argiver oder Athener ist ein Mensch, der das Natürliche ästhetisch versteht und beispielsweise die mit ihrem Wasserkrug oder Fruchtkorb auf dem Kopf schreitenden hochgereckten Gestalten der starken Landmädchen so skulptural und architektonisch zu sehen vermag, wie der Bildner, der sie als Karyatiden an das Erechtheion auf der Volksburg stellt. Der Grieche wird ein unbemüht künstlerischer Mensch, der aber auch die Forderungen und Ansprüche eines solchen stellt und bis ins Kleinste nur die von Feingefühl geführte Form noch um sich duldet.

Den Inhalt des Lebens edel und groß und zart zu empfinden, wird, wenn nicht die allgemeine Praxis, so doch ihr bewußtes Ideal. Dieses letzte, worauf es ankommt, wird uns durch nichts besser verdeutlicht, als durch das immer am meisten charakteristische Verhalten im Grabmonument. Hier werden uns diese vielen schö-

nen Grabreliefs zum Zeugnis, die gar nichts mehr beteuern und abbilden oder porträtieren, sondern die nur eine formenedle, allereinfachste Szene des Lebens, welches zum Hades gegangen ist, wiedergeben, wobei die Andeutung des persönlichen Gedenkens und der Wehmut allein nur aus der leisen Sprache der Haltung in diesen Reliefgestalten nachempfunden werden soll.

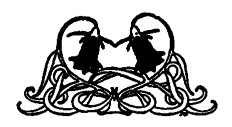
Das ist die Genesis der griechischen „Begabung" für das Schöne. Die Folgerung aber zu ziehen, wer hat es bisher verstanden? Erstlich einmal die Römer nicht. All ihr dilettantischer und sammlerischer Griecheneifer, der auf keiner lebendigen Vorentwicklung stehen konnte, hat sie als Volk und ihre Gebildeten nicht befreit aus ihrer Spießerei und kleinen, gemeinen, geschäftlichen und juristischen Spitzfindigkeit, aus der typischen Dreieinigkeit von Habsucht, Dinerschlemmerei und Protz, noch bis übers Grab hinaus — „von meinem Geld hab' ich's mir gebaut", so steht an Monumenten des römischen Kurfürstendamms der Toten, der Via Appia. Aber selbst die Renaissance hat die Bedingungen, die aus der Gesamtheit kommen müssen, nicht verstanden. Sie wurde als geistig-ästhetische Erscheinung von oben her getragen, von der höfisch-patrizischen Bildung und der vornehmen Zahlungsfähigkeit. Weshalb sie auch so schnell wieder erledigt war und alle ihre hohen Werte, darunter das Weiterdringen von ihr aus zu den Griechen, als noch immer unerfüllte Programme übrig gelassen hat.

So lange aber nun heute wir auch nur wie die Römer sind: unsere Streber dem Klientenpöbel der römischen Vornehmen gleichen, der Reichtum alles gilt und die Genüsse unserer Reichen sich unheimlich den Schilderungen der römischen Satiriker nähern, unser Sport aber sich schon wieder darin gefällt, neue Gladiatorenschauspiele und Zirkusbestialitäten zu erzeugen, so lange kann sehr schwer eine Kunstfreundschaft werden, die echter als die des skrupellos zusammenhäufenden Verres ist, und die künstlerische Kultur des Ganzen bleibt einfach eine Vorgaukelei. Es geht nicht, wie bei den von Hause aus wenig edlen Griechen, aufwärts aus den Bösartigkeiten und Niedrigkeiten der halbgebildeten menschlichen Natur. Sondern es geht aus der an sich gutartigen germanischen Natur immer ungehemmter in die, wenn auch überlackierte Brutalität hinein.

Und die Kunst, auch für sich genommen, wird so nichts und kann nichts werden. Auch dann nicht, wenn ihr bessere Wünsche vorschweben. Sie scheinen ja nun wieder über dem Namen Marées sich zu regen, wie vor achtzehn Jahren in München, so jetzt in Berlin, wohin alles auch einmal kommen muß: über diesem Künstler, der so recht den in Vorstellungen vagierenden, aber sie nicht fassenden, nicht bewältigenden Wunsch einer vom Gewöhnlichen nicht mehr in Fesseln geschlagenen Lebensästhetik charakterisiert. Es geht aber mit dem Kauen am Pinsel nicht, und viel, viel tiefer liegen Problem und Erhebungsmöglichkeiten eingebettet; aus einer Umformung des ganzen Daseins, aus von Grund aus veränderten Lebensführungen und Lebensideen der Wirklichkeit müßte es kommen.

Hierzu sind allererste Teilansätze da. Sie müßten aber in dieser Bedeutung begriffen werden. Darüber wäre einmal für sich zu reden. Aus dem natürlichen Boden, so, wie aus der Knolle die Lilie ins Licht wächst, nur so kann es kommen und — dauert lange. Einer solchen, also organischen Entwicklung steht aber vor-

läufig, anstatt ihr zu Hilfe zu kommen, sehr viel mehr entgegen, im Grunde der gesamte gesellschaftliche Zustand. Und inzwischen vermehrt alle mechanische Kunstgeschichte innerhalb der Kunst nur das Wirrsal, und alle Staatsbemühung um Kunstbildung bleibt eine Aufwendung, die nur Einzelheiten, aber keinem umfassend erkannten Zweck zugute kommt.



Ein frischer Morgen

Von

Hans Appelshaeuser

War einst ein Dichter und gesunder Denker,
Dem eine Dame aus den höhern Ständen
Produkte ihrer Geistesarbeit schickte.
Sie bat ihn, ihre Sachen einzureichen
An irgend eines der bekanntern Blätter,
Damit ihr Name in die Zungen käme.

Das letztre hat sie freilich nicht geschrieben,
Der Kenner aber hat's herausgefunden.
Er hat das Manuskript mit zarten Worten
In ihre feine Hand zurückgesendet,
Damit sie eine Lehre daraus zöge,
Soweit dies möglich ist bei einer Dame.

Nicht lange drauf war unser stiller Dichter
In seinem Garten mit der Hacke tätig.
Er war so sehr mit der Natur verwachsen,
Daß sein Gehirn aus ihrem reinen Atem
Die köstlichsten der Sinnesgaben formte,
Die abseits liegen von der Alltagsware.

Da kam mit einer Freundin jene Dame
Gemächlich und geputzt vorbeigeschlendert.
Sie sah den Denker im bescheidnen Kleide,
Das Perlensalz des Fleißes rann vom Schädel,
So emsig hackte er in seinem Garten,
Den Duft des morgenfrischen Beets zu trinken.

Sie sah ihn so und wandte leise lächelnd
Sich voll Genugtuung zu ihrer Freundin:
Das also ist er, dem ich meine Sachen
Zur Publizierung unlängst übersandte?
Nun ist mir alles klar, wenn ich hier sehe,
Wie er wie ein Prolet die Erde schaufelt!

Der Dichter hat die Worte wohl vernommen.
Er hat die Dame flüchtig nur betrachtet,
Die ihn so recht nach ihrer Art gewürdigt.
Dann hat er wieder ruhig fortgeschaufelt,
Hat seiner Erde reinen Hauch getrunken
Und edleren Gedanken nachgesonnen . . .





Die Briefe des alten Josias Köppen

Von

Marie Diers

(Fortsetzung)

Greeschenbock bei Pöpplitz, Donnerstag den 20. Dezember 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich am letzten Freitag erhalten und freue mich, daß Du wieder wohlauf bist. Nun können wir ja, Gott sei Dank, das liebe Weihnachtsfest in Ruhe und Freude verleben. Heute morgen bin ich dahinter gekommen, daß Mamsell mir einen Baum anputzen wollte, das habe ihr aber streng verboten. Ich seh' ja den Baum im Saal, wenn die Leute beschert werden, damit ist's genug. Man bloß keine Tuerei, das lieb' ich nicht.

Ich schreibe Dir schon heute zu Weihnachten, weil Lepel das Paket morgen mitnehmen soll. Es ist auch höchste Zeit dafür, jetzt haben sie auf allen Postämtern zu tun. Die Eier werden hoffentlich heil ankommen, jetzt sind sie in Berlin wohl doll teuer, schreibe mir doch mal, wieviel die Mandel kostet. Und dann sind's am Ende auch noch Kalkeier. Die schwarze Henne und die beiden kleinen bunten legen schon seit November jeden Tag, läßt die Mamsell sagen. Die Butter ist auch von der besten; Ihr werdet's wohl schmecken. Ist's wahr, daß bei Euch die Milch so schlecht ist? Ich denke alle Morgen, wenn ich hier meine Sahne in den Kaffee gieße, an Euch. Möchte Euch wohl gerne abgeben.

Den Haufen Pfeffernüsse und Pfefferkuchen, den Mamsell Dir schön eingepackt hat, wirst wohl bald hinter haben, Diern, so wie ich Dich kenne. Leckerschnut' warst ja immer. Weißt, wenn in meinem Weihnachtsteller ein Loch war, sagte Mutter immer: „Das hat entweder Fiek Ballermann genascht oder Else.“ Denn Deiner war schon lang alle, ehe das Fest rum war. Und was ich noch von den Pfeffernüssen sagen wollte: ich habe sie gekostet. Sind ja ganz schön, aber so, wie Mutter sie machte, hat noch keiner sie rausgebracht, kein einziger. Es fehlt immer was dran. *Deine* Mutter mein' ich, Else. Bei Großmutter waren sie viel weicher, so wie hier die Bauern backen. Aber schöner.

Dann habe ich Dir noch Kleiderstoff gekauft bei Engelmann. Du wirst Dich wohl freuen. Eigentlich ist's Unsinn, so zarte rosa Farbe, und dick muß es doch auch

sein für den Winter. Aber ich dachte mir: Nun ist die Diern mal da in Berlin, nun laß sie auch mal mitmachen. Dich schämen und zurückstehen sollst Du auch nicht, da tu' ich schon mal ein übriges.

Was das kleine gemalte Bildchen betrifft, so hängst Du es Dir wohl über Dein Bett auf. Ich sah es neulich bei Scholl im Fenster. Es gefiel mir gleich über die Maßen, wie der Weg da ins Dorf geht, und die verschneiten Bäume und das Häuschen mit dem schiefen Dach. Das ist doch grade so, als wenn man von der Friedenseer Seite nach Greeschenbock kommt. Nicht? Ich bin ja dann immer ein bißchen schwerfällig, ging auch erst weiter und dachte: Ach, was sollst Du das kaufen! Weißt gar nicht mal, wieviel es kostet, und am Ende mag die Diern es nicht mal leiden. Aber nach ein paar Schritten dacht' ich doch: Ist aber doch mal was Poetisches, nicht nur Kleider und Eßzeug. Freuen wird sie sich doch — kehr' ich also um und rein in den Laden. Na, es war auch nicht so teuer, und da hast Du es nun.

Für Tante — na, meinetwegen denn: Tante Calla schicke ich das Buch: Durch Kreuz zur Krone mit. Ich verstehe ja von so etwas nichts, aber der Einband ist doch sehr fein, und Herr Scholl meinte auch, das wäre sehr für Damen. Baue es ihr nur auf. Dann habe ich Dir noch ein Paar warme Handschuhe gekauft, weil Du alle Tage auf die Straße mußt. Fühl mal ordentlich im Mittelfinger von dem rechten Handschuh nach, da steckt noch eine Kleinigkeit drin; hätte Dir gern mehr gegeben, aber dies Jahr ist zu schlecht. Ich habe manche Sorgen. Na — ich will Dir zu Weihnachten nicht das Herz schwer machen.

Was mich aber wundert in Deinem Brief, ist zweierlei. Erstens, daß Ihr dort keinen Schnee habt. Hier liegt er so hoch, daß Lepel einen Tag nicht durchgekommen ist, bis ihm die Bauern von Friedensee den Weg bis an unsere Mark geschaufelt haben. Unsere Leute hatte ich schon den Tag vorher drangekriegt. Aber natürlich, die dickfelligen Bauern kommen immer drei Nas' lang erst hinterdrein gebödelt. Da muß man immer erst ihnen die Schnauze zeigen, Anstand und Manier von selbst haben sie nicht. Bei Euch haben sie aber wohl zu viel davon, daß sie am liebsten den schönen weißen Schnee, der doch des Winters Zierde ist, ganz aus der Welt schaffen? Da soll wohl alles jetzt ohne Natur nur mit Maschinen gehn? Nein, Diern, das kannst Du auch mit Recht vermissen. Ein Winter ohne Schnee ist gar kein Winter.

Zweitens gefällt mir nicht, daß man dort von Weihnachten wohl in den Straßen und an den schönen Läden was merkt, aber nicht bei Euch zu Hause. Tante Calla kann nicht backen, schreibst Du, hat auch gar nicht genug Schüsseln, Töpfe und Kuchenbleche dazu. Ja zum Donnerwetter noch mal, dann schafft sie sich's eben an. Ist's wohl von unserer seligen Mutter her gewöhnt, daß man alles fertig vom Konditor bezieht? Nein, alle ihre Eigenart in Ehren, aber das habe ich doch nicht gedacht, daß sie sich so weit verirren könnte! Wenn in der heiligen Adventszeit nicht immer so ein geheimnisvoller Kuchenduft durchs Haus zöge, dann möchte man ja schon die ganze Chose hinschmeißen. Wenn das Leben keine Festzeit mehr hat, ist's ja wie ein grauer Sack, den man sich über den Kopf zieht und unten zubindet. Ich sag's ja nicht ums Kuchenessen, aber um der schönen Sitte willen. Wenn erst eins fällt, fällt auch mehr. Dann stehn wir nachher da, stumm und dumm,

und wissen zuletzt nicht mehr, warum wir morgens aufstehn und uns anziehn, weil alles eine egale Fläche geworden ist. Dann schneidet Euch nur gleich die Nase ab, dann seid Ihr auch im ganzen Gesicht gleich.

Na, ich will zu Weihnachten nicht schimpfen. Daß Du am Advent zur Kirche gewesen bist und gesungen hast: Wie soll ich dich empfangen, ist recht. Ich meine ja nicht, daß alles so glatt und klar ist, wie die Herren Pastoren es uns vordemonstrieren, aber schadet nichts. Man geht auch nicht in die Kirche, um zu grübeln, sondern um sich da ganz still hinzusetzen und auf sich wirken zu lassen, was da im Orgelbrausen und in alten schönen Geschichten auf einen niederkommt. Wenn ich mal so recht erhoben und beseligt aus der Kirche komme und doch nicht weiß, woher und warum das ist, so denke ich oft bei mir: Das ist eben mal wieder eine Ausgießung des Heiligen Geistes gewesen, und du alter knochiger Landmann hast eben dabei sein dürfen. Aber das sage ich Pastor Friedrichs nicht. Er würde mir zuviel darum herum erklären, bis der ganze Schmelz und Zauber fort wäre und ich mir vorkäme wie ein dummer Bauer, der über Philosophie hat reden wollen. Womit ich aber nichts gegen unseren Pastor Friedrichs gesagt haben will. Der ist ein alter braver Herr und macht's, so gut er kann. Und auf dem Fach hat er ja studiert. Ich weiß nur nicht, wie man so was studieren kann, wovon man doch im Grunde auch nichts Gewisses weiß.

Na laß. Am Heiligen Abend, Uhr sechs, kommt Pastor Friedrichs wieder rüber, wie alle Jahr', und hält im Saal die Christfeier ab. Weißt noch, Diern? Ich seh' noch Deine Augen funkeln vor Erwartung, weil's nun gleich losging. Hast wohl mitgesungen:

Schönstes Kindlein in dem Stalle,
Sei uns freundlich, bring uns alle
Dahin, da mit süßem Schalle
Dich der Engel Heer erhöht.

Aber Deine Andacht war doch man eine gemischte. Nun, der liebe Gott wird wohl nicht strenger gewesen sein als Dein Vater und wird gedacht haben: Kinder sind Kinder. Laß sie jökeln und ihre Albereien im Kopf haben. Das Leben schüttelt sie schon früh genug, dann kommt die Andacht ganz von selbst. Ich brauche mich nicht danach zu reißen — nach solchem Kroppzeug! Daß ich lachen müßte!

— — Meine arme kleine Diern, mir wird ganz anders, wenn ich dran denke, daß Du dies alles in diesem Jahr nicht hast. Na, steck nur die Nase in Mamsells Pfeffernüsse, da riechst Du doch wenigstens ein Stück Weihnachten. Und im Greeschenbocker Backofen sind sie gebacken.

Aber ein Klavier hat Tante Calla doch. Da spiel Du Dir man: Vom Himmel hoch, wenn's auch kein anderer hören will, und denke dabei an mich, wie ich an Dich. Dann sind wir doch zusammen und feiern.

Von der Berechnung will ich diesmal nichts sagen. Um Weihnachten muß man ein Auge zudrücken. Aber nachher geht's wieder stramm.

Dir und der Tante wünscht ein fröhliches Fest

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *



Greeschenbock, am heiligen ersten Feiertag.

Meine liebe alte Diern!

Ich danke Dir schön. Wo hast Du nur die Zeit hergekriegt, mir den schönen Kasten zu schnitzen? Da werden sich aber die Zigarren staatsch drin ausnehmen. Das Deckchen, das Tante Calla mir gemalt hat, lege ich vorläufig in die Schublade. Du kannst ihm einen Platz in der guten Stube geben, wenn Du kommst. Die ist jetzt zum Fest geheizt. Mamsell wollte es durchaus, obwohl es keinen Zweck hat.

Der Oberförster ist hier, er fährt nach Pöpplitz und soll den Brief mitnehmen. Ich habe Lepel gesagt, er braucht auch am zweiten Feiertag nicht kommen, damit er auch weiß, daß Weihnachten ist. Solltest Du mir geschrieben haben, so kann das ja bis übermorgen warten.

Sage auch Tante Calla meinen Dank für das Deckchen und sage ihr nicht, daß ich nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Man muß sich so was nicht merken lassen.

Nun feiert vergnügt. Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Freitag den 28. Dezember 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Deine Tante hat mir hinter Deinem Rücken geschrieben und mir im Paket meine Geschenke retourgeschickt. Sie meint, das rosa wollene Kleid könntest Du doch nicht tragen, das Bildchen wäre „total unkünstlerisch", verdürbe Dir nur den Geschmack, und daß ich ihr solch ein Buch schicke, sei lächerlich. Sie bittet mich, es nicht übelzunehmen, aber Männer verstünden sich meist nicht aufs Einkaufen. Du wärst auch erschrocken gewesen, wenn Du es auch nicht sagtest. Sie erklärt mir nun, was ich dafür kaufen soll.

Aber ich bin heute in Pöpplitz gewesen und habe alles zurückgegeben. Engelmann und Herr Scholl waren auch sehr gefällig dabei, sie kennen mich ja. Ich schicke Euch nun statt dessen das Geld, das es gekostet hat, durch Anweisung. Es ist doch besser, Ihr sucht es Euch selbst aus.

Mich wundert nur, daß die Pfeffernüsse nicht auch retour gekommen sind. Na laß man. Ich verstehe mich ja auch nicht auf solche Dinge.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

(Ansichtspostkarte vom Greeschenbockener Hof mit dem Gutshause im Hintergrund. Josias Köppen in seiner Joppe vor der Haustür.)

Den 31. Dezember 1888.

Meine liebe Tochter Else!

Diese Karten habe ich noch heimlich in der Woche vor dem Fest machen lassen. Ich wollte sie Dir nun erst nicht schicken, aber ich denke jetzt doch, sie werden Dich interessieren. Ein gesegnetes neues Jahr wünscht Dir

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 20. Januar 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Na, Elsing, nun wollen wir das man lassen. Deine drei Briefe habe ich erhalten, und Du mußt Dich nicht wundern, daß ich sie bis heute unbeantwortet ließ. Mir lag das doch noch ein bißchen schwer auf. Aber nun habe ich's hinter und nun wollen wir das vergessen.

Ich glaub' Dir's ja, Dierning, daß das nicht mit Deinem Willen geschehen ist, und daß Dich das viele Tränen gekostet hat. Ich will Dir auch sagen, daß ich zuerst am liebsten das olle Zeugs all in die Ecke geschmissen hätte und es da verfaulen lassen. Aber dann tat's mir doch leid, hat so viel Geld gekostet. Da habe ich am 28. nachmittags zu Kittel geschickt, er soll man anspannen, und ich habe den Krempel wieder zusammengepackt, was nicht schön geworden ist. Aber das war ja nun gleich.

Und peinlich war's mir dann auch. Am meisten bei Herrn Scholl, wo ich doch ziemlich fremd bin, aber auch bei Engelmann, der Tatsache wegen. Der eine Kommis hat auch gepliert und hat sich das Lachen verbissen, aber Engelmann hat ihn rausgeschickt und ist sehr nett gewesen. Beinahe zu nett, weißt du, so als wenn er Mitleid mit mir hätte, und Du wärst solche — na, ich weiß nicht, was. Das hat mich auch wieder geärgert. Aber ich hab's mir nicht merken lassen und habe ganz stur getan und habe das Geld da im Konto stehen lassen. Erst solltest Du's nicht haben, aber unterwegs habe ich mir dann doch gedacht: Was kann die arme Diern dafür. Ich verstehe ja auch nichts davon und Tante Calla hat's wohl nicht so bös gemeint. Na, dachte ich, schick's ihr man, ist ja doch mal Weihnachten.

Ich wollte man bloß, daß sich das nicht rumredet in Pöpplitz. Kolling Möhrs vor allem braucht so was schon gar nicht zu wissen. Aber ist ja auch gleich.

So Elsing, nun wollen wir das begraben. Sei man schön fleißig, daß Du Ostern in die erste Seminarklasse kommst und übers Jahr fertig bist.

Aus Deinen Berechnungen konnte ich erst nicht klug kriegen, aber nun geht's schon. Mach man ordentlich fort.

Hier liegt immer noch dicker Schnee. Einmal so vor acht Tagen hat's getaut und geregnet, aber es ist wieder Frost und Schnee gekommen.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Mittwoch den 30. Januar 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich erhalten und kann auf Deine Bitte nur mit Nein antworten. Das ist nichts für Dich, und ich will nicht, daß Du dahin gehst. Laß Tante Calla gehn, so viel sie Lust hat, über die habe ich nichts zu sagen und will es auch gar nicht. Ob es da „fein und vornehm" hergeht, liebe Diern, kannst Du noch lange nicht beurteilen, und auf Tante Callas Urteil gebe ich nichts. So viel ist gewiß: Ehrbarkeit und Gottesfürchtigkeit existiert in solchen Künstlerklubs nicht, und wenn sie sich außen noch so „fein und vornehm" tun.

Wie Du schreibst, sind auch „Künstler" da, nicht nur Frauenzimmer. Nein, meine Diern, da gehst Du nicht hin, so lang ich noch etwas über Dich zu sagen

habe. Ich habe Dich hier gern auf den landwirtschaftlichen Ball gehen lassen, und als die Pöpplitzer Juristen Einladungskarten verschickten, habe ich mich Dir zu Liebe auch fein gemacht und bin mitgegangen. Alles, was recht ist. Aber unter das Schnurrantenvolk lasse i ch meine Tochter nicht.

Nun tröste Dich nur und lerne fleißig. Das ist die Hauptsache.

Madame Ricke hat das Reißen und liegt zu Bett. Es ist Tauwind gekommen und jetzt regnet es seit heute früh in einer Tour.

Dein getreuer Vater
Josias Köppen

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonnabend den 2. Februar 1889.
Meine liebe Schwester Line!

Entschuldige, daß ich, wenn ich an Dich direkt schreibe, Dich noch bei Deinem alten Namen nenne, es kommt mir sonst so ungewohnt vor. Ich habe Dich nicht beleidigen wollen und Deine Freunde und Freundinnen auch nicht. Dies ist nur so meine Ansicht, und meine Tochter soll in meinen Wegen bleiben, das ist mein Wunsch und Wille, und mir als Vater auch nicht zu verdenken. Liebe Schwester, meine Wege sind nicht Deine Wege und meine Gedanken sind nicht Deine Gedanken. Ich sage ja nicht, daß meine besser sind, aber es ist doch nun mal so. Wir haben schon als Kinder nicht recht gepaßt, und als wir eingesegnet sind, ist es ganz auseinandergegangen. Womit ich nicht gesagt haben will, daß ich nicht brüderliche Liebe für Dich hege, und wenn Du ins Unglück kämst, Dir nicht treu zur Seite stehen würde. Du warst immer für das „Künstlerische", und ich habe das nie leiden gekonnt.

Ich habe Dir mein allereinzigstes Kind, was mir vom Leben noch übrig geblieben ist, anvertraut, weil ich weiß, daß der Kern bei Dir gut ist. Es ist doch immer Köppensche Art, was auch darüber wächst. Ich zahle Dir auch eine anständige Pension, damit Du Dich nicht etwa übertust mit der Diern. Freilich, bei Euren Berliner Preisen langt sie wohl nur soeben zu, und ich hatte gemeint, Dir noch etwas Extraes anzutun. Was mir Else von der Milch und den Eiern geschrieben hat, ist ja einfach doll. Ich möchte nur wissen, wo das Geld alles bleibt, wir Landleute kriegen's n i ch t , so viel steht fest. Na, ich will davon aufhören. Wenn ich auf das Thema komme, bricht mir schon wieder der Schweiß aus allen Poren und mir prickelt's über und über.

Liebe Schwester, ich hab's Dir nicht übel genommen, das mit Weihnachten, obwohl mich's bitter gekränkt hat, und ich habe das Wurmen darüber lange nicht loswerden können. So nimm Du mir dies auch nicht übel. Jeder pfeift seine Weise, man muß ihn lassen. Meine Tochter kriegt schon anderwärts das Vergnügen, das ihr zukommt, darum keine Bange. Jetzt hat sie fleißig zu lernen, damit das Geld nicht fortgeworfen ist. Dazu hab' ich's nicht, das weiß Gott. Ich sitze manchmal bis in die Nacht und rechne, aber davon verstehst Du nichts und willst es auch wohl nicht anhören.

Dein getreuer Bruder
Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 17. Februar 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Dein Brief hat diesmal lange auf sich warten lassen. Vergangenen Donnerstag habe ich schon mal Lepel seine ganze Tasche auf dem Flurtisch umkehren lassen, weil ich meinte, es hätte sich doch noch was darin versteckt. War aber nicht der Fall.

Nun, es ist ja gut, daß Du gesund und fleißig bist. Das ist die Hauptsache. Das viele Schreiben tut auch gar nicht so nötig. Was ist denn auch immer Neues zu schreiben? Hier passiert nichts. Die Weiber sind beim Weben. Madame Ricke auch, sie läßt Dir sagen, sie webte jetzt Dein Hochzeitslaken. Und in Deiner glücklichsten Stunde würdest Du alle die Liebe und die guten Wünsche, die sie hineingewoben hat, als goldene Fäden leuchten sehn. Ich schreib Dir das, weil sie mich ausdrücklich darum gebeten hat, aber es ist ja Weiberschnack. Ich habe ihr das auch zu verstehen gegeben: „Else hat jetzt anderes zu tun, als an Hochzeiten zu denken." Ja, ja.

Über die Karte mit dem Tiergarten, die Du ihr in ihrer Krankheit geschickt hast, hat sie sich sehr gefreut und läßt vielmals danken. Mit ihrem Schreiben ginge es ja man schwach, läßt sie Dir sagen. Zu ihrer Zeit hätte man das noch nicht so gelernt wie heute.

Ich habe gestern unseren jungen Bullen „Robert" für 700 Mark verkauft. Ist's aber auch reichlich wert, ein kapitaler Kerl. Siegfried hat auch 20 Mark abbekommen. Döchting, erzähl dies aber Tante Calla lieber nicht. Die denkt dann gleich, das Geld springt bei mir nur so, während es doch zum Handel und Wandel gehört und groß nötig ist.

Neulich war der junge Daul hier, Hellmut, der nun auch schon Forstreferendar ist, ein ganz staatscher Kerl. Er fragte auch nach Dir und läßt Dich grüßen. Als er ein kleiner Junge war und hier immer in seinen Samthöschen mit Willi spielte, mochte Mutter ihn so gern. „Man merkt die feine Erziehung," sagte sie. Ja, es ist schon was wert, ein gebildetes Haus. Bei meinem guten Kolling wachsen die Kinder auf wie die jungen Hunde. Der Ferdinand mit dem roten Haar hat jetzt die Milchwirtschaft übernommen, er ist ein richtiger Bauer, ganz wie der Alte. Aber gut sind sie doch.

Nun, ich will Dich nicht vom Arbeiten abziehen. Mache man tüchtig weiter, daß Du bald fertig bist.

Dein getreuer Vater
Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 3. März 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Deine beiden Briefe habe ich erhalten. Sage mal, meine Tochter, kommt es mir nur so vor oder fehlt Dir was? Ich will nichts davon sagen, daß sie kürzer sind, das kommt von viel zu tun. Vor Ostern geht's wohl auf allen Schulen heiß her. Aber es ist so etwas Anderes drin, so etwas Steifes oder Gezwungenes oder als säße Dir was im Wege. Na laß, ich kann mich ja auch täuschen. Immer ist man ja auch nicht aufgelegt zum Schreiben. Brauchst nichts darauf zu antworten und Dich nicht zu entschuldigen, wenn's weiter nichts ist.

Jetzt fängt's hier an, lebendig zu werden. Wenn die Frühjahrsarbeit erst im Gange ist, komme ich auch nicht mehr zum Schreiben, bin auch Sonntags dann zu müde. Für solche Dinge ist der Winter gut.

Eben kommt die Mamsell und sagt, ich solle die Schneeglöckchen mit in den Brief legen, sie wären vom Himbeersteig, da im Gebüsch, wo die vielen sind.

Ja, jetzt läutet's wieder Frühling. Ist doch man schön, der Winter ist immer so lang auf dem Lande.

Dich und Tante Calla grüßt Dein getreuer Vater
Josias Köppen.

Nachschrift. Eben fällt mir ein, Du bist vielleicht bockig wegen des Künstlerklubs. Na Diern, so was laß Dir man vergehn. Damit kommst Du bei mir nicht durch. Schreib mir mal, ob es an dem ist.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 10. März 1889.

Meine liebe Else!

Deinen Brief habe ich gestern gekriegt und will ihn man gleich beantworten, ehe daß er wieder schimmlig wird. Elsing, ich habe mir heute früh im Bett ausgedacht: es ist doch wohl am besten, Du kommst Ostern her. Es ist ja noch lange hin, Ostern fällt spät, erst am 21. April, drei Wochen später als im vorigen Jahr. Du bist dann bald sieben Monate fortgewesen. Teuer wird's ja auf die vierzehn Tage, und ich hab's jetzt wenig übrig zum Verschleudern. Aber ich habe hin und her gedacht. Du bist doch mein einzigstes Kind noch, und wenn ich Willis Militärjahr und Ausbildung bezahlen müßte, wäre es noch viel mehr. Ach, ich tät's ja auch gern, lieber ein volles Haus und Sorgen, als keine und die leeren Wände, die einen angrinsen.

Ja also, was ich sagen wollte: ich habe jetzt solche Unruhe um Dich, ich muß Dich mal sehen. Mag ja tausendmal sein, daß ich mich täusche mit Deinen Briefen, aber ich werde was nicht los, das steckt mir ordentlich wie ein Knopf im Halse, ich kann kaum drüber schlucken. Mit dem Schreiben ist's doch auch nichts. Hundert Briefe sind eine Minute angucken nicht wert. Wenn ich denke, Du stehst hier und sagst: Nein, Vater, oder: Ja, Vater, so ist das mehr als bogenlange Auseinandersetzungen, wo der andere guckt und grübelt und die Worte bald so rum dreht und bald so rum.

Ich hätte nie gedacht, was das Sprechen mit der Stimme und der Augenschein doch für mächtige Dinge sind.

Also lütte Diern, wir machen's so. Du kommst zu Ostern. Das kannst Du glauben, wenn man das denkt, dann sieht der Kalender einen mit einmal anders an.

Im Garten hat die Mamsell schon die ganze Woche graben lassen, der Frühling scheint sich ja diesmal auch zu sputen. Hoffentlich wird's ein besseres Jahr. Da Ostern so spät fällt, wirst Du schon alle Bäume voll Knospen finden.

Nun soll's mich doch wundern, was Du auf diesen Brief schreiben wirst.

Dein getreuer Vater
Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonntag den 24. März.

Meine liebe Schwester Line!

Ich bitte Dich, mir einmal offenherzig zu schreiben, ob was mit Else 'os ist und was das ist. Sie schreibt und schreibt, aber es ist was Fremdes drin und ich krieg's nicht raus. Vor vierzehn Tagen hab' ich ihr mitgeteilt, sie könnte zu Ostern nach Hause kommen, und sie schreibt darauf: Das ist ja fein und das ist ja schön. Aber es klingt alles so anders, als käme es nicht aus dem Herzen, sondern so irgendwo nebenbei her, wo es nicht klingt und nicht tönt. Ein paarmal wollte ich Dir schreiben und dachte dann: Mache Dich nicht lächerlich, was soll's denn sein? Aber es läßt mir keine Ruhe, ist doch auch meine Tochter, für die ich verantwortlich bin.

Ich bitte Dich herzlich als meine Schwester, daß Du mir sagst, ob sie vielleicht eine Liebelei oder sonst was im Kopfe hat. Das könnte doch sein, vielleicht für einen Lehrer. Hier sind zwei, die es wohl auf sie abgesehen haben: Der Ferdinand Möhrs, dem sitzt sie schon lange im Kopf, ist aber nichts für sie. Er spricht nicht mal ganz richtig deutsch, und hat brandrotes Haar außerdem. Und dann der Hellmut Daul, ein ganz forscher, netter Kerl, der was in sich hat, aber ein zurückhaltender Mensch. Von dem hat's mir der alte Daul geradezu gesagt. Wäre mir nicht unlieb, und warten müßten sie doch noch ein paar Jahre, selbst wenn Hellmut als Assessor eine Privatförsterei kriegt.

Na, von dem allen sagst Du ihr nichts. Ich wollte Dir nur mitteilen, daß hier auch schon für sie der Tisch gedeckt ist, und daß sie nicht nötig hat, im fremden Land zu schmachten.

Etwas i st los mit ihr, das fühl' ich zu genau. Sie ist die Alte nicht mehr. Nun gib mir Nachricht.

Dein getreuer Bruder

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Donnerstag den 28. März 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen und Tante Lines Brief habe ich soeben erhalten. Ich lasse Lepel warten. Das war allerdings nichts Erfreuliches. Was soll ich darauf schreiben? Ich habe manches erwartet, aber daß solche gemeine Heimlichkeit und Ungehorsamlichkeit dahinter steckte, darauf konnte ich freilich bei allem Nachdenken nicht kommen. Ich weiß nicht, was ich Dir noch sagen oder befehlen soll. Du tust ja dann doch hinter meinem Rücken anders. Was nutzt das nun alles noch? Ich muß mir erst überdenken, ob ich Dich nach diesem nicht ganz nach Hause nehme, ehe Du mir völlig da draußen verdorben wirst.

An Tante Line sage man, daß sie ihren Brief auch hätte ungeschrieben lassen können. Wenn die für einen bittet, ist's schon immer ein schlechtes Zeichen. Mir ist so bitter im Mund, daß ich alle Augenblicke ausspucken muß.

Dein Vater J. K.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 7. April 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Ich kann Dir jetzt ja auch wieder mal schreiben. Ich will Dir nur sagen, daß ich Deine drei Briefe die ganze Woche hier uneröffnet habe liegen gehabt. Eben, am Sonntagnachmittag, habe ich sie alle drei gelesen.

Heute früh war Pastor Friedrichs hier und hat im Saal gepredigt. Er hatte den Text: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort, darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott. Er hat's schön gemacht, und ich habe viel verstanden, wie er es gemeint hat. Wiedersagen kann ich's nicht. Als er aufhörte, war mein Herz ganz weich, aber ich habe ihm nichts gesagt. Ich habe gedacht: Zwischen Vater und Kind gehört kein anderer Mensch, nicht einmal ein Pfarrer.

Dann, als ich allein war und alles still um mich her, und die Sonne auf den Hofplatz scheint, und die Hühner gackern, habe ich Deine Briefe gelesen. Ja siehst Du wohl, mein Diern, die Frucht der Sünde ist bitter. Ist nur gut, daß Du das auch geschmeckt hast. Was helfen Dir nun alle tollen, wilden Abende, die Du gegen Deines Vaters Willen in dem wüsten Künstlerlokal heimlich mitgemacht hast, wenn Du jetzt so viel darüber weinen mußt aus Reue und Trauer. Das ist's, das schlechte Gewissen ist's gewesen, was Deine Briefe so fremd und scheu gemacht hat. Du hast Dich mit einem Male fürchten müssen. Ja, Else, ich habe diese letzten zehn Tage schwer tragen müssen und bin gebückt gegangen, daß mich die Leute haben gefragt, ob mir was weh tut. Habe ihnen nicht sagen können, w a s weh tut. Dachte allezeit: Ich habe mein Letztes verloren.

Was nutzt mir ein Kind, das fremde Wege geht und mich betrügt und verlacht mit falschen Freunden?

Ach Diern, das war schon eine bittre Tour.

Ich will Dir jetzt vergeben, Else, weil Du so große Reue hast. Bei Euch dahinten wird's ja wohl schon als Tugend gelten, habe ich mir gedacht, daß Du es mir überhaupt gesagt hast. Kann ich nicht so ansehn. Ich weiß an mir: eine Lügerei und Heimlichtuerei mit sich schleppen, ist die größte Strafe. Kommt keine andre dagegen an. Die drückt und beißt und beißt und drückt, daß man beinah wahnsinnig davon wird. Da ist's eine Wohltat und Hilfe, zu beichten, und keine Tugend. Dann ist's runter: „So, Vater, nun schlage Du zu. Ich ergebe mich Dir." Ich weiß, wie wohl dann einem ist. Aber daß in Eurem Künstlerklub das als Tugend oder gar als Verrücktheit angesehen wird, kann ich mir denken.

Ich will dann auch zuschlagen, meine Diern. D u k o m m s t O s t e r n n i c h t n a c h H a u s e. Aber dann will ich Dir wieder vergeben und noch einmal Vertrauen zu Dir haben, daß Du das Jahr über noch dort bleiben und auslernen kannst.

Am 31. v. M. schickte ich das Geld an Tante Calla ab. Es gilt für April, auch Dein Schulgeld. Mit dem anderen halte Haus.

Elsing, tu so was auch ja und ja nicht wieder.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 5. Mai 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Ja, ich weiß wohl, Elsing, ich habe vier Wochen lang nicht geschrieben. Was sollte ich auch wohl? Ich hatte das Schreiben so über. Ich bin auch schwer über das Osterfest weggekommen. Wie die Mamsell Kuchen gebacken hat, habe ich immer denken müssen: Das ist nun alles anders, das ist nun alles anders.

Du schreibst, ich hätte Dir doch vergeben, und pochst darauf, daß ich nun wieder so sein sollte wie früher. Ja, das geht man nicht so leicht. Vergeben hab' ich Dir ja, gewiß, aber der Druck, den man auf der Brust hat, der muß doch erst allmählich von selber weggehn. Da läßt sich nicht viel bei machen, auch wenn's man selber will.

Es geht ja nun auch schon besser.

Wenn das Wetter so beibleibt, kriegen wir ein schönes Heujahr diesmal. Das tut auch not. Aber Mairegen kann nicht schaden. Kriegst Du denn da zwischen all den hohen Häusern auch etwas vom Frühling zu sehn? Ist wohl man schwach.

Na, schadet nichts, die Hälfte der Zeit, daß Du dort gewesen bist, ist nun ja auch bald vorüber, und die zweite Hälfte glitscht immer schneller.

Ich schicke Tante Calla zwei Pfund Maibutter und frische Eier mit. Hoffentlich gehn sie nicht entzwei, sie sind ja gut in Häckel verpackt, aber auf der Bahn schmeißen sie doch manchmal zu doll damit herum. So merkt Ihr doch auch, daß es jetzt auf dem Lande überall in Saft geht. In Berlin ist wohl jede Jahreszeit gleich.

Was der Professor Grosser zu Deinen Aufsätzen gesagt hat, freut mich. Ja, ausdrücken hast Du Dich schon immer gut können, schon als kleines Kind. Wenn Du man fleißig bist und gesund bleibst, dann wirst Du schon was leisten im Leben.

Adieu. Ich bin das viele Schreiben gar nicht mehr gewohnt, und bin auch müde von der Arbeit. Mit den Knechten ist jedes Jahr weniger los, man muß vorn und hinten sein, wenn's Fortgang haben soll. Na, wenn man nur weiß, wofür man arbeitet, dann geht ja alles. Vor ein paar Wochen habe ich ja mal gedacht, ich wüßte es nicht mehr. Halte Dich nur brav, Elsing, das ist und bleibt die Hauptsache.

Dein getreuer Vater
Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Mittwoch den 29. Mai 1889.

Liebes Elsing!

Ich gratuliere Dir vielmals zu Deinem Geburtstage und wünsche Dir, daß der liebe Gott Dir Gesundheit schenke und daß Du ein braves und kindliches Herz behalten mögest. Denke nur recht andächtig über alles nach, was Dir das vergangene Jahr alles gebracht hat, und denke auch an die schwarzen Punkte, die Du selbst da hineingebracht hast. Und dann fasse mutig Vorsätze für das neue Jahr. Dann wird's Dir mit Gottes Hilfe schon gelingen.

Liebe Diern, den Kuchen hat Mamsell Dir gebacken. Iß ihn aber schön vorsichtig, es ist nämlich was eingebacken, was Du finden sollst. Viel ist's ja nicht,

aber zu einer neuen Bluse oder ein Paar niedrigen Sommerschuhen langt's schon noch. —

Ich muß schon aufhören. Es drängt zu sehr mit der Arbeit. Die Leute sind alle beim Kartoffel-Behacken.

Nun feiere vergnügt und laß Dir den Kuchen schmecken.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

Nachschrift. Madame Ricke hat mir das Briefchen an Dich zum Mitschicken gebracht, aber laß es Tante Calla nicht lesen. Die würde sich nur an die fehlerhaften Äußerlichkeiten halten und den Kern nicht finden. Mamsell und die Mädchen und der alte Siegfried lassen Dir alle gratulieren.

* * *

Greeschenbock, Sonnabend den 8. Juni 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Morgen als zum schönen Pfingstfest will ich Dir doch in aller Eile einen schönen Gruß schicken. Ist jetzt nicht viel los mit dem Schreiben. Wir kriegen prachtvolles Heu und wohl zwanzig Fuder mehr als im vergangenen Jahr. Gestern und vorgestern ist Schafschur gewesen. Du glaubst nicht, wie man jetzt immer aufpassen muß. Es ist, als ob die Kerls gar keine eigne Ehre mehr im Leibe hätten, und die Dierns sind nicht besser. Das denkt bloß an das Tanzen im Krug und für die Arbeit hat's kein Interesse. Ob Mamsell der Arbeit gewachsen sein wird, wenn alle die fremden Schnitter zur Ernte einrücken, weiß ich noch nicht. Aber dann bist Du ja da! Ein bißchen mithelfen wirst Du doch auch noch können.

Nun rückt Johanni heran und mit ihr die Pachtzahlung. Wir wollen nur ernstlich hoffen, daß die Jahre besser werden, und dann auch das Herz ein bißchen leichter.

Pauls lassen Dich grüßen, auch Malchen und Frida Möhrs. Daß die Älteste, Anna, sich mit dem Kaufmann neben der Post, Hirzel, verlobt hat, hast Du wohl noch erlebt. Na, wenn der dem Kolling als Schwiegersohn gut genug ist, soll mir's recht sein. Nach Heringen stinkt er Sonntags wie alltags, und um die Mitgift hat's auch schon Reibereien gegeben. Da mag ja aber auch der Alte gern dran schuld sein.

Im übrigen, was gehn uns andre Leute an, halte Du Dich nur gut.

Dich grüßt Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

(Die bekannte Ansichtskarte von Greeschenbock.)

Sonntag den 30. Juli.

Liebe Else!

Nun ist's keine Woche mehr. Du fährst also 8 Uhr 35 vom Stettiner Bahnhof ab. Vergiß nicht, umzusteigen. In Pöpplitz wartet der Wagen auf dem Bahnhof, halte Dich nicht auf, keine fünf Minuten. Heinrich hat alle Besorgungen schon gemacht. Halte Dich mit nichts auf.

Am nächsten Sonntag wachst Du schon hier auf.

Dein Vater.

(Fortsetzung folgt)





Kleist-Retzow

Von

Herman v. Petersdorff

Es gibt ein bekanntes Wort Bismarcks über das Junkertum, das er gegen seinen alten Freund, den Kreuzzeitungsrundschauer Ludwig v. Gerlach, gebraucht hat. Es ist im November 1851 gefallen und lautet: „Überhaupt ist der norddeutsche Junker, mögen Sie in Ihren Rundschauen schelten, wie Sie wollen, doch in Deutschland der Einäugige unter den Blinden; es gibt nur Junker und Schneider in diesem Lande, und der richtige Junker kommt nur in dem norddeutschen Flachlande vor." Bismarck, der damals eben Bundestagsgesandter geworden war, hatte dabei mehrere Kollegen in Frankfurt im Auge, den Hannoveraner v. Schele, den Mecklenburger v. Oertzen und den Holsteiner v. Bülow, den Vater des jetzigen deutschen Reichskanzlers. Zu diesen fühlte er sich sichtlich hingezogen, und sie sind ihm alle drei befreundet geworden. Bei ihnen fand er gesunden Wirklichkeitssinn und eine gewisse Großzügigkeit des politischen Denkens. Anderweitig begegnete er im Lande nur zu sehr der Kleingeistigkeit und Spießbürgerei. Die Fülle scharf ausgeprägter, kernhafter Naturen voll trotzigen Selbstgefühls und stolzen Unabhängigkeitssinns unter dem norddeutschen Adel ist in der Tat eine erfrischende, historische Erscheinung für jeden, der Freude an kraftvollem Wesen hat und sich den Blick durch Voreingenommenheit nicht trüben läßt. Jemand, der so recht Verständnis dafür besaß, ist Theodor Fontane gewesen. Dem war das preußische Junkertum ans Herz gewachsen. Das zeigen nicht nur seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg"; man findet es auch auf jedem Blatte seiner „Briefe" bestätigt. „Zehn Generationen von 500 Schultzes und Lehmanns sind noch lange nicht so interessant wie die Generationen eines einz'gen Marwitzzweiges", hat dieser gegen den Verdacht reaktionärer Gesinnung gefeite Dichter am 28. Mai 1860 geschrieben und damit dasselbe gesagt, was Bismarck in jenem Briefe an den Präsidenten v. Gerlach behauptete. Bei näherer Betrachtung gewinnen diese kernhaften Glieder des altpreußischen Junkertums meist. Wer wird nicht einem Mann wie dem Herrn auf Trieglaff, dem Pommern Adolf v. Thadden, seine Sympathie zuwenden!? Seitdem die Fürstin Eleonore Reuß sein Lebensbild gezeichnet hat, kann man doch gar nicht anders. Wer empfindet nicht wahrhafte Freude, wenn er die humorvollen, rückhaltlos auf-

richtigen Briefe von Moritz v. Blanckenburg auf Zimmerhausen an Albrecht von Roon liest? Neuerdings hat Friedrich Meusel die Lebenserinnerungen des Junkers Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz, Herrn auf Friedersdorf, erweitert herausgegeben. Wer hat wohl den Mut, die urwüchsige Kraft und Tüchtigkeit dieses glühenden Patrioten, die sittliche Reinheit dieses Mannes trotz aller seiner Befangenheit zu leugnen? Wem geht nicht das Herz auf, wenn er in der jetzt erschienenen Biographie Blüchers aus der Feder des Generals v. Unger die herrlichen Briefe dieses mecklenburgischen Adelssprosses liest? Das Wesen des Staatsmannes der deutschen Einheit besteht zum großen Teile aus jenen Eigenschaften, die die Stärke des norddeutschen Junkers ausmachen. Ahnungsvoll hat der große Denker aus jüdischem Stamm, Julius Stahl, vorausgesagt, daß eine Mischung mit diesem Junkerblute für den wahrhaften preußischen Staatsmann erforderlich sei, als er am 5. März 1852 ausrief: „Ich halte den General v. Marwitz nicht für den vollständigen reinen Repräsentanten der preußischen Politik, ich halte aber auch den Staatsminister von Stein nicht dafür. Wenn ein Staatsmann diese beiden in sich vereinigen und versöhnen könnte, dann würde er vielleicht das wahre, vollkommene Urbild des preußischen Staatsmannes sein. Einen solchen Staatsmann können wir nur von Gott erbitten."

Als ich vor einigen Jahren von der Kleistschen Gesamtfamilie angegangen wurde, ein Lebensbild Kleist-Retzows zu zeichnen, das inzwischen bei Cotta in Stuttgart erschienen ist, da machte ich es zur Bedingung, daß ich frei und unbeirrt durch irgendwelche Rücksichten urteilen dürfte. Einen Panegyrikus zu schreiben, war ich nicht gesonnen. Ich hätte mir und der Wissenschaft, der ich diene, etwas vergeben, wenn ich nicht mit möglichster Unbefangenheit an die Lösung meiner Aufgabe herangetreten wäre. Mir war es wohl bewußt, daß Kleist-Retzow ein starrer Doktrinär gewesen ist; und das Bedenkliche dieses Doktrinarismus sollte in meinem Buche deutlich hervorgehoben werden. Die Hinterbliebenen Kleist-Retzows sind hochherzig genug gewesen, mir eine Fülle von brieflichem Material aus dem Nachlaß des alten Herrn zur Verfügung zu stellen. Dazu kamen viele Briefe Kleists an Freunde, die ich von anderer Seite erhielt, z. B. auch seine Briefe an den Fürsten Bismarck. So ausgerüstet, durfte ich wohl an die Arbeit gehen. Von vornherein konn e ich mir ja auch sagen, daß es ein reizvoller Vorwurf war, das Bild dieses knorrigen Junkers seinen Freunden und Feinden vorzuführen.

Einer Bitte der Schriftleitung folgend, will ich Kleist-Retzows Bild den Lesern des „Türmers" mit einigen Strichen zeichnen.

In Kleist-Retzow ist ein anderer Typ des Junkertums vertreten als der, den F. A. L. v. d. Marwitz vertritt. Marwitzens politische Rolle empfing ihren Stempel durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung. Kleist-Retzow unterscheidet sich von Marwitz vornehmlich durch den religiös-mystischen Einschlag. Er ist, religiös betrachtet, das Produkt der pommerschen Erweckung, einer tiefinnerlichen religiösen Bewegung, die nach den Befreiungskriegen einsetzte. Die Gebrüder von Below, Ernst v. Senfft-Pilsach, Thadden-Trieglaff, Moritz v. Blanckenburg sind mit Kleist von ihr erfaßt oder doch stark beeinflußt worden. Auch die Gebrüder Gerlach, selbst Roon, ja sogar Bismarck wurden von ihr berührt. Waren ja doch Bis-

marcks Schwiegereltern, Heinrich v. Puttkamer auf Reinfeld und seine Gemahlin Luitgarde, geborene v. Glasenapp, die geliebte Stiefschwester Kleist-Retzows, begeisterte Anhänger dieses modernen Puritanertums. Luitgarde v. Puttkamer ebenso wie die erste Frau Moritz Blanckenburgs und Blanckenburg selbst haben in ihrem Glaubenseifer wesentlich auf Bismarcks religiöse Stellung eingewirkt. Die tiefinnerliche religiöse Richtung Kleist-Retzows ist der hervorstechendste Zug in seinem Wesen geworden und geblieben.

Bei meinem Studium seines Lebensganges war es für mich nun wahrhaft ergreifend, zu verfolgen, mit welchem tiefen Ernste dieser Sproß des altberühmten hinterpommerschen Geschlechts der Kleiste von früh an sein Leben auffaßte und wie er gerungen hat nach inniger Gemeinschaft mit seinem Gotte, bis er ihrer ganz gewiß war. Um einmal Kleines mit Großem zu vergleichen: Kleists innere Kämpfe erinnern etwas an die Seelenkämpfe Martin Luthers, wie sie neuerdings wieder von Adolf Hausrath in seiner Lutherbiographie geschildert worden sind. Ich hätte diesen Gedanken nicht ausgesprochen, wenn er mir gegenüber nicht auch von anderer, geschätzter Seite geäußert worden wäre. Nicht oft wird der Entwicklungsgang selbst bedeutenderer Männer so klar ermittelt werden können, wie der Kleists, von einer Prophezeiung seines ersten Erziehers an zu den Gewissenskämpfen auf Schulpforta und auf der Göttinger Universität, dem Umgang mit dem frommen Baron Kottwitz in Berlin und zu dem religiös-politischen Drill unter der überlegenen Leitung des Präsidenten Ludwig v. Gerlach am Frankfurter Oberlandesgericht. Es war mir auch wertvoll, den Nachweis zu erbringen, daß dieser weltflüchtige Pietist eine höchst gründliche Schulbildung auf der berühmten Schulpforta erhalten hat und diese Anstalt als primus omnium verließ. Es ist ja ein weitverbreitetes Vorurteil, daß die Junker nichts wissen und nichts gelernt haben. Friedrich Meusel hat neuerdings überraschende Proben von der gründlichen und vielseitigen Bildung des märkischen Landadels zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vorgelegt. Der pietistische Thadden-Trieglaff war ebenfalls ein reich- und tiefgebildeter Mann. Nicht minder gilt das bekanntlich von Albrecht v. Roon. Auch Kleist-Retzow wird man jetzt den Junkern beizuzählen haben, die eine treffliche Bildung genossen. Noch auf der Universität zeigte er vielseitige wissenschaftliche Interessen. Später hat er freilich nicht mehr ganz Schritt gehalten mit der allgemeinen Entwicklung der Bildung und sich mehr auf Übung seiner frommen Werke beschränkt.

Die Kernhaftigkeit seines Wesens und die felsenfeste Gründung seiner religiös-politischen Stellung zeigten sich zuerst weithin bei Ausbruch der Revolution im Jahre 1848. Wie er in jener Zeit als Landrat des Kreises Belgard, als Mitbegründer der Kreuzzeitung und als jugendlicher Präsident des Junkerparlaments mannhaft und keck die Fahne der Monarchie hochhielt und den zerstörenden Tendenzen entgegentrat, wird immer ein Ruhmestitel für ihn bleiben. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich damals auf ihn. Der junge Landrat sollte gleich Minister werden. Wenigstens zog er in die Kammer ein und feierte dort bald Triumphe als stürmischer und glänzender Vorkämpfer der konservativen Ideen. Zugleich spielte sich eins der reizendsten Idylle ab, die wir aus dem Leben großer Männer kennen,

sein trautes Zusammenleben mit seinem, nur durch wenige Monate von ihm im Alter getrennten angeheirateten Neffen Otto v. Bismarck. Die beiden waren damals die Verkörperung des Stockpreußentums. Ihr Name wurde stets zusammen genannt. Fast gleichzeitig stellte man sie dann auf höhere Posten. Bismarck kam nach Frankfurt, und der 36jährige Kleist nach Koblenz als Oberpräsident der ihm ganz fremden Rheinlande.

Sieben und ein halbes Jahr hat er da auf exponiertem Posten gestanden. Seine Ernennung dorthin war ein großer Mißgriff des Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel. Allzu schwer war es für den wackeren Pommern, unter den lebenslustigen Rheinländern gegen eine widerwillige Beamtenschaft und neben dem ihm damals nicht günstig gesinnten Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin zu ersprießlichem Wirken zu gelangen. Viel Kraft wurde dabei von beiden Seiten vergeudet, die besser anders hätte verwendet werden können. Gewaltige Friktionen hat Kleist damals zu überwinden gehabt. Aber er h a t sie doch großenteils überwunden, und es ist ihm gelungen, trotz aller Widerwärtigkeiten und Anfeindungen wirklich viel des Bleibenden und Guten zu schaffen, was spätere Geschlechter unumwunden anerkannten. Wie er unerschrocken mit glühendem Eifer und riesiger Tatkraft voll sittlichen Ernstes der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden suchte und bar von jeder Menschenfurcht auch gegen den willensstarken Bruder seines Königs und die geistvolle Prinzessin Augusta die Ansichten der Regierung vertrat und durchführte, das wird immer eine interessante Erscheinung bleiben. Es zeigte sich damals — niemand wird das verkennen —, daß Kleist aus genau demselben Holze geschnitzt war wie Marwitz.

Bei Beginn der Regentschaft des Prinzen von Preußen verließ Kleist, vierundvierzigjährig, die Rheinlande. In einem Alter, wo andere erst zu höheren Stellen zu kommen pflegen, war dieser tatkräftige Mann, dessen jugendliches Feuer alle Welt elektrisierte, als Beamter schon gleichsam zum alten Eisen geworfen. Dafür öffnete sich ihm jetzt wieder die parlamentarische Laufbahn, indem er als Vertreter der Familie v. Kleist einen Platz im Herrenhause erhielt. Noch mehr als drei Jahrzehnte hat er seitdem fortan im Vordergrunde des parlamentarischen Lebens gestanden. Sein innerlicher Ernst und sein schon damals weißes Haar verliehen ihm etwas Patriarchalisches. Sein heißes Blut bewirkte es aber, daß er zeitlebens ein Draufgänger blieb, und der ihm hauptsächlich von Ludwig Gerlach eingeimpfte Doktrinarismus machte ihn ungeeignet zu einem Staatsmann. Nichts ist Kleist weniger gewesen als ein Diplomat. Seine Kampfnatur fand reichlich Gelegenheit, sich zu betätigen in den Jahren der neuen Ära und während des Streites um die Heeresreform. Mit Begeisterung trat er in dem Verfassungskonflikt für seinen alten Freund Bismarck ein. Auch auf dem Wege nach Schleswig-Holstein, ja auch in den Feldzug gegen Österreich folgte er ihm nach, wenn auch schon widerstrebend. Hatte er bereits in den ersten Jahren seiner parlamentarischen Wirksamkeit, als er mit Bismarck zusammen lebte, einige Male in wichtigeren Fragen der Realpolitik den Entschluß gefunden, sich von seinem politischen Lehrmeister Ludwig Gerlach zu trennen, so bewahrte er auch im Gegensatz zu dem allzu doktrinären Präsidenten während der ersten Phasen der deutschen Politik Bismarcks die Ge-

meinschaft mit diesem. Den Schachzug des großen Staatsmannes, den dieser mit der Indemnitätsforderung ausführte, vermochte Kleists Doktrinarismus jedoch nicht gutzuheißen. Damals trat der erste Riß in dem Freundschaftsverhältnis zu Bismarck ein. Zum Bruche kam es dann nach dem Deutsch-Französischen Kriege bei Einbringung des Schulaufsichtsgesetzes. Schon aus der Zeit der Berufung Bismarcks an die Spitze des Ministeriums und aus den Tagen, da der engere Freundeskreis Kleists in Meinungsverschiedenheiten über die Aufrollung der deutschen Frage geriet, konnte ich in meinem Buche über Kleist wichtige Briefe mitteilen. Die Entstehung des Bruches zwischen Bismarck und Kleist erfährt eine neue Beleuchtung durch einen von mir im Nachlaß Kleists aufgefundenen Brief des Kultusministers v. Mühler. Das geringe diplomatische Geschick Kleists und sein Doktrinarismus haben hier viel geschadet, nicht nur seiner eigenen Partei, sondern auch der Gesamtpolitik. Das trifft ebenso für die weitere Entwickelung des kirchenpolitischen Streites zu. Um so vorteilhafter tritt in jenen Jahren sein fester Charakter hervor. Er ließ sich nicht verbittern und trotz der schlimmen Behandlung, die ihm von Bismarck widerfuhr, bewahrte er persönlich ein schönes Gleichmaß. Hochdramatisch ist die Rolle, die er bei dem Kampfe um die Kreisordnung spielte. Er ist der eigentliche Organisator dieses Kampfes gewesen. Aber er war hier, wie überhaupt in der ganzen Zeit der liberalen Gesetzgebung, der Hemmschuh einer gedeihlichen Entwickelung der Politik. Er wollte in der liberalen Flut gleichsam der Deichhauptmann sein, der die Springflut einzudämmen suchte. Das konnte ihm aber um deswillen nicht gelingen, weil er nicht genügende Fähigkeit zur Anpassung an den Gang der Dinge besaß. Vielfach trieb er den leitenden Staatsmann durch sein Vorgehen noch weiter in die liberale Bahn.

Bei der großen Rechtsschwenkung des Fürsten Bismarck fand der treue Mann dann wieder den Anschluß an den Kanzler, und zwar nicht im Herrenhause, in dem er so manchen Strauß mit dem Jugendfreunde ausgefochten hatte, sondern auf der Arena des Reichstages, in dem er seit dem Jahre 1877 in ununterbrochener Folge bis zu seinem am 20. Mai 1892 erfolgten Tode die frommen Lutheraner des Wahlkreises Herford-Halle vertrat. Kleists machtvolle Rede für das Sozialistengesetz vom 17. September 1878 veranlaßte den Reichskanzler, ihm nach so langen Jahren bitteren Grolles die Hand zur Versöhnung zu reichen. In der sozialpolitischen Gesetzgebung war Kleist, wie sich denken läßt, Bismarcks eifriger Gefolgsmann. Nur daß der Kanzler zur Frage der Sonntagsruhe eine manchesterliche Haltung beibehielt, trübte Kleists Freude an der von der Regierung eingeleiteten Sozialpolitik. Es bildete einen der schönsten Triumphe seines Lebens, daß er bei den schon seit seiner Koblenzer Tätigkeit systematisch angestellten Bemühungen zur Durchführung einer strengeren Sonntagsruhe, die auf einen Schutz des kleinen Mannes gegen die Ausbeutung ausgingen, schließlich größere Erfolge erzielte. Seine rednerische Kraft trat zuweilen auch an anderer Stelle als im Parlament und in kirchlichen Körperschaften eindrucksvoll in die Erscheinung, so bei der Lutherfeier in Wittenberg im Jahre 1883, wo sich die gefeiertsten Kanzelredner vor der flammenden religiösen Beredsamkeit dieses Laien ehrfurchtsvoll beugten. Seine mit Hammerstein zusammen unternommenen Schritte zur Stärkung der Stellung der evange-



lischen Kirche entfernten ihn wieder weiter von dem führenden Mann seiner Zeit, ohne daß es darum aufs neue zum Bruche kam. Je älter er wurde, je einflußreicher schien er zu werden. Seine unermüdliche Tatkraft hat etwas Wunderbares. Zuletzt schien er sich auch zum Diplomaten zu entwickeln, wie seine Taktik bei der Beratung der Herrfurthschen Gemeindeordnung zeigt. Hatte er schon früher oft genug seine große Begabung für zweckmäßige Einrichtungen in der Verwaltung gezeigt, so auch diesmal. Ebenso hatte er einen entscheidenden Anteil an dem Erlaß des Rentengutgesetzes. Eine schwere Enttäuschung verursachte es ihm, als das Zedlitzsche Volksschulgesetz zurückgezogen wurde. Seine letzte Tat war die Entfernung des Quertreibers bei jener Vorlage, des Herrn v. Helldorff-Bedra, aus der konservativen Partei des Herrenhauses.

Ein schönes Familienleben, ein reicher Gedankenaustausch mit Freunden, wie Blanckenburg, Ludwig Gerlach, dem auch mit Bismarck befreundeten Alexander v. Below-Hohendorf, dem Kreuzzeitungsredakteur Hermann Wagener, dem Professor der Theologie Ernst Ranke, dem Geheimrat Schede, dem Oberpräsidenten v. Senfft-Pilsach, Thadden-Trieglaff, dem Gutsbesitzer Andrae-Roman, dem Superintendenten Meinhold und vielen anderen Männern, nicht zuletzt natürlich mit Bismarck, ein unablässiges Wirken auf dem Gebiete der Inneren Mission, namentlich in seinem Heimatkreise Belgard, und dort vornehmlich in seinem Gute Kieckow und in der Stadt Polzin, umrankt und durchzieht anmutig das politische Wirken des Mannes. In seiner völligen Selbstlosigkeit, seiner herrlichen Willenskraft, seinem köstlichen Freimut, seinem glühenden Patriotismus und seiner kindlichen Frömmigkeit steht er bei aller innerlichen Gebundenheit vor uns als einer der lautersten Charaktere, die es gegeben hat. Ebenso stark aber wie der Eindruck seiner sittlichen Lauterkeit war der, den seine Feuerseele hinterließ. Die „Frankfurter Zeitung“ schrieb von ihm bei seinem Tode in einem glänzenden Artikel: „Wer ihn in den letzten Jahren reden sah und hörte, mußte an die Schilderung denken, die Freiligrath in seinem ersten Gedicht, im ‚Moostee‘, von den isländischen Vulkanen gegeben hat, in denen unter schneeigem Haupte die glühende Masse lodert.“ Immer ehrwürdiger wurde dieses Haupt mit dem dichten schlohweißen Haar. Sichtbar breitete sich der Schimmer der Ewigkeit darüber aus. Er ruht, wo er geboren wurde und wo er starb: auf seinem lieben Gute Kieckow.

Der Typ des Puritaners, den Hans v. Kleist-Retzow vertritt, ist unter dem altpreußischen Adel im Aussterben begriffen. Man findet in diesem kaum noch einen namhaften Vertreter desselben. Seitdem ist, gewissermaßen zurücklenkend zu dem Marwitzschen Typ, die Zeit der Nichts-als-Agrarier für die Junker gekommen. Sie kämpfen um Sein und Nichtsein des Herrengeschlechts, dem sie angehören. So war es wohl die rechte Stunde, als die Kleistsche Familie an mich herantrat und mich bat, diesem Vertreter des alten Preußentums, der in einer langen Reihe von scharfumrissenen Persönlichkeiten einen ehrenvollen Platz einnimmt, ein biographisches Denkmal zu setzen.





Heimkehr

Von

Eilhard Erich Pauls

Noch lebte der Krieg. Wo er schritt, zerstampfte sein Fuß die Saaten und alles Hoffen; sein Atem war Feuer und verbrannte die Gehöfte. Dörfer lagen vor ihm und blühendes Leben, Verwesen und Wüsteneien zog er hinter sich her. An die dreißig Jahre schon hatte er gewährt und am Lande gefressen, ein Ende war nicht abzusehen.

Noch lebte der Krieg. Da ging leicht ein junges Blut die Landstraße dahin durch schlafenden Septembermorgen. Äcker waren gewesen, schwarz und glänzend im Frühjahr, im Hochsommer ein goldenes Wogenmeer, als noch der Frieden auf der Höhe kornschwankender Wagen saß und sang. Der Krieg schritt vorüber, einmal und wieder; und die Heide zog über das Ackerfeld und zeigte ihre trostlose Pracht und Herrlichkeit.

Der Knabe schritt einher mit trotzigen Augen. In allen anderen Zeiten wäre er ein Kind von zwölf Jahren gewesen. Der Krieg hatte ihn geboren, der Krieg hatte ihn erzogen. Der Krieg erzieht in zwölf Jahren harte, selbständige Männer. Der Krieg will Krieger haben. So führte auch der Knabe an seiner Seiten ein langes Hiebschwert und am Gürtel eine blank geputzte alte Reiterpistole. Sein Stolz aber war ein langes Dolchmesser, das ihm im selben Gürtel steckte, auf dessen Griff seine Hand liebkosend ruhte. Der Griff war aus Stahl wie die Klinge. Darauf war mit feinen Strichen eingeritzt die Heimkehr des verlorenen Sohnes, der auf die Knie niederfällt: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir!“ Der Vater aber erhebt sich von seinem Thronsitze, breitet die Arme aus und geht ihm entgegen, seinen lieben Sohn aus dem Staube zu heben. Der Knauf des Dolchgriffes zeigte einen großen, feuerroten Rubin. Den Dolch liebte der Knabe. Er war ihm in seiner gleich einer jungen Wildkatze geschmeidigen Gewandtheit eine angemessenere Waffe als das große Hiebschwert, für das seine junge Kraft nicht ausreichen wollte. Der lange Dolch war ihm mehr als einmal in Herbergen und wilden Händeln Lebensretter gewesen. Der Rubin hatte auch in des Knaben rascher Hand mehr als einmal geleuchtet, wenn der blanke Stahl vor ihm fremdes Blut

trank. Den Dolch hatte der Knabe in den Trümmern einer gewesenen Stadt gefunden. Eine Frauenleiche hatte dabei gelegen.

Nach langer Wanderung über wüstes Land und durch verwildernden Forst stand der Knabe am Waldrande. Die Straße und das Land senkten sich vor ihm zu einer weiten Ebene, die rings von Höhen und schützenden Urwäldern, gleich dem, den er in stundenlanger Wanderung durchquert hatte, umgeben war. Grüne Wiesen füllten die Ebene aus, in deren Mitte ein Dörfchen in der Sonne lag. Das scharfe Auge des Knaben entdeckte in nächster Nähe des Dörfchens gar einige wenige kümmerlich angebaute Felder.

Der Knabe stand lange still und sah ernst und trotzig in die Ebene.

„Das ist also Buchholz“, flüsterte er. „Das also ist die Heimat.“

Dann schritt er weiter.

An einer Biegung des Weges stand ein Stein. Darauf saß ein Weib, das mit ihren schwachen, rot umränderten Augen den Knaben erst sah, als er dicht vor ihr stand.

Dann aber sprang das häßliche, alte, zerlumpte und schmutzige Weib mit fliegender Hast auf und warf sich dem Knaben zu Füßen, ehe er zur Seite springen konnte, klammerte ihre dünnen, kraftlosen Arme um des Knaben Beine und küßte inbrünstig die schmutzigen Stiefel. Mit dem Gefühl des Ekels riß der Knabe sich los. Aber die Alte rutschte auf den Knien ihm nach, umklammerte wieder mit zitternder Hast seine Beine, barg den verwitterten Kopf im Staube der Straße und schrie in die Erde hinein:

„Mein Junge, mein kleiner Junge!“

Und nach einer Weile, die der Knabe sie mit Ekel halb und halb mit Mitleid betrachtet hatte, richtete sie sich auf, betastete mit zitternden Händen das Tuch seiner Hosen, sein Schwert, seine Reiterpistole, richtete sich auf den Knien auf, rutschte näher zu ihm heran, der unwillig stehen blieb, und sah ihm voll in das trotzige Gesicht. Die triefenden, roten Augen des alten, verlotterten Weibes wurden schön im Strahl der Mutterliebe.

„Wilde Reiter haben meinen kleinen Jungen geraubt. Mein kleiner Junge ist wieder gekommen. Ich habe jeden Tag auf ihn gewartet, jeden Tag, Sommer und Winter.“

Der Knabe stampfte mit dem Fuße, böser Ärger funkelte in seinem harten Gesichte.

„Teufel, dann seid Ihr Alte meine Mutter!“ fluchte er.

Und die Alte tastete liebkosend an dem Tuche seines Anzuges und stammelte antwortend:

„Mein lieber kleiner Junge, mein Junge, mein —“

Und dabei warf sie sich wieder in den Staub nieder und schrie den Namen heraus, immer wieder, bis ihr gieriges Schreien in ein klägliches Wimmern überging:

„Mein Heiner, Heiner, mein Heiner!“

Da atmete der Knabe auf und schüttelte sich, und sein Gesicht wurde wieder glatt. Der Ekel entschwand daraus, das harte Unbehagen darin wich dem Mitleid.

„Ich heiße nicht Heiner“, sagte er, und leise murmelte er: „Diable, ich wäre umgekehrt, sollte das Weib meine Mutter sein.

„Mein lieber, mein Heiner!“ wimmerte das Weib im Staube der Straße.

„Ich bin Euer Junge nicht!“ rief der Knabe ärgerlich. „Ich gehöre dem Pfarrer von Buchholz. Ist das da Buchholz?“ fragte er.

Das vertrocknete Weib stand langsam auf. Langsam nickte es und langsam weinte es.

„Mein lieber kleiner Junge!“

Den harten Knaben wandelte fast eine Weichheit an, der er sich schämte.

„Wenn das Buchholz ist, so kommt, Mutter, ich will heim!“

Als er sie aber „Mutter“ anredete, brach das Weib wimmernd in sich zusammen.

„Mein Heiner, mein lieber kleiner Junge!“ schluchzte sie.

Der Knabe ließ sie liegen und weinen und spielte mit dem Dolche in seinem Gürtel, während sie in den Staub und Schmutz der Straße ihre hastigen Hände eingrub.

Als sie endlich ruhiger wurde, begann er zu fragen:

„Wann wurde Euer Heiner geraubt?“

Das Weib glotzte ihn verständnislos an, daß er seine Frage mehrmals wiederholte. Dann griff sie erschreckt in ihre Haare und zog eine dünne Strähne weißen, schmutzigen Haupthaares ins Gesicht. Ein irres Lächeln spielte um ihren Mund. Dann redete sie leise und rasch:

„Des Pfarrers Junge wurde geraubt. Heißt er Hans?“

Der Knabe nickte.

„Des Pfarrers Hans wurde geraubt. Als des Pfarrers Hans geboren wurde, war mein Heiner schon in der Welt, schon lange im Kriege. Als mein Junge von den Soldaten fortgeschleppt wurde, mein lieber kleiner Junge, da waren meine Haare braun.“

Sie blickte wieder auf den Jungen vor sich und nickte ihm vertraut lächelnd zu.

„Ich habe lange auf dich gewartet, Heiner, sehr lange, Sommer und Winter, bis meine Haare weiß wurden. Aber ich wußte, daß du wieder kommen würdest. Nun mußt du auch lieb sein, Heiner.“

Der Knabe stieß sie ärgerlich mit den Füßen von sich, als sie sich ihm wieder verlangend nähern wollte.

„Euer Knabe muß jetzt groß sein, wenn er so früh schon geraubt wurde“, sagte er. „Ich sah gestern in der Stadt einen Soldaten, der sagte in der Schenke, daß er nach Buchholz wollte. Darum brach ich frühe von der Stadt auf, denn ich wollte vor ihm hier sein. Das wird Euer Heiner sein.“

„Mein Heiner ist ein lieber kleiner Junge“, sagte das Weib bekümmert.

„Mein Vater aber ist der Pfarrer von Buchholz“, sprach der Knabe entschieden.

Da ging ein häßliches Lachen über des alten Weibes häßliche Züge, ein Lachen fast des Hasses und befriedigten Hasses.

„Ihr seid mein Heiner nicht“, sagte sie und nickte fortwährend mit dem Kopfe. „Mein Heiner ist ein lieber kleiner Junge. Aber Ihr seid des Pfarrers. O ja,

Ihr werdet Freude haben an Eurem Vater, und er wird große Freude haben an seinem Sohne. Der Herr Pfarrer führt straffe Zügel, wenn er auch keine Hände mehr hat. Und wenn Ihr hingeht, mein hübscher junger Herr Soldat" — die Alte höhnte mit dem heiseren Klang ihrer Stimme —, „den Empfang, wißt Ihr, den möchte ich gar gerne mit ansehen."

Der Knabe, der sich selbst Hans genannt hatte, wandte sich verächtlich von der Alten ab und ging dem Dorfe zu, das im Wiesengrunde vor ihm lag. Das vertrocknete Weib humpelte hinter ihm her. Einmal noch redete er sie an:

„Lebt meine Mutter?"

Der Ton seiner Frage verriet Angst.

„Die Pfarrerin?" antwortete das Weib. „Ob sie noch lebt? — Wer weiß? Schwedische Reiter, wißt Ihr, kamen. Von der Pfarrerin sah man seitdem nichts mehr."

„So!" sagte der Knabe hart und trotzig.

Er griff mächtig aus. Unruhe überfiel ihn, wo er das Dorf seiner Heimat vor sich sah; heilige Angst, wo die nächste Stunde ihn zu seinem Vater führen sollte; und gewaltiges Heimgefühl bewegte ihn, den zwölfjährigen Knaben, der sechs Jahre seines jungen Lebens in einem wilden Soldatentroß gewandert war und nicht wußte, was Heimat und was Mutterherz und Vaterhaus bedeutete.

Das Weib hinter ihm kicherte leise.

Unruhe und Angst wuchsen in dem Knaben. Sein Herz klopfte, seine Hände spielten unruhig mit dem Dolch in seinem Gürtel. Fast lief der Knabe, aber das Weib folgte dicht auf seinen Fersen, immerfort vor sich hinmurmelnd und kichernd.

Bei den ersten zerfallenen Hütten des Dorfes stutzte der Knabe. Ein zerrissener, häßlicher, tönerner Schall schrie durch das Dorf. Er sah sich fragend nach dem Weibe um, das in raschem Trott hinter ihm war und fast mit ihm zusammengestoßen wäre, als er stehen blieb. Das Weib lachte.

„Es läutet zur Kirche", sagte sie. „Da findet Ihr Euern Vater gleich. Den Empfang, den Empfang, da werd' ich ihn sehen."

Der Knabe runzelte die Stirn und ging langsam weiter. Zu beiden Seiten des Weges standen verfallene Hütten, aber kein Mensch stand vor den offenen Türen, keiner trat bei dem schrillen Schrei der zersprungenen Betglocke auf die schmutzige Straße.

Hans war schon eine Strecke in das Dorf hineingegangen, als er die ersten Menschen sah. Da standen sich zwei Hütten einander gegenüber. In der halb hängenden Tür der einen Hütte stand ein junges Weib, ein elend krankes Kind auf dem Arme. Das Weib sah gleichgültig der Arbeit eines alten Bauern zu, der von ihrer eigenen Hütte Latten losschlug und damit die klaffenden Schäden des gegenüberliegenden Häuschens ausbesserte. Der Bauer war verwittert und grob, aber das junge Weib war schön.

„Wo ist das Pfarrhaus?" fragte Hans.

Der Bauer sah ihn lange Zeit stumpf und erstaunt an. Endlich fragte er: „Wer seid Ihr?"

Und packte die Axt, mit der er arbeitete, kräftig am Griffe.

Das alte Weib, das mit Hans gekommen war, antwortete:

„'s ist des Pfarrers Junge, den die Schweden mitgenommen haben. Er ist wiedergekommen, mein Heiner ist nicht wiedergekommen", setzte sie kläglich hinzu.

Der Bauer sah Hans stumpfsinnig an, aber die junge Frau legte ihr Kind auf die Straße, kam herüber zu Hans, ergriff des Knaben Hand und küßte sie zärtlich.

„Schöner Soldat!" flüsterte sie.

Die anderen lachten.

„Hörst du die Kirchenglocken, Bauer?" fragte das alte Weib. „Wir müssen in die Kirche. Denk an den Empfang!"

Da grinste der Bauer.

„Seid Ihr der Mann der Alten?" fragte Hans.

Der Bauer nickte.

„Dann kommt Euer Heiner auch noch heute. Ich traf ihn in der Stadt. 's ist Friede, glaub' ich."

„Unsinn!" rief der Bauer. „Kommt zur Kirche!"

Hans folgte ihm, ebenso die Frauen. Das kranke Kind ließen sie sorglos auf der Straße zurück.

Die Kirche war groß, aber wie alles ringsum verfallen. Der Platz war an allen Seiten rot übersät von den Stücken der heruntergefallenen und zerbrochenen Dachziegel. Auch die Mauern begannen zu zerbröckeln.

Sie war groß, sie hätte Hunderten Platz geboten und hatte es getan, ehe der Krieg das Land verheerte. Jetzt mochten zwanzig beim Gottesdienste sein, Männer und Weiber, alle bekümmert und stumpfsinnig. Und diese zwanzig waren alle Bewohner des Dorfes, die von vielen Hunderten übriggeblieben waren.

Der Bauer und die beiden Weiber traten zu den Versammelten. Hans folgte ihnen langsam. Er hatte Angst, Angst vor dem Empfang, den sie alle mit ansehen wollten. Da war es ihm ganz recht, daß er seinen Vater in der Kirche erst sehen konnte, ehe er ihn begrüßte.

Der Pfarrer stand inmitten des weiten Altarraumes, der durch eine Schranke von dem Schiffe der Kirche abgetrennt war. Er stand regungslos da, die Arme tief in die Falten eines zerrissenen Talares versteckt, an den Altartisch gelehnt, auf dem zwei Kerzen brannten, die ohne Leuchter auf den Tisch festgeklebt waren. Der Pfarrer sah starr vor sich hin.

Hans hatte Zeit, den Vater zu sehen, und Muße genug, in den Mienen des Mannes dort zu suchen, was in der Erinnerung als Vater ihn begleitet hatte, wenn er in der Mitte wüst scheltender Troßweiber hinter einem Heere herzog.

Der Pfarrer war groß und hager, das Gesicht war streng und hart und immer bewegt von nervösem Zucken. Aber die Augen waren nicht zu sehen.

Es drängte Hans, vorzustürzen, vor dem Manne niederzufallen. Er hatte nie daran gedacht, daß sein Mund um Liebe betteln könnte. Sein Herz kannte die Liebe nicht. Jetzt zog es ihn vorwärts. Aber Angst und Scheu hielten ihn zurück.

Die zwanzig bekümmerten Gestalten, die die Gemeinde ausmachten, standen stumm nahe der Rampe. Sie alle sahen zum Pfarrer hin und in allen Gesichtern stand Angst.

Es war ganz still in der Kirche. Die Orgel lag in Trümmern, gesungen ward hier seit Jahren nicht. Und die Stille legte sich schwer auf das verängstete Herz des Knaben. Er hielt es nicht aus, wie die zwanzig Bauern und Weiber um ihn, mit ergebener Scheu zu dem stummen Pfarrer zu starren und geduldig auf seine Worte zu warten. Hansens Augen irrten unruhig in der Kirche umher, blieben an dem Altarbilde über der Gestalt seines Vaters haften, das die Ostergeschichte darstellte. Mitten durch das Bild ging ein großer Riß, der nur notdürftig wieder geflickt war. Hansens Augen irrten zu den Fenstern, in denen die Glasscheiben zerbrochen waren, zu der Kanzel, die zusammengestürzt war, und irrten wieder zurück zu dem Pfarrer, der noch immer stumm vor dem Altartische stand.

Größer wurde die Angst in des Knaben Herz, hastiger noch ging sein Atem.

Da hob der Pfarrer langsam und schwer die Augen, die lagen tief und brannten von flackerndem Feuer.

Und er begann zu predigen.

Seine Stimme war gebrochen und heiser. Das hatte ein Schwedentrunk gemacht. Aber er sprach sehr langsam und deutlich.

Und er redete.

Hans zitterte, hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen.

Und der Pfarrer sprach:

„Ihr wißt, daß die Kaiserlichen unsere große Altarbibel mit sich genommen haben, und ihr wißt auch, daß ich, seit die Schweden hier waren, eine Bibel nicht mehr halten kann.“

Dabei streckte er mit einer jähen Bewegung beide Arme vor, schlug die Talarärmel mit einer ungeschickten Bewegung zurück und hielt der Gemeinde zwei brennend rote Armstümpfe entgegen.

Hans machte einen raschen Schritt vorwärts.

„Vater!“ flüsterte er entsetzt.

Aber er blieb an seinem Platze.

Und der Pfarrer redete weiter:

„Ihr wißt aber auch ohne Bibel, daß ich euch das Wort Gottes rede, wie es diese Tage uns offenbaret ist, wie es diese langen schrecklichen Jahre uns offenbart ist.“

Er hielt inne, er schöpfte tief Atem, als mache es ihm Beschwerde zu reden, als suche er die Worte für seine Gedanken. Er hatte seine Armstümpfe wieder in den Falten seines Talars vergraben. Er stand wieder ganz still an den Altartisch gelehnt. Kein Glied bewegte er, auch sein Gesicht war starr geworden. Die heisere Stimme kam aus einer Maschine.

Langsam sprach er weiter:

„Mir sind Gottes wunderbare Wege klar geworden. Wenn ich richtig rechne, so sind, seit der Krieg in fernen Gegenden anhub zu wüten, da unser Dorf noch den lieblichen Traum ewigen Friedens schlummerte, dreißig Jahre vergangen, wenn anders ich richtig rechne. Aber ich habe das Rechnen verlernt in dieser Zeit, wie ihr das Denken verlernt habt, und es können der Jahre mehr sein oder auch weniger. Dreißig Jahre aber sind ein Menschenleben. Da merkte ich Gottes Wege.

Die Saaten sind verstampft, unsere Felder sind elend geworden, eure Hütten verfallen, und dies Gotteshaus wird in wenigen Jahren über uns zusammenbrechen. Da merkte ich Gottes Wege. Denn sehet, in wenigen Jahren werdet ihr keiner Hütten mehr bedürfen, und wir alle nicht mehr eines Gotteshauses. Seht, der Krieg kam ins Land, einmal und ein zweites Mal und wieder, der Krieg kam und ging, und unsere Herzen sind sehr einsam geworden. Sehr einsam sind sie geworden."

„Vater!" stöhnte Hans, aber er blieb an seinem Platze.

„Da merkte ich Gottes Wege: Denn der Krieg kam aus Gottes Hand. Es sind zwar einige unter euch, die meinen, daß der Krieg nicht aus Gottes Hand käme. Die reden in ihrem törichten Herzen: Es ist kein Gott. Ich aber sage euch, und ich weiß, was ich euch sage: Es gibt nur einen Gott, und dieser eine Gott sandte den Krieg. Es wollen zwar einige unter euch nicht stille halten und reden, es sei ein Teufel in der Hölle, und Satan hätte den Krieg gesandt und seine Feldobersten in die Welt. Ich aber sage euch, und ich weiß, was ich sage: Gott hat den Krieg gesandt, und es gibt keinen Teufel."

Der Pfarrer hielt an, aber seine Augen blieben starr und brannten. Unter den Bauern war keine Bewegung, und keine Bewegung in ihren Gesichtern.

Und wieder redete der Pfarrer:

„Den Krieg sandte Gott und Hungersnot und Krankheit, die Teufel in der Menschheit sandte er, papistische und lutherische Heere, beides eins; denn auch Gott weiß, was er tut. Es sind Jahrtausende her, aber die Geschichte kennt ihr alle, da sandte Gott die Wasser aus, aus dem Himmel und aus der Tiefe, denn die Sünde der Menschheit stank zum Himmel. Und eine große Sündflut ersäufte alle Menschen. Das war vor vielen Jahrtausenden. Aber damals wußte Gott noch nicht, was er tat. Jetzt aber weiß er es. Und ich habe seine Wege erfahren und künde sie euch. Damals vor den vielen Jahrtausenden, aber ihr kennt alle die Geschichte, damals ließ Gott einen Menschen leben und seine Familie, den Noah. Und das war ein Fehler, den Gott nicht ein zweites Mal tun wird. Er wird uns jetzt alle verderben, und keiner wird entkommen. Solches verkündige ich euch als den heiligen Willen Gottes."

Der Pfarrer hatte zuletzt laut gesprochen, seine gebrochene Stimme hatte schrill geklungen. Jetzt hielt er erschöpft inne. Die Gesichter seiner Zuhörer waren sehr bekümmert. Der Weiber etliche heulten, aber die Bauern nickten ernst und zustimmend zu den furchtbaren Worten ihres Pfarrherrn. Hans umklammerte krampfhaft den Griff seines Dolches.

Und wieder begann ruhig und heiser der Pfarrer:

„Wenn Gott die Menschheit also verderben will, und ich kündete euch diesen seinen heiligen Willen, so müßt ihr als seine Kindlein ihm stille halten und gehorchen. Wie könnt ihr euch vermessen, euch zu wehren gegen Gottes allmächtige Größe? Ihr seht es draußen auf allen Straßen, das Haus verdirbt, wo der Bauer nicht hilft. Aber was nützt die Arbeit eurer Hände? Das Feld verdirbt, wo nicht gesät wird. Aber was hilft eure Saat? Die Hufe feindlicher Rosse ernten. So hat der Herr von uns die Hände genommen. Was wollt ihr euch sträuben? Ich sage euch, seid stille im Herrn. Und gehorchet seinen Geboten!"

Da kroch ein starkknochiges Bauernweib zu der Rampe heran und schrie: „Wir wollen stille sein und gehorchen. Was sollen wir tun?"

Über des Pfarrers fanatisch finsteres Antlitz ging ein Schein von Milde, aber er rührte kein Glied und keine Miene, als er weiter sprach:

„Ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Und das war den Bauern und ihren Weibern ein großer Trost. Ein Zug der Ruhe ging über ihre Gesichter, in denen angestrengtes Nachdenken lag. Hans war betäubt von dem, was sein Vater ihm gepredigt hatte.

Und der Pfarrer fuhr fort:

„Was ihr tun sollt, werde ich euch jederzeit sagen. Ihr sollt eure Felder nicht bebauen, denn eure Felder sollen wüste liegen, spricht der Herr. Ihr sollt keine Hütten errichten, denn eure Hütten sollen zu Staub werden, spricht der Herr. Ihr sollt nicht Feste feiern für euern Leib, denn eure Leiber sollen zu Asche werden, spricht der Herr. Ihr sollt nicht freien und hochzeiten, denn der Herr will uns verderben, spricht der Herr. Und —"

Der Pfarrer richtete sich gerade auf und richtete beide roten Armstümpfe gen Himmel —

„Und wo ihr einen Soldaten findet, da sollt ihr ihn totschlagen, spricht der Herr, denn das ist ein Teufel!"

Der Pfarrer sank wieder zusammen und vergrub seine Arme, an denen die Hände fehlten. Die Bauern aber erhoben sich. Die Weiber kreischten in heller Wut, ihre Gesichter waren verzerrt, und die Männer packten ihre Knüttel fest, die sie mitgebracht hatten, und schlugen hart gegen die Steinfliesen und gegen das Holzwerk der Rampe, und fluchten und stießen zornige Drohworte aus. Der älteste der Bauern trat vor und sprach für alle:

„Ja, Pfarrer, das wollen wir alles tun, besonders aber das Letzte!"

Und alle Bauern und Bauernfrauen um ihn schrien:

„Besonders aber das Letzte!"

Ein Bauer erhob seinen Knüttel und ging auf Hans los, der seinen Dolch gepackt hatte und entsetzt „Vater!" rief. Da aber sprang das junge irrsinnige Weib vor, das ihr Kind im Staube der Straße hatte liegen lassen, ihn zu schützen. Und der alte Bauer, der Hans mit in die Kirche genommen hatte, rief:

„Den laßt, das ist des Pfarrers Knabe, der zurückgekehrt ist."

In den Tumult hinein redete der Pfarrer wieder, der wieder seine starre Ruhe angenommen hatte:

„Ja, die Soldaten sollt ihr totschlagen wie räudige Hunde, spricht der Herr. Und so einer eurer Knaben, die in den Krieg gegangen sind, zurückkehren, sollt ihr sie verstoßen, spricht der Herr!"

Da ward es totenstill in der Kirche.

Scheu und furchtsam drängten die Bauern von Hans zurück, der zitterte. Sie gaben ihm den Weg zu seinem Vater frei. Der aber hatte wieder die Augenlider gesenkt und stand an den Altartisch gelehnt; nur in seinem Gesichte zuckte es wie von wilder Aufregung. In der Kirche aber war das Schweigen banger Andacht und furchtsamer Erwartung.

Da stürzte der Knabe vor. Durch die Rampe lief er. Die Bauern drängten ihm nicht nach. Nur das irrsinnige, junge, schöne Weib folgte ihm langsam, das ihn vorher schon beschützt hatte. Bis an die Stufen des Altars rannte der erregte Knabe. Dort warf er sich vor seinem Vater nieder und schrie ihm seine Verzweiflung entgegen:

„Vater! Vater!“

Der Pfarrer öffnete jäh seine Augen, in denen das wilde Feuer brannte, streckte den Oberkörper weit vor, breitete die Armstümpfe wie abwehrend vor sich aus und sah mit entsetzten Augen starr vor sich auf den Knaben.

„Hans!“ rief er.

Es war der Schrei eines todwunden Herzens.

In dem Antlitze des Pfarrers arbeitete eine mächtige Erregung. Jeder Nerv zuckte, die Nasenflügel bebten, langsam zog sich die Stirnhaut zu einer tiefen Falte zusammen. Sein Atem ward zu einem Stöhnen, ward das Röcheln eines Sterbenden. Und neben dem Atmen des Pfarrers war kein Laut zu hören in der weiten Kirche.

So stand der Pfarrer eine Ewigkeit, starr und kämpfend. Und vor ihm lag sein Knabe, tastete mit bebender Hand nach dem langen Gewande seines Vaters, aber erhob nicht sein Antlitz.

„Vater!“ flüsterte er.

Da zuckte ein Stöhnen durch den Körper des Mannes, und dieses Stöhnen klang hart durch die Kirche und machte das Herz eines jeden erbeben. Der Knabe wimmerte zu seinen Füßen. Der Pfarrer aber richtete sich hoch auf. Sein Gesicht war stahlhart geworden, das Feuer in seinen Augen aber glühte in irrsinniger Glut. Er barg wieder die Stümpfe seiner Arme im Talare und stand wieder erstarrt da wie vordem, da er predigte.

Und er sprach, doch sein Flüstern war heiser, rasselnd geworden. Aber seine Worte waren deutlich für jeden bis in den letzten Winkel der Kirche hinein, und der Ton seiner Stimme ging durch die Seelen wie Schwerter.

„So euer Knabe heimkehrt aus dem Kriege, sollt ihr ihn verstoßen, spricht der Herr, denn er will uns verderben!“

Wuchtig wie Keulenschläge fielen diese wilden Flüsterworte. Schweiß stand dem Pfarrer auf der Stirne. Der Knabe aber weinte.

Und dann redete der Pfarrer weiter, und seine Predigt bohrte sich in die ächzenden Herzen seiner Bauern und erregte in diesen Herzen Grimm und Wut und Verzweiflung.

„Denn der Herr will uns verderben. Ich habe gekämpft, ich habe gezweifelt, aber ich habe erkannt den Willen des Höchsten. Groß und gewaltig ist sein Name. Die Menschen sind zu einem Greuel geworden. Darum will er die Menschheit vertilgen von seiner Erde. Wir hören und gehorchen. Oder habt ihr des Greuels noch immer nicht satt, ihr Gequälten?“

Als der Knabe, der vor ihm auf den Altarstufen lag, lauter weinte, flüsterte er fast weich:

„Weine nicht, Knabe! Hans, weine nicht. Du sollst gehorchen.“

Dann aber fuhr er drohend fort:

„Wollt ihr den Greuel ewig machen auf dieser Erde? Soll ich euch erinnern an eure Schrecknisse? Als die Schweden hier gewesen waren, da war mein Weib verschwunden, wie vor ihm mein Knabe hier. Da suchte ich mein Weib im Tale aufwärts und abwärts, in den Wäldern ringsum und in den Dörfern ringsum, auf den Straßen, die nach Süden führen, und auf den Straßen, die nach Mitternacht gehen. Da suchte ich mein Weib zwei Wochen lang und fand es nicht und fand nicht seine Leiche. Und du, Bauer dort, und du, alte Mutter, wenn euer Sohn, auf den ihr wartet, heimkehren wird, dann wird er ein Soldat sein, ein Räuber und Mordbrenner. Die Soldaten tötet, spricht der Herr."

„Mein Heiner ist ein lieber, kleiner Junge," flüsterte das Weib und kicherte.

„Oder soll ich euch an eure Höfe erinnern, euer Hab und Gut und Besitztum? Ehe der Krieg hierherkam, waren acht große Bauerngüter hier, die kleinen nicht zu zählen. Ist anderes übrig geblieben von den Bauernhöfen als ein einziges, irrsinniges Weib, das seit einem Jahre ein Soldatenkind hat? Und dies ist das einzige Kind in dem Dorfe Buchholz und ist elend und wird übers Jahr tot sein. Wo sind eure anderen Kinder geblieben? Eure süßen kleinen Knaben mit den offenen Augen? Eure Mädchen mit den blonden Zöpfen?"

Von den Weibern heulten einige laut, den Bauern aber verzerrte Wut die Gesichter.

„Wieviel waren ihrer im Dorfe, und keines ist übrig geblieben. Soll ich euch reden von dem Tage, da die Soldaten kamen? Ich weiß es nicht mehr, ob es Papisten waren oder Ligisten, ob sie kaiserlich waren oder schwedisch, ob sie Pappenheim gehorchten oder Mansfeld oder Torstenson oder Wrangel. Soldaten waren es, genug, Soldaten waren es. Schlagt sie tot, spricht der Herr!"

„Schlagt sie tot!" schrien antwortend die Bauern.

„Seht, das war ein einziger Tag und eine Nacht. Wieviel Kinder spielten vor jenem Tage im Dorfe? Nach ihm war keins mehr da. Sie waren betrunken, die Soldaten. Sie töteten nicht die Weiber und töteten nicht die Männer, sie mordeten nur die Kinder, die Herodesknechte."

Die Bauern schäumten vor Wut, wie sie jenes schrecklichen Tages gedachten.

„Eure lieben kleinen Kinder, Knaben und Mägdlein. Deines und deines und deines —"

„Schlagt sie tot!" schrien die Bauern.

„Schlagt sie tot!" schrien die Weiber.

„Vater!" rief Hans und bedeckte entsetzt mit beiden Händen seine Augen, seine Ohren und wieder seine Augen.

„Tötet sie, spricht der Herr!" rief der Pfarrer.

Da öffnete sich die Tür der Kirche, und eine Lichtflut von der untergehenden Sonne drang in das dämmernde Innere des zerstörten Gotteshauses.

In der geöffneten Tür aber stand, hohe Lederstiefel an den Beinen, Lederkoller um die Brust, darüber eine breite gelbe Schärpe, an der ein mächtiges Schwert hing, die wallende Feder auf dem breitkrempigen Hute — in der Tür stand ein Soldat, schwenkte fröhlich den Hut und rief schallend:

„Grüß Gott!“

Entsetzt prallten die Bauern zurück.

„Soldaten!“ kreischten die Weiber.

Von den letzten aber schrie einer:

„Schlagt ihn tot!“

Da ward die Wut wieder blutigrot in den Bauern. Mit erhobenen Knütteln sprangen sie von allen Seiten auf den Soldaten ein, tobend und schreiend.

Der Pfarrer stand stumm und erstarrt an dem Altar und deckte seine Augen mit den schweren Augenlidern.

Der Soldat zog sich bestürzt zurück und verschwand aus der Kirche. Die Bauern drangen ihm nach.

Während von draußen wüstes Lärmen hereindrang, ward es still und einsam in der Kirche.

Regungslos stand der Pfarrer.

Langsam erhob sich da Hans und sah seinen Vater furchtsam an. Der aber rührte sich nicht und fühlte doch die Augen des Knaben auf sich ruhen.

Noch einmal flüsterte Hans:

„Vater! — Vater, ich bin zurückgekommen —“

Da schüttelte der Pfarrer langsam und schwer das Haupt. Noch einmal klang des Pfarrers Stimme weich:

„Geh, mein lieber Hans!“

Dann ging der Pfarrer und achtete nicht auf den Verzweiflungsschrei seines Kindes hinter ihm. Der Pfarrer ging und verriegelte die Tür der Sakristei hinter sich.

Da verstummte das Weinen des Knaben. Ein herber Trotz versteinerte sein Gesicht. Er zog sein Dolchmesser aus dem Gürtel, packte es mit kräftiger Faust, als wollte er den Griff in der Hand zerquetschen, und verließ die Kirche.

Draußen tollte der Kampf und wüstes Geschrei. Der Soldat stand gegen eine Linde gelehnt und hieb weite Kreise mit seinem mächtigen Schwerte. Die Bauern um ihn tobten und fluchten und erhoben drohend Knüttel und Äxte, aber waren zu feige, heranzukommen.

Der wilden Gruppe näherte sich Hans. Er schob die Bauern auseinander und stand bald dem Soldaten gegenüber. Dort sprach er ruhig:

„Auch ich bin Soldat. Auch mich können sie hier nicht gebrauchen.“

Lachend erwiderte ihm der Soldat:

„So komm heran und hilf mir gegen Lumpen!“

Hans trat zu ihm und stellte sich an seine Seite.

Wieder und toller noch wüteten und schrien die Bauern:

„Schlagt sie tot!“

Aber es wagte sich keiner heran.

Da erhob der alte Bauer, den Hans vor dem wilden Gottesdienste in der Dorfstraße getroffen hatte, seine Axt, die er zur Zerstörung des Nachbarhauses und zur Ausbesserung seines eigenen gebraucht hatte, und trat vor.

„Ich mache ein Ende!“ rief er.

Hans biß die Zähne aufeinander, packte seinen Dolch fester und suchte die Stelle, wo er ihn dem Bauern in den Leib bohren wollte.

Mit geschwungener Axt trat der Bauer vor. Noch hieb der Soldat mit seinem Schwerte um sich. Als aber der alte Bauer herzusprang, da senkte der Soldat sein breites Schwert, ließ den Kopf auf die Brust sinken, deckte sich nicht und sprach ruhig, als erwarte er ergeben den Todesstreich:

„Das ist mein Vater!“

Stille ward es im Kreise, und der Bauer tat den Hieb nicht, wozu er die Axt geschwungen hatte. Langsam ließ er die Waffe sinken. Langsam wendete er sich um. Seine Augen suchten in der Menge. Dann lachte er laut.

„Mutter,“ rief er, „Mutter, heute kommen alle unsere Kinder wieder.“

Aber sein altes Weib war nicht in dem Kreise.

„Schlagt sie tot!“ schrie wieder einer aus der Menge der Bauern.

„Versucht's!“ sagte der Alte und stellte sich mit seiner Axt zu dem Soldaten und Hans.

Da wichen die Bauern und gingen in ihre Hütten.

Als der Platz leer war, wandte sich der alte Bauer zu dem Soldaten.

„Also du bist Heiner?“ fragte er.

„Ja, der bin ich!“ rief der Soldat freudig und streckte dem Bauern die Rechte hin.

Aber der Bauer schlug nicht ein.

„Der Pfarrer sagt, wir sollen die Soldaten totschlagen und die Kinder verstoßen“, sagte er. „Wenn du hier bleibst, Heiner, schlagen dich auch die Bauern tot. Ihr habt es zu wüst mit uns gemacht.“

„Aber ich bin ja nie im Dorfe gewesen.“

„Ganz gleich“, antwortete der Alte ruhig. „Soldat ist Soldat.“

Da ward des Soldaten Antlitz sehr bekümmert.

„Wenn Ihr wüßtet, Vater, wie mächtig ich mich auf die Heimat gefreut habe!“ klagte er. „Ich bin fast zwanzig Jahre weg gewesen.“

Der Bauer zuckte die Achseln.

„Soll ich nun wieder ins Elend?“ klagte der Fremde.

„Wollen Muttern fragen“, antwortete der Bauer.

Er ging, und der Soldat folgte ihm. Hans trottete hinterher.

Der Bauer betrat zuerst seine Hütte.

„Da ist Heiner, Mutter“, sagte er langsam und schwer.

Heiner trat nach ihm furchtsam durch die Türe.

Da flog ihm das junge irrsinnige Weib, das in der Ecke gekauert hatte, um den Nacken und küßte ihn.

„Mein Trauter ist wieder da!“ jauchzte sie.

Der Soldat schüttelte sie von sich ab, da ging sie wieder in das Dunkel der Hütte zurück und weinte.

Die alte Frau saß am Fenster und stierte blöde vor sich hin.

Zu ihr trat der Soldat.

„Mutter!“ sprach er. Ein inniges Flehen lag in dem Ton.

Die Alte aber wies auf den Knaben Hans, der nach dem Soldaten in die Hütte getreten war.

„Mein Heiner ist ein lieber kleiner Junge. Der da will es nicht sein. Der ist des Pfarrers. Dafür hat ihn der Pfarrer verstoßen."

Sie kicherte boshaft, Hans stöhnte.

Und wieder redete die Alte:

„Ich werde meinen Jungen nicht verstoßen."

Da flehte der Soldat wieder:

„Ich bin Euer Heiner. Ich bitte Euch, Mutter, verstoßt mich nicht!"

Aber die Alte schüttelte den häßlichen Kopf.

„Mein Heiner ist ein lieber kleiner Junge. Ihr aber seid ein Soldat, und einen Soldaten, hat der Pfarrer gesagt, sollen wir totschlagen, spricht der Herr!"

Und dann sprang sie auf und schrie erbost:

„Du hast meinen Heiner fortgeschleppt. Du bist ein Soldat. Schlagt ihn tot!" Und griff nach der Axt in der Hand des alten Bauern.

Der Soldat faßte verwirrt mit beiden Händen an die Schläfen.

„Seht", sagte der Bauer, der die Axt festhielt.

„Komm, Bruder!" sprach Hans und zog den Soldaten mit sich fort.

Wie sie durch die Tür wankten, stand die Irrsinnige auf.

„Ich gehe mit euch!"

Heiner lachte grimmig.

Aber das junge Weib nickte.

„Ich weiß ein Dorf, jenseits des Waldes", sprach es ernsthaft. „Dahin will ich euch führen."

Hans nickte ihr zu.

Draußen war die Dunkelheit.



Aphorismen

Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Menschenwerk und Gotteswerk, wie verschieden! Beide entzücken oft durch ihre Schönheit. Legt man aber einen kleinen Teil von ihnen unter das Vergrößerungsglas, dann wirkt das erstere grob und häßlich, während letzteres, sei es auch nur ein Blütenblättchen oder der kleine Flügel eines Insekts, noch unendlich viel schöner und künstlicher uns entgegentritt.

*

Die Menschen haben so viele Gaben, aber karg, scheint es mir, ist diejenige verteilt, sich mit rechtem Verständnis an die Stelle seines Mitmenschen zu versetzen. Dieser Mangel beweist zuletzt nichts anderes als die Unzulänglichkeit menschlicher Liebe.





Vaterlandsliebe und Weltbürgertum

Die Pflicht der Vaterlandsliebe wurzelt im vaterländischen Gefühl, in der Liebe eines Menschen zu dem Gesellschaftskörper, dem er angehört und der an das Territorium gebunden ist, das er sein Vaterland nennt. Sie schließt den Wunsch ein, sein Wohlergehen zu fördern und es jederzeit blühen und gedeihen zu sehen. Dieser Wunsch ist das Ergebnis einer ganzen Reihe von Gefühlen: der Liebe der Menschen zu denen, unter welchen sie leben, ihrer Anhänglichkeit an den Ort, wo sie aufgewachsen sind oder wo sie einen Teil ihres Lebens zugebracht haben, ihrer Liebe zu ihrer Rasse und Sprache und endlich zu den Traditionen, Gewohnheiten, Gesetzen und Institutionen der Gesellschaft, in der sie geboren sind und zu der sie gehören.

Wahre Vaterlandsliebe setzt eine Abstraktionsfähigkeit voraus, die man bei den niedrigstehenden Wilden kaum erwarten kann. Aber bei den unkultivierten Völkern einer höheren Stufe scheint sie durchaus nicht unbekannt zu sein. Manche nordamerikanischen Indianerstämme werden wegen ihrer wahrhaft patriotischen Gemütsverfassung, wegen ihrer starken Anhänglichkeit an ihren Stamm und ihr Land gelobt. Carver sagt von den Nadowessiern: „Die Ehre ihres Stammes und die Wohlfahrt ihres Volkes ist das erste und vorherrschende Gefühl in ihren Herzen, und hieraus folgen zum großen Teil all ihre Tugenden und Fehler. In diesem Punkt aufgerüttelt, trotzen sie jeder Gefahr, ertragen sie die ausgesuchtesten Qualen und sterben in ihrer Standhaftigkeit triumphierend; das ist nicht die Eigenschaft der einzelnen, sondern ein nationales Merkmal.“ Vaterlandsliebe und Gemeingeist zeigten sich oft in hervorragender Weise bei den Tahitern. Der Maori „liebt sein Vaterland und die Rechte seiner Ahnen und er will für das Land seiner Kinder kämpfen“. Von den Guanchas auf Teneriffa wird uns gesagt, die Vaterlandsliebe sei ihre Haupttugend. Die gleiche Eigenschaft zeichnet die Jorubas in Westafrika aus: „Keine Menschengruppe“, sagt Mac Gregor, „kann ihr Land mehr lieben.“ Burckhardt schreibt: „Was die Anhänglichkeit betrifft, die ein Beduine für seinen eignen Stamm empfindet, das tiefgefühlte Interesse, das er für dessen Macht und Ruhm hat, und die Opfer jeder Art, die er bereit ist für dessen Wohlergehen zu bringen, so sind dies Gefühle, welche selten mit gleicher Stärke bei anderen Völkern vorherrschen; mit frohlockendem Stolz und bewußter Vaterlandsliebe, nicht geringer als die, welche die Geschichte der griechischen und Schweizer Republiken veredelt haben, ergreift ein Äneze, wenn er plötzlich angegriffen wird, seine Lanze und ruft, sie über seinem Haupte schwingend: ‚Ich bin ein Äneze!‘“

Viele der Elemente, aus denen die eigentliche Vaterlandsliebe emporgewachsen ist, lassen sich klar schon bei den Wilden der niedrigsten Art unterscheiden. Eine rührende Illustration dieses Gefühls gibt uns das Betragen des wilden Knaben, der in den Wäldern bei Avey-

ron gefunden wurde, wo er den größten Teil seines jungen Lebens in völliger Isolierung von allen menschlichen Wesen gelebt hatte. Nachdem er bereits in Paris untergebracht war, führte man ihn einst wieder aufs Land, in das Tal von Montmorence. Als er die Wälder und Hügel des reizenden Tales sah, spiegelte sich Freude in seinen Augen, in allen Bewegungen und Stellungen seines Körpers. Er schien rastloser und scheuer denn je, „und trotz der unermüdlichsten Aufmerksamkeit, die seinen Wünschen entgegengebracht, und der liebevollsten Sorgfalt, die für ihn aufgewendet wurde, schien er nur von dem ängstlichen Wunsch beseelt, die Flucht zu ergreifen.“ Howitt erzählt uns von einem australischen Eingeborenen, der in Tränen ausbrach, als er mit ihm sein Lager für eine kurze Reise von einer Woche verlassen sollte. Immer wieder sprach er zu sich selbst: „Mein Vaterland, mein Volk, ich werde sie nicht sehen.“ Die Veddahs auf Ceylon „würden ihr wildes Waldleben für kein anderes eintauschen, und sie konnten nur unter den größten Schwierigkeiten dazu gebracht werden, ihre geliebte Einsamkeit selbst nur auf kurze Zeit zu verlassen.“ Die Stiêns von Kambodscha hängen so sehr an ihren Wäldern und Bergen, daß die Trennung von ihrer Heimat ihnen dem Tode gleich dünkt. Wie Guppy erwähnt, sterben die Bewohner der Salomonsinseln auf dem Wege zu den Plantagen auf den Fidschiinseln oder in Queensland nicht selten an Heimweh. Nach Ellis nehmen die Hovas auf Madagaskar, wenn sie sich zu einer Reise rüsten, ein kleines Häufchen ihrer Heimatserde mit, das sie unterwegs betrachten, wobei sie ihre Götter anflehen, es möge ihnen gestattet sein, zurückzukehren und die Erde dem Platz wiederzugeben, von dem sie genommen ist. Crawford bemerkt, daß im Malaiischen Archipel die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden bei den ackerbautreibenden, also seßhaften Stämmen stärker ist als bei den ein Nomadenleben führenden. Aber auch die Nischinam, der nomadischste von allen kalifornischen Stämmen, zeigen eine große Anhänglichkeit an das Tal oder die Ebene, die sie als ihre Heimat betrachten.

Unter einigen unzivilisierten Völkern zeigt sich schließlich auch die Kraft der Rassen- und Spracheinheit, selbst außerhalb der sozialen oder politischen Einheit. Burckhardt bemerkt, daß die Beduinen nicht nur für die Ehre ihres eigenen Stammes besorgt sind, sondern auch die Interessen aller anderen Stämme mehr oder weniger als an das ihres eignen Stammes geknüpft betrachten und oft einen allgemeinen „Esprit de corps“ an den Tag legen, indem sie „die Verluste irgendeines ihrer Stämme bejammern, die von Angriffen durch Ansiedler oder fremde Truppen herrühren, selbst dann, wenn sie mit diesem Stamme in Fehde sind“. Ein Bewohner von Tonga „liebt die Insel, auf der er geboren ist, im besonderen und alle Tongainseln im allgemeinen, da sie Ein Land sind und Eine Sprache reden“. Reisende haben beobachtet, wie günstig es bei Expeditionen zu unzivilisierten Völkern ist, ihre Sprache ein wenig zu verstehen, da damit zwischen Eingeborenen und Fremden sogleich ein sympathisches Band gegeben ist. Selbst der wenigst zugängliche Berber vom Groß-Atlas belohnt, trotz seines außerordentlichen Hasses gegen die Europäer, den mit einem freundlichen Blick, der ihn, zu seinem großen Erstaunen, mit ein paar Worten seiner eignen Sprache anredet.

Ähnlich wie andere Abarten des altruistischen Gefühls ist auch die Vaterlandsliebe geneigt, die Eigenschaften des Gegenstandes, für den sie empfunden wird, zu überschätzen, und sie tut dies um so eher, als die Liebe zum Heimatland gewöhnlich untrennbar mit der Eigenliebe vermischt ist. Der gewöhnliche typische Patriot hat den festen Willen, seine Nation für die beste zu halten. Wenn, wie so viele Leute heute anzunehmen scheinen, ein solcher Wille ein wesentliches Merkmal der Vaterlandsliebe ist, so sind die Wilden ebenso gute Patrioten wie irgendeiner. Ihrer Meinung nach sind sie dem Weißen weit überlegen. Nach dem Glauben der Eskimos war der erste Mensch, den das große Wesen machte, ein Mißgriff, worauf er beiseite gelegt und „kob-lu-na“ genannt wurde, was so viel wie „weißer Mann“ bedeutet, aber ein zweiter Versuch des Großen Wesens führte zur Bildung eines vollkommenen Menschen, der „in-nu“ genannt wurde, welchen Namen die Eskimos sich selbst beilegen. Wenn australische Eingeborene zur Arbeit aufgefordert werden, antworten sie häufig: „Weißer Mann arbeitet,

schwarzer nicht; schwarzer Mann Gentleman." Wird irgendeine Dummheit gemacht, so gebrauchen die Tschippeway-Indianer einen Ausdruck, der so viel besagt als: „dumm wie ein weißer Mann". Sieht ein Südsee-Insulaner einen sehr unbeholfenen Menschen, so sagt er: „Wie dumm Sie sind; sind Sie vielleicht ein Engländer?" Williams erzählt von einem Bewohner der Fidschiinseln, der in den Vereinigten Staaten gewesen war und nun von seinen Häuptlingen den Befehl bekam, zu berichten, welche Gegend des weißen Mannes besser sei als die Fidschiinseln und in welcher Hinsicht. Er war jedenfalls in seinem der Wahrheit entsprechenden Berichte noch nicht sehr weit gekommen, als einer ausrief: „Er ist ein geschwätziger Bursche!" Ein anderer schrie: „Er ist unverschämt!" während einige sagten: „Tötet ihn!" Die Korjäken sind logischer; um zu beweisen, daß die Erzählungen von den Vorteilen anderer Länder ebenso viele Lügen sind, sagen sie zu dem Fremden: „Wenn ihr diese Vorteile zu Hause genießen könnt, warum nehmt ihr euch so viel Mühe, bis zu uns zu kommen?" Aber die Korjäken werden ihrerseits über die Achsel angeschaut, von ihren Nachbarn, den Tschuktschen, welche die umwohnenden Völker „alte Weiber" nennen, nur gut genug, ihre Herden zu hüten und ihre Tributpflichtigen zu sein. Die Ainos verachten die Japaner genau so wie die Japaner sie verachten und sind von „der Überlegenheit ihres eignen Blutes und ihrer Abstammung über die aller anderen Völker der Welt" überzeugt. Selbst die im größten Elend lebenden Veddahs auf Ceylon haben eine sehr hohe Meinung von sich und sehen mit Verachtung auf ihre zivilisierten Nachbarn herab. Wie es bei Kulturvölkern häufig der Fall ist, legen auch viele Wilde ihrem eignen Volke alle Arten von Tugenden in vollkommnem Grade bei. Die südamerikanischen Mbayas halten sich nach Azara „für das edelste, großmütigste und tapferste Volk der Welt, das am besten sein ehrlich gegebenes Wort hält". Die Eskimos vom Norton-Sund gebrauchen, wenn sie von sich sprechen, das Wort „ju-pik", was soviel wie feines oder vollkommenes Volk heißt, während ein Indianer „in-ki-lik" genannt wird, nach einem Worte, das „Lausei" bedeutet. Stößt ein Grönländer auf einen Menschen mit angenehmem und bescheidenem Benehmen, so ist seine gewöhnliche Bemerkung: „Er ist fast so wohlerzogen wie wir" oder: „er beginnt ein Mensch zu werden", d. h. ein Grönländer. Der Wilde betrachtet sein Volk als d a s Volk, als die Wurzel aller anderen, das die Mitte der Welt einnimmt. Die Hottentotten lieben es, sich „die Menschen der Menschen" zu nennen. Die Indianer des Ungava-Distrikts an der Hudsonsbai geben sich selbst den Namen „nenenot", d. h. wahre oder ideale rote Männer. In der Sprache der Illinois-Indianer heißt das Wort „illinois" Menschen, „als wenn sie alle anderen Indianer als Tiere betrachteten". Nach Brett glauben die Eingeborenen von Haiti, ihre Insel sei vor allen Dingen dagewesen, Sonne und Mond seien aus einer ihrer Höhlen hervorgegangen und die Menschen aus einer anderen. Jeder australische Stamm betrachtet sein Heimatland als das Zentrum der Welt, von dem in den meisten Fällen geglaubt wird, daß es sich nach jeder Richtung nur einige hundert Meilen weit ausbreitet.

Ähnliche Gefühle und Gedanken finden wir bei Völkern mit altertümlicher Kultur. Den Chinesen wird gelehrt, sich über alle Völker erhaben zu denken. In ihren Schriften, den alten wie den neuen, ist das Wort Fremder regelmäßig von irgend einem geringschätzigen Beiwort begleitet, das die Unwissenheit, Roheit, Halsstarrigkeit oder Gemeinheit fremder Nationen ausdrückt, wie auch ihre Verpflichtungen gegen oder ihre Abhängigkeit von China. Für Konfuzius selber war China „Das Reich der Mitte", die „Menge großer Staaten", „ganz unter dem Himmel"; außer diesem Lande lebten seiner Ansicht nach nur rohe und barbarische Stämme. Nach japanischen Begriffen war Nippon das zuerst geschaffene Land und das Zentrum der Welt. Die alten Ägypter betrachteten sich als das auserlesene, von den Göttern besonders geliebte Volk. Sie allein hießen „Menschen" (romet); andere Völker waren Neger, Asiaten oder Libyer, aber nicht Menschen; nach dem Mythos stammten diese Völker von den Feinden der Götter ab. Der nationale Stolz der Assyrer, auf den die jüdischen Propheten so häufig hinwiesen, tritt überall in ihren Keilinschriften hervor; sie sind die weisen, die tapferen,

die mächtigen Männer, die gleich der Sintflut alle Hindernisse hinwegreißen; ihre Könige sind die „unvergleichlichen, unwiderstehlichen“, und ihre Götter sind hocherhaben über den Göttern aller anderen Völker. Für die Juden war ihr eigenes Land ein „außerordentlich gutes Land“, „wo Milch und Honig fließt“, „der Ruhm aller Länder“, und seine Einwohner waren ein heiliges Volk, das der Herr erwählt hat, „ein eigenes Volk unter ihm zu sein, über allen Völkern, welche die Erde bedecken“. Über die alten Perser schreibt Herodot: „Sie betrachten sich selbst als in jeder Hinsicht hoch erhaben über den Rest der Menschheit und sind der Meinung, die anderen seien der Vollkommenheit um soviel näher, als sie mehr in ihrer Nachbarschaft wohnen, woraus folgt, daß diejenigen, welche die entferntesten sind, die erbärmlichsten der Menschheit sein müssen“. Bis auf den heutigen Tag hat der Monarch von Persien den Titel „Zentrum der Welt“ behalten, und es ist nicht leicht, einen Eingeborenen von Ispahan davon zu überzeugen, daß irgend eine europäische Hauptstadt seiner Vaterstadt überlegen sein kann. Die Griechen nannten Delphi, oder besser den runden Stein im Delphischen Tempel, „den Nabel“ oder „Mittelpunkt der Erde“, und die natürlichen Beziehungen zwischen ihnen und den Barbaren waren ihrer Meinung nach die von Herren und Sklaven.

Im altertümlichen Staat wird das nationale Gefühl zuweilen durch das religiöse stark unterstützt, während wir andererseits auch dafür Beispiele besitzen, daß die Religion eher Liebe für die Familie, den Clan oder die Kaste als Liebe für das ganze Volk einflößt oder auch ein Band bildet, das nicht nur Volksgenossen, sondern auch Mitglieder verschiedener politischer Gemeinschaften umschließt. Der Ahnenkultus der Chinesen hat schwerlich zu wahrer Vaterlandsliebe geführt. Welche Liebe für das allgemeine Wohl bei den vedischen Ariern auch vorgeherrscht haben mag, sie verschwand sicherlich unter dem Einfluß des Brahmanismus oder wurde doch beschränkt auf die Kaste, das Dorf oder die Familie. Der Zoroastrische Ahura-Mazda war kein nationaler Gott, sondern „der Gott der Arier“, d. h. aller Völker, die das alte Iran bewohnten, und diese waren beständig im Kampf miteinander; die Mohammedaner, obgleich von gemeinsamem Haß gegen die Christen beseelt, zeigen doch wenig Gemeingeist in bezug auf ihre besonderen Heimatländer, da diese aus einer Anzahl lose verbundener, oft sehr verschiedenartiger Elemente zusammengesetzt sind, unter der Herrschaft eines Monarchen, dessen Macht in vielen Distrikten mehr nominell als reell ist. Im alten Griechenland und Rom enthielt die Vaterlandsliebe zweifelsohne ein religiöses Element — jeder Staat und jede Stadt besaß ihre Schutzgötter und Heroen, die als ihre eigentlichen Herren betrachtet wurden, aber in erster Reihe war dieser Patriotismus Liebe des freien Bürgers für seine heimatlichen Institutionen, eine Bürgertugend, die auf dem Boden der Freiheit erwuchs. Als die beiden Spartaner, die zu Xerxes gesandt wurden, um getötet zu werden, von einem seiner Statthalter aufgefordert wurden, sich dem Könige zu ergeben, antworteten sie: „Wenn ihr wüßtet, was Freiheit ist, würdet ihr uns bitten, für sie zu kämpfen, nicht nur mit dem Speer allein, sondern auch noch mit der Streitaxt“. Und von den Athenern, die zur Zeit der Perserkriege lebten, sagte Demosthenes, daß sie lieber für ihr Land sterben wollten, als es in Sklaverei sehen, und daß sie die Schmach und den Schimpf desjenigen, der in einer eroberten Stadt lebt, schrecklicher finden als den Tod. Wie Lecky bemerkt, „schillert im Altertum der Einfluß der Vaterlandsliebe durch jede Fiber des moralischen und intellektuellen Lebens“. In einigen griechischen Städten war die Auswanderung gesetzlich verboten, in Argos sogar bei Todesstrafe. In der „Republik“ opfert Plato die Familie dem Staatsinteresse. Cicero stellte die Pflicht gegen sein Land gleich nach der Pflicht gegen die unsterblichen Götter und vor die Pflicht gegen seine Eltern. „Von allen Beziehungen“, sagt er, „ist keine gewichtiger, keine teurer, als die zwischen jedem Menschen und seiner Heimat. Unsere Eltern sind uns teuer; unsere Kinder, unsere Verwandten, unsere Freunde sind uns teuer, doch unser Vaterland umfaßt allein schon alle unsere Zuneigungen. Welcher gute Mann wird zögern, für sein Vaterland zu sterben, wenn es diesem nützen kann?“



Der Mangel an Vaterlandsliebe bei einem Menschen wird von seinen Landsleuten als eine Beleidigung aufgefaßt, die sich gegen sie selber kehrt, und der Zorn darüber, der ja von einer ganzen Gemeinschaft empfunden wird, hat die Tendenz, zur sittlichen Mißbilligung zu werden. Aus den gleichen Gründen sind Taten der Vaterlandsliebe geeignet, als Ausfluß höchster Moral gelobt zu werden. Doch kann der Patriot, indem er sein eigenes Volk fördert, anderen Völkern Schaden zufügen, und wo das altruistische Gefühl weit genug ist, um sich über die Grenzen des Staates auszudehnen, und stark genug, um seine Stimme im Wettbewerb mit der Heimatsliebe und der Selbstliebe hören zu lassen, da kann das Vorgehen des Patrioten getadelt werden. In niedrigen Kulturzuständen werden die Interessen Fremder überhaupt nicht beachtet, ausgenommen wenn die Pflicht der Gastfreundschaft sie schützt; doch allmählich arbeitet der Altruismus darauf hin, sich auszubreiten, bis schließlich den Menschen Pflichten gegen die gesamte Menschheit auferlegt werden. Die chinesischen Moralisten schärfen Wohlwollen und Güte gegen alle Menschen ein, ohne zwischen den Völkern zu unterscheiden. Mih-tze, der in der Zeit zwischen Konfuzius und Menzius lebte, lehrte sogar, daß wir alle Menschen gleichmäßig lieben sollen, doch wurde diese Lehre mit der Begründung angegriffen, daß sie die besonderen Pflichten gegen die Familie aufhebe. Im Thai-Schang wird gesagt, daß ein guter Mensch gegen jedes Geschöpf Wohlwollen empfinden wird und selbst die Insekten, die Gräser und Bäume nicht verletzen sollte. Der Buddhismus macht die allgemeine Liebe zur Pflicht: „So wie eine Mutter selbst mit Gefahr ihres eignen Lebens ihren Sohn schützt, ihren einzigen Sohn, so soll ein Mensch Wohlwollen ohne Maß gegen alle Wesen in sich ausbilden, ungehinderte Liebe und Güte gegen die ganze Welt, um ihn, über ihm und unter ihm." Nach dem indischen Werk Pantschatantra ist es die Sorge kleinmütiger Geister, ob ein Mensch fremd ist oder unseresgleichen, da alle irdischen Wesen dem verwandt sind, der hochherzig veranlagt ist. In Griechenland und Rom entstanden Philosophen, die gegen die nationale Engherzigkeit und die nationalen Vorurteile kämpften. Demokrit von Abdera sagte, daß dem Weisen jedes Land recht sei, und daß die gute Seele die ganze Welt zum Vaterland habe. Die gleichen Anschauungen wurden von Theodorus, einem der letzten Cyrenaiker, verbreitet, der die besonders ausgeprägte Liebe zur Heimat als lächerlich brandmarkte. Namentlich die Zyniker legten geringen Wert auf die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat, da sie sich als Weltbürger erklärten. Aber wie der kürzlich verstorbene Zeller bemerkte, sollte diese Lehre im Munde der Zyniker weniger die wahrhafte Zusammengehörigkeit und Einheit der ganzen Menschheit ausdrücken als die Unabhängigkeit der Philosophen von Land und Heimstätte. Es war die stoische Philosophie, die zuerst dem Begriff der Weltbürgerschaft einen bestimmten positiven Sinn gab und ihn zu historischer Bedeutung emporhob. Der Bürger von Alexanders riesigem Reich war in einem gewissen Sinne Bürger der ganzen Welt geworden: nationale Mißhelligkeiten aber wurden in diesem Reiche um so eher überwunden, als die verschiedenen Völker, die es umfaßte, nicht nur unter gemeinsamer Herrschaft standen, sondern auch eine gemeinsame Kultur hatten. In der Tat, der Begründer des Stoizismus war selbst nur ein halber Grieche. Doch gibt es noch einen unverkennbaren Zusammenhang zwischen dem Begriff des Weltbürgertums und dem System des Stoizismus im allgemeinen. Nach den Stoikern bildet die Gleichheit der Vernunft in den Individuen das Fundament der menschlichen Gesellschaft: daher haben wir keinen Grund, diese Gesellschaft auf ein einzelnes Volk zu beschränken. Wir sind alle, sagt Seneca, Glieder eines großen Körpers, des Universums, „wir sind alle durch die Natur verwandt, die uns aus den gleichen Elementen gebildet und zu den gleichen Zwecken hierher gesetzt hat." „Wenn unsere Vernunft gemeinsam ist," sagt Mark Aurel, „dann gibt es auch ein gemeinsames Gesetz, da die Vernunft uns befiehlt, was wir tun und was wir nicht tun sollen; gibt es ein gemeinsames Gesetz, so sind wir Mitbürger, und ist dem so, so sind wir Glieder einer politischen Gemeinschaft — die Welt ist gleichsam ein Staat." Zu diesem großen Staat, der alle vernünftigen Wesen umfaßt, stehen die individuellen Staaten im gleichen Verhältnis wie die Häuser einer Stadt

zur Gesamtstadt, und dem weisen Mann wird es gleich sein, in welche besondere Gemeinschaft der Zufall der Geburt ihn gesetzt hat.

Doch das römische Ideal der Vaterlandsliebe mit seiner äußersten Geringschätzung aller fremden Nationen wurde nicht von den Philosophen allein bekämpft, in noch größeren Widerstreit geriet es mit der neuen Religion. Der Christ und der Stoiker verwarfen es aus verschiedenen Beweggründen; während der Stoiker sich als Weltbürger fühlte, fühlte sich der Christ als Himmelsbürger, für den die Erde nur ein Verbannungsort ist. Das Christentum war dem Staate an sich nicht feindlich, doch war ihm auch nichts gleichgültiger als die Angelegenheiten des Staates. Tertullian sagte, daß alle Christen ihre Gebete für das Leben des Kaisers emporsenden und ebenso für ihre Statthalter und Obrigkeiten, für das Wohl des Staates und den Frieden des Reiches; doch der Kaiser sollte nur so lange Gehorsam finden, als seine Befehle nicht gegen Gottes Gesetze verstießen, denn ein Christ solle eher leiden wie Daniel in der Löwengrube, als gegen seinen Glauben sündigen. In der Tat gab es im ganzen römischen Reich keine Menschen, die so sehr jedes Vaterlandsgefühls bar waren wie die ersten Christen. Sie hatten keine Liebe für Judäa, sie vergaßen Galiläa bald, sie kümmerten sich nicht um den Ruhm Griechenlands oder Roms. Wenn die Richter sie nach ihrem Vaterlande fragten, antworteten sie: „Ich bin ein Christ." Und lange nachdem das Christentum Staatsreligion geworden war, erklärte der heilige Augustinus, daß es in Anbetracht dieses kurzen und vergänglichen Lebens nichts verschlage, unter wessen Herrschaft ein sterblicher Mensch lebt, wenn er nur nicht zu gottlosen oder ungerechten Handlungen gezwungen wird. Als später die Kirche sich zu einer politischen, vom Staate unabhängigen Macht entwickelte, wurde sie sogar der entschiedene Feind nationaler Interessen. Im siebzehnten Jahrhundert nannte ein Jesuitengeneral die Vaterlandsliebe eine Plage und den sichersten Tod der Christenliebe.

Mit dem Fall des römischen Reichs starb die Vaterlandsliebe in Europa aus und blieb jahrhundertelang ausgelöscht. Es war ein Gefühl, das sich weder mit der umherschweifenden Lebensweise der teutonischen Stämme vereinigen ließ, noch mit dem feudalen System, das überall entstand, wo sie feste Wohnstätten aufschlugen. Die Ritter allerdings entbehrten nicht einer natürlichen Liebe für ihre Heimat. Der Troubadour Bernard de Ventadour singt in rührender Weise: „Quan la doussa aura venta — Deves nostre pais — M'es veiaire que senta — Odor de Paradis" — er vergleicht sein Heimatland mit dem Paradiese. Doch für einen Menschen des Mittelalters bedeutete sein Land wenig mehr als die Nachbarschaft, in der er lebte. Königreiche wohl, aber nicht Nationen gab es damals. Die erste Pflicht eines Vasallen war Treue gegen seinen Herrn, doch kein nationaler Geist verband die verschiedenen Barone eines Landes untereinander. Ein Mann konnte gleichzeitig Vasall des Königs von England und des Königs von Frankreich sein, und die Barone verkauften oft aus Laune, Leidenschaft oder gemeinem Interesse ihre Dienste an Feinde des Reiches. Auch die Würde seiner Ritterschaft zwang den Ritter fortwährend zu einem Verhalten, das von allen nationalen Interessen verschieden war. Die Sache einer unglücklichen Dame mußte in vielen Fällen der des Landes, dem man angehörte, vorgezogen werden, so wenn der Captal de Bouche, obgleich englischer Untertan, nicht zögerte, seine Truppen mit denen des Compte de Foix zu vereinigen, um den Damen in einer französischen Stadt beizustehen, wo sie von der aufrührerischen Landbevölkerung belagert und mit Gewalttaten bedroht wurden. Wenn die Pflichten eines Ritters gegen sein Land in den Grundsätzen der Ritterschaft erwähnt werden, so treten sie als Pflichten gegen seinen Herrn auf. „Der schlechte Ritter," heißt es, „der nicht seinem irdischen Herrn und seinem Heimatland gegen einen andern Fürsten hilft, ist ein pflichtloser Ritter." Weit davon entfernt, im Kodex der Ritterschaft Gegenstand eines ausdrücklichen Befehls zu sein, wie Gautier versichert, hat die wahre Vaterlandsliebe dort überhaupt keinen Platz. Sie war nicht als Ideal bekannt, noch weniger existierte sie in Wirklichkeit, weder unter den Rittern noch unter den Gemeinen. Ebenso wie ein Herzog von Orleans sich durch Waffenbrüderschaft und Bündnis



mit einem Herzog von Lancaster verbrüdern konnte, hatten englische Kaufleute die Gewohnheit, Völker, die mit England im Kriege lagen, mit Vorräten zu versehen, die auf englischen Märkten gekauft wurden, und mit Waffen, die von englischen Händen gearbeitet waren. Wenn, wie Gaston Paris behauptet, ein tiefes Gefühl nationaler Einheit das Rolandslied eingegeben hat, so ist es eine sonderbare, aber nicht zu leugnende Tatsache, daß kein deutliches Zeichen dieses Gefühls sich in der mittelalterlichen Geschichte Frankreichs vor den englischen Kriegen zeigt.

Neben dem Feudalismus und dem Mangel an politischem Zusammenhang gab es noch andere Faktoren, die gleichfalls dazu beitrugen, eine Entwicklung der nationalen Persönlichkeit und der Anhänglichkeit ans Vaterland zu hemmen. Dieses Gefühl setzt nicht nur voraus, daß die verschiedenen Teile, aus denen ein Land zusammengesetzt ist, ein lebhaftes Gefühl ihrer Einheitlichkeit haben, sondern auch, daß sie, einmal geeinigt, sich klar als eine von den anderen Nationen unterschiedene Nation fühlen. Im Mittelalter waren nationale Unterschiede durch die Vorherrschaft der allgemeinen Kirche stark verdunkelt, ebenso durch die Schaffung des Heiligen Römischen Reichs, durch das Übergewicht einer gemeinsamen Sprache als einzigen Trägers geistiger Kultur und durch den unentwickelten Zustand der Muttersprachen. Es galt als Zeichen von Unwissenheit, sich eines einheimischen Dialekts zu bedienen, und als sündhaft, weltliche Interessen höher zu stellen als die Ansprüche der Kirche. Als Machiavelli erklärte, daß er sein Vaterland höher schätze als das Heil seiner Seele, fand ihn das Volk der Gotteslästerung schuldig; und als die Venezianer dem Bannstrahl des Papstes Trotz boten, indem sie erklärten, sie seien in erster Reihe Venezianer und erst in zweiter Christen, hörte die Welt das mit großem Erstaunen.

In England entwickelte sich das nationale Gefühl früher als auf dem Kontinent, zweifellos infolge seiner Insellage und seiner freieren Einrichtungen; wie Montesquieu bemerkt, reift die Vaterlandsliebe am besten in Demokratien. Zur Zeit der englischen Reformation hatte der Sinn für das gemeinschaftliche nationale Leben ersichtlich stark um sich gegriffen, und die Liebe zu England ist nie in vollendeterer Form ausgedrückt worden als bei Shakespeare. Gleichzeitig wurde der vaterländische Sinn durch religiöse Bigotterie und Parteigeist oft aufs gröbste verdorben. Selbst Kämpfer der Freiheit, wie Lord Russell und Algernon Sidney, nahmen französisches Geld in der Hoffnung an, den König in Verlegenheit zu bringen. Sidney versuchte sogar, de Witt dazu zu bewegen, in England einen Einfall zu machen. Insbesondere die Königstreue erwies sich als ein viel stärkerer Antrieb als die Vaterlandsliebe. Ein Königstreuer wie Strafford hatte halbwilde irische Truppen gegen seine eignen Landsleute benützt, und die schottischen Jakobiten forderten die Franzosen zu einem Einfall auf.

In Frankreich war die Entwicklung des nationalen Gefühls eng an die wachsende königliche Macht und ihren allmählichen Sieg über den Feudalismus geknüpft. Das Wort „patrie“ kommt zum erstenmal bei dem Chronisten Karls VII., Jean Chartier, vor, und er verdammte auch jene Franzosen als „Verräter“, die gegen Ende des hundertjährigen Krieges auf seiten der Engländer kämpften. Doch war die Vaterlandsliebe lange Zeit hindurch untrennbar mit der Treue gegen den Herrscher verknüpft. Nach Bossuet „liegt der ganze Staat in der Person des Prinzen“, und Abbé Coyer bemerkt, Colbert habe geglaubt, „Königreich“ und „Vaterland“ bedeuteten das gleiche. Im 18. Jahrhundert folgte auf den Geist der Königstreue der der Empörung, doch der Grundton der großen Bewegung, die zur Revolution führte, war die Freiheit und Gleichheit des Individuums, nicht der Ruhm oder die Wohlfahrt der Nation. Die Menschen wurden mehr als Glieder der Menschheit denn als Bürger eines bestimmten Staates betrachtet. Bürger jedes Volkes zu sein, nicht seinem eigenen Vaterlande allein anzugehören, war der Traum der französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts. „Der wahre Weise ist ein Weltbürger“, sagt ein Lustspieldichter jener Zeit. Diderot frägt, was ein größeres Verdienst sei, die Menschheit aufzuklären, die ewig bleibt, oder das eigene Vaterland zu retten, das vergänglich ist. Nach Voltaire ist die Vaterlandsliebe aus Selbstliebe und Vorurteilen zu-

sammengesetzt und bringt uns nur zu oft dazu, Feinde unserer Mitmenschen zu werden: „Es ist klar, daß ein Land nicht gewinnen kann, ohne daß ein anderes verliert, und daß es nicht siegen kann, ohne Menschen unglücklich zu machen. Das also ist menschliches Schicksal: die Größe seines Landes wünschen heißt gleichzeitig seinen Nachbarn Böses wünschen.“ In Deutschland fühlten sich Lessing, Goethe und Schiller als Weltbürger, nicht als Deutsche oder gar als Sachsen und Schwaben; und Klopstock mit seiner Begeisterung für deutsches Volk und deutsche Sprache machte fast einen überspannten Eindruck. Lessing schreibt unverhohlen, daß ihm das Lob, ein glühender Patriot zu sein, nicht imponiere; er fühle durchaus keine besondre Vaterlandsliebe und diese sei bestenfalls eine heroische Schwäche, ohne die er sehr leicht bestehen könne.

Die erste französische Revolution bezeichnet den Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte der Vaterlandsliebe. Sie flößte den Massen Leidenschaft für die Einheit des Vaterlandes ein, für die „eine, unteilbare“ Republik. Gleichzeitig wurden alle Völker als Brüder erklärt, und wenn mit fremden Völkern Krieg geführt wurde, so geschah es nur, um sie von ihren Bedrückern zu befreien. Allmählich jedoch wurde das Interesse für die Angelegenheiten anderer Länder mehr und mehr selbstisch; der Versuch, sie zu befreien, wurde von dem Wunsch, sie zu unterjochen, verdrängt, und dies erweckte ein Gefühl in Europa, das bestimmt war, die größte Macht in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu werden: das Gefühl der Nationalität. Als Napoleon französische Verwaltung in den Ländern einführte, deren Regenten er abgesetzt oder degradiert hatte, widersetzte sich das Volk dieser Änderung. Dieser Widerstand ging vom Volk aus, denn die Herrscher waren abwesend oder hilflos, und er war national, denn er wendete sich gegen fremde Einrichtungen. Er war aufgerüttelt mehr durch das Gefühl nationaler als politischer Einheit, es war ein Protest gegen die Herrschaft von Rasse über Rasse. Das nationale Element in dieser Bewegung war in gewisser Weise von der französischen Revolution selbst vorweggenommen worden. Das französische Volk war von ihr als ethnologische, nicht als geschichtliche Einheit aufgefaßt worden; Abstammung war an die Stelle der Tradition getreten; der Gedanke einer von der Vergangenheit unkontrollierten Souveränität des Volkes gebar den Gedanken der Nationalität unabhängig von dem politischen Einfluß der Geschichte. Aber die Menschen wurden sich, wie richtig bemerkt worden ist, des nationalen Elements der Revolution erst durch deren Eroberungen klar, nicht bei ihrem Beginn.

Seit damals ist das Rassengefühl das stärkste Element in der europäischen Vaterlandsliebe, und es hat sich allmählich fast zu einer Gefahr für die Menschheit entwickelt. Es hatte mit einem Protest gegen die Herrschaft einer Rasse über die andere begonnen und führte zu der Verdammung jedes Staates, der verschiedene Rassen umschloß; schließlich entwickelte es sich zu der Lehre, daß Staat und Nationalität so weit als möglich sich decken müssen. Nach dieser Theorie kann die herrschende Nation die untergeordneten Nationen, die innerhalb der Grenzen des Staates wohnen, nicht zur Gleichheit mit sich zulassen, da in diesem Falle der Staat aufhören würde, national zu sein, was wieder gegen das Prinzip seines Bestehens überhaupt wäre; oder die schwächeren Nationen werden gezwungen, ihre Sprache, ihre Einrichtungen und ihre Individualität zu ändern, um von der herrschenden Rasse absorbiert zu werden. Die führende Nationalität macht ihre Ansprüche auf Superiorität aber nicht nur allen anderen innerhalb des politischen Körpers befindlichen Nationalitäten gegenüber geltend, sie erhebt auch den Anspruch, sich auf Kosten fremder Nationen und Rassen auszudehnen. Für den Nationalisten ist all dies wahre Vaterlandsliebe. Doch gleichzeitig sind entgegengesetzte Ideale am Werk. Der Eifer des Nationalismus im neunzehnten Jahrhundert war nicht imstande, den weltbürgerlichen Geist zu unterdrücken. Dem lauten Appell an Rasseninstinkte und dem Sinn für nationale Solidarität zum Trotz gewinnt heute mehr und mehr der Gedanke Raum, daß die Ziele einer Nation nicht notwendig mit den Interessen der Menschheit im allgemeinen in Streit geraten müssen, daß unsere Vaterlandsliebe in Schranken gehalten werden sollte durch das Recht auch anderer Länder, zu gedeihen und ihre eigene Individualität zu entwickeln, und daß



die Bedrückung schwacher Nationalitäten innerhalb des Staates sowie die fortwährende Angriffslust gegen fremde Nationen, weil zumeist die Folge von Gier und Hochmut, mit den Bestrebungen eines guten Patrioten ebensowenig vereinbar sind wie mit den Bestrebungen eines guten Menschen. Prof. Dr. Eduard Westermarck

Kulturopfer

Wohlgemerkt: nicht Opfer der Kultur, sondern an Kultur. Mit solchen — und zwar schweren — bezahlen wir nach Ansicht des Dr. Wilhelm von Medinger in der „Österreichischen Rundschau" (Wien, Carl Fromme) unsere freiheitliche Entwicklung und unsere modernen Errungenschaften. In einem Versuch über die „Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer" und vergleichend abschätzender Gegenüberstellung beider stellt er am Schluß fest, daß in der letzten Zeit vielfach das Streben zutage trete, zwischen Zivilisation und Kultur scharf zu unterscheiden:

„Dies war auch hoch an der Zeit. Die Vorkämpfer der sogenannten Aufklärung und unter ihnen namentlich die Journalistik haben für ihr Wirken, das zweifellos ein vorwiegend zivilisatorisches war, den Ehrentitel der Kulturverbreitung usurpiert und dadurch eine allgemeine Begriffsverwirrung verursacht. Unsere Weltanschauung erkennt aber in der Zivilisation, wenn sie eine gewisse Stufe erreicht hat, zwar eine Vorbedingung der Kultur, nicht aber diese selbst. Zu Ländern und Epochen mit hoher Zivilisation blicken wir noch nicht mit Neid und Sehnsucht auf. Selbst im Tierreich gibt es ja auch Zivilisationen mit scharfer staatlicher Disziplin, komplizierter Arbeitsteilung und raffinierter Naturausnutzung. Der Mensch ist aber zu Höherem geboren als zum Erfassen praktischer Zweckmäßigkeit und zum Ersinnen lückenloser Gesetze. Das ihm allein eigene Gebiet ist das Reich der Schönheit und der Kunst, die Welt des philosophischen Gedankens und des religiösen Gefühls. Die Vollendung des Menschen und sein einziges Vorbild ist das in diesen Sphären schöpferische Genie. Nur eine Zeit, die geniale Künstler, Dichter und Philosophen ihr eigen nannte, war eine Zeit echter Kultur. Und die höchste Erscheinung solcher Epochen war das Bezwingen niederer Triebe des Intellekts durch die Erhebung der moralischen Persönlichkeit zur Selbstverleugnung. Gnade und Demut sind der Kern aller Religionen und Mythen. Der Glaube an Begnadung und das Gefühl der Demut waren allen wahrhaft genialen Menschen gemeinsam. Der darin wohnende enthusiastische Zustand der Seele ist die Vorbedingung für jede Schönheitsempfindung und für jedes Begreifen genialer Werke; und ebenso ist er auch der erhabenste Darstellungsgegenstand aller Kunst und Poesie.

Die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer und der ganze Komplex damit verbundener Wandlungen, die sich, unverschuldet von einzelnen Ständen, mit Naturnotwendigkeit vollzogen haben, förderten wohl die Zivilisation und brachten sie zu einer nie erreichten Blüte. Die Herrschaft der Menschheit über die Natur, wie der Wohlstand des einzelnen sind gewachsen, und der scharfe Kontrast zwischen Überfluß und Mangel wird durch die allgemeine Regelung und Versicherung ausgeglichen. Rechts- und Besitznivellierung zeitigen aber noch keine genialen Persönlichkeiten. Solche sind vielmehr aus dem Zustande materieller und rechtlicher Ungleichheit am reichsten hervorgegangen. Armut und Unterdrückung haben sie in ihrem Aufschwung nicht gehemmt, sondern eher beflügelt; sie brauchten kein vom Staate gewährleistetes Existenzminimum, vielmehr erweckten gerade übergroße Widerstände übermenschliche Fähigkeiten.

Durch die starre Gesetzmäßigkeit, der alles Leben unterworfen wird, geht seine Schönheit verloren, ebenso wie die Anmut einer Gegend durch ein geradliniges Straßennetz, durch intensive Bodenbearbeitung und gleichmäßige Besitzausteilung schwindet. Wie ein Kunstwerk, um zu wirken, der Kontraste bedarf, so liegt der Reiz zu leben in der Ungleichheit der Schicksale; denn die Anschauung der Gegensätze bringt den Verstand zum Schweigen und läßt das Gefühl

zu Worte kommen. Ist es daher dem einzelnen benommen, sich himmelhoch über die Allgemeinheit zu erheben und sich zur Führerschaft emporzuschwingen, so wird die schlummernde Energie einer zu hoher Vollendung befähigten Persönlichkeit nicht geweckt und die höchsten Höhen menschlicher Entwicklung bleiben unerreicht. Büßt der Herr seine übergeordnete Stellung und seine Freiheit ein, so erlischt damit ein Ziel für das Aufwärtsstreben und die Selbsterziehung der Menschen. Mag diese Freiheit auch von vielen mißbraucht worden sein, so bleibt sie doch das Lebenselement für die Schönheit des Handelns unter der Vorherrschaft des Gefühls. Die motorische Kraft für alle kulturellen Leistungen sind einzig und allein moralische Gewalten. Diese sterben aber in unserer heutigen Zeit ab, und statt ihrer erstarkt der rechnende Verstand. Die Ethik löst sich in juristische und mathematische Denkoperationen auf. Das Fluidum unserer Zeit ist der Scharfsinn. Dieser verhöhnt den Glauben an Gnade und verlacht das Gefühl der Demut. Der Sinn für Metaphysisches und die Liebe des Volkes zum Genie, deren Frucht die wahre Kultur ist, gedeiht in dieser Atmosphäre nicht.

Das Geheimnis genialer Künstler, Philosophen und echter Gelehrten war, daß ihnen Kunst, Weltanschauung und Welterkenntnis als einziges Ziel vorschwebten; und eine kulturell hochstehende Zeit erfaßte und teilte dieses Geheimnis mit ihnen. Geniale Männer und, gewissermaßen auch geniale Epochen waren vorwiegend unpraktisch. Das Streben unserer Zeit aber ist fast ganz auf Güter der Zivilisation gerichtet. Nützlichkeit wird zum allgemeinen Maßstab. Was wirtschaftlich nicht wägbar ist, hat kein Gewicht. Weder in der Politik, noch im Geschäftsleben, noch im Verkehr der Menschen untereinander wird nach Hochherzigkeit und Niedertracht gefragt; überall handelt es sich nur um Gesetzesmäßigkeit oder Ungesetzlichkeit, um Geschicklichkeit oder Unklugheit. Moralische Werte kommen außer Geltung. Aus einer Kunst wird das Leben zu einem Gewerbe.

Darum weicht die einzige Begeisterung für die Errungenschaften des letzten Jahrhunderts immer mehr einer tiefen Niedergeschlagenheit und Enttäuschung. Man beginnt die kulturellen Opfer zu überschauen, die der Aufschwung der Zivilisation gekostet hat: Die Freizügigkeit und die Verbesserung der Verkehrsmittel haben die Völker zu einem Chaos vermengt, nehmen einem jeden seine Eigenart und verbreiten die individualitätslose und daher kulturell unproduktive Type des Kosmopoliten. Die Erforschung und die Beherrschung der materiellen Welt lassen die Begeisterung für Ideale schwinden. Der lange Friede tötet die Anlage zum Heroismus, macht schwächlich und richtet den Willen vorwiegend auf wirtschaftliche Güter. Der Ausbau der Wissenschaften zeitigt keine allesüberschauenden Philosophen, sondern in engen Grenzen einseitig arbeitende Spezialisten. Die Popularisierung der Kenntnisse ist mit einer Abstumpfung des moralischen Empfindens, die Bereicherung des Verstandeslebens mit einer Verarmung des Gemüts verbunden. Durch die Verbreitung der Presse verkümmert selbständiges, tiefes Denken. Überall triumphiert die Quantität über die Qualität. Der tolle Wechsel von äußeren Ereignissen und Sensationen macht unfähig zu innerem Erleben. Der wirtschaftliche Kampf raubt Ruhe und Harmonie. Durch die Erhebung der Majorität zur Alleinherrscherin zerreißt das beseligende Band der Treue und werden die Menschen in juristische Fesseln geschnürt. Die Abschaffung des Herrentums endlich und sein Übergang in das Unternehmertum ersticken Hochherzigkeit und Edelmut und lähmen das Streben nach Vollendung der moralischen Persönlichkeit, dem höchsten, einzigen Glück des Menschen.

Mit wachsender Sorge blicken wir in die Zukunft. Wird der unersetzliche Wert des Genius für die Kultur von der Menschheit endlich wiedererkannt werden, oder soll das Schauspiel, dessen ohnmächtige Zeugen wir sind, mit einer Überflutung der Persönlichkeit durch die Masse enden? Wird der Schrei nach Kultur, der heute immer lauter ertönt, in letzter Stunde ungeahnte Kräfte erwecken, oder ist er nicht vielmehr der sehnsüchtige Ruf des Kranken nach dem entschwindenden Leben?"

Wie denken die Türmerleser darüber? G.





Die Seelenkultur der modernen Frau

Hygiene und Kosmetik", schreibt Dr. Ella Mensch im ‚Reichsboten', „sind die Götzen, denen das Volk opfert, nicht zuletzt die Frauenwelt. Der Sport, die Hautpflege, die Haarbehandlung, die Gesichtsmassage, das Freibad, die Zimmergymnastik, das Eigenkleid — dies und noch viel mehr drängt sich in das Leben moderner Frauen und Mädchen und wird von ihnen mit Andacht und peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet — und das in einer Zeit, die sich nicht genug tun kann in Proklamationen über den Beruf der Frau als Weltbürgerin, als Politikerin, als Volkserzieherin! . . .

In engem Zusammenhang mit der übertriebenen Ehrfurcht vor dem äußeren Menschen steht das Bestreben, alles das auszustreichen, was gesagt und getan wurde im Hinblick auf die Erhöhung des inneren Menschen, auf seine Seelenkultur.

Jahraus, jahrein mehren sich die Bücher, welche in glühenden Bildern und mit philosophischem Aufputz den Menschen die Lehre predigen: Es gibt nur ein Heil, nur eine Rücksicht, das ist die Sorge für das liebe Fleisch.

In diesem Sinne beschert uns der Franzose Remy de Gourmont, der jetzt trotz seiner 50 Jahre noch immer an den ‚Problemen' der Erotik herumbastelt, in seinen Romanen eine ‚Philosophie der Götter', welche ein deutscher Autor natürlich brühwarm übersetzt und mit hochtönenden Einleitungen versieht, die den Kern des Buches wiedergeben in der Wendung: ‚Trotz aller Veränderungen, die die Jahrhunderte mit sich brachten, gibt es nur einen großen Zwiespalt, auf den sich alle Probleme zurückführen lassen: den zwischen Heidnisch und Christlich. Was die Alten nicht gekannt hatten, Sünde und schlechtes Gewissen, bezwang die Welt. Nur in wenigen rebellischen und unverdorbenen Köpfen lebt noch eine Erinnerung an die frühere Natürlichkeit, die Schönheit und Freude war. Daß die alten Götter nicht gestorben sind, wissen heute einige unter uns — zu ihnen gehört Remy de Gourmont, und wer den großen Zwiespalt aus seiner eigenen Seele kennt, wird dies Buch mit Nutzen lesen.'

Die Früchte solcher ‚nutzbringenden' Lektüre erleben Eltern und Erzieher heute tagtäglich. Der Jüngling, das heranwachsende Mädchen glauben es ihrem höheren Ich schuldig zu sein, daß sie's sehr bald als hemmende Schranke und ‚Zwiespalt' empfinden, wenn die Pflicht sich zwischen sie und ihre törichten, unreifen Wünsche drängen will. Die Begriffe ‚Zucht' und ‚Selbstbeherrschung' werden in dem modischen Sittenlexikon übersetzt mit ‚ungesunde, trübe Askese'.

Ja, die Griechen, die hatten's gut! Von denen wurde so etwas nicht verlangt! Allen Ernstes lassen sich die Jungen und teilweise auch die Alten diese seltsame Auffassung von der Welt der Griechen aufbinden und beweisen dadurch nur, daß sie weder einen ‚Homer' noch ‚Sophokles' je mit Geduld oder Verstand gelesen haben. Sonst könnte ihnen der furchtbare Ernst, die laut mahnenden Stimmen des Gewissens und der Gewissensangst in den Aeschyleischen und Sophokleischen Chören doch kaum entgangen sein. Es ist wirklich mehr als albern, die Gesamtheit der Griechen sich so vorzustellen, als wären ihre Tage in Rosengärten und in Gesellschaft von Phrynen dahingeflossen. In ihrer Literatur, die eine gewaltigere Sprache redet als der kleine Überrest koketter Venusstatuen, Eroten und lasziver Wandgemälde, haben wir den stärksten Beleg dafür, daß auch die Heiden um das Heil ihrer Seele gerungen, daß Plato keinem tauben Geschlecht predigte, als er den Ausspruch tat: ‚Man muß die an der Seele haftende Schönheit für wertvoller halten als die des Körpers.'

Heute aber hat eine völlige Verschiebung der Begriffe stattgefunden. Daß man die altbekannte Redensart: ‚Nur in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele' auch umkehren kann und muß, fällt den wenigsten ein. Die Pflege des mens sana wird grausam vernachlässigt. Über dem Suchen nach dem Angenehmen, im besten Fall nach dem ‚Nützlichen',

wird das Suchen nach dem Ewigen, dem Unsichtbaren ganz aufgegeben. Wer gibt sich noch Mühe, auf den Flügelschlag der Seele zu lauschen und in seiner Brust das göttliche Heimweh wachsen und groß werden zu lassen, für das unter unseren Dichtern Rückert, Eichendorff und Gerok so wunderbar tiefen und schlichten Ausdruck gefunden haben: ‚Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus — flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus!' Das sind freilich keine flüchtigen Impressionen, keine Rauschbilder, die immer nur wieder in das Getriebe der Affekte hineinziehen.

Viel, außerordentlich viel hören wir von der Freiheit, die uns losmachen soll von den Ketten der Tradition. Aber daß Freiheit ohne inneren Frieden undenkbar ist, kommt wenigen zum Bewußtsein. In uns wohnt zu wenig Frieden, und deshalb auch zu wenig starke und sichere Freudigkeit, obschon von Lebensfreude und der heißen Jagd nach ihr in allen Tonarten die Rede ist. Nur können wir dieser vielgepriesenen Freude nie so recht froh werden, weil wir nie sicher sind, ob sie uns nicht im nächsten Augenblick entflieht, denn sie hängt ja von so viel äußeren Umständen ab, ist nicht herausgeboren worden aus den tiefsten Quellen unseres Seelenlebens. So dürfen wir uns denn auch kaum wundern, wenn mehr als je Konflikte und Katastrophen innerhalb des Familienlebens darauf hinweisen, daß in unserer humanen Erziehung eins vergessen worden ist: über der Pflege des Körpers und der Ausbildung des Geistes: die Kultur der Seele. Die Seele drängt dazu, sich mit dem Göttlichen zu vereinigen. Aber wenn das Göttliche in unseren Lehr- und Bildungssystemen nur noch so einen Platz aus ‚Anstandsrücksichten' gewissermaßen behält, statt das Fundament der ganzen Erziehung zu bilden, wird die Seele heimatlos. Wo soll sie Anker werfen? Die Seele ist das Beste und Feinste in uns, die Blüte unseres Wesens, wofern wir dieses Wesen überhaupt zur Blüte bringen wollen. Seele haben, heißt nichts anderes, als Sehnsucht nach dem Ewigen haben.

Von der heiligen Sehnsucht ist man abgeirrt zum blöden Genuß. ‚Ich will mein Leben genießen.' Das ist so ein Schlagwort unserer Jugend. Wie arm, wie bettelarm sie bei solchem Programm wird, kommt ihr erst im Schiffbruch zum Bewußtsein. Da sie keine Gottheit mehr außer sich erkennt, wird sie selbst sich Gottheit, d. h. leitendes Gesetz. Die ‚Moralgebote' sind ihr schlaue Listen, erdacht von einer feigen Masse, die sich durch solche Gitter und Wälle die stolzen Siegernaturen und Eroberer vom Leibe halten wollte.

Heute ist alles ‚Siegernatur', und es wird auch über alles ‚gesiegt' — nur nie ‚über sich selbst', das ist zu altmodisch.

Nörgelnde Spitzfindigkeit findet heraus, daß die zehn Gebote ja eigentlich nur ‚Verbote' sind, äußerliche Warnungstafeln, die der reifen Ethik des vorgeschrittenen modernen Menschen nicht genügen können.

Aber leider erzählt uns jeder Tag, daß auch die sogenannten ‚Reifen' und ‚Vorgeschrittenen' diesen ‚Verboten' nicht genügen, daß wir alle noch immer um die allerelementarste Moral zu kämpfen haben und einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn wir uns als so ‚verfeinert' und ‚kultiviert' betrachten, die alten Grundlagen verlassen zu können. Nun beginnen die Entgleisungen. Da sieht der alternde Mann, den die schwindende Jugend mit Angst erfüllt, denn von der Schillerschen ‚Jugend, die uns nie entflieht', weiß sein von ‚Sensationen' verbrauchtes Nervensystem nichts, einen neuen Lebensfrühling. Er trennt sich von der bisherigen Lebensgefährtin und sucht ihr beizubringen, daß auch sie eine Pflicht der Humanität erfülle, wenn sie ihm seine Freiheit zurückgäbe.

Oder ein junges, kaum flügge gewordenes Mädchen, vorzeitig ‚aufgeklärt' und entkräftet durch Lektüre erotischer Belletristik, fiebert nach dem ‚großen Lebensroman'. Das Verbotene, der Widerstand reizt. Nur nicht im gewohnten Gleise sein Glück finden. Da ist eine ‚Berühmtheit', sei's eine der Kunst, eine der Wissenschaft. Er gehört zwar schon seit Jahren einer anderen; er ist Gatte und Vater. Bagatelle! Schranke für die Philister. Eine moderne Natur muß darüber hinwegsetzen können.

Und so fort, und so fort rast der Hexensabbat, entfesselt vom schamlosen Ichkultus. Immer hat's diese Wege in die Irre gegeben. Auch der Drang, sie in ein System zu bringen und als ‚Weltanschauung' zu verzapfen, ist nicht ganz neu. Aber immer werden wir ihn da auftreten sehen, wo die Bewunderung der Materie einen übermäßigen Raum beansprucht. Materie und Natur sind nicht dasselbe. So muß auch in der Kunst von einer naturalistischen und einer materialistischen Ausführung unterschieden werden. Freilich, die Begriffe und die Proben verschieben sich sehr oft. Immer hapert's da, wo sich der Körper den Geist bauen soll, statt umgekehrt. Ein Beispiel: Die ‚Schönheitsabende' sind unvernünftige Farcen, bei denen männliche Spekulationswut das kleine, ungebildete und durch keine religiösen Impulse intakt gehaltene Weibchenhirn mißbrauchte. Denn die ‚schamlose Tänzerin' würde bei genügender Finanzierung auch als ‚Rokokodame' oder ‚Vestalin' paradieren …

Sehr geschäftig, sehr betriebsam und erwerbslustig sind die Menschen geworden — aber der Ernst, der die Ergänzung der echten Freude bietet, muß erst wieder erworben werden, bevor sich von wahrer Kultur reden läßt."



Die Geheimnisse des Harems

Der in letzter Zeit oft gehörten Behauptung, der orientalische Harem berge nur ein Geheimnis, nämlich das der Langeweile, wird von einem guten Kenner des Orients entschieden widersprochen. Alexander Powell, ehemaliges Mitglied des amerikanischen Konsulatkorps im türkischen Reiche, erzählt in „Everybodys Magazine": Hinter den Gittern des Harems der orientalischen Großen bergen sich noch immer düstere Geheimnisse, blutige Tragödien, spannende Romane. Denn trotz der furchtbaren Strenge, mit der die türkischen Großen ihren Harem sichern, gibt es genug schöne Türkinnen, die sich durch nichts davon abhalten lassen, ihre Liebesintrigen zu spinnen. Die eine, von der Powell weiß, nahm zum Beispiel eine Frühstückseinladung zum Vorwande, um sich in einer Moschee mit einem jungen Ausländer zu treffen, der sich als Türke verkleidet hatte. Noch kühner war der Verehrer einer verheirateten Türkin, der selbst Frauenkleider und Schleier anlegte und unter dem Vorwande, das zum Verkaufe ausgebotene Haus zu besichtigen, in den Harem seiner Angebeteten eindrang. Welche Gefahr er damit lief, beweist die tragische Geschichte eines jungen Mitglieds des diplomatischen Korps in Kairo. Es war ein lebenslustiger Geselle, der eine Leidenschaft für das Polospiel hatte. Auf dem Wege zum Spielplatze begegnete er einmal einer eleganten ägyptischen Schönen, die in ihrem flotten Brougham spazieren fuhr. Am ersten Tage ein Blick herüber und hinüber, am nächsten ein Zettelchen, das unbemerkt aus dem Wagen geworfen, und am folgenden Tage ebenso geschickt beantwortet wurde, kurz, nach einiger Zeit war der junge Diplomat in die ägyptische Schöne hoffnungslos verliebt. In seiner Leidenschaft entschloß er sich dann zu einem kühnen Schritte. Er legte die Tracht des Landes an und verschaffte sich Eingang in den Harem, dessen Herr in Kairo als ein besonders strenger und grausamer Pascha bekannt war. Er ist nie wieder zum Vorschein gekommen — und keine Gesandtschaft hätte es wagen können, zu reklamieren, da das Eindringen in den Harem nach den orientalischen Vorstellungen einen unsühnbaren Eingriff in das Hausrecht bildet.

Andere Beispiele von der eifersüchtigen Strenge, mit der der Harem abgeschlossen wird, haben eher einen humoristischen Zug. Als Sandow, der bekannte Vertreter und Prediger einer systematischen Körpergymnastik, die Türkei besuchte, da verpflichtete ihn ein reicher Pascha, den Frauen seines Harems Unterricht in Körperkultur zu erteilen. Aber wie geschah das? Der Raum, wo der Unterricht stattfand, war durch eine hohe Wand in dem bekannten durchbroche-



nen Muschrabiehwerk in zwei Hälften geteilt. Auf der einen Seite dieser Gitterwand stand Sandow und machte seine Übungen vor; zwei riesenhafte Eunuchen mit gezogenen Schwertern bewachten jede seiner Bewegungen, und jenseits der Wand blickten einige Dutzend mehr oder weniger schöne Augen gespannt den Demonstrationen zu. Ein sehr peinlicher Fall ist nach türkischen Begriffen auch der, wenn eine Schöne des Harems durchaus zahnärztliche Hilfe bedarf. Zwar die Gattin des Khedives von Ägypten — der Khedive hat nur eine einzige rechtmäßige Frau, eine Cirkassierin von Geburt — ließ sich in solchem Falle unbedenklich und ohne Schwierigkeiten von dem Zahnarzt behandeln. Ein amerikanischer Zahnarzt aber, der im kaiserlichen Harem zu Jildis Kiosk eine der Hanums zu behandeln hatte, erzählte, daß der Operation ständig zwei Eunuchen beiwohnten, die ihre geladenen Revolver unausgesetzt auf den Zahnarzt gerichtet hielten. Zweifellos für diesen eine höchst wenig gemütliche Situation, da das geringste Mißverständnis die Haremswächter veranlassen konnte, loszuschießen.

Es ist um die Revolver kein Spaß, sondern sie schießen wirklich, wie eine andere Geschichte beweisen mag. Während der Sommermonate pflegen die Frauen der türkischen Großen mit ihrem Gebieter an die See überzusiedeln, und dort genießen sie dann in der Regel mehrere Stunden am Tage die Freuden des Seebades. Man kann sich leicht vorstellen, daß die ohnehin schon übliche Strenge der Bewachung während der Stunden der Seebäder bis zum Fanatismus ausartet. Der vielgenannte, jetzt als Flüchtling in England lebende frühere Sekretär und Günstling des Sultans I z z e t P a s c h a ließ die Damen seines Harems in einem großen Holzkäfig baden, der halb in die See versenkt war, so daß es unter keinen Umständen einem Manne möglich war, sich seinen badenden Schönen zu nähern. Nun führte der Gartenweg von seinem Landhaus zum Strande an den Gärten eines im Sommer von Ausländern viel besuchten Hotels entlang. Eines schönen Tages, als die Haremsfrauen sich unbeobachtet wähnend lässig zur See hinabschlenderten, entdeckten sie auf einem Balkon des Hotels, der auf den Garten des Paschas hinausgeht, einen jungen Russen, der sie fleißig „abknipst". Auf ihr Geschrei eilt einer von den albanischen Kawassen des Paschas herbei, der sogleich seinen Revolver auf den Russen richtet und ihn auffordert, die Kamera, Platten und allen Zubehör sofort herabzuwerfen. Der Russe versuchte zu verhandeln, aber im Augenblick krachte der Revolver, und die Kamera stürzte zerschmettert von dem Balkon herab.



Spielertypen in Monte Carlo

Was einem am meisten in der uns durch ihren „Monarchen" befreundeten Spielhölle auffällt, das ist nach einem Gewährsmanne der „B. Z. a. Mittag" die große Zahl von ä l t e r e n D a m e n, die hier tagaus, tagein die Kasinoräume betreten, am Spieltische Platz nehmen und meist stundenlang verweilen. „Sie zeigen fast alle den gleichen Typus, schwere, breite, grobknochige Wesen, die dasitzen, als murmelten sie Gebete. Sie alle setzen fast nur Fünffrankstücke, sie alle scheinen nach einem bestimmten System zu arbeiten; aber man spürt es, daß hier weniger der Traum von hohen Gewinsten die Triebfeder ihres Spieles ist als der Durst nach den Erregungen, nach den aufzuckenden Hoffnungen oder den dunklen Enttäuschungen, die die Launen des Schicksals entstehen lassen. Und wenn sie vorsichtig sind, sind die Kosten dieses Genusses nicht allzu hoch. Wenn sie regelmäßig setzen, so haben sie Chance, durch den ewigen Wechsel von Gewinn und Verlust am Ende durchschnittlich nur 25 Frcs. pro Tag zu verlieren; aber im Grunde hoffen sie doch auf Gewinn. Ein französischer Mathematiker, der einmal das System dieser alten Damen beobachtete, hat ausgerechnet, daß ihre Gewinnchance bei ihrer Spielart sich wie 1 : 100 000 verhält, aber die greisen Spielerinnen glauben nicht an die Mathematik: warum sollte sonst

Monte Carlo bestehen? Eine dieser Naiven sagte mir einmal im Hotel: ‚Mein Gatte starb vor einem Jahr; als der Nachlaß geregelt war, stellte sich heraus, daß er nicht so viel hinterlassen hatte, als ich erwartet hatte. Nun komme ich nach Monte Carlo, um das Fehlende zu ersetzen. Ich werde nicht viel spielen, nur jeden Tag genug, um, sagen wir, 75—100 Francs zu gewinnen. Was ich habe, genügt, um so zu leben, wie ich es gewohnt bin.‘ Am nächsten Morgen zog sie sich sorgfältig an, ging ins Kasino und gewann in der Tat in kurzer Zeit 100 Francs. Sie strahlte, verließ sofort den Spielsaal, kam am nächsten Tage wieder, saß sechs Stunden am Spieltisch, ohne ihre 100 Francs voll zu bekommen, war enttäuscht, spielte am dritten Tage weiter, verlor, verlor immer wieder und ihr Vermögen schmilzt von Tag zu Tag mehr zusammen. Ein typischer Fall.

Die interessantesten Spieler sind die jungen Männer, meist Engländer und Amerikaner, die mit riesigen Geldmitteln nach Monte Carlo kommen, um den Kampf mit der Bank aufzunehmen. Sie setzen Riesensummen und so oft, daß sie selbst oft gar nicht wissen, worauf sie gesetzt haben; schlaue Abenteurer beuten dann die Ungewißheit des Spielenden aus und streichen dessen Gewinn ein, ohne daß der Spieler in seiner Unsicherheit einen energischen Protest zu erheben wagt. Aber die dreißig Millionen, die die Bank alljährlich verdient, stammen in der Hauptsache weder von den alten Damen, noch von den jungen Amerikanern: die besten Geldquellen sind jene Gewohnheitsspieler, die alljährlich wiederkehren, mit Vorsicht und Besonnenheit, regelmäßig kleinere Summen setzen und dies Ringen mit dem Glücke dann monatelang betreiben. Hiram Maxim erzählt von einem Bekannten, der seit sechzehn Jahren alljährlich nach Monte Carlo kommt und in dieser Zeit 2 100 000 Francs verloren hat. Ein anderer verlor im Laufe von zwanzig Jahren 25 Millionen, und ein Dritter, der achtzehn Monate lang unausgesetzt am Spieltisch saß, 3 600 000 Francs. Wenn man dabei in Betracht zieht, daß im steten Wechsel Gewinne die Verluste wieder ausgleichen und neue Verluste die Gewinne wieder aufheben, so kann man bei diesem letzten Spieler annehmen, daß in den achtzehn Monaten 180 Millionen Francs durch seine Hände geflossen sind.

Daneben tauchen in Scharen jene naiven Spieler auf, die sorgsam die herauskommenden Farben zählen, und wenn Rot sich sechs- oder achtmal wiederholt hat, unweigerlich auf Schwarz setzen; sie treibt das Gefühl, daß Rot nun allmählich erschöpft sein müsse, und sie vergessen völlig, daß das Voraufgegangene auf die Chancen eines jeden neuen Spiels ohne Einfluß ist. Aber neben diesen Unzähligen, die mit List und Geduld dem Glück ein Lächeln zu entlocken hoffen, gibt es andere, die ihre Einnahmequellen nicht gern vom Zufall abhängig machen, sondern sich lieber auf ihre eigene Findigkeit und Geschicklichkeit verlassen. Die eleganten Damen, die mit modernen Hüten und zartfarbigen Glacéhandschuhen vor ihrem Platz die Goldmünzen häufen, können in dem Gedränge mit den behandschuhten Fingern die Geldstücke nicht sicher dirigieren, und sehr oft kommt es vor, daß bald hier, bald dort ein Goldstück zur Erde rollt. Zwar halten die Angestellten des Kasinos scharfe Wacht, aber dem Scharfsinn und der Geschicklichkeit ruinierter Spieler und internationaler Abenteurer sind auch sie nicht völlig gewachsen. Die Summen, die im Kasino täglich auf den Teppich fallen, sind sehr erheblich, und für jene Schlauen handelt es sich nur darum, sie geschickt und unauffällig aufzuheben, um damit neues Spielkapital oder die Mittel zu einer halbwegs sorgenlosen Existenz zu finden. Und so ist es nicht selten, daß ehemalige Spieler hier eine neue günstige Gewinnchance entdecken und oft monatelang von den vier oder fünf Louis leben können, die sie täglich im Kasino diskret von der Erde aufheben."



Berlin W.

Wer zur Winterszeit durch die Prachtstraßen des westlichen Berlins wandert, plaudert „Jenensis“ in der „Standarte“, der sieht Haus an Haus hell erleuchtete Wohnungen, aus denen zu später Stunde noch leise Walzerklänge in die Nacht hinausdringen. An den Fenstern gewahrt man zuweilen die Schatten vorüberhuschender Gestalten; manchmal öffnet sich die Haustür; eine schlanke Gestalt erscheint, in einen hellen Abendmantel gehüllt, man hat nur den unbestimmten Eindruck von etwas Zartem, Duftigem, Sylphidenhaftem; ein Wagenschlag öffnet sich, ein rosa Füßchen wird für einen kurzen Augenblick sichtbar, und der Wagen rollt davon. Wieder wird die Haustür geöffnet; lange Röcke, Zylinder, weiße Handschuhe; der Rauch einer Zigarre oder Zigarette. Berlin W., wie es den Winter verbringt; das junge Berlin W., die Söhne und Töchter derer, die die prunkvollen Wohnungen des Westens bewohnen, in denen kein Raffinement fehlen darf; das junge Berlin W., dessen Leistung im Winter darin besteht, siebenmal in der Woche Sekt zu trinken und siebenmal in der Woche zu tanzen; nicht nur Freude an der Geselligkeit, an der Unterhaltung, nein, zu einem einzigen, nicht offen eingestandenen, aber doch allgemein als selbstverständlich geltenden Zweck: sich zu verheiraten, möglichst gut zu verheiraten. In dieser Absicht besucht man die endlosen Gastereien, schlägt sich die Nächte um die Ohren, langweilt sich mit gleichgültigen Menschen, von denen man weiß, daß man ihnen ebenfalls gänzlich gleichgültig ist; denn all das Äußere bildet ja nur den Vorwand zur Erreichung des Zieles: der passenden Heirat.

In den fortschrittlich gesinnten, überzeugungstreuen Kreisen von Berlin W. findet man es natürlich höchst unmoralisch und verwerflich, wenn irgend eine Prinzessin aus politischen Motiven verheiratet wird. In unserem Bürgertum gibt es so etwas glücklicherweise nicht. Aber es gibt nichts Illusionsloseres, nichts Berechnenderes und Kälteres als die Jugend unserer Reichshauptstadt, wenigstens in gewissen Kreisen, und daß manche der Ehen, die in diesem Milieu geschlossen werden, ein tragisches Ende nimmt, das kann nur den wundern, der nicht weiß, wie sie zustande kommen.

Alle Harmlosigkeit, jeder offene, ungezwungene Verkehr ist verbannt. Kommt ein Neuling in diese Kreise, der ihre Art nicht kennt, unterhält er sich auch nur eine Viertelstunde ein wenig angeregt mit einer jungen Dame, weil sie gerade ein Thema fanden, das ihrer beider Interessen berührte, so muß er darauf gefaßt sein, daß schon am Tage darauf von den Angehörigen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um zu erfahren, wie viel Einkommen er besitzt, welche Zukunftschancen er hat, in welchen Kreisen er verkehrt, und hundert anderer Dinge; er könnte doch als Heiratskandidat in Betracht kommen. Und wenn man keine anderen Beziehungen hat, so nimmt man eine Auskunftei zu Hilfe oder ein Detektivinstitut, und das entzückende, elfenhafte Kind mit dem naiven Unschuldslächeln läßt sich drei Tage später genauen Bericht erstatten und entscheidet sich danach, ob der Mann geangelt werden solle oder nicht. Daß es die Männer nicht anders machen, ist bekannt; man kann wohl mit einem Mädchen flirten, dem ein paar tausend Mark an dem Minimum der Mitgift, für die man sich verkaufen will, fehlen; aber sie heiraten, das ist ausgeschlossen! Die Jagd nach der passenden Partie ist es, der all das dient, was wir die „Saison“ nennen; um der passenden Partie, um der lukrativen Heirat willen wird diniert und getanzt, wird geflirtet und wird schließlich entführt, wenn alle anderen Mittel nicht zu dem Ziele führen. . . .



Ehrlose Väter

Wenn ein roher Mensch ein Tier aussetzt, daß es verkommt, schreibt die „B. V.-Ztg.", so wird er mit Recht bestraft. „Aber ein Vater darf sein hilfloses Kind aussetzen und dem größten Elend preisgeben, ohne daß ihm strafrechtlich ein Haar gekrümmt werden kann. Voraussetzung ist, daß jenes Kind unehelich ist. Aber tatsächlich handelt ein Vater, der sein uneheliches Kind lediglich der Sorge der Mutter überläßt, vielfach kaum anders als ein Verkommener, der ein menschliches Wesen hilflos aussetzt. Das Kind geht nur langsamer zugrunde, als wenn es etwa im Winter an eine einsame Straße gelegt würde.

Will man das bestreiten? Woher stammt die ungeheure Sterblichkeit der unehelichen Kinder? Ist es etwa ein Naturgesetz, daß diese Sterblichkeit fast doppelt so groß ist wie jene der ehelichen? Allgemein ist bekannt, daß die unglückliche Mutter meistens nicht einmal voll erwerbsfähig ist. Sie besitzt selten die Mittel, die Kosten einer guten Pflege des Kindes zu tragen, sie ist aber auch selten in der Lage, das Neugeborene bei sich zu behalten. So wird es gegen geringes Entgelt zu Fremden gegeben, und wenn es hier nicht besonders liebevolle Herzen findet, so geht es zugrunde, denn meistens richtet sich die Pflege nach der Höhe des Kostgeldes.

Die große Sterblichkeit der Unehelichen hat etwas Erschütterndes, aber wir werden durch diese Tragik nicht erschüttert. Der Vorgang ist alltäglich. Die meisten unserer Kulturmenschen stehen stumpf dabei, sie lesen die grausamen Ziffern, sie wissen, daß die Mutter des unehelichen Wesens krampfhaft sich müht, die Kosten einer besseren Pflege zu tragen, sie vernehmen wohl auch hin und wieder, daß selbst die arme Pflegefamilie ihr Brot mit dem Hungernden bricht; aber kein Schrei der Empörung wird laut nach dem pflichtvergessenen Vater des Kindes.

In Deutschland (der „frommen Kinderstube"! D. T.) werden jährlich etwa 180 000 uneheliche Kinder geboren. Man rechnet sicher nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß 60 000 dieser Kinder lediglich auf die Hilfe der Mutter oder öffentliche Hilfe angewiesen sind, daß die unnatürlichen Väter sich ihrer Unterstützungspflicht entziehen.

Die ungeheure Ehrlosigkeit solcher Pflichtvergessenheit wird von uns viel zu wenig begriffen. Fast mitleidslos und empfindungslos geht auch der heutige Bildungsmensch noch immer an dieser grausamen Tatsache vorüber. Unsere Moral hat in dieser Beziehung einen doppelten Boden. Wir verdammen das gefallene Weib, lassen ihr Kind verelenden und tasten den Mann nicht an. Es macht ihn nicht ehrlos, ein Mädchen mit einem Kinde sitzen zu lassen und sich der Unterstützungspflicht zu entziehen. Viel ehrloser ist es nach mancher Leute Begriff, für ein harmloses Wort nicht sofort blutige Genugtuung zu fordern. Und wenn wir mit der Mutter kein Mitleid haben, so sollten wir doch um des Kindes willen Erbarmen fühlen.

Ein entwickelteres Rechtsgefühl sollte den Mann auch strafrechtlich zur Verantwortung ziehen, wenn bewiesen werden kann, daß durch seine Pflichtverletzung die Mutter oder das Kind zugrunde gingen. Eine derartige Forderung macht auch der unsagbar traurige Fall rege, der sich kürzlich vor dem Dresdener Geschworenengericht abspielte ... Die Mutter eines unehelichen Kindes, ein sonst gut beleumundetes Dienstmädchen, hatte ihre gesamten Ersparnisse für die Pflege des Kindes geopfert. Als sie die Mittel nicht mehr erschwingen konnte, tauchte in ihr der verbrecherische Gedanke auf, das Kind zu ermorden. Mit Hilfe einer Freundin führte sie die Tat aus. Die Mutter wurde zum Tode, die Freundin zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Unwillkürlich sucht man den Vater des Kindes auf der Anklagebank. Er hat die Mutter nicht unterstützt, weil er schon ein anderes Mädchen unglücklich gemacht hat und ihm Alimente zahlen mußte. Diesem gewissenlosen Menschen, dem indirekt die grausame Ermordung seines Kindes, ein Todesurteil und die langjährige Freiheitsstrafe der Helferin am Verbrechen zur Last fallen, wird gesetzlich nichts geschehen können. Er ist sogar ein Vorgesetz-

ter; und er wird nicht aus dieser Stellung entfernt. Die Verführte erleidet vielleicht den schmachvollen Tod durch Henkershand, der Verführer behält alle Ehren seines Standes! Ist das nicht eine Moral, die zum Himmel schreit, ist es da zuviel gesagt, wenn von sozialethischer Stumpfheit gesprochen wird?

Die geringste Unehrlichkeit hat unverweigerlich die schimpfliche Entlassung aus einer amtlichen Stellung zur Folge, die größte Gewissenlosigkeit gegen ein unerfahrenes Weib und das eigene uneheliche Kind trägt in den meisten Fällen weder gesellschaftliche noch fühlbare rechtliche Folgen. Das ist ethische Unkultur, die durch keine ästhetische Bildung oder anderweite soziale Fürsorge zugedeckt werden kann.

Im künftigen Strafrecht sollte man es als Kriminalverbrechen betrachten, ein Mädchen zu verführen und mit dem Kinde sitzen zu lassen."

In dem angeführten Falle war der Verführer nicht einmal gesetzlich verpflichtet, Alimente zu zahlen. Vom Solde der Gemeinen und Unteroffiziere darf nämlich, wie das „B. T." feststellt, für Alimente nichts abgezogen werden. „Spürt man dem Ursprunge dieses Gesetzes nach, so wird man darin den Versuch erblicken, die Manneszucht und Sittenstrenge des Heeres zu wahren. Es ist der gleiche Gedankengang, den wir in den meisten Rechtsbüchern — auch im Bürgerlichen Gesetzbuche — immer wieder finden. Um den außerehelichen Geschlechtsverkehr nach Kräften zu beschränken, um die Sittlichkeit zu heben, gibt man der unehelichen Mutter eine möglichst ungünstige Stellung im Rechte. ‚Seht euch vor,' ruft der Gesetzgeber den Mädchen zu, ‚wahrt eure Tugend; habt ihr ein Kind, so geht es euch schlecht, vom Vater habt ihr wenig oder nichts zu fordern!' Daß dadurch, durch diese Entlastung des Mannes, seine Angriffslust gesteigert wird, scheint man übersehen zu haben. Es ist so, wie der treffliche Brüggemann in der Ersten preußischen Kammer sagte, als das alte preußische Landrecht vom Jahre 1794, das die uneheliche Mutter im allgemeinen erheblich günstiger gestellt hatte, im Jahre 1854 revidiert wurde: ‚Wir befreien die Männer von allen Fesseln und steigern die Angriffslust des männlichen Geschlechts — und zur Rechtfertigung sagen wir, es geschehe, damit der weibliche Teil um so vorsichtiger, um so sittlicher werde.'

In ganz besonderem Grade trifft dieser Satz nun auf den Soldaten zu. Das bunte Tuch verleiht ihm bekanntlich einen sehr verführerischen Reiz. Die Tradition der ‚rauhen Soldateska' führt ihn auf den Weg des Liebesabenteuers, die Unantastbarkeit seines Soldes macht ihn leichtsinnig. Die Manneszucht wird man durch solche Maßregeln nicht heben, sondern man belastet damit einzig und allein das ohnehin schwere Los der unehelichen Mutter nur noch mehr.

Das Liebesprivileg der Soldaten blickt auf eine lange Geschichte zurück. Eine Order vom 23. Februar 1757 an die Regierung zu Weimar lautete: ‚Es sollen die Dirnen, die sich unter Versprechung der Ehe an Soldaten hängen und sich von selbigen schwängern lassen, wenn sie aus dem Lande gebürtig, künftighin mit der Strafe des Zuchthauses belegt und der Ehe halber schlechterdings abgewiesen werden.' Das Landrecht für die königlich preußischen Staaten besagte im § 1015 Anh. § 83 : ‚Wegen der Alimente des Kindes soll von dem Traktament eines Unteroffiziers oder gemeinen Soldaten kein Abzug stattfinden. Wenn also ein solcher Schwängerer außer seinem Solde weiter kein Vermögen oder Erwerb hat (das dürfte die Regel sein), so muß inzwischen die Mutter für die Ernährung des Kindes sorgen und bis zu verbesserten Vermögensumständen des unehelichen Vaters sich gedulden.' Diese Bestimmung, die im § 850 Ziff. 5 Z.P.O. dem Sinne nach wiederkehrt, wonach der Sold nicht der Pfändung unterworfen ist, wird von den Vormündern und Vormundschaftsrichtern als ein sehr ernstes und kaum überwindbares Hindernis betrachtet, dem unehelichen Soldatenkinde zur Alimentation zu verhelfen. Einen nicht ganz erfolglosen Vorstoß, der hoffentlich recht viel Nachahmung findet, hat jüngst der Berufsvormund Coßmann in Straßburg i. E. ausgeführt. Er erreichte durch Verhandlungen mit dem 15. Armeekorps, daß wenigstens die Nebenbezüge, so-

weit sie verfügbar sind, dem Generalvormund überwiesen werden, immerhin 8—12 M monatlich, je nach Höhe des Soldes und der Nebenbezüge.

Die erzieherische Absicht dieser für das ‚Soldatenlieb' so harten, den Leichtsinn der Soldaten fördernden Bestimmung dürfte illusorisch sein. Es ist an der Zeit, ihn, wie manch anderes Vorrecht des Soldaten, in die Rumpelkammer zu werfen. Dem verurteilten Mädchen aber wünschen wir von Herzen, daß das einstimmig abgefaßte Gnadengesuch der Geschworenen erfolgreich sein möchte."



Goethe und der Frack

Aus den „Memoiren des Fracks", dieses feierlichsten (auch vornehmsten??) aller Kleidungsstücke plaudert ein Mitarbeiter des Wiener Fremdenblattes. Nach ihm hat der Frack seine Einführung Ludwig XIV. oder auch einem Reiter aus dem Heer Friedrichs des Großen zu verdanken, der die ihm beim Dahinstürmen hinderlichen Rockschöße zurückschlug und mit dieser Augenblicks-„Erfindung" bald Mode machte. Der aber dem Frack den ersten gesellschaftlichen Triumph errang, war kein Geringerer als Goethe. Wie überhaupt in jeder Epoche sich der Charakter der Zeit im Kostüm widerspiegelt, so ist auch in der sogenannten Sturm- und Drangperiode die Bewegung der Geister im Kostüm zu erkennen. Die extravagantesten Genies der Literatur, denen sich die große Menge der Schön- und Freigeister anschloß, legten, als die vom Zeitgeist Emanzipierten, in einer der damaligen Gesellschaft sehr auffallenden Weise, im Gegensatz zu dem damals üblichen reichgeschmückten Staatsrock, den Frack an, womit, wie erwähnt, Goethe den Anfang machte. Er legte damals wenig Wert auf seine Kleidung, und namentlich fragte er nicht nach Sitte und Mode und erregte dadurch in Frankfurt oft Anstoß. Wo alle anderen in feierlichen Kleidern erschienen, war er nachlässig gekleidet. Am liebsten ging er im grauen Biberfrack mit lose geschlungenem, braunseidenem Halstuch. Damit war aber der Frack noch nicht in die Siegeslaufbahn gelenkt. Das geschah erst, als Goethe nach Weimar kam. Siegreich wie ein herrschender Gott trug er die „Werther-Uniform", das heißt: blauen Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederhose und Stulpenstiefel. Alle jungen Damen in Weimar waren davon entzückt, und sofort legten der Herzog Karl August und der ganze Hof diese Tracht an. Es war die Kleidung, in der sich Werther erschossen hatte, aber zugleich war es eben die Tracht der emanzipierten Geister. Alle diejenigen nun, die mit Werther gefühlt, geliebt und geduldet hatten, kleideten sich auch in seiner Weise, und selbst den sentimentalen Damen schien diese Tracht verehrungswürdig, weil Werther sagt: „In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein, denn du hast sie berührt, geheiligt." Insbesondere war der Frack aber von nun an die Kleidung der Literaten. Dann wurde er zum politischen Parteizeichen, als bei der Versammlung der französischen Notabeln der dritte Stand durch den einfachen Frack sich auch äußerlich zum goldstrotzenden Adel in Opposition setzte. Philipp Egalité, der Vater des Königs Louis Philippe, bestieg sogar das Schafott in grünem Frack und gelben Hosen. Erst später wurde der revolutionäre Frack zum allgemein angenommenen Festkleid. Goethe, der in seinen vorgerückten Jahren viel auf gute Kleidung gab, versäumte nie, bei Repräsentationsgelegenheiten den Frack anzulegen. So schildert ihn beispielsweise Weltzien bei einer der berühmten Audienzen, die Goethe seinen Besuchern zu gewähren pflegte: „Ganz in Gala, schwarzer, feiner Frack, worauf der große Stern des Falken-Ordens prangte, schwarze Pantalons, eine weiße Weste und sehr feine Manschetten, so daß ich nicht begreifen konnte, wie ein Mann in solchem Alter zu Hause sich solchen Zwang antat."



Brandwunden durch Suggestion

Es ist eine Tatsache, daß in der Hypnose durch Suggestion, ohne irgendwelche äußere Einwirkungen, richtige Brandwunden erzeugt werden können. Der Genfer Professor Paul Farez macht darüber auf Grund langjähriger Versuche Mitteilungen, die jeden Zweifel an dieser Erscheinung ausschließen. So erzählt er den Fall eines achtzehnjährigen Mädchens aus dem Jahre 1904, das wegen hysterischen Stummseins, hervorgerufen durch Erschrecken bei einem Brand, in das Hospital kam. Sie wurde durch hypnotische Suggestion geheilt. Dann wurde ihr suggeriert, daß sie auf der Unterseite des Unterarms eine Brandwunde mit Wasserblasen habe. Die Suggestion verwirklichte sich am folgenden Morgen vollkommen. Ein Arzt, der von dem Experiment nichts wußte, konstatierte eine Verbrennung. Einen anderen Versuch machte der Stockholmer Arzt Wetterstrand an einer Frau von 46 Jahren. Es ist unzweifelhaft, daß diese Erscheinungen wirklich vorhanden waren. Jedoch hat man nicht bei allen Versuchen mit Hysterischen den gleichen Erfolg. Farez gibt eine Erklärung dafür. „Man verlange“, meint er, „von einem Hypnotisierten, daß er die oder die Oper singe; er wird dazu durchaus unfähig sein, wenn er die Melodie, die man verlangt, nie gehört hat. Ebenso wird die Suggestion erfolglos sein, wenn man von jemand verlangt, er soll eine Verbrennungserscheinung hervorrufen, wenn er sich noch niemals verbrannt hat.“ Den Beweis dafür erbringt ein interessantes Experiment des Dr. Podiapolsky, der einem hypnotisierten Bauern suggerierte, er habe auf der Haut ein Senfpflaster und seine Haut werde rot und brennend werden. Nach der Hypnose erschien keine Rötung; der Bauer empfand nur ein leichtes Wärmegefühl. Er erklärte denn auch, daß ihm noch niemals ein Senfpflaster aufgelegt worden sei und daß er nicht wüßte, was das wäre. Nachdem er aber wirklich mit einem Senfpflaster behandelt worden war, erfolgte bei einer erneuten Suggerierung eines immaginären Senfpflasters in der Hypnose eine starke Rötung der Haut. Dr. Voisin suggerierte einem jungen Hysteroepileptiker die Empfindung, daß jeder goldene Gegenstand Brandwunden verursache. Berührte der junge Mann nun ein Goldstück, so sah man an der Stelle der Berührung Röte und eine Brandnarbe erscheinen. Wollte man ihm ein Goldstück geben, so weigerte er sich energisch, es zu nehmen, und zuckte ängstlich mit den Fingern zurück; zwang man ihn, es zu berühren, so zeigte er an den Fingern Brandblasen. Darauf suggerierte ihm Voisin in der Hypnose, daß man sich nicht an Gold verbrenne, sondern im Gegenteil an Silber. Nach dem Erwachen nahm er ein Goldstück ohne Schwierigkeit und wollte kein Silberstück berühren, weil er sagte, daß er sich am Silber verbrenne. Voisin zwang ihn, das Silberstück in die Hand zu nehmen; sogleich erschien Röte, dann eine Brandblase. Auch die Heilung wirklicher Brandwunden kann durch Suggestion beschleunigt werden.



Gehirn und Seele

Der Direktor der psychiatrischen Klinik an der Charité zu Berlin, Professor Dr. Ziehen, sprach kürzlich in der „Urania“ über „Die Tätigkeit des Gehirns“. Daß das Denken im Gehirn stattfindet, bemerkte er (nach der „Vossischen Zeitung“) einleitend, hat man im Altertum nicht gewußt. Doch schon Hippokrates lehrte die richtige Auffassung, der sich Plato anschloß, aber bei Aristoteles fand sich wieder die alte Lehre, daß das Herz der Sitz der Seele wäre, während das Gehirn nur als Abkühlungsorgan des durch seine seelische Tätigkeit erhitzten Herzens diene. Gegen diese Lehre erhob aber bald ein griechischer Arzt Widerspruch, der die Nerven als Leitungsorgane vom und zum Gehirn erkannte und die Nerven von den Sehnen unterschied, aber die Übermacht der Autorität der Lehre des Aristoteles unter-

drückte diese Entdeckung, der auch die Stoiker entgegentraten, die die Seele aus der Luft in die Lunge und Herz übergehen und durch die fälschlich für lufthaltig gehaltenen Schlagadern in den Körper gelangen ließen. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. entdeckte Galenus, der an Affen und Hunden Anatomie studiert hatte, als angestellter Arzt der Gladiatorenschule in Pergamon, daß Kopfwunden mit Verletzung des Gehirns Störungen der Bewegung und der Seelentätigkeit zur Folge haben, er verlegte den Sitz der Seele in die Hirnhöhlen, eine Anschauung, die noch im 18. Jahrhundert bei Sömmering wiederkehrte. Aber im ganzen Mittelalter galt die Aristotelische Lehre als maßgebend, nur allmählich drang die Galenische durch, bis die Reformation und Renaissance der letzteren zum Siege verhalfen, man verlegte den Sitz der Seele aus theoretischen Gründen in die Zirbeldrüse, da die einfache Seele nicht in den doppelten Gehirnhemisphären sitzen könne (Descartes). Die Weiterentwicklung dieser Lehre geschah durch Gall, der als Schöpfer der Phrenologie viel gesündigt, aber als Pathologe und Anatom Beobachtungen machte, die ihn veranlaßten, den Sitz der Seele in die graue Hirnrinde zu verlegen, und zwar nicht gleichmäßig, sondern in die verschiedenen Windungen, die ganz gesetzmäßig verlaufen und beim Menschen besonders stark entwickelt sind. Die französische Akademie prüfte in einer Kommission, der der berühmte Zoologe Cuvier und der Psychiater Pinel angehörten, die Gallsche Lehre und kam zu einer Verurteilung derselben vermutlich unter dem Einfluß von Napoleon I., der durch sie eine Förderung des Materialismus und den Umsturz von Thron und Altar befürchtete, wie er in seinen Memoiren angibt. Aber schon 15 Jahre später stellten Psychiater bei geistigen Defekten Zerstörungen der Gehirnrinde fest. Jedoch erst die physiologischen Versuche der letzten neunzig Jahre brachten gewaltige Fortschritte, indem man z. B. Fröschen, Tauben oder Hunden das Großhirn exstirpierte. Ein solcher großhirnloser Frosch macht keine spontanen Bewegungen mehr, Licht- und Schallreize beeinflussen ihn nicht, wohl aber mechanische, wie Stechen; er zieht die gestochene Pfote weg, hüpft auch wohl fort und weicht Hindernissen aus, ohne vorher gegen sie gestoßen zu haben. Großhirnlose Hunde (Goltz in Straßburg) reagieren auf Gesichtsreize nicht, nur bei grellem Licht entsteht Blinzeln der Augen, und starke Geräusche schrecken sie aus dem Schlafe auf. Auf mechanische Reize, wie Stich, springt der Hund auf und schnappt nach der gestochenen Stelle, der Wechsel von Schlaf und Wachen ist erhalten, aber verloren gegangen ist alles, was auf Erinnerung beruht, er kennt seinen Herrn nicht oder ein Stück Fleisch, das man ihm vorhält; nur wenn man es an die Schnauze hält, frißt er. Das Sehen, Hören, Fühlen, das dem Hunde geblieben ist, ist eine reflektorische Handlung, wie sie auch beim bewußtlosen Menschen eintritt. Um zu beweisen, daß die seelischen Vorgänge an die Großhirnrinde gebunden sind, dazu genügten nicht die Tierexperimente, da mußte noch die Pathologie, die Beobachtung am Krankenbett hinzutreten. Es galt auch den Irrtum aufzuklären, dem auch Flourens noch anhing, daß die Seele gleichmäßig auf die Großhirnrinde verteilt sei, und daß es somit eine Lokalisation nicht gebe. Hier wirkten Experimente am Großhirn des Hundes durch den elektrischen Strom bahnbrechend, die bewiesen, daß auf Reizungen gewisser Teile der Gehirnrinde bestimmte Bewegungen auftreten, und zwar war es das Gebiet der Zentralfurche, wo man die bewußten Bewegungen hervorbringen konnte, und dessen Defekt beim Menschen einen Ausfall dieser Bewegungen herbeiführte. Es gelang so, eine große Reihe motorischer Zentren beim Menschen festzustellen, und bald darauf auch Empfindungszentren, für das Sehen im Hinterhauptslappen, weniger scharf lokalisiert auch für Gehör, Geruch usw. Es war nun die Auffassung möglich, daß das Denken und Erinnern, also die höheren Seelentätigkeiten durch die Seele, die gleichsam über dem Gehirn schwebe, bewirkt würden, wofür Philosophie und Kirche eintreten; aber Munk in Berlin stellte fest, daß auch dieses mit dem Gehirn fest verbunden sei, indem er durch Exstirpation eines Teiles der Sehsphäre beim Hunde feststellte, daß er zwar sieht, aber das Gesehene nicht erkennt. Es fehlt ihm also auf dem Gebiete des Sehens die Erinnerung, was sich auch beim kranken Menschen ganz sicher feststellen ließ, der den Gegenstand wohl sieht, aber erst er-

kennt, wenn er ihn betastet; man nennt das Seelenblindheit. Es ist also auch die Erinnerung, das Gedächtnis an die Gehirnsubstanz gebunden, für die Erinnerung der Wortbilder und Klänge kennt man die Lokalisation mathematisch genau im obersten Drittel der obersten Schläfenwindung. Nun baut sich nach den Gesetzen der Physiologie das Denken auf Sinneswahrnehmungen auf, die Erinnerungsbilder kombinieren sich zu komplizierten Vorstellungen, die also auch zur Hirnrinde in Beziehung stehen, was auch aus den Feststellungen der Psychiatrie hervorgeht, die bei Kranken, denen solch komplizierte Begriffe mangeln, eine Zerstörung des Gehirns feststellen kann. Nachdem so die Bewegungen, Empfindungen, Erinnerungen und komplizierte Begriffe an das Gehirn gebunden waren, und für die Oberseele kein Plätzchen auf der Gehirnrinde mehr frei blieb, da sollte wenigstens das Denken, die Assoziation der Vorstellungen, über dem Gehirn schweben. Auch hier hat die Psychiatrie festgestellt, daß bei Geisteskranken, wo die Urteilsfähigkeit leidet oder ganz verschwindet, die Assoziationsfasern, die die verschiedenen Ganglienzellen verbinden, zugrunde gehen. Also dem Urteil entspricht ein materieller Vorgang im Gehirn. Es blieben nur noch die Gefühlsprozesse übrig, bei denen natürlich das Tierexperiment völlig versagt, aber bei der Gehirnerweichung, die mit materiellen Defekten am Gehirn einhergeht, leiden auch diese, so daß es eine feststehende Tatsache ist, daß jede psychische Tätigkeit im Gehirn lokalisiert ist, wenn auch weitere Forschungen zur genaueren Lokalisation noch ausstehen. Zum Schlusse streifte der Vortragende die Frage, wie man sich den Zusammenhang zwischen Gehirn und Seele vorzustellen hat. Produziert das Gehirn die Seele, wie die Leber ihre Sekrete, und hat die Lehre von der Lokalisation dem Materialismus in die Hände gearbeitet? Es geht hier gerade so, wie der katholischen Kirche mit dem kopernikanischen System, das sie zuerst verworfen, mit dem sie sich aber schließlich abgefunden hat. Die Lehre beweist nur ein absolutes Parallelgehen (psychophysischer Parallelismus); daß das Psychische dem Materiellen untergeordnet ist, darüber ist nichts festgestellt. Man muß sich auch überlegen, daß uns nur Empfindungen zu Gebote stehen, die wir als materielles Objekt nach außen projizieren. Die Materie ist eine Vorstellung, die wir zu unseren Empfindungen und psychischen Prozessen hinzufügen. Die Tatsachen der Hirnphysiologie können also vom Materialismus nicht in Anspruch genommen werden.



Eine kuriose Geschichte

Bürgerlich und — Fuggerlich“ überschreibt die „Berl. Volksztg.“ einen Aufsatz über die berühmte Augsburgische Kaufmannsfamilie, deren Vorfahren am Webstuhl saßen oder am Färberbottich standen. Heute teilt sich die Familie in drei Linien: die eine ist fürstlich, die beiden anderen gräflich. Nur Edle von Fugger gibt es nicht. Und doch konnte sich der „päpstliche Geheimkämmerer“ und ehemalige Zentrumskandidat für einen Wiesbadener Kreis einen „Edlen von Fugger“ nennen. Raymundus hieß er, wie sein berühmter Vorfahre, nach dem die älteste Linie des Hauses die Raymunduslinie heißt. Auch dieser jüngere Raymundus war einst als Graf von Fugger hienieden umhergewandelt. „Sein Vater war der Graf Franz zu Fugger von Kirchberg, der Senior der ‚Raymunduslinie‘, der sich im Jahre 1868 zu Chicago mit Emilie Roth verheiratet hatte und dann auf seinem Besitztum, der ehemaligen Lehensherrschaft Kirchberg in Württemberg, seinen Aufenthalt nahm. 1870 wurde dem Paare ein Sohn, Raymundus, geboren. Fast fünfundzwanzig Jahre lang nannte sich die Mutter ungestört Gräfin, der Sohn aber Graf v. Fugger. Da strengte Mitte der neunziger Jahre der Senior des Fuggerschen Gesamthauses, damals Fürst Karl zu Fugger-Babenhausen, gegen Mutter und Sohn einen Prozeß auf Aberkennung des gräflichen Titels und des Erbrechts an. Die ‚Familiengesetze‘ der Fugger besagen nämlich, daß die Mitglieder dieser Fa-

milie nur ‚standesgemäße Ehen‘ schließen dürfen, wenn ihre Nachkommen als Grafen v. Fugger angesehen werden sollen. ‚Standesgemäß‘ im fuggerlichen Sinne sind aber nur Damen aus ‚uraltem (die Fugger selbst sind durchaus nicht uralt) gräflichen, ritter- und stiftsmäßigen Geschlecht‘. Emilie Roth, verehelichte Gräfin zu Fugger v. Kirchberg konnte weder das eine, noch das andere, noch das dritte von sich behaupten; sie war einfach bürgerlich.

Daß eine derartige Klage im Deutschen Reiche überhaupt angestrengt werden konnte, kennzeichnet bereits den mittelalterlichen Charakter dieser staatlichen Schöpfung. Und daß der Klage nach Lage unserer vortrefflichen Gesetzgebung, die solche morschen und lächerlichen Überbleibsel einer von anderen Nationen längst überwundenen Zeit sorgfältig erhält und bewahrt, in vollem Umfange stattgegeben werden mußte, das vollendet diese Kennzeichnung meisterlich. Die Gattin des Grafen Franz zu Fugger v. Kirchberg durfte sich fortan nur noch Frau v. Fugger nennen, und Raymundus, den Sohn, traf die Entscheidung, daß er fortan als bürgerlicher Fugger sein Dasein zu fristen habe. Gleichzeitig wurde der Sohn für unfähig erklärt, die Güter seines Vaters zu erben! Gegen diese Bestimmung vermochte der Vater des so schwer Heimgesuchten nichts weiter zu tun. Aber der Bürgerlichkeit des Sohnes wußte er bald ein Ende zu machen. Graf Franz zu Fugger war nicht nur bayerischer Major und erbliches Mitglied der bayerischen Ersten Kammer, er war auch Mitglied des ungarischen Magnatenhauses und ‚Geheimkämmerer des Papstes‘. So wußte er es durchzusetzen, daß der Sohn aus Budapest den ungarischen Adel und aus Rom den päpstlichen Titel erhielt. Die bayerische und die württembergische Regierung waren so liebenswürdig, Raymunds ungarischen Adel anzuerkennen, und Bayern tat noch ein Übriges, indem es das gewöhnliche ‚von‘ um eine Stufe ‚erhöhte‘ und Raymund die Erlaubnis erteilte, sich ‚Edler von Fugger‘ zu nennen. Also ein um zwei Grade degradierter und dann um einen Grad avancierter Fugger! Aber beerben konnte trotz alldem Raymund Edler von Fugger seinen Vater nicht. Aus der Familie der fuggerlichen Fugger blieb er ausgeschlossen. Dafür machte er sich um die katholische Kirche verdient, indem er ein Buch über das Leben und die Werke der englischen Konvertitin und Romanschriftstellerin Lady Georgiana Fullerton schrieb.

Mit den erwähnten Erfolgen gab sich aber der Senior des Fuggerschen Gesamthauses nicht zufrieden. Der gute Fürst Karl zu Fugger liebte es zwar, die Bürgerkreise Augsburgs aufzusuchen und sich dadurch volkstümlich zu machen, daß er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Nachdruck betonte, ebenfalls bürgerlicher Herkunft zu sein. Aber als Familien-Senior verstand der Fürst keinen populären Spaß. Er strengte also gegen den Grafen Franz zu Fugger von Kirchberg, weil dieser es gewagt hatte, eine Bürgerliche zu ehelichen, einen zweiten Prozeß an, der dahin zielte, die Besitztümer des Grafen mit Beschlag zu belegen. In den ‚Familiengesetzen‘ der Fugger ist nämlich auch die Bestimmung enthalten, daß ein Fugger, der in nicht standesgemäßer Ehe lebt, auch nicht befugt sein soll, die Familiengüter zu besitzen. So geschehen im Deutschen Reich, zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts! In Bayern gaben die Gerichte auch diesem Antrage statt; in Württemberg dagegen lehnten die Gerichte den Antrag ab, zum nicht geringen Leidwesen des Fürsten, der sich auf den feudalen Standpunkt gestellt hatte, daß die bürgerlichen Gerichte für diese Angelegenheit gar nicht zuständig seien, weil es sich um Mitglieder des ‚hohen Adels‘ handele, die dieser Zuständigkeit entrückt wären! . . . Die handelnden und leidenden Personen in dieser Rechtskomödie sind in den nächsten Jahren gestorben. Graf Franz zu Fugger von Kirchberg ist tot, seine Gattin ist tot, und Fürst Karl zu Fugger-Babenhausen ist ebenfalls tot. Und nun ist auch der Erbe der Güter des Grafen Franz gestorben. Dieser Erbe war nicht sein Sohn Raymundus, der, wie erwähnt, des Erbrechts verlustig erklärt worden ist; der Erbe war auch nicht der nächstälteste Bruder des Grafen, Karl, denn dieser war — entsetzlich! — ebenfalls mit einer Bürgerlichen verheiratet; der Erbe war vielmehr der jüngere Bruder, Georg, der eine Gräfin Montgelas zur Frau hatte, die der Bestimmung des Fuggerschen Familiengesetzes entsprach.

Aus dieser Ehe sind zwei Söhne vorhanden, denen nicht das Geschick droht, von dem Raymundus betroffen worden.

Aber nicht genug mit alledem! Der nach Volkstümlichkeit geizende Fürst Karl zu Fugger-Babenhausen hatte noch einem anderen Zweige der Fugger, den Grafen Fugger-Glött, seine Strenge als Familiensenior fühlbar gemacht. Vor einigen Jahren starb in Kamerun infolge einer Verwundung durch einen vergifteten Pfeil der Graf Joseph zu Fugger von Glött. Der Großvater dieses bayerischen Offiziers hatte sich im Jahre 1822 mit einer Bürgerlichen, Aloysia Baugger, verheiratet. Wegen dieser erschrecklichen Tat — solche Taten verjähren in den Reihen des ‚hohen Adels' nie! — setzte Fürst Karl es durch, daß, 82 Jahre nach jener Eheschließung, die aus dieser Verbindung entsprossenen Kinder und Enkel, das heißt die Eltern und die Geschwister des in Kamerun gestorbenen Grafen Joseph zu Fugger, aus der Fuggerlichen Familie ausgestoßen wurden. Die bayerische Regierung erteilte den so Heimgesuchten darauf unter Würdigung aller Umstände das Recht, sich Grafen und Gräfinnen von Fugger-Blumenthal zu nennen. Die Hauptsache dabei ist, daß die ‚Gemaßregelten' nicht mehr im Gothaischen Almanach — in diesem dürfen nur die fuggerlichen Fugger stehen —, sondern ‚nur' noch im Grafenkalender aufgeführt werden . . .

Solch kuriose Dinge geschehen noch heute im Deutschen Reiche unter Mitwirkung von Gerichten und anderen Behörden! Und da sage noch einer, daß Deutschland nicht in der Welt voran sei! Für derartige fuggerliche Geschichten dürfte, wenn es den leitenden Männern im Deutschen Reiche mit Reformen ernst wäre, nicht mehr dieses Reich, sondern nur noch die Operette oder Posse einen Schauplatz abgeben."



Irrende Irrenärzte

Der in ganz Deutschland unter dem Spitznamen „Einbrecherkönig" gefürchtete Franz Kirsch, welcher wegen angeblicher Geisteskrankheit in zahlreichen Irrenanstalten, so auch wiederholt in der Berliner städtischen Anstalt Herzberge, interniert war und von dort mit Hilfe seiner Freunde immer wieder ausbrach, ist dann doch vom Geschworenengericht in Dessau wegen seines bekannten Einbruchs in die dortige Landeshauptkasse zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Das Urteil, bemerkt der „Vorwärts", erregt deshalb berechtigtes Aufsehen, weil es die Gutachten derjenigen Psychiater, insbesondere auch der Berliner Irrenärzte, die sich jahrelang an Kirschs Geisteszustand die Finger wundgeschrieben haben, völlig über den Haufen wirft und einen der bisher berühmten „wilden Männer" zwar für geistig minderwertig, aber nicht für geisteskrank im Sinne des Strafgesetzbuches erklärt. Das Interessanteste an dem Urteil ist seine neueste psychiatrische Unterlage. Das Dessauer Geschworenengericht, frei von dem Verdacht, etwa bloß ein Exempel statuieren zu wollen, ist zu seiner Entscheidung sicher zum großen Teil gelangt durch eigene Anschauungen und durch das sorgfältigste Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände, nicht zum wenigsten auch wohl durch das Verhalten der jetzt hinzugezogenen hervorragenden Psychiater. Es muß ein forensisches Satyrspiel gewesen sein, als die gelehrten Herren mit ihren Ansichten scharf aufeinanderplatzten. Die einen, die sich schon durch frühere Gutachten so ziemlich gebunden hatten und selbstverständlich nicht widerrufen wollten, reklamieren den gefährlichen Ein- und Ausbrecher nach wie vor für das Irrenhaus, — die anderen, wohl erheblich unbefangeneren, erklären den Verbrecher für das Zuchthaus reif. Solche Gegensätze der Psychiater vor Gericht sind ja nun nichts Neues. Aber vorliegend ist die Schlappe doch so in die Augen stechend, daß man sich ernstlich die Frage vorlegen muß: Dürfen unsere Richter den Gutachten moderner Psychiater fernerhin die geradezu ausschlaggebende Bedeutung beilegen, welche unbedingt in so außerordentlich zahlreichen Strafsachen hervorgetreten ist?

Die psychiatrische Wissenschaft, von der schon ein Mann wie Virchow sagt, daß sie keine exakte sei, ist noch sehr jung, aus den Kinderschuhen knapp heraus. Nicht im richtigen Verhältnis zu diesem jungen Alter wie zu dem wissenschaftlich Erreichten stehen die Anstrengungen eines gewissen Kreises von Psychiatern, sich eine Macht anzumaßen, die ihrem wirklichen Wissen einstweilen noch nicht zukommt. Selbst hervorragende, nicht durch die wissenschaftliche Parteibrille sehende Psychiater erklären freimütig, daß auf diesem heiklen Gebiete noch unendlich vieles zu erforschen ist. Um so mehr sollten die Gerichte die Pflicht fühlen, nicht jedem Psychiater und auch nicht immer einem „weltberühmten Sachverständigen-Kollegium" unbedingt Heerfolge zu leisten. Es würde viele glückliche Menschen mehr geben, wenn die Richter den geltenden Einfluß des Psychiaters um ein erhebliches herabsetzen und wenn die Irrenärzte an der Erkenntnis saugen wollten, daß die wahre Wissenschaft keine Reklame machen soll.



Alter und Intelligenz

Schwinden mit der Abnahme der körperlichen Kräfte auch die geistigen? Darüber ist zwischen englischen und italienischen Gelehrten ein Streit entbrannt, den man in der „Polit.-Anthropol. Revue" verfolgen konnte. Prof. Osler (Oxford) ist der Ansicht der Jugend, die ja so gern glaubt, daß nur sie Intelligenz besitze und die Zeit der Abnahme der geistigen Kräfte sehr schnell komme. Er hat die Überzeugung, daß die Intelligenz vom 40. Lebensjahre an weniger stark und scharf sei, und behauptet, daß, „wenn alle Werke, die nach diesem Alter geschaffen worden sind, verschwinden würden, der Verlust für die Menschheit nur klein wäre". Seine Gegner halten dem entgegen, daß die meisten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler ihre Hauptwerke in einem vorgerückten Alter hervorgebracht hätten. Sie führen zum Beweise Galilei an, der seine bedeutendsten Entdeckungen im Alter von 70 Jahren machte; Ibsen, der seine schönsten Dramen als Sechzigjähriger schrieb; Tizian und Tintoretto, die in demselben Alter wunderbare Bilder schufen. Zwischen dem 50. und 60. Lebensjahre komponierte Verdi Aida, Othello und Fallstaff, Wagner die Tetralogie und die Meistersinger; Kepler erfindet in diesem Lebensalter die Logarithmentafel, Morse sein Alphabet; Hegel baut sein philosophisches System auf.

Prof. Lannelongue antwortete zu der Frage folgendes: „Ich glaube nicht, daß bei dem gesunden Menschen, dessen Hirn nie pathologisch gelitten hat, der Verstand mit dem Alter abnimmt. Wenn der Körper auch schwächer zu werden beginnt, kann der Verstand eines Greises doch ebenso klar bleiben wie vorher. Ich vertrete durchaus nicht die von Flourens verfochtene Ansicht, daß der Verstand sich mit dem Alter ständig weiter entwickele, aber ich bin vollkommen überzeugt, daß bei einem normalen Menschen die Intelligenz nicht abnimmt; sie kann bis ins Greisenalter ihre Kraft bewahren, wenn sie sich auch in mancher Beziehung verändert. Das Gedächtnis z. B. wandelt sich. Es kann noch heute Eindrücke aufnehmen, aber es vergißt oft jüngst Geschehenes und erinnert sich dafür an längst Vergangenes, das ihm bis dahin vollständig verschleiert war. Nach meiner Überzeugung kann die Intelligenz bis zum letzten Atemzuge fortdauern." Eine andere Ansicht vertritt Dr. P. Delbert. „Ich glaube", führt er aus, „an eine Abnahme der Intelligenz, die wahrscheinlich mit dem 45. Lebensjahr beginnt ... Man muß allerdings den Sinn der Worte: ‚Abnahme der Intelligenz' richtig zu erfassen suchen. Ein Mann von 40 Jahren kann nicht mehr so viel geistiges Material aufspeichern wie in seiner Jugend. Sein Gedächtnis hat sich gewissermaßen kristallisiert: es kann noch aufnehmen, sich entwickeln, aber doch nur in sehr schwachem Maße. Ich glaube auch, daß von einem gewissen Alter an die neuen, die schöpferischen Ideen schwerer ‚geboren werden'. Die Intelligenz ist also zurückgegangen. Betrachtet man die Sache aber von einem anderen Gesichtspunkt, hält man sich den

soziologischen Nutzen eines Mannes von mehr als 45 Jahren vor Augen, so kann man mit Recht sagen, daß seine Intelligenz nicht abgenommen, sondern im Gegenteil zugenommen hat. Die nützlichen Materialien, die in seinem Gedächtnis aufgespeichert sind, haben sich geordnet; er kann sie verwerten und so kombinieren, daß sie Resultate bringen, die er vorher nicht hätte erzielen können, da er noch nicht die nötige Erfahrung hatte.“ Prof. Huchard meinte, daß sich die Frage überhaupt nicht beantworten lasse, da die „Abnahme der Intelligenz“ durch die verschiedensten Ursachen herbeigeführt werden könne. Und damit wird er wohl das Richtige getroffen haben.



Wie man stirbt

Es ist häufig behauptet worden, daß der Tod äußerst schmerzhaft sei, dies wird aber von berufener Seite vielfach bestritten. Nur in den seltensten Fällen, so wird im „Illustrierten Unterhaltungsblatt“ ausgeführt, soll dem eigentlichen Todesmoment ein Schmerzgefühl vorangehen. So behaupten große Gelehrte, daß z. B. todbringende Schüsse kaum gespürt werden. Soldaten, denen ein Granatsplitter ein Bein fortgerissen, haben erklärt, daß sie sich dessen, was ihnen passiert, gar nicht bewußt geworden waren. Im Russisch-Japanischen Kriege hat man tödlich getroffene Soldaten, namentlich auf japanischer Seite, noch unter lautem Siegesgeschrei auf die Feinde zueilen sehen, allerdings um nach wenigen Sekunden tot zusammenzubrechen. Ein französischer Arzt, der den Krieg 1870/71 mitgemacht, erzählt, er hätte unter anderen Toten einen preußischen Soldaten gefunden, der halb auf seinem Tornister lag und in der starren Hand eine Photographie hielt, die er mit größter Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Dieser Tote, den man für lebendig halten konnte, war in der nämlichen Stellung, in der man ihn vorgefunden, von einer Kugel getroffen worden. Ein anderer Arzt, der ebenfalls 1870/71 dabei gewesen, berichtet, daß eine Gruppe von sechs französischen Soldaten, die sich, um zu frühstücken, in einem Graben niedergesetzt, von einer Granate getroffen waren. Einer dieser Unglücklichen führte gerade einen Zinnbecher zum Munde, als der ganze Schädel und das Gesicht mit Ausnahme des Unterkiefers von dem Projektil fortgerissen wurde. Sein Leichnam konnte nicht fallen, weil die Körper seiner Gefährten eine Art Wall um ihn herum bildeten. Darum fand man den Leichnam auch noch am nächsten Tage, halb sitzend, halb liegend, mit dem Becher in der Hand. In diesem Falle hatte keinerlei Schmerz den Eindruck des Wohlbehagens verwischt, der das Gesicht des armen Teufels verklärte, als ihn der Tod so jäh und unvermutet überraschte. Aber nicht nur im Felde, sondern auch im Bett ist der Tod oft nichts weiter als ein Hinübergleiten vom Leben zum Tode. Man stirbt in einer halben Bewußtlosigkeit, in einem von nebelhaften Träumen durchsetzten Schlummer. Der Arzt Dr. Chirac wird vom Schlage getroffen, erwacht wieder zum Bewußtsein, verfällt in Fieberphantasien, bildet sich ein, man hätte ihn zu einem Patienten gerufen, ergreift seinen eigenen Arm, fühlt den Puls und erklärt dann: „Man hat mich zu spät gerufen, das ist ein toter Mann.“ Mit diesen Worten starb er, nachdem er über sich selbst die Diagnose gefällt. Der große Schweizer Gelehrte Haller starb ungefähr in derselben Weise. Auch er befühlte sich den Puls und murmelte: „Der Puls schlägt . . ., der Puls schlägt noch . . ., der Puls schlägt nicht mehr.“ Das war sein letztes Wort. — Noch weiter trieb der General Lourmel diese Gleichgültigkeit vor dem Tode. Während der Belagerung von Sebastopol ließ dieser General gegen die Russen, die einen Ausfall machten, eine Salve abgeben, die jedoch niemand traf. Er rückte weiter gegen den Feind vor, doch kaum hatte er einige Schritte getan, als er von einem Kinde, das sich als Soldat verkleidet hatte, tödlich verwundet wurde. „Donnerwetter,“ sagte Lourmel niederfallend, „der Junge zielt gut!“ Wenige Sekunden später war er eine Leiche.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Wehrpflicht, Wehrsteuer und Wahlrecht

Am 9. Juli 1866 schreibt Fürst Bismarck aus dem Hauptquartier in Böhmen an seine Gattin: „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder, so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot." Und ähnliche Äußerungen kehren besonders im französischen Kriege oft wieder. Hält man dagegen den erbitterten Kampf zwischen der Regierung und dem preußischen Abgeordnetenhause, der sich vor 1866 zum ernsten Konflikt zugespitzt hatte, so erscheint die Abneigung des leitenden Staatsmannes gegen das preußische Wahlsystem nur zu begreiflich. War es doch dasselbe Volk, das ihm eine widerhaarige Vertretung nach Berlin schickte, und das nun im Kriege ihn zu Bewunderung und Liebe hinriß. Die Vermutung, daß das plutokratische Wahlrecht an allem Hader schuld sei, lag so nahe. Der Wunsch, den im Kriege bewährten Leuten der Tat auch im Rate eine gewichtigere Stimme zu geben, ist nach solchen Erfahrungen durchaus verständlich. Dieses Bestreben des Kanzlers kommt in dem von ihm geschaffenen Reichswahlrechte zum Ausdruck. Das allgemeine gleiche Stimmrecht, zu dessen Begründung und Erweiterung man sich heute gern beruft auf die allgemeine Wehrpflicht, steht also mit dieser auch geschichtlich in innigem Zusammenhange.

Nun kommt aber tatsächlich nur etwas über die Hälfte aller Gestellungspflichtigen zum Militärdienst. Die andern sind teils überzählig, teils wegen körperlicher oder geistiger, auch sittlicher Mängel dienstunfähig. Diesen allen das Wahlrecht vorzuenthalten, wäre offenbar aus vielen Gründen unzulässig. Ebensowenig aber entspricht es der Billigkeit, wenn sie ohne eine pflichtmäßige Gegenleistung das Recht genießen, das geschichtlich und sachlich auf einer ganz bestimmten Leistung beruht. Hier besteht also offenbar eine Lücke.

Diese auszufüllen konnte man Bedenken tragen, solange von keiner Seite an dem bestehenden Zustande gerüttelt wurde. Nachdem aber nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch die liberalen Parteien die Wahlrechtsfrage auf die Tagesordnung gesetzt haben, ist es unerläßlich, auf die Mängel hinzuweisen, die dem Reichswahlrechte nach seinem Wesen wie nach der Geschichte seiner Entstehung anhaften. Vielleicht kann die Aufdeckung dieser Fehler die Wege bahnen zu einer Verständigung über Neuerungen, die in den engeren Grenzen der einzelnen Staaten und der Gemeinden einzuführen sind.

Daß dem Militärdienst des einen Bevölkerungsteiles irgendeine Leistung des anderen, dienstfreien Teiles gegenüberstehen sollte, wenn beide dieselben Rechte genießen sollen, dürfte

kaum in Abrede gestellt werden. Und zwar kann es sich, da der Dienst selbst für die eine Seite ausgeschlossen ist, nur um einen Ausgleich auf wirtschaftlichem Gebiete handeln.

Unsere Betrachtung führt also auf eine als Ersatz für den persönlichen Militärdienst zu zahlende Abgabe, die gewöhnlich als Wehrsteuer bezeichnet wird. Als Ergänzung der allgemeinen Wehrpflicht ist sie eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit, und so ist sie denn eingeführt in der Schweiz, in Österreich-Ungarn, in Frankreich und Italien, und sie bestand vor 1871 auch in Württemberg und Bayern. Sie ist zu zahlen während des militärpflichtigen Alters und setzt sich zweckgemäß zusammen aus einer von allen Verpflichteten zu erhebenden Kopfsteuer und einem nach den wirtschaftlichen Verhältnissen bemessenen Zuschlage, oder in der Sprache des Invalidenversicherungsgesetzes, aus einem festen Grundbetrage und einem auf die wohlhabenden Klassen beschränkten Steigerungssatze. Im Deutschen Reiche ist der Plan einer solchen Abgabe im Jahre 1881 gescheitert an gewissen nicht unbegründeten Bedenken des Reichstages. Diese Anstöße lassen sich nun beseitigen durch *Verknüpfung der Wehrsteuer mit dem Wahlrechte*.

Ein gewisser Zusammenhang des Wahlrechtes mit der Erfüllung wirtschaftlicher Verpflichtungen besteht schon heute. Aber die Verbindung ist bloß mittelbar. Erst der gerichtliche Konkurs bringt den Verlust des Wahlrechtes mit sich. Zwischen Nichterfüllung der Pflicht und Verlust des Rechtes schiebt sich das gerichtliche Verfahren mit Zwangsverkauf, Offenbarungseid usw. Dieser umständliche und kostspielige Umweg ist nur gangbar, wenn eine entsprechende Konkursmasse vorhanden ist. In Steuersachen fällt ohnehin das gerichtliche Verfahren weg, und es bleibt nur das Zwangsverfahren. Gerade in ihm aber liegt beim Wehrgelde das Gehässige, weil es sich um eine so große Zahl von besitzlosen Leuten handelt. Es kommt also darauf an, den Exekutor entbehrlich zu machen. Und dieses Ziel wird erreicht durch *unmittelbare* Verknüpfung des Rechtes mit der Pflicht. Ich will daher die Ausübung des Wahlrechtes bis zu einem gewissen Lebensalter davon abhängig machen, daß der *Wähler entweder gedient oder Wehrsteuer gezahlt hat*.

Unter dieser Bedingung gestaltet sich die Wehrsteuer zu einer freiwilligen Leistung, — freiwillig in ähnlichem Sinne, wie der Militärdienst unter Umständen freiwillig heißt. Wer wegen seiner Gebrechen die Abgabe nicht zahlen *kann*, zahlt sie eben nicht, kann aber selbstverständlich auch nicht das entsprechende Recht ausüben. Und ebensowenig steht das Recht dem zu, der nicht zahlen *will*. Von Zwangseintreibung könnte bei den unteren Steuerstufen völlig Abstand genommen werden. Daß hiermit die Härten fortfallen, die sonst der Wehrsteuer anhaften, ist ohne weiteres klar. Die Freiwilligkeit enthält aber noch besondere Vorzüge.

Daß der Ausgemusterte bei wirklicher Erwerbsunfähigkeit nicht noch zur Steuer herangezogen werden kann, ist selbstverständlich. Wer aber soll entscheiden, ob und inwieweit die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigt ist? Man braucht nur an die langwierigen und kostspieligen Untersuchungen zu denken, die in der Unfall- und in der Invalidenversicherung zur Feststellung der Erwerbsunfähigkeit nötig sind, um einzusehen, daß in unserem Falle die Willkür einen außerordentlich weiten Spielraum haben würde. Bedauerliche Härten auf der einen Stelle, ungerechtfertigte Befreiungen auf der andern wären unvermeidlich.

Ist jedoch nach unserem Vorschlage die Zahlung dem freien Willen anheimgestellt, so fallen nicht nur diese Übelstände fort, sondern es kommen Eigenschaften zur Geltung, die kein Arzt, keine Sachverständigenkörperschaft einzuschätzen vermag, und die doch auf die Erwerbsfähigkeit wie auf die Würdigkeit zur Ausübung des Wahlrechts entscheidenden Einfluß haben. Sieht man nicht oft genug den tüchtigen Mann trotz körperlicher Mängel wirtschaftlich vorwärts kommen, während der schlaffe Schwächling bei der geringsten körperlichen Behinderung anderen zur Last fällt? Warum soll selbst ein Krüppel, dem die peinlichste Einschätzung Steuerfreiheit zuerkennen würde, wenn er die Tatkraft besitzt, sich selbständig durch die Welt zu bringen, und eine Ehre darin findet, sein volles Bürgerrecht zu wahren, warum soll er nicht die Steuer

zahlen? So liegt in der Freiwilligkeit ein sittlicher Wert, der sie gewissermaßen auf eine Stufe stellt mit dem Militärdienste. Denn dieser hat für das Volk im ganzen eine ähnliche Bedeutung wie die akademische Bildung für die wohlhabenden Klassen. Wer nicht gedient hat, dem fehlt in seiner allgemeinen Bildung ein wichtiges Glied, das selbstverständlich durch keine Besteuerung ersetzt werden kann. In einer Hinsicht aber leistet die freiwillige Wehrsteuer allerdings ähnliches wie der Militärdienst, nämlich in der Erziehung zur Vaterlandsliebe. Es liegt nun einmal in unserer Natur, daß wir erst das recht zu würdigen wissen, wofür wir Opfer bringen, besonders, wenn in dem Opfer ein Anklang von Freiwilligkeit enthalten ist. Daher wird mancher Wähler, der unter den heutigen Verhältnissen von Vaterland nichts wissen will, es durch die Steuer schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Die freiwillige Wehrsteuer verbürgt somit einen gewissen Grad von politischer und sittlicher Reife, der hinsichtlich des Wahlrechtes wohl als Ersatz für die militärische Bildung zugelassen werden kann.

Dementsprechend muß sie auch auf den Ausfall der Wahlen Einfluß haben und zwar in zweifacher Hinsicht. Zunächst wird eine erhebliche Anzahl von Steuerpflichtigen nicht zahlen, sei es wegen Mittellosigkeit oder aus politischer Gleichgültigkeit. Welche Partei durch den Wegfall dieser Elemente am meisten Abbruch erleiden wird, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Sicherlich aber kann die Ausschaltung der minderwertigen und politisch unreifen Wähler unabhängig von jedem Parteistandpunkte nur als Gewinn bezeichnet werden. Wichtiger für das Ergebnis der Wahlen ist es, daß diejenigen, die wirklich an die Wahlurne treten, durch die Freiwilligkeit der Steuer Selbstzucht ausgeübt und eine höhere politische Reife erlangt haben. Mancher, der sich heute von vaterlandslosen Hetzern leiten läßt, wird sich dann erinnern, daß er doch ein Vaterland hat, und wird seine gereiftere Erkenntnis in der Wahl zum Ausdruck bringen. So hebt unsere Steuer das Wahlrecht auf eine sittlich höhere Stufe. Die freiwillige Besteuerung bedeutet eine Veredelung des Wahlrechtes.

Was die Höhe der Steuer betrifft, so wäre, wenn sie als vollwertige wirtschaftliche Gegenleistung für den Militärdienst gelten soll, der Grundbetrag vielleicht auf drei Mark monatlich zu bemessen. Daß eine solche Abgabe für die Mehrzahl der nicht dienenden Männer im Alter von 23 bis 35 Jahren unerschwinglich sei, daß sie ihnen etwa härtere Entbehrungen auferlege, als der Militärdienst den mittellosen Soldaten, wird man nicht behaupten können. Sicher aber ist, daß sich zu einem so hohen Opfer freiwillig wenige aufraffen würden. Daher würde der mehrfach hervorgehobene erzieherische Gesichtspunkt nur für einen sehr beschränkten Kreis zur Geltung kommen. Um dieser sittlich fördernden Seite willen empfiehlt sich ein möglichst niedriger Grundbetrag. Macht man freilich die Last allzu leicht, so schwächt sich ihr sittigender Einfluß wieder ab. Ein fühlbares Opfer muß die Steuer jedenfalls bleiben. Welcher Satz am zweckmäßigsten ist, dafür könnte erst die Erfahrung einigen Anhalt geben. Doch meine ich, daß unter einen Grundbetrag von 50 Pfennig monatlich nicht herabgegangen werden sollte. Da nun die Zahl der wehrsteuerpflichtigen Männer im Reiche auf etwas über 3 Millionen zu schätzen ist, so könnten diese — abgesehen wieder von dem Steigerungssatze — nahezu 20 Millionen Mark jährlich aufbringen. Ob jedoch in Wirklichkeit auch nur 10 Millionen einkommen werden, läßt sich in keiner Weise voraussehen. Dafür aber fallen in unserem Plane die Kosten fruchtloser Zwangsbeitreibungen weg. Alles, was einkommt, ist Reinertrag. Und mag das Ergebnis hoch oder niedrig sein, jedenfalls bietet es eine willkommene Ergänzung zu den sicheren Erträgen des Steigerungssatzes.

Gegen letzteren dürften grundsätzliche Bedenken kaum vorliegen. Ein näheres Eingehen auf ihn wäre bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit verfrüht.

Fassen wir zusammen!

Die Wehrsteuer entspricht einer Forderung der Gerechtigkeit.

Ihre Verknüpfung mit dem Wahlrechte bedeutet eine Rückkehr zu dem Grundgedanken, auf dem das Reichswahlrecht beruht.

In der vorgeschlagenen Form der Freiwilligkeit umgeht sie die mißliche Abschätzung der Erwerbsfähigkeit und die gehässige Zwangsbeitreibung, wirkt hinsichtlich der Erziehung zur Vaterlandsliebe ähnlich wie der Militärdienst selbst und verschiebt für die unreifsten Wähler die Wahlmündigkeit bis zu einem reiferen Lebensalter.

Sollte nicht eine ähnliche Freiwilligkeit der Steuer auch in den einzelnen Staaten und in den Gemeinden zur Grundlage dienen können für eine Umgestaltung des Wahlrechtes?

E. Witte



Modernismus in der protestantischen Theologie

Unter dieser Spitzmarke bespricht Professor J. Reinke in Heft 7 des „Türmers" das Buch des Wiener Theologen K. Beth, „Der Entwicklungsgedanke und das Christentum". Manchem Leser ist gewiß aufgefallen, daß im ersten einleitenden Abschnitt Christus als ein zu seiner Zeit moderner Mensch zwischen die zu ihrer Zeit modernen Männer Moses und Luther eingereiht wurde. „Auch Christus war ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung, also nicht weniger ein moderner Mensch als die heute lebenden. In bezug auf die Natur konnte er nichts anderes glauben und lehren, als was den Anschauungen seiner Zeit entsprach." Reinke will im Türmer auf die im Bethschen Buche vorgetragene Christologie begreiflicherweise nicht eingehen. Eine christologische Kontroverse möchte auch ich hier nicht hervorrufen. Aber da mit einer nachgerade zum Dogma verhärteten Selbstverständlichkeit Jesus als Kind seiner Zeit auf schlechthin menschliches Niveau festzulegen versucht wird, darf die alte, anders geartete Auffassung — zur Herstellung des Gleichgewichtes im Leserkreis — wenigstens offen ausgesprochen werden. (Gerne! D. T.)

Das Bestreben der neueren theologischen Wissenschaft negativer wie positiver Richtung zielt dahin, die Autorität des Welterlösers auf das rein religiöse Gebiet zu beschränken. Man glaubt reinlich scheiden zu können den religiösen, seelischen, transzendenten Gehalt der Religion und die naturhaften, mit der äußeren Erscheinung der Dinge zusammenhängenden, der Wissenschaft zuzuweisenden Fragen. Wie mißlich diese Scheidung ist, beweist Professor K. Beth in seinen zwei Vorträgen: Urmensch, Welt und Gott (Edw. Runge, Großlichterfelde). Dort verweist der Referent auf das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Vorstellung von der Hölle) und auf die Anschauung über das Ende des Weltbestandes, „die sich nicht leicht von der urchristlichen Hoffnung und von der Idee des Jüngsten Tages löst", um die Unvereinbarkeit von biblischer Vorstellung und naturwissenschaftlicher Betrachtung darzutun. Demzufolge hätte Jesus in seiner unstreitig doch religiös gedachten Verkündigung folgenschwere Irrtümer zum Ausdruck gebracht.

Diese früher nur von der kritischen Theologie behauptete Anschauung scheint jetzt Gemeingut der Theologie überhaupt werden zu wollen. Lic. M. Meyer (Jesu Sündlosigkeit, Biblische Zeit- und Streitfragen II, 8) reicht in diesem Punkte seinem Namensvetter Prof. D. A. Meyer in Zürich (Was uns Jesus heute ist, Religionsgeschichtliche Volksbücher V, 4) die Hand. Die Frage: Konnte Jesus irren? (vgl. die Schrift von Prof. Schwartzkopff) wird in weiten theologischen Kreisen der Gegenwart beantwortet mit der präzisen Antwort: Jesus mußte irren, — wenn er ein entwickelungsfähiger Mensch war. Hierbei wird etwa zum Maßstab genommen das Dichterwort: Es irrt der Mensch, solang er strebt. Jene Antwort besteht indessen nur dann und nur solange zurecht, als man von der unbiblischen, wissenschaftlich nicht zu erhärtenden Voraussetzung ausgeht, Jesus war ein Mensch wie wir. Anders liegt die Sache bei der Auffassung, zu der die Offenbarung uns vollauf berechtigt, daß Jesus eine inkommensurable Größe

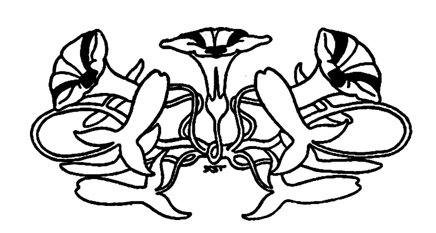


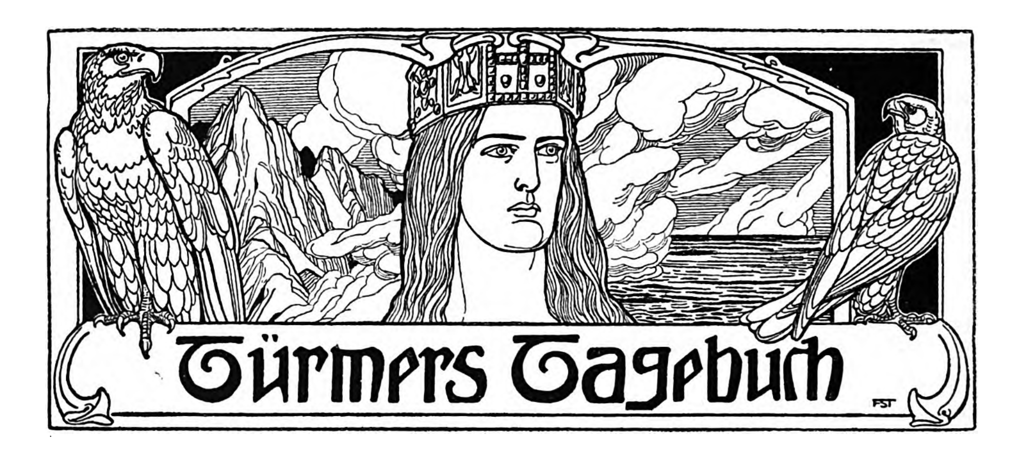
darstellt. Seine Persönlichkeit verträgt dann nicht unsere unzulänglichen Maßstäbe, unsere menschlichen, oft nur allzumenschlichen Analogien.

Wer durch seine Erforschung der evangelischen Berichte, speziell der Reden und Aussprüche Jesu, sich gezwungen fühlt, Irrtümer anzunehmen, dem bleibt es natürlich unverwehrt. Er mag sich dann ein einheitliches, befriedigendes Bild Jesu zurechtlegen, so gut es eben geht. Es ist hier, wie bemerkt, nicht der Ort, auf die umstrittenen wenigen Stellen der Evangelien einzugehen.

Nur dies bezweckt meine Darlegung. Es sind nicht nur „Advokaten der Überlieferung", am Hergebrachten um jeden Preis hängende Menschen, die an der Irrtumslosigkeit Jesu festhalten und in dieser einzigartigen Persönlichkeit eine Gestalt erblicken, die seine Zeit und alle Zeiten himmelhoch überragt. Uns (so darf ich mich ausdrücken als nicht „allein übriggeblieben") leitet ein vitales religiöses Interesse. Christus ist uns absolute Autorität, letzte ausschlaggebende Instanz. Wir halten ihn für modern zu seiner Zeit, insofern er ihr weit vorauseilte, und für modern zu jeder Zeit, sogar am Ende dieser Weltzeit.

Albert Lienhard





Gesellschaftliche Verpflichtungen — Die blaue Internationale — Die „Herren“ unter sich — Volksstimme gegen Juristenrecht

Eine zeitgemäße Betrachtung nach dem Osterfeste stellt die „Kölnische Volkszeitung“ an. Und zwar liefern ihr den Anlaß dazu die üblichen Festartikel der liberalen Berliner Blätter an hohen christlichen Feiertagen. „Rationalistische Wassersuppen“ nennt sie das Zentrumsblatt. Die „Vossische Zeitung“ z. B. habe aus der Feder ihres Haustheologen einen Leitartikel über die Person Christi gebracht, der ungefähr in der Art des Frenssenschen Romans „Hilligenlei“ gehalten sei. Mit Recht habe man einer solchen Auffassung entgegengehalten, daß sie von der Vorstellung ausgehe, als seien die Fischer und Zöllner Palästinas schon solche „Nervenbündel“ gewesen, wie wir modernen Menschen. „In Berlin“, so fährt das Blatt fort, „wo Unglaube, Aberglaube und Spiritismus sich vermählen, kann man den ‚auf der Höhe der Zeit‘ stehenden Männern und Frauen ja alle möglichen Halluzinationen zutrauen. Sie sind stets bereit, alles Übersinnliche zu glauben, nur dann nicht, wenn es christlich ist. Das Tischrücken erscheint ihnen viel serieuser, als das ganze Christentum, und insofern kann man Goethes Wort auf sie anwenden: ‚Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.‘ Aber auf die Entstehung des Christentums paßt dieses Sprüchlein Goethes nicht...“

Es ließe sich mit Händen greifen, daß die großen Feste der Christenheit auf die Leute von heute eine „wahrhaft niederschmetternde Wirkung“ ausüben und mit Zentnerschwere auf ihnen lasten: „Sie kommen sich vor wie Franzosen bei einer Sedanfeier und müssen doch bestrebt sein, eine festtägliche Physiognomie zur Schau zu tragen. Aber ihre Herzen sind erfüllt von Pessimismus und Blasiertheit, und ihre Stimmung ähnelt der der Bewohner des alten Rom in der Ära seiner Dekadenz, welche Seneca in seiner 24. Epistel so schildert: ‚Viele sind es satt, immer dasselbe zu sehen und zu tun; sie hassen das Leben nicht gerade, aber sie empfinden jenen Ekel daran, der unter dem Einfluß der Philosophie immer mehr um sich greift. Sie sagen: Wie lange noch immer dasselbe! Diese unerträgliche Selbstverständlichkeit des Aufstehens und Zubettegehens, des Sattseins

und Wiederhungrigwerdens, des Kalt- und Wiederwarmwerdens. Kein Ding nimmt ein Ende, sondern alles dreht sich unaufhörlich im Kreise herum — alles ist Flüchtling und Verfolger zugleich. Den Tag verfolgt die Nacht, die Nacht der Tag, alles geht dahin, um wiederzukehren. Nichts Neues sehe ich, nichts Neues tue ich, dessen ich nicht demnächst überdrüssig werde. Gar viele empfinden so das Leben wenn nicht als eine Last, so doch als supervacuum, überleer.'

Man wird finden, daß diese pessimistischen Anschauungen der alten Römer sich zwar in gewisser Weise mit den christlichen berühren, denn sie atmen die Erkenntnis der Eitelkeit alles Irdischen, die den Christen in der Freude auf die selige Ewigkeit unverzagt dem Tode entgegenblicken läßt. Der große Unterschied besteht nur darin, daß diese pessimistische Auffassung des Diesseits dem Christen Trost gibt und den Ungläubigen trostlos macht. Der Ungläubige denkt vielleicht: ‚Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot,' dennoch hat er an keinem von allen Gütern der Erde die rechte Freude, weil er mit Grauen an die Stunde denkt, wo er alles, was sein ist, ‚in der Lethe stillen Strom versenken' muß." Selbst den Betrachtungen über die Größe Bülows und die Herrlichkeit des Blocks könne er sich nicht mit Andacht hingeben, weil er wohl wisse, wie vergänglich Parlamentsmehrheiten und leitende Minister sind.

„Unlust und Unrast kennzeichnen den ‚modernen' Menschen. Darum gleichen unsere Regierungen und Parlamente Laboratorien, in denen unaufhörlich experimentiert wird und hin und wieder auch eine Explosion erfolgt, bei der viele verunglücken. Alle kämpfen gegen alle, und jeder stößt fortwährend seine Ellenbogen in die Seiten des Nachbarn, weil er bewußt ist, nach dem Darwinschen Ausdruck einen struggle for life, Kampf ums Dasein, führen zu müssen. Nackter als jemals zuvor wird der Egoismus proklamiert. Mit dem Munde ist jedermann Patriot, und zwar in so exaltierter Weise, daß man an die kriegerische Sprache der ‚Steifleinenen' Falstaffs erinnert wird, aber wenn es an den Erlaß von Steuergesetzen geht, drücken sich alle, und jeder möchte, ‚daß der andre für ihn zahle'. Zu keiner Zeit hat man so schamlos dem Mammonismus gehuldigt, wie heute, und im Zusammenhang damit werden auch die Äußerlichkeiten des Lebens, Luxus und Üppigkeit, so außerordentlich hoch eingeschätzt. Gewiß läßt sich auch in anderer Weise vielfach Kritik an der Gegenwart üben; man kann sagen, daß die Begriffe von Sittlichkeit und Recht immer brüchiger werden, aber wer die Geschichte kennt, muß einräumen, daß auch in der ‚guten alten Zeit' in dieser Beziehung durchaus nicht alles zum besten stand. Sicher ist dagegen, daß das ‚Leben über die Verhältnisse' ein spezifisches Kennzeichen unserer Zeit ist. Man hat, um diese bösen Neigungen zu verhüllen, die Phrase von den ‚gesellschaftlichen Verpflichtungen' erfunden. Jedes Jahr, wenn der Frühling ins Land kommt, strömen Tausende von Berlinern der höheren Klassen zur Riviera oder sonstwo hin, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil sie — wie man sich in diesen Kreisen ausdrückt — vollständig ‚hallali' sind, d. h. ihre Nervenkraft durch die vielen Wintervergnügungen ganz und gar ruiniert haben. Aber warum machen sie so viele Festlichkeiten mit? Weil sie, wie sie heuchlerischerweise behaupten, so viele ‚gesellschaftliche Verpflichtungen'

hätten, und meist treiben sie die Vorstellung so weit, daß sie auch noch ihr herbes Schicksal bejammern und behaupten, es sei für sie eine schreckliche Tortur, so viel ‚mitzumachen'. Das kann man aber doch nur dann gelten lassen, wenn es sich um Männer und Frauen handelt, die im Hofdienste stehen und zu den Spitzen der Gesellschaft gehören. Aber die Phrase von den ‚gesellschaftlichen Verpflichtungen' sickert immer weiter nach unten. Reiche Kaufmannswitwen, Leutnants, Kommerzienräte und junge Gymnasiallehrer sprechen mit sorgenvoller Miene von ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen und haben sogar noch die Keckheit, einen ‚von Herzen zu beglückwünschen', daß man so was nicht nötig habe. Als wenn sie zu den Mandarinen der ersten Rangklasse gehörten und der Kaiser wie die Kaiserin sich sehr erregten, wenn sie irgendwo fehlten!

Natürlich gebraucht man diese Ausrede nur, um der eigenen Neigung zu Luxus, Amüsement und Leben über die Verhältnisse ein Mäntelchen umzuhängen. Ein Beamter, der nicht hoch im Rang steht, hat nur ganz geringe ‚Repräsentationspflichten' und ein Nichtbeamter gar keine. Wie sollte ein unabhängiger freier Mann, also etwa ein Kaufmann, Schriftsteller oder Landwirt, zu gesellschaftlichen ‚Verpflichtungen' kommen? So etwas gibt's gar nicht; solche Begriffe konstruiert der ‚Zeitgeist', um ein Leben zu maskieren, das man gerade deshalb nur im ewigen Taumel totschlagen zu können wähnt, weil es supervacuum, überleer, geworden ist. Was in den übergroßen Volksschichten der Gewohnheitssäufer ist, das repräsentieren in den sogenannten besseren Kreisen der Mann und die Frau, welche vor lauter ‚gesellschaftlichen Verpflichtungen' niemals zu ernsthaftem Nachdenken kommen."

„Vor fünf Jahren", so hieß es in einem (wohl etwas „nach oben abgerundeten") Berliner Briefe der „Daily Mail", „begann in Berlin ein auffallender Luxus um sich zu greifen. Seitdem nahm er in den wohlhabenden Kreisen stetig an Umfang zu. Aber noch niemals hat der Luxus sich kecker gezeigt, als in der jetzigen Saison. Man nennt Frauen, die für eine Abendrobe 2500 bis 10 000 Franken zahlen. Die großen Damenschneider müssen ihre Pariser und Londoner Kollegen zu Hilfe rufen, um ihren Bestellungen zu genügen. Pelzwerk zu 25 000 oder 75 000 Franken findet leicht Abnehmer. Hüte werden in diesem Winter zu 500, 750 oder gar 1000 Franken verkauft, Damenschuhe bis zu 250 Franken. Die großen Juweliere haben kostbare Steine für Millionen am Lager, während früher einige hunderttausend Franken genügten. Man erzählt, daß ein Geschäft Unter den Linden seit Beginn der Saison für 2 Millionen Perlen verkauft hat. Ein reicher Kaufmann hat für seine Frau ein Kollier für 625 000 Franken bestellt. Die Summen, die für Tafelluxus ausgegeben werden, entsprechen diesen Zahlen. Drei große Hotels sind kürzlich in Berlin eröffnet worden und werden nicht leer. Und dabei machen alte und neue Cafés zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens glänzende Geschäfte. Leute, die früher für 6,25 Franken dinierten, zahlen jetzt für ein Diner von 6—10 Gängen mit feinen Weinen 30—50 Franken, dazu raucht man nicht selten nach der Mahlzeit eine Zigarre zu 10 Franken. Der Luxus, der mit Blumen und Automobilen getrieben wird, ist unglaublich verbreitet. Man

erzählt, daß in den Klubs ganze Vermögen gewonnen oder verspielt werden. Endlich gehören kostspielige Landhäuser zum unentbehrlichen Luxus der Reichen ..."

Aufsehen hat auch ein längerer Aufsatz des Neapeler „Mattino" erregt. Er trägt die Überschrift „Die Söhne der Sieger. Das Ende von Sparta" und stammt von dem Berliner Korrespondenten des Blattes, der unter dem Namen „Borghese" schreibt. Auch dieser „Borghese" hat vorzugsweise, aber nicht nur Berliner Verhältnisse im Auge. Nach ihm ist das Sparta strenger Zucht und Selbstverleugnung, das in dem Deutschland der Väter noch bis in die Glanzzeit der Gründung des Deutschen Reiches alle Völker bewunderten und fürchteten, für immer zerstört. Seit das heldenhafte Geschlecht, das jene große Zeit heraufgeführt und das neue Deutsche Reich ausgebaut hat, mehr oder minder vom Schauplatz abgetreten, ist nach ihm eine neue Zeit heraufgekommen, deren Ideale nicht mehr Selbstzucht, Unterordnung, Arbeit und Reinheit, sondern Selbstsucht, Materialismus, Genußgier und schrankenloses „Ausleben" heißen. Kein Stand des deutschen Volkes ist von dieser Fäulnis verschont geblieben; zuerst wurde das Bürgertum in den großen Städten von ihr ergriffen, von da drang das Gift in die Provinzen; die wirtschaftliche Entwickelung hat eine zahlreiche, durch und durch irreligiöse Arbeiterklasse geschaffen, die dem Verderben schon aus diesem Grunde keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, und selbst der Adel, der in seinen Sitten und seiner Denkweise sich am längsten gesund erhalten hat, ist, immer nach Herrn „Borghese", heute von schwerer Gefahr der Fäulnis bedroht. Das Schlimmste und der eigentlich beschämende Gegensatz zu den romanischen Völkern ist dabei, daß das Laster, das dort immer noch unter verhüllenden Schleiern einhergeht, in Deutschland ganz offen, ja neuestens sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit und ernster philosophischer Lehren sich entfalten darf, und in dieser Form schlimmer als in jedem anderen Lande die alten Ideale der Keuschheit, der Jungfräulichkeit, der Mutterschaft und ehelichen Treue vernichtet. Jedenfalls befinde sich Deutschland zurzeit in einer sittlichen Krisis, die eine in ihrem Ernst kaum zu übertreibende Gefahr für seine völkische Zukunft darstellt und die gebieterisch nach einer Wandelung des ganzen Volkes ruft, wenn es nicht dem Schicksal des alten Rom anheimfallen soll.

*

„Seit dem Tode Kaiser Wilhelms I. ist Deutschland plutokratisch geworden!" will wiederum die „Daiy Mail" feststellen. „Es zählt heute die Millionäre nach Dutzenden, während es damals ihrer nur vereinzelte besaß. Die moderne Gesellschaft Deutschlands, in der sich die geadelten Führer der Finanz- und Industriewelt mit den blaublütigsten Junkern mischen, hat die Traditionen ‚altperußischer Einfachheit' verlassen und an ihre Stelle den Luxus gesetzt. Jede neue Saison, deren Modepracht und Festesglanz alle Vorgängerinnen übertrifft, spiegelt den Geist dieses ‚reichen Neu-Deutschland' wieder. Luxushotels, mit marmorgetäfelten Speisesälen und five-o'clock-tea-Palmenhöfen nach Pariser und Londoner Geschmack, sind von einer extravagant gekleideten Menge gefüllt, die das Bier ihrer Väter verachten und dem Champagner Frankreichs aufs

freigebigste huldigen. Die Prinzessinnen promenieren Unter den Linden nicht mehr in baumwollenen Handschuhen, wie es nach dem Bericht eines alten Berliner Diplomaten früher der Fall war. Eins der bemerkenswertesten Anzeichen von Deutschlands gesellschaftlicher Umwandlung ist die auffällige Verbesserung der weiblichen Kleidung. Die Berliner Gesellschaftsdame von 1908 ist erstaunlich reich equipiert. Sie entfaltet am Hof und in der Oper einen Hauch verfeinerten Reichtums, wie man ihn vielleicht sonst nur im Buckingham-Palace oder auf New Yorks berühmter ‚diamond horse show' findet.

Die Berliner Gesellschaft wird, abgesehen vom Hof, fast ausschließlich von Nichtdeutschen geleitet. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind die Damen, die ein großes Haus führen, Ausländerinnen von Geburt. Die erste politische Gastgeberin des Reichs, die Fürstin v. Bülow, ist eine geborene Italienerin, eine Prinzessin Camporeale, eine Frau von entzückender Liebenswürdigkeit, in deren Adern infolge ihrer Abstammung von dem historischen anglo-italienischen Hause der Acton auch britisches Blut fließt.

Die Fürstin Henckel v. Donnersmarck, die Gattin des bekannten Multimillionärs und schlesischen Minenmagnaten, die wegen ihrer Juwelen und ihrer prächtigen Hofroben einen besonderen Ruf genießt, ist eine Russin. Die schöne und lebensprühende Fürstin Pleß ist eine Engländerin, die Schwester der Herzogin von Westminster und gleich dieser mit dem größten Grundbesitzer seines Landes vermählt. Die Herzogin von Ratibor, eine bekannte Brünette und ein Liebling der Gesellschaft, ist ebenfalls eine Engländerin. Die Fürstin zu Fürstenberg, des Kaisers Gastgeberin in Donaueschingen, ist eine böhmische (tschechische? D. T.) Gräfin ... und Amerika hat eine scharmante Vertreterin in der Gräfin Johannes Sierstorpff, die in New York Miß Knowlton hieß ..."

Es ist nicht überflüssig, auch auf diese „Internationale", die Buntscheckigkeit dieser „führenden" Gesellschaftskreise hinzuweisen. Bismarck hatte darüber seine ganz aparten Ansichten; es war dem alten Menschenkenner nichts weniger als gleichgültig, welcher Nationalität z. B. die Frauen seiner Diplomaten entstammten. Die vom Zentrum beliebte Aufstellung des internationalen, sonst aber gut belgisch-französischen Herzogs von Arenberg als deutschen Reichstagskandidaten veranlaßt die „Berl. Volksztg." zu recht beachtenswerten Erinnerungen und Betrachtungen:

„Im Jahre des Heils 1900 geschah es, daß auf einem Feste in Petersburg ein Großfürst eine Dame vergeblich zum Tanz einlud. Der allerhöchste Unmut, den der Großfürst darüber zu empfinden geruhte, steigerte sich, als die Dame, gewissermaßen zu ihrer Rechtfertigung, bemerkte, daß sie den Tanz bereits einem Herrn von der deutschen Botschaft zugesagt habe. ‚Das hätten Sie nicht tun sollen!' erwiderte der Großfürst heftig. ‚Die Herren von der deutschen Botschaft sind ja so langweilig!'

Dem damaligen deutschen Botschafter an der Newa, dem Fürsten Radolin, kam diese Äußerung zu Ohren. Um den Urheber zu einer Entschuldigung zu veranlassen, wandte er sich an die Gattin des Großfürsten, eine mecklenburgische



Prinzessin, mit dem Ersuchen, in der Angelegenheit zu vermitteln. Der Botschafter war so unschuldsvoll, sich davon Erfolg zu versprechen, daß die Großfürstin eine Deutsche war. In dieser Beziehung wurde Fürst Radolin aber sofort und aufs gründlichste eines anderen belehrt. Die weiland mecklenburgische Prinzessin, die sich von den Bewohnern Mecklenburgs hatte erhalten und sich von ihnen die Aussteuer hatte schenken lassen, lehnte rundweg jede Vermittelung ab, indem sie hochmütig erklärte, daß sie keine deutsche Prinzessin sei, sondern sich nur noch als russische Großfürstin fühle. Der deutsche Botschafter, der so unüberlegt gewesen war, bei einer deutschen Prinzessin deutsche Gesinnung vorauszusetzen, ging darauf den russischen Minister des Auswärtigen, den Grafen Murawiew, um die ihm erforderlich scheinende Genugtuung an. Mit welchem Erfolge, das ist nicht bekannt geworden. Dagegen erfuhr alle Welt nach kurzer Zeit, daß Fürst Radolin als Botschafter nach Paris versetzt war.

Das ist eine Geschichte von zahllosen. Die deutsche Prinzessin, die sich an einen russischen Großfürsten oder an irgendeinen anderen ausländischen Magnaten verheiratet und dann keine deutsche Prinzessin mehr ist, sondern sich nur noch als Ausländerin fühlt, ist keine Ausnahme. Seltenste Ausnahme ist vielmehr die Prinzessin, die auch dann noch deutsch denkt und fühlt. Und in diesen selben Kreisen, in denen man um oft höchst fragwürdiger äußerer Vorteile willen Religion und Nationalität, vaterländische Gesinnung und Anhänglichkeit an die Heimat von sich wirft, als ob es sich um wertlosen Plunder handelt — in dieser selben Gesellschaft spricht man von Verrat an den heiligsten Gütern, wenn Bürgersleute, wenn Arbeiter oder Geschäftstreibende sich bemühen, auf dem Wege internationaler Verständigung ihre Lage zu verbessern oder Einfluß auf politische Vorgänge zu gewinnen.

Die soeben ein wenig gekennzeichneten Herrschaften, die in der ganzen Welt zu Hause und mit der halben Welt verwandt oder verschwägert sind, pflegen, wenn sie das Volk, die ‚Untertanen', zum Schutze von Thron und Altar aufrufen, auf die ‚rote' Internationale zu schelten. Weit internationaler aber als die ‚rote' ist die ‚blaue' Internationale, die von dem hohen und höchsten Adel gebildet wird. Diese Internationale fühlt sich eben dort am wohlsten, wo sie die meisten Privilegien genießt.

Man denke, von verschiedenen regierenden Häusern zu schweigen, an die Hohenlohe. Der eine war deutscher Reichskanzler. Von seinen drei Brüdern war der erste ein preußischer Herzog, der zweite Obersthofmeister des Kaisers von Österreich und der dritte ein römischer Kardinal. Mehrere deutsche Standesherren, die Fürstenberg zum Beispiel, sind dadurch, daß ihre weitläufigen Besitzungen nicht nur in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches, sondern auch in Österreich-Ungarn liegen, erbliche Gesetzgeber sowohl in Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen als auch in Österreich und früher auch in Ungarn. Im Lande der Arpaden hat man vor mehreren Jahren durch ein besonderes Gesetz dem bisher von alters her bestehenden Brauche ein Ende gemacht, daß Adelige, die sich ständig in anderen Ländern aufhielten, gleichzeitig Mitglieder des ungarischen Oberhauses sein konnten. In Österreich und in den deutschen

Ländern aber ist dieser erhebende Brauch noch heute Gesetz. Der vor etwa einem Jahrzehnt in Berlin verstorbene Herzog von Sagan und Valençay war als Herzog von Valençay *Franzose* und als Herzog von Sagan *Preuße* mit *erblichem Sitze im preußischen Herrenhause*. Ein gewisses Taktgefühl hat den Herzog davon abgehalten, diesen Sitz einzunehmen. Aber befugt dazu war er! Er, der seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Denkungsweise nach Franzose war, hätte, wenn er dazu geneigt gewesen wäre, eifrig teilnehmen dürfen, um der preußischen Monarchie Gesetze zu geben.

Ähnlich ist es um die Herzöge von Arenberg bestellt ... Zu den Familien der internationalen Aristokratie gehörend, besitzen die d'*Arenberg* immense Güterkomplexe in Belgien, Deutschland, Frankreich, Luxemburg, Italien und Österreich. Einige Mitglieder dieser Familie sind *ganz Franzosen* geworden, so Prinz Auguste d'Arenberg, Präsident der Suezkanalgesellschaft und unter anderen der Schwiegervater des französischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Marquis de Laguiche, der französischer Abgeordneter und Mitglied des Institut de France ist, so Prince Pierre d'Arenberg, französischer Generalrat des Departements Cher, und sein Bruder Prince Ernest d'Arenberg, französischer Reserveleutnant. Andere waren vollständig Österreicher geworden, wieder andere wurden ganz Deutsche, so der unlängst verstorbene Parlamentarier Prinz Franz und sein gleich ihm mit dem Eisernen Kreuz dekorierter Bruder Johann, der sich bei Krefeld angekauft hat.

Aber der *Chef des Hauses*, der *Herzog Engelbert von Arenberg*, kann weder als Belgier noch als Deutscher angesprochen werden. Trotz seiner preußischen Staatsangehörigkeit, trotz seiner erblichen Mitgliedschaft als preußischer Herrenhäusler! Die krankhaften Bemühungen seiner Freunde, ihn anläßlich seiner Kandidatur als Urgermanen hinzustellen, bleiben vergeblich. Eine *Familie Arenberg*, die in alten Zeiten auf der Burg Arenberg an der Ahr hauste, *starb* schon im dreizehnten Jahrhundert *aus*. *Nur ihr Name* ging durch Heirat der Erbtochter des Hauses an die Familie v. d. Mark über. Aber *auch die v. d. Mark-Arenberg starben 1547 aus*, und nun kam *der Name* Arenberg *zum zweiten Male an eine fremde, diesmal belgische Familie* de Ligne-Barbançon. Von *Jean de Ligne-Barbançon* stammen die jetzigen d'Arenberg ab. Diese sind also *keineswegs Deutsche*, sondern *Belgier*, deren Wiege in der Provinz Hainaut stand.

Ihr Chef, der Zentrumskandidat Herzog Engelbert v. Arenberg, soll in seinem ganzen Sein und Denken in erster Linie *Belgier* sein. Seine Erziehung war belgisch. Seine *Mutter* war *keine Deutsche*. Er ist in Österreich geboren. Seine *Frau* ist eine *Belgierin*. Wenn möglich lebt er in seinem wunderbaren Brüsseler Stadtschloß, das jetzt wieder großartige Erweiterungsbauten erhält, oder auf seinem nicht minder prachtvollen Landschloß Héverlé bei Louvain. *In Deutschland* hielt er sich seit Jahren bis vor kurzem *fast nie* auf. Vor mehreren Jahren erwarb er aber das Schloß Nordkirchen im Bezirk Münster. Dieser Erwerb ist indessen, wie es heißt, nicht ganz freiwillig gewesen. Man soll vielmehr von Berlin aus darauf hingewiesen haben,

daß ein Magnat, der eine enorme Einnahme jahrein, jahraus aus seinen preußischen Fideikommissen zöge, sie aber fast ganz im Auslande verzehre, nicht gern gesehen würde. Darauf soll dann Nordkirchen erworben worden sein. Dies Schloß inmitten weiter Gründe, die durch Aufkaufen bäuerlicher Besitzungen noch erheblich vergrößert sind, dient dem Herzog jetzt zeitweise als Wohnsitz."

* * *

Der belgisch-französische Herzog und deutsche Reichstagskandidat ist auch Besitzer des größten Privatbergregals in Preußen. Seine jährlichen Einnahmen daraus sollen sich auf eine geradezu fabelhafte Summe beziffern. Wieviele deutsche Bodenwerte überhaupt in ausländischen Händen sein mögen, läßt sich auch nicht annähernd abschätzen. Nachdem der Grund und Boden durch das herrschende Beleihungssystem mobilisiert worden ist, sind seine rechtmäßigen Besitzer zum großen Teile zu bloßen Verwaltern eines Kapitals herabgesunken, dessen wahres „Nationale" sich kaum noch feststellen ließe. Und die Schätze, die der vaterländische Boden in seinem Innern birgt, sind vollends der souveränen Willkür des „vaterlandslosen", internationalen Kapitals als Spekulationsobjekt ausgeliefert. Der Kapitalismus aber hat kein Interesse an den Menschen, die ihm in nächtlichen Tiefen das Gold schürfen, sondern nur an der Dividende, die für ihn herausgewirtschaftet werden „muß".

Ein so unpersönliches Wirtschaftssystem erklärt manche Härte. Menschen sind Menschen, und dünn sind überall die „Glücklichen im Besitz" gesät, die freiwillig von ihren „Herrenrechten" was abgeben. Der Staat aber ist der größere, der wahre, der allein souveräne Herr, und er hat nicht den geringsten Grund, die angemaßten „Rechte" jener kleinen „Herren" auf Kosten seiner Rechte und Pflichten zu schonen. Eine wachsame und durchgreifende Staatsgewalt ist das einzige Korrektiv, das den gegenwärtigen Zustand noch einigermaßen erträglich machen kann. Versagt sie, so wird der Zustand ein rechtloser, anarchischer und darum unhaltbarer. Wenn die „Herren" überhaupt noch belehrbar sind, sollten sie sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Staat im Grunde ja auch ihre wohlverstandenen Interessen wahrnimmt, wenn er ihrer allzu souveränen „Herrschaft" einen sanften Zügel anlegt.

Kann sich aber eine Staatsgewalt, die überhaupt noch ernst genommen werden will, Zustände länger gefallen lassen, wie sie der sozialdemokratische Abgeordnete David zuerst im Reichstage zur Sprache gebracht hat? Im Berliner Palasthôtel tagte eine Konferenz der Vertreter des preußischen Bergbaus. U. a. nahmen an ihr teil: Geh. Bergrat Kleine (Dortmund), Vorsitzender des Vereins für die bergbaulichen Interessen für den Oberbergamtsbezirk Dortmund, Geh. Oberbergrat Dr. Weidtmann, Vorsitzender des Allgemeinen Knappschaftsvereins Bochum und Generaldirektor der Aachen-Stolberger Bergwerks- und Hüttengesellschaft, Geheimrat Uthemann, Generaldirektor der Giesche-Gruben in Oberschlesien, Oberbergrat Dr. Wachtler, Bergrat Williger und der frühere Leiter der Königlichen Saargruben, der jetzige Chef der Laurahütte, Hr. Hilger. Vorsitzender war Bergrat Kleine. Sehr hübsch würdigt nun Naumann in der „Hilfe" die denkwürdige Sitzung. „Schon vor Eintritt

in die eigentliche Tagesordnung spielte sich eine kurze Szene ab, die sehr bezeichnend ist für die Wirksamkeit solcher Staatsbeamten, die in den Dienst der besser zahlenden Privatindustrie übergehen. Geh. Bergrat Uthemann nämlich, derselbe Uthemann, der vor kurzem die Techniker auf der Gieschegrube in Oberschlesien gemaßregelt hat, bat, daß man den Beamten des Handelsministers keine Mitteilungen vom Verlauf dieser Vorbesprechung machen solle, da er aus seiner eignen früheren Tätigkeit im Ministerium wisse, wie sehr das den Beamten ihre Taktik erleichtere. Da haben wir den reinsten Fall der sogenannten unlauteren Konkurrenz: ein früherer Staatsbeamter verwendet seine amtlichen Erfahrungen, um Privatverbände gegen die Regierung stark zu machen. Kurz, man beschließt das von Herrn Uthemann gewünschte Stillschweigen. Und nun erfolgt die Mitteilung, daß der Handelsminister zu der Besprechung auch zwei Arbeitervertreter eingeladen habe, einen Sozialdemokraten und einen Christlichsozialen. Der Vorsitzende sagt: ‚Wie der Minister dazu kommt, Arbeitervertreter hierher zu berufen, ist mir einigermaßen rätselhaft.‘ Und worum handelt es sich? Um Arbeiterkontrolleure im Bergbetrieb! Darüber wollen die Herren mit dem Handelsminister allein sprechen. Warum wohl? Im Grunde deshalb, weil sie nicht wollen, daß die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung gesetzt wird. Auch nach dem Unglück von Radbod sei das, wie Geheimer Rat Weidtmann ausführte, nicht nötig. Nicht nötig!

Auch hier ist es der frühere Ministerialbeamte Geheimer Bergrat Uthemann, der die Stimmung der Versammelten am rückhaltlosesten ausdrückt: ‚Aus vorübergehender Gefühlsduselei oder um irgendeine politische Unannehmlichkeit aus der Welt zu schaffen, soll man kein Gesetz machen!‘ Also die Erregung über die Toten von Radbod ist vorübergehende Gefühlsduselei. Das entspricht ganz der Denkart des Mannes, für den das Koalitionsrecht und persönliche Freiheit Phrasen sind. Aber damit nicht genug. Er fährt fort: ‚Ich meine, die Beschwerung unsres Berggesetzes mit sozialen Dummheiten wäre jetzt so weit, daß endlich einmal ein Ende gemacht werden muß.‘

Die einen wollen von vornherein dem Minister erklären, daß sie gegen jede weitere gesetzliche Regelung sind, und die andern wollen ihm Punkt für Punkt nachweisen, daß die neuen Verordnungen nichts taugen. In der Sache kommt das auf eins heraus: ‚Die Einrichtung von Arbeiterkontrolleuren ist der erste gefährlichste Schritt in den sozialen Staat hinein.‘ Wie oft schon hat man geschrieben: Der erste Schritt in den sozialen Staat! Bei allen Arbeiterschutzgesetzen erhob sich dasselbe kurzsichtige Gebrüll. Als ob die Anstellung von Arbeiterkontrolleuren in den Gruben eine Umänderung des Staates wäre! Und wieder ist es Herr Uthemann, der den Einpauker macht: ‚Sagen Sie morgen ganz offen: wir sind Herren im Hause — brauchen Sie das Wort — und wollen im Interesse der Erhaltung unsrer Gruben und des preußischen Staats Herren bleiben. Schlagen Sie dem Minister vor, er möge die Kontrolleure erst einmal beim Militär versuchsweise einführen!‘ Der Vorsitzende aber begleitet ihn: ‚Ihr stärkt die Sozialdemokratie, ihr bringt eine Gefahr hervor, die später

nur mit vielem Blutvergießen wieder beseitigt werden kann.' Und das alles — wegen der Arbeiterkontrolleure! Ist es nicht merkwürdig, wie klein in menschlichen Dingen diese Herren sich zeigen, deren technische und kaufmännische Fähigkeiten über allem Zweifel erhaben sind. Ihnen fehlt der einfache Menschenverstand für Volksbehandlung. Und gerade deshalb brauchen wir ein neues Berggesetz.

Auch der frühere nationalliberale Abgeordnete Dr. Voltz gehört natürlich zu den Bekämpfern der Arbeiterkontrolleure. Auch er will den politischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen: ‚Stärkung der Sozialdemokratie!' Das ist der alte schlechte Gebrauch des Wortes Sozialdemokratie. Merkt man denn gar nicht, daß damit alle diejenigen, die eine weitere Sicherung des Bergbaues wünschen, geradezu in die Hände der Sozialdemokraten getrieben werden?

Nun aber kommt erst das Schönste. Und auch hier ist Herr Uthemann der Wortführer: Er schlägt vor, deshalb, weil der Handelsminister auch einen sozialdemokratischen Arbeitervertreter eingeladen hat, überhaupt nicht zu ihm zu gehen: ‚Damit schmeißen wir die ganze Geschichte.' Aber der Geh. Rat Hilger, den man ja auch längst kennt, ist klüger: ‚Meine Herren, damit schmeißen wir sie leider nicht, denn der Handelsminister Delbrück hat einmal bei einem Diner des Zentralverbandes Deutscher Industrieller gesagt: Das Wort vom Herrenstandpunkt hat Ihnen mehr geschadet als sämtliche Dinge, die Sie jemals sonst gemacht haben, und wenn ein Handelsminister auf dem Standpunkte steht, so ist ihm mit Nichthingehen nicht zu imponieren.' Damit aber öffnet sich das Tor. Der Handelsminister, der sich nicht einfach imponieren läßt, soll gehen müssen! Es sei, so sagt Uthemann, eine Handhabe gegeben, ‚mit dem Gesetz zugleich den Minister, der Arm in Arm mit der Sozialdemokratie ein solches Gesetz präsentiert, zu beseitigen.' Und der Vorsitzende greift den Gedanken der Ministerstürzerei auf, gibt aber zu bedenken, ob nicht Delbrück, der ein scharfer Gegner Bethmann-Hollwegs sei, gehalten werden müsse. Es wird abgemacht, den Minister nicht gerade stürzen zu wollen, aber ihm ‚die Wahrheit nach allen Kanten zu sagen'.

Das also sind die Bergherren unter sich. Man hat sie sich schon immer nicht viel anders vorgestellt, aber einen so urkundlichen Beweis hat man noch nicht in Händen gehabt. Es sind die kleineren Nachfolger des verstorbenen Freiherrn v. Stumm. Stumm war auch brutal, ein Herrenmensch mit einem Stiernacken, aber er war dabei doch sonst ein ganzer Kerl mit patriarchalischer Kraft. Hier aber lebt der Geheimratsübermensch, der bureaukratische Werksdirektor, der in seinem Reiche herrschen will wie ein Festungskommandant. Er nimmt Menschen an und wirft sie weg, er läßt sie in die Tiefe fahren und Kohle graben, und wenn sie nicht gehorchen, so werden sie ausgesperrt. Mitzureden haben diese Untertanen nicht. Wozu auch? Die Werksleitung versteht alles viel besser und will Herr im eignen Hause bleiben. Wie Ludwig XIV. sagte: ‚Der Staat bin ich,' so sagt diese Sorte von Geheimratsdirektoren: ‚Das Werk bin ich!' Und mit diesem durch nichts getrübten Selbstgefühl fragen sie sich, wann wieder ein Minister reif sein wird, wegen sozialpolitischer Untugenden verjagt zu werden."

Pour la bonne bouche noch einige Delikatessen in Originalpackung.. Der königlich preußische Geheimrat Uthemann erzählt aus seiner amtlichen Tätigkeit im preußischen Handelsministerium:

„Meine Herren, als die vorige Sitzung der Vorstände der bergbaulichen Vereine anläßlich einer der ersten schönen Novellen zum Berggesetz abgehalten wurde, hatte ich noch den Vorzug, im Ministerium zu sitzen. Bevor am Morgen die Besprechung im Ministerium anfing, wußten wir bereits, was tags vorher von den Vereinen beschlossen war. Das hat dem Handelsminister natürlich seine Taktik außerordentlich erleichert. Wenn wir auch gar keine Veranlassung haben, nicht mit offenen Waffen zu kämpfen, so halte ich es doch aus taktischen Gründen für richtig, daß wenigstens so lange, bis die Schlacht im Ministerium geschlagen ist, von unserer Seite gegenüber unseren Freunden, die wir im Ministerium sitzen haben, nichts herauskommt."

Weiter bemerkt dann Herr Uthemann noch: „Ich habe doch auch einmal bei der Firma (dem preußischen Handelsministerium!!) gearbeitet." Als Taktik für die Konferenz im Handelsministerium empfiehlt er:

„Ich möchte die Herren, die morgen ins Ministerium gehen, bitten, immer ganz kraß nein zu sagen, sich auf keine Erörterungen im Detail einzulassen, vor allem zu diesem wichtigen Punkt (Arbeiterkontrolleure) offen zu erklären: Wir sind Herr im Hause, und wir lassen die Arbeiter nicht hineinreden. Drücken Sie dem Minister da den Herrenstandpunkt ins Auge. Das ist nach meiner Überzeugung die einzige Möglichkeit, das unheilvolle Gesetz zum Scheitern zu bringen, daß wir dem Herrenhaus sagen können: Wir haben unseren Herrenstandpunkt vertreten, nun, Herrenhaus, zeige, daß du deinen Namen verdienst, und hilf uns."

Als dann der Vorsitzende, Bergrat Kleine, meint, man solle es doch vermeiden, gegen den Handelsminister selbst vorzugehen, er sei „noch der beste, den wir seit Bismarck gehabt haben" (Zwischenruf: „Und Möller?"), schließt sich Bergrat Williger dieser Ansicht an, — aber mit welcher Begründung! „Man hat ihm (dem Minister) von oben her die Pistole auf die Brust gesetzt. Ich bin nun der Ansicht, man muß dem Minister das Rückgrat stärken und ihm, wenn nicht anders, zu einem eleganten Abgang verhelfen. Wir wissen nicht, wie der nächste Minister einmal sein wird, aber wenn wir den Herren immer wieder das Rückgrat stärken, indem wir treu auf unserem Standpunkt beharren, und es geht vielleicht der zweite, dritte, vierte und fünfte, dann wird sich das Blättchen schließlich doch zu unseren Gunsten wenden. Ich glaube, wir sind jetzt schon im Übergang begriffen."

Also: der Staat Friedrichs des Großen ist für die Herren, frühere Beamten dieses Staates, eine Handelsfirma. Und die Hauptsache bleibt, solange und so viele Prokuristen herauszubeißen, bis einer kommt, dem sie — wie Bülow sich den agrarischen Leichenstein — die ehrenvolle Inschrift setzen können: „Ein treuer Knecht war Fridolin und in der Furcht der Herrn."

„Das sind ja nette Ränkeschmiede!" ruft die „Germania" entsetzt. „Schöne Aussichten eröffnen sich da dem jetzigen und den zukünftigen Handelsministern. Wer

aber weiß, daß die drei Vorgänger alle durch die ‚porta industriae' hinausgegangen sind, der wundert sich höchstens noch, daß von der Gesamtregierung aus dieser regierungsstürzenden Gesellschaft nicht schon längst das Handwerk gelegt worden ist. Frühere Staatsbeamte entpuppen sich als wütende Ministerstürzer, ein herrliches Bild für Preußen! Wie ist etwas derartiges möglich, wer legt dem Monarchen die Gründe dar, die es notwendig machen sollen, einen Minister zu entlassen? Der einfache Staatsbürger glaubt, es sei der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident. Dieser bestreitet ja auch stets das Dasein einer ‚Kamarilla'. Das preußische Volk, ja ganz Deutschland hat ein Recht, zu erfahren, durch wen diese egoistische Scharfmachergesellschaft das Ohr des Königs und Kaisers hat. Er ist es doch allein, der nach der Verfassung die Minister ernennt und entläßt. Wer suggeriert ihm die Pläne dieser Ränkeschmiede als notwendige Gründe zur Entlassung eines Ministers, der zudem, wie die Gesellschaft sagte, nur auf Wunsch des Königs ein Gesetz vorgelegt hat, das sie jetzt bei demselben Könige verwerten wollen, den Minister zu stürzen? Das Abgeordnetenhaus hat das Recht, den preußischen Ministerpräsidenten in eigener Person vor sein Forum zu fordern, damit er die Antwort gebe, an der er sich am 30. März im Reichstage vorbeidrückte. Hoffentlich wird sich die Volksvertretung nicht lange besinnen und Antwort verlangen, wer der Handlanger dieser Ministerstürzer ist, die schon im voraus betonen: wenn es in ihrem Interesse läge, würden sie gleich noch ein halbes Dutzend Minister folgen lassen."

Und was hatte der Herr Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg zu diesen hagebüchenen Enthüllungen zu bemerken? „Ich habe gar keine Veranlassung," meinte er bescheiden, „mich mit dem Stenogramm über eine vertrauliche Verhandlung zu befassen, und die Herren (zu den Sozialdemokraten) werden doch im Ernste nicht glauben, daß solche vertrauliche Verhandlungen den Gang der Gesetzgebung beeinflussen könnten."

Nein doch, nein; niemand glaubt's. Übrigens: für solche Kraftäußerungen hat Geheimrat Uthemann ein schönes Wort geprägt — „weiße Salbe". Sie sieht nach was aus, ist aber nichts. Ein programmatisches Wort für den Bülowkurs.

* * *

Und da will man der Sozialdemokratie den Mund verbinden, wenn sie von „Klassenherrschaft" spricht? Selbst unseren volkstümlichsten Einrichtungen, wie den Schöffen- und Geschworenengerichten, wird durch die Art ihrer Installierung der Klassencharakter aufgedrückt. Wenn's noch mit weniger Aufdringlichkeit geschähe! Aber man sehe sich doch z. B. die soziale Schichtung der Geschworenen an, die über das schießlustige Generals- und Exzellenzsöhnchen, den Referendar von Igel, urteilen sollten: Drei Fabrikbesitzer, zwei Verlagsbuchhändler, ein königlicher Ökonomierat, ein Geheimer Oberfinanzrat, ein Rentier, ein Betriebsinspektor, ein Bankier, ein Ackerbürger und ein Rendant, ferner (als Ersatzgeschworener) ein königlicher Maschineninspektor. „Gewiß," bemerkt das „Berl. Tagebl.", „sind das alles höchst ehrenwerte Leute. Aber ein eigentliches

Volksgericht ist ein Geschworenengericht, das sich ausschließlich aus Männern der ‚besitzenden Klasse' zusammensetzt, in dem der ‚Arbeiterstand' überhaupt nicht vertreten ist, doch wohl nicht. In den Augen des Arbeiters wird ein derartiges Schwurgericht als das Gericht der privilegierten Klassen angesehen werden, volles Vertrauen wird er in ein solches Gericht schwerlich setzen."

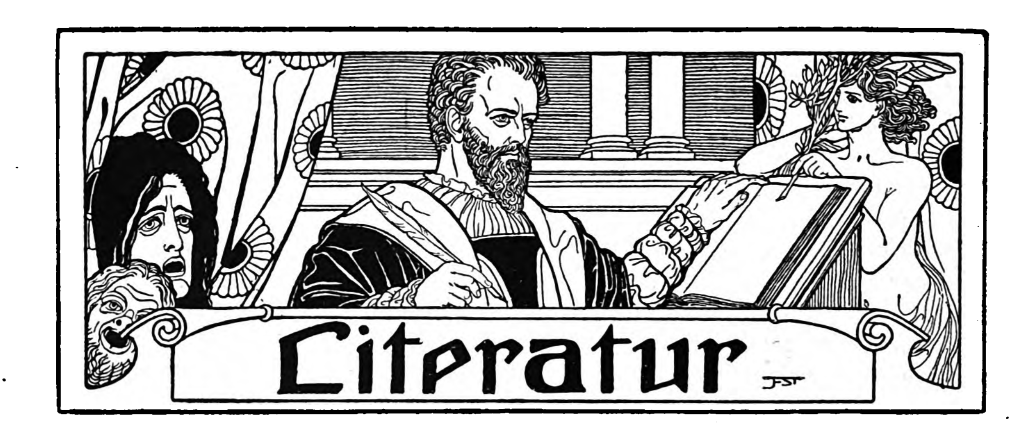
Der Referendar v. Igel hat den Handwerksmeister und Vater unmündiger Kinder Marschner, den er selbst zuvor frivol gereizt und herausgefordert, auf offener Straße mit dem Revolver niedergeknallt, weil er das seiner — „Ehre" schuldig zu sein glaubte. Er selbst behauptet ja: „aus Notwehr". Hier stehen sich aber die Aussagen der beiden an dem Renkontre beteiligten Kollegen des Angeklagten und die der beiden andern Zeugen, des Kutschers Marwitz und des Nachtwächters Birkholz, diametral gegenüber. „Die beiden Referendare sagen", so wird der Fall in der „Welt am Montag" dargelegt, „v. Igel sei durch wüstes Schimpfen des getöteten Marschner gereizt und der Steinsetzmeister wäre auf den Referendar drohend losgegangen, noch ehe v. Igel mit seinem Stock auf den Gegner eingeschlagen hätte. Ganz anders, ja geradezu entgegengesetzt äußern sich die beiden Zeugen aus dem Volke. Marschners Kutscher, Marwitz, ist zwar auf Vorhalt nicht absolut bestimmt in seinen Aussagen . . . Aber die Aussage des Nachtwächters Birkholz ist unumstößlich! Birkholz ist zweifellos der Kronzeuge in diesem Prozeß, seine Bekundung mußte ausschlaggebend für das Gericht sein! Und Birkholz bekundet: Marschner habe den v. Igel noch nicht angefaßt gehabt, als dieser ihn mit dem Stock schlug. — Ich hätte die beiden Referendare als Zeugen nicht vereidigt. Nicht etwa aus dem Verdacht heraus, sie könnten wissentlich Unwahres aussagen, o nein! Aber diese Herren waren bei der Affäre beteiligt, die gesellschaftlich und in ihrer staatlichen Stellung natürlich wenig Angenehmes für sie haben konnte. Das Gefühl, dieses nächtliche Renkontre würde man auch ihnen, die ja aktiv absolut unbeteiligt blieben, sehr verübeln, ließ sie noch in derselben Nacht zum Amtsrichter Dr. Henrici gehen, um mit diesem den Vorfall zu besprechen. Dr. Henrici hat einen nüchternen, soliden Eindruck von den beiden jungen Leuten gehabt. Aber der plötzlich in Studentenulk und Lebensfreude hereinbrechende Tod wird selbst einen recht kräftigen Rausch fortblasen. Und daß so absolut nüchterne junge Männer, die schon am Richtertisch amtieren helfen, in fremde Schlitten (den des getöteten Marschner) steigen sollten, um nächtliche Spazierfahrten zu machen, das ist doch kaum anzunehmen. Man tut da gewiß keinem der Nächstbeteiligten Unrecht, wenn man dem Alkohol ein gut Teil der Schuld beimißt — auf allen Seiten! . . . Die üblen Äußerungen des Referendars v. Igel im Freundeskreise (bei Ehebruch ertappt, würde er „knipsen"! D. V.), seine kindische Lust, mit dem Revolver zu knallen, und sein ganzes Benehmen in jener verhängnisvollen Nacht stehen mit den brillanten Zeugnissen seiner Vorgesetzten in einem Widerspruch, der sich gleichfalls nur dadurch erklären läßt, daß v. Igel einer jener alkoholintoleranten Menschen ist, die nach dem Genuß von Spirituosen alle Direktion verlieren und anstelle ihrer sonst normalen Handlungsweise ein vernunftloses, unter Umständen gemeingefährliches Gebaren zeigen . . . Aber der Angeklagte hatte das Glück,

,v. Igel' zu heißen und der Sohn eines Generals, nebenbei auch noch Jurist und somit künftiger Beurteiler menschlicher Schwächen zu sein. Es waren fast sämtlich engere Standesgenossen, die über ihn zu Gericht saßen. Der Vorsitzende des Schwurgerichts ,bat den Herrn Angeklagten', zeigte sich auch so wohlwollend wie möglich, als er v. Igel aufforderte, sich zu setzen, da er die Verhandlung stehend nicht aushalten würde . . . Ist das etwa ein Unrecht seitens des Vorsitzenden? Nein, keineswegs! Nur ist es sonst bei uns nicht der Brauch, höflich oder gar freundlich zu sein gegen Angeklagte. Das Schwurgericht setzte sich zusammen aus lauter Leuten, die den Vermögens- und Bildungskreisen des Angeklagten zugehörten — wieder ein bene für den schießenden Referendar. Die meisten dieser Leute, die Richter eingeschlossen, waren auch einmal Studenten gewesen, hatten auch mal über'n Durst getrunken und wußten, wie einem zumute ist, der im alkoholisierten Zustande Dummheiten begeht. Das ist menschlich. Sie sprachen den v. Igel schuldig der Körperverletzung mit tödlichem Ausgange. Nun hätte es das Gericht noch immer in der Hand gehabt, eine dem Allgemeinempfinden entsprechende Strafe zu verhängen. Staatsanwalt Stachow beantragte ein Jahr Gefängnis. Bis zu drei Jahren hinauf geht in solchem Falle die gesetzliche Möglichkeit. Der staatsanwaltliche Antrag mußte milde erscheinen. Aber das Gericht, weit milder, verurteilte v. Igel zu vier Monaten Gefängnis!!"

Vier Monate für ein vernichtetes, um nichts vernichtetes Menschenleben! — Eine Arbeiterfrau hatte in größter Notlage einem Kinde das Leben gegeben. Drei Tage nach ihrer Entbindung entwendete sie aus einem Nachbarkeller einen Arm voll Brennholz, um ihrem Kinde Milch zu kochen —: sie wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt! Und das Reichsgericht hat das Urteil bestätigt. Trotz der §§ 51 und 54 des Strafgesetzbuchs. Und doch sollte man meinen, daß eine Frau, die durch bitterste Not viel zu früh aus dem Krankenbett gehetzt wird, am dritten Tage nach ihrer Niederkunft als unzurechnungsfähige Person angesehen werden könnte und nach dem Urteile mancher ärztlichen Autoritäten auch wohl müßte! Aber — wenn man arm ist, wenn einem kein eifriger Rechtsanwalt, kein Sachverständiger zur Seite steht! „Wie lange", fragt mit blutigem Recht die „Ethische Kultur", „wird sich eigentlich das sittliche Bewußtsein des Volkes diese Art von Rechtspflege gefallen lassen? Und wenn Juristen das nicht merken, müssen nicht die Steine zu schreien anfangen?!"

Dann wieder ein paar Monate — wenn's so hoch kommt! — für die infamsten Greuel an hilflosen Kindern, an den Elendesten der Elenden! Für Greuel, die weit schändlicher sind als einfacher Mord! Strafen, wie sie für Ehrenmänner, die als Publizisten ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit doch wenigstens zu tun glauben, kaum als ausreichend erachtet werden! — Meine Herren Richter! So lange Sie solche Dinge nicht aus der Welt schaffen können, wird kein noch so schöner „Richterverein" imstande sein, das Volk von der tadellosen Güte seiner Justizgebahrung zu überzeugen. Wo aber Volkes Stimme so einmütig urteilt wie hier — sollte das nicht Gottes Stimme sein?





Die Bedeutung des historischen Romans

Von

Dr. Karl Storck

Der historische Roman ist immer viel bekämpft, aber fast immer noch mehr geliebt worden. Das Übergewicht der Liebe über die Gegnerschaft ist leicht erklärlich; denn diese wurzelt hier nur im verstandesmäßigen Bedenken, jene in einem seelischen Bedürfnis: dem innern Hang zur Vergangenheit, der in uns naturgemäß lebt, da diese Vergangenheit die Wiege unseres eigenen heutigen Seins ist. Wie der einzelne von Groß- und Ältervater nicht genug hören kann, wie er von ihrem Denken und Sehnen wissen möchte, um zur eigenen oder der Kinder Art einen Schlüssel zu erhalten, so empfinden wir als Volksangehörige, als Menschen die Sehnsucht von den vergangenen Tagen unseres Volkes, der Menschheit zu hören.

Dafür ist die Geschichte da, wirft der Gegner ein.

Gewiß! So wie für die Kunde von Groß- und Ältervater das Kirchen- oder Gemeindebuch da ist, aus dem wir erfahren können, wann sie geboren und gestorben sind, wann sie geehlicht haben, wann ihnen Kinder geboren und gestorben sind, ferner auch, ob sie irgendwie ins Leben der Gemeinde eingegriffen haben. So ist die Geschichte die Erzählung der Tatsachen, wie sie sich als geschehen darbieten; der Bericht von den Taten und Leiden, der Größe und dem Niedergang von Völkern und von jenen einzelnen, in denen die Volkskräfte — gute wie schlechte — so stark waren, daß sie wie Personifikationen derselben wirkten und Tausende hinter sich herführten.

Allerdings kann die Geschichte mehr und tut auch mehr. Sie strebt zu ergründen, wie und warum das so oder so gekommen. Der Geschichtsforscher wird zum Psychologen. Damit aber wird er zwar nicht zum Dichter, indes doch diesem in einer seiner wichtigsten Tätigkeiten eng verwandt. Psychologie als Erkundung des seelischen Lebens, des Empfindens und Fühlens einzelner oder einer Zeit beruht auf der Fähigkeit, sich in eine fremde Natur so hineinfühlen zu können, daß man zu deren Miterleber wird. Das Material ist für den Historiker und

den Dichter dasselbe: Handlungen, Taten, Geschehnisse, Worte oder sonstige Bekenntnisse. Wie es zu diesen kam, kommen mußte, sucht der Psychologe uns zu erklären, indem er uns die Empfindungswelt des Betreffenden vorlebt und so miterleben macht.

Der Verstand hilft dazu, daß einer das kann; der wirkliche Vollbringer aber ist die Seele. Es ist ganz sicher, daß noch niemals die wirkliche Biographie eines großen Mannes, daß noch nie eine wahrhaft lebendige Zeitschilderung gegeben worden ist, ohne diese seelische oder künstlerische Fähigkeit, ein nicht verstandesmäßig Faß- und Nachweisbares zu erfühlen. Darum versagt manches Werk eines Historikers, das alle Daten, jegliches Kleinmaterial zusammenträgt, während ein anderer aus wenig Anweisungen das Tiefste erfaßte und für alle Zeiten kündete. Man denke, wie z. B. Herder aus dem damals doch recht kleinen Material, das er sich zumeist selber stückweise zusammentrug, das Künstlerische der Volksseele in einer Weise aufdeckte, wie es seither keinem mehr gelang, trotzdem wir über das hundertfache Material an Zeugnissen dieses künstlerischen Volksempfindens verfügen.

Tritt hier der Dichter für die treue Darstellung der Vergangenheit mit gleichen Mitteln ausgerüstet neben den Historiker, so besitzt er viel stärkere als dieser, um die Stimmung einer Zeit darzustellen. Stimmungmachen ist künstlerisches Gestalten, ist auf wissenschaftlichem Wege nicht zu erreichen. Die Wissenschaft kann die Mittel dazu geben, sie kann alles aufzählen, was zur Stimmung beiträgt, diese selber kann sie nicht vermitteln. Einzelne, die Vergangenheit stärker fühlende Naturen, denen alles verstandesmäßig Aufgenommene sich zum Gesicht, zum Geschau wandelt, werden diese Stimmung aus den trockensten historischen Daten heraus empfinden. Das ist eben die dichterische Kraft, die aus dem unscheinbaren Rohmaterial den Goldgehalt des künstlerischen Stoffes instinktmäßig herausfühlt. Es ist nur eine besondere Art dieser dichterischen Veranlagung, wenn sich diese Fähigkeit, das Künstlerische in einem Stoffe zu fühlen, auf die Vergangenheit erstreckt, während andere gegenüber einem Zeitungsbericht, einem scheinbar alltäglichen Ereignis diese Kraft bekunden. Erst dieser Stimmungskünstler aber vermag nun anderen die Stimmung der Vergangenheit zu vermitteln.

Für diese Stimmung ist zweierlei wichtig, was dem Historiker nicht zu Gebote steht: erstens das Leben der Kleinen und zweitens das kleine Leben. Die Geschichte berichtet von den Großen; alle übrigen sind „Volk". Die unendliche Vielgestaltigkeit dieses Begriffes, die uns so recht aufgeht, wenn wir uns all diese Millionen von Ungenannten in ihrem Empfinden gegenüber irgend einem Gegenwartsproblem vorstellen, geht verloren. Wie die Tausende von Individuen, die zahllosen verschiedenen Stände und Interessentengruppen in diesen Zeiten lebten, gewisse Ideen aufnahmen und weitergaben, kann der Historiker nur andeuten und nur von dem Gesichtsfelde des Trägers der Idee aus, also aus der Vogelperspektive schildern.

Die Geschichte berichtet des weiteren von den großen Taten, den starken Ereignissen. Das kleine Leben, das Leben des Alltags vermag sie uns nicht zu geben. Gewiß, da ist nun wieder die Kulturgeschichte, die mit unendlichem Fleiß

auch den kleinsten Gewohnheiten der Vergangenheit nachgespürt hat. Aber wenn solche Gewohnheiten an sich aufgezählt werden, ohne jede Verbindung mit denen, die ihnen huldigen, so wirkt das wie die kultur- und völkergeschichtlichen Museen, in denen Trachten und Werkzeuge fremder Völker als tote Gegenstände aufgestellt sind. Wie anders, wenn wir in das fremde Land selber hingelangen, und dort diese Menschen in ihrem Leben beobachten können; wie anders schon, wenn, wie es ja neuerdings Sitte geworden, eine größere Zahl von Vertretern fremder Völkerschaften uns vorgeführt wird. Diese letztere Fähigkeit zum mindesten besitzt der historische Roman, ja, wenn der Dichter wirklich ein großer Stimmungskünstler ist, so mag es uns werden, als seien wir in das ferne Land der Vergangenheit selber eingedrungen und könnten nun mit eigenen Augen beobachten.

Endlich wird die Geschichte notgedrungen aus dem Geiste der inzwischen vollzogenen Weiterentwicklung geschrieben. Was nachher geschehen ist, der Wert, den die Ereignisse für die Weiterentwicklung bekamen, bestimmt Urteil und Einschätzung der Persönlichkeiten und der Geschehnisse. Der Dichter dagegen hat das Recht und das Vermögen, sich als Zeitgenosse in die Vergangenheit hineinzufühlen und die Ereignisse so aufzunehmen, wie sie den Kleinen und Einfältigen der betreffenden Zeit erscheinen mochten; er kann uns die verschiedensten Intelligenzen, die verschiedensten Stände und Altersstufen in der Empfindung für ein großes Geschehen vorführen. Gewiß, gerade diese Fähigkeit ist bei den Dichtern selten gewesen, aber wo sie wirklich vorhanden war, da wurde sie fast ebenso oft von vielen Seiten schwer verkannt.

Wir fassen zusammen: die Verurteilung des historischen Romans ist nicht stichhaltig, weder vom ästhetischen noch vom geschichtlichen Standpunkte aus. Das schwerste Bedenken, das die Ästhetik gegen ihn geltend macht, ist, daß der Künstler zu leicht zum Wissenschaftler werde, daß er nicht frei gestalte. Von diesem Standpunkt müßte man alle Stoffe, die nicht Erfindung der Phantasie sind, verwerfen. Das hieße so ziemlich 9/10 der gesamten Weltliteratur. In Wirklichkeit gestaltet sich, und das vor allem beim modernen Epos, dem Roman, die Lage so, daß der Künstler einen Stoff, der ihn fesselt, aufgreift und ihn seiner Persönlichkeit gemäß behandelt. Es ist Sache der Persönlichkeit, zu welcher Art von Stoffen sie sich hingezogen fühlt. Dann aber ist es ganz gleichgültig, ob dieser Stoff in irgend einem Lebenskreise der Gegenwart: Großstadt, Bauerntum, Industrie, Gesellschaft oder dgl. spielt, oder ob in irgend einer Periode oder irgendwelchen Verhältnissen der Vergangenheit. Ebenso gleichgültig ist es, entsprechend natürlich der betreffenden Persönlichkeit, ob der Künstler sein Material durch unmittelbare Beobachtung, durch Sehen mit seinen körperlichen Augen oder durch Schauen mit den Augen seines Geistes gewinnt. In keinem Falle erhält er von der Umwelt, von dem, was außer ihm liegt, mehr als das Rohmaterial, aus dem es gilt, das Kunstwerk zu schaffen.

Gewichtiger sind die Bedenken vom Standpunkt der Geschichte aus. Es ist nicht zu leugnen, daß auf dem Gebiete des historischen Romans schwer gesündigt worden ist. Allerdings wider die Kunst ebensosehr wie gegen die Geschichte. Die ersteren Werke scheiden aus. Als mißlungene Kunstwerke sind sie an sich ver-

werflich und kommen darum auch für die Beurteilung der Gattung nicht in Betracht, sofern wir überhaupt zugeben müssen, daß in ihr auch wahre Kunstwerke möglich sind. Vom Standpunkt der Geschichte aus wird zunächst geltend gemacht werden, daß ein schlimmer Subjektivismus sich im historischen Roman leichter und ungescheuter breitmachen kann als in der wissenschaftlichen Geschichtsdarstellung. Ich sage mit Absicht ein schlimmer Subjektivismus. Denn an das, was manche Leute Objektivität nennen, glaube ich auch beim Wissenschaftler nicht, sofern dieser sich nicht begnügt, Statistiker zu sein, sofern er überhaupt zu denken wagt, sobald er Geschichtspsychologe wird. Wir können nur verlangen, daß einer wahrhaftig sei, daß er die Dinge so darstellt, wie er sie mit gutem Gewissen nach gründlicher Vorarbeit darstellen muß. Hier ist nun der Punkt, wo am leichtesten auf ganz ehrliche Weise in dem geschichtlichen Roman Unechtheit und Unwahrheit im Sachlichen sich einschleicht. Der geschichtliche Roman wird zum Tendenzroman. Das Wort Tendenz ohne jeden üblen Beigeschmack gebraucht, einfach in der Bedeutung, daß einer durch geschichtliches oder philosophisches Denken gewonnene Überzeugungen durch Beispiele belegen will. Die großartigste Tendenzdichtung aller Zeit ist in der Hinsicht Goethes „Faust", der einen überkommenen Stoff im Dienste einer Idee, die nicht in der Zeit lag, in der der Stoff entstand, benutzte. Weil es sich dabei nicht um Geschichte handelt, erhebt sich in der Hinsicht kein Protest. Wenn dagegen Ebers altägyptische Verhältnisse benutzte, um seine Anschauungen über Priestertum und Kirchlichkeit darzulegen, so empfinden wir dabei eine doppelte Unwahrheit. Erstens für die Behandlung der Kardinalfrage, wenn wir das Priestertum anders einschätzen; zweitens aber in der Tatsache, daß das altägyptische Leben dieses Problem in der Form, wie Ebers es hineinstellt, nicht darbot. Der erste Fehler, mag er auch für zahllose Menschen der Gegenwart, für alle jene, die anderer Auffassung sind, der schmerzlichere sein, ist vom künstlerischen Standpunkte aus verzeihlich, könnte sogar vom künstlerischen Standpunkte aus berechtigt sein, insofern er die Weltanschauung des betreffenden Künstlers getreu und wahrhaftig wiedergibt. Man mag dann diese ganze künstlerische Persönlichkeit in ihrer Weltanschauung ablehnen; als Künstler würde man sie dennoch unter Umständen ebensogut gelten zu lassen haben, wie Goethes „Faust" auch von jenen gewürdigt wird, die die darin vertretene Weltanschauung ablehnen.

Um wirklich große Werke zu nennen, so werden sich z. B. Katholiken in einem ähnlichen Falle sehr oft gegenüber Novellen Konrad Ferd. Meyers befinden. Unverzeihlich, weil künstlerisch unwahr, ist dagegen der zweite Fehler. Er bedeutet den Mißbrauch einer Vergangenheit für einen Zweck, der beim wahrhaftigen Anschauen jener Vergangenheit nicht in ihr lag.

Höchst gefährlich wird der historische Roman, wenn er sich geschichtlich fest umschriebener Persönlichkeiten bemächtigt. Selbst wenn es gelingt, der Größe des Betreffenden beizukommen, liegt die Gefahr zu nahe, durch ein noch so leichtes Licht, das man dem Bildnis unwillkürlich aufsetzt, die Züge zu verzerren. Ich brauche nur an die bekannten Künstlerromane Heribert Raus zu erinnern, um zu zeigen, daß auch eine genaue Kenntnis der Zeit und der betreffenden Persönlichkeit nicht ausreicht, um die ungeheuren Schwierigkeiten des Widerstreits zahl-

loser kleiner Tatsachen mit phantastischer Hinzuerfindung zu überwinden; und die ganz getreue Nachschrift des historisch Beglaubigten in einem solchen Falle würde, selbst wenn auch das ganze Drumherum ebenso genau den historischen Tatsachen entsprechend dargestellt würde, allenfalls eine künstlerische Biographie ergeben, niemals aber ein Kunstwerk. Wenn einzelne Werke, z. B. Mereschkowskis „Leonardo da Vinci", bei aller Treue des Biographischen und Psychologischen, in der Vorführung des Künstlers auch als geschlossenes Kunstwerk wirken, so liegt das darin, daß es dem Dichter gelang, das Ganze unter einen über der noch so großen künstlerischen Persönlichkeit liegenden Gesichtspunkt zu bringen. Im genannten Falle heißt er: das Wesen des künstlerischen Genies.

Ein anderes ist es, wenn bei historischen Persönlichkeiten eine Charaktereigenschaft so stark herausgebildet war, wenn sie mit irgendeinem für die Welt charakteristischen Ereignis so eng verbunden erscheinen, daß mit ihrem Namen gerade dieses Ereignis, dieser Charakterzug vor unseren Geist hintritt. Das ist bei manchen geschichtlichen Dramen der Weltliteratur der Fall, bei denen die Umgehung der geschichtlichen Tatsachen im einzelnen auch vom geschichtlichen Standpunkt dadurch aufgehoben wird, daß der große Gedanke der Geschichte dadurch um so lebendiger hervortritt. Daß der wirkliche Egmont verheiratet war usw., schädigt auch die geschichtliche Wahrheit von Goethes Drama nicht, weil Egmont hier zur Personifikation des Begriffs der Freiheit erhoben ist und darüber hinaus als Verkörperung jener Menschen seines Volkes erscheint, die gleichzeitig dessen Größe und die Möglichkeit seines Niedergangs erklären.

Freilich wird man auch in diesem Falle vom Dichter ebensogut wie von jedem Menschen Taktgefühl verlangen müssen, aus dem heraus er empfinden muß, ob er in solchen Fällen nicht besser tut, eine frei erfundene Gestalt an die Stelle der geschichtlichen zu schieben. Gerade für den historischen Roman kommt diese Frage sehr in Betracht. Das Drama ist durch die ganze Art der Sprache und die Umsetzung von Ereignissen in Spiel aus der Sphäre der kritisch zu betrachtenden Wirklichkeit in die künstlerische hinausgehoben. Der historische Roman tritt uns dagegen mehr als Bericht eines einzelnen über die Vergangenheit gegenüber und erweckt durch seine ganze Art im Leser in viel höherem Maße das Gefühl, geschichtlich Wahres zu enthalten, als das Drama beim Beschauer einen solchen Eindruck hervorrufen kann. Gerade große dichterische Vertreter des historischen Romans suchten dieser Schwierigkeit dadurch zu entgehen, daß sie die geschichtliche Persönlichkeit, die ihnen eigentlich als Leitbild vorschwebte, überhaupt gar nicht selbst vorführten, sondern nur in ihrer Wirkung auf andere. Das großartigste Beispiel für diese Art ist Tolstois „Krieg und Frieden", wo wir auf jedem Gesicht den Namen Napoleon lesen, wo in jedes Ereignis sein düsterer Schatten hineinfällt, ohne daß er selber auftritt. Wallace hat in seinem „Ben Hur" auf diese Weise sogar ein Mittel gefunden, die Person Christi zu verwerten, ohne daß ein Vertreter irgendeiner religiösen bzw. ungläubigen Weltanschauung daran Anstoß nehmen könnte. Gleichzeitig gibt gerade diese Form des historischen Romans eine Art der Schilderung der Vergangenheit, die dem Historiker verschlossen ist, erscheint somit als einer der fruchtbarsten Versuche. Andere Dichter gingen wieder mehr darauf aus, das



Milieu der Vergangenheit darzustellen und darin eine aus dem Geiste der Vergangenheit erfundene freie Handlung sich abspielen zu lassen. Auch das ist ein Weg, der sich vielfach fruchtbar erwiesen hat, wobei nur immer wieder zu betonen ist, daß das Wichtigste in diesem Milieu natürlich immer der Geist der Zeit bleibt. —

Entscheidender als alle diese äußeren Dinge bleibt, wie überall in der Kunst, allerdings die Persönlichkeit des Dichters. Die Frage spitzt sich schließlich dahin zu: Wie geartet muß die Persönlichkeit sein, welche Charaktereigenschaften müssen in ihr vorwiegen, damit wir einen historischen Roman erhalten können, der gleichzeitig im höchsten Sinne Kunstwerk und Geschichte ist, d. h. in dem die vorgeführten Menschen aus sich selber herauswachsen, wie bei Shakespeare, in dem diese Menschen aber auch gleichzeitig ganz in der geschilderten Zeit stehen. An sich hochschätzbare Eigenschaften eines Künstlers können für ihn als historischen Romanschriftsteller verhängnisvoll werden. Es ist, um nur ein Beispiel herauszuwählen, zweifellos, daß Scheffel in hohem Maße die Fähigkeit besaß, sich in vergangene Zeiten hineinzufühlen; er hatte darüber hinaus gründliche Studien getrieben, bewahrte sich aber trotzdem frei von archivalischer Kleinkrämerei und war Menschenbildner und Menschenkenner genug, um Gestalten schaffen zu können, die in sich Leben trugen, die nicht wie Puppen mit einer Rede- und Handlungsweise behängt waren, die als Kopie der Vergangenheit wirkte. Trotzdem hat er in „Ekkehard" ein geradezu ungerechtes Bild des Klosterlebens gegeben. Sicher würde Scheffel selber, auf die Frage, ob er denn dieses Klosterbild als solches für ein treues und vollständiges halte, gesagt haben: Nein.

Das kam dadurch, daß er die Zeit unter dem Gesichtswinkel des Humoristen ansah, daß er darum auch die künstlerische Auswahl aus der Fülle des Gebotenen aus diesem Geiste heraus traf. Es kann dabei sein, daß jedes einzelne aus diesem geschilderten Klosterleben belegbar wäre aus zeitgenössischen Berichten; dennoch ist das Gesamtbild historisch falsch, weil vieles Entscheidende und Wichtige von dem, was tatsächlich war, fehlt. In Konrad Ferd. Meyer und noch mehr in manchen seiner Schüler — ich denke da z. B. an des hochbegabten Alfred Niedermann „Künstlernovellen" — ist der Protestant so stark lebendig, daß alle Geschehnisse der Vergangenheit mit einem inneren Haß wider den gläubigen Katholiken gesehen sind. Umgekehrt besitzen die Katholiken eine große Literatur an historischen Romanen, deren ganzes Ziel Bekämpfung protestantischer oder „moderner" Persönlichkeiten und Ideen ist (Bolanden, Laicus u. a.). Wilhelm Jensen, einer der größten Stimmungskünstler, der mit unwiderstehlicher Kraft uns das Lasten düsterer, von Krieg und Seuche heimgesuchter Zeiten empfinden läßt, wird persönlich wild, sobald nur das Wort Priester an sein Ohr tönt. Das alles wäre künstlerisch noch nicht so schlimm, wenn der Dichter als solcher da auf einmal aus der Versenkung emportauchte und sagte: „Nach meiner aus geschichtlichen Studien gewonnenen Anschauung ist das so und so", oder: „Ich habe die Weltanschauung gewonnen, daß diese Ereignisse und diese Persönlichkeiten nur durch die Verderbtheit der und der Persönlichkeiten oder Einrichtungen gekommen sind." Das würde gewiß die Stimmung zerreißen und damit die künstlerische Einheitlichkeit zerstören, aber wir könnten wenigstens eine Folge künstlerisch geschauter Bilder erhalten,

wie sie etwa Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" gegeben hat, und diese Bilder könnten in sich echt sein. Unecht dagegen ist, wenn die Empfindungen und die Anschauungen, die der Dichter, gleichviel woher, gewonnen hat, Personen in den Mund und ins Herz gelegt werden, die sie in der betreffenden Zeit unter den geschilderten Verhältnissen überhaupt nicht bekommen konnten. Nun sei nichts ferner von uns, als vom Künstler nüchterne Sachlichkeit zu verlangen. Dann eben läge seine Aufgabe nicht in der Kunst, sondern in der Wissenschaft. Gerade das Gegenteil verlangen wir von ihm: der historische Romanschriftsteller muß die Eigenschaft im höchsten Maße haben, die auch noch keinem Historiker geschadet hat, die aber seltsamerweise so oft verpönt wird: die Liebe.

Diese Liebe erscheint mir als die wichtigste Eigenschaft für die Kenntnis der Vergangenheit, genauer für das Nachfühlen der Seele der Vergangenheit. Der Menschen Denken und Fühlen ist in stetem Wandel begriffen, selbst dort, wo die Endergebnisse scheinbar gleich geblieben sind; nur die Natur bewahrt eine gewisse Stetigkeit und darum jenes von Instinkten geleitete Fühlen, das mit Naturtrieben zusammenhängt. Wie gering für die Beurteilung alles Geistigen das endgültige, tatsächliche Ergebnis ist, geht aus der einen Tatsache hervor, daß heute jeder Schulknabe eine Menge von Dingen weiß, um die sich die größten Denker der Vergangenheit umsonst bemüht haben. Dieser Schulknabe — wir treffen ihn ja immer wieder im Halbgebildeten — hat es leicht, spöttisch über die größten Denker der Vergangenheit die Nase zu rümpfen, sich für aufgeklärt zu halten gegenüber jenem dunklen Zeitalter.

Aber wie armselig bleibt es auch noch, wenn wir mit sogenannter historischer Objektivität feststellen, daß auf den Grundlagen der Vergangenheit mehr sich nicht erreichen ließ, daß die und die Erkenntnis, die ja gewiß falsch oder nicht ausreichend sei, hinsichtlich des Zustandes der damaligen Wissenschaft schon eine bedeutende Leistung darstelle! Wie anders, wenn uns die Liebe die Augen geschärft hat. Da erkennen wir einen Wahrheitsucher, der sein ganzes Leben hingegeben hat, um vorwärts zu dringen; da spüren wir den leidenschaftlichen Menschen, der sich verzehrte, um der Menschheit nützen zu können; da sehen wir einen Kämpfer, der unter Qualen den Ausgleich suchte zwischen einer Beobachtung, die seine Sinne gemacht, und einer Anschauung, die seine Seele glaubte.

Man darf es ganz ruhig sagen, daß wir im großen und ganzen vom inneren Leben der Vergangenheit fast nichts wissen, und das hat nur seinen Grund in der Lieblosigkeit, im geistigen Hochmut, mit der wir sie betrachten. Aus diesem heraus kommt es, daß wir als bedeutend, edel oder groß das betrachten, was Anschauungen und Überzeugungen vertritt, die wir heute persönlich für wahr und groß halten. Wir versetzen uns nicht in die Seele der betreffenden Zeit, oder wenn wir es tun, geschieht es mit einer Überlegenheit, die etwas Pharisäerhaftes an sich hat und unfruchtbar ist, wie alles Pharisäertum. Es gibt nichts Schlimmeres als diesen geistigen Hochmut, der sich gerade in seelischen Dingen mit einer offiziellen Demütigkeit sehr gut verträgt. Insonderheit auf religiösem Gebiet machen wir täglich die Beobachtung, daß auch jene Menschen, die in allen praktischen Fragen voll edler Nächstenliebe sind, in geistigen Dingen von dieser Liebe nichts wissen; und auch da

ist es doch Hochmut des Bewußtseins, im Rechte zu sein. Es wird dann schon zu einer bedeutenden Leistung, wenn man seinen Nächsten bloß für verblendet hält und nicht für schlecht.

Goethe hat einmal vom Biographen parteiische Leidenschaft verlangt. Ein scharfes Wort, das aber im Grunde nichts anderes heißt als Liebe zu den dargestellten Menschen, die so stark ist, daß sie für das Menschliche Partei nimmt gegenüber allem jenen in den äußeren Geschehnissen, in den Meinungen und Bestrebungen, das wir heute anders auffassen.

Diese Art parteiischer Leidenschaft oder, wie wir nun lieber sagen wollen, der liebevollen Versenkung ist die Grundlage aller wahren Objektivität für den Historiker, der sich vom Biographen dadurch unterscheidet, daß er nicht einem einzelnen Menschen gegenüber diese Liebe bewährt, sondern einer ganzen Zeit und allen ihren Vertretern. Sie ist vor allem die wichtigste Eigenschaft für den Dichter historischer Romane, der so in den Stand gesetzt wird, jenes innere heimliche Leben der Vergangenheit nachzufühlen und in seinen Werken zu erfassen, das dem kühlen Forscherauge sich niemals enthüllt.

Das Gebot der Liebe ist das höchste Gebot für alle Lebenden, nicht nur der lebenden Gegenwart gegenüber, sondern auch für die Vergangenheit. Der historische Roman hat hier eine große Aufgabe zu erfüllen.



Rudolf von Gottschalls „Jugenderinnerungen“

Alte Leute erzählen am liebsten aus ihrer Jugendzeit; sie erzählen da auch am besten und fruchtbarsten für andere. Denn am wertvollsten in der Geschichte des einzelnen Menschen bleibt immer seine Entwicklung bis zu jenen Jahren, in denen er der verantwortliche Haushalter seines Lebens geworden ist. Danach ist auch die Aufnahmefähigkeit gegenüber den verschiedenen Lebenserscheinungen nicht mehr so wach. Wir treten allem kritisch eingestimmt, man möchte sagen eigensinniger entgegen; man gesteht nicht mehr so willig ein, was und wieviel man vom Leben bekommt, möchte lieber als der Gebende dastehen. Und ach! wie wenig haben wir in der Regel zu geben im Verhältnis zu dem Vielen, was wir bekommen haben. In der Jugend ist das anders: da liegt im Aufnehmen das Große und Beseligende, und so ist das Gesamtbild des Lebens dann meistens reicher als in späteren Jahren, selbst wenn uns diese auf eine höher ragende Lebensstellung geführt haben.

Besonders treffen diese Beobachtungen zu, wenn die Jugend eines Menschen mit einer der immer wiederkehrenden Jugendperioden seines Volkes zusammenfällt, wo auch dieses neuen Entwicklungen entgegengeht und in hochgespanntem Idealismus weniger realpolitische Möglichkeiten auszunutzen sucht, als seinen höchsten Wünschen und Aufgaben nachjagt.

Das trifft für den jüngst verstorbenen Rudolf von Gottschall zu, der als Jüngling die äußere Sturm- und innere Drangzeit der Mitte des 19. Jahrhunderts leidenschaftlich miterlebte und dank seiner journalistischen Natur in frühen Jahren mit allen den Männern Verbindung fand, die diese Zeit hatten mit vorbereiten helfen. So bieten denn auch die Jugenderinnerungen, die Gottschall vor zehn Jahren als Fünfundsiebziger veröffentlicht hat (Berlin, Gebr. Paetel) so mannigfache Ausbeute, daß wir sie hier besonders betrachten

wollen, während eine kurze Gesamtwürdigung seines Schaffens in anderem Zusammenhange (vgl. Abteilung Auf der Warte: „Vom Zug der Toten“) gegeben wird.

Gottschalls Geschlecht stammt aus dem Salzburgischen, von wo seine Väter ihres protestantischen Glaubens wegen 1731 vertrieben wurden. Sein Vater aber, bei der Geburt des Knaben Oberleutnant der reitenden Artillerie in Breslau, war in der Gesinnung durch und durch Preuße. Den grausigen Zug nach Rußland 1812 hat er mitgemacht, die Yorksche Kapitulation mit freudigem Herzen begrüßt, wie er in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815 ein tapferer Mitkämpfer gewesen. Aber auch mit der Feder wußte der Offizier gut umzugehen, und sein Sohn gibt reichliche Auszüge aus des Vaters Kriegstagebüchern. „Mein Vater besaß das Talent zu solchen (Kriegs-)Schilderungen, und wenn auch mir dasselbe von mancher Seite zugesprochen wird, so ist es ja wohl möglich, daß dieses ein natürliches Erbstück ist.“ (S. 16.)

Ganz anders als der tapfere Vater, der aus dem Feldzug von 1815 das Eiserne Kreuz heimbrachte, war die Frau, mit der er sich 1822 verheiratete. „Das Bild meiner Mutter, der zärtlichsten und besten Frau, die ganz in der Liebe zu ihrer Familie, zu ihren Kindern aufging, schwebt vor mir mit jenem Schmerzenszug, mit dem andauernde Kränklichkeit, ein allmählich sich immer mehr entwickelndes Herzleiden, ihre lieben Züge leider gezeichnet hatte.“ Sie besaß ein tiefes, poetisches Gemüt, und ihre literarischen Neigungen gingen über die Mode hinaus. Aus seiner ersten Kindheit weiß der Dichter nichts besonderes zu berichten; nur die damals noch unendlich lange Reise von Schlesien nach Koblenz, wohin sein Vater als Zeugkapitän versetzt worden, hat lebhaftere Eindrücke hinterlassen. Im schönen Koblenz verblieb Gottschall bis zu seinem zehnten Lebensjahre; 1833 wurde der Vater nach Mainz versetzt. In Koblenz hatte der Besuch des Gymnasiums begonnen. Die ersten wissenschaftlichen Neigungen zeigten sich; hier war es die Kriegsgeschichte. Der künftige Literarhistoriker führte sich allerdings nicht besonders glänzend ein. Ein Lehrer fragte, ob einer von den Knaben den großen Monolog aus der „Jungfrau von Orleans“ kenne, worauf sich unser Rudolf erhob und stolz begann:

„Lebt wohl, ihr Berge, du geliebte Hammelherde,
Die Henne sagt euch jetzt adjes!
Ob ick nochmal zurückekommen werde,
Wer weeß, wer weeß!“

Der Lehrer ließ ihn natürlich die irgendwo aufgegabelte Parodie zu allgemeinem Ergötzen bis zu Ende aufsagen.

Im goldenen Mainz, der Stadt des Gutenberg, der Perle der Rheinlande, an die sich seine schönsten Jugenderinnerungen knüpfen, begann sich auch der Dichter in dem Knaben zu regen. Als Umdichter der Fabeln des Phädrus fand er sogar den Beifall seines Klassenlehrers. Wertvoller war für ihn, daß ein blutiges Drama, „Cajus Gracchus“, dem Gymnasiasten die fördernde Freundschaft eines auch wissenschaftlich sehr gebildeten Offiziers verschaffte. Oberleutnant von Greiffenberg war ein recht seltsamer Mann. Unansehnlich in seinem Äußeren, sehr schmächtig, meistens mit etwas geröteten Augen, war er nicht nur stets auf dem Platze als tüchtiger Soldat, sondern war auch Dichter und ein so sprachkundiger Herr, daß hierin wohl niemand im alten Mainz mit ihm wetteifern konnte. Er studierte und beherrschte zum Teil neun neuere Sprachen ... und hatte seine Zeit so eingeteilt, daß er jeder dieser Sprachen je eine Woche widmete. Eine löste immer die andere ab. In dieser Woche trieb er nicht nur bei Tag und Nacht das Studium der Sprache, die gerade an der Reihe war; auch seine ganze häusliche Einrichtung mußte ihr Gepräge tragen. ... Er war auch ein Dichter, aber einer der verschwiegensten, von dem niemand etwas wußte. Eine ganze Reihe in sanftes braunes Papier eingebundener Quartbände stand auf seinem Repositorium; das waren zum Teil Operntexte zum Teil phantastische Dramen. Lange Zeit vor Richard Wagner hatte er einen „Sängerkrieg auf der Wartburg“ gedichtet, als Text für einen Opernkomponisten; ein phantastisches Drama spielte auf dem Monde, ehe noch Jules Verne seine Helden dort hinauf spedierte.

Gottschall, der dem seltsamen Leutnant im pensionierten Hauptmann seiner Erzählung „Die zehnte Sprache" ein Denkmal gesetzt hat, erhielt von ihm gediegenen Unterricht im Englischen.

Unheimlich entwickelte sich die einmal entfesselte Dichterwut des Gymnasiasten. Neben Übertragungen aus Ovid brachte er es in seiner Gymnasialzeit auf sieben fünfaktige Dramen und ein unendliches in Mexiko spielendes Epos, in dem selbst so zungenbrecherische Namen, wie der Quetzecoatl, der Mixcoatl und der sonst ja so „poetisch" klingende Popokatepetl dem jambischen Versmaß sich fügen mußten. Von all diesen Sachen ist nichts erhalten, als einige Szenen des Schauspiels „Cerigo", die 1839 in der „Mainzer Zeitung" erschienen sind, und die in der Tat für das Können des damals Sechzehnjährigen ein sehr günstiges Zeugnis ablegen.

Sonst wurde, wie das auch heute noch zu sein pflegt, für Freundschaft und Natur geschwärmt; fremdartig aber mutet es an, daß diese Gymnasiasten in Jean Pauls Büchern die Stunden hehrster Andacht fanden. Daneben wurde aber auch die zeitgenössische Literatur nicht vernachlässigt, und es war für den sechzehnjährigen Gottschall ein feierlicher Augenblick, als er Gutzkow zum erstenmal zu sehen bekam. Der 28jährige Dichter beachtete allerdings seinen knabenhaften Bruder in Apoll erst, als er erfuhr, daß dieser auch bereits das kritische Messer schwang. Denn „den Kritiken pflegt ja kein Geburtsschein beizuliegen."

1839 nahm der alte Gottschall seinen Abschied und siedelte nach seiner ostpreußischen Heimat über. Wieder eine Reise quer durch Deutschland, die der Jüngling insofern literarisch verwertete, als er einige Berühmtheiten aufsuchte. Da waren in Leipzig der feurige Karl Beck mit seinen berühmten „mildgroßen blauen Dichteraugen", Gustav Kühne, der Mann von der „Zeitung für die elegante Welt", und die bescheidenere Literaturexistenz Hermann Marggraff, der es trotz besten Strebens und guten Könnens, wie sein „Fritz Beutel", nie zu etwas Ordentlichem gebracht hat.

Die neue Heimat wurde zu Rastenburg in Ostpreußen aufgeschlagen. Aber so unpoetisch die Umgebung hier auch im Gegensatz zur Stadt am Rhein und Main war, unser Gymnasiast dichtete mit gleichem Eifer weiter, und es war der Verleger des „Rastenburger Kreisblattes", der die Welt mit Rudolf von Gottschalls „Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst" beglücken wollte. Seinem guten Abgang vom Gymnasium hat die Dichterei aber jedenfalls nichts geschadet, wie sein treffliches Zeugnis beweist.

Als der junge Student im Oktober 1841 die Universität der alten Königsstadt am Pregel bezog, wehte durch die herbstlichen Blätter der Frühlingshauch der vormärzlichen Zeit. „Wie wenige der jetzt Lebenden kennen sie und vermögen nachzuempfinden, was damals die Gemüter bewegte. Selbst vorzügliche Geschichtsschreiber ... mögen ein getreues Geschichtsbild geben, aber für das rechte Stimmungsbild fehlen ihnen doch die Farben. ... Ich habe wenig Altersgenossen, die jene Epoche miterlebt haben, und wenn sie darüber berichten, aus ihrem eigenen Leben schöpfen können: Meine Sturm- und Drangepoche fällt in diese Zeit, deren Sturm und Drang sie widerspiegelt. Nicht über große Haupt- und Staatsaktionen habe ich zu berichten, aber über manche Augenblicke schöner Begeisterung und über viele Persönlichkeiten, welche damals eine Rolle spielten und deren sich, um mit Hegel zu sprechen, die List der Vernunft bediente, um ihre Zwecke zu erreichen." Mit diesen Worten kennzeichnet Gottschall zutreffend den eigenartigen Reiz und andererseits den geschichtlichen Wert seiner Erinnerungen aus der „Studentenzeit", die er im Sinne von „Wanderjahren" bis zum Jahre 1852 ausdehnt, wo er in den Stand der Ehe eintrat und seine „Odyssee" beendete.

Die trotz des vielen Kleinen und Kleinlichen, was mit unterlief, große Zeit der vierziger Jahre spiegelt sich im Fühlen, Denken und Schaffen eines geistig hervorragenden jungen Mannes. Und dann tritt eine kaum übersehbare Fülle bedeutender oder eigenartiger oder doch interessanter Menschen auf. Für uns Jüngere hat es einen eigenartigen Reiz, von Leuten als Jünglingen sprechen zu hören, die wir uns nur in greisem Haar vorstellen können, oder von Männern und Frauen zu vernehmen, deren Kinder uns in unseren Lebenskreisen begegnen.

Hier steigert sich auch die Darstellung bedeutend. Der Dramatiker Gottschall versteht es ausgezeichnet, die Personen, die ihm begegneten, uns lebendig vorzuführen, der Romanschriftsteller weiß Spannung zu erreichen; der Literaturgeschichtler zeigt sich allerdings mehr in der ausführlichen Schilderung der eigenen Werke, wirft aber doch zahlreiche Streiflichter auf das gesamte geistige Leben der Zeit. Den geistreichen, oft etwas ironisch gefärbten Stil darf man vielleicht als Erbstück der vormärzlichen Zeit ansehen, während die liebevolle Behandlung der Sprache ungeteilte Freude weckt. Unangenehm haben mich eigentlich nur die häufigen Verteidigungsversuche gegen die „Jungen" und „Jüngsten" berührt. Wer unsere Literatur kennt, weiß auch ohne sie, daß die Forderungen, welche das jüngste Dichtergeschlecht erhob, durchaus nicht so neu und unerfüllt sind. Andererseits ist so mancher „Alte", der noch künftige Geschlechter erfreuen wird, zum alten Eisen geworfen worden, daß man das nicht tragisch aufzufassen braucht. Sonst aber muß man es Gottschall nachrühmen, daß er mit seinen dichterischen Leistungen nicht liebäugelt, sondern mit dem gereiften Urteil des gewiegten Literaturkenners sie beurteilt.

Es kann hier auf den reichen Inhalt des Buches natürlich nicht in erschöpfendem Maße eingegangen werden, und ich will neben den hauptsächlichen Erlebnissen Gottschalls selbst nur seine Kennzeichnungen einiger hervorragender Zeitgenossen kurz erwähnen.

Von den Professoren hat ihm einer der jüngsten den nachhaltigsten Eindruck gemacht. „Würdige Repräsentation, seltene Klarheit, die rasch den Kern der Dinge erfaßte, Bestimmtheit und Schärfe des Geistes, eine Toleranz und Unparteilichkeit, welche die verschiedensten Anschauungen gewähren ließ, fern von jeder Erbitterung, von jedem fanatischen Parteihaß" sind die Eigenschaften, welche neben seiner vollendeten äußeren Eleganz, dem großen, lebendigen Wissen, dem trefflichen Vortrag Gottschall veranlassen, den damals dreißigjährigen Professor als „geborenen Präsidenten" zu bezeichnen. In der Tat hat dieser sich zweimal mit der deutschen Kaiserkrone auf den Weg zu einem Hohenzollern gemacht, denn er war kein anderer als Martin Eduard Simson, später der Präsident des Frankfurter Parlaments und des deutschen Reichstags.

Die anderen Professoren waren nicht von der auch äußerlich hervorragenden Art Simsons, aber es waren tüchtige und anregende Lehrer darunter. Vor allen verstand es Karl Rosenkranz auf den Studenten einzuwirken, den er dauernd der Philosophie Hegels gewann.

Reicher ist die Reihe der auch uns irgendwie berührenden Alters- und Studiengenossen. Zwei spätere Exzellenzen befanden sich unter den letzteren, Robert von Keudell, der von Bismarck hochgeschätzte, der später im Palazzo Caffarelli in Rom der deutschen Kunst eine freundliche Heimstätte gewährte, und der Westpreuße Hobrecht, der seinen Scharfsinn als preußischer Finanzminister beweisen konnte. Andere haben in der Gelehrtenwelt einen guten Namen: der gewiegte Shakespeareforscher Kreyssig, der Heros der Spektralanalyse Kirchhoff, der Historiker Walter Rogge, dessen treffliche Schrift „Parlamentarische Größen" eine der schönsten Früchte deutscher Journalistik ist, endlich auch „der Auszug aller tödlich feinen Kräfte", Julian Schmidt, der Henkersknecht unserer Literatur, befanden sich unter ihnen. Daneben auch der Gegenpol des letzteren, Albert Dulk, der durch sein Äußeres, ebenso wie durch sein feuriges Drama „Orla", an die Kraftheldén der Sturm- und Drangzeit erinnerte. Gern glauben wir, daß das Leben in dem literarischen Kränzchen „Albertina", dem alle diese Jünglinge angehörten, sehr anregend und fördernd gewesen. Der junge Gottschall holte sich hier seine ersten Lorbeeren als Redner. Bald aber sollte er, wenigstens in seiner engeren Heimat, „berühmt" werden.

In den ersten vierziger Jahren stand Ostpreußen im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Das kühne Vorgehen der altpreußischen Stände unter dem Oberpräsidenten von Schön, der in einer kurzatmigen Schrift „Woher und Wohin?" diesen Schritt begründete, — die Forderung der Einführung der längst versprochenen Reichsstände, hatte im ganzen Volke mächtig gewirkt. „Hier in Ostpreußen schien der Leuchtturm des neuen freien Geistes, der eine Wiedergeburt des Preußenlandes ins Werk zu setzen suchte, errichtet; hierher wandten sich die Augen

aller derjenigen, die eine Umgestaltung des bestehenden Staatswesens ersehnten; jedes neue Lebenszeichen des politischen Geistes in Ostpreußen wurde als ein Symptom von tiefgehender Bedeutung betrachtet."

In Königsberg gesellte sich nun zu den Sprechern der „neuen Zeit", Johann Jacobi, einem jüdischen Arzt, der ein packendes Schriftchen „Vier Fragen" hinausgesendet hatte, dem Privatdozenten der Theologie Dr. Jachmann, der in der „Hartungschen Zeitung" durch beredte Leitartikel wirkte, und dem Humoristen Ludwig Walesrode, der neunzehnjährige Jurist Gottschall mit „Liedern der Gegenwart". Die Lieder zündeten, wenn sie auch vielfach unreif waren. Erfreulich wirkt noch heute der deutsche Geist, der in ihnen lebt, und der Leitton des Ganzen klingt in den Versen wieder:

„Gib uns zurück, was wir mit Schmerz vermissen,
Das Reichspalladium, das man uns entrissen!
Dein ein'ges, einz'ges Banner wehe wieder
Im Morgenrot von Deutschlands Höh'n hernieder."

Die schärferen der Gedichte, die der Gottschall sehr günstig gesinnte Zensor, Schulrat Lucas, nicht hatte retten können, kamen als „Zensurflüchtlinge" aus der Schweiz zurück und halfen dazu mit, den jungen Dichter zu einer vielgenannten und wohlbekannten Person zu machen. Er stand nun ganz im öffentlichen Leben. Vorträge und Deklamationen folgten sich. Dabei schloß er einen innigen Freundschaftsbund, der fürs ganze Leben gehalten hat, mit Wilhelm Jordan, dem Nibelungensänger. Beide zusammen hatten Gelegenheit, Georg Herwegh zu besingen, bei einem Festmahl, das dem Sänger der „Lieder eines Lebendigen" zu Ehren in Königsberg veranstaltet worden. Herwegh beantwortete die auf ihn ausgebrachten Toaste mit dem Vortrag eines seiner besten Gedichte: „Die Lerche war es, nicht die Nachtigall". Als Rhapsode zeigte er sich in seinem schönsten Lichte. Sonst war er kein Redner und kein Sprecher; er schien immer über seinen Versen und Reimen zu brüten; dafür waren seine „Lyrischen Schwabenstreiche" auch bekannt geworden im ganzen Reiche, wegen ihrer Wucht. Er hatte etwas träumerisch Versunkenes in seinem Wesen, nichts geistig Bewegliches in seinen Zügen, trotz der feurigen Augen im stark brünetten Gesicht.

Aber trotz alledem, trotzdem in alle Welt der Oppositionsgeist gefahren zu sein schien, war das politische Leben eigentlich unschuldig und harmlos. Für den nötigen Spektakel sorgten zumeist die Studenten, die ihren musikalischen Sinn am liebsten in Katzenmusiken betätigten. Es mußte auch dabei Sündenböcke geben, und da Gottschall bei den Behörden genug auf dem Kerbholz hatte, bekam er bei einer derartigen Gelegenheit das Consilium abeundi, obwohl er nicht „musikalischer" gewesen war als alle anderen. Mit dem Abschied von Königsberg war auch sein erster selbsterlebter Roman zu Ende: eine Doppelliebe zu zwei Schwestern, deren eine in der Dichtung „Madonna und Magdalena" das Urbild der ersteren ist.

Der relegierte Student wandte sich nach seiner Vaterstadt Breslau. Doch gelang es ihm daselbst nicht, bei der Universität anzukommen, obwohl er sich durch günstige Verbindungen in Berlin beim Kultusministerium die Absolution für die Königsberger Sünden verschafft hatte. Aber bevor er alle zur Immatrikulation nötigen Papiere beisammen hatte, war er auch aus Breslau polizeilich ausgewiesen. Dieses Mal gestaltete sich sein Auszug feierlich, denn Gottschall hatte in der Bürgerschaft rasch Sympathien gewonnen. Darum war der Breslauer Aufenthalt nun doch nicht verloren. Zwar das Töchterchen unseres alten Kroll, der damals noch in der schlesischen Hauptstadt einen „Wintergarten" hegte, ging dem armen Poeten verloren; aber geistige Förderung verschaffte ihm der Verkehr mit dem großen Botaniker Nees, dem ein gedrucktes Lob Goethes einen gewissen Nimbus lieh. Bedeutender wurde für den jungen Dichter seine Befreundung mit dem Grafen Eduard von Reichenbach, einem echten Edelmann an Geist und Körper. Auf dem Gute Waltdorf des schlesischen Grafen, das überhaupt ein Heim für allerlei Entgleiste in vormärzlicher Zeit war, fand Gottschall immer liebevolle Aufnahme.

Das war für ihn um so besser, als nicht weit davon das Gut einer Tante sich befand, und er nun Muße genug hatte, in den prächtigen schlesischen Wäldern seiner Muse zu leben. Denn gedichtet wurde noch immer. In Breslau war ein kraftvolles Drama „Robespierre" vollendet worden, über das Hoffmann von Fallersleben, der auch zu den Gästen Reichenbachs gehörte, so günstig urteilte, daß er dem Verfasser riet, nur getrost die lumpige Juristerei an den Nagel zu hängen Von den Breslauer Bekannten sei noch erwähnt Ferdinand Lassalle, der ebenfalls an der Abschiedsfeier für Gottschall teilgenommen hatte und dafür acht Tage Karzer aufgebrummt bekam. „Ein blutjunger Student mit einer etwas spitzen, aber doch durchdringenden Stimme, von blasser Gesichtsfarbe, von einem griechischen Profil, das mit den physiognomischen Merkmalen israelitischer Herkunft eigentümlich verschmolzen war. Ganz nach den Gesetzen hellenischer Plastik erstreckte sich die Nase gradlinig ohne jeden Einschnitt von der Stirn herab; aber um den Mund spielte eine lebhafte Beweglichkeit mit allen jenen zersetzenden geistigen Elementen, welche dem jüdischen Stamme eigentümlich sind. Die ganze Erscheinung hatte etwas körperlich Durchsichtiges und geistig Feines — zählte doch der junge Student nicht mehr als siebzehn Jahre; doch kein Professor der Philosophie konnte mit größerer Beredsamkeit über Hegel sprechen. ... Er kannte seinen Hegel auswendig bis auf die dunkelsten Stellen und wußte schon damals den Standort aller Gedanken in den verschiedensten Werken und Bänden. ... Wer, wie ich, Lassalle von Jugend auf kennt, dem muß es als eine merkwürdige Ironie des Schicksals erscheinen, wie gerade an seinen Namen sich eine Agitation der Massen knüpfen konnte. Lassalle war eine durchaus aristokratische Natur; er besaß geistige Vornehmheit ... überdies aristokratische Lebensgewohnheiten und gehörte durchaus nicht zu den Männern, die sich in der Atmosphäre des Arbeiterpublikums wohl fühlen. ... Er hatte von Hause aus wie wenige eine eiserne Stirn und den Glauben an seine Unfehlbarkeit — und das ist schon die halbe Bürgschaft des Erfolges." (S. 144 ff.) Brennender Ehrgeiz und nimmermüde Energie halfen ihm seine Ziele verwirklichen. —

Unser „heimatloser" Student versuchte es nun in Leipzig, das ihm gar nicht gefiel. Eine echte Literaturstadt. „Wenn man", schrieb er damals seinem Vater, „hier einem Menschen mit einer Brille auf der Nase begegnet, der sehr weltschmerzlich, arrogant und süffisant aussieht, so ist es ein Literat — Fabrikarbeiter, Schöngeister, im Cliquenwesen ersäuft, ohne Gesinnung." Von den zahlreichen neuen Bekanntschaften, die er hier schloß, sind einige auch uns vertraut: Robert Blum als Vertreter der Nationalversammlung und Opfer österreichischer Militärherrschaft auf der Brigittenau und Heinrich Laube als gefeiertster deutscher Dramaturg. Aber auch in Leipzig durfte der dichtende Student nicht weilen; wieder ging er nach Schlesien, und er war froh, nach einer einjährigen Unterbrechung seiner Studien die Erlaubnis zu erhalten, diese in Berlin fortsetzen zu dürfen.

Gottschall benutzte den Berliner Aufenthalt, um bei den Gardeschützen seiner einjährigen Dienstpflicht zu genügen. Diese scheint ihm nicht sehr schwer gefallen zu sein. Soldatenblut rollte ja auch in seinen Adern, überdies war der Dienst nicht sehr anstrengend, zumal im Regiment recht viele gemütliche Offiziere aus Neuchâtel danach trachteten, sich und ihren Untergebenen das Leben nicht schwer zu machen. — Außerhalb des Dienstes fand Gottschall rasch persönlichen Anschluß an die Offiziere, da sie für die Literatur ein reges Interesse bekundeten. Ein sehr junger Leutnant, der sich hier besonders hervortat, war Gustav von Moser. Weiteren Verkehr boten der vielseitige Theodor Mundt, der rundlich und platt, wie er war, es verstanden hatte, trotz der Achterklärung durch den Deutschen Bund mit der preußischen Regierung sich recht gut zu vertragen. Seine Gattin Luise Mühlbach war damals noch nicht zu jener imponierenden Körperfülle gelangt, die nur in vielbändigen Roman-Ungetümen ein geistiges Analogon fand, sondern machte noch in wilder Emanzipation. Auch Feodor Wehl, der geistreiche Verfasser der „Berliner Wespen", und der Deutsch-Ungar Karl Beck waren in diesem Kreise zu Hause.

Seltener suchte Gottschall die literarische Gruppe der „Freien" auf, eine Schar, die sich in zynischer Kritik nicht genug tun konnte. Das Haupt der Gesellschaft war Bruno Bauer, dem seine theologische Lehrstelle zu Bonn seiner ketzerischen Lehren wegen entzogen worden war. Noch toller gebärdete sich damals sein jüngerer Bruder Edgar. Das „zahme" Ende dieser junghegelschen Poltergeister als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" usw. ist bekannt. Ein Stillerer im Kreise war Dr. Kaspar Schmidt, der unter dem Decknamen Max Stirner das Werk „Der Einzige und sein Eigentum" herausgegeben hatte, das in unsern Tagen wieder zu wirksamer Geltung gekommen ist. Er und seine Gattin, Marie Doenhart, waren äußerlich ja sehr „emanzipiert", in Wirklichkeit führten sie eine solide, fast spießbürgerliche Ehe. Der „Einzige" hatte sein „Eigentum" gewissermaßen in Ziegenmilch angelegt, und um das Befinden der milchspendenden Damen drehte sich oft genug die Hauptunterhaltung. —

Auch die Berliner Zeit hatte für den jungen Dichter ihren Roman. Dieses Mal war seine Heldin Louise Aston, die sich später im Schleswig-holsteinischen Kriege als Krankenpflegerin bewährte, damals aber als eine andere Georges Sand die Frauenemanzipation nicht predigte, sondern lebte. Man kann den Zauber, den die schöne Frau auf den Dichter ausübte, daran ermessen, daß noch nach über fünfzig Jahren seine Darstellung hier wärmer und leidenschaftlicher wird. Damals widmete er ihr seine beiden Liebesdithyramben „Madonna" und „Magdalena"; aber auch sonst „ist in jener Epoche seines Lebens für viele spätere leidenschaftlichere Akkorde seiner Muse der Grundton angeschlagen worden" (S. 181).

Trotz alledem hatte Gottschall auch noch Zeit für sein Studium, und am 22. März 1846 wurde er für seine Studie de poenis adulterii iure Romano constitutio von der Königsberger juristischen Fakultät mit dem Doktorhute geschmückt. Als fünfzig Jahre später dem Doctor iuris sein Diplom erneuert wurde, war darin von allerlei Verdiensten die Rede, nur nicht von solchen um die juristische Wissenschaft. Daß das so gekommen, hat er dem Berliner Kultusministerium zu verdanken, das ihm die venia legendi erst dann gewähren wollte, „wenn er nach einem Jahre Beweise einer veränderten Gesinnung gegeben haben würde". Da machte ihm der Direktor des Königsberger Stadttheaters, Artur Woltersdorff — auch ein Jurist —, den Vorschlag, bei ihm Dramaturg zu werden. Gottschall schlug ein. Der Universität ist er von da ab nicht mehr nahe getreten.

Bis zum Beginn der Saison galt es, sich noch etwas umzusehen in deutschen Landen, und so machte er sich mit dem Grafen von Reichenbach auf zum Besuch beim alten Itzstein, dem Senior der badischen Liberalen. In seiner Weinbergsvilla zu Hallstatt im Rheingau trafen sich die liberalen Abgeordneten der deutschen Hauptstaaten, um über ein gemeinsames Vorgehen in den Kammern und den ständischen Vertretungen zu beraten. Die Ereignisse überholten allerdings bald die hier gefaßten Beschlüsse.

Zwei Jahre lang war Gottschall Dramaturg am Königsberger Stadttheater; darunter das günstige Theaterjahr 1847, das unserer Bühne drei noch heute wirksame Stücke schenkte: Laubes „Karlsschüler", Freytags „Valentine" und den „Uriel Acosta" Gutzkows. An eigenen Werken brachte er „Die Blinde von Alarca" und „Lord Byron in Italien" mit sehr günstigem Erfolge zur Aufführung. Das Jahr 1848, als auf den Straßen weltgeschichtliche Ereignisse vorgingen und das Volk selbst in der Tragödie mitwirkte, war für das Theater nicht günstig. Wollte man volle Häuser sehen, so mußte man von den Brettern aus politische Ansprachen halten. Gottschall hat damals das gesamte politische Treiben mitgemacht. Er war sogar einer der Kommandanten der Königsberger Bürgerwehr, und es ist natürlich, daß er gerade diese Zeit sehr gut zu schildern weiß. Da aber der Reiz des Bildes mehr in der Farbe als im dargestellten Vorgang beruht, kann hier nur auf das Buch selbst verwiesen werden. „Unbeschreiblich war die Aufregung jener Tage; man hatte das Gefühl einer vollständigen Wiedergeburt ... Wer an diese Zeit nur zurückdenkt als an eine trübe Epoche des Umsturzes, der Anarchie, der Straßenkämpfe, der hat die Stimmung nicht begriffen, welche damals die Gemüter beherrschte und mit Be-

geisterung und Rührung erfüllte, und auch die Historiker, welche vom Standpunkte einer verspäteten Reflexion die Chronik jener Tage schreiben, geben nur eine irrige und verfälschte Darstellung derselben, indem sie über den Kämpfen und Zuckungen dieser Geburtswehen die schöpferische Lebenskraft, die in ihnen zutage trat, hervorzuheben versäumen.“ (254.)

Der Rausch war bekanntlich nur von kurzer Dauer. Es war kein freudiges Erwachen, und es wurde um so trauriger, je offener die Augen sehen mußten, daß die Reaktion auf der ganzen Linie siegte. Das war keine Zeit, die einen jungen Mann verlocken konnte, sich ins politische Leben zu stürzen. Auch Gottschall widmete sich jetzt ausschließlich seinen dichterischen und gelehrten Arbeiten. Ein Wanderleben begann nun, wie es fast keinem Literaten erspart bleibt, der ums Brot schreiben muß. Noch viele Persönlichkeiten schildert uns der Dichter, die er in seinen Wanderjahren kennen gelernt hat, Schauspieler, Künstler und manche Schriftsteller. Aber die Bekanntschaften wurzelten jetzt nicht mehr so tief ein. Der Dichter und der Mensch waren in einem Wandlungsprozeß begriffen. Der letztere fand sich glücklich in den Hafen der Ehe. Das schlesische Gutsfräulein, das er im April 1852 heiratete, ist ihm erst 1896 entrissen worden, nachdem sie ihm ein ganzes Menschenalter hindurch das Leben verschönt hatte. Der Dichter aber arbeitete sich mit seinem „Carlo Zeno“, dem Hohen Lied vom Manne, zum tendenzlosen, rein dichterischen Schaffen hindurch, und sein Lustspiel „Pitt und Fox“ leitete für ihn eine neue Zeit ein. R. St.



Lyrik

Von Gottes und Rechts wegen sollte eigentlich nur der Genießende Kritiker sein. Denn nur der Genießende, wie der Lebende, hat recht. Er allein ist dankbar, mit allen Sinnen empfänglich, bejahend. Nur der Genießende ist unbefangen. Unbefangenheit aber ist zweifellos eines der Grundelemente der Gerechtigkeit. Das fühlt auch der juristische Sprachgebrauch, wenn er vom Recht der Ablehnung „befangener“ Richter redet, womit doch wohl ausgedrückt sein soll, daß vom Richter Unbefangenheit zu fordern sei. Um auf das Ästhetische zurückzugehen: man kann vom Kritiker zwar nicht verlangen, daß ihm jedes Kunstprodukt Genuß bereite, aber aus der Stimmung des Genießenden, nicht mit der krausgezogenen Stirne des mißmutigen Magisters, sondern aus einer gewissen spielerischen Unbefangenheit heraus sollte er sein Urteil abgeben. In der unbefangenen Bejahung der Lebenserscheinungen, nicht unbedingt im einzelnen, wohl aber in der ganzen vorbedingenden Gemütslage, ruht das Geheimnis der Lebenskunst und auch wohl das einer fruchtbaren Kritik. Umgekehrt kann aus der Gesamtstimmung der Verneinung, die untrennbar ist von einem feindseligen Bestreben, beim Tadelnswerten seiner selbst wegen zu verweilen, von vornherein auf die Möglichkeit des eigenen Genießens zu verzichten, in jedem neuen Buche — um es gleich auf das Literarische anzuwenden — einen Feind der eigenen Lebenskraft zu wittern, dessen man sich nicht schnell genug erwehren kann, kaum eine fruchtbringende Kritik erwachsen. Ein gut Teil der literarischen Kritik unserer Tage krankt offenbar am Mangel echter Lebensfreudigkeit.

Die Massenhaftigkeit beispielsweise gerade der lyrischen Produktion macht es dem Kritiker allerdings nicht gerade leicht, ein Genießender zu sein und zu bleiben. Nicht nur bleibt es dem einzelnen Erzeugnis gegenüber, gerade wie beim Buschischen Klavier, „hin und wieder zweifelhaft“, ob es „Genuß verschafft“, sondern es ist allein schon das ungeheure Quantum, das die Reizempfänglichkeit und damit die Genußfähigkeit herabmindert. Dieses Überreichtums kann man sich nicht anders als der Natur selbst erwehren, indem man nämlich dank-

bar mit allen Kräften genießt und den nicht verarbeitbaren Überschuß gutgläubig lächelnd an sich vorübergleiten läßt, immerhin beglückt durch die überreichen Gaben, die einem durch die vielen Lebensströme zugetragen werden, ohne daß man sich nach ihnen allen zu bücken vermag.

Gustav Falkes „Frohe Fracht“ (Hamburg, Alfred Janssen) mag den keineswegs ängstlich arrangierten Reigen von Lyrik, der hier nun regelmäßig vorzuführen sein wird, in guter Vorbedeutung eröffnen. Wenn das deutsche Volk die Anweisung auf unbedingte nationale Unsterblichkeit, die in der Anpreisung „Deutschland, dein Dichter!“ ausgedrückt zu sein schien, auch nicht eingelöst hat und schwerlich einlösen wird, so kann man doch schon guten Mutes sagen, daß Gustav Falke zu den erklärten Lieblingen des deutschen Hauses gehört und sich als solcher behaupten wird. Und das mit Fug und Recht:

„War ein fröhlich Reifen
In durchsonntem Raum,
War ein fröhlich Greifen
In den vollen Baum.“

Was Gustav Falke von je her ausgezeichnet hat, die feine, anmutsvolle Linie, die jugendzarte Blässe, der einschmeichelnde Goldklang, die Gemütswärme einerseits; der volkstümliche Ton, der starke Wirklichkeitssinn, der an die Nachbarschaft Liliencrons gemahnt, Humor und epische Gedrungenheit andererseits, das ist auch hier in dieser „Frohen Fracht“ verfrachtet. Diese seltene Vielseitigkeit, diese spielend leichte Formgebung, die doch niemals leichtsinnig ist, dieses anmutige Tändeln, das doch nirgends über Untiefen hinwegzutäuschen nötig hat, und ein gewisser wählerischer Eigensinn, der nichts Ästhetisierendes hat, sondern kindlich unbefangen ist, geben Falke das ihm eigentümliche „Cachet“. Er ist eine lyrische Natur, nicht nur ein lyrisches Talent.

Die „Klänge aus Litauen“, die A. K. T. Tielo uns beschert hat (München, Georg D. W. Callwey), haben einen guten und eigenen Ton. Nicht nur weil sie stofflich vom echten, fremdartigen Erdgeruch Litauens durchdrungen sind, sondern weil der Dichter von innen heraus was zu sagen hat, weil er die Seele der Dinge mit Seelenaugen schaut, ohne daß ihm dabei nur die geringste sinnliche Einzelheit entginge. Das gibt ein sehr merkwürdiges Gemisch stofflicher Sinnlichkeit und Beseeltheit. Zuweilen macht es sogar beinahe den Eindruck, als stachle es den Dichter, uns zu zeigen, daß er das tiefe Ansichsein und Insichsein der Dinge zwar unmittelbar erfasse, aber es doch für seine Pflicht halte, sich über alle Einzelheiten des Substantiellen vor uns zu legitimieren. Er geht im Beschreibenden bisweilen zu weit, wenn man auch überall den deutlichen Eindruck hat, daß „direkt nach der Natur“ geschaffen worden ist. Alles duftet nach Wasser, Wind und Erde, mag nun der heimatliche Memelstrom oder die Kurische Nehrung in Erscheinung treten. Die Kunst Tielos würde aber doch vielleicht noch gewinnen, wenn das Stoffliche restloser in rückschauender Phantasie aufgelöst und dadurch konzentriert würde. Es ist wie ein leises Nachwirken einer ästhetischen Doktrin, wie ein ängstliches Zurückweichen vor den Gefahren einer allzu frei waltenden Phantasie, was den Dichter bisweilen in beschreibende Breite und damit gerade in Enge versinken läßt. Der dichterische Ausdruck ist übrigens immer eigenartig, oft eigenwillig, nicht selten kühn und herrisch. Im rein Lyrischen und den Liebesliedern finden sich unmittelbar ergreifende Töne. Viel Schönes, Eigenartiges, Seltenes ist uns hier erschlossen. Ein Geist, der aus der inneren und äußeren Heimat zu singen und zu sagen weiß.

„Hamburg“, ein Buch Balladen von Ewald Gerhard Seeliger, Volksausgabe (Hamburg, Alfred Janssen), nennt sich die große bürgerliche Epopöe, die ihrem Autor so viele und verdiente Ehren gebracht hat. Gerade für das Hamburger Epos in seiner natürlichen Mischung von rücksichtsloser Kraft und nüchterner Beharrlichkeit hat Seeliger viel mitgebracht: das markige, bildkräftige Wort, das den Nagel auf den Kopf trifft, die behäbige Be-

schreibung, die gern auch im einzelnen verweilt, ohne sich in ihm uferlos zu verlieren. Die richtige Hamburger Ballade, angestimmt aus den Tiefen einer heimatlich ergriffenen Seele. Humor, groteske Komik und dunkle Tragik finden ihren adäquaten Ausdruck, den man von innen heraus als zwingend empfindet.

Von Edward Samhabers angekündigten „Gesammelten Werken" (München und Leipzig, Georg Müller) ist nun der erste Band, enthaltend die „Gedichte", erschienen. Das ist ein literarisches Ereignis; denn mit diesem Buch tritt ganz unzweifelhaft der bedeutendste Dichtergeist auf, den das Land Oberösterreich seit Franz Stelzhamer hervorgebracht hat, neben diesem die stärkste Dichterkraft des Landes. Samhaber wurzelt nicht im Überlieferten und nicht im Modernen, er wurzelt im uralt-jungen Boden des Ewig-Menschlichen. Also vor allem einmal im Heimatboden. Die traute oberösterreichische Landschaft findet in ihm einen treuen und gemütvollen Interpreten. Diese Gedichte „Durch Feld und Wald" sind von einer geradezu entzückenden Eigenart, Unmittelbarkeit und Frische. Nichts Erquältes, nichts Hergebrachtes, keine dumpfe Stubenkunst, die nach schlechter Lüftung schmeckt. Alles Sonne, alles freie Luft, Freilicht.

„Kuck . . kuck . . . kuck . . kuck . ." Dir klimpert kein Geld,
Aber was schiert dich der Reichtum der Welt,
Trägst du nicht Maienglück heim?

Wer dem Heimatboden so treu ergeben ist, wie Samhaber, wie sollte der nicht auch seinem Vaterlande und seinem Volke ein treuer Sohn sein? Ist doch die Heimat nur das Vaterland im kleinen, dieses die Heimat im großen, im Reiche der Kämpfe, der Ideen, im Widerspruch zur feindlichen Welt, der gegenüber es sie verteidigen und sich selbst bewähren heißt. In seinen markigen „Vaterländischen Gedichten" bewährt sich Samhaber in seiner Deutschgesinnung, bewährt er sich als Sohn der ewigen Heimat des Mannes. Der herrlichen, unverlierbaren, aus der nur der Verräter, der Mietling ausgetrieben werden kann. Eine streng sichtende und doch zugleich eine feine, leichte Künstlerhand ist liebend über diese Blätter geglitten, die das Vermächtnis eines spät und köstlich uns aufblühenden Lebens sind. Späte Frucht, gute Frucht. Würzig, sorgsam zur Sonne gewendet, ausgereift. Die Oden, Hymnen und Sonette von klassischer Reinheit und Formvollendung. Damit aber ja niemand das Schulmeister-Geschmäcklein herauszufinden glauben darf, strotzt es in den Landschaftsliedern („Erika"), Frühlingsstimmungen, „Leuchtenden Stunden" und Liebesgedichten („Dora") von jubelnden und schluchzenden Urlauten allerunmittelbarster lyrischer Empfindung. Und was für auserlesene Kostbarkeiten finden sich in den „Elegien"! Wem die Schönheit des deutschen Distychons noch nicht aufgegangen ist, der lese sie. Hier erwacht noch einmal nach Hölderlin, nach Hamerling die Seele der griechischen Klassizität und findet sich entzückt im deutschen Sprachgewande, das ihr so edel zu Gesicht steht. Dieser Band Gedichte von Edward Samhaber gehört in jede ernsthafte deutsche Bibliothek und erweckt die schönsten Erwartungen in bezug auf die angekündigten ferneren Bände der „Gesammelten Werke".

„Deutsche Hobelspäne", Stoßseufzer und Stammbuchblätter (Heidelberg, Karl Winter), nennt Heinrich Vierordt, der formvollendete und gemütvolle fränkische Dichter, das jüngste Kind seiner Muse. Stoßseufzer sind es wohl nun eigentlich gerade nicht, und wenn schon Hobelspäne, dann solche von kernigem Eichenholz. Aber frischer, fröhlicher, unerschrockener Kampf ist es, der uns hier seine glühenden Funken ins Gesicht spritzt. In tadellos scharf und elegant geschliffener Form schwirren diese kleinen Pfeile von der beschwingten Sehne und treffen fast immer mitten ins Schwarze hinein. Mögen sie nun gegen Schulborniertheit und Schultyrannei, gegen papierenen Größenwahn, Literaturbanausentum, Gesellschaftsheuchelei, kosmopolitische Verwaschenheit, Philistertum oder was immer gerichtet sein. Zuweilen schwirrt so ein Pfeil allerdings auch elegant daneben. Dann ärgert man sich aber nicht, sondern lacht, und es ist einem beinahe, als wenn man dann den Autor mitlachen hören würde.

Selbst wo er irrt — und wer würde denn nicht irren! —, kann man ihm nicht zürnen, sondern muß seiner Ehrlichkeit und gut süddeutschen Mannhaftigkeit und Unbestechlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Buch wird sich Freunde erwerben, und Feinde vielleicht auch. Um so besser! „Ohne Pfeffer kein Treffer.“ —

Falter

Ist es ein Blatt, das dort im Wind sich hebt?
Es lebt! Es steigt: der erste Falter schwebt.

Ein zweiter eilt daher, und alsogleich
Sich werbend schießen sie ins Lüftereich —

Noch war kein Kelch, der Duft und Nahrung lieh;
Von Liebe lebten und dann starben sie!

Diese anmutige kleine kosmische Tragödie ist in den „Neuen Gedichten“ von Leo Sternberg (Stuttgart und Berlin, Cotta) zu lesen, die manch feine Gedanken und Empfindungen in zarten Linien und gedämpften Tönen enthalten. Aber wo bleibt das bei aller Formschönheit Kraftvolle, das uns Leo Sternberg noch schuldig ist?

Im Versbuch „Auf den Zinnen der Zeit“ des Freiherrn Ferdinand von Paungarten (Leipzig, G. Müller-Mann) finden sich neben nichtssagenden und farblosen Paraphrasen echte Herztöne wie „Herbstmorgen“, „Kommender Herbst“, „Am Grenzpfahl“, „Heimatsahnen“, „Das Lindenzweiglein“. Ein paar gemütvolle, dem Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath gewidmete Gedichte rufen die Erinnerung an den Unvergeßlichen wach.

Tiefinnerlich und sehr persönlich sind die Gedichte und Szenen „Alltag und Feier“ von Manfred Berger (Berlin, Stuttgart, Leipzig, Axel Juncker), zu denen Graf E. Keyserling ein Geleitwort geschrieben hat, dem man zustimmen kann. Den versonnenen und trübumflorten Dichtern scheint der Verfasser aber immer noch näher zu stehen als den „machtvoll schreitenden“, um bei seinem eigenen Bilde zu bleiben. Gedichte wie „Ruf“, „Verlassen“ sind lyrisches Vollblut. Manches ist allzu verträumt, anderes allzu bewußt gedanklich. Alles echt und innerlich. Wie weit die „Szenen“ eine dramatische Verheißung sind, wird sich nach ihnen allein schwer beurteilen lassen. Der Dichter wird aus den Dämmertiefen seiner Innenwelt zum Leben des Tages auftauchen müssen, um seiner Kraft bewußt und Meister zu werden.

Als ein in sich Abgeschlossener, Gereifter, Ganzer erscheint uns Martin Boelitz in seinen „Ausgewählten Gedichten“ (Leipzig, Fritz Eckardt). Da kann der Beurteiler mit dem Genießenden völlig eins werden. Heiliger Lebensernst, verbunden mit einer gewissen weltverlorenen Leichtherzigkeit, wie sie dem Volksliede eigen ist; schmelzende Süße der Melodie, gemischt mit einer eigentümlichen Herbigkeit und Eigenwilligkeit des Ausdrucks; kühne, ganz innerliche Phantastik, gepaart mit strotzendem Wirklichkeitssinn: das kennzeichnet den Dichter. Es wird einem so leicht und frei und doch wieder so weh ums Herz, wenn man Martin Boelitz liest. Wo man seine Bücher auch aufschlagen mag. Lebenswonne und Todessehnsucht innig durcheinandergewoben, recht eigentlich, wie das Leben in der Tiefe selber ist. Ich blättere und schlage ganz absichtslos das Gedicht „Verfärbtes Laub“ auf. Und ich lese:

„Verfärbtes Laub, Altweibersommerseide,
Klippklapp, klippklapp — ist das schon Dreschertschlag?
Ein Hühnervolk fällt surrend ins Getreide,
Und kühl und golden träumt der frühe Tag.

Durch niedre Stoppeln tiefe Wagenspuren, —
Soldaten ziehn auf staubiger Chaussee,
Ihr Singen übertönt die gelben Fluren,
Noch weiter klingt's: Ade, mein Schatz, ade. . .“

Gewiß, die Stimmung ist voll herbstlicher Wehmut, aber sie ist nicht kränklich. Und das ist charakteristisch für Boelitz. Er kennt die Tragik des Lebens von Grund aus, aber er singt ein Soldatenlied ins herbstliche Land hinein und bejaht das Leben, wie es ist. Martin Boelitz ist so recht der Dichter des neuen Deutschlands, das sich seinen Platz an der Sonne erkämpft

und nicht jammert. — Die Auswahl ist streng und glücklich. So wird das schöne Buch seinen Weg machen.

Erdgeruch, kosmischen Duft atmen in ihrer kapriziösen Eigenart die „Lieder der langen Nächte“ von Max Dauthendey, „Der weiße Schlaf“ betitelt (Berlin, Stuttgart, Leipzig, Axel Junker). Wer sich über die bekannten artistischen Züge hinwegsetzt, der wird in diesem Buche ein merkwürdig inniges Sicheinfühlen in die geheimsten und flüchtigsten Reize des winterlichen und vorlenzlichen Naturlebens finden. Nirgends ein nichtssagender Singsang, überall fast der herbe Drang nach innerer Wahrheit und Übereinstimmung mit der beseelten Natur. Das Kapriziöse wollen wir dem Dichter zugute halten, dessen Blut mit den blauen Frühlingswassern um die Wette springt.

Sehr erfreulich ist die Auswahl von Hölderlins Dichtungen von Will Vesper, nicht minder die Auswahl Vorgoethescher Lyriker von Hans Brandenburg (Statuen deutscher Kultur, Band 5 und 6. München, C. H. Beck). Beide Ausgaben genügen einem längst gefühlten Bedürfnis. —

„Darum in unserm Wanderbuche
Steht eines hier. Dies lernt erfahren.
Eins schirmt uns vor dem letzten Fluche,
Daß dankbar wir und ehrlich waren.“

Mit diesen vielsagenden Zeilen schließen die „Memoiren des Zufalls“ von Georg von Oertzen (Freiburg i. B., F. Bielefeld). Gottfried Keller sagt Ähnliches in seinem schönen, lebenbejahenden Gedicht „Die Zeit geht nicht“:

„Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.“

Dankbarkeit, Ehrlichkeit, Bejahung, das alles ist den Dichtungen Georg von Oertzens eigen und erleidet auch keine Beschränkung dadurch, daß es mit manch ungelöster Bitterkeit untermischt ist. Der Natur vor allem, die er sehnsüchtig liebt und in deren tiefste Geheimnisse er begnadet ist zu blicken, aber auch sonst allem Guten und Edlen steht der Dichter bejahend gegenüber. Ein grausamer Haß aber beseelt ihn gegen alles Niedrige, Dumpfe und Philiströse. Er leidet unter dem Alltage, und dieses Leiden wirft auch Schatten auf das Sonnenland seiner Seele. Mitten unter die Lobgesänge zum Ruhme von Gottes schöner Welt mischen sich wehe Anklagen, die Teilnahme erwecken, aber auch Zeugen der Begrenzung sind. Ironie und Sarkasmus besiegen das Leben nicht, aber dem Humor und der Liebe ist es gegeben. Beides ist dem Dichter eigen. Aber die heiße Liebe zu den Menschen, sie wurde im Widerstreit des Lebens nur zu oft enttäuscht und zog sich in sich selbst zurück und ihre seligen Erinnerungen. Der Humor aber, der bisweilen wie ein zarter Sonnenstreifen durch die Räume der Dichtung gleitet, schlägt oft in Ironie um. So gewinnen wir den Eindruck eines edlen, ehrlichen, in der Ausprägung des persönlichen künstlerischen Stils hochentwickelten Dichtergeistes, der das Leben in seiner Dichtung noch nicht restlos bezwungen hat.

Manch feine kleine Sachen und Sächelchen, darunter Originale von hohem Werte, wie das letzte Gedicht unseres unvergeßlichen Wildenbruch („Wo ihr mich suchen sollt“), finden sich im Musenalmanach des Vereins „Berliner Presse“ 1909. Ebenso im Jahrbuch der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft 1909 (Wien).

Maurice von Stern



Die Trägheit des Herzens

Jakob Wassermann: Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geh. 6 M, geb. 7 M.)

Wassermanns Stärke liegt in seiner bewußten Stilkunst. Mit ihr hat er sich die innere Kälte seines Wesens geradezu zu einem literarischen Vorteil auszugestalten vermocht.

Für die Psychologie des jüdischen Schriftstellers in der neuen deutschen Erzählungsliteratur ist eine genaue Betrachtung des Schaffens dieses Mannes sehr lehrreich. Die verschiedenen Stationen über die „Juden von Zirndorf", „Renate Fuchs", „Moloch", „Alexander in Babylon", zu den „Drei Schwestern", und nun zu dem vorliegendem Buche sind auch für den psychologischen Forscher Ausgangspunkte zur Erkenntnis einer ganz bewußt arbeitenden Kunst, die nirgends Natur ist. Aber sicher vermag sie uns Deutschen am meisten auf dieser letzten Stufe zu geben, denn hier kann sich auf diese Weise die bei uns seltene Gabe des sachlichen Erzählens, wie es die alten italienischen Novellen so musterhaft zeigen, in moderner Wendung entwickeln. Das Moderne liegt darin, daß das Einzelschicksal weniger der psychologischen Darlegung des einzelnen, als der der Masse dient. In dieser Tatsache liegt vielfach die Schwäche unserer sogenannten Entwicklungsromane. Denn hier ist es Schwäche, geschieht auch gewöhnlich wider Absicht, daß der heldische Zug fehlt, der im Wesen des Helden die Grundursachen seiner Entwicklung sucht und statt dessen die Umwelt und die äußeren Lebenserfahrungen verantwortlich gemacht werden.

Zur ganz hervorstechenden Tugend wird dagegen diese Eigenschaft, wenn sie bewußt geübt wird, wie hier von Wassermann. Das hat sich bereits bei seinen „Drei Schwestern" gezeigt; in weit höherem Maße aber im vorliegenden Buche, wo der Verfasser den Schwerpunkt der Entwicklung offen in die Masse verlegt, wie der Titel ganz deutlich sagt. Denn diese Wahl des Untertitels ist nicht Wiederauffrischen einer alten Mode, sondern Verdeutlichung. Der seltsame „Fall" Kaspar Hauser wird hier mit der leidenschaftslosen Treue des Chronisten berichtet; des wundergläubigen Chronisten freilich. Und das ist gut. Das merkwürdige Geschehen kann auf keinen Fall stärker wirken, als wenn eine scheinbar alle Subjektivität ausschließende Erzählung es ruhig berichtet. Die künstlerische Tätigkeit Wassermanns beginnt dort, wo er dem Leser die sich ihm immer wieder bei den Geschehnissen aufdrängende Frage: Wie konnte das alles geschehen? beantwortet. Die Antwort lautet: Durch die Trägheit des Herzens, die eine hervorstechende Eigenschaft der meisten Menschen ist. Wassermann hat selber den Ausdruck näher erklärt: „Da ist ein Erkennen, das Gefühl trotzt dem Erkennen, beharrt auf dem falschen Wege; oder da ist ein Gefühl, ein großes, ein wahres; und doch, es läßt sich betrügen, es läßt sich verwirren durch Reden und durch Denken. So entsteht Trägheit des Herzens. Vorübergehen, wenn die Stimme des Gemüts zum Bleiben mahnt, bleiben, wenn sie verlangt, daß ich weitergehe; die Augen schließen, wenn es gilt, zu sehen, und schweigen, wenn es gilt, Partei zu nehmen; urteilen und verdammen, wenn vieles davon abhängt, zu schweigen und Milde zu üben; Liebe beanspruchen, ohne sie zu geben; von Gott reden und den Teufel im Innern füttern; in Musik und Dichtung schwelgen und vor kleinen Menschenpflichten die Flucht ergreifen; Freundschaft preisen und den Freund verleugnen, den Genius herbeiwünschen und wenn er sich zeigt, ihn schmähen und in den Kot zerren, alles dies, all dieses Vergessen, all dies Wissen und Nichttun ist Trägheit des Herzens."

So wird also der Fall Kaspar Hauser benutzt, um daran die „Trägheit des Herzens" der Masse vorzuführen. Wenn man den Begriff ganz scharf wörtlich nimmt, dann darf man das Buch „meisterhaft" nennen. Es ist durch die volle Beherrschung der Mittel darin vollkommen erreicht, was der Verfasser wollte. Daß es dem Leser trotzdem nicht zu einem nachhaltigen Erlebnis wird, liegt daran, daß wir von der Persönlichkeit des Verfassers nicht genug bekommen. Was uns in der Erinnerung haften bleibt, ist eben die Geschichte Kaspar Hausers, also ein

wesentlich Stoffliches. Für dieses Stoffliche selbst kann der Verfasser natürlich keine Lösung geben. Ob Hauser wirklich ein Fürstensohn war oder nicht, wird dadurch keinen Schritt gefördert. Und so findet sich die Erlösung dieser rein stofflichen Spannung nicht, sondern eben nur eine Erklärung. Diese Erklärung könnte für den Leser das Dauererlebnis dieses Buches werden, wenn sie in großzügiger Form, sei es als Anklage oder als persönliches leidenschaftliches Bekenntnis, uns im Tiefsten packen und erschüttern würde. Jetzt aber hat ein sorgfältiger Arbeiter Steinchen zu Steinchen gelegt, gleich dem Mosaikkünstler. Man wirft ein, daß die tausend Steinchen im Mosaik sich zum Bilde einen; aber hier ist das Bild Kaspar Hauser, die Steinchen dagegen, jene Psychologie der Masse, sind nur der Hintergrund, auf dem jenes steht. Und diesen Hintergrund vergißt man. So lange man freilich das Buch liest, ist man stark gepackt, gefesselt, am liebsten möchte ich das Fremdwort brauchen: interessiert. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, aber sobald man ein Fremdwort als den zutreffendsten Ausdruck empfindet, pflegt die Sache nicht rein deutsch zu sein. Dem ist eigentlich auch natürlich so. St.



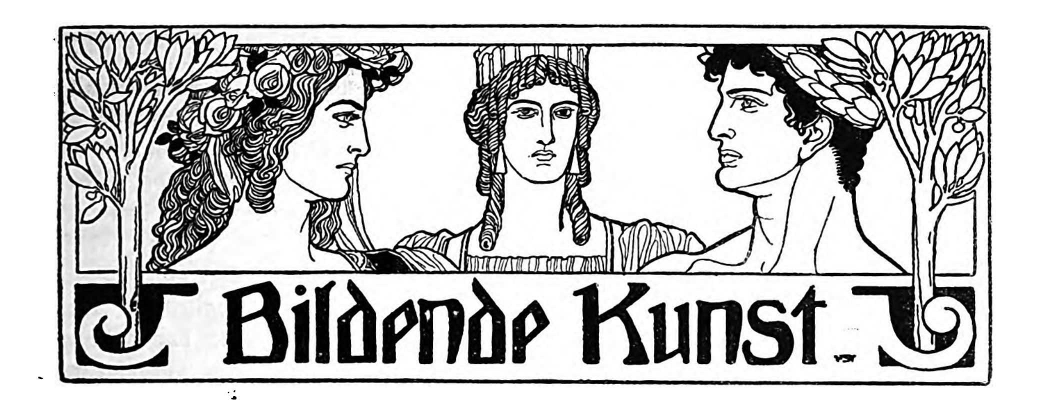
Neue Bücher

Karl Borromäus Heinrich: Karl Asenkofer. (München, Albert Langen. *M* 3.50, geb. *M* 5.—.)

Die Generalbeichte einer abgeschlossenen Jugend, geleistet in Stunden nach einem starken Erleben, wodurch man sich selber, nachdem man es wieder glücklich überwunden, so gefördert fühlt, daß man mit Bestimmtheit sagen kann: Von heute ab bin ich ein anderer, von heute ab bin ich ein Mann! Die Stärke des Buches liegt in seiner Ehrlichkeit. Menschlich und künstlerisch ehrlich. Es wird hier nichts aufgebauscht, nichts zurechtgestutzt. Der es geschrieben hat, will nicht besser, aber auch nicht schlechter erscheinen, als er ist. Er empfindet keine Reue über die Vergangenheit, sondern fühlt sie als Notwendigkeit. So fehlt in dem Buche jegliche Pose. Darin unterscheidet es sich zu seinem großen Vorteil von der Mehrzahl aller Bekenntnisbücher.

Die Jugend eines aus ärmsten Verhältnissen stammenden Knaben, der um seiner Begabung willen auf die höhere Schule kommt, ersteht klar vor uns: die engen Verhältnisse daheim, die Schwierigkeit, sich in die höhere Lebensschicht einzugewöhnen, in die er nun doch einmal versetzt ist, die geistigen und seelischen und körperlichen Kämpfe, die jeder begabte Mensch durchmachen muß. Aber das liegt nun dahinten. Wenn man noch so gerade am Untergang vorbeigekommen ist, dann empfindet eine gesunde Natur alles Gewesene als einen Segen. Solchen Büchern fehlt die Bitterkeit; eher durchbricht die Glut dankbarer Herzenswärme die von der Tatsache, daß alles überstanden ist, aufgemauerte Schicht der Gelassenheit. So hier, wenn der Erzähler an seine Mutter denkt. „O Frau Mutter! Gold sah ich blinken in Eurem Auge. Nur an Euch brauche ich zu denken, tausend Stimmen erheben sich dann zugleich; adelig und hell, hell wird die Welt! Wie dankbar muß ich Euch sein, Frau Mutter, daß Ihr mich geboren habt. Was wäre ich ohne Euch, ich armer Narr und Mensch der Worte?“ — Goethe führt im „Wilhelm Meister“ aus, daß eigentlich alle Menschen einmal die Geschichte ihres Lebens schreiben sollten. Wenigstens die Geschichte seiner Jugend müßte jeder schreiben, und das könnte ein jeder. Nur dichterische Begabung vermag es in dieser reich und rein klingenden Sprache. Darum ist das Buch nicht nur an sich eine wertvolle Gabe, sondern auch ein Versprechen für die Zukunft seines Verfassers.





Raumkunst

Über die Stellung des Hans von Marées

Von

Dr. Karl Storck

Du gehst über eine weite Ebene, ganz flaches Ackerland; dein Blick verliert sich in der Weite. Das stärkste Gefühl ist das des Lichtmeers, in dem alles schwimmt, verschwimmt. Da, bei einer Wendung vielleicht, wandelt sich plötzlich dein ganzes Sehempfinden mit einer selbst beim raschen Wechsel romantischer Gebirgsszenerien kaum gefühlten Heftigkeit. Die Ursache ist geringfügig. In beträchtlichem Abstand vor dir steht ein Baum, etliche zwanzig Meter seitwärts davon noch einer. Mit einer sonst kaum geahnten Deutlichkeit fühlst du in solchen Augenblicken den Raum.

Es steht mir da ein Bild ganz deutlich vor Augen, das ich in jenen Jünglingsjahren, in denen einem das Land der Kunst gleichsam in Traumgesichten sich offenbart, bei einer Wanderung im oberen Elsaß (zwischen Mülhausen und Basel) erblickte. Die Landschaft ist dort ja nicht so baumarm; aber es war doch weite Ebene, die Mittagssonne brannte, ungern nur trottete ich die wenigen Kilometer, die es bis zum nächsten Dorfe (d. h. Wirtshause) noch waren. Vor mir im Süden verschwamm im Tagesdunst der Schweizer Jura zu dünnblauen Flecken, links gen Osten durchschnitt den Horizont die niedrige Linie des Hardtwaldes. Die müden Augen verlangten nach Erfrischung und fanden sie nicht. Da — es wirkte bei einem erneuten Aufblicken wie plötzlich neu entstanden — zeigte sich folgendes Bild. Der Hardt um etliche hundert Meter vorgeschoben, so daß sie als grüner Hintergrund wirkte, stand eine große Eiche; zwanzig Meter seitwärts wuchs aus allerlei Steingeröll Gebüsch von Hasel und anderem Strauchwerk. Zwischen beiden stand ein mit zwei Ochsen bespannter Wagen so, daß die Tiere bereits von den Ästen der Eiche beschattet wurden, während der Wagen sich ganz frei vom Hintergrund abhob. Alles war ruhig und bewegungslos; ein Mann, der zum Fuhrwerk gehörte, wollte wohl gerade im Gesträuch sich ein schattiges Plätzchen zur Ruhe suchen; der einsame Wanderer auf der Landstraße hatte aber seine Aufmerksamkeit ge-

weckt. So stand er jetzt im grünen Blätterrahmen, von dem er sich, hemdärmelig wie er war, hell abhob. Ein Bild, wie es jeder schon hundertmal, wie ich selbst es schon zuvor sicher oft gesehen, — ohne es zu beachten. In diesem Augenblicke ward es mir zur Offenbarung, verschaffte es mir eine berauschende Glücksstunde, in der Geist und Seele für Gefühl und Erkenntnis plötzlich einen Besitz gewannen, den auch eindringlichstes Studium in dieser Sicherheit kaum zu erschließen vermag. Mir war der Begriff „Raum" zur lebendigen Anschauung geworden. Der ganze weite Raum, in dem ich zuvor mich hilflos verlor, war jetzt gestaltet, gegliedert. Und mehr noch: dieser ganze weite Raum schien bloß des kleinen, eigentlich doch belanglosen Fleckes wegen da, an dem meine Augen sich festsaugten. Die dunkelgrüne Hardt links, der blaugraue Jura weit dahinten, die mattgrünen Rebenhügel zur Rechten — alles schob sich zusammen wie ungeheure Rahmenleisten und zwang meinen Blick auf den farbenreichen Sehpunkt in der Mitte. Der blaue Himmel darüber, der Boden darunter von mir aus bis zur Stelle hin — alles gehörte zusammen, bildete eine große Einheit, die beherrscht war von dem einen Punkt in ihr. — Ich muß wohl lange dagestanden haben, bevor mich ein Zuruf des Mannes drüben aufschreckte. Es wird ein kräftiges Schimpfwort gewesen sein, denn die Sundgäuer sind nicht eben höflich. Er streckte sich drüben unter den Strauch, ich schritt meine Straße weiter, so im Nachdenken versunken, daß ich mir fast zu früh im Dorfe anlangte.

Solche persönlichen Erlebnisse darf man der Allgemeinheit erzählen, weil sie uns und andern (sie mögen sich dabei an Ähnliches erinnern) manche Fragen klarmachen, auf die mit ästhetischen Auseinandersetzungen allein nur schwer zu antworten ist. Mir wurde jedenfalls damals klar, daß ich dieses Bild anders gesehen hatte, als andere Naturbilder oder auch Kunstwerke. Und seither habe ich es immer beglückend empfunden, wenn ich vor Natur oder Kunst ein Gleiches wiedererlebte. Um eins noch zu erwähnen, so war der Eindruck derselbe, als mir aus Fugen J. S. Bachs zum ersten Male bewußt wurde, was Hanslick darunter verstanden haben mag, als er die Musik „als tönend bewegte Form" bezeichnete.

Unser deutsches Empfinden ist zumeist lyrisch-episch eingestimmt. Wir suchen in Landschaftsbildern, wie gegenüber der Landschaft in der Natur eine Stimmung zu gewinnen, die sich am ehesten in ein lyrisches Gedicht auslösen könnte. Stehen Menschen darin, so stellen wir sie irgendwie zum Leben ein; wir träumen uns Schicksale und Situationen. Es liegt mir nichts ferner, als diese Art der Natur- und Bildbetrachtung irgendwie verkleinern zu wollen; sie ist so alt, wie unser Volk, und hat bei seiner Mythengestaltung sich herrlich betätigt. So gewiß sie einen oft recht unkünstlerischen Stoffhunger begünstigt, den Geschmack an oberflächlichem Anekdotenkram und billigem Genre zu einer für die bildende Kunst verhängnisvollen Macht entwickelt hat, — so ist sie es doch auch, der wir die hehren Gesichte inneren Schauens danken, die zu einer wunderbaren Naturbelebung geführt haben.

Aber, wir sollen darüber nicht vergessen, daß es noch andere Seh- und Betrachtungsweisen der Welt gibt.

Über eine derselben ist an dieser Stelle schon oft gesprochen worden, weil sie in der neueren Malerei zu besonderer Macht gelangt ist und von vielen Leuten

uns immer als d i e Sehweise eingeredet wird. Es ist das rein sinnliche Sehen von Farbe und Licht, wie es zumal für die neuere französische Malerei maßgebend geworden ist.

Was mir bei dem oben geschilderten Erlebnisse zu teil geworden, hatte mit beiden nichts zu tun gehabt. Was der Mann mit seinem Gespann bei den Bäumen gewollt hatte, war mir gar nicht in den Sinn gekommen; aber auch nicht mein eigenes Erleben dabei — die Erfrischung im müden Wandern usw. Andererseits waren es auch nicht die Farben, noch die Linien der Erscheinung als solcher, die mich gefesselt hatten. Nein — es war das B e w u ß t w e r d e n d e s R a u m e s. Alles andere hatte diesem gedient: Farbe, Form und Stellung der Bäume, der Tiere und Menschen — das alles d i e n t e dazu, mir den Raum fühlbar zu machen, die Fähigkeit zu wecken, diesen Raum so zu gestalten, daß er faßbar wurde.

* * *

Die Anfänge der Kunstästhetik bringen die Trennung der Künste in zeitliche und r ä u m l i c h e. Bei den Griechen gewahren wir diese ebensogut als Einheit wie im Musenkunstwerk (Drama) Dichtung, Musik und Mimik. Man denke, daß die Tempel (Architektur) bemalt (Malerei) waren und als Heimstätte der plastischen Götterbilder dienten. Aber diese Einheit ist nur möglich, wenn eine Kunst vorherrscht. Im griechischen Drama ist die Dichtung die Grundkraft; Mimik und Musik sind eigentlich nur Ausdrucksmittel der Deklamation. Für die Mimik ergibt sich das aus der Tatsache des Maskentragens. Sobald die einzelnen Künste alle ihnen innewohnenden Kräfte entwickeln sollten, mußten sie sich trennen. Die Mimik fand reiche Betätigung in Tanz und Turnen; die Musik hat sich bei den Griechen nicht entwickelt.

Bei den bildenden Künsten der Griechen ist ursprünglich die Architektur maßgebend. Hier ist die raumgestaltende Kraft am ersichtlichsten: denn der Architekt stellt nicht nur die größte künstlerische Masse in den Raum, sondern schneidet sich auch noch ein Stück dieses Raumes heraus, das er mit Mauern umkleidet, mit dem er nun nach Belieben schalten kann. Soweit Plastik und Malerei von der Architektur zur Mithilfe herangezogen wurden, haben auch diese Künste in allen günstigen Kunstperioden niemals diese Aufgabe der Raumgestaltung außer acht gelassen; umgekehrt zeigt sich der Tiefstand dieses Raumempfindens in der Tatsache, daß es Plastik und Malerei nicht bewußt bleibt, daß sie in Verbindung mit der Architektur andere Aufgaben zu erfüllen haben, also auch andersartig sein müssen, als wenn sie für sich stehen. Wir haben gerade in Deutschland in den letzten Jahrzehnten schwer unter diesem Tiefstand gelitten, dem erst seit wenigen Jahren bewußt — oft allzu verstandesmäßig — entgegengearbeitet wird.

Aber nur Einseitigkeit kann es tadeln, daß die Entwicklung der einzelnen Künste ihre eigenen Wege gegangen ist. Bei den Griechen behält wenigstens in der klassischen Zeit die Plastik das starke Gefühl für Raumwirkung; das Streben nach Charakteristik, nach seelischem Ausdruck gerät schon in die Verfallzeit. Der Malerei ist es ähnlich ergangen, wie der Musik: Sie gedieh nur, insoweit sie der Grundkunst diente. Aber so wenig ein Einsichtiger die Herrlichkeit der Instrumentalmusik verkennen kann, so wenig sollte er daran Anstoß nehmen, daß die Malerei zeitweilig

ganz anderen Zielen nachging, wenngleich sie darob die Fähigkeit großer Monumentalität einbüßte.

Der Neuzeit ist für die redenden Künste wieder eine einigende Kraft entstanden in Richard Wagner. Den bildenden Künsten ist dieser Allkünstler noch nicht geworden. Vielleicht wäre unter günstigeren Verhältnissen Arnold Böcklin dazu berufen gewesen.

In jenen kunstschriftstellerischen Kreisen, denen es darauf ankommt, stets neue Moden zu machen (oder mitzumachen), ist es heute arg verpönt, sich zu Böcklin zu bekennen. Gerade die großen Marées-Ausstellungen haben wieder zu den seltsamsten Bocksprüngen einer immer durch „Neuheit“ verblüffen wollenden Kunstkritik Anlaß gegeben. Das soll uns in der Bewunderung und Liebe für die ungeheure Kraft und die überreiche Persönlichkeit des Schweizers nicht beirren. Böcklin hatte zunächst die vielseitige Begabung als Architekt, Plastiker und Maler (auch als Techniker); er besaß praktischen Sinn und unerschöpfliche Phantasie. Daß er ein ganz großartiges Raumgefühl besaß, kann nur Blindheit seinen Werken gegenüber verkennen; daß er die geistige Einsicht in die Probleme der Raumbehandlung hatte, bezeugen die Aussprüche, die Floerke, Schick und Lasius überliefert haben.

Aber die Umstände ließen Böcklin nicht zur Lösung monumentaler Aufgaben gelangen. Es gibt Leute, die ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich nicht auf dem Wege nach dieser Monumentalkunst verrannt hat, auf die Gefahr hin, ebensowenig jemals ein Endgültiges fertig zu bringen wie Marées. Derartige theoretische Anmaßungen würden als Lästerung wirken, wenn sie nicht angesichts des Herrlichen, was wir von Böcklin haben, an ihrer Dummheit erstickten. Kaum einer der verschriensten Wagnerianer war so beschränkt, Bach und Beethoven Vorwürfe daraus zu machen, daß sie keine Musikdramen geschaffen haben. Gerade weil Böcklin eine so wunderbar schöpferische Natur war, mußte er einen anderen Weg zu deren Betätigung finden. Um, wie Marées, zwei Jahrzehnte lang bloß zu experimentieren, dazu gehört eine ganz andere Natur. Nichts liegt mir ferner, als eine solche Natur herabzusetzen; sie kann sogar für die Entwicklung als Wegweiser bedeutsamer werden. Über die Erfüllung geht eben keine weitere Entwicklung, wie wir ja auch beim Musikdrama Wagners erfahren. Da müssen wieder andere Wege eingeschlagen werden. Aber wird die Erfüllung dadurch minder wertvoll, weniger schön? Ist nicht auch Michelangelo ein Ende, und was ihn fortzusetzen suchte, unerquicklich?! Auch er war ein Universalgenie, war Raumkünstler im höchsten Sinne.

Aber wenn den bildenden Künsten noch nicht der Allkünstler erstanden ist, so doch jeder einzelnen von ihnen Männer, die innerhalb der einzelnen Kunst für sie allein ihren ursprünglichen Charakter als Raumkunst herausarbeiteten. Am überzeugendsten und in den Ergebnissen erfreulichsten hat es Adolf Hildebrand für die Plastik vollbracht. In der Architektur erstanden ganze Richtungen, die lediglich mit den Mitteln der Architektur (allenfalls unter Ausnutzung der Naturfarben ihres Materials) die Aufgaben zu bewältigen strebten. Hier liegt die Bedeutung mancher Werke Olbrichs, aber auch die anregende Kraft geringerer Talente wie van de Veldes.

Der Malerei aber wies den Weg zurück zu ihrer Urkraft Hans von Marées. Entwicklungsgang und Gesamtschaffen des Künstlers werden hier in besonderem Zusammenhange geschildert werden. Heute kam es mir darauf an, die Stellung seiner Kunst im Gesamtgebiete zu erkennen. So mögen hier nur noch die Ausführungen folgen, die A. Hildebrand „zum Verständnis der Maréesschen Kunst" gegeben hat. Sie werden dem einzelnen den Weg zu diesen zunächst seltsam berührenden Werken leichter finden helfen.

„Die Farbenprobleme der Malerei haben mehr und mehr zu einer einseitigen Entwicklung des Bildes geführt. Die Farbenerscheinung wird, losgelöst vom Gegenständlichen, zum Ausgangspunkt für das Bild, und die so gegebenen Farbenflecken der Gesamterscheinung werden dann erst in gegenständliche Form umgewandelt. Die Natur ist dabei nur als Farbenexistenz aufgefaßt und ihre Formexistenz nur insoweit in Betracht gezogen, als man ihrer überhaupt nicht entraten kann, da nun einmal Raum und Form von der Natur gegeben sind. Farbenleben und Tonwerte sind die beherrschenden Mächte, alles andere tritt in den Hintergrund, aller bindende Zusammenhang wird in der Farbe allein gesucht, hier allein liegen die künstlerischen Probleme gegenüber der Natur, ihr Studium.

So ausgesprochen Marées' koloristischer Sinn war, sah er doch die Einseitigkeit dieser Auffassung der Malerei ein und empfand die große Lücke, die sie der Natur gegenüber läßt. Die Natur stand ihm in ihrem direkten räumlichen und Formendasein so stark vor Augen, daß er hier ein Problem sah, welches sich durch seine bisherigen Malerfahrungen allein nicht lösen ließ. Der unmittelbare eindringliche Eindruck des gegenständlichen Vorhandenseins der Natur mußte noch auf etwas anderem beruhen als nur auf den subtilen Unterschieden der Tonwerte. Wenn vielfach die Formenwelt eine einseitige Entwicklung erlebt hatte, wobei die Farbe das Stiefkind blieb, so mußte es sich jetzt darum handeln, das Geheimnis des räumlichen und Formenzusammenhanges in der Natur wieder zu entdecken, das von der Farbenwelt mit produziert wird und den direkten Natureindruck in seinem Gesamtwert hervorruft. Es handelte sich also nicht um eine mehr oder minder glückliche Verbindung von Form und Farbe, um eine sogenannte Vollendung des Getrennten nach beiden Seiten hin, sondern um das beiden Gemeinsame, um einen Bildaufbau, der beides als eines gibt, wie in der Natur. Dieses Gemeinsame erkannte Marées in der Bildkonstellation. Die Gegenstände der Natur mußten so zusammen stehen, daß in ihrer Anordnung schon alle Bedingungen für die eindringlichste Wirkung als Form- und Farbenexistenz gegeben sind. Die Konstellation der Naturgegenstände ist der Kern, der Ausgangspunkt der letzten Gesamtwirkung. Wir sehen, wie Marées dabei auf die primitivsten Naturgegenstände zurückgreift: der menschliche Körper, das Pferd, der Baum, der Boden, das Wasser, der Himmel sind fast durchgängig die einzige Gegenstandswelt, mit der er seine Bilder aufbaut, das einzige Was; wie er sie aber gegenüberstellt, anordnet — darin liegt seine große Kunst — das Wie.

Seine Bilder sind immer neue Konstellationen, immer neue Resultate seiner Einsicht in die Geheimnisse der künstlerischen Anordnung. Je größer die Tragweite der Konstellation für die Wirkung, desto entbehrlicher werden alle Details.

Die Vollendung des Bildes ist schon in der Anordnung gegeben, die sogenannte Ausführung würde nichts Wesentliches dazu beitragen. Es ist dies derselbe Fall wie bei den angehauenen Figuren Michelangelos. In Marées' Bildern stehen die Gegenstände immer plastisch im Raum, das Auge fühlt stets die kubische Tiefe, mehr als bei den meisten anderen Malern — aber es bleibt eine Tiefe der Illusion, des inneren Auges — das Bild macht kein Loch in der Wand, täuscht nicht das wirkliche Auge.

Die Überschneidungen, die Größenkontraste, die Zusammenfügungen der Pläne und Richtungen usw. sind mit solcher Weisheit und mit solcher Einsicht für die Tragweite ihrer Illusionskraft benutzt, daß nichts im Bilde gegeben ist, was bedeutungslos bliebe und nicht von schlagender Mitwirkung für das Ganze wäre. Nirgends ist ein bloßes Füllsel, alles ist notwendig. Die Ökonomie der Mittel wächst mehr und mehr mit der Prägnanz ihrer Verwertung. Hier ist eine Fundgrube der künstlerischen Erfahrung, aus der jeder unendlich viel lernen kann, und die für die Weiterentwicklung der Malerei von unermeßlichem Wert ist."



Alfred Messel

Mit Alfred Messel ist der volkstümlichste Architekt Berlins gestorben; vielleicht der einzige volkstümliche, denn der Stadtbaumeister Ludwig Hoffmann, Messels bester Freund, ist erst auf dem Wege dazu, es zu werden. Es ist aber überhaupt Jahrzehnte her, daß in Deutschland ein Architekt volkstümlich wurde und dies hat seinen Grund darin, daß Messel als erster wieder einen Bau erstellte, der dem Volke als eine „Erfüllung" eines ihm eigenen Bedürfens erschien, der zu ihm eine eigene, sofort verständliche Sprache redete. Dieser Bau war das Warenhaus Wertheim in der Leipziger Straße.

Daß mit der Zusammenklitterung „stilechter" Fassaden nach berühmten Mustern für die heutigen Handelsbedürfnisse nichts zu machen sei, hatte man schon länger gefühlt. Oft war die Meinung laut geworden, daß hier der Ingenieur mit seinem Glas- und Eisenbau zur Ablösung des Architekten berufen sei. Jetzt stand mit einem Male die architektonische Lösung des Problems vor den erstaunten Augen. Diese Fassade war von einer neuen Monumentalität mit ihren aufwärts strebenden Pfeilern, der völligen Vermeidung horizontaler Schwergewichtslinien. Diese Fassade aber war obendrein — das fühlte jeder sofort — außerordentlich praktisch. Wie frei flutete das Licht durch die Riesenscheiben in die dahinter liegenden Warenräume! Diese Fassade war auch schön. Schön in ihrer stolzen Einfachheit. Wie stach diese ab von dem Übermaß des billigen Schmuckes der Putzarchitektur. Dafür aber sah man auf einmal die Schönheit des verarbeiteten Materials, erkannte, daß, was an Schmuck verwertet worden, nicht landläufige Massenware, sondern echte Künstlerarbeit war.

Das freudige Erstaunen wuchs noch, als man das Innere betrat und gewahr wurde, daß die herrliche Fassade nur die natürliche Umkleidung eines ebenso großzügig gestalteten Innenraumes war. Man hatte endlich wieder einmal das Gefühl eines Bauens von innen nach außen. Fast von selbst stellte sich das Wort von der Zweckarchitektur ein, das dann bei Messels zahlreichen weiteren Bauten (Landesversicherungsanstalt, Lettehaus, Elektrizitätsgebäude, Berliner Handelsgesellschaft, Schultes Kunsthandlung, zahlreiche Privathäuser) immer

wiederholt wurde. Gewiß Zweckarchitektur, insofern der leitende Baugedanke nicht mehr versteckt, vielmehr für die Raumgliederung maßgebend wurde. Aber doch niemals im Sinne von Nüchternheit. Es lebte in Messel ein starker Schönheitssinn und eine tiefe Sehnsucht nach freiem künstlerischen Schaffen. Der Architekt wird nur selten Aufgaben finden, wo er ohne Rücksicht auf praktische Bedürfnisse bauen kann; denn wo diese verletzt werden, ist ein inneres Grundgesetz künstlerischer Architektur verletzt. Aber Messel fand einen Weg, seinem Schönheitsbedürfnis Genüge zu tun, indem er Farbe und Stoff des Materials zur Erhöhung der Raumgliederung, ja oft als deren entscheidende Kraft ausnutzte. Wer die riesigen Fortschritte ermessen will, die der immer strebende Künstler auf diesem Gebiete gemacht hat, vergleiche den Erweiterungsbau des Warenhauses Wertheim mit dem ursprünglichen Teile. Wie hier in dem riesigen, 700 Geviertmeter ohne alle Säulenunterbrechung überspannenden Lichthof die beiden Bronzebrücken den Raum gliedern; wie hier überhaupt die Naturfarbe des Materials raumbildend verwendet wurde, das war neu und ist dauernd schön.

Messel ist nur 55 Jahre alt geworden und hat seine große Aufgabe, die Berliner Museumsinsel auszubauen, nicht mehr erfüllen können. Aber seine große kunstgeschichtliche Bedeutung steht trotzdem fest, als Bahnbrecher einer neuzeitlichen monumentalen Architektur. St.



Neue Bücher

Die Schutzhütten und Unterkunftshäuser in den Ostalpen. Herausgegeben von der Sektion Wien des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. (Kunstanstalt Staengl & Ko., Dresden.)

Die genannte Sektion des Alpenvereins hat sich die Aufgabe gestellt, in prachtvoller Ausstattung dieses hervorragende alpinistische Werk herauszugeben, das allen Freunden der Gebirgswelt willkommen sein wird. Die Hütten und Unterkunftshäuser sind in den Alpen zumeist an Stellen untergebracht, die man mit einem etwas fernliegenden Vergleiche den Peripetiepunkten des Dramas vergleichen könnte. Bis zu ihnen gelangt in der Regel auch der nicht eingeübte Wanderer, wenn er gesund ist und über eine gewisse Ausdauer verfügt. Aber auch in rein landschaftlicher Hinsicht stehen sie zumeist an jenen Stellen, von denen aus der schroffste und unzugänglichste Teil der Hochgebirgswelt als Gesamtbild sichtbar wird. Ich betone das, weil der Titel sonst leicht die Meinung erwecken kann, als sei die Wiedergabe dieser ja in der Regel an sich recht wenig fesselnden Bauten die Hauptsache. Wir haben es aber hier mit ganz meisterhaften Hochgebirgsphotographien zu tun, von denen einige geradezu Bildwirkung erreichen, um so mehr, als die Wiedergabe im Lichtdruckverfahren sehr sorgfältig ist. Das Werk wird 420 Abbildungen in einem sehr großen Quartformat umfassen und erscheint in 42 vierzehntägigen Lieferungen zu ℳ 1.50, so daß das einzelne Blatt auf den sehr billigen Preis von 15 ₰ zu stehen kommt. Nach Abschluß der Subskription wird der Preis allerdings wesentlich erhöht. Wenn es noch möglich wäre, daß dem Werke ein Textband beigegeben würde, so würde sich der Reiz des Ganzen vor allem für jenen, der nicht gerade viele dieser Hütten aus eigener Anschauung kennt, ganz wesentlich erhöhen. Wenigstens sollte man eine jeweils in zehn bis fünfzehn Zeilen zu gebende Charakteristik der Eigenart des betreffenden Panoramas noch folgen lassen. Dieser Wunsch entspringt nur dem Verlangen, die prachtvolle Bildersammlung möglichst verbreitet zu sehen.





Gassenhauer und Tanzlied

Von

Rudolph Vogel

Ein Aufsatz über den Gassenhauer, den ich vor einiger Zeit im Türmer las, weckt mir die Erinnerung an einen der liebenswürdigsten Zweige vaterländischer Volkskunst, dessen verwilderter Schößling der Gassenhauer ist.

Die drei Künste, deren gemeinsames Lebenselement der Rhythmus, d. h. die wohlgefällige (ästhetische), in allen ihren Teilen geordnete und zusammenstimmende Bewegung ist, nämlich der Tanz, die Musik und die Dichtkunst, bildeten von allem Anbeginn eine unlösliche Dreieinigkeit. So ist es noch bei allen Naturvölkern, so war es in höchster Ausbildung bei dem kunstsinnigsten Volke der Weltgeschichte, bei den Griechen. Ich nenne den Tanz, unter dem ursprünglich jede von Empfindung geleitete, wohlgeordnete Bewegung verstanden wird, an erster Stelle, weil er dieser Dreieinigkeit Schöpfer und Meister ist. Er übertrug den Rhythmus auf das Reich der Töne und der Worte, machte sie sich untertänig und schlang das einigende Band um die drei Grazien: zum Reigen gekettet zeigt sie uns der Meißel Canovas. Die meisten und wichtigsten Kunstausdrücke der Musik und Metrik sind dem Tanze entlehnt.

Wie so manchem großen Schöpfer und Meister, so hat auch dem Tanze die Kulturmenschheit mit schnödem Undank gelohnt. Daß der Römer den Satz aufstellte, nur ein Unsinniger tanze, wenn er nicht etwa betrunken sei (nemo saltat sobrius nisi qui insanit), wäre schließlich zu begreifen; denn an der Wiege der Römer sind die Musen und Grazien mit Achselzucken vorübergegangen. Daß aber der Deutsche, der unbestrittene Nebenbuhler der Hellenen im Reiche der Töne und des beschwingten Wortes, seines ältesten und größten Kapellmeisters und Beckmessers vergaß und den Tanz aus dem Gebiete der schönen Künste kurzerhand auswies — das ist eine Meintat, die sich, wie jede Meintat, empfindlich gerächt hat. Unser rhythmisches Empfinden ist in geradezu kläglichem Rückgang: es verkünstelt,

es entartet, und schließlich schwindet's. Am frühsten sank der herrliche Bau unserer völkischen Verskunst in Trümmer. Wo ist der wuchtige Tritt der Nibelungenstrophe, wo der zierliche Schwung der Waltherschen Lieder geblieben? Der deutsche Banause Opitz verscharrte den Rest und er erwarb sich noch ein Verdienst, daß er im Schutte ungedeihliches griechisch-römisches Gleichmaß aufrichtete. Das klassische Versmaß gab dem deutschen den Rest. Heute liest der gebildete Deutsche das Volksliedchen

Ách, wie wärs móglich dann,
Dáß ich dich lássen kann!

als hätte er vier schlechte Daktylen vor sich; erst wenn er es singt, beginnt er zu merken, daß er ein altes deutsches Reimpaar von je vier Hebungen vor sich hat; denn die Weise taktiert ganz richtig und sinngemäß:

Ách, wíe wär's móglich dánn,
Dáß ích dich lássen kánn!

Von der sogenannten „modernen“ Lyrik will ich lieber nicht reden: vor diesem wüsten Getrampel unmöglicher Versfüße verhüllt Terpsichore, die Tanzfreudige, weinend ihr Haupt.

Die Musik hat sich Terpsichores mächtigen Schutz länger zu wahren gewußt. Zwar schwindet auch ihr bald der anmutige, rhythmische Wechseltakt des alten deutschen Sanges, der, zwischen zwei und drei schwankend, sich heute mit den üblichen musikalischen Zeichen schlechterdings nicht wiedergeben läßt (vgl. Franz M. Böhme, Deutsches Liederbuch, Leipzig, in der Einleitung); aber was sie an Geschmeidigkeit vielleicht verlor, gewann sie an Festigkeit, indem sie sich, ihrer Würde unbeschadet, an eine Reihe wohlgebildeter alter Tanzformen anschloß. Die großen Meister der Kontrapunktik komponierten Tänze, wenn es auch keine Volkstänze waren und wurden, und sicherten sich damit eine Geschlossenheit des rhythmischen Aufbaus, welche die „moderne“ Musik leider nur zu sehr vermissen läßt, seit durch Wagner das dramatische Element auch für die Form ausschlaggebend wurde. Mag man das nun bewundern oder beklagen: sicher ist, daß die Reinheit und Schärfe unseres rhythmischen Empfindens dadurch erheblich getrübt ist.

Das Volk — und darunter sind hier reichlich neun Zehntel der gesamten Nation zu verstehen — hat diesen Entwicklungsgang, dessen Bedeutung für die Freiheit der künstlerischen Ausdrucksweise ich natürlich keineswegs unterschätze, nicht mitgemacht; es hat sich sein rhythmisches Gefühl im ganzen und großen bewahrt. Aber auch hier hat sich die künstlerisch-ästhetische Unterschätzung des Tanzes schwer gerächt. Der Tanz als die Kunst vollendet anmutiger Bewegung ist uns abhanden gekommen und feiert nur noch in der Gestalt exotischer Tanzvirtuosinnen und in der Operette oft recht fragwürdige Triumphe. Er ist zum Tanz*vergnügen*, zu einem minderwertigen Bestandteil der geselligen Unterhaltung herabgesunken. Der Gesang des Volkes hat sich vom Tanze losgesagt; und die Musik, welche in Treuen bei ihm ausharrte, ward zur „Tanzmusik“, der Musiker zum „Musikanten“. Man hat aufgehört, tanzend zu singen, singend zu tanzen, wie es unsere Kinder noch als etwas Selbstverständliches auf der Straße tun.

Darüber gingen uns unsere alten Tanzlieder verloren, die Chorgesänge (von choros = Reigen), Einzel-, Wechsel- und Wettgesänge der früheren Tanzspiele verhallten, und nur wenige Trutz- und Kinderliedchen haben sich in das lebendige Volksbewußtsein der Gegenwart herübergerettet, als letzte, kränkelnde Zweige eines einst üppig grünenden Baumes.

Und doch schreit die Seele unseres tanzfreudigen Volkes nach dem verlorenen Schatze seines Tanzliedes. Es ist ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie sich Webers Tanzliedchen „Wir winden dir den Jungfernkranz" das Herz des ganzen Volkes im Sturme eroberte, so daß Onkel Bräsig ganz entrüstet ist, es im Berliner Opernhause zu hören. Aber mit verschwindenden, durchaus nicht immer glücklichen Ausnahmen sind die Berufenen der Kunst diesem lebhaften Bedürfnisse der Volksseele nicht nachgekommen.

Trotzdem will nun einmal das Volk sangbare Tänze haben, und in der Not frißt der Teufel Fliegen. So bekam die roheste, blödsinnigste und unflätigste Form des Tanzliedes, der Gassenhauer, die Oberhand, und man sang und tanzte Schunkel- und Pflaumenwalzer e tutti quanti, von denen der Aufsatz des „Türmers" zu berichten weiß. Ihr prickelnder Reiz, dem sich auch Verständige nicht entziehen können, beruht auf dem in jeder, auch der sinnlosesten Weise hergestellten Zusammenklappen des lyrischen und musikalischen Rhythmus mit dem Tanzrhythmus, ist also ausschließlich rhythmischer Natur. Wer Lieder zum Tanze singen gehört hat, wie

„Áuf dem Baúme, da hángt 'ne Pfláume",

oder:

„Ist denn kein S t ú h l da für meine H ú l da
Ist denn kein H é rr da für meine B é r tha?"

kann darüber gar nicht im Zweifel sein. Dieser wesentlichen Aufgabe dienen alle formalen Mittel: Versmaß, Stabreim, Binnen- und Endreim, Kehrreim, Gleichklang, Wiederholung bedeutsamer Worte. Das berüchtigte Lied von der „Male" verdankt seinen durchschlagenden Erfolg ausschließlich der Wiederholung des Wortes „Male" an rhythmisch scharf betonter Stelle.

Das zeigt würdigerer Kunst den Weg. Noch ist uns außer den Reigenliedchen unserer Kinder eine einfache, aber kräftig wirkende Form des Tanzliedes geblieben, das ist das Marschlied; denn der Marsch ist als lebhafte, rhythmisch geordnete Bewegung ein Tanz, und noch dazu ein altehrwürdiger, der für alle kriegerischen Nationen von größter Bedeutung gewesen ist. Die Spartaner holten sich einen Dichter aus Athen, daß er ihre Jugend Marschlieder lehre: so möchte ich den Deutschen einen Tanzdichter wünschen, welcher Dichtkunst, Tonkunst und Tanzkunst wieder zu einem harmonischen Ganzen verbände und damit dem Gassenhauer Trotz böte. Freilich, nicht alles, was sich dichten läßt, läßt sich singen, nicht alles, was sich singen läßt, tanzen und umgekehrt; aber was sich an alten, längst verschollenen Tanzliedern in unsern gedruckten Sammlungen findet, zeigt uns, wie reich unserm Volke auch hier der dichterische Brunnquell sprudelt. Ich greife die erste Zeile eines Tanzliedchens heraus, nach dem ich selbst noch als Kind R h e i n l ä n d e r tanzen gelernt habe, und will versuchen, sie zu einem jener anmutigen Neck-

-liedchen auszubauen, die früher allerorten beim Tanz beliebt waren. Der Leser mag eine passende Tanzweise dazu mitsummen. Einige gesetzte Akzente mögen nachhelfen.

Chor:

Mádel wásch dich, kámm' dich, pútz dich fein,
Der Freier steht vorm Fénsterlein.
Zieh den Vórhang für — schließ áb die Túr,
Sonst scháut der Schélm herein!
Traue nicht der Buben Trug und List!
Laß keinen sehn, wie schön du bist:
Wer zu früh ohne Múh' sein Mágdlein küßt,
Vergißt zulétzt das Fréi'n.

Sie:

Der Freier schleicht den ganzen Tag
Wie das Füchslein um den Taubenschlag;
Bald lauscht er vor dem Gartentor,
Bald hockt er hinterm Hag.
Liebes Füchslein, bist ein arger Wicht!
Ich sag' dir's in dein falsch Gesicht:
Das Füchslein fängt sein Täublein nicht,
Weil es kein Füchslein mag.

Er:

Wenn sie mich nicht mag, so lass' sie's sein;
Ich kann wohl manche andre frein.
Mit der Zeit kommt Leid und bittre Reu';
Bald giebt es neuen Wein:
Wenn das Träublein blinkt, wenn der Jauchzer klingt,
Wenn der Spund vom vollen Fasse springt,
Wenn der Bursch im Tanz sein Mägdlein schwingt,
Dann wird's dich schon gereun!



Vom Knaben Mozart

Am 3. Juli 1763 begaben sich der erzbischöflich salzburgische Hofkapellmeister Leopold Mozart nebst Frau mit ihren beiden Kindern, der zwölfjährigen Marianne und dem siebeneinhalbjährigen Wolfgang, auf eine für reichlich drei Jahre berechnete Kunstreise. Die großen Erfolge, die den Kindern zuvor in München und Wien zuteil geworden, gaben dem Vater den Gedanken ein, daß es ihm vielleicht gelingen könnte, jetzt, wo die „Naturwunder" als Sensation wirkten, für sie so viel zu erwerben, daß ihnen die Zukunft leicht sein würde. Konnten auch bei den damaligen Verhältnissen für andere als Gangesvirtuosen keine solchen Gelderfolge erzielt werden wie heute, so hat Vater Mozart doch nach dreieinhalbjähriger Reise trotz vieler Unfälle und Krankheiten ein erkleckliches Sümmchen mit heimgebracht, das freilich später vorzeitig aufgezehrt wurde.

Die beiden Hauptstationen der Reise waren Paris und London. Der Aufenthalt in der letzteren Stadt vom 22. April 1764 bis zum 24. Juli 1765 steht in Mozarts Lebensgeschichte um so bedeutsamer, als sich seine Kompositionstätigkeit hier ganz hervorragend entfaltete. Durch die Veröffentlichung eines Notenbuches des kleinen Wolfgang sind wir das zu beurteilen jetzt besser instand gesetzt als früher.

Das erste Auftreten in London war denkbar erfolgreich. Der König Georg III., ein leidenschaftlicher Verehrer Händels, und die Königin Sophie Charlotte waren im besten Sinne musikalisch und vor allem deutschen Künstlern zugetan. Schon fünf Tage nach ihrer Ankunft konnten Mozarts bei Hofe erscheinen, und der Vater berichtet frohlockend an seinen Salzburger Freund Hagenauer: „Die uns von beiden hohen Personen bezeugte Gnade ist unbeschreiblich; ihr freundschaftliches Wesen ließ uns gar nicht denken, daß es der König und die Königin von England wären. Man hat uns an allen Höfen noch außerordentlich höflich begegnet, allein was wir hier erfahren haben, übertrifft alles andere." Der König war musikalisch genug, um vor allem des Knaben einzigartige Anlagen beurteilen zu können: „Der König hat ihm nicht nur Stücke von Wagenseil, sondern auch von Bach, Abel und Händel vorgelegt: alles hat er prima vista weggespielt. Er hat auf des Königs Orgel so gespielt, daß alle sein Orgelspiel weit höher als sein Klavierspiel schätzten. Dann hat er der Königin eine Arie, die sie sang, und einem Flautraversisten ein Solo akkompagniert. Endlich hat er die Violinstimmen der Händelschen Arien, die von ungefähr dalagen, hergenommen und über den glatten Baß die schönste Melodie gespielt, so daß alles in das höchste Erstaunen geriet."

Der Erfolg bei Hofe verfehlte seine Wirkung nicht. Das erste Auftreten des „Wunders der Natur" vor der breiten Öffentlichkeit — am 5. Juni 1764 — wirkte als Sensation und erbrachte einen Reinertrag von über 100 Guineen. Freilich blieb auch hier der Erfolg nur so lange treu, wie die Kinder als Sensation wirkten. Nachher mußte der Vater, um überhaupt noch Besucher anzulocken, zu einer Ankündigungsweise greifen, die auf uns heute fast „barnummäßig" wirkt, damals allerdings nicht ungewöhnlich war. So heißt es unterm 11. Juli 1765 im „Publ. Advertiser": „Der Vater des ‚Wunders' (Wolfgangs), auf den Wunsch mehrerer Damen und Herren veranlaßt, seine Abreise von England auf sehr kurze Zeit zu verschieben, wird hiermit Gelegenheit geben, diesen kleinen Komponisten und seine Schwester, deren beider musikalische Kenntnisse keiner Verteidigung bedürfen, zu hören. Sie spielen jeden Tag der Woche von 12 bis 3 Uhr im großen Saal zum Schwan und Reifen, Cornhill. Eintritt jede Person 2 Sch. 6 p. Die zwei Kinder werden auch zu vier Händen zugleich auf ein und demselben Klavier spielen und dasselbe mit einem Handtuch bedecken, so daß sie die Tasten nicht sehen können."

Es ist leicht begreiflich, daß das breite Publikum nicht einsah, daß es in Wolfgang Mozart nicht einem beliebigen Wunderkinde, sondern dem größten Wunder, von dem je die Geschichte der Künste zu berichten hatte, gegenüberstand. Denn dieses Wunderbare lag nicht in den erstaunlichen technischen Fähigkeiten, sondern in der beispiellos frühen Entfaltung der tonschöpferischen Kraft. Oder zuallermeist sogar darin, daß das alles nicht durch eine künstliche Treibhauskultur großgezogen, sondern nur das sorgsam behütete Sichausleben einer einzigartigen Natur war. Daß diese in ihren wertvollsten Kräften durch die Reisen, das öffentliche Auftreten, die vielfachen geselligen Verpflichtungen nicht gestört und gehemmt wurde, erscheint ganz unbegreiflich. Der Knabe wuchs und wuchs, und jegliches Erleben schlug ihm künstlerisch zum Wohle aus. Das konnte freilich nur sein großartiger Erzieher, der Vater, beurteilen: „Es übersteigt alle Einbildungskraft", schreibt er in ehrfürchtigem Staunen vor dem ihm nach seiner Auffassung von Gott anvertrauten Wunder. „Das, was er gewußt hat, als wir Salzburg verließen, ist ein purer Schatten gegen das, was er jetzt weiß." Und dann wieder: „Mit kurzem, wer es nicht sieht und hört, kann es nicht glauben. Sie selbst, alle in Salzburg wissen nichts davon, denn die Sache ist nun etwas ganz anderes."

Man hat oft auf die häufigen Krankheiten Mozarts im Knabenalter und seinen frühen Tod hingewiesen und darin eine Folge der Überanstrengungen gesehen, denen er in der Kindheit ausgesetzt worden. Selbst wenn ein Zusammenhang zwischen diesen Tatsachen bestehen sollte, besteht die Anklage in dieser Form nicht zu Recht. Die Erziehung seines Vaters hat nur dafür gesorgt, daß die Betätigung nicht in falsche Bahnen geriet; irgendwie angetrieben ist Mozart nicht worden. Die geistigen und seelischen Gaben, die in ihn gesenkt waren, verlangten mit solcher Gewalt nach Betätigung, daß auch schwere Krankheit den Knaben, wie später den Mann, nicht am Komponieren hindern konnte. So kann man höchstens sagen, daß das Gefäß, in dem dieser Geist eingeschlossen worden, nicht stark genug war, um ihn auszuhalten. Deshalb macht auch Mozarts Frühreife nirgendwo den Eindruck des Krankhaften oder Überhitzten; durch sein ganzes Leben wirkt er als Urbild einfacher und gesunder Natürlichkeit.

Auch der Londoner Aufenthalt bietet für diese eigenartige Anlage ein Zeugnis. Bald nach dem ersten öffentlichen Konzerte erkrankte der Vater an einer bösartigen Halsentzündung so heftig, daß die Familie nach dem Landorte Chelsea an der Themse übersiedeln mußte. Mit Rücksicht auf den Zustand des Vaters war alles Musizieren verboten. So waren also die Kinder „frei". Wie aber nutzte Wolfgang diese Freiheit? Mit aller Gewalt warf er sich aufs Komponieren. Jetzt schrieb er seine erste Sinfonie, der während des Londoner Aufenthalts noch vier weitere folgten, so daß in den folgenden Konzerten die Instrumentalmusik von ihm herrührte; auch sechs Sonaten für Klavier und Violine kamen heraus, und das musikgeschichtlich merkwürdige Geschehnis ist zu verzeichnen, daß ein Achtjähriger aus der „Gelegenheit" heraus — dem Spiel mit seiner Schwester — eine neue Gattung begründet: das vierhändige Klavierspiel von der gleichen Klaviatur.

Während aber der Knabe an diesen großen Formen naturgemäß insofern scheitern mußte, als er günstigstenfalls eben „Formen" zustande brachte, besitzen wir von ihm aus der gleichen Zeit ein bescheidenes Notenbuch, in dem er nach innerem Drang seine Einfälle niederschrieb. Von dem Büchlein hat man lange nichts gewußt, bis es sich 1898 unter den Manuskriptschätzen Ernst von Mendelssohn-Bartholdys fand. Mit dessen großherziger Schenkung seiner Manuskriptensammlung kam es durch Weitergabe des Kaisers an die Berliner Bibliothek. Aus dieser hat es Dr. Georg Schünemann in sorgfältigem Drucke herausgegeben unter dem Titel: „Mozart als achtjähriger Komponist. Ein Notenbuch Wolfgangs" (Leipzig 1908, Breitkopf & Härtel).

Über das Büchlein berichtet der Herausgeber: „Es ist ein mäßig starkes, in festem Ledereinband gebundenes Heftchen in Queroktav und trägt auf dem Vorsatzblatt den vom Vater eigenhändig geschriebenen Vermerk: di Wolfgango Mozart à Londra 1764.

Mit ungelenker Hand sind die ersten Seiten mit Bleistift beschrieben, und erst nach und nach tauchen charakteristische Züge auf. Von der sechzigsten Seite ab schreibt Wolfgang dann mit Tinte, ohne aber viel zu ‚klecksen' und ohne viel Verbesserungen zu machen. Man hat den Eindruck, als wären die Skizzen mit leichter Hand in schneller Folge entworfen.

Das Heft enthält eine Reihe kleiner, zusammenhängender Stücke, denen man nur mitunter an dem Fehlen der Versetzungszeichen, der akkordischen Füllungen, der Tempoangaben und Überschriften das Skizzenhafte anmerkt. Vergleicht man aber diese Stücke mit Mozarts vorangehenden Werken, so überraschen der musikalische Gehalt, die Gedankenfülle und der Melodienreichtum, den Mozart gerade in diesem kleinen Rahmen entfaltet. Er schreibt hier zierliche Menuetten, Allegros, Prestos, Adagios, ja sogar ein Präludium (Nr. 7 für Orgel?) und eine richtige leibhaftige Fuge. Die letztere wird allerdings nicht ganz zu Ende gebracht. Immerhin ist es die erste Fuge, die wir von Mozarts Hand besitzen. Auch Sinfonien und kanonische Führungen entwirft er, kurz: Mozart versucht sich in diesem Buch an allen möglichen, ihm bekannten Instrumentalformen. Nur drei Stücke bricht er ab, alle anderen aber schließt er zu wohlgefügten kleinen Sätzen zusammen."

Wie man auch aus den wenigen in unserer Notenbeilage mitgeteilten Proben ersieht, offenbart sich in diesen kleinen Werken ganz der spätere große Mozart: sinnig, von vornehmem Schwung in der Melodie, rhythmisch klar und gesangreich. Man braucht nicht an ihre Schöpfung durch einen Knaben zu denken, um an diesen Stückchen sein helles Entzücken zu haben. Die schöne Ausstattung der Neuausgabe wird diese zu einer willkommenen Gabe für alte und junge Klavierspieler machen. K. St.



Historische württembergische Armeemärsche

Die Großherzogliche Hofbibliothek zu Darmstadt besitzt eine Marschsammlung aus dem XVIII. Jahrhundert, die ein Unikum in ihrer Art und ein schier unerschöpflicher Schatz ist für den, der den Schlüssel zu ihr besitzt. Diesen Schlüssel aber vermochten dem Schreiber dieser Zeilen zielbewußte Studien auf dem Gebiete der politischen wie der Militärgeschichte jener Zeit in die Hand zu geben. In deren Mittelpunkt trat von selbst die Gestalt des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, der so recht Repräsentant eines Zeitalters war, das man, faßt man die in ihm sich abspielenden Kriege ins Auge, im besonderen Maße das friderizianische nennen kann. In einem der beiden Kompendien der gedachten Sammlung liegen die „Regl. Streiche vor das Hochfürstl. Leibregiment vor die Pfeiffer" (Juni 1784) vor, also die Streiche für die Pfeifer seines Leibregiments. Der andre ist ein Sammelband, in dem neben Aufzeichnungen, die in dieser „Ordonnanz" Aufnahme fanden, zahlreiche andere Märsche, darunter solche von Serenissimus selbst komponierte, wie auch solche von und aus der Zeit seiner Vorgänger stammende eingeheftet sind. Auf letzteren Umstand, also darauf, daß die Märsche keineswegs nur aus der Regierungszeit Ludwigs IX. (1768—1790) stammen, sei bereits hier nachdrücklich hingewiesen, ehe von dem eigentlichen Urheber der Sammlung die Rede ist. Dieser, der eben genannte Landgraf von Hessen-Darmstadt, war offenbar im Zeichen des Mars geboren. In französischen Diensten, beim Regiment Royal Allemand, hatte er an der Belagerung von Prag (1741—1742) teilgenommen. Alsdann war er in die Armee Friedrichs des Großen getreten und hatte sich als Kommandeur des in Prenzlau in der Uckermark garnisonierenden Regiments von Selchow in Krieg und Frieden bewährt. Zum Teil aus Gesundheitsrücksichten, zum Teil wohl auch aus politischen, auf Wunsch seines Vaters (Ludwigs VIII.), hatte er beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs seinen Abschied genommen. Aber der Generalleutnant des „Alten Fritz" konnte das Waffenhandwerk nicht lassen. Zur Regierung gelangt, machte er aus seiner Residenz Pirmasens einen veritablen Truppenübungsplatz mit Kasernen, Exerzierhäusern usw., wie er ja auch sofort die Mitglieder der damals bestehenden Hof- und Kammermusik teils pensionierte, teils verabschiedete und sich ein Hoboistenkorps und Trompeter, Pauker, Pfeifer und Tambours anwarb. Von der Art seiner Musikpflege entwirft G. Seb. Thomas (Die großherzogliche Hofkapelle usw. Darmstadt 1859) ein überaus ergötzliches Bild. Damit die Oboen und Fagotts recht grell und schreiend würden, heißt es da, wurden sie mit messingnen Bechern und Stürzen versehen. Aber schrecklich, fährt Thomas fort, waren die 40—50 Pfeifer und Tamboure, von welchen letzteren derjenige das größte Lob einerntete, der die meisten Felle zerschlug, weil dieses dem Landgrafen den Beweis gab, daß er recht herausschlage.

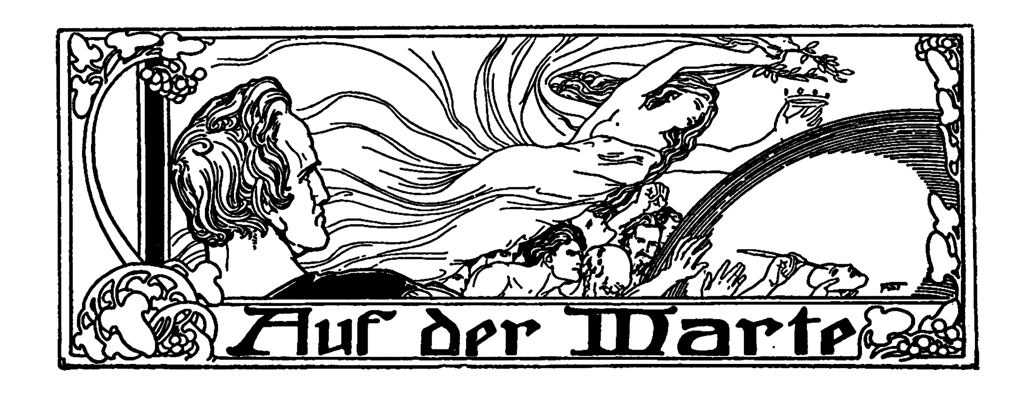
Dieser Fürst komponierte nun selber fleißig Militärmärsche — man schrieb ihm die unglaubliche Zahl von mehr als 40000, ja sogar 100000 (!) zu, und Thomas erzählt, daß er stets einen Kapellmeister neben sich gehabt habe, der die Melodien aufschrieb und nachher in Partitur setzte. Da die Märsche, die übrigens recht melodienreich und in einem ganz langsamen Tempo gehalten waren, nur zweiteilig und ohne Trio waren, konnte er schon eine erhebliche

Zahl zusammenbringen. Aber der hohe Herr war notorisch auch eifriger Sammler solcher, wobei er unter Umständen keine Kosten scheute. Ein niedliches Geschichtchen berichtet, daß er einst in Aachen einen Marsch gehört habe, den er gern besitzen, aber nicht fordern wollte; zu dem Zwecke habe er sich so lange daselbst einquartiert, bis er nach dem Gehör die Melodie pfeifen und die Trommelschläge schlagen konnte. Der Marsch habe den Namen „Sechstausend-Gulden-Marsch" bekommen, weil der Wirt dem Landgrafen bei seinem Abschied eine Rechnung von 6000 fl. präsentierte. Die in Rede stehende Marschsammlung dürfte also jedenfalls „sub auspiciis Serenissimi" angelegt sein, und ihr Inhalt liefert gleichsam einen musikalischen Kommentar zu einer Kriegs- und Militärgeschichte jener Zeiten. Die Namen der österreichischen, preußischen, französischen, holländischen Regimenter, die sardinischen, korsikanischen Truppenmärsche und -signale rufen ins Gedächtnis zurück, daß damals Europa in Waffen starrte, daß in Böhmen, Schlesien usw., aber auch in Italien, in den Niederlanden blutige Schlachten geschlagen wurden. Die innere Zerrissenheit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wird illustriert durch die Benennungen aller der Kontingente der kleinstaatlichen Gebilde, die dort zu finden sind, und es taucht dabei der unselige Tag von Roßbach (5. Nov. 1757) vor dem geistigen Auge auf, an dem die „Reichsarmee", an der Seite der Franzosen fechtend, vor den Reiterscharen eines Seydlitz auseinanderstob. Man wird erinnert an die alte „Kreistruppen"-Einteilung, und nicht völlig zu überwindende Schwierigkeiten ergeben sich dabei für den Benützer der Sammlung daraus, daß neben den Kontingentstruppen vielfach auch noch Haustruppen bestanden, wie daß damals auch Regimenter aus dem Dienste ihrer Kontingentsherren oft in den des Reiches übernommen und wieder zurückgegeben wurden. Es ergibt sich oft die Unmöglichkeit, mit absoluter Sicherheit die Zugehörigkeit festzustellen, und damit die Notwendigkeit, sich strikte an die allgemeinen Bezeichnungen zu halten, z. B. Alt-Baden, Durlach usw. Im vorliegenden Falle, in dem es sich um historische württembergische Märsche handelt, liegen die Verhältnisse einfacher und klarer.

Das im Jahre 1716 vom Herzog Eberhard Ludwig (1677—1733) errichtete Infanterieregiment, damals schon „Alt-Württemberg" genannt, war als Haustruppe anzusehen, wenn es auch alsbald auf fünf Jahre in kaiserliche Dienste übernommen wurde. Sein Oberstinhaber war der Herzog selbst. Im Jahre 1744, bei seinem Regierungsantritt, hatte es der Herzog Karl Eugen zu seiner „Garde zu Fuß" bestimmt, nachdem es zuvor vom 3. Dezember 1720 an immer als „Leibregiment" bezeichnet worden war. Im übrigen ist auf die bei W. Kohlhammer-Stuttgart erschienene „Geschichte des 3. Württ. Infanterie-Regiments Nr. 121" zu verweisen. Die Bezeichnung „Grenadier-Marsch von alt-Creiß-Württemberg" usw. weist auf das „Herzogliche Kreisregiment zu Fuß" (1673 vom Herzog Eberhard II. errichtet) hin, dessen Inhaber gleichfalls Herzog Eberhard Ludwig war, und da es zum Truppenkörper des „Schwäbischen Kreises" gehörte, durfte auch der „Schwäbische Zapfenstreich" nicht fehlen. Seine Überlieferungen leben in der Geschichte des „Grenadierregiments Königin Olga" (vgl. G. v. Niethammers Regimentsgeschichte, Stuttgart 1886) fort. Es bliebe also nur noch der Eberhard Ludwigs Namen tragende Marsch übrig, auf den schließlich, wie aus obigem ersichtlich, heute beide Regimenter Anspruch erheben könnten. Es muß genügen, daß in ihm das Gedächtnis eines Herrschers auflebt, unter dessen Regierung die Söhne Altwürttembergs sich schon im Spanischen Erbfolgekrieg, dann in blutigen Kämpfen gegen die Türken (1716—1718) und schließlich bei der Wiedereroberung von Sizilien (1719—1720) kriegerische Lorbeeren gewannen.

Prof. Otto Schmid-Dresden





Vom Zug der Toten

Wenn der Frühjahrssaft in den Bäumen zu neuen Knospen treibt, werden die letzten alten Blätter abgestoßen. Den Winterstürmen vermochten sie zu trotzen, den milden Lenzwinden erliegen sie. Alljährlich in den Frühjahrsmonden häufen sich in den Zeitungen die Todesnachrichten. Zumal Männern in jenen Jahren, die man als „die besten" bezeichnet, vermutlich weil es keine guten mehr sind, ist diese Zeit gefährlich. So hat der Tod auch heuer auf dem Felde der Kunst seine Früherernte gehalten und manch einen heimgeholt, dem nach menschlichem Ermessen noch eine längere Reihe von Schaffensjahren zu gönnen gewesen.

Nur wenige Monate über fünfzig ist Gustav af Geijerstam am 6. März gestorben. Kaum ein anderer schwedischer Schriftsteller vermochte in den letzten Jahren sich so ganz die deutsche Leserschaft zu gewinnen, wie er, dessen Art uns gelegentlich wohl eigentümlich, aber nie fremd berührte. Das macht die große Güte in seinem Wesen, die diesen feinen Zergliederer stillsten Seelenlebens nicht wie so manche seiner Lansdleute dem Pessimismus verfallen ließ. Er hat die düstersten Probleme der Ehe und der Kindesseele nicht gescheut. In den „gefährlichen Mächten" und den „Brüdern Mört" sehen wir eine Frau dem Wahnsinn verfallen, in „Nils Tufvesson" leiden wir mit unter der Blutschande zwischen Mutter und Sohn. Aber auch hier wirken der tiefe Ernst der Auffassung, die abgeklärte Ruhe der Darstellung, die künstlerische Vollendung der Entwicklung versöhnend und beruhigend. Aber am tiefsten packt er uns dort, und da gibt er auch das ihm Eigenste, wenn er in ganz einfachem Geschehen langsam — zuweilen wohl allzu langsam — das Leben der Seele in all seinem Reichtum unter dem Schutt alltäglicher Gleichgültigkeit herausgräbt. Das war so im „Buch vom Brüderchen"; wo ist jemals die völlige Veränderung, die das Erlöschen eines sonnigen Kindes in ein Haus bringt ergreifender und, bei allem Weh, trostvoller geschildert worden? Dann „Karin Brandts Traum" mit dem stillen Entsagungskampf einer Frau und ihrem fast frohen Aufwärtsstreben in tatender Liebe. Vor wenigen Tagen erhielt ich sein neuestes Buch „Thora" — wie alle seine Werke bei S. Fischer in Berlin erschienen —, eine ganz stille Ehegeschichte von guten Menschen, die auseinandergehen müssen, weil sie sich nicht verstehen können. Gewiß gehörte Geijerstam nicht zu den Großen; aber er hat für wichtiges Zeitempfinden einen so echten und künstlerischen Ausdruck geschaffen, daß seine Werke dauernd nicht nur als Zeugnisse einer vornehmen Persönlichkeit, sondern auch als Zeitdokumente ihren Wert behaupten werden.

In ähnliche Worte kann man das Urteil über Frida von Bülow (geb. 12. Oktober 1857, gest. 12. März 1909) zusammenfassen, obwohl ihre Werke in der Form weniger künstlerisch, mehr als Zeitungsromane geschaffen sind, als die des Nordländers. Aber auch sie hat durch kluge Beobachtung und warmherziges Miterleben der Erscheinungen in den tropischen

Ländern die Gattung bereichert. Mit ihren „deutsch-ostafrikanischen Novellen" (1891), den Romanen „Tropenkoller" (1896), „Im Lande der Verheißung" (1899) u. a. hat sie den deutschen Kolonialroman begründet. Sie gehörte nach ihrer ganzen Art zu den erfreulichsten Charakteren unter den schriftstellernden Frauen und hegte durchaus gesunde Anschauungen auch über die Aufgaben der weiblichen Schriftstellerei, deren Wert nach ihrem Bekenntnis „keineswegs darin liegt, daß sie der männlichen Gleiches gibt, sondern darin, daß sie anderes gibt, anderes geben muß, wenn das schaffende Weib keine Nachahmerin ist, sondern wenn sie das besitzt, was Goethe als Erstes und Letztes vom Genie fordert: Wahrheitsliebe. Wir Frauen leben auf der anderen Seite des Lebens, daher muß sich das Bild des Lebens in unserem Geiste mit Notwendigkeit anders spiegeln als in dem der Männer. Wir sehen die Welt in anderer Perspektive und bewerten ihre Werte naturgemäß etwas anders. Erst beide Ansichten vereint und einander ergänzend, können etwas Vollständiges geben." —

Allzufrüh und auch den Nahestehenden unerwartet ist dann am Ostersonntag der Schriftsteller gestorben, der sicher berufen war, dem exotischen Roman besonders wertvolle Seiten abzugewinnen: Stephan von Kotze (geb. 1870). Denn er besaß einen ganz eigenartigen Humor, der aus einem tiefen, durchaus männlichen Empfinden herauswuchs, das vor der eigenen Stärke und wohl auch Weichheit Scheu empfand. Diesen Zwiespalt in der eigenen Art nützte er als echter Humorist, indem er nach F. Th. Vischers Mahnung „das Lämpchen seines Frohsinns mit dem Öle seiner Schmerzen und Enttäuschungen tränkte." Den Gewinn hatte der Leser, dem in dieser Beleuchtung alles einen neuartigen Glanz bekam, ob er „australische Skizzen" schrieb, von seinem „afrikanischen Küstenbummel" erzählte oder „aus dem europäischen Hinterhaus" seine Stoffe holte. —

Ein langes Leben — über fünfundachtzig Jahre — und dabei schier pausenlose Schaffenslust und -kraft waren Rudolf von Gottschall vergönnt, den der Tod mitten aus der Arbeit an einem großen Roman „Der Privatdozent" abrief, wobei man sich zumeist wundert, daß der Greis noch einen vierbändigen Roman in Angriff zu nehmen den Mut besaß. Über Gottschalls Jugendzeit ist an anderer Stelle nach seinen Erinnerungen berichtet; sein späteres Leben ist ein äußerlich ruhiges, innerlich stets bewegtes, weil an allen Lebenserscheinungen starken Anteil nehmendes Schriftstellerdasein. Durch fünfundvierzig Jahre war Leipzig der Schauplatz seiner Tätigkeit. Hier redigierte er die „Blätter für literarische Unterhaltung" und die Zeitschrift „Unsere Zeit" und wirkte als Theaterkritiker und Literarhistoriker. Er ist als unentwegter Gegner des Naturalismus und der seitherigen modernen Moden von deren Anhängern viel befehdet und verspottet worden. Aber reiches, gründliches Wissen und die Fähigkeit guter Analyse von Personen und Werken, endlich eine ungemein geschmeidige, dem Stoff sich vorzüglich anpassende Prosa kann ihm ein gerechter Beurteiler nicht absprechen. Schwieriger fällt es uns, zu dem Dichter Gottschall in ein näheres Verhältnis zu kommen. Der Vorwurf der Rhetorik trifft für seine Verswerke zu, aber nicht in dem Maße, daß sie sein kräftiges Empfinden ertötet hätte. Unter seinen epischen Dichtungen findet sich sehr viel Schönes („Die Göttin", „Carlo Zeno"). Eigentümlich berührt bei ihm, der eine gute „Poetik" schrieb, ein innerer Zwiespalt zwischen Inhalt und Form. Diese Form nämlich ist alt, durchaus an den Vorbildern der Vergangenheit festhaltend; der Inhalt aber ist gefüllt mit Zeitempfinden. Seine Romane bringen durchweg moderne Probleme, die aber in einer oft schwer erträglichen veralteten Umständlichkeit und Breite vorgetragen werden. Von seinen zahlreichen Dramen dürfte sich das Lustspiel „Pitt und Fox" noch lange auf dem Spielplan behaupten; Gottschall erweist sich darin als eine Art deutscher Scribe. Das Trauerspiel „Katharina Howard" ist bei aller Schönheit der Sprache und Sicherheit im Aufbau doch Epigonenarbeit. — Dagegen mag man seine wiederholt aufgelegte „Deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" immer wieder neben den neueren Werken als Nachschlagebuch benutzen. Das umfangreiche Werk ist ein deutlicher Spiegel der Empfindungen, die das ältere Geschlecht gegenüber den kaleido-

skopartigen Erscheinungen unserer jüngsten Vergangenheit hegen mußte: so ist es nicht nur wertvoll durch seine auf gründlicher Kenntnis fußenden Urteile, sondern selber ein bedeutsames Zeitdokument. —

Amerika ist in diesem Totenzuge mit einem seiner besten Erzähler vertreten: Marion Crawford (geb. 1854), der in Italien, wo er fast sein ganzes Leben zugebracht hat, gestorben ist. Eine merkwürdige, von okkulten Stimmungen befruchtete Phantasie und ein gewinnend vornehmer Vortrag entschädigten für den Mangel an stichhaltiger Lebensbeobachtung. Seine Erzählungen und Romane, „Dr. Isaacs“, „Marzios Kruzifix“, „Der Roman eines Zigarettenmachers“, „Via crucis“, „Marietta“ sind wohl alle ins Deutsche übersetzt; so weit ich sehe, aber nicht sein weitaus bestes Buch, die geistvollen Unterhaltungen mit Abgestorbenen: With the immortals (1888). —

Über siebzig Jahre alt, ist des heutigen England größter Lyriker gestorben: Algernon Charles Swinburne (geb. 1837). Vom Standpunkt der vergleichenden Weltliteratur würde man ihn am besten in eine Verbindungslinie zu Viktor Hugo stellen, den er freilich an Vielseitigkeit des Könnens nicht erreicht. Swinburne ist Rhetoriker von glänzender Wortfülle, blendender Wortpracht, hinreißendem rhythmischen Schwung und überstürzender Leidenschaftlichkeit. Aber er hat in starkem Maße die Fehler seiner Vorzüge. Er findet des Redens kein Ende; er berauscht sich am Klang der Verse so, daß der Inhalt darüber zu kurz kommt; sein Schwung läßt ihn nicht in die Tiefe der Dinge dringen; die Leidenschaft wirkt mehr als Theater, denn als Wirklichkeit. Trotzdem war es ein Glück, daß Swinburnes Gedichte die englische Lyrik aus den Fesseln einer falschen Moralität befreiten und ihr Themen gewannen, die nicht besonders für Kinderstube und Mädchenpensionat zurecht gemacht sind. „Poems and Ballads“ (1866) und „Songs before sunrise“ (1871) sind seine besten lyrischen Sammlungen; in den Tragödien überwiegt die Schilderung so, daß alle Gestaltung verloren geht. Stefan George, A. Strodtmann, O. Mehring haben Swinburnes beste Gedichte ins Deutsche übertragen. Da dabei dann natürlich der Glanz dieser Verskunst verloren geht, ist es für den deutschen Leser nicht leicht, die Ausnahmestellung zu begreifen, die Swinburne in England eingeräumt wurde. —

Neben den zahlreichen Männern der Feder steht ein großer Vermittler des Schrifttums: Hermann Julius Meyer (geb. 1826, gest. 12. März 1909), der frühere Leiter des Bibliographischen Instituts in Leipzig, unter dem das Haus zu seiner überragenden Stellung gelangt ist. Ein Sohn des genialen Begründers des Bibliographischen Instituts, hat er vom Vater den kühnen Unternehmungsgeist, die hohe Auffassung des verlegerischen Berufes, den straffen Bürgersinn, die demokratische und soziale Gesinnung geerbt. Aber ein langer Aufenthalt in Amerika (1849—56) hatte ihn zu einem kühleren Rechner erzogen, als es der immer stürmisch losgehende Vater gewesen, einem sorgsamen Erwäger der Gesamtverhältnisse. So entwirrte er die Hinterlassenschaft des Vaters, gab dessen mannigfache industrielle Unternehmungen auf und nahm alle seine Kräfte zur Hebung des Bibliographischen Instituts zusammen. Zunächst gewann das vom Vater in 52 Bänden angelegte Konversationslexikon seine heutige Gestalt. Von dem Umfang von 15 Bänden wurde von vornherein ein großer Teil für die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer festgelegt und dem Werke so ein ganz neuartiger Inhalt gewonnen. Die Gründung der geographischen Zeitschrift „Der Globus“, der „Meyerschen Reisebücher“ und der „Bibliothek deutscher und ausländischer Klassiker“ folgten. Dann erstanden ihm die Pläne zu jenen großen populär-naturwissenschaftlichen Werken, für die „Brehms Tierleben“ als unübertroffener Typus dasteht. Die Art, wie er sich einen großen Stab bester Mitarbeiter zu sichern verstand, wie er sein 1874 nach Leipzig verlegtes Haus zu einer der großartigsten graphischen Anstalten steigerte, zeigen ihn als Organisator ersten Ranges.

Ein rastloser Arbeiter, der immer einen ganzen Mann zu stellen gewohnt war, trat er 1885, als ihn die Ärzte zur Schonung seiner Kräfte mahnten, lieber ganz vom Geschäfte zurück, das er bei seinen Söhnen ja auch in guten Händen wußte.

Aber auch im sozialen Leben machte der Mann, der persönlich nicht in die Öffentlichkeit trat und von äußeren Ehren nichts wissen wollte, gründliche Arbeit. Zeugnis dessen seine Gründung des „Vereins zur Erbauung billiger Wohnungen", die er durch die Schenkung eines Kapitals von 2 Millionen ermöglichte. Da die Mietserträge zur Erstellung neuer Baukomplexe verwendet werden müssen, gibt es jetzt schon vier solcher Gruppen von „Meyerhäusern", in denen in 1300 Wohnungen fünfeinhalb Tausend Menschen ein gesundes und billiges Heim haben. — So ist in H. J. Meyer einer jener Großkaufleute hinübergegangen, auf die die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts mit besonderem Stolze hinweisen darf.

* * *

Auch zwei der hervorstechendsten deutschen Schauspieler schreiten in diesem langen Totenzuge, beide über ihre Individualität hinaus bedeutsam als Typen. „Sonnenthal ist das eigenste Erzeugnis des Burgtheaters, er ist der lebendige Träger der Burgtheatertradition", schrieb schon vor Jahren Ludwig Speidel, der Großmeister der Wiener Theaterkritik. Darin liegen Sonnenthals Größe und Grenzen. Er steht nicht da als für sich ragende Persönlichkeit, aus sich geworden und in sich fertig; sondern er ist der Vertreter einer Schule, einer Richtung. Nur daß diese jetzt abgestorben ist, ließ ihn in den letzten Jahren als von besonderer Eigenart erscheinen. Gewiß, er war ein großer Stilkünstler, aber nicht der Schöpfer eines neuen, sondern der meisterliche Beherrscher eines überkommenen Stiles. Das Gute in diesem Stile ist die Vornehmheit, das edle Maß, die priesterliche Hoheit der Auffassung der schauspielerischen Aufgabe, die bewußte Größe in Gebärde und Ton. Diese Linie der Schauspielkunst knüpft an Goethes Weimarer Stilversuche an und ist im vollen Sinne des Wortes schauspielerische Kultur. Wir sehen bei den Franzosen Verwandtes, und das Ganze setzt voraus ein bewußtes Theaterspielen, nicht ein Sich-Ausleben in Gestalten. Deshalb gab Sonnenthal sein Bestes in der Darstellung von „beherrschten" Charakteren, und sein König Lear hat mir einen schwachen Eindruck gemacht: ein hoheitsvoller Vater, dessen Gram erschütterte, aber nichts von der vulkanischen Gewaltnatur, die urwelthaft ist in Liebe und Haß. Wohl aber war sein Nathan der Weise eine vollgültige Gestalt; in ihr lebte er selber sein edles Menschentum aus, seine versöhnlichen Anschauungen von den Gegensätzen der Welt, die mit etwas gutem Willen und edler Liebe unschwer auszugleichen wären. Frühere Generationen hat er vor allem durch seine Salonhelden entzückt, durch die Liebenswürdigkeit und Eleganz seines ganzen Wesens. Da ihm daneben vor allem das Register einer tiefen Rührung zu Gebote stand, war er vor der Rolle des oberflächlichen Charmeurs bewahrt.

Sein Name wirkt für die Art und das Erleben des Mannes vorbedeutend. Sonnig wie seine Kunst, war des Künstlers Lebensgang. Das Kind armer Krämersleute, am 31. Dezember 1834 zu Pest geboren, wurde er kurze Zeit Schneider. 1851 ging er zur Bühne. Dreißig Jahre später hatte der jüdische Schneiderlehrling den erblichen Adel — für die Kulturgeschichte des Schauspielerstandes eine merkenswerte Tatsache. Schon 1856 ist er am Burgtheater, dem er über fünfzig Jahre als erklärter Liebling der Wiener angehörte. Und sonnig war sein Ende am 4. April. Zwischen Probe und Auftreten ist er in Prag ohne Kranksein plötzlich hinübergeschlummert. —

Ganz anders in allem war Adalbert Matkowsky, der drei Wochen früher (am 16. März) gestorben ist, nur wenig über fünfzig Jahre alt (geb. zu Königsberg am 6. Dezember 1858). Soll ein Eichbaum entwurzelt werden, so müssen auch dann noch Stürme toben, wenn ein tückischer Wurm am Marke genagt hat. Monatelang haben wir um die Berichte, die von Matkowskys Krankenlager kamen, gebangt wie um einen Freund. Und ich habe den Verstorbenen wie einen Freund geliebt, ohne daß persönliche Beziehungen dazu mitgewirkt hätten. Aber er war der einzige Schauspieler, um dessentwillen ich ins Theater ging und das Theater mied. In einer Rolle, in der ich ihn gesehen, mochte ich keinen andern mehr. O, ich kenne seine Unvollkommenheiten. Zuweilen ärgerte auch ich mich über Mat-

losigkeiten, und das Reflektieren war nicht seine Sache. Aber, wer schilt den Frühling, daß er so verschwenderisch ist mit den Blüten; wer jauchzt dem Gebirgsbach nicht zu, weil er über die Ufer schäumt? Von diesem Manne ging ein Feuerstrom aus; bei ihm allein von allen Schauspielern hatte ich die Empfindung der Genialität und erfuhr ich so jene höchsten Wonnen, die die reproduzierende Kunst verleihen kann: daß man dem Schöpfungsprozeß selber beiwohnen zu dürfen meint. Und wenn Matkowsky früher ganz dionysisch-orgiastisch war, berauscht und berauschend — so wirkte er in den letzten Jahren, seitdem ihn der Tod seines Sohnes im innersten Herzen verwundet, immer häufiger als apollinisch über dem Ganzen thronender Gestalter.

Die Natur hatte diesen Mann verschwenderisch ausgestattet. Auf einem echt heldenhaften Körper saß der edel geformte große Kopf, den das reiche Haar dunkel umflatterte. Mächtige dunkelblaue Augen leuchteten wie glühende Feuer. Unter der edlen Nase ein kleiner Mund, der all die Süße ahnen ließ, die dem Donnerer zu Gebote stand. Seinen Körper hatte er vollkommen in der Gewalt; ein begeisterter Kunstfreund und eifriger Sammler hatte er die Plastik genau studiert und bot in jeder Bewegung monumentale Schönheit ohne alle Pose. Dazu nun eine Stimme, die mir immer musikalische Genüsse bereitete, wie die kaum eines Sängers. Voll wie Orgelklang, auch beim gewaltigsten Ruf nie schreiend, dann weich wie ein Cello beim Adagiospiel, innerhalb einer Oktave die Rede meisternd. Er war nicht eben ein großer Sprechmeister, aber ein herrlicher Sprachkünstler. Wie er Perioden baute, wie er eine lange Folge Schillerscher Verse in einem Atemzug gliederte, wirkte so verdeutlichend, daß der Sinn kristallen hervorleuchtete, selbst wenn die Worte von den Sturzwellen der Rede verschlungen wurden.

Ich habe Matkowsky an hundert und mehr Abenden gesehen; oft bedauerte man, daß er mit seiner herrlichen Kraft wertlosen Gestalten eine Lebenszähigkeit verlieh, die ihnen sonst nicht zuteil geworden wäre. Aber es ist doch kein einziger Abend dabei, von dem mir nicht wenigstens ein Zug, eine Szene im Gedächtnis geblieben wäre. Wenn er aber Shakespeare spielte, waren es unvergleichliche Festtage. Auch er nahm eine einzigartige Stellung am Berliner Schauspielhaus ein, aber nur kraft seiner eigenen Persönlichkeit. Mit ihr riß er auch die andern hin; stand Matkowsky auf der Bühne, so herrschte auf ihr Leben.

An seinem Beruf hing er mit seinem ganzen Wesen; am liebsten hätte er jeden Abend gespielt, und noch als schwerkranker Mann wollte er wenigstens allwöchentlich einmal in der kleinen Rolle des alten Rabensteiners auf der Bühne stehen. An sein nahes Ende hat er nie geglaubt und von großen Zukunftsleistungen geträumt: den alten Faust, König Lear, Falstaff hätte er uns nicht schuldig bleiben dürfen, wenn die Intendanz wirklich von hohen Gesichtspunkten die Rollenbesetzung vorgenommen hätte. Und ein Segen für die Dichtung hätte diese großzügige Heldennatur werden können, wenn unsere königliche Bühne zur Einsicht gekommen wäre, daß sie am ehesten eine eigene Bedeutung gewinnen wird, wenn sie in dieser Zeit kleinlicher Dichterei auch beim heutigen Geschlecht des Dramas großen Stiles sich annimmt. Matkowsky hat sich nach solchen neuen Aufgaben gesehnt; auch dieser Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden.

Nun ist er dahin, und es ist keiner zu sehen, der ihn ersetzen könnte.

Karl Storck



Schundliteratur

Schundliteratur! Blutigrot steigt's auf — gezückte Dolche, entblößte Leiber Ringender, Totengebein und fletschende Schädel, Mord und Raub, Feuer und Folter, Revolver und Blendlaterne, Strick und Axt, Schlägerei, Würgerei, Überfall ... Wie gebannt hängen die Blicke der halbwüchsigen Burschen an den schreienden Bildern auf den dünnen Heften, die Nummer an Nummer das Schaufenster des „Buchhändlers" schmücken.

Proletarierkinder natürlich. Verbrechernachwuchs ebenso selbstverständlich. Den einen schicken sie hinein. Die letzten Groschen klappern auf dem alten hölzernen Ladentisch wie in der Destille. Destille — Hintertreppe, Elendsbild leiblicher und geistiger Unterernährung. Hier wie dort betäubender Fuseldunft. Man wendet sich ab.

Aber die Groschen wachsen und werden zu Hunderten, zu Tausenden, zu Millionen und Milliarden und reden eine gewaltige Sprache. An dem sozialen Gewissen rüttelt's mächtig. Uns drückt ein Joch, ein erbärmliches Joch. Schund und Schand'!

Der Mann hinter dem Ladentisch weiß: Proletarier? Sicher, eine Menge. Aber das „Volk" kann solche Summen nicht aufbringen. „Ich müßte verhungern ..." Im Bücherranzen des höheren Schülers, der höheren Tochter leben sie mit andern Deckeln, in die Truhen und Kästen und Schränke der „bessern Familie" versteckt sie ein letztes Schamgefühl, denn das Königreich der Verirrungen ist groß. Die Indianer- und Detektivgeschichten spreizen sich frech vor der Öffentlichkeit, ein mächtiger Feind. Schlimmer, viel schlimmer, was im Dunkeln tappt. Schund auf allen Gebieten! Ein Riesenfloß gemeinster Gemeinheiten, vorn die Flagge der „Kunst". Passiert ohne Behelligung. Höchstens ein paar Moralfatzken, lächerlich! Die gewissenhafte Presse der Ereignisse des Tages: Dort lag das Messer, so stand der Spucknapf, da die Blutlache. Das Wachsen der Leserzahl ist chronisch geworden. Lieder, die nie gedruckt wurden und so schön sind! Preiswerte Romane, die jede Hintertreppenverwandtschaft verleugnen, pikant, feinste Herrenlektüre — nichts für Damen. Das zieht! Und nicht zuletzt die hygienische Literatur, die Nervenliteratur, Körperpflege, Liebe und Ehe. Wo wären sie nicht? Sie hausen in den Winkeln der Hütten und in den Bürgerhäusern. Nur? Oder etwa gar in Fürstenschlössern ...? So flutet's auf allen Gebieten, in allen Schichten, auf allen Bildungsstufen! Wahrlich, eine erschütternde Revue sittlicher Unreife, krankhafter Scheinbildung, seelischer Kraftlosigkeit!

Das machen die Großstädte, die Zentralen der Irrungen! Sie müssen ja immer herhalten. Zugegeben, daß an Menge natürlich diese Städte das meiste leisten müssen und können. Aber bleibt alles am Orte? Wer geht am leichtesten auf den Leim zweifelhafter Reklamen? Man erkundige sich einmal bei den Händlern. Solange eben hierüber keine zuverlässigen Statistiken bestehen, muß die persönliche Erfahrung Maßstab sein, leider. Das ergibt oft ein falsches Bild. Was an Menge auf dem Lande fehlen sollte, das ersetzt die Gründlichkeit. Die Schwarten haben bei schonendster Behandlung ein zähes Leben. Sie wandern von einem Bauernhaus in das andere; sie vererben sich. Die Geweckteren reagieren am lebhaftesten auf den Lesestoff; bei der Schuljugend der großen Städte trifft dasselbe zu im allgemeinen. Die Händler, meist im gut bemäntelten Nebenamt, werden sehnsüchtig erwartet. Oder man fährt selber in die Stadt oder beauftragt gute Freunde. Wo geschieht derartiges am meisten? In welchem Verhältnis stehen Landwirtschaftskreise und Schundliteratur zueinander? In welchem Industriekreise? Wie die evangelische, die katholische Bevölkerung? Wie der Osten? ... Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen, die zur vollen Bewertung der kulturellen Bedeutung dieses literarischen Unwesens unbedingt nötig ist, könnte nur von einer Organisation geschehen. Sie müßte wenigstens dieselbe Bedeutung haben wie das Reichsgesundheitsamt; oder ist der Leib mehr denn die Seele? Schon aus örtlichen Gründen käme hierzu in erster Linie die Lehrerschaft in Betracht. Ihr gebührt das Lob, der fleißigste und beste Kämpfer zu sein auf diesem Felde. An allen Orten regt es sich jetzt, um Berlin wie in den Großstädten am Meeressaum; ein Riesenheer, Wächter und Helfer an jedem Ort!

Es ist erfreulich, daß auf dem Ersten Internationalen Kongreß für Moralpädagogik zu London, September 1908, auch der Kampf gegen die Schundliteratur zur Verhandlung stand, und es ist sehr bemerkenswert, daß dort deutsche Männer dieses Problem behandelten. Nach dem Bericht der Preuß. Lehrerzeitung zog Rektor Wolgast-Hamburg gegen die sogenannte moralische Jugendschrift zu Felde, die der Lektüre der großen Dichtung Abbruch tut, ebenso

gegen die Schundliteratur, die in einer gewissen Periode der Kindheit mit ihren atavistischen Neigungen — Grausamkeit, Abenteuerlust — ihren Nährboden findet. Die Erziehung muß dem Kinde über diese gefährliche Periode so schnell und unbemerkt wie möglich hinweghelfen. Die Schule muß versuchen, es der Jugend zu einer Ehrensache zu machen, daß sie keine schlechten Schriften liest. Durch Gesetz wird ein aus allen politischen und religiösen Parteien zusammengesetztes literarisches Sachverständigenkollegium gebildet mit dem Rechte, anerkannt schädliche Jugendschriften vom öffentlichen Verkauf auszuschließen. In ähnlichem Sinne äußerte sich Direktor Johannesson-Berlin, der aber im Gegensatz zu Wolgasts letztem Vorschlag dafür eintrat, daß die Schule die Fürsorge für die Hauslektüre ihrer Zöglinge übernehmen solle. — Überall beginnt ein reges Beraten und Taten. In Hamburg wurden zur Weihnachtszeit 120 000 Exemplare einer Flugschrift im verschlossenen Umschlag an die Eltern der Schüler versandt, ein großes Unternehmen des Jugendschriften-Ausschusses. In Pankow geht man dem Händler zu Leibe und klärt die Eltern auf. In Berlin und Vororten tragen unzählige Kinderhände gute Schriftenverzeichnisse heim. Hoffentlich heißt's bald: Kampf auf der ganzen Linie!

Ist der Feind so stark? Ist er es wert? Auf einem Deckel eines neuen Serienheftes ein Preisrätsel: die genaue Zahl der Auflage soll geraten werden. Man rate aber nicht unter 250 000, sonst gewinnt man nicht die wertvollen Sachen. Bis 500 000 erhebt sich die Auflage. Da werden wir nachdenklicher, als wenn wir mal einem Jungen so ein schmutziges Heft aus der Mappe ziehen. Wie schon die grellen Bilder wirken! Was muß da alles auf den Blättern stehen! Gewiß, ein gutes Zugmittel, der „kunstvolle Dreifarbendruck“ aus der „Hand unserer besten Kräfte“, aber er zieht noch nicht genug. Auf der letzten Umschlagseite befinden sich Figuren zum Ausschneiden und Aufkleben auf Pappe, zwei Reiter sind's in Kampfstellung. Es werden eine ganze Menge folgen, nicht nur Reiter. Daraus wird dann eine große Schlacht zusammengebaut. Da habt ihr ein herrliches Spielzeug gratis. Nun kommt der Haken: nicht auf jedem Heft diese Gabe, man muß abwechseln. So wandern ungezählte Groschen hinweg, der Schlacht wegen. Aber nur still, ihr könnt die Hefte nach dem Lesen wiederbringen. Wer 10 Hefte bringt, erhält dafür 25, in einer andern Serie sogar 50 Pfennig — ausbezahlt, nein, sondern angerechnet. Ein Rattenkönig. In andern Heften finden sich Marken, ein geistiger Rabatt. Als fleißiger Abnehmer kann man damit bald eine ganze Bibliothek dieser edlen Lektüre sein eigen nennen. Wahrlich, ein Anreißerwesen, von dem man lernen sollte. Daß es bei jeder andern Jugendlektüre versagen würde, ist nicht wahr. In einem Heft war unter anderm Titel ein mächtiges Stück Gerstäcker untergeschoben; nur der Kenner merkt die kluge Verkoppelung. Also es geht. Viktor Laverrenz nutzt es ja aus. Dasselbe Format der Detektivgeschichten, ein leuchtendes Titelblatt! „Hurra!“ heißt die Sammlung. Wenn sie nur auf einem höhern Niveau stände!

Ist der Feind den Kampf wert? Ja aber genügen denn nicht mehrere jugendliche Selbstmörder? Das heißt solche, die in Heldenstimmung noch die Ursache ihres Schrittes hinterließen. Genügen nicht die ausgehobenen Diebs- und Hehlernester junger Burschen, genügen nicht die paar europamüden Landstraßenwanderer? Sie bekennen sich doch freimütig zu ihren „Lehrbüchern“!? Die Kinder „müssen“ verdorben werden durch solche Lektüre? Das kann man nicht behaupten, es wäre geradezu widersinnig. Mit derselben Berechtigung wird kein Einsichtiger von der edeln Lektüre alles Heil erwarten, sie wird nimmermehr jeden adeln. So einfach, so handwerksmäßig ist die Erziehung nicht; dann wäre sie wirklich keine Kunst. In solchem Schematismus bildet sich kein Geist, atmet keine Seele. Aber wo ein Zunder glimmt, und wäre es ein winzig Stücklein, da wird ein Feuer werden, wenn solche Öle fließen. Bedarf es noch des Beweises? Ein Beispiel aus der Erfahrung: In der ersten Klasse ein mit guter Phantasie begabter Schüler. Er ist im Verdacht. Unter vier Augen gesteht er mir's; die Geschichten wären zu schön. Also war das Aufleuchten in seinen Augen echt, als ich vor der Klasse die Hefte erwähnte. Ich tadele den Jungen nicht, warne sanft, ohne Erregung. Die Beobachtung läßt wochenlang nicht nach. Er hat Hefte in der Mappe. Die Versuchung ist zu groß,

er muß während schriftlicher Beschäftigung unter dem Tisch heimlich lesen; er kann nicht anders. Ich lasse ihn ruhig und staune über die Weltvergessenheit. Seine Gier wächst. Er tauscht mit Heften. Er nimmt andern Jungen Hefte fort. Er überfällt auf dem Heimwege einen Mitschüler, weil er nicht gutwillig den Schund fahren lassen will. Und so würde es fortgehen, immer weiter, bis hinter die kalten Mauern. Die Aufmerksamkeit in der Schule flaute ab, aber — und es besteht für mich trotz der Schwierigkeit derartiger Beurteilungen kein Zweifel — die Fähigkeit, logische Schlüsse zu ziehen, wird für den Jungen größer! Die Denkfähigkeit reger und kühner! Es liegt infolge des geradezu staunenswerten Fortschreitens geistiger Tätigkeit während der Lesezeit die unbedingte Berechtigung vor, der Lektüre die „Schuld" zuzuschreiben. Wenn die Gefahr nicht zu groß wäre, wenn man es vor seinem Gewissen als Erzieher verantworten könnte, müßte man die Gegenprobe machen mit einer sorgfältigen Auswahl bei geistiger Trägheit. Aber wer will einen Teufel austreiben durch Beelzebub?

Ein Vorschlag: Man frage einmal, sich sehr neugierig stellend, nach dem Inhalt der Hefte. Hei! das gibt Leben! Können die Jungen erzählen! Die Worte folgen mit Mühe dem Denken, es sprudelt nur so. Danach frage man nach dem Inhalt des letzten Buches aus der Schulbücherei oder der letztgekauften Jugendschrift. Dann habt ihr aus Kindermund den Beweis, was unserer Jugendlektüre im allgemeinen fehlt: gesunde Realistik! Phantasie! Schwung! Fort mit den seitenlangen Schilderungen einer Frühlingswiese, fort mit dem endlosen Planen und Überlegen zu einer Reise! Her die Reise selbst! Hinein ins frische Leben! Tatsachen, Tatsachen, Tatsachen! Das ist's, hier liegt ein Hauptübel. Kinder sind keine Erwachsenen, sie haben unglaubliche Phantasie, sie sind hungrig auf „Vorgänge". Ob da auch die Schule als solche sündigt? Sündigen muß? Mit unverstandenen Begriffen zu operieren, ist das eine Schuld?...

Doch gemach, die Reformer sind fleißig am Werk; auf großen Gebieten der Schulunterweisung erblüht ein herrliches Morgenrot, und Tausende blicken hinein, hoffnungsfreudig.

Wie nun der Kampf? Den stärksten Stoß gegen die stärkste Stelle: das Geheimnisvolle! Der Hang zum Wunderbaren liegt im Kinde tief gewurzelt; er kann durch gute Lektüre befriedigt werden. Aus den Heften — man erschrecke nicht — lese man vor, gerade das Unsinnigste, mit kaltblütigster Ruhe. Das sind die Hefte! Dann andere ebenso billige Bücher zur Hand nehmen, die besser sind. Klassenlektüre guter Werke. Verzeichnisse von Schriften. Reform der Büchereien. Noch mehr unentgeltliches Lesen in Stadt und Land. 1908 hat die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung 7059 Volksbibliotheken mit 141 417 Bänden begründet und unterstützt. 97 085 Bände wurden völlig unentgeltlich abgegeben; in gut 10 Jahren über 810 000 Bücher! Anheimelnde Leseräume. Vorträge über Schund- und andere Literatur, nein, a u s der Schundliteratur! Wie in den Schulen! Ein gesetzliches Verbot? Je mehr man es bedrückt, desto mehr breitet es sich aus. Eine Besteuerung? Zoll? 12 000 ℳ soll der amerikanische Verleger an Übersetzungs- und Verlagsrecht für eine Serie beziehen! Eines darf man in diesem Kampf nicht vergessen: sich selbst nach Möglichkeit zu informieren über die Ausbreitung der Schundliteratur und über ihr Wesen. Die Eltern k e n n e n die Hefte wenig oder gar nicht. Sie wissen nicht, was ihren Kindern da geboten wird. Wenn sie es wüßten, die Bewegung wäre längst weiter! Hier helfen nicht wissenschaftliche Abhandlungen, hier hilft unbedenkliches, freimütiges Hineinführen in die Materie selbst. Hinauf mit dem Unrat ans Tageslicht! Selbst gekostet von dem, was deine Kinder nährt!

Es gehört Überwindung dazu, man muß den Ekel niederzwingen; aber gerade daraus kann auf diesem Gebiete nur Heilung entstehen. Vielleicht werden dann mehr Hände da sein, die Moräste zu verschütten.

Täuschen wir uns aber nicht über den Erfolg! Ganz wird es nimmermehr gelingen, etwas wird fortbrodeln. Es w o l l e n nicht alle an reinen Gestaden sitzen! Und sie können's auch nicht. . . .

Und nun hier gleich ein kühnes Hervorzerren ans Sonnenlicht der Öffentlichkeit.

Unter Beachtung des Bibelwortes „Seid klug wie die Schlangen" ergeht an drei Oberklassen einer vierzehnklassigen Gemeindeschule (in jeder ca. 35 Schüler) die Aufforderung, „solche Hefte" mitzubringen. Nur morgen und übermorgen! Nur die Hefte, die nicht mehr gebraucht werden und die man nicht wiederhaben will! Sie sollen still in den Schrank gelegt werden. Also keine gewaltsame Razzia, ein freiwilliges, geheimes Sammeln an zwei Tagen. Ich hatte etwas erhofft, aber so etwas nicht. Am dritten Tage ist eine Bibliothek da, die einen Wert von ca. 15 ℳ hat! Folgende Serien sind vertreten: Der Luftpirat und sein lenkbares Luftschiff. Texas Jack. Nat Pinkerton, der König der Detektivs. Ethel King, ein weiblicher Sherlock Holmes. Unter schwarzer Flagge, Abenteuer des berühmten Piratenkapitäns Morgan. Pat Conner, der Meisterdetektiv. Rund um die Welt, Erlebnisse und Schicksale merkwürdiger Menschen. Nick Carter, Amerikas größter Detektiv. Sâr Dubnotal, der große Geisterbanner. Minna von Braunburg, Deutschlands Meisterdetektivin. Aus den Geheimakten des Weltdetektivs. Berühmte Räuber der Welt. Sitting Bull. Erlebnisse berühmter Geheimpolizisten. Dick Turpin, des Fürsten der Landstraße Abenteuer — neue Folge. Klaus Störtebecker, der gefürchtete Herrscher der Meere. Wild-West-Bibliothek. Jungensstreiche, Rüpeleien, Geheimnisse und Abenteuer unserer Jugend. Kapitän Stürmers Fahrten und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Buffalo Bill, der Held des wilden Westens. Außerdem 8 Hintertreppenromane, je 1. Heft, und 2 alte Indianerschmöker.

Um einen Begriff zu geben von den Nummern dieser Bücherei, seien einige Titel genannt: Das Herz in der Flaschenpost. Das schwarze Gespenst von Panama. Unter der Erde. Das Verbrecherschiff. Von tausendfachem Tode umdroht. Der Hexenbräutigam. Das Gespenst auf der Zeugenbank. Der Altar des Blutes. Der Mädchenhändler von Boston. Ein Erpresserklub. Das Automobil des Teufels. Der Blutpavillon. Die verschwundene Leiche. Der Doppelgänger aus Wachs. Der Mann mit den sieben Frauen. Die Menschenfalle. Ein anarchistisches Komplott. Die Abenteuer eines Gehenkten. Der Dienstmädchenwürger. Der grausige Schrank. Das Skelett im Piano . . .

Worte über den Inhalt müssen verblassen, wenn man die Werke selbst reden läßt. Aus der nach bestimmten Gesichtspunkten vorgenommenen Zusammenstellung einige Proben: Er beschloß, sich weniger auf den lieben Gott zu verlassen, als auf seine eigenen fürstlichen Mittel. — Rüding hatte der Dogge das Messer mit festem Stoß in den Hals hineingetrieben. — Ganze Hekatomben von Tieren wurden hingeopfert. — Daß du mir nicht meinen Salon mit deinem Hundeblute besudelst! Gelbhäutiger Hallunke. — Der blutbespritzte Henker, der höhnisch grinsend das Haupt emporhielt. — „Sieh her, Lindo, der Schädel ist gespalten, er trägt die Spur des Hiebes, dieser Mann ist von Menschenhand getötet, ehe die Tiger ihm das Fleisch von den Knochen rissen." — Sämtliche Behältnisse waren für ihn innerhalb fünf Minuten zugänglich. — Er beseitigt die Unglückliche. Und das ist ja sehr leicht. Ein Stoß von der Seite bei einem Spaziergange am Ufer, die Ärmste verschwindet lautlos. Oder er lockt sie in ein verschwiegenes Zimmer und tötet sie, nachdem er sie mit Küssen und Zärtlichkeiten betäubt hatte. — Da plötzlich warf ich mich mit voller Kraft auf sie, zog sie zu Boden und erwürgte sie. Das war mein erster Mord. Er gelang mir so ausgezeichnet, daß ich dann später, so oft ich in Geldverlegenheit war, ganz genau nach demselben System meine Verbrechen ausführte. — Unter der Kapuze, die sehr künstlich geschlitzt war, grinste der Kopf als weißer Totenschädel, und die Hände, die das Schwert hielten, waren Knochenfinger. Das alles sah der Gemarterte noch, als ihn die Unholde rasch an den Richtklotz festbanden. Eine Maschinerie bewegte die Arme der Figur, das Schwert zuckte und der Kopf rollte über die hölzernen Dielen. — Sie verstand ihn und schlang ihre runden Arme fest um seinen Nacken. Vermutlich hatte er von dem unsittlichen Lebenswandel seiner Geliebten Kenntnis erhalten. . . . Daß ihm seine Gattin schon seit langer Zeit in schamlosester Weise die Treue gebrochen. Daß meine Braut mit mir nach den Gesetzen der Sitte und Moral verkehrt hat. Du Schänder meines jungen Frauenlebens. . . . Warum hast du dich mir hin-

gegeben vor der Hochzeit. ... Das dunkelhaarige, junge, bleiche Weib lag halb auf der Bank ausgestreckt, aus seiner Brust ragte der Griff eines Messers hervor, Blut floß über seine armseligen Kleider herab, seine Augen waren gebrochen, sein Mund weit geöffnet, als wollte es eine furchtbare Anklage hervorstoßen, aber kein Wort entrang sich ihm — es war tot. Und das Orchestrion spielte dabei in vollklingenden Tönen: Mein Herz, das ist ein Bienenhaus ...

Es sei hier ausdrücklich betont, daß die angeführten Stellen nicht etwa die schlimmsten sind. Steigt einem da nicht die Schamröte ins Antlitz! Deutschland in der Welt voran? Es wäre eine Schande für ein Kulturvolk, wie wir es sein wollen, wenn das noch länger so weitergehen darf. So werden die heiligsten Gefühle unserer Nachkommen mit teuflischer Gemeinheit verhöhnt und vernichtet.

In Band 10 von Pat Conner heißt es: „Das Verbrechen schleicht hier umher wie ein Vampir, den man nicht sieht, nicht fassen kann, und dessen Nähe man doch fühlt, wo immer man hinsieht." Pat Conner nickte. „Du hast recht, Feodor. Wenn du erst den ganzen Umfang dessen, was hier vorgeht, ahnen würdest, so würdest du schaudern!"

K. Neye



Von der japanischen Kunst

Tiefe Blicke in die Schönheit und Bedeutsamkeit der japanischen Kunst eröffnete eine Ausstellung aus Privatbesitz im Berliner Kunstgewerbemuseum. Ein Leipziger Sammler, der Konsul Mosle, hatte seine östlichen Schätze hergeliehen, und sie wurden in einem Rahmen aufgebaut, der ihr Stimmungsklima voll zum Ausdruck brachte. Interieur-Motive der Heimat dieser Objets d'art benutzte man mit Glück und Geschmack, um ihr Wesen in echte Beleuchtung zu setzen.

Die Räume sind durch niedriger gezogene helle, quadratisch gefelderte Decken intimer gemacht, graugrüne Matten ziehen sich, mit naturfarbigen lichten Leisten gespannt, als Paneel. Die Wände gliedern sich abwechslungsreich mit Nischenbildungen und Schrankeinbauten mit schwarz eingefaßtem weißen Fächerwerk. An solchen betonten Plätzen stehen besonders erlesene Stücke zur Schau. Zum Beispiel hängt auf dem Hintergrund einer Nische ein Rollbild mit einer Landschaft in silbrigem Duft, vorn steigt mit Blütenzweigen ein edles Bronzegefäß auf oder ein Koro, eine Räuchervase. Daneben über lila Krepp ein Schwertständer aus Lack mit kostbaren Zeremonialwaffen oder eine jener köstlichen Kassetten, dunkeltonig, goldüberstäubt, mit Perlmuttereinlagen.

Eine wirksame, eigentlich schon bühnengerechte Regie waltete hier und ging darauf aus, die Dinge lebenszusammenhangsvoll zu sinnfälliger Anschauung zu bringen. Das merkt man besonders in dem Raum des Rüstzeugs. Hier sind auf einem Podium vor einem violetten, weißgemusterten Zelthintergrund die Panzer mit ihren Gesichtsmasken figurinenhaft sitzend angeordnet, groteske Kriegsdämonen in den schuppigen, an Hummern- und Langustenschalen erinnernden Klappenharnischen.

Man wurde an Bilder aus dem in den Kammerspielen aufgeführten altjapanischen Königsdrama Terakoya erinnert, von dem hier neulich die Rede war.

Die Panzer sind aus Erz, aber gegen die Rostgefahr mit einem bräunlichen Lack überzogen; dieser Ton verstärkt noch die Ähnlichkeit mit den Krustentieren. Und es ist bekannt, daß die Rüstungsschmiede, als nach der großen Waffenreformation in Japan für sie nichts mehr zu tun war, ihre Kunst, aus beweglichen Plättchen organische Gebilde zu machen, für die Herstellung künstlicher, in elastischer Bewegung schnellender Tiere verwerteten, für Fische, Krebse, Hummern aus Silber und auch aus Elfenbein.

Ungemeine Farbenreize haben die Dekore der Rüstungen. Sie sind mit Schnur- und Bandwerk versehen, blau und hellgrün, wirksam abgehoben von dem Lackhintergrund.

Die Zierate der Waffen, vor allem der Schwerter, lassen sich dann anregend in Vitrinen und Kästchen studieren.

Doch vor dem Eintritt in diese phantasievolle, bilderreiche Welt ein paar Worte zur Orientierung. Die Hauptzierate am Schwert sind: das Stichblatt (Tsuba) am Ende des Griffes; Kozuka, das Schwertmesser, das neben der Scheide steckt; die Zwinge und das Kopfstück des Griffes (Fuchi-Kashira), und schließlich die Menuki, kleine Metallvignetten, die auf der Bandverschnürung des Griffes befestigend aufliegen.

Die Stichblätter aus Eisen und Stahl, auch mit Lack überzogen, bieten ein unerschöpfliches Kapitel der Schmuckkunst dar.

Die Moslesche Sammlung besitzt einen hervorragenden Bestand von Tsuba und legt ihn instruktiv nach Stilen und Meisterschulen geordnet vor.

Es gibt da frühe Arbeiten von wuchtig konstruktivem Charakter, von richtigem Schmiedeausdruck. Unserer Neigung zu konstruktiver Sachlichkeit, zu einer aus dem Wesen des Materials und der Behandlung abgeleiteten Schönheit kommen gerade diese Arten, die unter dem Namen der Miochinfamilie gehen, sehr nach. Gehämmert, gebogen, geschnitten sind die Rundplatten und die Belebung der Fläche geschieht durch sparsame Durchbruchsmusterung, durch gitterförmige, radspeichenartige Ausschnitte.

Dazu kommt werkmäßiger Beschlag mit Plättchen und Nietköpfen. Die Durchbruchmotive steigern sich später künstlicher und raffinierter, beliebt werden dafür dann die Konturen von Vogelsilhouetten, von Kranichen und Reihern.

Die verbreitetste und im einzelnen am mannigfaltigsten variierte Zierweise ist aber die Reliefdekoration. Der Grund der Platte ist dabei dunkelkörnig, in weichem Umriß wächst daraus das zierliche Ornament. Und mit leichter Anmut und sicherem Takt wird es dem Raum, der ja durch den mittleren dreieckigen Ausschnitt für den Griff unterbrochen ist, eingeschrieben.

Um diesen Schlitz herum ranken sich Blütenäste, Blumengezweig und Schlinggewächs; es strecken sich z. B. goldplattierte Schwertbohnen mit Schoten durch ein Gewirr von Blättern mit silbernen Tautropfen, auch Tiermotive erweisen sich für solche dem Rand parallele Krümmungs- und Schlängelungslinien dankbar, so der Tausendfuß, der sich golden auf dunklem Grunde daherschiebt.

Doch viel kompliziertere Aufgaben stellt sich diese Komposition. Kleine minutiöse Landschaftsreliefs tauchen auf: Segel hinter Kiefern schimmernd; die untergehende Sonne hinter Nebelstreifen und vorbeihuschenden Kranichen; Uferstimmung am Fluß mit einer Hütte in Bambusstauden; ein Waldweg, der aufwärts — parallelisierend zur Randlinie — leitet zu einem goldenen Tempeltor, aus Kiefernwipfeln leuchtend.

Diese Darstellungen werden in den verschiedenartigsten Techniken ausgeführt.

Häufig ist Tauschieren, Einhämmern von Ornamenten aus Silber und Gold in Eisen- und Stahlgrund, eine im ganzen Orient geübte Fertigkeit.

Üppige Einlegekünste, juwelierhafter Natur, breiten sich in Luxuszeiten aus, und dazu koloristische Vielfarbigkeit durch raffinierte Legierungen und Patinierungen der Metalle:

Die Tieraugen aus Perlmutter schwimmend mit goldener Pupille, dazu die Flügel aus zartadrigem Silber; Fruchtdolden bildet man aus Korallen, auch werden Tierumrisse zum Einlegen in den Metallgrund aus Halbedelsteinen geschnitten.

Die Polychromie erreicht ihre höchste Steigerung in der Hirataschule, die das Email als Farbenspiel hinzunimmt. Da entstehen dann Luxusdichtungen wie jenes Schwertmesser, das auf dem Griff den Fuji-Berg aus blauweiß schimmerndem Schmelz eingelassen zeigt, Nebelstreifen in Goldeinlage durchziehen ihn, und silbrig schwimmt die Mondscheibe. Nicht weniger kunstreich ist jenes Stichblatt mit zwei Hasen, der eine aus Silber mit Goldaugen,

der andere aus weißem, in Silberdraht gegossenem Zellenschmelz, beide zwischen Halmen aus grünem Email cloisonné in Goldrand und goldenem Bambusgras, überschienen von einem aus Kristall eingelegten Mond.

Man denkt bei diesen Schmuckkünsten unwillkürlich an die malerisch-phantastischen Juwelierkompositionen moderner Franzosen, an René Lalique vor allem. Sie sind gewiß, wie es ja auch die modernen Zeichner taten, in diese Schule des Ostens gegangen.

Eine hervorragende Eigenschaft japanischer Darstellung ist das Geschick für die Raumproportion und die Eingliederung.

Bei den Tsubas beobachtete man das, und gleichermaßen ist es auch bei den anderen Requisiten, bei denen sich im übrigen dieselben Techniken verwendet finden. Interessant als Raumaufgabe ist der Schwertmessergriff. Es gilt dabei, Darstellungsmotive zu finden, die diesem schmalen gestreckten Viereck gemäß sind. Da findet sich als Füllung z. B. das Relief eines langen Fährbootes, golden auf gravierten Wellen liegend, oder die Fläche wird zur Bühne für einen Festzug, für eine Frühlingsprozession zu Fuß, zu Pferde unter dem Schnee der Blütenbäume.

Andere Situationsmöglichkeit ergibt der Griff in senkrechter Haltung. Dann ist er der Hintergrund für ein Pfeilerrelief, und stehende Figuren, Pilger, Priester, auch Tiere, wie Reiher, meist mit hochgezogenem Bein, heben sich davon ab.

Freier und unabhängig von einem umrahmenden Rand sind die kleinen Zierate der Menuki. Diese Auflageornamente erscheinen als Flachmuster und bilden gern Tiercharakteristiken. Sehr lebendig und in bewegter Vor- und Hintereinanderstellung sind die Miniaturmodellierungen von Stieren, Pferden, Ziegen, Fasanen, Wildgänsen.

* * *

Hervorragend wie die Metallkunstwerke sind auch die Lackarbeiten der Mosleschen Sammlung. Die weichsamtigen Flächen voll dunkler Tiefe werden gern mit Goldpulver glitzernd überstäubt, in ihr Schwarz betten sich Plättchen, Konfettis von Gold, Silber und mattgleißendem Perlmutter. Auch werden farbige Lackschichten übereinandergelegt und dann Ornamente eingeschnitten, die diese farbig abgestufte Schichtung durchleuchten lassen.

Die Lackkunst wird vor allem für die zierlichen Kabinettschränkchen mit ihren Flügelaltartüren und ihrer reichgegliederten Kästchenarchitektur angewendet, dann für die Schreib- und Reisekassetten. Die breiten Flächen erlauben dankbare Darstellungsmöglichkeiten. Mit Vorliebe stellt man, in Einlegearbeiten, Landschaften dar: Tempel und Pagoden auf Felsen; Uferstrecken mit Fischerbooten, vom Mond beschienen und überstrichen vom schwirrenden Wildgänseflug. Es fehlt auch nicht der Fuji-Berg in Silberlackrelief, über dem Meeresstrand aufsteigend.

Lack spielt weiter eine große Rolle für Kleingerät, für den Necessaire-Behang, den der Japaner am Gürtel trägt in Dreiteilung. Hauptstück ist die mehrteilige Dose, Inro, für Medizin und Tabak, sie ist an einer seidenen Schnur befestigt, diese hält ein Schieber zusammen (Ojime), und das Ganze wird am Gürtel mittelst eines knopfartigen Schnitzwerkes getragen, dem Netsuku (sprich: Netzke).

Die Inros erhalten auf ihrem Lackgrund reizvolle vignettenartige Verzierung, leicht hingestreut, Blütenbäume, Blumen, Tiere, häufig goldschuppige Fabelwesen, zuckende Drachen in vehementer Bewegung.

Ein geeignetes Feld für die der Caprice so gern geneigten Kunst liefern die Netsukus, diese Schnitzköpfe aus getöntem oder auch in Lackmalerei behandeltem Holz, Horn, Elfenbein.

Mit Vorliebe sind sie figural, drollige Alraungestalten, ringende, sich überkletternde Zwerge mit Spinnenbeinen und Affenarmen; viel Tiergrotesken, ein Knäuel von Ratten, ein wahrer kleiner Rattenkönig.

Die Sammlung weist weiter ungemein kostbare Brokatgewänder von starrender Pracht der Seide und von bestrickender Harmonie der Farben auf. Üppige Blumenflora breitet sich gewirkt und gestickt darüber.

Und solche Gewänder, die mit den Frühlingsbäumen an koloristischem Flor wetteifern, begegnen dann in der feinen Auslese der Holzschnitte, die den Abschluß der Ausstellung bildet.

Die japanischen Farbendrucke mit ihren Landschafts- und Brückenstimmungen, mit ihren Szenerien der Feste zur Zeit der Kirschblüte, mit ihren lichten Interieurs, ihren kapriziösen schlanken Frauen, grotesken Ringern, dämonischen Schauspielertypen, hatten immer für europäische Sammler viel Lockung.

Und gleichermaßen bewunderte man in ihnen den Sinn für suggestive Raumwirkung, die Komposition, den pikanten Ausschnitt, durch witzige Überschneidungen noch gesteigert, wie die tonigen Harmonien aus Orange, Mattblau, Myrtengrün, Sandgrau, Gelbrosa, die sich so symphonisch mischen.

Nach solchen Vorbildern wurden die indischen Seiden, die unter dem Namen Liberty gehen und die so künstlerisch und delikat wirken, eingefärbt.

Die graziöse Hand des Arrangierens, die die Dinge im Raum verteilt, sie immer an die Stelle setzt, wo sie die fruchtbarste Wirkung haben, erkennt man auf den Blättern, so wie man es auf den Zieraten vorher sah.

Libellen, Falter, Käfer werden als Impression gegeben, ein Karpfen, schwarzgelb in grünblauem Wasser, ist geschlängelt und geschnellt wie ein Flatterband. Das Gefieder der Vögel wird auf die ornamentale Wirkung hin behandelt wie eine Cloisonné-Musterung.

Spiegelungen und Künstlichkeiten im Wirklichen reizen zu formalen Raffinements: Silhouetten von Menschen und Baumgeäst auf den weißen Papierfenstern am Abend als Schatten-Umriß, dann Spiegelungen, die eine gewisse Stilisierung oder Akzentuierung des Realen geben. Ein berühmtes Beispiel dafür ist das Utamaro-Blatt, das eine stillende Mutter mit einem Säugling vor einem schwarzgerahmten Ovalspiegel darstellt, so daß im Spiegel sich gerade der kahle Rundschädel des Kindes fängt, der nun so eine Parallelisierung zu dem Busen der Mutter gibt. Zu Stilornamenten werden auch die Naturerscheinungen. Schnee und Regen wird als zickzackig gegitterter oder getupfter Schleier verwendet, der Windstoß wird durch die Windung kurvig dahingewirbelter Kleidervolants geschildert; die aufgebäumte Welle, wie sie Hokusai festhält, wirkt als kapriziös-zackige Naturarabeske. Wellenringe um den Fuß einer ins Bad steigenden Frau dienen zu einer pikanten Ziselierung der Haut, ähnlich wie die haarfeine Sprungmusterung des Craquelés auf dem zarten Teint des Porzellans. Als dekoratives Motiv beliebt ist die Mondscheibe, sie bildet die weiße Hintergrundkulisse für Zweiggewirr der Baumäste, für dunkel schwirrenden Vogelflug.

Auch die Interieure werden nie als rein stoffliche Darstellung geboten, sie dienen immer dekorativen Absichten und geben Gliederungs- und Überschneidungsmotive mit den Gitterwänden in ihrer quadratischen Fächerung, den Türen aus Bambusstäben, dem Leistenwerk der schräg in den Raum gestellten Paravents. Und ein sehr Verwandtes beobachtet man bei dem Motiv der hochgeschwungenen Brücken, die mit dem Rahmenwerk ihres Pfostengespinstes, ihrer verkreuzten Balustradensprossen die Staffage der Brückenwanderer als pikanten Durchblick fassen.

Ganz als Objets d'art werden die Frauen dieser Blätter hingestellt. Ihr schmeichlerischer Künstler ist Utamaro. Schlanke Figuren in rhythmischem Linienfluß, umschlängelt von den wehenden Voluten der Schleier und der Kleidervolants.

Zu dämonischer Stilisierung aber wird das Schauspielerporträt gewandt. Dankbar ist hierfür, daß der japanische Darsteller durch die fest angeschminkte Maske, durch die steile Haltung des Körpers, durch die gleichsam im Affekt erstarrte Leidenschaftsgebärde schon an sich etwas Stilisiertes hat. Schunscho und Scharaku lassen solche kreidigen Masken mit klaffend blutrotem Mund und züngelnden schwarzen Brauen aus nachtdunklem Hintergrund infernalisch aufleuchten.

Und zu der Dämonie kommt die Groteske der Ringer und Akrobaten, die mit den verwegenen Verrenkungen ihrer Glieder zu bizarren karikaturistischen Menschen-Arabesken werden.

Bei der Betrachtung der Mosleschen Sammlung konnte man sich übrigens interessant darüber unterrichten, wie die dekorative Kunst der Japaner abhängig von China ist. Bei vielen Blättern wurde man an Pendants aus der chinesischen Gemäldesammlung der Frau Wegener, die neulich in der Akademie ausgestellt war, erinnert, vor allem bei den Tierdarstellungen:

Utamaros Wachteln in der Hirse mit der Parallelisierung der strichig gezeichneten Hirse zu der Gefiedermusterung der Vögel und Hiroshiges Reihern, ausgespart als weißflimmernder Flächenumriß zwischen hohem Binsengras.

Und in dieser Handschrift bewundert man immer wieder die Gabe, mit sparsamsten andeutenden Mitteln eine phantasiebeflügelte Impression voll Fülle und Ganzheit zu zaubern. Und diese Gabe drückt schön ein Wort Peter Altenbergs aus:

Wenn die Japaner einen Blütenzweig malen, dann ist es der ganze Frühling.

Felix Poppenberg

Walter Braunfels' „Prinzessin Brambilla"

In Stuttgart hat sich wieder einmal eines jener kleinen künstlerischen Ereignisse vollzogen, die im dortigen Musik- und Theaterleben keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Am 25. März brachte das Hoftheater Walter Braunfels' heitere Oper „Prinzessin Brambilla". Ursprünglich sollte diese Uraufführung gemeinsam in Stuttgart und München stattfinden; doch ist die schwäbische Residenz der bayrischen schließlich um einige Wochen zuvorgekommen. Der 1882 in Frankfurt a. M. geborene Komponist, der als Lehrer für Klavier und Komposition in München lebt, ist ein Schüler von Thuille und Schillings; bei dem letzteren darf er sich denn auch für die glanzvolle szenische Auferstehung seines Werks in erster Linie bedanken. Denn — um dies vorauszuschicken — die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt vorbereitete Darstellung der nach jeder Richtung anspruchsvollen Oper war mustergültig. Die Dekorationen waren stimmungsvoll, die Kostüme farbenprächtig, die Massen bewegten sich (unter E. Gerhäusers Regie) mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, die Chöre sangen mit seltener Frische und Präzision, und die Vertreter der Solorollen standen alle am richtigen Platz, ohne daß sich ein einzelner in den Vordergrund drängte oder drängen konnte. Der Löwenanteil des Erfolgs gebührte jedoch dem von Generaldirektor Max Schillings geleiteten Orchester. Aber war es denn überhaupt ein Erfolg? Für die Stuttgarter Hofoper gewiß. Und für den vom Publikum mit den Hauptdarstellern immer wieder hervorgerufenen Komponisten? Sofern er sich an der lebhaften Anerkennung seines starken Talents, seines ernsten künstlerischen Strebens und seiner überaus fleißigen Arbeitsleistung genügen läßt, auch für ihn. Aber an die Lebensfähigkeit seiner ersten Oper darf er nicht glauben. Dazu ist das Mißverhältnis zwischen Stoff und Form, zwischen dem spielerischen Inhalt und dem dafür in Bewegung gesetzten musikalischen Riesenapparat zu auffällig. Braunfels hat in die phantastische Wunderwelt E. T. A. Hoffmanns hineingegriffen und dessen kapriziöse Geschichte von der Prinzessin Brambilla selber zu einem Libretto verarbeitet, das uns in fünf Bildern den römischen Karneval zu Ende des 18. Jahrhunderts vorführt. Ein Principe, der sich als Scharlatan unter das Volk mischt, verwirrt und entwirrt die Fäden der abenteuerlichen Intrige. Ein exzentrischer Schauspieler hält sich für einen assyrischen Prinzen und sucht nach einer vermeintlichen Prinzessin Brambilla. Diese entpuppt sich schließlich als seine verlassene Braut, in deren Arme er, von seiner Narrheit geheilt, reuig zurückkehrt. Ein Einzelvorgang, der nicht gerade dazu angetan ist, uns wärmere dramatische Teilnahme abzugewinnen. Aber er ist auch gar nicht die Hauptsache. Der eigentliche Held der Oper ist vielmehr der römische Karneval selbst mit seinem übermütigtollen Treiben. Darum spielen auch die Massenszenen und Chöre in dem Werke eine so bedeutsame Rolle. Aber doch stehen auch sie nur in zweiter Linie. Durch Vermittlung des Orchesters

hat der Komponist hauptsächlich die Lösung seiner Aufgabe, die Schilderung der Karnevalsromantik, angestrebt. So trägt die „Prinzessin Brambilla" vorwiegend einen sinfonischen Charakter, und das rein musikalische Element triumphiert über das musikdramatische. Das ist natürlich bei einer Oper nicht das richtige Verhältnis. Und nun gar bei einer heitern! Diese Bezeichnung, die ganz andre Erwartungen rege macht, ist nichts weniger als passend gewählt. Schon das Textbuch ist zwar romantisch, aber nicht heiter, und selbst noch für die phantastische Handlung ist die Musik zu ernst und schwer. Ihr gehen Anmut und Sinnlichkeit und damit zugleich Leichtigkeit und Gemeinverständlichkeit ab. „Kühn, gärend und ab und zu etwas ‚toll' wie die Handlung gibt sich die Musik, aber auch reich an innerer Kraft ist sie an vielen Stellen. Ganz Kind seiner Zeit, scheut Braunfels vor keiner Kühnheit zurück, greift hinein in den vollen Farbentopf, und wenn ihm ab und zu auch einmal ein ‚guter Meister' über die Schulter schaut, so hat er doch in Erfindung und Ausdruck manch Eigenes, Neues zu sagen." So hat Schillings selbst die Schöpfung seines Schülers ganz unbefangen zu würdigen gesucht. Jedenfalls beherrscht Braunfels alle musiktechnischen Mittel in einer für seine Jugend erstaunlichen Weise. Und er weiß damit überaus effektvolle Klangwirkungen, Klangmischungen, Klangsteigerungen hervorzubringen. Die ganze Bedeutung der ungemein komplizierten Partitur kann sich indessen nur dem Berufsmusiker erschließen, der musikalisch gebildete Laie kann sie höchstens ahnen. Der Durchschnittshörer muß an den ungewohnt hohen Anforderungen, die an ihn vom Komponisten gestellt werden, rasch erlahmen. Schließlich gehört die „Prinzessin Brambilla" zu den Musikdramen, die jedermann für interessant erklärt, ohne das Bedürfnis nochmaligen Genießens zu empfinden. R. Kr.

Brettlelend

Im vorigen Hefte gaben wir der Stimme eines Schauspielers über die Nöte seiner Berufsgenossen Gehör. Soviel aber auch die Lage dieses Standes zu wünschen übrig läßt, — geradezu wie eine Verhöhnung aller Begriffe von Recht und Anstand wirken „Verträge", die bei Variétés und ähnlichen Unternehmungen üblich sind. Der Direktor Vallé z. B., der u. a. auch das Frankfurter „Intime Theater" leitet, läßt seine Mitglieder einen „Vertrag" unterschreiben, dessen § 6 nach der „Frankf. Ztg." wörtlich lautet:

„Bei Brand, Krieg, Verkauf, Verpachtung des Theaters, unanständigem oder widersetzlichem Verhalten gegen die Direktion, respektive gegen ihre Vertreter, oder bei lärmenden Streitigkeiten während der Proben oder Vorstellungen, bei Landestrauer, polizeilichem Verbot, auch wenn sich dasselbe nur auf eine einzelne Nummer oder Teile derselben erstrecken sollte, oder sonstigen Kalamitäten ist die Direktion berechtigt, diesen Kontrakt sofort ohne Kündigung zu lösen oder während der Dauer der entstandenen Schließung des Theaters zu unterbrechen. Bei Erkrankung eines engagierten Mitglieds ist die Direktion berechtigt, diesen Kontrakt ohne weitere Entschädigung sofort zu lösen, oder, wenn sie ihn fortbestehen läßt, für die Tage der Krankheit den entsprechenden Gageteil in Abzug zu bringen. Die Direktion ist berechtigt, diesen Kontrakt nach vorangegangener vierzehntägiger Kündigung zu lösen. Wenn Kontrahent sich für etwas engagieren läßt, wozu er nicht die gehörige Fähigkeit besitzt oder die Leistung nicht im Verhältnis zur verlangten und bewilligten Gage steht, so hat die Direktion das Recht, diesen Kontrakt sofort zu lösen und begibt sich Kontrahent jedes Einwandes. Desgleichen bei überwiegendem Mißfallen des Künstlers resp. der Künstlerin. Dasselbe Recht, diesen Kontrakt zu lösen, steht der Direktion zu, wenn die engagierten Mitglieder inner- oder außerhalb des Theaters öffentliches Ärgernis erregen, oder wenn weibliche sich im Zustande der Schwangerschaft befinden. Wird dieser Kontrakt vor Ablauf gelöst, so muß das erhaltene Reisegeld zurückgezahlt werden."

Sollte ein solcher „Vertrag“ wirklich Rechtskraft haben oder nicht vielmehr als „gegen die guten Sitten“ verstoßend ungültig sein?

„Die Überbrettlbewegung“, lesen wir im „Vorwärts“, „hat zwar eine künstlerische Hebung des Variétés versucht und mag hier und da auch Spuren hinterlassen haben — in Gestalt von neuen Künstlerkabaretts. Aber in den mittleren und unteren Regionen ist alles beim alten geblieben. Hier herrscht nach wie vor die *Zote* in holdem Einvernehmen mit dem *Radaupatriotismus*. Hier müssen die Künstlerinnen, wenn sie es mit ihren Sklavenhaltern nicht verderben wollen, noch immer nach der Aufführung den Sektkonsum steigern helfen und dem zahlungsfähigen Gaste freundliche und möglichst kostspielige Gesellschaft leisten. ... *Wehe ihnen*, wenn sie gar den Mut haben, statt verhüllter *Laszivitäten ernste Kunst* zu bieten. Direktion und *Polizei* mühen sich um die Wette, ihnen den Einbruch ins heilige Reich der Zote zu vergällen.

Eine Künstlerin, die an einer Reihe mittlerer Variétés in verschiedenen Städten auftrat, hat uns aus ihren Erlebnissen geschildert. Sie sind charakteristisch genug, um das Interesse der Öffentlichkeit zu verdienen. Die Künstlerin, die über ein großes Repertoire verfügt, hatte den Ehrgeiz und den Mut, *soziale Dichtungen ernster Art* vorzutragen. Und was erlebte sie? Einer der Direktoren erklärte ihr: ‚Wenn Sie auf der Bühne stehen, dann legt's sich wie ein schwerer Bann auf den Zuhörer. Lassen Sie Ihre ernsten Sachen, es wird nicht genug geschickert.‘ (Dabei hatte sich das Publikum gern in den Bann der ernsten Darbietungen zwingen lassen.)

In einer anderen großen Stadt wurde die Künstlerin entlassen, weil sie Dichtungen sozialen Inhalts vortrug. Gedichte wie Klara Müllers ‚Dem Kampf entgegen‘ und andere zu rezitieren hatte die Direktion ausdrücklich verboten, obwohl sie von der Polizei freigegeben waren.

In einer bedeutenden Seestadt strich die Polizei der Künstlerin ihr Repertoire gründlich zusammen; ernste, soziale Sachen wurden nicht geduldet. Der stellvertretende Direktor, ein früherer Pferdebahnkutscher, benutzte dann die Gelegenheit, um die Künstlerin, ‚die Sozialdemokratin‘, loszuwerden. Ihre Versuche, in anderen Städten Engagement zu finden, mißlangen. Die Direktoren waren offenbar gehörig benachrichtigt worden.

Einer dieser patriotisch wertvollen Männer schrieb der Künstlerin:

‚Ich habe Ihre Texte gelesen und kann Ihnen nur versichern, daß hier das meiste gestrichen werden wird, auch ist dies absolut kein Repertoire für mein Theater. Bei mir verkehrt ein *streng konservatives* Publikum (Offiziere jeden Grades in *Uniform*, Ärzte, Rechtsanwälte, hohe Gerichts- und Zivilbeamte und überhaupt Herrschaften aus den besten Kreisen). Wir beiden erlitten einen großen Mißerfolg, der für mich nicht zu übersehen ist. Humoristen müssen Politik — *soweit es das Bestehende nicht verherrlicht* — unbedingt weglassen, auch nichts Sozialdemokratisches bringen. B. hat über 50 Proz. *Beamte*. A.. L.. (Name einer Künstlerin) hat sich sogar bei den Juden unmöglich gemacht, obwohl sie erklärte, daß sie Gürtler nur kopiert. ...

Ich habe Ihnen oben die Verhältnisse geschildert. Wenn Sie nichts dementsprechendes haben (denn bei dem eingesandten Text verlassen die Herrschaften unbedingt das Theater, was ich vermeiden muß, selbstverständlich!), so ist es doch wohl besser, wir heben den Vertrag auf.‘

Der Vertrag wurde richtig aufgehoben.

Und seitdem hat die Künstlerin alle Tore verschlossen gefunden.

Von den Sektgewohnheiten der Kabaretts weiß die Künstlerin zu berichten:

‚Wer von den engagierten Damen nicht mitsäuft, wird unschädlich gemacht. Sie werden indirekt und direkt — je nach der Schlauheit des Budikers — gezwungen, Einladungen selbst der zweifelhaftesten Elemente anzunehmen.

Ich habe von ferne mit angesehen, wie einem Gast von dem Direktor höchst eigenhändig leere Sektflaschen unter die von ihm ausgetrunkenen gestellt und angerechnet wurden. . . . Einem betrunkenen Gast wurden einmal 15 Flaschen aufgeschrieben, die man absichtlich verspritzt hatte.'

So geht's an der Stätte zu, wo die guten Bürger ihre seelischen Anregungen beziehen."

Den Schlußsatz hätte sich der „Vorwärts" billig sparen können. Nicht nur die „guten Bürger", auch die „guten Genossen" pflegen solche Stätten ganz gerne aufzusuchen. Wir wollen ihnen das auch keineswegs verwehren oder verdenken, nur sollten sie den guten Geschmack haben und das pharisäerhafte Getue beiseite lassen. Es glaubt ja doch keine Seele daran.

Auch hier wird übrigens bestätigt, daß die Kultur der Zote mehr Lohn und Dank einbringt als die Pflege ernster Kunst. Und zwar nicht nur seitens des Publikums, sondern auch einer hochwohllöblichen Polizei. Und erst recht, wenn diese ernste Kunst so schamlos ist, nicht alles „Bestehende" unbesehen zu „verherrlichen". Wenn eben die Dinge doch einmal so bei uns liegen, so wolle man uns auch mit den Klageliedern über sittliche Verderbnis durch die Kunst usw. gütigst verschonen. Eine hohe Obrigkeit und ein „streng konservatives Publikum" fühlen sich ja nach alledem ganz wohl dabei. Was will man also noch mehr? G.



Affenkultur

Den begeisterten Verehrern der unbedingten Affenabstammungslehre müssen die Augen vor Freude und Rührung übergehen, wenn sie Sitte und Kultur mancher werten Zeitgenossen also im „Daheim" geschildert finden:

„Gibt es etwas Alberneres, als wenn Beamte, die um 4 Uhr Mittag essen, von der die Zeit verstehenden Gattin gezwungen werden, auf ihre Schale Schwarzen zu verzichten, damit man einen five o'clock tea hat, weil er vornehm und allgemein ist! In England, wo man um 1 Uhr luncht und um 8 Uhr sein Dinner einnimmt, füllt der Tee um 5 Uhr eine Lücke aus, ist also vernünftig. Nächstens wird man, wenn man auf der Höhe sein will, für Erbsensuppe, Schweinebraten mit Sauerkraut und Apfelcharlotte in den Frack, zumindest den Smoking fahren sollen. Schon wundern sich auserwählte Küchenfeen, daß man ordinärerweise seinen Grünkohl zum Hasenbraten ißt, statt Gemüse und Braten geschieden, denn ‚bei Levysons war es immer so'. Man schämt sich dann inständig, daß man nicht die hohe Kultur Levysons besitzt, die auch jeden Morgen ihr Bad nahmen und stets Fingernäpfchen hatten, auch wenn es durchaus nichts zu spülen gab. Reichgewordenes Parvenutum ist der Hauptträger des ästhetischen Dusels. Erstens haben sie das Geld und zweitens keine Voreingenommenheiten. Dazu kommen sie ‚fürs Geschäft' überall herum. Das sind die Leute, die ihre Manieren in Hotels, Theatern und Ozeandampfern abgucken müssen und jede outrierte Sache peinlich nachmachen. Irgendeine american lady, deren verehrter Großpapa noch mit dem Lumpenkarren von Farm zu Farm gezogen ist, hält es für shocking, einen Apfel mit den Fingern anzufassen, obwohl sie nicht mehr nötig hat, Lumpen zu sortieren, und schon hütet man sich ängstlich, ohne Obstbesteck zu essen; eine ästhetisch schmachtende Miß riskiert den Botticellischeitel, und schon rennen Hunderte von künstlerisch angehauchten mit Ohrenbandeaux herum, oder eine Pariser Kokotte gefällt Herrn Snob mit Angoraziegenlocken; schon will kein Hut sitzen, unter dem sie nicht hervorwellen ... Alles wird ‚ästhetisch', ‚schmuckvoll', ‚angewandte Kunst'. Die berühmteste Tragödin Israels veranstaltet Vorlesungen aus der Bibel, und die ‚aufgeklärtesten' Leute laufen hin, um Gottes Wort zu ‚genießen', obwohl sie gewiß nicht zehn Pferde in eine Kirche brächten. Ein ‚schamloses Frauenzimmer' stellt sich nackt zur Schau, und schon heult eine Meute hinter den Blättern her, die das Ding beim richtigen Namen nennen ... Nichts soll mehr sein,

wie wir es gewöhnt sind. Schmach der Frau, die für ihre Kinder Strümpfe auswäscht: keine Maniküre, die auf sich hält, wird sie mehr bedienen. So etwas gibt man an die Anstalt, damit die Farben recht auslaufen. Man zeigt uns, wie man die Tische decken muß, damit sie grandseigneurial und erlaucht wirken, als wenn unsere Großmütter keine hübschen Tische gehabt hätten. Man schreibt uns vor, daß wir rote Blumen in möwengraues Steinzeug setzen müssen, und daß weiße in hellgrünen Gefäßen ‚gnadenvoll' aussehen. Es ist unanständig, selbstgestrickte Strümpfe zu tragen, sittenlos, auf ausgebesserten Bettlaken zu schlafen. Es ist überhaupt unmoralisch, unter 30 000 Mark Einnahme zu haben. Wenigstens tut man so! Hinter die Kulissen guckt ja keiner ..."



Was ist modern?

Modern, so wird in der „Christlichen Welt" ausgeführt, — modern ist, was die Herzen deines Geschlechtes höher schlagen läßt und was auch dein Herz bewegen sollte, die Aufgabe, die dieser unserer Zeit wie keiner anderen gesteckt ist und an der du mitarbeiten sollst aus allen Kräften! Und modern ist der ganze Hexensabbat von Narrheiten einer Zeit, da das Individuum losgelassen ist und sich jeder Subjektivität hingibt. Modern ist die ungebundenste, jeder Scham bare, vor Erregung zitternde Sinnlichkeit, verrücktes Verkennen des ewigen Unterschieds, den die Natur selbst zwischen Mann und Weib gesetzt hat, tolles Verwerfen jeder Form, ohne die es doch kein Kunstwerk geben kann, Losziehen gegen jede vernünftige Ordnung, Hinwegstürzen über jede gegebene Schranke, schließlich Feindschaft gegen die Logik selbst, — das alles ist modern! Und modern ist auch der gewaltige und schon längst unübersehbare Schatz von Wissen und Können, den unsere Forschung aufgehäuft hat, die bewunderungswürdigen Erfolge der Technik, eindringendes Versenken in die Zeiten der Vergangenheit mit großer Kraft gegenständlichen Anschauens und lebendigen Mitempfindens, heißes Bemühen um gerechte Ordnungen in Staat und Gesellschaft, — auch das ist modern. Modern ist die Pflege des Persönlichen, Intimen, was du hast und bist und werden sollst und du allein, wobei alle Quellen in der Tiefe zu rauschen beginnen, und modern ist das rücksichtslose Niedertreten der Person, wo sie dem brutalen Egoismus des Herrenmenschen und dem noch schlimmeren der Klasse und Clique in den Weg tritt. Modern ist die rastlose, selbstvergessene Arbeit auf allen Gebieten und die zügelloseste Genußsucht. Modern ist dies aberwitzige Hasten und Treiben, und ihre Folgen, die Überreizung, die Nervosität und Perversität; aber modern ist auch eine wunderbare Feinfühligkeit, die Farben sieht und Töne hört, die dem einfachen, natürlichen, gesunden Menschen verschlossen sind. Es folgt, daß sehr Verschiedenes modern ist, und daß das Schlagwort „modern" für den jungen Mann kein Leitwort sein kann. Wer vernünftig urteilt, fragt überhaupt nicht, ob eine Sache modern sei; er unterwirft sich nicht jeder Torheit, weil sie diesen glänzenden Namen trägt. Er bedenkt, wie das Moderne steht zur Vergangenheit und zur Zukunft.

Zur Vergangenheit. Als Friedrich Wilhelm IV. einmal Alexander v. Humboldt fragte, was es Neues in der Astronomie gebe, soll ihm der geantwortet haben: Kennen Ew. Majestät schon das Alte? Ja, kennt unsere moderne Obrigkeit, kennt Se. Majestät, das Publikum, schon das Alte? Und doch ist das Alte, das von den Modernen verachtet wird, nicht immer so ganz wertlos. Im Ernst gesprochen: das Beste von dem, was wir in der Gegenwart besitzen, ist natürlich nicht modern. Natürlich! Denn so gewaltig sind die Leistungen gerade unseres Geschlechtes auf allen Gebieten doch eben nicht, als daß sie alles je Dagewesene überall in Schatten stellten. Wir besitzen dermalen, so weit ich weiß, keinen Bismarck, Goethe, Shakespeare, Raphael, Plato oder Phidias. Und auch, was unsere Zeit wirklich hat und hervorbringt, ist nicht so un-

glaublich originell, wie es ihr zu sein scheint. Auch die größten Errungenschaften dieser Stunde würden nicht sein, wenn nicht die Vergangenheit den Unterbau geliefert hätte. In der Geschichte des geistigen Lebens aber vor allem heißt es:

> Das Wahre war schon längst gefunden.
> Hat edle Geisterschaft verbunden,
> Das alte Wahre, faß es an!

Oder etwas unhöflicher:

> Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,
> Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Nicht einmal in deinen Dummheiten bist du so hoch originell, hochverehrtes, modernes Geschlecht!

Euch aber, die ihr Theologen seid, brauche ich nicht erst zu sagen, daß die klassische Zeit der Religion in der Vergangenheit liegt. Ein alter, andächtiger Choral hat euch mehr zu sagen und führt euch in größere Tiefen als Wagners Pilgerchor.

Und nun das Moderne und die Zukunft. Das Moderne vergeht so rasch wie die Mode. Heute funkelnd in glitzerndem Licht, morgen Grau in Grau; heute geistreich, morgen langweilig; heute blutig-ernsthaft, morgen lächerlich, — unglaublich, daß dergleichen je da war, Witz von gestern, Mode des vorigen Jahres. Nichts bezeichnender für die Kraft der Schlagworte, als daß es sogar theologische Schulen gibt, die sich „modern" nennen, nicht etwa von Gegnern zum Spott so bezeichnet werden. Spotten ihrer selber und wissen nicht wie! „Moderne Schule", d. h. eine Schule, die heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird. Denn auch in der Wissenschaft gibt es Moden. Es kommt vor, daß ganze Geschlechter wie durch einen Zauber gebannt sind, die einfache Wahrheit nicht zu sehen, den selbstverständlichen Schluß nicht zu ziehen, den gegebenen Weg nicht einzuschlagen. Und der Humor der Weltgeschichte will, daß jedes Geschlecht auf solche Irrtümer besonders stolz ist. Dergleichen nennt der ehrwürdige Herr Philister mit Vorliebe „Ergebnisse der neuesten Wissenschaft" und noch schlimmer „Stand der Forschung". Hunc tu, Romane, caveto! („Vor diesem hüte dich, Römer!")

Lebe mit Bewußtsein in deiner Zeit, entziehe dich nicht den Aufgaben deines Geschlechtes. Laß dich nicht durch alte Vorurteile verführen, das Tüchtige und Treffliche der Gegenwart zu verkennen; und wo man ernsthaft arbeitet und deine Kräfte es vermögen, da sei mit ganzer Seele dabei. Nur ein moderner Mensch kann ein wirkungsvoller Prediger sein. Drum, du junger Theologe, sei modern! Aber unterwirf dich nicht blind dem Modernen! Mache nicht jede Laune deiner Zeit getreulich mit! Handle nicht wie die, die im glühenden Eifer, der Gegenwart zu dienen, sich auf alles jeweils Moderne mit Wut stürzen und glauben, daß sie dann leichter Eingang finden, die Nietzsche im Wortspiel überbieten und den nunmehr schon wieder verflossenen Jugendstil im Buchschmuck. Pflege die edlen Schätze der Vorfahren, über die sich die Moderne leichten Herzens hinwegsetzt. Trägt dich dann einst die Welle der Moderne empor, so freue dich nicht zu sehr; denn es kommt der Tag, wo der Wind gegen dich weht. Fließt aber der Strom einen andern Weg, als du wünschest, so verzage nicht: wie bald kann er sich wenden. Und übrigens, was liegt daran? Strebe du nach dem, was du selber als gut und wahr erkannt hast, und kümmere dich nicht um den Beifall. Wenn alle Welt der Torheit sich unterwirft, bleibe du still beiseite, oder, wenn es sein muß und du deiner Sache sicher bist, erhebe deine Stimme und rede, aber dann, wie unsere wackeren Vorfahren sagen, mit „Kraft und Nachdruck". Natürlich wirst du als Einspänner und Quertreiber gelten. Schadet nichts; du hast deine Pflicht getan. Zum Schluß aber wird das ganze Brillantfeuerwerk einer falschberühmten Moderne Finsternis und Qualm, und die ewigen Sterne erscheinen am Himmel. Schaue du nach den Sternen!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Die Netzträger Hans v. Marées



Die Ruderer Hans v. Marées

Entwürfe zu den Fresken in Neapel (1873)

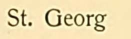
Gefechtsszene aus den Freiheitskriegen (1862) — Hans v. Marées

St. Martin



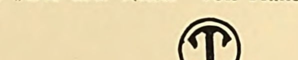
St. Hubertus





St. Georg

Das Dreiflügelbild „Die drei Reiter“ von Hans v. Marées (2. Fassung 1885)



Mit Genehmigung des Herrn G. v. Marées, Halle a. S.

Gehöft in den Kempen (Studie) E. Kampf





XI. Jahrg. Juni 1909 Heft 9

Pfingsten

Von

K. A. Busch

> Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird,
> der wird euch in alle Wahrheit leiten. Ev. Joh. 16, 13.

Unsre christlichen Feste sind so vielen unverständlich geworden: Weihnachten, umwoben von allem Zauber des deutschen Gemütes, des innigsten Familiengeistes, lieblicher Sitten und Gebräuche, voll Tannenduft und Lichterglanz, leise hier und da noch umglänzt von dem Himmelsglanz aus Bethlehem und der Engelsbotschaft, — ist nicht viel mehr als ein liebliches geduldetes Märchen, ein zartes Gedankenspiel kindlicher Phantasie und poetischer Einbildungskraft statt lauterster Wirklichkeit, wenn schon eingekleidet in duftige Schleier; Ostern und Pfingsten nicht minder sind uns meist nur Frühlingsfeste, mit allem Zauber, den das silberne, feine Grün der Wälder, der Birken und Buchen, die Blütenpracht der Obstgärten vom schneeigen Weiß bis zum zartduftigen Rosa zu verleihen vermag, verbunden mit alten lieben Kindersitten, — Poesie, Zauber, Naturschönheit, aber die Wirklichkeiten sittlicher und religiöser Gedanken sind verduftet und verflogen; wie so oft hat die Ästhetik, die sittlich indifferente, die schöne, leichtgeschürzte Göttin, die ernste, heilige Religion verdrängt.

Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes! Ist es wirklich uns nur noch eine Summe von Gefühlen des Entzückens an der neuerwachten Natur und höchstens

Gehöft in den Kempen (Studie)

E. Kampf



XI. Jahrg. Juni 1909 Heft 9

Pfingsten

Von

K. A. Busch

Wenn aber der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Ev. Joh. 16, 13.

Unsre christlichen Feste sind so vielen unverständlich geworden: Weihnachten, umwoben von allem Zauber des deutschen Gemütes, des innigsten Familiengeistes, lieblicher Sitten und Gebräuche, voll Tannenduft und Lichterglanz, leise hier und da noch umglänzt von dem Himmelsglanz aus Bethlehem und der Engelsbotschaft, — ist nicht viel mehr als ein liebliches geduldetes Märchen, ein zartes Gedankenspiel kindlicher Phantasie und poetischer Einbildungskraft statt lauterster Wirklichkeit, wenn schon eingekleidet in duftige Schleier; Ostern und Pfingsten nicht minder sind uns meist nur Frühlingsfeste, mit allem Zauber, den das silberne, feine Grün der Wälder, der Birken und Buchen, die Blütenpracht der Obstgärten vom schneeigen Weiß bis zum zartduftigen Rosa zu verleihen vermag, verbunden mit alten lieben Kindersitten, — Poesie, Zauber, Naturschönheit, aber die Wirklichkeiten sittlicher und religiöser Gedanken sind verduftet und verflogen; wie so oft hat die Ästhetik, die sittlich indifferente, die schöne, leichtgeschürzte Göttin, die ernste, heilige Religion verdrängt.

Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes! Ist es wirklich uns nur noch eine Summe von Gefühlen des Entzückens an der neuerwachten Natur und höchstens

noch vager Kindererinnerungen an seltsame Geschichten von Windbrausen, feurigen Zungen und einem unausdenklichen Sprachenwunder, das kein Mensch glauben mag, das keine Seele erlöst und erhebt? Was ist der Heilige Geist? Die dritte Person der dreifachen Gottheit? Welch unvollziehbarer Gedanke! Wo sind die Wirklichkeiten des Heiligen Geistes, wo ist seine Wahrheit? Phantasien, Illusionen, Hirngespinste, unfruchtbare Spekulationen gelehrter und mystischer Köpfe aus alten Zeiten! Ist die Natur in all ihrer jungen Pracht und Schönheit nicht viel wirklicher? Erlöst uns nicht die Schöne von allem Elend und Gemeinen eher denn die alten wunderlichen Geschichten?

Nein, wahrhaftig, wir wollen nicht verächtlich von der Pracht reden, die in diesen Wochen wieder uns erschienen! Ein Barbar, dem sie nicht zu Herzen spräche! Ein Bejammernswerter, der nicht aus ihr Gottes Majestät und Schöne erführe, der nicht geläutert und gereinigt heimkehrte in sein Haus, dem nicht Sonnenschein und Himmelsblau, Käfersummen und Vogelsang die düstern Grillen verscheucht und eine Helle in sein Herz geworfen wie nie zuvor. Und doch — wer tiefer zusieht in eben diese schöne Natur mit all ihrem herzberückenden Zauber, sieht dunkle Punkte genug wie Flecken auf einem schönen Bild. Grausamkeit und Zerstörung, brutaler Kampf ums Dasein, Krieg bis aufs Messer allerorten. Die Pflanze frißt das Tier, ein Tier das andere, alle zusammen macht der Mensch seinen Zwecken dienstbar und schaltet in ihren Reichen als vollkommen souveräner Herr. Und er selbst ist das mächtigste und klügste Raubtier, sein Intellekt gibt ihm unbesiegbare Waffen an die Hand, jeden Tag ersinnt er neue, sicherere, wirkungsvollere. Auch so läßt sich die Natur ansehen: ein wilder Kampf auf Leben und Tod, ein ewig Ringen des Stärkeren gegen den Schwächeren, eine ewige Flucht vor dem Tod. Keinen Augenblick ist das Reh sicher vor der Kugel des Jägers, keinen Augenblick die Mücke vor dem Schnabel ihres Würgers. Und selbst der Mensch untersteht den allmächtigen Naturgewalten. Ist auch der Ozean überwunden, das Land von Bestien gesäubert, vom Eisenstrang durchquert, erheben sich Städte und Paläste überall, trägt auch der Funken das Wort schneller als alle Winde in alle Erdteile — ein Zucken der alternden Erde wirft noch heute Städte und Dörfer über den Haufen, Kirchen stürzen und Paläste bersten, und unter den Trümmern wimmern hunderttausend Menschenkörper, und noch ist kein Kräutlein gegen den Tod gewachsen. Die Natur ist furchtbar, entsetzlich — ein allmächtiger, grausamer Gott scheint hinter ihr zu stehen, ein Despot ohnegleichen. Natur läßt sich mit Natur nicht überwinden, auch vom Menschen nicht; als Natur bleibt er ein ohnmächtiger Wurm, keinen Augenblick vor dem Tode sicher, den ihm, der Natur, die Natur bereiten kann. Auch *sein* Leben ist Kampf ums Dasein, Sicherung der Existenz nicht nur inmitten der unbelebten und tierischen Natur, sondern auch inmitten der Natur der menschlichen Gesellschaft. Das Jagen nach Brot und Erwerb, Konkurrenz und Geschäft, Handel, Technik — sie alle sind Natur, bearbeitete, geformte Natur, den menschlichen Bedürfnissen unterworfene Natur, zwar „Kultur" genannt, Kultur aber der *Natur*.

Das ist die „Wirklichkeit" des Lebens. Gibt es neben ihr noch eine andere? Kann es neben ihr noch eine andere geben? Ist nicht alles andere höchstens nur

poetischer Hang, phantastische Verbrämung, Blumen auf dem Sarg, der die verfallene Leiche enthält? Wir mögen diesen Flitter, der das Aas und den Kot gnädig verhüllt, lieben, aber wäre es nicht besser um der Wahrheit willen, ihn vor der Zeit zum Kehricht zu werfen, dem doch alles unrettbar verfallen ist? — „Um der Wahrheit willen!" Wahrheit? Welcher Klang? „Wahrheit!" Etwas, was unvergleichbar ist all unserem leiblichen Sein, aller Natur draußen, etwas Unbedingtes, wie aus einer andern Welt, so hehr, so ernst, so majestätisch, so unbedingt fordernd! Nichts hilft uns, ihr zu entfliehen. Wir mögen behaupten, daß alles Vergängliche dem Tod verfallene Natur ist, daß es keine Wahrheit, die sich außer und über ihr als unvergänglich behaupten will, geben kann, — eben diese Behauptung beansprucht, „wahr" zu sein, eben diese Leugnung der Wahrheit hat die Anerkennung von „Wahrheit", eines Wertes jenseits aller Natur zur Voraussetzung. Die Wahrheit ist nicht zu stürzen. Unbeweglich behauptet sie das Feld.

So gibt es also doch noch ein anderes als Natur. Es gibt Werte, unbedingt und unabhängig von allem natürlichen Sein und Vergehen; es gibt außer der Welt der Natur eine andere Welt, unvergleichbar mit ihr, völlig wesensverschieden von ihr. Und dennoch sind beide verankert in uns selber. Wir sind ein natürliches Ding, ein Raumding, vergängliche Natur und zugleich ein Etwas, das wertet, ein Selbst oder eine Persönlichkeit, die nicht nur fragt nach dem Sein, sondern nach dem Sollen. Gibt es aber ein Sollen, gibt es diese von uns anzuerkennende unabhängige Wahrheit, — dann geht zugleich ein unheilbarer Riß durch unsre Seele, der Riß von Sollen und Sein. Wir sehen rings um uns herum Bosheit und Niedertracht, Gemeinheit und Selbstsucht, um uns herum nicht nur, nein, in uns selber: Ungerechtigkeit, Untreue, Lieblosigkeit. Und doch tragen wir in uns die Wahrheit, der wir nicht entfliehen können, das Sollen, das unentrinnbare, ewig-erhabene Ideal, majestätisch wie nichts und doch zugleich beseeligend, niederschmetternd und erhebend, das uns unsere Mangelhaftigkeit offenbart und doch zugleich uns das Ideal immer aufs neue vorhält und damit unsre Person aufrichtet und adelt; sind wir freilich ehrlich, so überwiegt die Niedergeschlagenheit in uns; je mehr wir uns von der Aufgabe des Sollens erhoben fühlen, desto mehr sehen wir uns im Zwiespalt von Sollen und Sein verworfen.

Aber eins ist uns sicher. Diese Wirklichkeit des Sollens ist Wahrheit ohnegleichen. Oder die Wahrheit des Sollens ist die Wirklichkeit schlechthin. Sollen wir eine Wertung vollziehen zwischen Natur und Sollen, so können wir der Natur nur die Rolle des Knechts, des Dieners zuschreiben. Die Wahrheit herrscht, die Natur muß dienen und gehorchen. Die Natur ist Mittel und Material, das Sollen will und formt. Wir sind, um zu sollen und um zu wollen. Als sollende Wesen sind wir übernatürlich, unvergänglich, dem Tod überhoben, auch wenn wir sterben. Ja der Tod unseres leiblichen Lebens kann die Geburt unseres sittlichen Lebens bedeuten. Indem „wir unser Leben verlieren, können wir es gewinnen". Aber was hilft uns aus dem Zwiespalt von Sollen und Sein? Wir brauchen eine Erlösung mehr noch als von den Nöten des natürlichen Lebens von den Nöten unsres sittlichen Lebens. Und wie könnte sie allein beschaffen sein? Es müßte uns eine heilige Güte erscheinen, die nicht das Sollen vernachlässigt, die nicht die sitt-

liche Forderung abschwächt und die uns doch hinaushebt über die Schuld, — denn so empfinden wir den Riß in unserer Seele —, ja mehr noch, die uns die Kraft verliehe, dem Sollen nahezukommen, immer näher von Tag zu Tag, bis hin zu der unausdenkbaren Hoffnung, daß das Sollen zum Sein würde.

Der furchtbare Gott, der hinter der Natur zu stehen scheint, ist noch furchtbarer geworden als einer, der hinter dem sittlichen Gesetz steht, der uns unaustilgbarer Strafe in der Schuld anheimgibt. Kein schrecklicheres Übel als das der Schuld für das Selbst, das der Wahrheit und dem Sollen nicht zu entfliehen vermag. Gott kann freilich nun nicht der willkürliche grausige Despot mehr sein. Er, der in dem Sollen unser Selbst über die Natur erhoben und zur Persönlichkeit geadelt, er selbst muß zwar ein allmächtiger, furchtbarer, aber doch ehrfürchtig-heiliger Gott sein, ein allmächtiger, gerechter Gott, der am ehesten einem König zu vergleichen ist, der auf seinem Thron sitzt, das Zepter in den Händen, ernst und ehern, oder einem Richter, der unrettbar wägt nach Recht und Unrecht.

Und doch kennen wir selbst noch Höheres, noch Heiligeres und Edleres. Wir beugen uns vor dem Menschen, dem Gerechtigkeit und Treue über alles gehen, aber noch höher als er steht uns der Vater in jenem unausredbaren Gleichnis vom „verlorenen Sohn", der in heiliger Vaterliebe die Hände dem heimkehrenden reuigen Sohne entgegenstreckt und ihn in die Arme schließt, noch ehe der Sohn sein „Vater, ich habe gesündigt . . ." ausgesprochen hat, der Vater, der keine Sünde und Schuld vertuscht und verwischt, sondern sie ernst und heilig sieht und anerkennt, und der dennoch dem schuldigen Kind die Hand aufs Haupt legt: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden."

„Könnt nun ihr, die ihr doch arg seid, den Menschen gute Gaben geben, wieviel mehr wird der himmlische Vater seinen Heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten." Gott ist nicht mehr der grausame Willkürdespot, auch nicht mehr der allmächtige eherne Richter und majestätische König, er muß — wollten wir ihn uns kindlich vorstellen — wie ein ehrfürchtiger, ernster und doch über alles gütiger Vater aussehen, dem wir wie ein Kind unser ganzes Vertrauen schenken dürfen. Ist Gott so unser Vater, dann sind wir seine Kinder; sind wir Gottes Kinder, so haben wir die Gesinnung des Vaters, unsres Gottes, Gottes Gesinnung, Gottes heiligen Liebesgeist. Es gibt keine größere Offenbarung für unser Selbst als sittliche Persönlichkeit denn lautere ernste Güte und Liebe. Die Natur ist also nicht die letzte Wirklichkeit, das Sollen ist die höhere Wirklichkeit, und es vollendet sich erst in heiliger Liebe und Güte, die die sittliche Forderung nicht aufhebt, aber überbietet. So ist die Liebe die Wahrheit des Menschen, denn „G o t t ist Liebe". Wollen wir die Wahrheit des Lebens, unsres persönlichen Seins besitzen, so müssen wir Liebe besitzen, Liebe erfahren haben, ewiger Liebe gewiß sein. Erfahrene Liebe hebt uns über die Schuld hinaus und über die Grausamkeit der Natur, weil sie uns eine höhere Wirklichkeit offenbart. So offenbart uns die Liebe die Wahrheit, sie „leitet uns in alle Wahrheit", denn Gott selber, der die Wahrheit ist, ist Liebe.

Enthält Pfingsten keine „Wirklichkeit" für uns? Wer den Weg über die Natur hinweg gefunden hat zum Sollen und zu ewiger Wahrheit, wer den alles überragenden Wert der Liebe, von der Kräfte der Versöhnung und Erlösung ausströmen,

erfahren hat, der allein kann Pfingsten verstehen, der allein begreift seine „Wirklichkeit" und seine „Wahrheit". Pfingsten redet nicht von der schönen Natur. Es redet von dem heiligen Gottesgeist der Liebe, der in Jesus von Nazareth und seiner Jüngergemeinde und allen denen, die mit ihnen eines Geistes und einer Seele sind, wirklich geworden ist, von dem Gottesgeist, der damals im Kreis jener schlichten Fischerseelen so gewaltig hervorgebrochen ist und sie zu Reden und Taten befähigt hat, die angefangen haben, mit den Jahrhunderten die Welt umzugestalten und in Jahrtausenden noch umgestalten werden. Es ist eine lange Kette von Bekannten und Unbekannten, Frauen und Männern, Großen und Kleinen, die jenen heiligen Gottesgeist der Liebe gespürt und von ihm erlöst worden sind, seit den Tagen, da die Jünger Jesu verzückt der Gegenwart und Kraft des Geistes ihres Herrn, den sie als Gottes Geist erkannten, gewiß wurden, jenen Stunden, von denen Spätere, die das Gewaltig-Innerliche nicht anders als als äußere Erlebnisse darzustellen vermochten, erzählten, der Geist sei gekommen mit Feuerzungen und Windesbrausen und mit jenem Sprachenwunder, daß alle jüdischen Festpilger aus aller Herren Länder in Jerusalem den Petrus jeder in seiner eigenen Sprache predigen hörten.

O verständen unsre Zeit, unser Volk, alle Stände und Berufe Pfingsten wieder! Erführen sie wieder etwas von dem weltumgestaltenden Geist heiliger Liebe, der erlöst und beseligt!



In glühenden Schuhen

Von

Grete Massé

In glühenden Schuhen sollst du gehn
Und niemals Ruhe finden.
Qual sei dir das süße Himmelslicht
Und Gift der Duft der Linden.
Des Flusses klares Spiegelblau
Zerbrichst du zornig mit Steinen,
Dein eigenes Antlitz will dir darin
Wie das eines Toten erscheinen.

Dich wird kein Kind mit reinem Blick
Von deinem Fluch erlösen.
Dich rettet der Mutter Seele nicht
Aus der finsteren Macht des Bösen.
Bei jedem Schritte klagen dich an
Meine jungen, durchweinten Jahre.
Aus deinen Augen schwindet nicht
Das Bild meiner Totenbahre.

Doch kommst du einst ans Himmelstor
Alt, müde und vertrieben,
Wie werde dein bleiches Antlitz ich
Mit der Kummerfalte lieben.
Um deinen armen Mund die Spur
Des Schmerzes kann ich nicht sehen,
Daß mir die strahlenden Augen nicht
Von Tränen übergehen.

Was ist mir noch die Seligkeit,
Wenn ich dich leiden sehe?
So schwer und dunkel ist kein Weg,
Den ich mit dir nicht gehe!
Sollen wir beide nicht vereint
Die ewigen Himmel grüßen,
So löst mein schimmerndes Flügelpaar
Und laßt mich mit ihm büßen.





Die Briefe des alten Josias Köppen

Von

Marie Diers

(Fortsetzung)

Greeschenbock, Sonntag den 11. August 1889.

Ja, meine liebe Else, nun ist das also wieder mal vorbei. Es war doch eine schöne Zeit, wir wollen nun auch nicht murren. Wie Du vom Hof runtergefahren bist im Regen, bin ich überall herumgegangen, um zu sehen, ob auch alles ordentlich im Gange ist. Die Dierns waren beim Flachsausziehen, und weil es so regnete und wir nicht einfahren konnten, haben die Knechte gesessen und Bände gemacht von altem Stroh zum Gerstebinden. Es war alles so trübselig und leer. So ein ganzer Tag, wenn morgens früh ein Abschiednehmen gewesen ist, ist schwer durchzuhalten. Dann habe ich den Hermann und die beiden Neumanns, die Du als Kind immer „die Schneeglöckchen" nanntest, zum Kluten geschickt mit den Pferden, weil der Schafschwengeldreesch gerissen werden muß. Dann bin ich in die Stube gegangen, und da hat Mamsell eben den Tisch abgeräumt, hat mir Deine blaue Tasse vorgezeigt und gesagt: „Na, Herr Köppen, die kriegt nun wieder mal lange Ruhepause."

Nee, Diern, solch ein Tag ist nicht schön.

Das wird aber doch wohl nicht gehn, daß ich Dir alles aus der Wirtschaft schreibe, was vorgeht, Elsing. Das ist ja zu unwichtig zum Schreiben. Was hast Du davon, wenn ich Dir erzähle, daß Siegfried in der Scheunendiele hinter der großen Eiche den Zement glatt gemacht hat, wo die Mäuse sich ein Loch gemacht haben, oder daß Hermann Kleie für die Schweine holt usw.?

Das laß man, da quäle mich man nicht darum. Da komme ich mir ja lächerlich vor, wenn ich so was alles schreibe.

Eben kommt Mamsell und läßt Dir sagen, daß Dein kleines Kalb schon heute Gras gekriegt hat und anfängt zu fressen. Siehst Du, da hörst Du doch noch was. Ja, ja, so geht das eine rein ins Leben, das andere raus. Manchmal denkt man doch: Wozu eigentlich das ewige Rundum? Aber man soll's nicht denken, hat auch keinen Zweck.

Dierning, nun noch etwas Ernstes. Du wirst schon wissen, was nun kommt, und wirst denken: Ja, warum schreibt er mir das und hätte es doch bequemer ge-

habt, mündlich davon zu reden! Hast Dich auch wohl gewundert, daß ich damals bloß so darüber hingelacht habe, als nähme ich's nicht ernst.

Es ist aber so: ich nehme es ernst und nehme es wieder nicht ernst. Das habe ich mir erst so recht überlegen können, wie Du weg warst. Überhaupt bin ich jetzt so ans Schreiben gewöhnt, daß mir diese Sache beinah leichter wird zu schreiben, als zu sprechen.

Also: ich nehme es ernst insofern, als ich es in seiner Wirkung auf Dich ansehe. Darum fange ich auch noch einmal davon an. Ein Gefühl kann so dumm und so schlecht sein, wie es will, wenn Du Dich ihm hingibst, kann es Dich festhalten und Dein Leben zerstören.

Wie ich Dich gefragt habe, ob Du den Menschen noch liebst, hast Du gesagt: „Nein, Vater“, aber Deine Augen haben so groß und ängstlich gestanden, daß dahinter wohl noch eine dunkle Angst steckte, es könnte wiederkommen, wenn Du ihn sähest, oder es wäre doch noch nicht ganz weg.

Jawohl, da habe ich damals laut gelacht und habe auch bei mir gedacht: Dummer Mädels-Schnickschnack! Verliebt sich in irgend so eine flatternde Künstlermähne und denkt nun, man habe Himmel und Hölle im Busen. Wird schneller vergehn, als man ein Vaterunser betet. Aber mir ist jetzt doch ein bißchen unruhig darum.

Das ist wohl wahr, daß der ganze Mensch Dir mit in die schwarze Zeit gehört, wo Du deinen Vater betrogen und verraten hast. Ich denke auch, er wird mit ihr versinken. Denn ernst nehme ich die Sache doch wieder nicht, d. h. wie sie an sich ist. Ein Klavierspieler, mein' Dochter, so ein richtiger Schnurrant, der keine ehrliche Arbeit kennt, der ist nichts für unsereinen, und wenn er die schönsten Augen unter der Sonne hat.

Aber das Ernste, was ich Dir schreiben wollte, ist das: Sei auf Deiner Hut. Gib Dich nicht sehnsüchtigen Schwärmereien hin, das ist ungesund und geht ins Blut. Und ist es da erst drin, so bist Du erhitzt und verlierst die Herrschaft über Deine Sinne. Das ist das Schändlichste, was einer jungen Diern passieren kann.

Liebe Tochter, Du bist jetzt in den Jahren, daß Dein Vater mit Dir mal so was reden kann und sogar soll. Mein guter Kolling hat's zwar in der Mode, über solche Dinge kein Wort zu äußern, ausgenommen wenn er mal abends einen Kleinen zuviel hat und ins Spaßen kommt. Das ist aber gerade verkehrt. Was ist die Folge? Daß die Anna den Dicknäsigen mit den Heringspoten Hals über Kopf heiraten muß, und der Olle kann zusehn, wie er die Mitgift groß genug kriegt, damit der Kerl seine Braut man überhaupt noch nimmt und nicht in Schanden sitzen läßt. Das hat mir doch neulich nach Deiner Abfahrt, wie der Pferdekäufer aus Heiteremühle mir das erzählt hat, wie ein Schreck in die Beine geschlagen. Da habe ich mir gleich gesagt: Nun aber sperr den Mund auf und rede dein Teil!

Also, Dierning, sei auf Deiner Hut. Es ist für Dich die Zeit gekommen, wo die Liebe reift. Das ist eine wunderherrliche Zeit. O lasse sie Dir nicht entweihen! Trage Dein Kleinod sicher durch Feuer und Wasser, bis daß der Rechte kommt.

Sieh mal, die Liebe ist sehr schnell entweiht. Ich denke noch nicht einmal an solche ehrenrührige Dinge wie mit der Anna Möhrs. Aber schon zügellose und

sehnsüchtige Gedanken können sie entweihen. Was hilft Dir Deine Jugend, wenn Du Deine beste Kraft verpuffen läßt? Wie willst Du mal vor Deinem wirklichen Verlobten stehn, wenn Du vorher schon solche Spielereien durchgekostet hast?

Else, meine Tochter, halte Dir Herz und Gedanken rein, blitzend rein von jedem Hauch! Verbanne das Bild dieses Menschen aus Deinen geheimsten Träumereien. Dann wirst Du Deines Vaters Stolz und Freude werden.

Dich grüßt Dein getreuer Vater Josias Köppen.

NB. Du brauchst hierauf nicht zu antworten. Mach's nur mit Dir selber ab.

* * *

(Die Ansichtskarte von Greeschenbock.)

Freitag den 30. August 1889.

Elsing, Du darfst Dich nicht beklagen. Es ist jetzt zuviel zu tun. Siehst es wohl auch an meiner Schrift, wie schlecht ich jetzt schreibe. Hier ist alles gesund. Grüße Tante Calla. Dein Vater.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonntag den 8. September 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Du hast Dich wieder angestrengt zu meinem Geburtstag und hast mir eine Weste gestickt. Wenn ich man bloß wüßte, wo Du immer die Zeit dazu hernimmst. Ein „büschen zu fein", wie mein Kolling Möhrs sagen würde, ist sie ja auch für mich. Zum Abendmahl kann ich sie nicht anziehn, weil sie bunt ist, und in Gesellschaften gehe ich nicht. Na, ich werde sie mir aufheben bis zu Deiner Hochzeit. Wenn sie auch aus der Mode kommt, das schadet für den ollen Josias nichts. Nicht daß ich wüßte, daß der jemals die Mode mitgemacht hätte.

Bei Tante Calla lasse ich mich auch bedanken für ihren Brief. Elsing, jetzt kommt wieder die Zeit, wo die Klubs und andere Geselligkeiten bei euch anfangen. Laß Dich nicht betrügen und verführen, mein Kind, denn das Leben ist ernst, und jede Schuld rächt sich auf Erden.

Ich freue mich, daß Ihr gesund seid. Wir sind's auch alle. Madame Ricke hat mir ein Paar wollene Kniewärmer gestrickt für den Winter, das tut mir auch ganz gut, wenn ich bei der Kälte, wenn es oft noch finster ist, in den Hof muß. Mamsell hat mir einen Butterkuchen gebacken und meine Tür und den Tisch bekränzt, als wenn ich ein junger Bräutigam wäre. Pastor Friedrichs kam am Nachmittag gefahren mit seiner Frau und traf hier mit Kolling Möhrs zusammen wie schon voriges Jahr und vor drei Jahren, und immer egal peinlich, weil mein Kolling heut' so wenig zur Kirche und zum heiligen Abendmahl geht wie damals. Na, ich bin jetzt bald dran gewöhnt und nehm' es lächerlich.

Dich grüßt Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 15. September 1889.

Liebes Dierning!

Es ist noch heilige Herrgottsfrühe, eben hat's auf der Fluruhr fünf geschlagen. Es ist noch eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang und ist man eben so, daß ich ohne

Lampe schreiben kann. In Haus und Hof wird's eben erst sachte lebendig, weil doch auch am Sonntag das liebe Vieh seine Nahrung haben will. Ich bin schon durch alle Ställe gegangen und habe die Knechte aufgeweckt. Es weht einem eine frische, kühle Luft um den Kopf, das tut wohl. Elsing, Du schläfst wohl noch an die drei Stunden, weil's Sonntag ist. Na, schlaf Du man, meine Sache ist's nicht, ich kann auch Sonntags nicht lange das Bett wärmen. Weil ich nun grade nichts zu tun habe und die Mamsell den Kaffee doch noch nicht fertig hat, schreibe ich Dir noch diese Zeilen. Nachher fahre ich zur Kirche nach Friedensee und am Nachmittag will ich mal zu Dauls rüber. Dann ist der Sonntag auch mal wieder rum. Der Oberförster hat mir gestern abend einen Brief durch Boten geschickt.

In dem Brief stand, Elsing, daß der Hellmut Assessor geworden ist, und zwar aufs beste. Das will der Alte ein bißchen feiern. Na, da feire ich gern mit. Handelt es sich doch um einen wahren Prachtkerl. Es heißt, der Graf will ihm die Pomplower Stelle geben, bis er in Staatsdienst geht. Da hat er ein ordentliches Gehalt (ich will mal heute fragen, wieviel), ein feines Haus und Garten. — Von hier liegt Pomplow bloß drei knappe Stunden, wenn man gut fährt.

Behüte Dich Gott, mein' Tochter.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

(Ohne Ortsangabe und Datum.)

Liebe Else!

Ich schreibe Dir stehenden Fußes, Lepel muß so lange warten. Eben habe ich Deinen Brief erhalten, und alles war darin schön und gut, bis auf den letzten Satz. Kinding, was heißt das, was meinst Du mit der duseligen Redensart, Künstler könnten doch auch gute Menschen sein, und wenn ich sie näher kennte, würde ich auch anders urteilen!!

Else, da steckt etwas dahinter. Da ist etwas nicht klar. Du hast den Kerl wiedergesehen! Diern, Du weißt nicht, in welcher Sorge ich bin. Hast Du alle meine ernsten, dringenden Worte, die ich über diesen Gegenstand geschrieben habe, vergessen, in den Wind geschlagen?

Was soll es sonst heißen, was ist es für ein Gedröhn!

Else, ich befehle Dir, mir umgehend alles zu schreiben. Kann man Euch Dierns denn keinen Augenblick ruhig von Hause weglassen? Soll mein alter Kolling Möhrs noch am Ende recht behalten? Aber der ist ja auch reingefallen. Ja, weil er selber ein Dröhnbattel ist und die Hälfte Welt überhaupt nicht sieht.

Ach, ich rede schon lauter Zeug, bin ganz dumm im Kopf vor Aufregung.

Else, wenn Du den Kerl, den Schnurranten, etwa mit Deiner dröhnigen Bemerkung gemeint hast und so sachte einen Feldzug auf mich eröffnen willst, d a n n i s t ' s a u s m i t B e r l i n. Dann kommst Du noch diese Woche zurück. Da ist nichts daran zu rütteln. Was nutzt mir die ganze hohe Lernerei, wenn's am Ende auf solche Chosen hinausläuft! Nein, dazu ist mir mein Kind zu teuer.

Tante Line hätte auch wohl ein bißchen besser auf anvertrautes Gut aufpassen können!

Na, ich will mich nicht vor der Zeit ereifern. Vielleicht ist's nicht anders als ein dummes Gedröhn von Dir ohne tieferen Sinn. Schreib mir sofort! Lepel rückt schon mit den Stühlen im Flur, daß ich rasch machen soll.

Na adjüs. Schreib sofort! Dein Vater.

* * *

Greeschenbock bei Pöpplitz, Sonntag den 29. September.

Meine liebe Tochter Else!

Na ja, das war ja ein tüchtiger Schreckschuß. Dann ist man gut. Dann mache aber solche gottserbärmlich dummen Redensarten nicht wieder. „Im allgemeinen gesagt", was das wohl soll! Fange bloß nicht mit der allgemeinen Menschheits-Gleichmacherei an, dann bist Du ja nicht besser als die roten Jakobiner von Anno 1793, die ihren König köpften und die Köpfe auf Piken rumtrugen, im Namen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Nee, Elsing, aufrichtig gesagt: für so dumm hätte ich Dich nicht mehr gehalten. Dazu gehört doch schon eine große Portion Unverstand, und wie ich immer von Deinem Lernen und den guten Aussprüchen Deiner Lehrer lese, habe ich mir ordentlich Wunders was von Dir gedacht und im geheimen beinah so was wie Respekt gekriegt. Na, damit ist's noch vorläufig gründlich vorbei. Aber laß man, Du bist ja auch noch jung und kannst Dich noch ganz anders auswachsen. Auf den Kern kommt's schließlich doch immer an.

Also Diern, was ich sagen wollte: mit der Gleichmacherei ist nichts. Ich habe nichts mit dem Künstlervolk zu tun, und sie haben nichts mit mir zu tun. Daß ihre freie pompöse Art mal solchem dummen Ding wie Dir imponiert, kann ja vorkommen, ich will auch nichts mehr darüber sagen. Aber so viel solltest Du doch schon am Ende wissen, daß Art und Art verschieden ist und im Leben nicht zueinander paßt. Ich verachte sie ja auch nicht, aber ich habe nichts mit ihnen abzumachen. Du bindest doch auch nicht die Gans an die Pferdekrippe und bratest das Pferd in der Pfanne, was? Na siehst Du, so ist's mit den Menschen auch. Die einen sind gut zum Schnattern, auch wenn mal unsereiner Lust zum Lachen hat und ins Theater geht und sich was vormimen oder vordudeln lassen will. Die andern sind gut zum Pflügen und Ackern und ehrlicher Arbeit. Gemeinschaft ist da nicht zwischen einzurichten. Dabei ist von Verachtung keine Rede, es ist nur mal so und ist ganz weise vom Herrgott geschaffen, denn er wollte keinen einförmigen Brei aus seiner schönen Welt machen, sondern verschiedenartiges Leben und Wesen.

Aber so dumme Gedanken liegen da wohl in der Luft bei Tante Calla. Ich habe sehr nachgedacht, Diern, was ich mache. Dich ganz fort und nach Haus nehmen, wäre mit allem, was dabei ist, hier vor allen Leuten doch ein bißchen genierlich gewesen, und ich bin froh, daß ich's nicht brauche. Wenn's nötig wäre, fragte ich natürlich nicht nach dem Genieren, aber so ist's besser. Wenn man nicht jeden Tag zu hören kriegt: „Na ja, das ließ sich ja denken, ich hab's ja gleich gesagt", und man keine reelle Antwort drauf weiß. Aber ob ich Dich nicht doch noch für den Winter in eine andre Pension gebe, vielleicht eine streng christliche, die doch immerhin, mag auch mancher Klimbim, der nicht nötig ist, dabei sein, feste Grundsätze

hat und auf strengen Lebenswandel sieht, das ist noch nicht gewiß. Aber sage Tante Calla noch nichts.

Ja, nun kommt der Winter wieder, liebe Diern, und es ist grade ein volles Jahr her, daß Du fortzogst. Das Schlimmste ist nun vorbei, und diesen Winter kriegen wir auch wohl noch glücklich über. Es ist schon recht schlecht geworden und regnerisch, und der Weg bis zum Tannenschlag ist der reine Morast, daß kaum die Pferde durchkommen. Ich werde in diesem Winter doch mal die Wege ausbessern lassen. Natürlich, von Friedensee aus geschieht nichts, aber es ist ja auch nicht mein Ehrgeiz, mit den dortigen Bauern an Troddligkeit zu wetteifern.

Diesmal, liebe Else, hast Du Dich aber in der Berechnung geirrt. Das ist lange nicht vorgekommen, nun aber gleich dick. Was hast Du denn bloß gemacht? Du hast so liederlich die Zahlen aufgeschrieben, daß einmal dreißig Pfennig für Schuhbänder in die Rubrik für Mark überlaufen und aussehn wie drei Mark. Was hast Du Dir denn nachher beim Zusammenziehn gedacht? Dadurch ist ja alles Unsinn, und Du kommst auch nicht mit zurecht.

Elsing, ich glaube Dir ja, daß Du viel Arbeit hast, aber bei rechtzeitigem Anschreiben kostet dies nicht fünf Minuten. Nimm Dich also mehr zusammen.

Madame Ricke läßt Dich fragen, ob Du lieber Mett- oder Leberwurst von ihr haben möchtest oder beides. Antworte ihr man direkt, sie tut's doch nicht anders als Dir schicken. Du wärst doch ihr Herzblatt, sagte sie.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, den 13. Oktober.

Meine liebe Tochter Else!

Dein letzter Brief ließ ein bißchen lange auf sich warten, und dann ist er mir gar zu aufgeregt. Du kannst das gar nicht beurteilen, ob es bei Tante Calla gut für Dich ist oder nicht. Das überlaß mir nur. Wenn Du dich gut hältst und mir keinen Anlaß zum Tadel gibst, kannst Du vielleicht bleiben.

Hier geht alles so weit gut bis auf das miserablige Hundewetter. Der Oberförster klagt auch über Reißen, und Mamsell bellt wie ein Fuchs, schon seit acht Tagen.

Weißt Du, was Freitag los ist? Hochzeit in Dreesow. Kolling hat nun also doch noch seine Anna unter Dach gebracht, ehe ihm das Heu verregnete. Ich soll mitmachen. Na ja, was tut man nicht für einen alten Freund. Ein bißchen beklommen wird's ja werden. Na, Kolling, so wie ich ihn kenne, wird sich einen antrinken, und dann ist er über alles weg. Nun habe ich doch auch noch vor Deiner Hochzeit Gelegenheit, Deine Weste anzuziehen. Werden die gucken!

Aber laß man, Elsing, das ist bloß Spaß mit Deiner Hochzeit. Was braucht so'n dummes Ding schon an Heiraten denken. Ich habe unter der Hand schon vorgestern in der Glocke mit dem Bürgermeister Handke von Pöpplitz geredet. Er meinte, es würden Ostern an der Töchterschule zwei Stellen frei, dann könntest Du ankommen.

Elsing, das wird dann doch ein anderes Leben. Jetzt kann ich's Dir ja auch man sagen: Abends ist's manchmal bannig einsam. Das viele Lesen halte ich auch

gar nicht so aus. Aber dann bist Du alle Woche hier und in den Ferien immer — wenn es nicht noch mal ganz anders kommt. Aber da finde ich mich dann auch drein. Das ist die Bestimmung des Weibes.

Das Forsthaus in Pomplow soll pompös sein, sechzehn Zimmer und elektrisches Licht. Aber was geht Dich das an, Du bist ja Lehrerin in Pöpplitz!

Meine alte Diern, ich bin heut' ganz vergnügt. Ich pfeife immer, ohne daß ich es weiß. Es wird schon alles gut werden.

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, den 31. Oktober.

Meine liebe Tochter Else!

In Eile. Das Paket soll fort. Wir haben die erste Schlachterei gehabt, und Mamsell sagt, die frische Wurst müsse schnell abgehen, des weichen Wetters wegen. Eßt sie nur in Gesundheit.

Elsing, ich kann mir nicht helfen, aber Deine Briefe gefallen mir nicht. Sie sind so aufgeregt und fahrig. Mir schlägt dann immer gleich die Hitze ins Blut, und ich denke alles mögliche. Ich habe das einmal erlebt, daß etwas dahinter steckte, nun bin ich gleich in Unruhe.

Else, gib mir die feste und heilige Zusicherung, daß Du nicht an den Klavierkerl mehr denkst, ihn wiedersiehst oder sprichst. Schreibe mir in großen, klaren Buchstaben dies Zeugnis hin, Gott soll dabei Zeuge sein, und dann schicke mir das und nichts weiter. Mehr brauche ich nicht, dann bin ich ruhig.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

(Ohne Ortsangabe und Datum.)

Liebe Else!

Ich warte noch immer auf Antwort. Mein Paket hast Du doch gekriegt und den Brief erhalten? Ich bin jeden Tag vor dem Hof, ehe Lepel kommt, weil ich solche Unruhe habe. Diese ganze Nacht habe ich nicht geschlafen. Jetzt schreibe ich Dir. Ich denke das Schlimmste. Antworte sofort, ich halte dies Leben keinen Tag länger aus.

Dein Vater.

* * *

Greeschenbock, Montag den 11. November 1889.

Meine liebe Tochter Else!

Deinen Brief habe ich nach schrecklichen Tagen heute erhalten. Aber ich bin ganz steif und starr und ruhig darüber. Du siehst auch, daß meine Hand nicht einmal zittert, und das müßte sie doch wohl, wenn ich Dir glaubte. Aber das ist ja alles Unsinn und nicht wahr, was Du da hinschreibst. So kenne ich meine Else denn doch noch. Ich habe ja immer gesagt, daß sie ein dummes junges Ding ist trotz der hohen Lernerei und manchmal ein bißchen überspöhnig, wie so Dierns sind. Und das sage ich heute noch. Du schreibst in einer Art Phantasie, meine Tochter. Mag sein, daß Dich die fremde Welt da draußen ein bißchen benebelt hat

und Du über Dich selbst nicht mehr klar bist. Vernunft ist da nicht drin, was Du schreibst.

Aber ein Ende muß das haben. Dalassen kann ich Dich nun nicht mehr. Es ist ja schlecht mitten im Quartal, und das Schulgeld werde ich wohl bis zu Ende ausbezahlen müssen. Aber das hilft denn ja nicht. Du hast so gewollt. Jedenfalls nach Empfang dieses Briefes, mein Kind, packst Du Deine Sachen, sagst Tante Line Adieu und bedankst Dich für das Gute, das sie Dir getan hat. Über das andere wird schon ein Höherer mit ihr abrechnen. Ich streiche sie hiermit aus meinem Leben.

Wenn es nötig ist, kannst Du auch Deinen Lehrern noch Adieu sagen. Aber da das Schulgeld doch bezahlt werden muß, und das mündliche Ausfragen Dir vielleicht peinlich ist, kann es auch unterbleiben. Ich kann es ja schriftlich abmachen. Übermorgen, den 13. November, Mittwoch früh um 8 Uhr 35 fährst Du von Berlin ab, und Heinrich wird zu derselben Zeit wie im Sommer auf dem Bahnhof sein.

Vergiß nur nichts einzupacken. Du kehrst dahin nicht mehr zurück.

Dein Vater.

* * *

Depesche an Fräulein Karoline Köppen. Aufgegeben Friedensee, 13. November, vormittags 11 Uhr 15.

Schicke sofort Else. Ihr Brief ist nicht maßgebend. Am 14. früh abreisen.

Köppen.

* * *

Greeschenbock, 14. November.

Gestern abend Deine Depesche, heute früh der Brief. Ja, mein Kind, denkst Du wirklich, daß, wenn Du noch so verzweifelst weinst und flehst, daß das meinen Willen auch nur um ein Haar breit ändern wird? Du wiederholst nur immer die Worte aus dem ersten Brief: „Ich habe ihn lieb, ich habe ihn lieb, Vater, erbarme Dich!" Ja, Kind, was soll ich dazu sagen? Du kommst mir wie eine Kranke vor und bist's auch. So recht ernst nehmen und mich aufregen kann ich nicht darüber. Ich habe mich aufgeregt und bitte Gott, daß er Dir das nicht anrechne, was ich durchgemacht habe, bevor der Brief kam. Dann wurde es mit einemmal alles still und kalt in mir, Else. Nein, ich kann's nicht ernst nehmen, Else.

Ich kann mich nicht einmal darüber aufregen, daß Du meinen direkten Befehl mit Bitten und Flehen aufzuschieben hoffst. Es ist natürlich ein Entsetzen für Dich, so Hals über Kopf abreisen und vor Deinen Vater treten zu sollen. Ich habe Nachsicht dafür. Aber — Else, geschehen muß es ja doch. Ich lasse da nicht locker. Ich lasse Dich auch nicht wieder fort. Mit der Lehrerei hat's nun ein rasches Ende genommen, ich kann dem Bürgermeister nur gleich abschreiben.

Die Leute werden sich ja noch ganz was anderes denken. Aber laß sie denken, sie werden bald sehn, daß nicht alles, was durch giftige Mäuler läuft, auch gleich wahr sein muß. Du lebst dann ein paar Jahre still und friedlich und arbeitsam hier, oder so lange, wie es eben sein soll. Und wenn Gott will, kann Dir auch noch ein liebliches Los beschert werden.

Siehst Du, Elsing, ich bin kaum mal böse. Ich rede ganz ruhig über diese Sache. Brauchst Dich nicht zu sehr zu ängstigen, wenn Du heimkommst. Meines Vertrauens hast Du Dich ja nicht würdig gezeigt, aber eine strenge Erziehung kann da noch viel wieder gut machen. Weil Du mein einzigstes Kind bist, das mir noch übriggeblieben ist, habe ich Dir wohl zuviel Freiheit gelassen. Ich bin also auch nicht ohne Schuld. Darum ängstige Dich nicht so sehr.

Den Brief von Tante Line schicke ich ungelesen wieder mit. Mit ihr habe ich nichts mehr zu schaffen. Ohne sie und ohne ihre verfluchte Grundsatzlosigkeit und Leichtfertigkeit wärst Du nie in diese Versuchung geführt worden. — Aber ich will mich nicht unnütz erhitzen. Es ist ja nichts. Es ist ja alles Unsinn. Du schreibst und denkst im Fieber. Unsere gute Landluft wird das alles wieder ausheilen.

Nun reise also meinetwegen erst den 16. früh.

Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Depesche. Aufgegeben Friedensee, den 16. November 1889, vormittags 11 Uhr 21..

Ich bin heute abend dort. Elses Koffer bereit halten. Wir übernachten im Hotel. Köppen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gut Greeschenbock bei Pöpplitz, Donnerstag den 12. Juni 1890.

Herrn Kurt Harring, Erfurt.

Sie können am nächsten Sonntag auf einen Nachmittag herkommen, um sich mir vorzustellen, falls Sie nach Ihren uneröffnet zurückgeschickten Briefen noch dazu den Mut haben sollten. Meine Tochter werden Sie hier nicht antreffen, sie geht für eine Woche auf ein Nachbargut. Übrigens möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich mitteilen, daß sie nicht mehr so hübsch ist, als wie Sie sie gekannt haben. Sie ist in der Zwischenzeit sehr abgefallen, sieht mager und abgeblüht aus. Was vielleicht eine gewisse Art von Appetit etwas herabmindert.

Wollen Sie trotzdem kommen, so fahren Sie Sonntag früh 8 Uhr 35 von Berlin ab, steigen in Grünebusch um und benutzen in Pöpplitz meinen Wagen. Irgendeine Garantie für den Erfolg Ihrer Fahrt kann ich natürlich nicht verheißen. Sie haben auf nichts anderes hier zu rechnen als auf einen müden und verbitterten alten Mann, der ohne Bildung ist und eine schwere Zeit (durch Sie, mein Herr) hinter sich hat. Ergebenst

Josias Köppen, Pächter.

* * *

An Fräulein Else Köppen,
p. Adr. Herrn Karl Möhrs
auf Dreesow.

Greeschenbock, den 16. Juni 1898.

Liebe Else!

Der junge Mann ist hier gewesen, und ich habe mit ihm geredet. Ist mir erst schwer geworden, überhaupt den Mund aufzutun oder ihn auch nur anzusehn,

der mir meinen Lebensrest zerstört und mir das Letzte und Liebste, was ich noch auf Erden habe, genommen hat.

Du hast ja recht behalten, daß er keine Flattermähne trägt, auch eher zart und schüchtern aussieht als frech und toll. Aber das macht es doch alles nicht. Er hat mir selbst gestanden, daß er nie etwas anderes so richtig getan und gekonnt hat als die Musik. Was ist das aber bloß! Ein Mann, der nichts kann als Klavierspielen. Und der will meine Tochter haben!

Aber Du weißt ja, ich sage jetzt ja nichts mehr dazu. Mir gehörst Du ja doch nicht mehr, und ob Du hier im Hause herumwankst und von Tag zu Tag mehr abfällst, da kannst Du auch ebensogut Frau Klavierspieler werden und dem bleichen Jüngling seine Suppen kochen. Ist ja doch nun alles eins. Ich habe ja doch nichts mehr von Dir.

Er hat eine Klavierlehrerstelle in einem Institut in Erfurt, sagt er. Vierhundert Taler hat er, sagt er. Na, das ist ja übermenschlich viel! Dabei könnt Ihr ja von Silber essen.

Ach ja, ach ja, das ist alles anders gekommen, als mein alter dummer Kopf sich das gedacht hat.

Dein Erbteil gebe ich Dir noch nicht mit. Das hat Zeit bis nach meinem Tode, der ja hoffentlich nicht mehr gar zu lange auf sich warten lassen wird. Dann werdet Ihr es auch wohl noch nötiger haben, wenn in jeder Stubenecke ein Kind steckt.

Else, Else, Gott rechne es Dir und Deinen armen Kindern nicht nach, wie Du mein und Dein Leben verpfuscht hast durch diese jammervolle Liebelei.

Bitte man meinen alten Kolling, daß er Dich noch bis Sonnabend behält. Mir ist lieber, ich bleibe noch ein Weilchen allein.

Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Frau Else Harring, geb. Köppen,

Erfurt.

Greeschenbock, Mittwoch den 31. Dezember 1890.

Liebe Else!

Ich wünsche Dir ein gesegnetes neues Jahr. Deine Briefe habe ich erhalten und möchte Dich bitten, daß Du lieber nicht so oft schreibst. Wenn wir uns zu Neujahr und zum Geburtstag schreiben und voneinander wissen, daß wir leben und gesund sind, so ist das ja genug. Was soll ich denn von Deiner Häuslichkeit wissen? Ich kann mich ja doch nicht mehr hineindenken. Und was Du mir sonst schreibst, das bleibt auch wohl besser ungeschrieben. Je weniger man daran rührt, um so besser.

Ich lebe hier meinen Tag und tu' meine Pflicht. Das ist, was ich Gott und Menschen schuldig bin. Da ist nicht viel von zu schreiben. Ich wünsche Dir also ein fröhliches neues Jahr.

Dein Vater
Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Donnerstag den 21. Mai 1891.

Liebe Else!

Zu Deinem Geburtstag gratuliere ich Dir. Mamsell wollte Dir gern einen Kuchen schicken, also gib ihr keine Schuld, wenn nun keiner eintrifft. Das habe ich Dir ja beim Abschiednehmen gesagt: Mit solchen Dingen ist es nun vorbei. Ich bin ja Dein Vater und werde Dich nicht vergessen, aber so tun, als sei nichts anders geworden, und Geburtstagsgeschenke schicken und erzählen, das kann und will ich nicht mehr. Hast ja jetzt auch Deinen Mann, der Dich betut, was brauchst Du denn da noch Deinen alten eigensinnigen Vater. Ich habe Dir nichts in den Weg gelegt, als Du mit dem Kopf durch die Wand Deinen Liebsten hast heiraten wollen. Was sollte ich Dich da auch noch zur Treue zwingen? Erzwungene Treue ist keine mehr. Aber damit ist's nun auch gut.

Du wirst nun einundzwanzig Jahre. Es ist nur gut, daß Mutter dies nicht auch erleben mußte. An einem, der es trägt, ist's genug. Dein Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Donnerstag den 31. Dezember 1891.

Liebe Else!

Ich wünsche Dir ein gesegnetes neues Jahr. Daß Du am 4. August ein Kind bekommen hast, habe ich zur rechten Zeit erfahren. Was sollte ich denn darauf antworten? Ich habe da nichts zu sagen. Es ist ja gut, wenn alles gesund und wohlauf ist.

Du meinst wohl damit, ich hätte Dir gratulieren sollen. Wozu sollte ich denn gratulieren? Das weiß ich nicht. Ich habe nichts dazwischen zu tun. Ich kenne das Kind des Musikanten nicht und will es auch nicht kennen. Ich habe Dir gleich gesagt: Von Verfluchen und so was ist keine Rede. Dazu bin ich nicht poetisch genug. Ich bleibe immer Dein Vater und schreibe Dir zweimal im Jahr. Aber weiter hast Du nichts von mir zu verlangen außer dem bißchen Geld, was Du nach meinem Tode kriegst. Zärtlichkeiten habe ich nicht für Dich und will keine von Dir. Ich tu hier meine Pflicht, ob sie mir lieb oder leid ist, oder ob Du Deine tust oder nicht, darüber habe ich nichts mehr zu bestimmen, geht mich auch nicht mehr an.

Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonnabend den 21. Mai 1892.

Liebe Else!

Zu Deinem Geburtstage gratuliere ich Dir. Teile Dir hierdurch auch mit, daß heute vor fünf Wochen Madame Ricke sanft und selig entschlafen ist. Sie hat nicht viel gelitten und läßt Dich noch vom Sterbebette grüßen. Sie hat's nicht überwinden können, daß Du fort bist, und ich sage: *Sie ist daran gestorben.* Es hat an ihr genagt wie ein inwendiger Wurm, denn sonst war sie kerngesund und hätte wohl neunzig Jahr alt werden können.

Das hatte ich Dir noch mitzuteilen. Dein Vater

Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonnabend den 31. Dezember 1892.

Liebe Else!

Ich wünsche Dir ein gesegnetes neues Jahr.

Daß es Dir nicht gut geht und Dir das viele Arbeiten sauer wird, habe ich schon an dem Brief gemerkt, den Du mir zu meinem Geburtstag geschrieben hast. Ich habe mir das schon lange denken können. Was wollt Ihr auch mit vierhundert Talern, da kann man nicht von leben und nicht von sterben. Aber da kann ich ja auch nichts dabei machen. Du hättest es ja besser haben können. Nun kommt der Jammer zu spät.

Übrigens jammerst Du ja auch nicht, ich will Dir das nicht vorwerfen, was nicht ist. Ich sehe das nur so zwischen den Zeilen. Wäre alles anders, wie es ist, und Du wärst mal in Not und Mühsal, so schriebe ich Dir: Komm mal auf vier Wochen her mit dem Kind und ruhe Dich aus. Aber so ist das ja nichts. Dem verbummelten Musikanten seine Familie füttern, davon versteht der Josias Köppen nichts. So muß eben alles bleiben wie es ist.

Dein Vater.

* * *

Ein leeres Kuvert.

An Herrn Josias Köppen

Greeschenbock bei Pöpplitz.

Anmerkung des Briefträgers: Annahme verweigert.

Poststempel Friedensee 1. 2. 1893. Zurück an Frau Else Harring, Erfurt.

* * *

Greeschenbock, 1. Februar 1893.

Es ist jetzt genug mit Deinen Briefen. Zwei habe ich gelesen seit Neujahr und mir gefallen lassen, aber den dritten habe ich heute nicht mehr angenommen. Wenn ich Deinen Mann verbummelt nenne, so ist er auch in meinen Augen verbummelt. Was er treibt, ist keine ehrliche harte Arbeit, sondern Bummelei unter einen feinen Namen versteckt. Mögen sich andere davon verblenden lassen, ich habe nichts damit zu tun. Ob er bleich und elend ist und den ganzen Tag nach Stunden herumläuft und Dich und das Kind liebt, geht mich alles nichts an. Macht mir keinen Eindruck, wenn Du mir das vordeklamierst. Daß Du diesen wütigen Ton gegen Deinen Vater auch noch anschlägst, konnte ich ja kommen seh'n. Das ist auch eine Folge dieser Ehe. Warum auch nicht? Geht immer weiter auseinander und immer weiter, bis daß wir beide vergessen haben, daß wir einmal Vater und Kind zu einander gesagt haben. Und wäre auch wohl noch das Beste. Dann hätte man doch wenigstens Ruhe. Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 21. Mai 1893.

Liebe Else!

Du hast meine Weisung gut verstanden und hast mir seitdem keinen Brief wieder geschickt. Ich will Dir das nicht als Trotz auslegen, sondern Dir zu Deinem Geburtstag gratulieren wie jedes Jahr. Du wirst nun 23 Jahre alt, und es werden im September 3 Jahre, daß Du für immer von hier fortgegangen bist.

Am 4. März haben wir unseren guten alten Pastor Friedrichs nun auch begraben. Ihm ist wohl. Es war ein großes Gefolge, allein an Kindern, Enkeln und Urenkeln an zwanzig Mann. Wie ich da hinten in der Ecke gestanden habe und habe die reiche blühende Nachkommenschaft geseh'n, alle in Trauer und Liebe mit dem alten toten Herrn verbunden, da ist es mir doch so bitter angekommen, daß ich mich still rausgeschlichen habe, mitten in der Rede von dem Superintendenten. Manches ist doch so, daß man es nicht aushalten kann.

Nachher aber bin ich doch mit zum Grabe gewesen und habe gedacht: Fahre wohl, alter Freund. So geht einer nach dem anderen hin, und am Ende ist es ja auch gleich, wer in der Grube liegt, ob das ein Glücklicher oder ein Unglücklicher gewesen ist.

Nun sind schon wieder zwei Monate darüber hin. Jetzt ist ein neuer hier, ein Forscher, der so schnell predigt, wie ein Mühlenrad, wenn das Wasser durchläuft. Aber wozu schreibe ich Dir das.

Adieu Else. Dein Vater Josias Köppen.

(Fortsetzung folgt)



Der Morgen

Von

Otto Krauß

Lieblich entsteiget
Des Ostens Tiefe
Eos die zarte
Und färbt golden
Die Flocken und Wolken.

Helios schirret
Klirrend die Rosse,
Schwingt sich auf seines
Glutwagens Sitz
Und treibt mit dem Speer
Die feurigen Tiere.

Heil Eos dir!
Heil Helios!

Gäa erwacht,
Öffnet die Poren
Und schenkt Aeolos —
Zum Genuß den Menschen —
Aus Wald und Feld
Den taufrischen Duft.

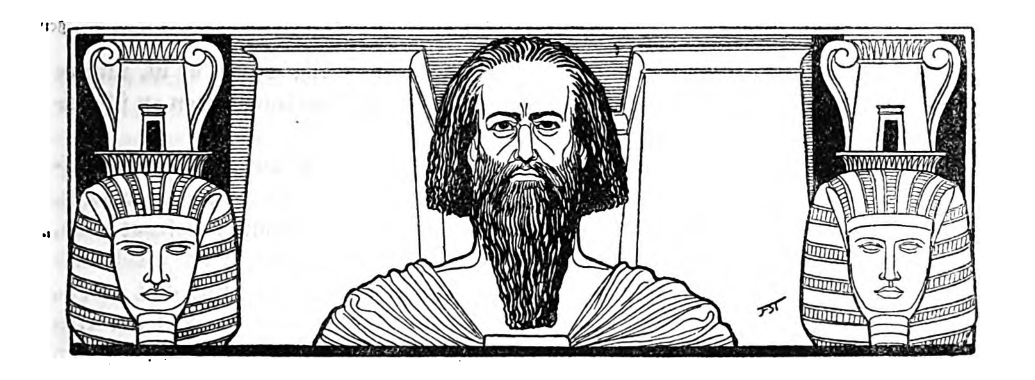
Schon eilt Hephästos
Zum Ambos, zur Arbeit;
Der Ruhe genas
Der Kunstreiche kurz.
Und Ares späht eifrig
Nach Männerstreite,
Nach Waffengeklirr
Lauscht der Tapfere aus.

Hypnos entsteiget
Zur Höhe und harret,
Bis Artemis
Ihn wieder ruft.

Müde vom Schwelgen
Wankt Dionysius
Zum Ruhelager,
Kärglich gestützet
Von trunkenen Satyrn;
Ins Dunkel der Klüfte
Fliehet die Nymphe,
Scheu sich verbergend;
Auf heimlichen Pfaden
Schwebt ins Düstre des Walds
Vom Wiesenreigen
Der Oreaden zierlich Geschlecht.

Nur Zeus der gewaltige
Sitzet und spiegelt
Aus Helios Golde
Den Menschen hinab
Sein ewiges Sein.





Das Recht der freien Meinungsäußerung beim Beamten

Von

K. Hbr.

Im Septemberheft des „Türmers" steht ein Aufsatz über den Beamten als Staatsbürger, über das Verhältnis des Staates zu seinen Arbeitern und umgekehrt. Der Staat stellt den Mann, der in seinem Dienste sein Leben verbringt, wirtschaftlich sicher. Darum wird der Beamte von vielen Staatsbürgern, deren Einkommen unregelmäßig und oft gar nicht sicher ist, beneidet. Dieser Neid hat ziemlich unrecht. Erstens ist die wirtschaftliche Existenz des Beamten nicht einmal so sehr glänzend. Zweitens besitzt der Beamte ein sehr wichtiges Recht nicht. Ein Grundrecht des konstitutionellen und kulturellen Staates existiert für den Beamten fast nicht: das Recht freier Meinungsäußerung, das Recht, eine Persönlichkeit zu sein, das Recht, im Rahmen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und bürgerlichen Lebens der persönlichen Überzeugung Ausdruck und Geltung zu verschaffen, das Recht, das beim gewöhnlichen Staatsbürger seine Grenze findet in den allgemeingültigen Strafgesetzen. *Dieses wichtige Recht hat der Beamte keineswegs*, und was das bedeutet, das fühlt der gebildete, geistig regsame Mann natürlich viel mehr als der einfache Staatsbürger, dessen Wünsche sich nicht hoch über die Sorge ums leibliche Auskommen erheben, und der es gar nicht verstehen kann, daß man sich einer solchen Sache wegen viel aufregt.

Es ist ein sehr hartes Wort, daß es für den einigermaßen vom Staate Abhängigen das Recht freier Meinungsäußerung und Überzeugungsbetätigung nicht gibt. Aber es sagt die Wahrheit. Zwar steht in jeder Verfassung etwas von der „Freiheit des Wortes". Und die Verfassung gilt in gewisser Beziehung auch für den Beamten. Aber — wenn das Recht freier Meinungsäußerung für den Beamten eine Bedeutung haben sollte, dann müßte es ausdrücklich garantiert sein. Das ist es nicht. Vielmehr sind alle Bestimmungen, die sich auf dieses staatsbürgerliche Recht beziehen, so gefaßt, daß der Staatsdiener, und sei auch sein Zusammenhang

mit dem Staatsmechanismus noch so lose, einfach nicht weiß, woran er ist, und es daher als kluger Mann vorzieht, in — leider — so vielen Angelegenheiten zu schweigen, um sich die Finger nicht zu verbrennen.

Im allgemeinen findet die Freiheit des Wortes ihre Grenzen in den Strafgesetzen. Beim Beamten sind diese Grenzen enger gezogen. Sooft irgendein Ministerium über die Meinungsfreiheit des Beamten gefragt wird, schlägt das hochweise Ministerium mit einem lächerlichen Stolz auf die Brust und sagt: „In unserm Staate hat der Angestellte das Recht schon — nur gibt es ... na, wie soll man sagen — hm — gewisse ... Grenzen.“ Hier liegt der entscheidende Punkt. Wenn doch die Ministerien ehrlicher wären! Wenn sie doch sagen wollten: Nein, der Beamte soll ruhig sein; denn in unserem Staate ist es so, daß wir ihn wegen jedes Wortes zur Rechenschaft ziehen können, so daß wir den Herren sagen können: Für sie ist der verfluchte Paragraph von der Freiheit des Wortes nicht gemacht.

Ja ja! die Grenzen, die Grenzen! Gewiß kann dem Staatsdiener nicht dieselbe Freiheit zugesprochen werden wie dem Privatmanne, dem Unabhängigen. Er ist vom Staate mit einer gewissen Autorität ausgestattet. Das Recht uneingeschränkter Kritik würde zur Anarchie führen. Aber wo sind die Grenzen zu ziehen und wo beginnen sie? Das ist eine äußerst schwierige und für die ganze Angelegenheit entscheidende Frage. Und wenn man, von diesem Punkte ausgehend, die Sache überdenkt, dann möchte man zornentbrannt das harte Wort ausrufen: Wir haben trotz aller offiziellen Beschwichtigungen im Innern noch wahrhaft russische Zustände!

Jedermann weiß das von den Grenzen. Und sooft ein Beamter wegen eines freien Wortes gemaßregelt wird, sagen die Minister: „Er hat halt die Grenzen überschritten“, und damit ist's getan. Niemand aber weiß, wie diese berühmten Grenzen aussehen! Der Beamte auch nicht! Es ist ein Zustand absoluter Unsicherheit! In den Disziplinargesetzen ist noch nicht einmal der Versuch gemacht, diese Grenzen näher zu bezeichnen. Vielmehr ist die Sachlage so, daß es in jedem Disziplinarfalle der Verwaltung, d. h. einzelnen Beamten, einzelnen Personen überlassen bleibt, darüber zu entscheiden, ob Grenzen, die nirgends festgelegt sind, von denen also niemand weiß, wie sie aussehen, wo sie beginnen, darüber zu entscheiden, ob diese irgendwo in der Luft hängenden, verschwommenen Schranken überschritten sind. Es bleibt also dem Verwaltungsbeamten überlassen, im einzelnen Falle Grenzen zu ziehen und diese verletzt zu sehen. Das ist ein Zustand der Willkür, wie er in einem konstitutionellen Staate schon längst beseitigt sein sollte. Aber nein! Bis heute ist das Schicksal des Beamten, der sozusagen doch auch ein Mensch ist, in diskretionärer Weise in die Hand des Vorgesetzten gelegt. Er kann nicht auf ein geschrieben Gesetz deuten und sagen: Dort sind meine Rechte niedergelegt, und so weit darf ich als Staatsbürger gehen! Nein! Das geht ihn gar nichts an. Er muß abwarten, wie seine Ankläger, die gewöhnlich auch die Richter sind, darüber denken. Nicht einmal die Parlamente können ihn wirksam in Schutz nehmen. Denn mit temperamentvollen und auch noch so gut begründeten Klagen imponiert das Parlament in unserem Lande den Be-

hörden nicht so sehr. Wirksam kann ein Beamter bloß verteidigt werden, wenn Rechtsnormen vorhanden sind, an denen sich Volk und Parlament orientieren können; wenn Normen, rechtliche Bestimmungen niedergeschrieben sind, auf die der Abgeordnete deuten und sagen kann: Ja, hier steht doch ganz genau, daß der Beamte der und der Art so und so weit gehen darf, wie kommt es, daß man ihn wegen liberaler Agitation maßregelt!? ...

Aber von solchen Normen weiß man in Preußen-Deutschland nichts! Denn — sie wären unbequem!! Doch — es gibt ja eine Bestimmung, die sich mit dem Verhalten der Beamten beschäftigt. Sie kehrt, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach, in den meisten Disziplinargesetzen wieder, die Bestimmung, in der dem Beamten zur Pflicht gemacht wird, das ihm übertragene Amt der Verfassung und den Gesetzen entsprechend gewissenhaft wahrzunehmen und durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich würdig zu zeigen, — eine Bestimmung, deren Verletzung als Dienstvergehen selbstverständlich bestraft wird.

Der hitzigste Individualist wird nicht sagen können, daß eine solche Bestimmung keine Berechtigung hätte. Betrachten wir sie einmal ganz objektiv! Vernachlässigt der Beamte seine offenbaren Dienstpflichten, läßt er sich direkten Ungehorsam zuschulden kommen, gibt er ein Dienstgeheimnis preis usw., so muß ohne Zweifel eine Bestrafung eintreten.

Der Beamte hat aber auch außerdienstliche Pflichten, wie die bayerische Kultusexzellenz gesagt hat, und in der angeführten Bestimmung ist deutlich ausgedrückt, daß der dem Staate Dienende sich auch außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, würdig zu zeigen hat. Jawohl! Auch das darf der Staat verlangen. Muß es verlangen, denn unwürdige Elemente in Ämtern können leicht das Vertrauen der Bevölkerung zu diesen Ämtern und damit zur Regierung selbst erschüttern. Aber nun kommt die äußerst schwierige Frage: Was ist unwürdig? Wodurch macht sich der Beamte der Achtung, die sein Beruf erfordert, unwürdig? wodurch also kann er mit der Forderung, die die angezogene Bestimmung an sein außeramtliches Verhalten stellt, in Konflikt kommen? Der gesunde Menschenverstand antwortet ganz natürlich: Diese Frage muß beurteilt werden von dem Standpunkt der allgemein gültigen Moral aus, von dem Sittlichkeitsempfinden der Bevölkerung aus. Das ist immer im Auge zu behalten. Ein Beamter, der nebenher eine Sparkasse verwaltet und eine Unterschlagung begeht, hat damit einen moralischen Defekt gezeigt, der ihn des erforderlichen Vertrauens unwürdig macht.

Gut! So sagt der Mann, der die Bestimmung ganz unbefangen würdigt. Was aber ist dieser Paragraph in den Händen der Verwaltung, besser gesagt, der Bureaukratie geworden! Eine fluchbeladene Waffe, ein allmächtiger, allrächender Hammer, der strafend auf das Haupt des im Sinne der Bureaukratie Schuldigen niedersaust ... Moralische Verfehlungen stechen der Bureaukratie gar nicht einmal so sehr in die Augen. Um so mehr aber ist sie geneigt, an das politische Verhalten des Untergebenen mit dem berüchtigten „Unwürdig" heranzukommen. Ein Beamter, der es wagt,

in einer liberalen Versammlung ein entschiedenes Wort der Kritik zu sprechen, gegen irgendeine Regierungsvorlage, wird gezüchtigt, denn er hat seine „außerdienstlichen Pflichten verletzt“. Ein Bediensteter, der ein scharfes Urteil fällt über eine Verfügung von oben, und sei dies noch so berechtigt, kriegt seinen Denkzettel. In Baden, dem „liberalen Musterländle“, ist es ja so weit gekommen, daß eine Verfügung erlassen worden ist, wonach „dienstliche Einrichtungen und Vorgänge von Beamten ohne Genehmigung der Generaldirektion weder in öffentlichen Blättern besprochen noch in anderer Weise zum Gegenstand einer öffentlichen Kundgebung gemacht werden dürfen“. Und bei all den Maßregelungen wegen eines freien Wortes kehrt ganz uhrwerksmäßig die Formel wieder: Sie haben Ihre außerdienstlichen Pflichten verletzt, ... haben sich des Vertrauens usw. unwürdig gemacht und werden infolgedessen entlassen. Wenn man all die Fälle durchdenkt, in denen Staatsdiener (im engeren und weiteren Sinne) wegen irgendeiner Kritik oder eines politischen Verhaltens brotlos gemacht oder doch zu harter Ordnungsstrafe verurteilt wurden mit der Begründung der Pflichtverletzung, dann ballen sich unwillkürlich die Fäuste, nicht so sehr wegen der Maßregelung an sich, als wegen der Leichtfertigkeit der Begründung mit dieser stereotypen Formel ...

Der Lehrer Gläsmer hat im Kriegerverein eine mächtige Hymne gesungen auf Wilhelm den Zweiten. Hat Töne angeschlagen, die jetzt der dickste Konservative nicht sänge, vielleicht nicht hören könnte. Hat auch vom Militarismus gesprochen und dabei die sehr richtige Bemerkung gemacht, daß unser vielgepriesenes Heer nicht sehr geeignet sei, freie Persönlichkeiten zu erziehen. Ihm wurde geschrieben: Sie haben Ihre außerdienstlichen Pflichten verletzt und ... Achtung ... unwürdig, und mit dieser billigen „Begründung“ hat man ihn vom Amt gejagt. Man überlege sich auch einmal den Fall „Hansen“ und bedenke, daß ein Lehrer aus dem Amt entlassen worden ist, weil er für den Freisinn agitatorisch tätig war ...

Und nun muß man doch unwillkürlich fragen: Sind denn solche Handlungen Dinge, die den Lehrer zur Führung seines Amtes unwürdig machen? Im Gegenteil: sollte man nicht glauben müssen, daß ein solcher Mann, der, trotzdem er im voraus nichts Gutes zu gewärtigen hat, einzutreten wagt für seine Überzeugung, daß ein solcher Mann Charakter hat und mehr Achtung verdient als der heimliche, stille Duckmäuser, der alles gut und recht findet, was von oben kommt, der „brav“ ist, um sich nicht zu schaden!

Noch grasser ist ja der Fall „Temme“. Der Lehrer Temme in Nordhausen hat ein Büchlein geschrieben über Säuglingssterblichkeit u. ä. und auch auf Einladung eines Arbeiterbildungsvereins in Eisleben über diese Materie und einige mit ihr zusammenhängende Fragen in dem Verein gesprochen ... Hätte er nicht glänzende Zeugnisse gehabt über die bisherige Führung seines Amtes, er wäre gejagt worden.

Aus all diesen Vorkommnissen geht deutlich hervor, was die Bureaukratie aus der Bestimmung gemacht hat. Die Bureaukratie will, daß der Beamtenorganismus ein Beamtenmechanismus werde, der ganz maschinell funktioniert. Elemente, die etwas rauhbeinig sind, müssen ausgemerzt werden, so will es die militaristische Tendenz, die das Beamtenheer durchdringen soll. So



will es das bureaukratische Interesse. Und unwürdig ist, was diesem Interesse widerspricht. So weit sind wir in Deutschland gekommen. Wir. Das Volk der Dichter und Denker. Lachen muß man. Ein bitteres Zornlachen! Und doch: man soll eigentlich nicht klagen. Die Bureaukratie könnte noch viel schärfer vorgehen, wenn sie wollte. Es könnten noch viel schlimmere Dinge passieren. Wenn sie nicht passieren, dann ist das aber noch lange nicht deshalb der Fall, weil sie nicht vorkommen können. Ein Beispiel. Es erscheint ein neuer Lehrplan. Irgendein pädagogischer Kopf setzt sich hin und schreibt von pädagogischem Standpunkt aus eine Kritik, die noch gar nicht einmal so scharf zu sein braucht. Aber der Regierung ist das unangenehm und sie verurteilt den Herrn kurzerhand zu einer empfindlichen Ordnungsstrafe mit jener stereotypen Begründung ...

Ja ich kann mir sogar noch viel drastischere Fälle denken. Und wenn das Vorgehen einem einigermaßen liberal denkenden Menschen noch so unvernünftig und haarsträubend erscheint — wer kann denn die Verwaltung daran hindern?! Niemand.

In Süddeutschland erscheinen uns solche Fälle, wie die oben erzählten, schlechthin unmöglich. Aber sie sind nicht unmöglich. Daß solche Fälle nicht so häufig vorkommen (in Bayern ist es in der Beziehung ja auch nicht so sauber), hängt einzig und allein davon ab, daß man in Süddeutschland demokratischer denkt. Auch in den Verwaltungen. Wären die Leute in den Verwaltungen autokratischer und hätten sie weniger Furcht vor dem Volk, sie hätten bald dafür gesorgt, daß Preußen mit seinen Abhalfterungen nicht mehr so einsam wäre. Es sind auch da keine gesetzlichen Bestimmungen getroffen, die solche Vorkommnisse unmöglich machen. Es ist keine gesetzliche Garantie geschaffen. Das ist der Angelpunkt.

In Deutschland hängt das Recht der freien Meinungsäußerung für den Beamten ab von den Verwaltungspersonen. Von der Willkür. Und der Beamte kann so lange einen gewissen Gebrauch machen vom freien Wort, solange ihm die Verwaltungspersonen das nicht verbieten.

Das heißt ins Deutsche übersetzt:

Der deutsche Beamte hat das Recht freier Meinungsäußerung nicht!



Aphorismen

Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Es gibt Menschen, die uns in ihrer Persönlichkeit so viel geben, daß uns nach ihrem Scheiden die ganze Welt verarmt erscheint.

*

Es gibt Recken des Geistes, deren Kraft so elementar, so ungebändigt ist, daß sie nicht aufbauen, sondern zerstören.





Das Kind

Von

Helene Voigt-Diederichs

I.

Heut' soll die braune Kuh mit der eingebrannten Nummer 47 geschlachtet werden.

Es ist nicht schön, wenn ein Tier geschlachtet wird. Bei Schweinen schadet es zwar nicht soviel. Je fetter sie sind, desto ähnlicher werden sie einander, da ist kaum eins, das ein Gesicht für sich allein gehabt hätte. Aber bei Kühen ist es anders. Eine Kuh ist ein Tier für sich, ganz anders als die, die rechts und links neben ihr steht. Von einer Kuh kann man viel erzählen, was man nur von ihr allein sagen kann.

Das Kind ist vom Hof weg zum gefrorenen Teich gegangen, weil es nicht dabei sein will, wenn die Kuh aus dem Stall geholt wird. Es trippelt auf die Eisblumen hinaus, noch gar keine Spuren und Schrammen sind drauf, man sieht, die schlimmen Konfirmandenjungs sind noch nicht dagewesen.

Also die Kuh. Sie hat schneeweiße Hörner, die ganz nach der Stirn zu gewachsen sind, so nah, daß von einem die Spitze abgesägt werden mußte, weil sie fürs Auge gefährlich ward. Sie ist rotbraun und hat einen schwarzbraunen Kopf und kann böse brüllen wie ein Bull. Aber das ist nur das Brüllen, eigentlich böse ist sie nicht. Sie hat gern, wenn man sich mit ihr abgibt. Sie kann sich freuen, sie kann traurig sein, sie kann sich sogar schämen. Wenn man vor ihr kniet und sieht ihr steif in die Augen, da wendet sie den Kopf und hört zu wiederkäuen auf, und sieht man sie immer noch weiter an, tritt sie ganz zurück, und in ihren Augen spiegelt sich der Stall, und man sieht, wie gern sie weinen möchte, und zuletzt schämt man sich selber, weil man das arme Tier, das nicht weinen kann, so traurig gemacht hat.

Warum muß denn gerade die schöne Nr. 47 in diesem Jahr die Fehrkuh sein? Der Schlachter hat zwar gestern zum Vater gesagt, er glaubte, das wäre gar keine. Aber das hat sie nicht mehr gerettet. Nun ist sie doch geschlachtet.

Ein Knattern und Juchzen im jungen Eis. Das Kind erschrickt und wendet um. Über seinen Gedanken hat's vergessen, daß die Mitte noch nicht trägt. Was

bedeutet eigentlich das: eine Fehrkuh? Ja, ganz richtig, eine Kuh, die den Winter durch gemästet und dann geschlachtet wird.

Aber es muß noch etwas anderes dabei sein. Das Kind stampft mit kalten Füßen auf den Hof zurück und versteckt sich hinter der offenen Pferdestalltür. Es mag so recht niemand fragen, aber einerlei, nun soll der's ihm sagen, der zuerst vorbeikommt.

Der Vater — das Kind möchte vor sich selber ausweichen. Kann man den Vater so was fragen? Dann faßt es sich ein Herz und tritt vor.

„Vater, was ist eine Fehrkuh?"

Der Vater wendet verwundert den ernsten Blick. „Wie kommst du drauf? Nun, das ist eine Kuh, die keine Milch mehr gibt und darum zuviel ist im Stall."

Das Kind schweigt, dann wagt es sich noch einmal vor.

„Warum hat denn der Schlachter gesagt, er wäre bange, es wär gar keine Fehrkuh?"

Der Vater sieht auf das Kind herunter. „Was weiß der Schlachter davon!" sagt er ärgerlich, und das Kind wagt nicht mehr zu fragen, obgleich nun etwas da ist, um das man erst recht fragen müßte.

Also muß man's anderswo versuchen. Das Kind läßt die große Hand los, in die es schüchtern seine kleine hineingeschmeichelt hat, läuft ins Kuhhaus und macht sich an den alten Kuhhirten heran, der in seiner Kammer sitzt und sich vom braunen Köter Judas das magere haarige Bein lecken läßt. Da fragt es noch einmal, was eine Fehrkuh ist.

Der alte Mann wundert sich, daß es jemand gibt, der das nicht weiß. „Dat's 'n Koh, wo ken Kalw in is", muffelt er dann zwischen den Zähnen durch, die die Pfeife nicht loslassen mögen.

Also das ist die Sache. Das Kind schlendert zwischen den Krippen auf und nieder. Es hat's ja natürlich nie anders gewußt, als daß die kleinen Tiere von den großen Tieren kommen. Das ist so selbstverständlich, daß es niemals darüber nachgedacht hat. Aber es hat noch nie jemand mit ihm davon gesprochen. Es war etwas, das ganz leise in der Luft hing. Nun ist es etwas, das man fest anfassen kann und fest anfassen muß.

Da war das alte Naturgeschichtsbuch, fleckig von all den Blumen, die schon der Großvater drin getrocknet hat. Leider ist „der Mensch" vorne drin herausgerissen. Die Schwester sagte, die Mutter hätte es getan. Warum? Wäre es denn nicht gut, alles vom Menschen zu wissen? Man hätte dann vielleicht auch das eine erfahren, wonach man nie im Leben jemand wird fragen können. Nämlich, ob es bei den Menschen auch nur so einfach ist — mit den kleinen Kindern nämlich und ihrer Mutter. Schade, das wird man nun niemals so richtig zu wissen kriegen. Und wüßte es doch so gern. Nun muß man's immer so schwer mit sich herumtragen.

Das Kind wandert noch immer auf der Lehmdiele auf und ab. Die großen, warmen, rauhen Kühe wenden ihm den Kopf nach, einige Augen und Ohren, einige bloß die Augen. Da ist der leere schwarze Stand, wo sonst die Mastkuh angebunden war. Weil sie kein Kalb haben sollte, wurde sie so grausam bestraft.

Und wenn's mit den Menschen auch so ist — dem Kind fällt etwas ein, schön ist es nicht, aber es muß doch lachen: dann könnte ja ebensogut die alte, dicke Katenfrau geschlachtet werden, die nie ein Kind gehabt hat!

Nein, das war dumm. Und vielleicht ist's mit den Menschen ja gar nicht so. Mutter — die hat zwar gerade das kleine Brüderchen, aber was ist es nur, daß man sie nicht fragen kann! Man muß sich schon genug sein lassen an diesem hier. Das Kind streckt die Hand nach den Kühen aus — so ganz einfach kann man all das große Geheimnis anfassen?

Mitten in dieses wunderlich Neue kommt plötzlich ein großer Schrecken: was hat doch der Schlachter gestern von der Fehrkuh gesagt — wenn sie nun unschuldig geschlachtet ist?

Das Kind bleibt stehen, legt die Finger an den Mund, fühlt eine Gänsehaut auf den bloßen Armen und Wärme im Gesicht.

Es dauert eine Weile, bevor es sich entschließt, auf den Hof hinauszugehen. Langsam nur traut es sich an der offenen Scheune vorbei — mit einem scheuen Blick auf das abgezogene Tier, das blau von Fleisch und weiß von Talg an dem Querbalken der Diele hängt.

Der Schlachter fährt mit einem Schiebkarren vorbei. Darauf liegt etwas Sonderbares, das in der kalten Luft zu dampfen scheint, rund und weich in Haut eingehüllt. Das Kind steht und zaudert, fürchtet sich, faßt sich ein Herz und springt ihm nach.

„Was ist das?" fragt es angstvoll.

„Ach Kind, was bist du neugierig! Ich sagte es dem Herrn ja schon, daß ein Kalb in der Kuh wäre. Aber er wollte es nicht wahr haben. Ärgerlich war's ja auch zu denken, daß man das Vieh sollte umsonst gemästet haben ..."

Das Kind erschrickt. Es wirft noch einen Blick auf die formlose Masse, die im Fahren hin und her schaukelt, und dann rennt es davon — rennt ins Haus und in die Kinderstube, wo die Mutter sitzt mit dem jüngsten Brüderchen an der Brust.

„Ach Mutter, die Kuh ist geschlachtet!"

„Ja, Kind, das weißt du doch. Das muß ja so sein. Und es tut den Tieren wohl auch nicht so weh, wie du denkst!"

„Ach Mutter, das ist es ja auch nicht. Aber, Mutter, die Kuh hat ja d o c h ein Kalb gehabt!"

Da steht die Mutter auf und wird blaß, und sie legt das Brüderchen mit seinen Decken auf den Tisch und fragt: „Kind, woher weißt du das?"

„Der Schlachter hat mir's erzählt, und ich hab's auch selber gesehen."

Da nimmt die Mutter das Kind bei der Hand und weint — es ist das erstemal, daß das Kind die Mutter weinen sieht — und ihr Gesicht wird noch weißer, und sie sagt: „Vater hat's ja nicht gewußt, der liebe Gott wird Vater die Sünde vergeben!"

Das Kind wird still und möchte die Mutter trösten, bis es plötzlich erschrickt und ihm aufs neue die Tränen kommen um ein großes, allergrößtes Wunder, viel größer und wunderbarer noch als bei Tieren, das ihm mit Glück und Wehtun heimlich offenbar wird, da es noch immer die Mutter weinen sieht.

II.

Die Geschwister haßten Fräulein Federling.

Es war schlecht zu sagen warum. Aber es ärgerte einen schon, sie nur zu sehen. Sie hatte einen dünnen Mund, den sie ableckte nach jedem Wort. Sie hatte eine große, tote Nase — ob sie's merken würde, wenn man mit einer Stecknadel hineinpiekte? Sie hatte Augen, denen man immer etwas getan zu haben schien. Ihre Haare trug sie nachmittags hoch aufgetürmt über der Stirn, kunstvoll mit Pappwülsten unterlegt. Aber das Schlimmste an ihr war doch das Kissen, das sie sich unters Kleid stopfte, da wo der Rücken aufhört.

Wegen dieses Kissens kam ja wohl sogar ursprünglich die ganze Feindschaft her. Aber war es nicht verlockend, Papierschnitzel darauf zu streuen oder zu sehen, wie lange ein heimlich hingesetzter Apfel sich mit närrischem Wackeln darauf hielt? Auch war's beliebt, mit Kletten zu werfen und zu wetten, wer traf. Aber Fräulein Federling selbst hatte nicht so viel Freude dran wie die Kinder, saß mit roten Augen bei Tisch und wollte nicht essen, bis endlich der Vater aufmerksam ward und sich die beiden Hauptsünder zum Nachtisch auf sein Zimmer bestellte.

Er fragte nicht lange hin und her, er war's gewohnt, daß die Kinder etwas auf dem Kerbholz hatten. So wurde das Rohrstöcklein vom Schrank geholt, und dann gab's wohl im schnellen Zorn etwas auf die Beine, was recht weh getan hätte, wären nicht vorher die Strümpfe sorglich mit Klettenblättern ausgepolstert gewesen. Man quiekte ein bißchen, weil's nun einmal dazu gehörte, war aber dem Vater durchaus nicht bös, denn man hatte es sozusagen ja reichlich verdient, und kam noch mit Kuß und ehrlichem „Verzeih!", bevor man das Zimmer wieder verließ.

Aber gegen Fräulein Federling wuchs der Groll. Man ließ die Quälereien nicht, betrieb sie nur noch ein bißchen heimlicher und richtete es gern so ein, daß man's so tat, daß immer der andere es getan hatte und also der eigentliche Sünder in diesem listigen Kreislauf schwer zu fassen war.

Ferner gewöhnte man sich an, den Mund zu lecken, wie sie es machte. Das war doch nichts, was jemand einem verbieten konnte? Man erzählte, recht laut zu hören für jedermann, die Meierin hätte einen Zopf, den könne sie am Gürtel tragen, und das Kindermädchen — nein so was! es sei nicht zu glauben und doch sei's wahr — bände sich ein Häckselkissen unters Kleid. Man wußte auch von Leuten, die drei Stücke Zucker zum Kaffee nahmen ...

Das letztere war eigentlich fast das Allerschlimmste. Denn die Mutter, die sicher auch gerne welchen genommen hätte, nahm keinen, weil sie fand, daß es Verschwendung sei.

Was die Mutter nicht tat, das brauchte das fremde Fräulein, das bloß da war, um rote Backen zu kriegen — denn wirklich, ihre waren reichlich käsviolett —, auch nicht zu tun.

Überhaupt, lecker war sie. Kaute, wenn sie nichts anderes hatte, Kaffeebohnen. Auch Reiskörner: es waren einmal welche eingeklemmt gewesen in den Schlüssel, den sie in der Tasche trug. Und sie ging nicht ins Dorf, ohne vom Bäcker etwas mitzunehmen und heimlich unterwegs aufzuessen und nachher bei der Buttermilchsgrütze dann satt zu sein.

Daß sie sich zu Weihnachten von irgendwoher eine große Marzipantorte schicken ließ, mochte ihr noch hingehen. Aber das Unglaubliche war dies: sie nahm Mutters schönes Großmutterteebrett, wo die fremde grüne Frau darauf gemalt war, stülpte ihren Marzipan darauf und trug ihn hinunter ins Wohnzimmer, wo alles um die winterliche Hängelampe versammelt war.

Sie zeigte ihren Schatz im Kreise herum. Man wurde schon nachsichtig, stieß sich mit den Ellbogen an. Gott, am Ende war sie doch nicht so schlimm, wie man dachte. Statt aber nun, wie wohl zu erwarten gewesen, ein Messer zu holen und jedem Kind ein Stücklein abzuschneiden, leckte sie sich die Krumen vom Fingernagel, drehte sich um und verschwand mit ihren albernen Vogelschritten die Treppe hinauf, bis sie nach einer Viertelstunde, sicherlich recht satt gegessen, zurückkam.

Die Kinder hatten ein wenig länger aufbleiben dürfen, weil Altjahrsabend war, aber nun fing die Mutter an, mit den Augen zu winken, und dann sagte auch der Vater, daß es schon viel zu spät sei: da stand man auf, sagte gute Nacht und verlängerte kunstgerecht das Dableiben noch, indem man das Häuflein von Nußschalen, das sich auf dem runden Tisch vor jedem Platz türmte, in die hohle Hand schob und in den Torfkasten warf.

Darauf dann sagte man noch einmal gute Nacht und lachte, denn an Fräulein Federlings Platz lagen die meisten Nußschalen, und eben nahm sie ein Stück von den bescheidenen Süßigkeiten der Mutter, machte einen greulichen Fischmund und sagte: „Viel zu viel Rosenwasser!"

Draußen auf der Diele brach dann die Entrüstung los. Ein ausverschämter Geizknüppel war sie. Und was fiel ihr ein, Mutters kleinen Marzipan mit den gepreßten Blumen, den sie vom Vater hatte, schlecht zu machen! Schließlich zog man die Schuhe aus und schlich die Treppe hinauf, um zu sehen, wieviel von dem schmierigen Fraß noch nach war.

Die Kinder tappen lange in der dunklen Stube herum und finden nichts. Dann sagt eins: „Seid mal still, ich will riechen." Alle sind still, schnüffeln und riechen mit, unter den Schrank, hinters Bett, überall, wo man Süßes, das andere nicht wissen sollen, verstecken könnte.

Nach einer Weile kommt plötzlich erneutes Schnüffeln vom Fenster her, dem eine frohe Flüsterstimme folgt: „Hier — hier, ich hab's!"

Hinter den Vorhang auf die Fensterbank fällt ein schwaches Sternenlicht. Eine Maus raschelt an der Tapete herab. Richtig, da steht, immer noch auf Mutters grünem Teebrett, der Marzipan, aus dem ein stattliches Viertel herausgegessen ist.

Das Kind, das den Fund gemacht hat, denkt nach. Aus dem Fenster werfen, das geht nicht. Aber irgend etwas muß man tun, um den alten Geizknüppel zu strafen.

„Weißt du was?"

„Nein, ich weiß nichts ..."

„Drauffpucken?" schlägt eine Stimme vor.

Aber da wird das Kind ungeduldig und sagt: „Ach was!" und es nimmt das große weiße Schwanenmesser aus der Kleidertasche und schneidet wild in die Torte hinein.



Lauter dicke Scheiben fallen herunter, die nimmt es und teilt sie aus, und schneidet noch mehr und ißt auch selber, mit Wut und ohne sich Zeit zum Schmecken zu nehmen. So entsteht eine frohe, rachsüchtige Fresserei, immer wieder streckt sich eine begehrliche Hand durch das Dunkel, das zum Dämmern geworden ist, nachdem der Blick sich dran gewöhnt hat. Und das Messer schneidet weiter, von Kauen und eiligem Schmatzen begleitet, bis eine Tür unten im Hause geht und das Kind ein wenig erschrickt: so, jetzt ist er wohl klein genug.

Leise schleicht man davon, jedes denkt zufrieden an den Ärger, den Fräulein Federling gerechterweise haben wird, aber verraten, nein, verraten darf niemand was.

Das Kind, das die Räuberei geleitet, schläft allein bei den großen Schwestern, die noch auf sind. Der Marzipan hat ihm nicht besonders geschmeckt, mag ja auch sein, daß irgend etwas dabei ist, das nicht ganz in Ordnung ist. Aber darüber verliert's den guten Mut nicht, schläft befriedigt ein und wacht dann plötzlich wieder auf, als ein rotes Licht auf sein Gesicht fällt.

Noch halb im Traum fährt es im Bett auf — lauter Ratten waren auf Fräulein Federlings Marzipan — ei, die haben schönen Schmutz darauf getragen — aber dann wacht es ganz auf und sieht den Vater neben sich auf seinem Bettrand sitzen.

Der Vater hebt die Hand mit der Lampe hoch und sieht dem Kinde gerade ins Gesicht, und seine Stirn ist ernst, und er fragt mit trauriger Stimme: „Seid ihr bei Fräulein Federlings Marzipan gewesen?"

Das Kind sitzt aufrecht im Bett. „Ja" will's halbfroh sagen, aber etwas ist in des Vaters Augen, daß es erschrickt und sich besinnt und dann wieder aufblickt und kein Wort herausbringt.

Der Vater stellt die Lampe auf den Waschtisch. Das Kind sieht seinen Schatten riesengroß bis zur Decke hinaufreichen, und es wundert sich — was denn nun, wird der Vater es schlagen?

Aber daran denkt der Vater nicht. Er legt beide Hände zusammen und sagt langsam: „Kinder, wißt ihr, was ihr seid? Muß ich nun glauben, daß meine Kinder Diebe sind ..."

Da erschrickt das Kind und beugt sich auf des Vaters Hände. Daran, nein daran hat es nicht gedacht. Ganz sicher nicht, aber wie soll es das dem Vater sagen, so daß er's verstehen kann?

Und von sich aus hat Vater ja vielleicht recht.

Und es weint die kühlen traurigen Hände voll und bittet: „Verzeih!" und der Vater läßt es weinen und sagt: „Ja, das hätte ich nicht von dir gedacht", und nach einer Weile geht er bekümmert hinaus und läßt das Kind allein — Fräulein Federling um Verzeihung bitten, das ist das einzige, was es tun kann, aber gut ist die Sache damit noch nicht.

Und als er ganz draußen ist, kriecht das Kind unter seine Decke zurück, rollt sich in ein Häuflein zusammen und hört mit Weinen auf.

Gegen Vater war es schlimm. O ja, es sieht gar wohl, daß es gegen Vater schlimm und böse war. Und es ist ihm bitter leid drum, und seinetwegen wünscht es mit reuevollem Herzen, daß nichts geschehen wäre.

Aber wegen Fräulein Federling ist es grimmig froh, es kann's nicht helfen, daß es das ist. Es liegt noch eine Weile wach: einmal ist's traurig, und sieht's nach der andern Seite, ist alles Unrecht weg, so sehr es auch danach sucht, fast voll Hoffnung, es zu finden.

Und darüber wird es müde und schläft ein und nimmt in seinen unruhigen Traum hinüber das, was keiner raten kann — das Rätsel von der Sünde, die dann doch wieder keine Sünde ist.



Morgenfeier

Von

Maurice v. Stern

Still, still und horcht! — Des Windes erstes Wehen! —
Gott geht im Tau jetzt durch die Morgenwelt.
Sein Lockenhaar weht weit in Wald und Feld
Und kräuselt sich im Wellenspiel der Seen.
Sein Atem haucht die stillen Blätter an,
Daß sie, erschauernd, freudig ihn begrüßen.
Und wellenleise schwankt zu seinen Füßen
Das reife Kornfeld und der dunkle Tann.

Die Bäche plaudern wie die frohen Kinder,
Wenn sie erwachen mit dem Morgenlicht.
Sie fürchten ihn, den Herrn der Welten, nicht
Und rauschen nur noch lauter und geschwinder.
Die Wiesenblumen auf der lachenden Au
Erglänzen in noch farbenhellrer Seide;
Denn von dem faltenreichen Gotteskleide
Besprüht sie perlenheller Himmelstau.

Das Reh im Kleefeld äugt so fromm vertrauend
Und wittert wonnig in den Morgenwind,
Daß heil'ge Liebe strömend überrinnt,
Mit Himmelssegen alles überblauend.
Die Bäche rauschen. Vogelliederlaut
Erklingt im Wald in hellem Jubelchore.
Und in der Blumenwildnis duft'gem Flore
Erwachen Schmetterlinge goldbetaut.

Und alles blüht der Schöpferkraft entgegen
Und öffnet sich dem tauigen Gotteslicht.
Der Kindermund, der aus dem Herzen spricht,
Beginnt nun auch mit seinem Morgensegen.
Gott hört und lächelt. — Trunken noch von Traum,
Dringt an sein Vaterohr das fromme Lallen.
Und weiter aufwärts zu den ew'gen Hallen,
Ein Erdengruß weit über Zeit und Raum.





Reichswertzuwachssteuer

Von

Johannes Lubahn

An dem in der Nähe Berlins befindlichen Teltowkanal kostete der Grund und Boden 500 m rechts und links vom Kanal vor dessen Erbauung im Jahre 1898 100 Millionen Mark. Nach dem Bau betrug der Wert desselben Geländes 500 Millionen Mark!

Jetzt wuchert am Teltowkanal die wüsteste Bodenspekulation. Verschiedene größere Gesellschaften haben sich eigens zu dem Zwecke des Handels mit dem Grund und Boden gebildet. Ohne einen Pfennig für den Bau des Kanals verausgabt und ohne einen Spatenstich Arbeit geleistet zu haben, werden hier Millionen über Millionen von den Eigentümern des Landes gewonnen. Hier erntet man, ohne gesäet zu haben.

Dieses rapide Steigen der Grundrente zeigt sich überall, wo irgend menschlicher Fortschritt sich betätigt.

Ist es da nicht eine elementare Forderung der Gerechtigkeit, wenn ein Teil der hohen Bodengewinne durch die Zuwachssteuer an die Gesamtheit zurückgegeben werden soll? Die Steuer trifft ja nur den tatsächlich unverdienten Gewinn. Alle nachgewiesenen Ausgaben für dauernde Verbesserung der Grundstücke, einschließlich der Beiträge zu Straßenbaukosten usw., werden natürlich von der Gewinnberechnung abgezogen.

Man wende nicht ein, daß bei Einführung der Zuwachssteuer in gleicher Weise auch die Gewinne beim Gewerbe besteuert werden müßten. Hier liegt in der Regel nutzbringende Arbeit vor. Die Bodenspekulation kann sich solcher jedoch nicht rühmen. Ferner können alle Gegenstände, die von Menschenhand gefertigt sind, vervielfältigt werden. Wenn jemand Ware vom Verkauf zurückhält, dann kann sie ein anderer fertigen und auf den Markt bringen. Durch die Konkurrenz wird auch ein Durchschnittspreis erzielt, den der einzelne Verkäufer nicht viel höher ansetzen darf, wenn er seine Ware absetzen will.

Anders steht es mit dem Grund und Boden. Er kann nicht beliebig vermehrt werden. Er ist dort, wo ihn die Menschen zu Wohn- und Werkstätten gebrauchen,

nur **einmal** vorhanden, und wenn er künstlich der Bebauung entzogen wird, kann sein Wert zur wucherischen Höhe getrieben werden. Grund und Boden ist eben keine Handelsware und soll auch zu einer solchen nicht herabgedrückt werden. Wir Menschen haben die Erde von Gott zum Gebrauch und nicht zum Mißbrauch erhalten!

Wenn nun Konjunkturgewinne außer beim Grund und Boden hier und dort vorkommen, so treten sie doch niemals in gleich ungeheurer Weise auf. Wo sie aber vorkommen, ist man auch jetzt überall bestrebt, wie beispielsweise bei der Börse, sie zur Besteuerung heranzuziehen. In Deutschland wurde zum erstenmal die Wertzuwachssteuer 1904 in Frankfurt a. M. eingeführt. Jetzt besteht sie nahezu in 200 Gemeinden!

Trotz der bisher gering eingeführten Sätze hat die Zuwachssteuer in den Städten ganz beträchtliche Summen eingebracht. In Köln hatten die Stadtverordneten die Magistratsvorlage auf Einführung der Steuer so abgeschwächt, daß schließlich der Oberbürgermeister erklärte, nun habe die Steuer überhaupt keine finanzielle Bedeutung mehr. Man veranschlagte ihren Ertrag für 1906 mit 20 000 M. **In Wirklichkeit brachte sie aber 541 000 M!**

Die soziale Bedeutung der Steuer ist neben der finanziellen Wirkung nicht hoch genug anzuschlagen. Jeder, der Grund und Boden in der Nähe der Städte kauft, tut das in der Erwartung eines recht hohen Gewinnes. Die rapide Werterhöhung des Bodens hat die Spekulationswut ins Ungemessene gesteigert. Das Großkapital verband sich. Um Berlin herum haben wir allein 75 Terraingesellschaften, die, von den Banken unterstützt, mit den größten Geldmitteln arbeiten.

Nimmt man nun den Spekulanten durch die Zuwachssteuer einen Teil ihres Gewinnes ab, so werden sie sich mehr und mehr von diesem nun nicht mehr so aussichtsreichen „Geschäft" zurückziehen. Sie werden es bleiben lassen, sich gegenseitig zu überbieten, um in den Besitz des Terrains zu kommen. Der Handel mit dem Boden wird nachlassen, und sein Wert nicht mehr so wie früher in die Höhe getrieben werden können.

Eine genügend kräftige Zuwachssteuer drängt nach dem Maße ihrer Höhe die Bodenspekulation zurück und gibt in gleicher Weise das Terrain der Bebauung frei. **Häuser auf billigem Grund und Boden haben wiederum billige Mietwohnungen.** Es wird mehr Raum den Menschen gegeben, um zu wohnen und zu arbeiten.

Wer hat die Wertzuwachssteuer zu erheben? Unzweifelhaft erzeugt das Zusammenwirken **aller** Kulturarbeit in **Gemeinde** und **Staat** und **Reich** den unverdienten Wertzuwachs. Gemeinde, Staat und Reich haben daher gleiches Recht auf einen Anteil der Wertzuwachssteuer. Welche große Kulturarbeit hat der Staat im Bau der Eisenbahnen geleistet! Nicht hoch genug ist die Sicherheit, die das Reich durch Heer und Marine jedem einzelnen gibt, zu veranschlagen!

In dem kleinen Ort Heppens bei Wilhelmshaven wurde vor 14 Jahren eine große Landstelle für 53 000 M gekauft. Ein Teil wurde vor einiger Zeit für 200 000 M, der Rest jetzt an den Marinefiskus für 600 000 M verkauft; **ein unverdienter Wertzuwachs von rund 750 000 M,** der ohne die Aufwendungen für unsere Flotte gewiß nicht eingetreten wäre.

Wenn wir für eine **Reichswertzuwachssteuer** eintreten, so geschieht es vor allem darum, weil das Reich jetzt am meisten in Not ist.

Prof. Adolf Wagner aus Berlin hielt diese Reichssteuer in seinem Vortrag auf dem vorjährigen Bodenreformertage für das **einzige Mittel**, das Reich aus seiner kläglichen Finanzlage zu befreien.

Welches erhebende Gefühl liegt auch darin, daß Heer und Marine, die den deutschen Boden beschützen, von dem Wertüberschuß gerade dieses Bodens erhalten werden!

Das Reich erhielt bisher einen wesentlichen Teil seiner Einnahmen aus den indirekten Steuern. Steuern auf Verbrauchsgegenstände belasten aber das ganze Volk und wirken namentlich nach unten. Die Reichszuwachssteuer würde allein von den Reichen getragen werden müssen. Wer mit Grund und Boden spekuliert, also nicht einmal durch seine Arbeit reich wird, soll deshalb scharf zur Besteuerung herangezogen werden.

Eine glückliche Fassung hat der Entwurf eines Gesetzes über eine Reichswertzuwachssteuer, wie er im Jahrbuch der Bodenreform im Heft 2 dieses Jahres veröffentlicht wird. Der Entwurf stammt von Reichstagsabgeordneten verschiedener Parteien.

Der Wertzuwachs wird danach besteuert mit 15 % bei einer Wertsteigerung von mehr als 10 % bis einschließlich 40 %, mit 30 % bei einer Wertsteigerung von mehr als 40 %. Eine Wertsteigerung bis zu 10 % bleibt steuerfrei. Mit jedem Jahr, das zwischen dem Erwerbs- und Veräußerungsgeschäfte über die Dauer von 5 Jahren hinaus verstrichen ist, ermäßigt sich die Steuer um 1 % der erwähnten Steuersumme, bis der Steuersatz auf die Hälfte herabgesetzt ist.

Wird in einem Bundesstaat oder in einer dentschen Gemeinde die Wertzuwachssteuer eingeführt, **so ermäßigt sich dort für den Bezirk die Reichssteuer um je ein Drittel.**

Gerade durch die letzte Maßregel wird den Gemeinden für ihren Bezirk die Einführung der Steuer bedeutend erleichtert. Wie der Oberbürgermeister von Posen in einem Vortrage vor dem Bunde deutscher Bodenreformer kürzlich hervorhob, liegt die Ursache der Ablehnung der Wertzuwachssteuer in den Gemeinden häufig in der starken Vertretung des Haus- und Grundbesitzes in den Stadtverordnetenversammlungen. Diese mächtigen Interessengruppen werden aber gern die Einführung der Gemeindesteuer begünstigen, wenn der Anteil des Reichs an dem Ertrag der Steuer **dadurch verringert wird.** Die so geplante Reichs-Wertzuwachssteuer wird also geradezu erzieherisch auf die Gemeinden wirken.

Bismarck hatte zuerst bei der Verstaatlichung der Bahnen viele Gegner. Heute erkennt jeder die segensreiche Wirkung dieses Staatsaktes an. Der letzte Jahresüberschuß der preußischen Staatseisenbahnen betrug nach Verzinsung der Eisenbahnschuld weit über 500 Millionen Mark!

Durch Einführung der Reichs-Wertzuwachssteuer würde der Reichsschatzsekretär eine Steuerquelle erschließen, die dem neuen Deutschen Reiche, gleich Preußen durch die Staatsbahnen, eine gesicherte Zukunft gäbe.

Der Deutsche Reichstag, in dem bisher stets jede größere neue Steuer eine Majorität von Gegnern fand, würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Reichswertzuwachssteuer annehmen. Es würde hier wohl ebenso gehen, wie in der hessischen Kammer bei der Beratung des Gesetzes, das den Gemeinden das Recht gab, den Wertzuwachs zu besteuern. Der Berichterstatter des Steuerausschusses erklärte dort: „Man wird mit Recht auf diejenigen mit Fingern weisen, die den sozialen und finanziellen Fortschritt nicht anerkennen, der in dieser Gesetzgebung liegt."

Das deutsche Volk würde aber die Reichswertzuwachssteuer als eine soziale Tat anerkennen, die vom bodenreformerischen Standpunkt und dem einer gesunden Reichsfinanzreform nicht warm genug zu begrüßen ist.



Der gute alte Mann

Von

V. Schlözer

Der gute, alte Mann hatte seine Frau verloren.

Nun stand er ganz allein in der Welt. Da nahm eine entfernte Verwandte sich seiner an und sprach: Ich werde zu dir ziehen und dich pflegen.

Ja, das war hübsch gesagt!

Und die Verwandte hielt ihren Einzug. Tagelang wurde gekramt und gerückt und geklopft, bis schließlich alles wieder zur Ruhe kam.

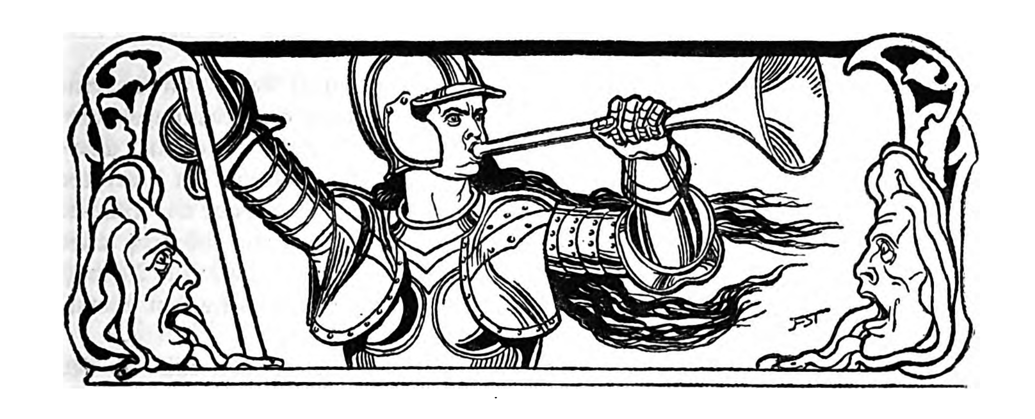
Nur der gute, alte Mann kam nicht zur Ruhe. Denn seine liebe Verwandte war der festen Überzeugung, daß er falsch, ja in vielen Dingen geradezu ungesund lebe. Da hieß es: „Du mußt jetzt spazieren gehen." — „Du mußt dich wärmer anziehen. Nein, das dulde ich nicht, daß du in dem dünnen Röckchen ausgehst. Nein! Nein!" — „Du sollst nicht immer so einsam spazieren gehen." — „Du mußt überhaupt mehr den Umgang mit Menschen suchen." — „Mach doch bei X. und Y. Besuch! A propos, ich vergaß, daß heute mehrere Damen zum Kaffee zu mir kommen. Da erwarte ich dich bestimmt." — „Und im Sommer mußt du ins Hochgebirge!"

Und das alles kam aus wirklich gutem Herzen.

Und der alte Mann wußte das. Er wurde aus Dankbarkeit immer stiller. Bis er eines Tages überhaupt nichts mehr sagte. Denn er war tot.

Und jetzt begannen die Begräbnisfeierlichkeiten.





Ferdinand von Schill

(Gefallen am 31. Mai 1809)

Von

Dr. Chr. Waas

Wie seltsam hat das Urteil über diesen Mann gewechselt in diesen hundert Jahren! Von seinem König verleugnet, von den Feinden geächtet und wie ein wildes Tier in den Tod gehetzt, seine Leiche selbst geschändet — so war sein Andenken zunächst beim Feinde ein Schimpf, beim Freunde eine Scham. Selbst nach den Befreiungskriegen noch wurde der Name Schills nur mit gemischten Gefühlen im preußischen Heere genannt. Als 1815 die Freimaurerloge in Wesel den dort erschossenen Schillschen Offizieren ein einfaches Denkmal errichten wollte, wurde es „höheren Orts“ nicht gestattet. Ja auch seine Mitkämpfer, die, dem Blutbade von Stralsund und dem Blutgericht von Wesel entronnen, inzwischen wieder zu Rang und Ehren gekommen waren, wagten sich nur mit Scheu zu ihm zu bekennen. Generalleutnant von Reyher hat in den vierziger Jahren Schills Zug beschrieben, die Handschrift liegt heute noch unveröffentlicht im preußischen Kriegsarchiv. Übrigens ist Reyher nicht nur als Kamerad Schills eine interessante Persönlichkeit, sondern auch um deswillen, weil er, von bürgerlicher Herkunft, von der Pike auf gedient und sich vom Gemeinen zum General, Kriegsminister und Chef des Generalstabs aufgeschwungen hat, was heutzutage entschieden nicht mehr möglich wäre.

Ganz allmählich wandelten sich die Ansichten über Schill. Zwar das Volk hatte seinen Helden nie vergessen. Wie der Bürgersmann in Schills Ehrentagen Schill-Kanaster geraucht und kolorierte Jahrmarktsbilder von seinen Taten vor Kolberg in die Stube gehängt hatte, so kam ihm auch der Tote nicht mehr aus dem Sinn. Im geheimen verbreitete sich unter den pommerschen und brandenburgischen Bauern die Mär, Schill sei gar nicht gefallen, er halte sich versteckt und werde, hoch zu Roß, wieder hervorbrechen, dermaleinst, wenn die Stunde Deutschlands gekommen. Der schlafende Kaiser im Kyffhäuser und der Husar von 1809! Wie wechselt die Legende ihre Helden, und wie bleibt sie sich gleich! Dann wand die

vaterländische Poesie um Schills abgeschnittenes Haupt einen Kranz von Liedern. Tragödien und Festspiele entstanden die Menge, und patriotische Erbauungsbücher erzählten der aufhorchenden Jugend von Schills abenteuerlichem Reiten und Sterben. So stellte das Volk und die Dichtung diesen Mann in den Kanon der Märtyrer und Helden der Befreiungskriege: Schill und Hofer, das gab ein Paar wie Blücher und Gneisenau. Die bürgerlich-liberale Geschichtsschreibung, die sich trotz aller Reaktion durchsetzte, gab ihren Segen dazu und rühmte Schills Tat als erste Regung des erwachenden nationalen und freiheitlichen Empfindens; sie pries den Mann, ohne viel an den Soldaten zu denken.

Auch das preußische Heer besann sich auf seine Dankespflicht, und als der Widerstand „höheren Orts" geschwunden war, da erhoben sich die Denkmäler: Schills Grab in Stralsund, das Schlachtfeld von Dodendorf bei Magdeburg, die Stätten von Wesel und Braunschweig, wo die Schillschen erschossen worden, sind heute mit Ehrenzeichen geschmückt. Überall veranstaltete man dort 1859 Erinnerungsfeiern, und auch dieses Jahr wird es daran nicht fehlen. Und, was den Umschlag der Stimmungen am deutlichsten bezeichnet: seit 1889 trägt wieder ein preußisches Husarenregiment den lange verpönten Namen des großen Deserteurs: es ist das 1. Schlesische Husarenregiment Nr. 4 v. Schill.

Am längsten hat es gedauert, bis sich die kritische Geschichtsforschung mit dem erst vielgeschmähten und schließlich über Gebühr gepriesenen Manne beschäftigte. Das 1860 erschienene ehrliche und tüchtige Buch von Bärsch — auch er hatte 1809 mitgekämpft — war bis vor kurzem die würdigste Darstellung von Schills Unternehmen. Die erste und bisher einzige Lebensbeschreibung auf wissenschaftlicher Grundlage ist das Werk eines österreichischen Offiziers, der vor einigen Jahren in die preußische Armee übergetreten ist, des Freiherrn Binder von Krieglstein. Es ist 1902 veröffentlicht worden und soeben in Titelauflage wieder erschienen (Berlin, Vossische Buchhandlung).

Ferdinand Baptista von Schill wurde am 6. Januar 1776 auf dem Gute Wilmsdorf, zwischen Dresden und Dippoldiswalde, geboren und evangelisch getauft. Seine Familie war dagegen katholischer Herkunft und stammte aus Deutsch-Böhmen, sie scheint nicht adlig gewesen zu sein. Der Vater war nach allem, was wir von ihm hören, ein etwas dunkler Ehrenmann. Er hatte als Husarenoffizier zuerst in kaiserlichen Diensten gestanden, war dann im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges zur Krone Polen-Sachsen übergegangen und ein renommierter Freikorpsführer geworden. Sein Ruf war aber anderer Art als der von Minna von Barnhelms wackerem Bräutigam. Er hatte brav Beute gemacht, um etwas für den Frieden hinter sich zu bringen, wovon er sich dann den polnischen Adel und ein Rittergut kaufte. Im Bayrischen Erbfolgekrieg, dem faulen „Kartoffelkrieg" von Anno 1778, trat er in gleicher Eigenschaft wieder hervor, diesmal unter königlich preußischer Flagge. Dann kaufte er sich in Oberschlesien an, wo auch Ferdinand seine Jugend verlebte.

Dieser war der jüngste von vier Söhnen, die alle Husarenoffiziere wurden. Der dritte von ihnen, Heinrich, führte 1813 gleichfalls eine Freischar, die neben der Lützows viel genannt wurde. Keiner von Schills Brüdern hat Söhne hinterlassen,

so daß der Name heute ausgestorben ist. Der Alte überlebte noch lange den Ruhm und den Fall seines Ferdinand. Auch 1809 war er auf dem Plan und führte auf österreichische Rechnung ein Freikorps nach Galizien. Er zog dann wieder nach Böhmen, von wo aus er der preußischen Regierung durch ewige Prozesse um Pension und um den Nachlaß seines Sohnes viele Scherereien machte, wie er denn in Friedenszeiten nicht ohne gerichtliche Händel sein konnte. Ja er heiratete noch einmal — eine Tochter aus dieser Ehe lebte vor einigen Jahren noch in Ober-Österreich — und starb uralt im Jahre 1822.

Das tolle Husarenwesen, das unstete Parteigängertum und die Vorliebe für den frischen, fröhlichen Kleinkrieg lagen also im Blute, daneben aber auch die Lust an Händeln, die Ruhmredigkeit und der Mangel an sittlicher Zucht.

Kein Wunder auch, daß der Alte auf eine gute Erziehung seines Nachwuchses nicht viel gab, sondern dafür sorgte, daß auch sein Jüngster möglichst rasch aus dem Hause und zu den Reitern kam. Als Vierzehnjähriger trat Ferdinand bei den Ansbach-Bayreuth-Dragonern ein, von Hohenfriedberg her rühmlichsten Angedenkens. Er durfte als Fähnrich gleich in die Kampagne nach Frankreich 1792 mitreiten; nach der Belagerung von Mainz im nächsten Jahre wurde er Sekondeleutnant. Vielleicht daß hier oder dort den schlanken Burschen das Auge des Herrn Geheimerats von Goethe gestreift hat, der sehr wider Willen den Ascherslebener Kürassieren, Regiment Herzog von Weimar, aggregiert war. Besonders hervorgetan hat sich Schill in allen diesen Bataillen und Kampagnen bis 1795 indessen nicht.

Nach dem Basler Frieden folgten elf Jahre ödesten Garnisonslebens in kleinen pommerschen Nestern, wo die einzelnen Schwadronen verteilt lagen. Die einzige Abwechselung kam, wenn Naugard mit Pasewalk, Massow mit Gollnow oder Bahn mit Garz vertauscht wurde. So war Schill dreißig Jahre alt geworden, ohne daß auch nur einer seiner Kameraden oder Vorgesetzten etwas in ihm geahnt hätte; soll doch später einer von ihnen geäußert haben: „Ei, wer hätte das gedacht! Wie hat doch aus dem Schill noch etwas werden können, der nicht einmal verstand, einen Zug gehörig anzuführen!“ Seine Qualifikation von 1803 lautete: „Guter, williger Offizier“, für einen Kavalleristen nichts gerade Hervorragendes.

Da brach Jena über das im Frieden dahinvegetierende alte Preußen herein. Bei Auerstädt, am 14. Oktober 1806, wurde der Leutnant Schill von den Königin-Dragonern, wie sie jetzt hießen, durch einen Hieb über den Kopf schwer verwundet. Zwei Unteroffiziere seines Regiments retteten ihn aus dem Getümmel nach Weißensee, von wo er sich nach Magdeburg weiterschleppte.

Hier löste sich der wahre Schill mit einem Male in ihm heraus. Der völlige und schmachvolle Zusammenbruch der preußischen Waffenmacht und Waffenehre wühlte das Innerste des bisher gänzlich unbedeutenden Leutnants auf, und das Heldenhafte in ihm kam in Zornesfunken ans Licht. Als er hörte, daß die stärkste Festung des Landes ohne Widerstand übergeben werden sollte, ging er, ohne seine Genesung abzuwarten, auf und davon und schlug sich nach Stettin durch. Aber auch hier sah er nur Schwäche und Feigheit. Der 81jährige Invalide, der in der Festung kommandierte, kapitulierte in der Tat vor 800 Reitern Murats. Schill aber war mit seiner Kopfwunde schon wieder unterwegs; es ging dem kleinen Kolberg zu.

Kolberg war im Herbst 1806 keineswegs in der Verfassung, eine ernsthafte Belagerung auszuhalten. Daß es sie doch aushielt, dazu trug Schill sein redlich Teil bei. Kaum war sein Kopf wieder leidlich heil, so stellte er sich dem Kommandanten zur Verfügung, d. h. er brachte schon einen Plan mit. Der Kommandant Lucadou gab ihm zunächst nur sechs Kürassiere. Mit denen jagte Schill den Franzosen sofort einen Proviantzug von etwa hundert Wagen ab. Einige Tage später holte er mehrere französische Offiziere aus ihren Betten heraus und brachte sie im Triumph nach Kolberg. Einen noch größeren Fang machte er am 7. Dezember in Sülzow, wo er in Nacht und Nebel ein feindliches Kommando von etwa 70 Mann überfiel und eine Kasse von 1000 Talern und reiches Kriegsmaterial erbeutete; das alles mit einer Streitmacht von 10 Infanteristen und 10 Reitern.

Nun war sein Name in aller Munde, und Lucadou konnte nicht länger die Erlaubnis zur Errichtung einer Streifschar versagen. Bald traf auch die königliche Genehmigung und der Orden pour le mérite für den tapferen Leutnant ein. Von allen Seiten strömten ihm nun versprengte preußische Offiziere und Soldaten zu, auch viele Kriegsgefangene, die auf dem Transport entlaufen waren und sich im Lande umhertrieben. Auch Adolf von Lützow, der Führer der „wilden, verwegenen Jagd“ von 1813, und manch anderer prächtiger Offizier von Schneid und Tatenlust eilte unter Schills Fähnlein. Im Februar 1807 hatte er eine Truppe von 1300 Mann zusammen: 5 Kompanien Infanterie, 1 Kompanie Jäger, 5 Schwadronen Kavallerie und sogar eine Abteilung Artillerie. Mit dieser Schar setzte er sich in Greifenberg fest, auf dem Wege nach Stettin, da er sich in Kolberg durch den alten Vorsichtsrat Lucadou behindert fühlte.

Und nun begann ein regelrechter Kleinkrieg durch die Wälder und Moräste Pommerns, daß es eine Lust war. Hier wurde eine königliche Kasse den Franzosen vor der Nase weg aufgehoben, dort ein Fouragezug erbeutet, hier wurde ein Trupp Gefangener befreit, dort ein feindliches Kommando überrumpelt. Als gar der französische Divisionsgeneral Victor, der spätere Marschall und Herzog von Belluno, in Arnswalde aufgegriffen wurde — allerdings nicht von den Schillschen —, da war Schill nicht mehr zu halten. Wenn er auch in den beiden größeren Gefechten bei Stargard und Naugard am 15. und 17. Februar Mißerfolg hatte, so ging's doch immer wieder zur Attacke frisch drauf los, nach echter Husarenart. Am 17. Februar wurde Schill zum Rittmeister befördert.

Als die Franzosen seit Mitte März mit Übermacht von allen Seiten auf Kolberg zu herandrängten, um die Belagerung ernsthaft in Angriff zu nehmen, mußte sich auch Schills Freikorps hinter die Mauern der Festung zurückziehen. Alsbald stellten sich die Reibereien mit Lucadou wieder ein, Schill wanderte sogar einmal auf drei Tage in Arrest. Er wandte sich beschwerdeführend an den König, der auch ein Einsehen hatte und den unfähigen Alten durch den damals noch wenig bekannten Major von Gneisenau ersetzte. Am 30. April traf der neue Kommandant ein. Wie für Schill, so wurde auch für ihn Kolberg die Wiege seines Ruhmes. Ihm ist die Rettung der Festung in erster Linie zu verdanken. Indessen blieben die Schillschen nicht untätig, sie verteidigten die Maikuhle, ein Schanzenwerk, das die Einfahrt in die Persante und damit die Verbindung mit der See beherrschte. Da

Schill hinter Gneisenaus Genialität stark zurücktrat, suchte er neues Feld für seine Tätigkeit. Er fuhr nach Schweden, um diese Macht, die seit 1805 mit Napoleon im Kriege lag, zur Truppenentsendung nach Vorpommern zu bewegen. Zweimal ging er zur See nach Stralsund. Von hier aus gedachte er sogar eine Volkserhebung im Rücken der Franzosen zu entfachen. Da machte die Schlacht bei Friedland, am 14. Juni 1807, und der Waffenstillstand vom 25. Juni allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende.

Überblickt man diesen ersten Teil von Schills Auftreten, so begreift man, wie es kam, daß sich von nun an gerade an diesen Mann die Hoffnungen aller preußischen Patrioten klammerten. Wenn auch seine Taten in Hinterpommern für die große Entscheidung in Ostpreußen eine recht unwichtige Sache waren, so nahmen sie doch, nach den schimpflichen Ereignissen des letzten Herbstes, eine hervorragende moralische Bedeutung an. Während die hohen Herren gänzlich versagt, ja geradezu Feigheit gezeigt hatten, hob ein kleiner Leutnant, der verwundet vom Schlachtfeld gekommen war, die preußische Fahne in einer entlegenen Ecke des Landes wieder empor. Als kecker Draufgänger, voll ungestümem Mut und Tatendrang, rief er die Kräfte des Widerstandes wach. Persönlich von hinreißendem und bezauberndem Wesen, gewann er rasch die Zuneigung des gemeinen Mannes, wobei ihm der Zorn gegen die „Federbüsche“, wie die Generäle genannt wurden, wohl zustatten kam. Innerhalb fünf Monaten avancierte er vom Leutnant zum Stabsoffizier. Der Stolz seiner Leute, der Liebling seines Volkes, die Hoffnung seiner Nation, hatte er auch das Vertrauen und die Anerkennung seines Königs.

Und doch hat damals kein Geringerer als Gneisenau in einem jetzt erst bekannt gewordenen Bericht an den Generaladjutanten des Königs geschrieben: „Übrigens ist Schill äußerst brav; nur glaube ich nimmermehr, daß er die Talente des Anführers eines großen Korps habe. Sein Ideengang ist springend, ohne irgend etwas zu ergründen. Bei der Lebhaftigkeit seines Charakters wirken andere auf ihn ein, benutzen ihn als ihr Werkzeug und haben die zeitherigen Spannungen herbeigeführt. So ist es gekommen, daß ein anfänglich bescheidener junger Mann durch Lobsprüche und Ruhm ist schwindlicht geworden und die Rücksichten eines Festungskommandanten denen eines Parteigängers hat unterordnen wollen.“

Während nun im Frieden die preußische Armee stark verringert werden mußte und mancher den Abschied bekam, der auch brav gewesen, blieb Schills Freikorps zusammen in Ortsunterkunft in Pommern. Schill selber, der inzwischen zum Major ernannt worden war, lebte zumeist in Treptow im Kreise Blüchers, der allzeit rauchte und fluchte und an dem schneidigen Reiter offensichtlich großes Gefallen hatte. Auch auf den Schlössern des Adels war er ein gern gesehener Gast. Er verlobte sich mit der siebzehnjährigen Elise von Rüchel, der Tochter des bekannten Generals, der bei Jena mit seinem Armeekorps zu spät gekommen, nun verabschiedet auf seinem Gute Haselei lebte. Eine hohe Ehre war Schill noch vorbehalten. Er wurde im Frühjahr 1808 in Königsberg von dem Königspaar empfangen, wobei der Überglückliche aus der Hand der Königin Luise eine von ihr selbst gestickte Brieftasche erhielt, mit der Widmung: „Für den braven Herrn von Schill.“

Durch Kabinettsorder vom 7. September 1808 wurde Schills Freikorps der Armee eingegliedert. Aus seiner buntscheckigen Reiterei wurde ein Regiment Husaren zu vier Schwadronen gebildet, mit dem Namen: „2. Brandenburgisches Husarenregiment v. Schill". Die Uniform war dunkelblauer Pelz und Dolman, gelbe Schnüre, rote Kragen und Aufschläge, graue Hosen. Die Infanterie wurde zu einem leichten Infanteriebataillon „v. Schill" verschmolzen und dem Leib-Infanterieregiment zugeteilt. Chef des Bataillons blieb aber Schill. Mit Eifer widmete er sich der Friedensausbildung seiner Tapferen, bei denen es allerdings mit der Mannszucht oft haperte. Auch die Offiziere fuhren fort, ihren neugebackenen Kommandeur zu duzen und brieflich als „Lieber Major!" anzureden. Es waltete ein ganz eigenartiger Geist unter diesen Truppen, der sie scharf von der übrigen Armee abhob und auch das Kommende mit erklären hilft. Es war der Geist der Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen. Der Anspruch des Gemeinen auf Ehrgefühl wurde von den Vorgesetzten anerkannt. Während bis dahin noch der preußische Soldat in alt-friderizianischer Art mit „Er" angedonnert wurde, hörten die Schillschen sich mit „Sie" anreden. Dem brüderlichen „Du" unter den Offizieren, bis zum Regimentskommandeur hinauf, entsprach das ehrenvolle „Sie" für die Untergebenen. Auch der rein parademäßige Drill und manch überflüssiger Griff war bei Schills Infanterie abgeschafft, um dafür das Schützengefecht kräftiger einüben zu können. Schill zeigte, daß er in allem dem von den Franzosen gelernt hatte; bald folgte ihm das preußische Heer darin nach.

Schill war von gedrungener, kräftiger Gestalt, seine Bewegungen lebhaft, wie er auch am liebsten, wenn er zu Pferde saß, galoppierte. Sein Gesicht war voll und frisch. Feurig und dreist blickten seine dunklen Augen. Beim Nachdenken schlug er die sonst unsteten Blicke zu Boden und zupfte an seinem Schnurrbart. Wenn er zu seinen Soldaten redete, wußte er sie durch Enthusiasmus in Stimme und Gebärde hinzureißen; er war ein geborener Volksredner. Sein Freund Adolf von Lützow berichtet von ihm: „Er war aus Grundsatz gegen jedermann artig und freundlich, besonders aber gegen die niedere Volksklasse, bei der er denn auch seinen Endzweck völlig erreichte, und ich behaupte daher mit Gewißheit, daß es in Deutschland keinen Menschen gab, der das Talent, auf den großen Haufen zu wirken, in dem Grad besaß als er, der stundenlang dem fadesten Gespräch eines Bauern zuhören und es immer durch neue Fragen im Gang erhalten konnte; der nie einen Bauer von sich weggehen ließ, ohne ihn zum wenigsten durch Versprechungen oder freundschaftliches Zureden getröstet und für sich eingenommen zu haben. War es daher möglich, Deutschlands Volk unter die Waffen zu bringen, so war es durch Schills Namen und durch Schills persönliche Eigenschaften."

Im Zenit seines Ruhmes stand Schill, als ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs die außerordentliche Auszeichnung wurde, an der Spitze seiner Leute in Berlin, das endlich von den Franzosen geräumt worden war, einzuziehen, um hier in Garnison zu bleiben. Ende November 1808 rückte Schill aus Pommern ab. Unterwegs nahm er Abschied von der Braut; er sollte sie nie wiedersehen! Der Marsch der Schillschen durch Pommern und Brandenburg glich einem Triumphe. Beim Einzug in Berlin, wo man seit 1806 keine preußischen Regimenter

gesehen hatte, erschien Schill, umjubelt von den Volksmassen, die an ihn glaubten, als der Messias einer glorreichen Zukunft Preußens. So war noch kein Soldat vor ihm von den nüchternen Berlinern empfangen worden. Die Stadtväter überreichten ihm einen goldenen Ehrensäbel mit der Inschrift: „Dem Retter Kolbergs.“ Es war eine Unwahrheit, aber die allgemeine Meinung. Nur manchmal, wenn dem also von der Volksbegeisterung Berauschten die Besinnung wiederkam, rief er aus: „Man macht zu viel aus mir!“

Die Stimmung weitester Kreise in Preußen drängte immer stärker zu einer gewaltsamen Entladung. Mit verhaltener Wut zahlte man die Kriegssteuern an Napoleon, und noch war kein Ende abzusehen. Das ganze Land war umstellt von französischen Truppen, die Hauptfestungen noch von ihnen besetzt; überall französische Spione. Ein bleierner Druck lag über dem Lande. Ähnlich war es in ganz Norddeutschland. Der berühmte Jurist Anselm von Feuerbach hat das allgemeine Empfinden so dargestellt: „Die allermeisten Staaten waren geräumige Zuchthäuser geworden, von französischen Gendarmen bewacht und von verzweifelten Bettlern bewohnt.“ Unter den preußischen Patrioten bildeten sich Geheimbünde zur Vorbereitung der Volkserhebung, so der „Sittlich-wissenschaftliche Verein“ in Königsberg, den man unter dem Namen „Tugendbund“ kennt, und die in Pommern weitverbreitete „Gesellschaft der Vaterlandsfreunde“.

Immer wieder ergingen von diesen Verbindungen geheime Aufforderungen an den Helden des Tages, sich an ihre Spitze zu stellen. Auch Blücher und Gneisenau, der gar nichts dagegen hatte, daß das Volk Schill als den Retter von Kolberg pries, gedachten, sich der Zugkraft seines Namens für den künftigen Volkskrieg zu bedienen. Briefe von Gneisenau an und über Schill sind noch vorhanden und lassen darüber keinen Zweifel. An Schills letztem Entschlusse hat er übrigens keinen Teil. Auch auf Schills Schwiegervater wurde stark gerechnet. In Berlin förderte ein Geheimkomitee durch Geld und sonstige Beihilfen Schills Pläne. Kein Geringerer als der Stadtkommandant, Major Friedrich Adolf von Chasot, stand an der Spitze.

Da brachte eine überraschende Wendung der Weltereignisse die Entscheidung. Der gewaltig emporflammende Volkskrieg in Spanien hatte Napoleon Ende 1808 genötigt, den besten Teil seines Heeres aus Deutschland dorthin zu werfen; er selbst war nachgeeilt. Mit einigen seiner Gewaltschläge glaubte er der Spanier Herr werden zu können. Allein er verrechnete sich arg. Der leidenschaftliche, ja geradezu wahnsinnige Widerstand Saragossas, sowie die allenthalben und immer von neuem auftauchenden Guerilla-Banden zeigten der ganzen Welt, zu welchen Taten eine solche Nation fähig war. Der Name „Saragossa“ schwebte nunmehr allen preußischen Patrioten auf den Lippen. Der Tirols sollte sich bald anschließen.

Zum erstenmal wurde Napoleon von einer Offensive überrascht. Es war die Österreichs 1809. Am 6. April erließ Erzherzog Karl die Proklamation an sein Heer: „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahne geflüchtet; eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“ Es war die Stimme Stadions, der zum allgemeinen europäischen Völkerkrieg gegen den Tyrannen aufrief. Am 9. erfolgte die Kriegserklärung, und am nächsten Tage war ganz Tirol im Aufstand gegen die

bayrisch-französische Herrschaft. Am 16. war Bayern von den Österreichern überschwemmt. Währenddessen errang Erzherzog Johann Sieg auf Sieg in Oberitalien, am 20. zog Erzherzog Ferdinand in Warschau ein.

Mit klopfendem Herzen vernahm Preußen diese Nachrichten, in fieberhafter Spannung wartete es auf ein Wort seines Königs, der immer noch in Ostpreußen weilte. Es kam und kam nicht! Sollte die Stunde denn wirklich verpaßt werden?

Durch ganz Norddeutschland vom Pregel bis zur Ems liefen die Spione und Agenten Schills und brachten ihm Kundschaften über die Bewegungen und Stellungen der wenigen französischen Truppen, die noch im Lande waren. In Westfalen, in Ostfriesland, in allen ehemals preußischen Landesteilen war sein baldiges Erscheinen angekündigt.

Der Hauptschlag sollte sich gegen den gebrechlichsten und verhaßtesten aller napoleonischen Vasallenstaaten richten, gegen das Westfalen des Königs „Luschtick". Schon seit Anfang April sammelten der Hauptmann Katte und einige andere inaktive preußische Offiziere eine Schar altgedienter Soldaten in der Altmark, um die schwache Garnison von Magdeburg zu überrumpeln. Sie wurden indessen der westfälischen Polizei auffällig; mit einigen Verhaftungen war das Geheimnis heraus. Die Herren entkamen, die Soldaten wurden zersprengt. Da gedachte es ein anderer ehemals preußischer Offizier, der jetzt Oberst der Gardejäger bei Jérôme war, anders anzupacken. Es war Wilhelm Kaspar von Dörnberg. Er wollte Kassel selbst überfallen und sich der Person des gekrönten Fremdlings bemächtigen. Bis in das Ministerium hatte er seine Verbindungen; das Landvolk hing dem Freiherrn aus althessischer Familie mit Bauerntreue an. Die Gemahlin des entthronten Kurfürsten, Auguste, eine geborene Prinzessin von Preußen, die eigens nach Berlin gekommen war, unterstützte ihn wie auch Schill durch reichliche Geldmittel. Etwa am 18. April hatte sie eine persönliche Zusammenkunft mit Schill. Eine weitere war verabredet. In der Nacht vom 21. zum 22. sollte Dörnberg mit seinen hessischen Bauern gegen Kassel losmarschieren. Schill war über alles genau unterrichtet. Einer seiner Vertrauten schrieb ihm: „Kommen Sie selbst und bringen mit vor, so sind wir des Sieges gewiß. Ihr Name gilt für eine Gottheit, an die jeder mit fester Zuversicht glaubt." Ein anderer: „Brute, dormis?" Immer mehr wuchs die Unruhe des also zum Tyrannenmord Aufgerufenen. Er konnte sie nicht mehr bändigen. „Ich muß etwas unternehmen, ich muß!" brach es aus seinem Herzen hervor.

Schill wurde mehrfach von seinen Vorgesetzten dringend verwarnt, so vor allem von dem Gouverneur von Berlin, General von Lestocq, und von seinem Brigadekommandeur, General von Tauentzien, denen er sogar sein Ehrenwort verpfändete, „sich ruhig zu verhalten und nicht dem Interesse und der Intention Seiner Königlichen Majestät entgegen etwas zu unternehmen". Er habe jetzt nur den Ehrgeiz, sein Regiment in einen guten Zustand zu bringen. Er bat daher, ihm zum Exerzieren und Manövrieren freie Hand zu lassen. Lestocq und Tauentzien waren die besonderen Vertrauten des Königs.

Schills letztes Schwanken wurde gebrochen durch die Verhaftung eines seiner Agenten, des Bauers Romberg, der mit Briefen und einem Aufruf Schills

in Magdeburg der westfälischen Polizei in die Hände fiel. Sofort wurde der preußische König davon auf diplomatischem Wege in Kenntnis gesetzt. Gleichzeitig hatte auch Lestocq so bestimmte Angaben über die Umtriebe Schills und Chasots nach Königsberg gemeldet, daß der König die beiden am 25. April zu sich berief. Dieser Befehl kam für Schill schon zu spät. Er hatte bereits auf direktem Wege aus dem westfälischen Ministerium die Verhaftung Rombergs erfahren. Nun gab es kein Zurück mehr!

Dazu trafen nun gerade am 27. vom Kriegsschauplatz in Bayern die ersten Nachrichten von einer großen Schlacht ein; sie meldeten, Erzherzog Karl habe einen entscheidenden Sieg über Napoleon bei Hof (gegenüber von Regensburg) erfochten. Alsbald gab Chasot für die Garnison die Parole aus: „Karl und Hof". Da erhielt Schill zu allem andern an demselben Tage noch durch Stafette einen Brief von einem Vertrauten aus Königsberg, wahrscheinlich von dem Geheimen Rat und Kriegskommissär Ribbentrop, der Mitglied des Tugendbundes war. Darin stand: „Der König schwankt; Schill, ziehen Sie mit Gott!"

Nun war Schill überzeugt, nicht nur ganz Deutschland, sondern auch seinen König mit sich fortreißen zu können. In einer letzten Beratung mit Adolf von Lützow und Leutnant Bärsch, seinen beiden Vertrauten, faßte Schill noch am 27. den Entschluß, morgen mit dem Husarenregiment Berlin zu verlassen, um in Westfalen einzubrechen, wo der Aufstand Dörnbergs, wie eben bekannt geworden war, tatsächlich ausgebrochen sei. Ganz Westfalen stehe bereits in Rebellion. Keiner der übrigen Offiziere wußte um das Geheimnis.

Und die Frage nach dem Völkerrecht? Mitten im Frieden, an der Spitze seines Regimentes, das er zur Fahnenflucht verführen wollte, über die benachbarten Staaten herzufallen, die mit seinem König in freundschaftlichen Beziehungen standen? Was lag Schill daran! Galt der Kampf doch nur Napoleon, der Fleischwerdung alles Bösen, dem leibhaftigen Satan, wie er den preußischen Patrioten erschien. Einem solchen Feinde gegenüber und seinen Helfershelfern war alles erlaubt. Ließ nicht in diesen Tagen Heinrich von Kleist „Germania an ihre Kinder" ausrufen:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß!"

Es wußte auch ein jeder, wer in diesem von wildestem Hasse schäumenden Kriegsgesange gemeint war, wenn der Chor antwortete:

„Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Eine Lustjagd! Ja, so war auch Schills Ritt gedacht; nur daß allzubald aus dem Jäger ein Gejagter werden sollte, da der Wölfe noch zu viele waren!

Schon öfters waren die 2. Brandenburger Husaren, wie es Schill ja seinen Vorgesetzten mitgeteilt, zu ausgedehntem Exerzieren mit allem Gepäck ausgerückt; auch war der Gouverneur benachrichtigt worden, daß sie diesmal länger draußen

bleiben werden. So rückten sie, 450 Mann stark, Schill an der Spitze, am 28. April mittags vier Uhr zum Halleschen Tore hinaus. Unter allerlei Bewegungen ritten sie auf der Straße nach Potsdam zu. Allmählich hatten sich die Zivilisten, die das geliebte Regiment wie gewöhnlich begleiteten, verloren. Es fing schon an zu dunkeln, und leichter Regen fiel.

Da ließ Schill halten. Er rief die Offiziere vor die Front und hielt folgende Ansprache: „Der Augenblick ist gekommen, die Schmach des Vaterlands zu rächen. Die Österreicher haben bereits einen Sieg über Napoleon erfochten. In Westfalen ist der Aufstand ausgebrochen, man wartet auf die Befreier. Spanien und Tirol haben das Vorbild gegeben. Wie Napoleon das spanische Herrscherhaus vom Throne gestoßen, so sinnt der tückische Thronräuber auch darauf, Preußens König ganz zu stürzen. Dies soll dem Bösewicht aber nicht gelingen! Ich bin bereit, für König und Vaterland zu sterben. Ich bin überzeugt, daß jeder von euch, Kameraden, das gleiche denkt!" Dabei zog er die Brieftasche hervor, die ihm die Königin geschenkt, und beteuerte, er werde sich der königlichen Gnade würdig zeigen. Zum Schlusse forderte er diejenigen Offiziere und Mannschaften, die ihm aus irgendeinem Grunde nicht folgen wollten, auf, nach Berlin zurückzukehren. Einstimmiger Jubelruf erscholl auf diese Rede. Keiner wollte zurückbleiben. Alle, ohne Ausnahme — auch die, die Weib und Kind zu Hause hatten —, folgten ihrem Führer. Es war, wie wenn nach banger Gewitterschwüle der zündende Blitz fällt.

In der Nacht wurde bei Potsdam biwakiert und am anderen Morgen die Havel überschritten. Bei Großenkreuz holte der dem Schillschen Korps nachgesandte Major von Zeppelin das Regiment ein und überbrachte den strengsten Befehl des Gouverneurs, unverzüglich umzukehren. Natürlich weigerte sich Schill, und Zeppelin ritt unverrichteterdinge nach Berlin zurück, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, mit den Offizieren zu sprechen, wie ihm doch befohlen worden war.

Bei Brück wurde am 30. die sächsische Grenze überschritten. Da Schill wußte, daß der französische Gouverneur von Magdeburg, General Michaud, gewarnt war, beschloß er, das sächsische Wittenberg zu überfallen, um hier die Elbe zu überschreiten. Am 1. Mai stand er vor der Stadt, in die sich die sächsischen Bauern vor dem Anrücken der „Befreier" geflüchtet hatten; ein übles Vorzeichen für den geplanten Volkskrieg! Der Kommandeur, der nur Invaliden und Rekruten unter seinem Befehl hatte, ließ sich gern auf ein Übereinkommen ein, wonach die Schillschen mit klingendem Spiel über die Elbbrücke, unter den Kanonen der Festung, ziehen durften. Der sächsische Staatsschatz, der vor den Österreichern auf Kähnen hierher geflüchtet worden war, blieb unberührt.

Am nächsten Tag rückten sie schon in Dessau ein. Von hier erging Schills Kriegsproklamation „An die Deutschen, meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder". Der Buchdrucker, der durch Palms Schicksal geängstigt war, bat, ihn durch die Pistole zum Druck zu zwingen, was gerne gewährt wurde. Köthen dagegen, dessen Herzog ein begeisterter Napoleon-Verehrer war, mußte überrumpelt werden. Es ging aber ohne Blutvergießen ab, da Serenissimus vor dem Korps der Rache Reißaus genommen hatte. Fünfzig Mann der herzoglichen Garde und einige Offiziere traten sogar bei Schill ein.

Bei Bernburg ging es über die Saale, in König Jérômes Reich, und nun nordwärts Magdeburg zu. Eine Abteilung wurde nach Halle abgezweigt, um die Stadt wieder für den König von Preußen in Besitz zu nehmen. Mit Jubel wurden die Husaren empfangen; es war aber eine arge Enttäuschung, als sich Professor Steffens, der bekannte Naturforscher und Patriot, weigerte, die studentische Jugend zum Anschluß an Schills Schar aufzurufen. Auch aus den Berichten seiner anderen auf Streifen ausgesandten Leutnants entnahm der Führer, daß an eine Volkserhebung in diesen Gegenden — es waren altpreußische Lande! — nicht zu denken sei.

Und nun kamen die Hiobsposten Schlag auf Schlag. Jetzt erst erfuhr Schill, daß Dörnbergs Aufstand bereits am 23. April zusammengebrochen sei. Er selber war entkommen, die armen Bauern mußten die Zeche zahlen. Der große Sieg des Erzherzogs Karl stellte sich als eine Kette von Niederlagen heraus. In einer Reihe von Gefechten vom 19. bis 23. April hatte Napoleon die Österreicher aus Bayern hinausgeworfen, so daß der Erzherzog froh war, seine übel mitgenommenen Korps über Regensburg nach Böhmen retten zu können. Napoleon marschierte strackwegs auf Wien. Der erste Teil des Feldzugs war also schmählich verloren, Süddeutschland von neuem an den Heerwagen des Imperators gekettet! Ein Schreiben des Gouverneurs von Berlin traf zugleich mit diesen Nachrichten ein und drohte die schwersten Strafen an. Auf nachträgliche Genehmigung des verwegenen Unternehmens oder gar auf den Beitritt des Königs zu der schon halb verspielten Sache Österreichs konnte also nicht im entferntesten mehr gerechnet werden.

Nun mußte er sich seinen Offizieren offenbaren und mit ihnen über das „Was nun?“ beraten. Am 4. Mai hielt Schill mit seinen Getreuen zu Bernburg Kriegsrat. Er setzte ihnen seine Lage unumwunden auseinander. Er wies auch darauf hin, daß ihnen bald überlegene Streitkräfte entgegentreten würden. Darauf machte er ihnen den Vorschlag, zurückzuziehen. Er für seine Person würde dann zu den Österreichern oder Engländern gehen.

Ein Teil der Offiziere stimmte dem bei, aber auch manche andere Projekte wurden vorgebracht und erörtert, bis Schill schließlich mit seiner wahren Absicht herauskam. Er schlug vor, sich längs der Elbe nach Norden zu wenden, den Fluß wieder zu überschreiten, um es in Mecklenburg und Pommern, der Stätte seiner ersten Erfolge, mit dem Volkskrieg noch einmal zu versuchen. Wie damals Kolberg, so sollte jetzt Stralsund, das ihm ja auch seit 1807 wohlbekannt war, der Stützpunkt werden. (Er wußte wohl nicht, daß diese Stadt inzwischen entfestigt worden war.) Hier könne man im Notfalle von der englischen Flotte aufgenommen werden. Schlage alles fehl, dann werde er aus Stralsund ein zweites Saragossa machen.

Mitten in dieser Beratung wurde gemeldet, daß eine Abteilung der Garnison von Magdeburg sich südlich der Festung bei Dodendorf aufgestellt habe, um den Schillschen den Weg auf Magdeburg zu verlegen. Es waren Franzosen und Westfalen unter dem Befehl des französischen Obersten Vautier. Nun mußte es Ernst werden! Schill nahm ohne Besinnen den Kampf an. Am 5. trafen die Gegner aufeinander. Den Versuch, die Westfalen zum Übertritt zu bewegen, bezahlte ein Leutnant Schills mit dem Leben; er war wohl unglücklicherweise an französische

Kompanien geraten. Zum erstenmal seit 1807 kreuzten wieder Franzosen und Preußen die Klingen. Es war ein seltsamer Kampf: auf dieser Seite nur Kavallerie, auf jener nur Infanterie! Mit wilder Wut stürzten sich Schills Husaren auf die Feinde. Zwei westfälische Kompanien wurden von ihnen niedergehauen; dagegen gelang es nicht, die Franzosen aus dem Dorfe zu vertreiben. Die Nacht brach ein, und Schill hatte nichts erreicht, als 160 Gefangene zu machen, die ihm bei seinem weiteren Zuge nur zur Last fielen. Dafür hatte er von seiner kleinen Schar 12 Offiziere und 70 Mann verloren, unter ihnen auch Adolf von Lützow. Er war schwer verwundet worden, konnte aber nach Schönhausen zu Ferdinand von Bismarck, dem Vater des Reichskanzlers, gerettet werden, der ihn treulich pflegte. Schill sah sich genötigt, im Bogen um die Festung herumzuschwenken.

War Schills Unternehmen auch jetzt schon als gänzlich verunglückt zu betrachten, so erregte es doch außerordentliches Aufsehen. Hieronymus Napoleon, von Gottes Gnaden usw., erließ einen Befehl, auf Schills Leute wie auf eine Räuberbande Jagd zu machen und sich ihrer, tot oder lebendig, zu bemächtigen. Auf den Kopf des Rädelsführers setzte er einen Preis von 10 000 Franken aus, was Schill damit beantwortet haben soll, daß er auf den Seiner Majestät von Westfalen 5 Taler ausschrieb. Ein Gegen-Aufruf „An die Einwohner Westfalens", den er alsbald verbreitete, verhallte ohne Wirkung, zumal als nunmehr auch der Armeebefehl des preußischen Königs vom 8. Mai bekannt wurde, der Schills Entweichen als eine unglaubliche Tat mit den schärfsten Ausdrücken verurteilte.

An demselben Tage wurden auch der Gouverneur und der Stadtkommandant von Berlin, Lestocq und Chasot, ihrer Posten enthoben. Schills Desertion hatte nämlich inzwischen Nachfolge gefunden, und es war wiederum nicht verhindert worden. Wir erinnern uns, daß auch ein Bataillon Infanterie vom Leibregiment den Namen Schills führte. Nach dem Ausmarsch der Husaren hatte sich auch dieser Truppen eine große Aufregung bemächtigt; glaubte man doch auch in Berlin damals noch ganz allgemein, Schill handele im geheimen Auftrag des Königs. Auch sie wollten, wie bei Kolberg, wieder mit dabei sein. Diese Stimmung hatte der Leutnant August von Quistorp benutzt, um die Leibkompanie des Bataillons den Husaren nachzuführen. Einige Offiziere und Mannschaften der anderen Kompanien hatten sich angeschlossen, als er in der Nacht vom 3. zum 4. Mai aus Berlin entwich. Am 12. Mai langten sie nach allerlei Irrfahrten in Arneburg an, von Schill und seinen Reitern als willkommene Verstärkung mit Jubel begrüßt. „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" rief er ihnen zu. Es war sein Lieblingswort.

Noch allerlei sonstiger Zuwachs sammelte sich allmählich um Schills Fahne: neben kampferprobten, für die Freiheit begeisterten Offizieren und früheren preußischen Soldaten auch viel beschäftigungsloses Volk aus aller Herren Ländern, das hier ein Unterkommen suchte, aus Not oder auch in Hoffnung auf Beute und ein freies Leben. Nicht nur Vaterlandsschwärmerei, auch Räuberromantik hat dies Korps der Rache vermehrt, wie es bei der schwarzen Schar des Herzogs von Braunschweig-Öls und bei Lützows Freikorps ja auch der Fall gewesen. So hatte Schill schließlich zusammen: sein Husarenregiment und eine Schwadron reitende Jäger,

drei neugebildete Schwadronen Ulanen und Infanterie in der Stärke von etwa zwei Bataillonen, wovon die Leibkompanie Schills der Kern war. Auch eine Feldbatterie aus einigen unterwegs erbeuteten „Bullerbüchsen" wurde zusammengestellt. Die seltsamste Truppe dieser seltsamsten Armee des 19. Jahrhunderts waren aber 200 mit Piken bewaffnete und ganz undisziplinierte junge Leute, halbe Knaben noch. Sie waren der Führung eines achtzehnjährigen Jünglings namens Mundt anvertraut, von Profession Taschenspieler, der ein ganz verwegener Geselle gewesen sein muß. Schill hatte ihn bei Dodendorf wegen seiner Tapferkeit zum Unteroffizier befördert, worauf er im Korps nur noch der „Herzog von Dodendorf" genannt wurde, zum Hohn auf die Herzöge von Napoleons Gnaden.

Zum nächsten Stützpunkt war die kleine mecklenburgische Festung Dömitz an der unteren Elbe ausersehen, die als feucht-fröhliches Staatsgefängnis aus Fritz Reuters „Festungstid" bekannt ist. Auch Anno 9 war es dasselbe friedlich schlafende Nest, in dessen Zitadelle ein alter Major mit 60 Soldaten und mit einigen Hundert Gefangenen hauste. Diese Stätte gemütlichen Stillebens wurde nun am 15. von dem vorausgesandten Leutnant von Quistorp und zwei Kompanien überrumpelt, ohne jegliches Blutvergießen. Am nächsten Tage langte auch Schill mit seiner Hauptmacht dort an. Er befahl, die Festungswerke, so rasch es ging, in besseren Stand zu setzen, und ließ eine kleine Besatzung unter dem Leutnant von François zurück, dem wildesten aller Abenteurer in Schills Freischar. Er ist der Vater des Generalmajors von François, der als erster deutscher General 1870 bei Spichern gefallen ist, und der Oheim der bekannten Dichterin Luise von François. Ein Leben voller Liebesaffären und Duelle lag hinter ihm, er hatte schon eine Verurteilung zum Tode überstanden und war vor kurzem aus lebenslänglichem Kerker entwichen.

Da sich Schill nunmehr der See näherte, suchte er mit den Engländern in Verbindung zu treten. Zu diesem Zwecke schickte er zwei Offiziere ab, einen nach London, den anderen zu der englischen Ostseeflotte unter Admiral Saumarez. Keiner von ihnen erreichte sein Ziel. Sie wurden beide in Hamburg angehalten. Von den Engländern hat Schill nichts zu sehen und zu hören bekommen.

Auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Gebiet nun auf dem Wege nach Stralsund durchquert werden mußte, gehörte zum Rheinbund. Das Land wurde aber glimpflich behandelt, da der Fürst um Schonung seiner Untertanen gebeten hatte.

Doch schon zog sich das Gewitter über die kühnen Freischärler zusammen. Von Lüneburg her rückte der französische General Gratien, der in Diensten von Napoleons Bruder Ludwig stand, mit etwa 2500 Holländern an. Am 24. fiel ihnen Dömitz in die Hände, wobei das arme Städtchen in Brand geschossen wurde. François konnte sich durchschlagen, aber 30 Pikeniere gerieten in Gefangenschaft. Der feindliche General wollte ihnen fünfzig überzählen lassen. Die braven Jungen verlangten aber, als Soldaten lieber erschossen zu werden, worauf er sie ohne jede Strafe laufen ließ. General d'Albignac heißt der wackere Mann. Von Nordwesten her zogen Dänen unter General Ewald, ebenfalls in der Stärke von 2500 Mann, heran, um den Parteigängern den Garaus zu machen. Dänemark war ja mit Frankreich verbündet.

Schill mußte sich also beeilen, sein Ziel noch vor den Feinden zu erreichen. Am 23. zog er in Rostock ein. Rein militärisch betrachtet, beging er nun einen schweren Fehler. Anstatt alle seine Truppen für die Verteidigung von Stralsund zusammenzuhalten, schickte er einen Teil seiner Infanterie unter Leutnant Bärsch, dem sich dann auch François mit seinem aus Dömitz entronnenen Häuflein anschloß, zur See von Warnemünde nach Rügen. Es sollte ihr Glück werden!

Das politisch zu Schweden gehörige Stralsund war seit 1807 von Franzosen besetzt. Der halbverrückte König Gustav IV. Adolf dachte an keinen Frieden mit Napoleon, sondern hatte sich zum Überfluß auch mit Rußland und Dänemark in Kriege verwickelt. Die Verteidigungswerke der einst so starken und ganz von Wasser umgebenen Festung hatte Napoleon im letzten Winter schleifen lassen. Die Besatzung bestand aus einem mecklenburgischen Infanteriebataillon, 100 polnischen Ulanen und einer französischen Abteilung Artillerie. Der Gouverneur, General Candras, ging den heranrückenden Freischärlern bis an die Recknitz, die auf ihrem Unterlauf Vorpommern von Mecklenburg trennt, entgegen. Er stellte sich selber vorsichtshalber mit den Polen südwärts bei Triebsees auf, während er den 600 Mecklenburgern unter Major von Pressenthin die Verteidigung des graden Weges nach Stralsund, den Übergang bei Damgarten zuwies.

Viel mehr Truppen hatte Schill augenblicklich auch nicht bei sich, als er am 24. Mai auf die Mecklenburger stieß. Das Gefecht bei Damgarten wurde ganz anderer Art als das bei Dodendorf. Wenn die Mecklenburger Offiziere sich auch durch Ehre und Fahneneid für verpflichtet hielten, den Kampf gegen die deutschen Brüder aufzunehmen, so waren doch die guten Schweriner Rheinbundssoldaten durchaus nicht gesonnen, sich von den rabiaten Schillschen für den französischen Musjöh totschießen zu lassen, der währenddessen fern vom Schuß in aller Seelenruhe dejeunierte. In kurzem waren sie umringt, und beim Rückzug ließ sich eine Kompanie nach der anderen gefangennehmen. „Hurra, kommt zu uns, brave Deutsche!“ riefen die Schillschen und schwenkten ihnen die vollen Branntweinflaschen zu. „Das Gefecht endigte, wie wohl wenige endigen“, erzählt ein mecklenburgischer Offizier. Es löste sich in allgemeiner Verbrüderung auf, wobei man bald den Herzog von Mecklenburg, bald den König von Preußen hochleben ließ. Was nicht gefangen war oder zu Schill übertrat, war zersprengt. Die Straße nach Stralsund war frei.

Die französischen Artilleristen, die in der Stadt geblieben waren, waren am Morgen des 25. Mai gerade damit beschäftigt, den Einzug Napoleons in Wien (13. Mai) durch Kanonensalven zu feiern, — die Nachricht von Aspern (21. und 22. Mai) hatte die ferne Ostseeküste noch nicht erreicht. Da galoppierten die preußischen Husaren mit verhängten Zügeln in Stralsund ein. Fast ohne Ausnahme wurden die Franzosen, die sich in dem Zeughaus und in ihrer Kaserne mannhaft zur Wehr setzten, niedergehauen. Für sie gab es keinen Pardon. Eine Menge Geschütze, Pulver und sonstiges Kriegsmaterial wurde erbeutet.

Am 26. langte auch die Schillsche Infanterie an. Sofort wurden auch die Rügenschen Landwehren und tausend Bauern aufgeboten, um in Eile die Festungswerke wieder etwas herzustellen. Schill wußte, daß es jetzt auf Tod und Leben

ging. Er war nun in seinem Saragossa! In Eilmärschen rückten die Holländer und Dänen, die sich am 27. vereinigt hatten, unter dem Oberbefehl von Gratien heran. Kein englisches Segel zeigte sich in diesen Gewässern.

Schill lebte in den folgenden Tagen in fieberhafter Tätigkeit und Aufregung dahin. Leo von Lützow, der Bruder Adolfs, sprach ihm dringend zu, sich nicht in Stralsund einschließen zu lassen, sondern nach Rügen überzusetzen, das nur durch einen schmalen Meeresarm von der Stadt getrennt ist. Umsonst! Starrsinnig bestand Schill darauf, Stralsund müsse ein zweites Saragossa werden; und der letzte Warner verließ ihn, um sich zu den Österreichern zu schlagen. Die Stralsunder waren indessen keineswegs mit der ihnen zugedachten Rolle einverstanden. Auch die Erinnerung an ihre Vorfahren, die sich so heldenhaft gegen Wallenstein verteidigt hatten, erschien ihnen nicht zeitgemäß. Das waren Geschichten von vor zweihundert Jahren; inzwischen waren die deutschen Bürger friedliebender geworden.

Schon seit dem 29. streiften feindliche Kavalleriepatrouillen vor der Stadt. In der Nacht vom 30. auf 31. Mai — es war seine letzte Nacht — wird Schill nicht viel Schlaf gefunden haben. Er schrieb einen langen Bericht über seine Unternehmungen an den Erzherzog Karl, als dessen Untergebenen er sich gewissermaßen betrachtete. Der Brief ist in der Tat in seine Hände gelangt. Schill sprach darin die Hoffnung aus, „daß sich das demolierte Stralsund, gleich einem anderen Saragossa, nicht allein gegen die anrückenden 6000 Mann, sondern auch gegen ein größeres Korps zeigen wird“. Er bat dringend, dahin zu wirken, daß ihm „bald, sehr bald eine solide Unterstützung von den Engländern werden möge“.

Am Morgen des 31. Mai in aller Frühe standen die Feinde vor der Stadt. Stralsund hatte drei Tore nach der Landseite: das Kniepertor nach Norden, das Frankentor nach Süden, das Triebseeser Tor nach Westen. Alles in allem hatte Schill etwa 2000 Mann von sehr verschiedenem Werte, nur die Hälfte wird man als wirkliche Soldaten rechnen können; die Feinde, lauter reguläre Truppen, 5000 bis 6000 Mann stark, waren ihm also mehrfach überlegen.

Der erste Angriff — es war ein Scheinangriff — galt dem Triebseeser Tor. Bei dem Gefecht, das sich hier entwickelte, war auch Schill zugegen. Bald aber wandte der Feind seine Hauptmacht dem Kniepertor zu, dessen vorgelagerte Wälle zuerst von der Artillerie unter Feuer genommen und dann von den Holländern erstürmt wurden. Dann wurden die Kanonen von hier aus auf das Tor selbst gerichtet. Etwa um ein Uhr befahl Gratien den holländischen Grenadieren den Sturm. Er gelang beim zweiten Anlauf, und hinter den Schillschen stürmten die Holländer mit in die Stadt ein, wobei der Generalleutnant Carteret durch einen Schuß aus einem Keller tödlich getroffen wurde. Auf die Kunde, daß das Kniepertor gestürmt werde, jagte Schill durch die Stadt nach dieser Seite. Als er vorbeigaloppierte, rief ihm sein alter Waffengefährte von Kolberg, Hans von Brünnow, der mit den Husaren zwecklos auf dem Neumarkt hielt, zu, es sei höchste Zeit, die Reiterei durch das Triebseeser Tor ausfallen zu lassen. Schill lehnte es ab, konnte aber das Kniepertor nicht mehr retten. Die Feinde waren schon in der Stadt. In kurzem waren auch die beiden anderen Tore, und zwar von innen her, von den Gegnern genommen. Ein sinnloses Würgen hatte begonnen und war nicht mehr einzuhalten.



Schill suchte den Tod. Nur ein paar Husaren vermochten, dem wilden Jäger zu folgen. Einem seiner Offiziere, der ihn fragte, wohin der Rückzug zu gehen habe, rief er zu: „Wollt und könnt ihr euch retten, so tut es! Wollt ihr aber sterben, so sterbt mit mir!“ Er blutete schon aus einem Schuß in den linken Arm. Nur sein Trompeter war noch hinter ihm.

Da traf er auf seinem tollen Hin- und Hergaloppieren auf das 9. holländische Infanterieregiment, das mit klingendem Spiel einzog. „Hund, bestell mir Quartier!“ schreit er den Obersten an, spaltet ihm den Schädel, und wie der Blitz ist er davon. Schüsse krachen ihm nach, einer trifft ihn im Hinterkopf. Er schwankt im Sattel. Da fallen ihn zwei dänische Husaren von vorn an. Ein Säbelhieb über die Stirn streckt ihn zu Boden. Es war in der Fährstraße, hinter dem St. Johanniskloster. Ein Medaillon mit Bildnis und Inschrift am nächsten Hause bezeichnet heute die Stelle. Die Leiche wurde auf das Rathaus getragen und auf eine Fleischerbank gelegt.

Allmählich hatte sich der Straßenkampf ausgetobt. Es mochte etwa zwei Uhr sein. 500 Mann, halb Husaren, halb Infanterie, hatten sich, von Brünnow geführt, durch das Frankentor einen Weg ins Freie gebahnt. General Gratien ließ sie, nachdem er ein Abkommen mit ihnen getroffen, unbehelligt nach der preußischen Grenze abziehen. Blücher nahm die versprengte Schar auf und empfahl sie der Gnade des Königs. Auch die Abteilung des Leutnants Bärsch konnte zu Schiff das Vaterland wieder erreichen, sie landete am 1. Juni in Swinemünde. So sammelten sich nach und nach alle dem Tod oder der Gefangenschaft entgangenen Reste von Schills Schar in Blüchers Gewahrsam. Wie der Alte über sie und ihren gefallenen Führer dachte, ergibt sich aus einem Briefe an einen Freund, aus dem eine Stelle in Blüchers urwüchsiger Orthographie wiedergegeben sei: „Schill ist als ein braver Mann Gestorben, seine Collegen haben gleichfalls braff gethan, und haben sich ohne weitteren in meinen Schutz begeben, ich habe sie trotz allem waß da wider wahr angenommen. 900 man Infanterie und 240 Man Kavallerie sin in meine verwahrung. um ihre begnadung habe ich am König geschrieben, sie sind so wohl Offizier als Unterofficir und gemeine schuldloß.“

Trotz Blüchers Fürbitte sprach das Kriegsgericht über sie und verurteilte eine Reihe von Offizieren zu Festungshaft. Neun frühere Schillsche Offiziere konnten sich zum Herzog von Braunschweig-Öls durchschlagen und machten dann im Juli und August mit der schwarzen Schar noch einen ähnlichen Ritt quer durch Deutschland mit, der aber glücklicher endigte. An der Wesermündung wurden die schwarzen Reiter von den Engländern aufgenommen, um nunmehr in Spanien den Kampf gegen Napoleon fortzusetzen. Andere wieder finden wir 1813 in Lützows „wilder, verwegener Jagd“ als Theodor Körners Kameraden wieder. 14 von Schills Getreuen wurden in der Folgezeit Generäle, einer sogar Chef des preußischen Generalstabs. Es waren also die Schlechtesten nicht, die ihm gefolgt waren.

Ein letzter Blick auf das blut- und greuelerfüllte Stralsund!

Die Zahl der auf beiden Seiten Gefallenen ist nicht zu ermitteln. Am nächsten Tag bestatteten die Holländer und Dänen ihre Toten mit militärischen Ehren, die gefallenen Preußen wurden ohne Sang und Klang verscharrt. Die Leiche Schills aber wurde geschändet. Ein holländischer Oberstabsarzt trennte das Haupt

kunstgerecht ab und steckte es in ein Glas mit Spiritus. So wurde es, nach Barbarenart, als Siegeszeichen mitgenommen und dem König Jérôme in Kassel überreicht, der nun seine 10 000 Franken den Holländern zahlen mußte. Die blutige Trophäe kam in die anatomische Sammlung eines Professors der Universität Leyden. (Erst im Jahre 1837 konnte das unglückliche Haupt in deutscher Erde seine Ruhe finden.) Der Rumpf wurde am Abend des 1. Juni auf einem mit Stroh bedeckten Wagen zu demselben Kniepertor hinausgefahren, durch das am Tage zuvor die Feinde hereingestürmt waren. Draußen, auf dem Vorstadtkirchhof, wurde er ohne Sarg in die Erde geworfen. „Il doit être enterré comme un chien", äußerte der holländische Platzkommandant bei dieser Szene. Erst 1838, am 25. Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, wurde das Grab durch eine eiserne gegossene Platte bedeckt, mit der Inschrift: Magna voluisse, magnum. Heute steht außerdem ein mächtiger Grabstein mit einem Medaillonbildnis Schills über dieser Stätte.

Wohl denen, die gefallen waren! Das Schicksal der Gefangenen war erbarmungslos und grauenhaft. An ihnen sollte ein Exempel napoleonischer Rache statuiert werden. Es waren 12 Offiziere und 557 Mann. Bereits am 4. Juni wurde einer von ihnen, der frühere schwedische Leutnant Peterson, der erst in Stralsund in Schills Dienste getreten war, erschossen.

Am 9. und 10. zogen die Truppen des Generals Gratien aus der Stadt ab und nahmen die Gefangenen mit sich. Am 16. kam der Zug in Braunschweig an. Manchem wurde von den wackeren Bürgern zur Flucht verholfen, bis der Gouverneur drohte, die Stadt plündern zu lassen. Von denjenigen Unteroffizieren und Soldaten, die westfälische Untertanen gewesen, wurden 14 an der Zahl ausgelost und am 17. Juli zum Tod verurteilt, weil sie „die Waffen gegen ihr Vaterland (!) getragen". Damit die Hinrichtung mehr Eindruck mache, wurde sie auf drei Tage verteilt. Am 18., 20. und 22. Juli wurden sie zu 7, 4 und 3 Mann nach dem Leonhardsplatz hinausgeführt und erschossen. „Wir fochten als brave Soldaten. Gleich ist es, ob wir in der Schlacht oder hier fallen. Ehrenvoll sterben wir immer!" So sprach einer von ihnen, der Wachtmeister Friedrich Bandau. So sind sie auch gestorben. Auch ihrer hat das Vaterland nicht vergessen. 1837 wurden ihre Gebeine feierlich in Särge gebettet und das wiedererlangte Haupt ihres Führers in ihrer Mitte bestattet. Aus Beiträgen der gesamten preußischen Armee wurde 1840 eine Kapelle errichtet. König Ludwig I. von Bayern stiftete eine Bronzebüste Schills, die auf vier aufgerichteten Kanonenrohren ruht. Erzherzog Karl schenkte sein Bildnis, die Stadt Braunschweig das des „schwarzen" Herzogs, der bei Quatrebras 1815 gefallen, Innsbruck das Hofers. Mancherlei Schill-Reliquien kamen hinzu, so daß die Kapelle nunmehr eine Ruhmeshalle der Helden von 1809 ist. Die Glocke wird nur an den Erinnerungstagen geläutet.

Das halbe Tausend gefangener Mannschaften wurde auf Befehl Napoleons nach Frankreich gebracht. Manch einer ließ sich in die französischen Fremdenregimenter — übelsten Rufes — einstecken, die Vorläufer der heutigen Fremdenlegion. Die große Masse aber wurde auf die Galeeren von Brest, Cherbourg, Toulon und Marseille geschleppt, wo sie elend verschmachteten. Was noch lebte, wurde erst beim Sturze Napoleons 1814 befreit.

Am erschütterndsten ist das Schicksal der elf Schillschen Offiziere. Sie wurden zunächst von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt. In Mainz kamen sie in die Zellen, in denen Schinderhannes und seine Gesellen gesessen hatten; als gemeine Straßenräuber wurden auch sie behandelt. In Geldern ließ der Gefängniswärter, der von vaterländisch gesinnten Einwohnern bestochen worden war, den Schlüssel in ihrer Zelle liegen, — um ihn am andern Morgen aus ihren Händen zurückzuempfangen. „In der Zitadelle von Wesel wird man keine Schlüssel mehr verlieren!" sagte er, wehmütig lächelnd.

Dorthin kamen sie Mitte August. Vergeblich hatte sie ihr König als preußische Untertanen zur Verurteilung ins Vaterland zurückgefordert. Um so fester klammerten sich die Unglücklichen an eine andere Hoffnung. Einer von ihnen, der Leutnant Leopold Jahn, war mit einer Reichsgräfin von Pappenheim verheiratet, deren Familie mit dem bayrischen Hofe in engster Beziehung stand. Er hoffte bestimmt, daß die Verwandten seiner Frau alles in Bewegung setzen würden, um ihnen allen durch bayrische Vermittelung die Freiheit wieder zu verschaffen. Sie gaben sich das Versprechen, nicht durch Fluchtversuche das Befreiungswerk zu gefährden, sondern zusammenzubleiben. Das war der Grund, warum sie die ihnen mehrfach gebotene Gelegenheit zu entfliehen nicht benutzten. Sie sollten eine fürchterliche Enttäuschung erleben!

In den Kasematten von Wesel erwarteten sie die Entscheidung. Sie kam mit dem Befehle Napoleons, „de les fusiller avec éclat". Es war also nur ein Scheinwerk und eine reine Formalität, daß ein Kriegsgericht über sie verhandelte. Das Urteil war genau so im voraus gesprochen wie bei dem Herzog von Enghien auch. Was half es, daß ihr Verteidiger, Rechtsanwalt Perwez aus Lüttich, vollkommen einwandfrei nachwies, daß bei ihnen von Straßenräuberei, deren sie von der Anklage bezichtigt wurden, gar keine Rede sein könne! Am 16. September, früh neun Uhr, hatte die Sitzung begonnen, um zehn war das Urteil schon gesprochen. Es lautete auf Tod „wegen Diebstahls mit offener Gewalt". Fast in demselben Augenblick war es in französischer und deutscher Sprache an allen Straßenecken angeschlagen.

Mit leuchtenden Augen und erhobenem Antlitz verließen die Elf den Sitzungssaal. Um halb zwölf wurde ihnen das Urteil in ihrem Gefängnis verlesen. Noch eine Stunde hatten sie Zeit, um an ihre Lieben zu schreiben. Um ein Uhr wurden sie, zu zwei und zwei aneinandergefesselt, auf den Richtplatz hinausgeführt, eine Wiese an der Lippe. Der älteste von ihnen, Jahn, war 31, der jüngste, Leutnant Karl von Keffenbrink, 17 Jahre alt.

Ein Kommando von 66 französischen Artilleristen trat ihnen gegenüber, sechs Schüsse waren also für jeden der Verurteilten bestimmt. Die letzte Bitte der Helden war, das Urteil nicht noch einmal zu verlesen und ihnen die Augen nicht zu verbinden. Zum letztenmal umarmten sie sich mit den ungefesselten Armen, dann entblößten sie sich Hals und Brust und riefen den Franzosen zu, gut zu zielen. „N'ayez pas peur! Les canonniers français tirent bien!" war die Antwort. — „Es lebe unser König, Preußen hoch!" — Dann warf Ernst von Flemming als Kommando seine Mütze hoch. In diesem Augenblick krachte die Salve. Als der

Pulverrauch sich verzogen, stand einer noch aufrecht. Es war Albert von Wedell; der eine Arm zerschmettert, mit dem andern an seinen neben ihm erschossenen Bruder Karl gebunden. Eine neue Sektion mußte vortreten. „Zielt besser!" und von elf Schüssen durchbohrt stürzte er über die Leiche des Bruders hin. (Es ist die Szene, die auf Adolf Herings bekanntem Gemälde ergreifend schön dargestellt ist.)

In den Zeiten der Fremdherrschaft wurden die Gräber der Elf häufig von unbekannten Händen mit Blumen geschmückt. Seit 1834 aber erhebt sich dort ein feierlich schönes Denkmal, von Schinkels Meisterhand entworfen und von Spenden der ganzen preußischen Armee gestiftet. „Sie starben als Preußen und Helden am 16. September 1809." So lautet die Inschrift.

Fast täglich, wenn es die Witterung erlaubte, kam eine Dame in Trauer an die Schill-Kapelle in Braunschweig, um ihren Erinnerungen nachzuhängen. Es war die alte Kammerherrin Philippine von Cramm, geb. von Griesheim, die einst die Braut Alberts von Wedell gewesen. Als die „Veteranin aus großer Zeit", wie sie die Braunschweiger nannten, 1881 starb, wurde sie mit militärischen Ehren zu Grabe getragen. Ihre Briefe aber, aus kurzem Brautglück und langer Trauer, die uns vor einigen Jahren geschenkt worden sind, ergreifen durch ihre kunstlose Wahrhaftigkeit wie selbsterlebte Freuden und Leiden.

Nur zwei von den Schillschen Offizieren, die den Franzosen in die Hände gefallen waren, entgingen dem Tode. Es war der Leutnant Zaremba und ein dritter von den Wedellschen Brüdern, Heinrich von Wedell. Beide waren bereits bei Dodendorf verwundet und gefangengenommen worden. In Montmedy wurden sie den Elfen vorgeführt, die sie aber, um sie zu retten, nicht zu kennen behaupteten. Heinrich von Wedell kam auf die Galeeren von Cherbourg, wo er auf den Schultern mit dem schändenden T F (Travaux forcés, Zwangsarbeiter) gebrandmarkt wurde. 1812 gelang es, seine Entlassung zu erwirken. In den Befreiungskriegen zeichnete er sich mehrfach aus. 1852 wurde er Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., der ihn während des Krimkrieges in diplomatischer Sendung zu Napoleon III. nach Paris sandte. Hier erhielt der ehemalige Galeerensträfling das Großkreuz der Ehrenlegion; ein Fall, der wohl einzig sein wird.

Leutnant Zaremba, der erklärt hatte, von Schill zum Dienst bei ihm gezwungen worden zu sein, wurde den Elfen in Wesel, kurz vor ihrem Tode, nochmals gegenübergestellt. Sie konnten wahrheitsgemäß verneinen, daß er in Stralsund mitgekämpft. Zwei Jahre lang saß er noch auf der Zitadelle, bis er bei der Anwesenheit Napoleons in Wesel, am 31. Oktober 1811, begnadigt wurde, auf eindringliche Fürsprache des holländischen Generals van Hogendorp, der früher im preußischen Heere gestanden und nun des Kaisers besonderes Vertrauen genoß.

Das war das Schicksal Schills und seiner Getreuen.

Auch für sie, die für das Vaterland in den Tod gegangen sind, bittet der Sänger und der Held von 1813:

„Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"





Christentum und Kirche

Auf Wanderungen habe ich mitunter die aus dem Gelände aufragenden Kirchtürme gezählt; in meiner norddeutschen Heimat kenne ich einen Hügel, von wo aus man mehr als zwanzig sieht. Von einer Anhöhe der Brianza zählte ich in dem übersehbaren Stück der lombardischen Ebene deren etwa fünfzig. Diese Kirchtürme sind Wahrzeichen für das metaphysische Bedürfnis des Volkes. Sie zeigen zugleich, wie dies Bedürfnis für die Mehrzahl der Menschen, wenigstens der Bewohner des platten Landes, befriedigt wird. Daran haben Tagespresse, Volksversammlungen und Fortschritte der Wissenschaft, in bezug auf die Gebildeten eine gewaltige Literatur, nicht viel geändert. Auch wer in der Kirche nicht die Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse sucht, wohnt doch in ihrem Schatten und nimmt unwillkürlich seinen Anteil an den Segnungen der Religion und des Christentums. Der greise Apostel Johannes hat diese Segnungen zusammengefaßt in dem Gebote: Kindlein, liebet euch untereinander! Die christliche Kirche ist die großartigste geistige Organisation, in die wir seit unserer Geburt hineingestellt sind. Daher braucht man nicht gerade theologische Neigungen zu haben, um für die Kirche Interesse zu fühlen und Verständnis zu suchen. Daß man, um dies Verständnis zu erlangen, die Kirche historisch begreifen muß, liegt klar auf der Hand. Nicht nur eine Analyse des inneren Wesens der Kirche, nicht nur ihr Werdegang von den ersten Anfängen bis in die Gegenwart hinein, sondern die tausenderlei Fäden, durch welche sie mit allen Seiten menschlichen Lebens und menschlicher Arbeit verknüpft ist, fordern unser Interesse heraus. Darum sind wir Laien auch durch die Lektüre eines rein kirchengeschichtlichen Werkes schwer zu befriedigen; wir fordern mindestens eine Ergänzung des Bildes vom Standpunkte des profanen Historikers, der den Zusammenhang der Kirchengeschichte mit dem allgemeinen historischen Prozesse darlegt und die Rolle schildert, welche die Kirche darin spielt.

Es ist mir interessant, daß ich mich in diesem Wunsche mit einem andern Naturforscher begegne, mit Äußerungen, die der ausgezeichnete Physiologe Adolf Fick in seinen lesenswerten „Betrachtungen über das Christentum" (Gesammelte Schriften von A. Fick, Bd. IV, S. 305 ff.; Würzburg 1906, Stahel) getan hat. Fick beklagt sich darin über zwei unserer bedeutendsten Historiker, über Mommsen und über Ranke; vom ersteren sagt er, er habe eine Geschichte der römischen Provinzen in den ersten drei Jahrhunderten geschrieben, und das heiße, vom universalhistorischen Standpunkte betrachtet, eigentlich doch nichts anderes, als eine Geschichte der Ausbreitung des Christentums schreiben, denn das sei die Geschichte der römischen Provinzen in dieser Zeit, sie seien doch die Keime der christlichen Staaten der Gegenwart. In dieser ganzen Geschichte sei aber vom Christentum fast mit keinem Worte die Rede, und aus dem Schweigen Mommsens gehe deutlich hervor, daß er die Ausbreitung des Christentums für eine historische

Tatsache von untergeordneter Wichtigkeit halte. Von Rankes Weltgeschichte ist Fick nicht minder enttäuscht. Von der Ausbreitung des Christentums sei neben den Staatsaktionen kaum die Rede, und von einem Einfluß des Christentums auf den Gang der Kultur sei vollends nichts zu spüren, während die Ausbreitung des Islam durch Stammesfürsten und Kriegsleute mit wirklicher Meisterschaft und Liebe ausgeführt sei.

Dem von A. Fick beklagten Mangel wird abgeholfen durch ein kürzlich erschienenes höchst interessantes Buch von Karl Jentsch: Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Leipzig 1909, Haberland; 736 S., Preis 10 M), ein Werk, das in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen sollte.

K. Jentsch, ursprünglich katholischer Theologe, doch seit 33 Jahren, wie er selbst erzählt, aus der Kirche ausgeschieden, gehört durch sein ausgebreitetes Wissen auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Kultur und durch seine Gabe ebenso fesselnder wie kraftvoller Darstellung zu den hervorragenden Schriftstellern der Gegenwart. Er nennt im Vorwort seinen Gegenstand den würdigsten, den es gibt, und sich selbst keinen Gelehrten, sondern nur einen Denker, der viel gelesen habe, und der nicht für Gelehrte schreibe, sondern für denkende Gebildete, denen gleich ihm die Zukunft unseres Volkes am Herzen liegt. Sein Standpunkt ist im wesentlichen ein kulturgeschichtlicher. Er ragt über den des Kirchenhistorikers und den des Historikers hinaus, er zieht vielfach anscheinend entlegene Gesichtspunkte heran, wie den des Volkswirts und den des Biologen. Trotz rückhaltloser Geißelung ihrer Fehler und Irrtümer zeigt sich Jentsch doch von Achtung, ja von Liebe zu seiner Kirche erfüllt. Daß es in seinen Darlegungen nicht ohne eine gewisse Bevorzugung der katholischen Konfession vor der evangelischen abgeht, ist bei der Erziehung des Verfassers nicht zu verwundern. Wenn es einerseits für uns Protestanten lehrreich ist, die Zustände unserer Konfession durch einen freisinnigen Katholiken beleuchtet zu sehen, so werden vermutlich alle protestantischen Leser mir zustimmen, daß Jentsch dem Protestantismus nicht ganz gerecht wird; dies sei gleich zum voraus bemerkt. Damit soll aber der größten Anerkennung für das verdienstvolle Buch kein Abbruch geschehen, und gerade protestantischen Lesern sei es warm empfohlen.

Das Buch gliedert sich in die drei durch den Titel angedeuteten Abschnitte und weiter in 25 Kapitel. Im ersten Abschnitte findet man, der Hauptsache nach, in glänzender Darstellung, was A. Fick bei Mommsen und Ranke vergebens suchte. Das Wesen des Christentums bezeichnet Jentsch u. a. mit folgenden Worten: „Die Lehre des Christentums ist nicht Mythologie, nicht ein System von Zeremonien, sondern eine ebenso einfache als erhabene Metaphysik in Verbindung mit der vollkommensten Sittenlehre und den Anfangsgründen der Geschichte." — „Christus verpflichtet uns, alle Menschen als wirkliche Menschen anzusehen und zu behandeln. Er setzt den einzelnen Menschen in das richtige Verhältnis zu Gott, zur Natur, zu allen andern Menschen, insbesondere zu Weib und Kind. Damit ist der volle Begriff, das klare Bewußtsein der Menschheit, des Menschentums, der Humanität gegeben und damit auch die Möglichkeit, diesen Begriff zu verwirklichen. Er wurde in den altchristlichen Gemeinden verwirklicht." (S. 75. 77. 78.) Demgegenüber steht dann der Satz: „Die Form der Herrschafts- und der Abhängigkeitsverhältnisse wird nicht durch Ideen, Theorien und Religionen, sondern durch die Wirtschaftsverfassung und den Kulturzustand bestimmt. Ideen und Religionen können einwirken, aber nicht entscheiden" (S. 79). Dies wird in vortrefflicher Weise an der Hand der Wirtschaftsgeschichte der ersten Jahrhunderte näher ausgeführt, besonders im Hinblick auf die allmähliche Abschaffung der Sklaverei, wobei er die Bewirtschaftung der Großgüter durch gefesselte Sklaven für die elendeste aller Wirtschaftsarten erklärt. „So weit ist das christliche Bewußtsein, das christlich bleibt, mag es sich auch als atheistische Humanität gebärden, zur Herrschaft gelangt in der Kulturwelt, daß wir vor der Wiedereinführung der Sklaverei in der starren und empörenden Form des römischen Rechts sicher sind" (S. 91). Mit besonderer Wärme schildert Jentsch das Wirken und die Persönlichkeit Augustins in ihrer gewaltigen, alle überragenden Größe. Augustin er-

hob die Theologie zur Universalwissenschaft, in deren Rahmen er zugleich Psychologe, Pädagoge, Ästhetiker, Geschichtsphilosoph, Erkenntnistheoretiker und Metaphysiker war; daneben gilt er ihm allerdings auch als Vater der Unduldsamkeit und der Ketzerverfolgungen. Aus der Zeit der Völkerwanderung hebt Jentsch drei Männer: Severin, Benedikt und Gregor, hervor und sagt: „In ihnen offenbart sich eine der neuen Kräfte, die das Christentum der Menschheit eingepflanzt hat: die Kraft des gläubigen Christen, ohne Anspruch auf irdischen Lohn, ohne Hoffnung auf Ruhm, ja ohne Aussicht auf Erfolg unter den widerwärtigsten Umständen einfach jeden Tag seine Pflicht zu tun, wie sie ihm die Umstände auferlegen“ (S. 119). Und von Karl dem Großen heißt es: „Sollen geistige Bestrebungen einen dauerhaften Erfolg für das Ganze haben, so müssen sie organisiert, miteinander in Zusammenhang gebracht werden. Der Gewaltige, der die zerstreuten und in der Isolierung fast hoffnungslos ringenden Kräfte sammelte, auf festen Grund stellte und ihnen einen Stoß nach vorwärts gab, war Karl der Große.“ (S. 124.) „Die Kapitularien sind einem christlich fühlenden Herzen, einem alle Verhältnisse überschauenden großen Geiste entsprungen, bekunden tiefe Lebensweisheit und dienen keinem Nebenzweck, sondern lediglich den Bedürfnissen des Volkes. Die Erziehung des Volkes zur Ordnung, Züchtigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit — das wird man doch wohl Volksbildung nennen dürfen?“ — „Das Große ist, daß er wirklich auch an die Volksschule gedacht hat, an allgemeine Schulung der Kinder des Volkes mittelst Schulzwang!“ (S. 128. 131.)

Ich denke, diese Ausführungen werden genügen, um die Schreibweise des Verfassers zu kennzeichnen. Im zweiten Abschnitt behandelt Kapitel 12 Rationalismus und Aufklärung; 13. Die Romantik, die Restauration und die katholische Renaissance; 14. Der Ultramontanismus besiegt den Romantizismus; 15. Protestantische Theologie und evangelische Kirche in Deutschland; 16. Der gegenwärtige Kampf der Konfessionen in Deutschland; 17. Religiös-kirchliche Zustände in den übrigen Ländern. Der dritte Abschnitt enthält folgende Kapitel: 18. Kann der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben? 19. Der Offenbarungscharakter des Christentums; 20. Es gibt keine unfehlbare Lehrautorität, der Dogmatismus und Orthodoxismus sind Verirrungen; 21. Kritik der wichtigen Dogmen; 22. In welchem Sinne die katholische Kirche zu reformieren ist; 23. Katholische Ethik; 24. Askese und Mystik; 25. Ausblick in die Zukunft.

Alle diese Ausführungen des Verfassers sind interessant und lehrreich; die zweite Hälfte von Kapitel 23 hätte ich allerdings lieber anders gestaltet oder ganz weggelassen gesehen.

J. Reinke



Gogols „Tote Seelen“ und die russische Zensur

Der 100. Geburtstag Nikolai Gogols hat einen Mitarbeiter der „Frankf. Ztg.“ an eine der köstlichsten Episoden in der Geschichte der russischen Zensur erinnert: an das Verbot, mit dem sie seinerzeit das große Werk Gogols, die „Toten Seelen“, belegt hat. In einem Briefe (vom 7. Januar 1842), den Gogol an seinen Freund Pletnew richtete, beschreibt er die Sitzung des Zensurkomitees, in der die „Toten Seelen“ verboten wurden:

. . . Der Schlag, der mich trifft, kommt nicht unerwartet. Das ganze Manuskript wird verboten. Die Angelegenheit verlief folgendermaßen. Ich überreichte mein Manuskript dem Zensor S., der ein bißchen klüger ist als die andern, unter der Bedingung, daß, falls er im Schriftstück auf irgendwelche bedenklichen Stellen stoßen sollte, er mich auf diese aufmerksam mache, damit ich die nötigen Korrekturen anbringe, bevor das Ding nach Petersburg abgehe. Nach zwei Tagen verkündete mir S. mit feierlicher Miene, daß das Manuskript einen günstigen Eindruck mache, sowohl in bezug auf seine Tendenz als auch auf die Wirkung, die die

Erzählung hervorbringe, und daß außer einer Seite und ein paar Namen, die abzuändern wären, nichts darin den Einspruch auch des strengsten Zensors herausfordern könne. Genau dasselbe sagte er auch den andern. Plötzlich hat aber jemand den Herrn G. aus dem Konzepte gebracht, und ich erfahre, daß er mein Manuskript dem (Moskauer) Zensurkomitee vorgelegt. Nun bereiteten die Herren vom Komitee meiner Arbeit einen derartigen Empfang, als ob sie schon im voraus gegen diese aufgewiegelt worden wären, und spielten Komödie; denn alle Einwände, die erhoben wurden, waren die reinste Komödie. Kaum hat G., der den Präsidentensessel einnimmt, den Titel die „Toten Seelen“ gehört, so ruft er mit dem Tone eines alten Römers: „Nein, das werde ich nie gestatten, die Seele ist unsterblich, es gibt keine toten Seelen, der Autor greift die Unsterblichkeit der Seele an.“ Nur mit Mühe begreift endlich der kluge Präsident, daß es sich um einen technischen Ausdruck handelt, um die Revisionsseelen, die in den Steuerlisten geführt werden. Kaum aber hat er es begriffen und mit ihm seine Kollegen, so wird der Radau noch ärger. „Nein,“ ruft der Präsident und mit ihm die Hälfte der Zensoren, „nein, das ist noch viel ärger. Das kann man nicht gestatten. Wenn im ganzen Buch nur das eine Wort ‚Revisionsseele‘ stände, müßte man es verbieten. An dem Institute der Leibeigenschaft darf nicht gerüttelt werden.“ Jetzt endlich wurde es Herrn G. klar, daß man doch zu weit gehe. Er begann die Zensoren zu versichern, daß er das Manuskript gelesen habe und daß es auch nicht die geringste Anspielung gegen das System der Leibeigenschaft enthalte; nicht einmal die üblichen Ohrfeigen, wie sie in anderen Erzählungen den Leibeigenen ausgeteilt werden, kämen darin vor. Hier handle es sich um eine ganz andere Sache, um ein komisches Mißverständnis der Verkäufer und um die subtile Schlauheit des Käufers und schließlich um den allgemeinen Wirrwarr, der durch den seltsamen Kauf hervorgerufen wird. Man habe es mit einer Reihe von Charakteren, mit dem inneren Leben Rußlands und einiger seiner Bewohner, mit einer Anzahl von ganz harmlosen Sittengemälden zu tun. Alle diese Einwände halfen aber gar nichts. „Das Unternehmen Tschitschikows ist ein Kriminalverbrechen“, begannen alle zu schreien. „Der Autor beschönigt es übrigens nicht,“ bemerkte ein Zensor. „Ja, beschönigen tut er es nicht,“ riefen die anderen, „aber er macht Reklame dafür. Andere werden sich daran ein Beispiel nehmen und ebenfalls „tote Seelen“ einkaufen. Sie sehen also, zu welchem Gerede meine Arbeit Anlaß gegeben hat! Das sind aber die Ideen asiatischer Zensoren, alter Leute, die am Ende ihrer dienstlichen Laufbahn angelangt sind und aus ihren vier Wänden nicht herauskommen. Jetzt will ich Ihnen aber ein Muster von dem Geschwätze der Zensoren geben, die Anspruch darauf erheben, Europäer genannt zu werden. Das sind junge Leute, die im Auslande gewesen sind. „Was sie auch sagen mögen — der Preis, den Tschitschikow für die ‚toten Seelen‘ zahlt, — zwei Rubel fünfzig Kopeken pro Stück — empört jedes rechtliche Gemüt,“ bemerkte einer dieser Herren. „Das menschliche Gemüt sträubt sich gegen etwas derartiges. Wenngleich diese Summe nur für einen Namen bezahlt wird, der auf dem Papier steht, so bedeutet doch immerhin dieser Namen eine Seele, eine menschliche Seele; sie hat einmal gelebt, sie hat existiert . . . Nein, so was hätte man sogar in England oder in Frankreich nicht erlaubt. Kein Ausländer wird mehr nach Rußland kommen wollen, wenn wir derartiges gestatten . . .“ Das sind die Hauptpunkte, auf die man sich gestützt hat, um mein Manuskript zu verbieten. Ich will Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen mit der Aufzählung verschiedener anderer Einwände, die gegen meine Arbeit erhoben wurden. An einer Stelle des Manuskripts heißt es z. B., daß ein Gutsbesitzer sich ruiniert hat, indem er sich ein Haus in Moskau nach der neuesten Mode eingerichtet hat. „Sehn Sie,“ bemerkte bei dieser Gelegenheit ein Zensor, „auch der Kaiser baut sich in Moskau ein Schloß . . .“ Und daran knüpfte sich ein Gespräch, wie man es wohl nirgends in der Welt gehört hat und das ich mich schäme zu wiederholen. Die Angelegenheit endigte damit, daß das Manuskript verboten wurde, obgleich das Komitee nur drei oder vier Stellen gelesen hatte. —

Echt russisch ist auch, was russische Blätter aus Anlaß des Gedenktages zur Entstehungsgeschichte der „Toten Seelen" beigebracht haben.

In der Nähe des kleinen Gutes Janowtschina, wo Gogol seine Kindheit verbracht hat, soll ein kleiner Gutsbesitzer Piwinski gelebt haben, dessen ganzer Reichtum in 7 Kindern, 30 Leibeigenen und 200 Deschjätinen Land bestand. Der reichte nicht aus, um ihn zu ernähren, und so verdiente er sich sein Brot mit dem Betriebe einer kleinen Branntweinbrennerei. In den zwanziger Jahren nun verbreitete sich unter den Landbewohnern das Gerücht, daß in Zukunft nur diejenigen eine Brennerei besitzen dürften, die über 200 „Seelen" ihr eigen nennten. Herr Piwinski sah sich im Geiste schon völlig ruiniert, denn es drohte ihm das Unglück, seine einzige Erwerbsquelle zu verlieren. Da verfiel er auf einen genialen Gedanken: Er lud seinen Wagen mit den schönsten Branntweinfässern, fuhr von Gut zu Gut und handelte „Tote Seelen" für den Branntwein ein, für die er dann, wie es sich gehörte, dem Staate die entsprechenden Abgaben zahlte. Gogol hat natürlich diese Geschichte gekannt und sie einmal Puschkin erzählt, und der ist es dann gewesen, der ihm den Rat gab, sie zu einer Geschichte zu verwenden. Aus ihr ist dann der Roman „Tote Seelen" entstanden.



Titel ohne Mittel

Ein römischer Gelehrter hat die Entdeckung gemacht, daß dem P a p s t e auf Grund irgendeines vergilbten Dokumentes das Recht zusteht, sich „König von Bosnien" zu nennen und sich als den Herrn jenes Landstriches anzusehen, dessen Schicksal erst kürzlich so viel von sich reden machte. Aber diese Entdeckung, meint die „Berliner Volkszeitung", wird schwerlich zur Vermehrung der Balkanwirren beitragen. Denn es ist ein sehr alter und sehr harmloser Brauch, daß die Souveräne sich Titel beilegen, die sie zu ewigen Unruhestiftern stempeln würden — wenn ihnen ernsthafte Prätentionen zugrunde lägen. Die Monarchen des zivilisierten Europa ähneln in dieser Hinsicht ein wenig jenen des Morgenlandes, die sich die Herrschaft über die ganze Welt anmaßen, wie der Schah von Persien, der sich als dem „König der Könige" huldigen läßt. Wobei gleich bemerkt sein mag, daß der jeweilige König von Portugal offiziell „durch Eroberung, Schiffahrt und Handel Herr von Äthiopien, Arabien, Persien und Indien" zu sein vorgibt.

Stolze Worte, aber auch nichts als Worte! Sie erinnern an verschwundenen Glanz, genau wie einige der Würden, die dem Könige Alfons XIII. von Spanien zukommen: „König beider Sizilien, von Jerusalem und Gibraltar, von Ost- und Westindien, Herzog von Burgund, Brabant und Mailand."

König von Jerusalem ist auch, um noch einige dieser fürstlichen Späße zu erwähnen, jeder Kaiser von Österreich, als Nachfolger der deutschen Kaiser, sintemalen Friedrich II. von Hohenstaufen, als Schwiegersohn des letzten Königs, Johann von Brienne, die Krone des von Gottfried von Bouillon gegründeten Reiches für sich in Anspruch genommen hatte. Mit dem wirklichen Aussehen der Weltkarte läßt es sich ebensowenig in Einklang bringen, daß Kaiser Franz Joseph als „Großherzog von Toskana, Herzog von Parma, Piacenza, Guastalla" und gar als — Großwojwod von Serbien" gilt, zum Andenken daran, daß der größte Teil Serbiens im 18. Jahrhundert, nämlich von 1718—1729, tatsächlich zu Österreich gehörte.

Länderverlust hat die Fürsten überhaupt nicht immer veranlaßt, ihre Titel einer entsprechenden Revision zu unterziehen: der Großherzog von Luxemburg nennt sich immer noch nicht nur „Herzog zu Nassau", sondern auch „Herrn zu Wiesbaden, Idstein" usw., obwohl sein Vater, der letzte nassauische Herzog Adolf, die Ereignisse des Jahres 1866 in einem Vertrage mit Preußen nachträglich anerkannte. „Erbe von Norwegen" behaupten die Chefs von drei

Linien des Hauses Holstein zu sein: Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, Zar Nikolaus II. von Rußland, als ein Holstein-Gottorp, und Großherzog August von Oldenburg.

Das schlechteste historische Gedächtnis besaß indessen offenbar Abdul Hamid, der türkische Exsultan. Er schmückte sich immer noch mit den Würden eines „Padischah von Griechenland, von dem ganzen Bosnien und Zubehör, des Wilajets Serbien, der festen Stadt Belgrad und aller übrigen dazu gehörigen Schlösser, Festungen und Städte".

Da paßt der alte, schöne Opernvers: „Es ist schon lange her, das freut uns um so mehr!"



Polizeipräsident von Berlin

Am 25. März waren es hundert Jahre, daß über der Ruhe und Sicherheit der gegenwärtigen Reichshauptstadt ein „Polizeipräsident" wacht. Aus der Geschichte dieser Institution frischt die „Berliner Volkszeitung", die selbst mit einem der Präsidenten, nämlich Hinckeldey, manchen Strauß ausgefochten hat, einige aparte Erinnerungen auf. U. a.:

Im Februar 1809 fand bei dem Stadtpräsidenten und Polizeidirektor Büsching ein geselliger Abend statt, zu dem auch die Prinzessin Louise erschien. Bei dieser Gelegenheit erzählte die Prinzessin eine heitere, die Anwesenden höchlichst ergötzende Geschichte, die für die damaligen Sitten zu bezeichnend ist, um nicht, wenn auch in etwas gemilderter Form, wiedergegeben zu werden. Im Jahre 1806 war die ganze königliche Familie in Stralau zum Fischzuge. Fürst Radziwill, der Gatte der erwähnten Prinzessin Louise, hatte zu dem Ausfluge einen Hund mitgenommen, der „Präsident" hieß. Der Hund war nicht — stubenrein und weil er dies inmitten der hohen und höchsten Herrschaften aufs deutlichste bewies, ließ ihn der Fürst in einen nahegelegenen Schweinestall sperren. Gegen abend wollte der König nach Rummelsburg fahren und der Stadtpräsident und Polizeidirektor Büsching sollte dazu die nötigen Anordnungen treffen. Büsching war aber nicht zur Stelle, und einige Polizeidiener wurden abgeschickt, ihn zu suchen. Der eine der Polizisten kam dabei an das Haus, in dem die königliche Familie sich aufhielt, und zwischen ihm und einem Diener des Fürsten Radziwill kam es zu einem Zwiegespräch. Der Polizist fragte, ob der Präsident hier sei, und der Diener bejahte. Auf die weitere Frage, wo der Präsident sich aufhalte, erfolgte die Antwort, daß er im Schweinestall stecke. Der Polizist glaubte, daß man seinen hochverehrten Herrn und Meister in den Stall gesperrt habe, und fragte ängstlich nach dem Grunde. Schließlich löste sich das Mißverständnis, als der Diener mitteilte, daß der „Präsident" die Stube, in der sich die königliche Familie befand, verunreinigt habe.

Eine Prinzessin trug diese Geschichte vor und zwar im Hause desselben Mannes, dessen Titel die kostbare Verwechslung ermöglicht hatte. Welches Ansehen der Titel genoß, erhellt daraus, daß der Fürst Radziwill kein Bedenken trug, ihn als Namen für seinen Hund zu verwenden, und welcher Achtung der Träger des Titels nach oben hin sich erfreute, folgt aus der Annahme des Polizisten, daß sein oberster Vorgesetzter in der Tat in den Schweinestall gesperrt worden sein könne. Es waren doch schöne Zeiten, die lieben, guten, alten Zeiten! Bald nachdem die Prinzessin Louise auf Kosten des Stadtpräsidenten dessen Gäste durch die soeben vorgetragene reizende Geschichte in unbändige Heiterkeit versetzt hatte, hörte die Verbindung von Stadtpräsident und Polizeidirektor auf. Durch die Einführung der Städteordnung wurde die Polizei vom Magistrat getrennt, und am 25. März 1809 wurde der Kammerdirektor Gruner zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt. Nach ihm ist die gleichnamige Straße benannt, die an der Nordseite des jetzigen, am Alexanderplatz sich erhebenden Polizeipräsidialgebäudes entlang führt. . . .

Von allen früheren Stadtpräsidenten und Polizeidirektoren reicht, was geschichtlichen „Ruhm“ anlangt, keiner auch nur entfernt an Hinckeldey, den „Dey von Berlin“, wie man ihn spöttisch nannte, heran. Auch Madai genoß zwar eine gewisse Berühmtheit, aber Hinckeldey war weit mehr. Unter ihm wurde die schon vorher betriebene Errichtung der Schutzmannschaft durchgeführt und er legte auch den Grund zu der heutigen Feuerwehr. Hinckeldey ... war ein Gewaltmensch. Der häßlichste Flecken auf seiner Amtsführung ist der Prozeß Waldeck. Hinckeldey, der als Zeuge in diesem Prozeß vernommen wurde, trat vor Gericht in einer so lärmenden, ungehörigen Weise auf, daß der Vorsitzende ihn mit dem Bemerken, das schicke sich nicht, zur Ordnung verwies. Der tragische Tod Hinckeldeys hat mit manchem seiner früheren Streiche versöhnt. Friedrich Wilhelm IV. hat diesen Tod verschuldet. In einem Briefe vom 2. April 1856 an den Minister von Westfalen schrieb der König: „Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer größer, denn ich wußte seit mehreren Tagen, daß es auf die Tötung Hinckeldeys abgesehen war.“ Der König hätte, wenn er dazu willens gewesen wäre, den Zweikampf, der zu einem für Hinckeldey schlimmen Ausgang führen mußte (außer Rochow standen noch andere Junker bereit, um den Polizeipräsidenten niederzuknallen), verhindern können.

Die älteste Tochter Hinckeldeys, „die Konstabler-Göhre“, wie sie von den Gardeoffizieren genannt wurde, die sich verabredet hatten, nicht mit ihr zu tanzen, war über die Haltung des Königs so empört, daß sie beim Begräbnis ihres Vaters, an dem der König teilnahm, zurückgehalten und bewacht werden mußte, damit sie nicht auf den König losstürzte, um ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Hinckeldey führte seit 1853 den Titel „Generalpolizeidirektor“ ... Der Minister des Innern hatte von dieser Ernennung abgeraten, Friedrich Wilhelm IV. aber hatte sie dennoch vollzogen. Der vorher in Preußen niemals verliehene Titel ist auch seitdem nicht wieder verliehen worden. Als „Generalpolizeidirektor“ war Hinckeldey dem Minister des Innern nicht unter- sondern beigeordnet.



Sprachendünkel

Gegen das lächerliche Vorurteil, als gewähre die Kenntnis fremder Sprachen ihrem glücklichen Inhaber unendliche Überlegenheit über seine minder begünstigten Zeitgenossen, wendet sich Arthur Schultz in den „Blättern für deutsche Erziehung“. Die Fremdsprachen seien für das deutsche Volk ein wahrer Fluch geworden: „Sie haben auch die tiefe Kluft geschaffen, die zwischen der großen Masse des Volkes und der fremdsprachlichen gebildeten, namentlich der lateinischen Oberschicht herrscht. Nicht das etwa ist ein Übel, daß es eine Oberschicht gibt. Die wird es immer geben, und mit Recht, nur muß sie sich aus den besten Kräften des Volkes zusammensetzen. Aber der Wert dieser Kräfte dürfte nicht danach bemessen werden, ob einer Fremdsprachen beherrscht oder nicht. Fremdsprachliche Bildung, noch dazu, wie sie heute betrieben wird, hat sehr leicht die Wirkung, daß sie dem eigenen Volke entfremdet. Und tatsächlich finden sich deshalb in der heutigen Oberschicht verhältnismäßig wenig Männer, die das Zeug haben, Führer des Volkes zu sein, weil sie eben die Bedürfnisse des eigenen Volkes nicht kennen und seine Not nicht verstehen, gleich wie sie vom Volke nicht verstanden werden. Das alles wird sich erst ändern, wenn erst einmal begriffen ist, daß der wahrhaft Gebildete vor allem das eigene Volk gründlich kennen muß. Um aber das zu beherrschen, was unser Volk geschaffen hat, dazu gehört soviel Zeit und Kraft, daß der einzelne Mensch es kaum bewältigen kann. Ich glaube wirklich, daß ein ungewöhnlich begabter Mensch dieser Aufgabe gewachsen ist. Man denke nur an das, was auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Malerei, der Musik, der Bildhauerei und der Baukunst vom deutschen Volke geleistet ist. Wenn man dazu nimmt, was auf

dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Philosophie, Geschichte, Volkswirtschaft usw. zu lernen ist, dann wird man sich hüten, von der deutschen Jugend zu verlangen, daß sie den größten Teil ihrer kostbaren Zeit auf die Erlernung von Fremdsprachen verwende.

Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß überhaupt keine Sprachen erlernt werden sollen. Man kann es tun, aber erst dann, wenn man für eine gute deutsche Bildung gesorgt hat, und dann muß man auch noch zusehen, daß man die Sprachen gleichsam im Fluge erlerne, jedenfalls in sehr viel kürzerer Zeit, als es heute geschieht. Niemals aber soll der Wert des Menschen danach bemessen werden, ob er fremde Sprachen kennt oder nicht. Auch dürfte innerhalb Deutschlands keine Berechtigung davon abhängig gemacht werden. Man muß nur stets dessen eingedenk sein, daß einer 6 Sprachen beherrschen und dennoch ein vollendeter Dummkopf sein kann. Bismarck ist es nicht eingefallen, einen Diplomaten nach seinen Sprachkenntnissen einzuschätzen, er hat sich im Gegenteil oft darüber beklagt, daß bei der Besetzung der Gesandtenstellen vor allem auf ein elegantes Französisch Wert gelegt werde. Also nicht einmal da, wo man es am ersten erwarten sollte, nämlich für die Betätigung im Auslande, legte Bismarck besonderen Wert auf die Sprache. Der Dünkel, den viele auf Grund ihrer fremdsprachlichen Kenntnisse zur Schau tragen, ist völlig unberechtigt. Geradezu verwerflich aber ist es, wenn er sich gegen die eigenen Volksgenossen wendet und sie hindern will, eine höhere Lebensstufe zu erreichen, wie wir es in dem Verhältnis der akademischen Lehrer zu den Volksschullehrern sehen.

Verstünde man aber unter wahrer Bildung das, was oben bezeichnet wurde, dann würde unser Vaterland selbst den größten Nutzen haben. Es ist verhältnismäßig leichter, sich in Geschichte, Naturwissenschaft, Philosophie usw. fortzubilden als gerade in den Sprachen. Wenn nun mit jenen Wissenschaften, nicht aber mit den Sprachen, die hauptsächlichen Berechtigungen verknüpft wären, dann würden viel mehr unserer Volksgenossen sich darum mühen, im späteren Leben das nachzuholen, was sie durch eigene Schuld oder durch unglückliche Umstände in der Schule nicht haben erlernen können. Aber die Fremdsprachen mit ihrer unverdienten Berechtigung halten ungeheuer viel Kräfte darnieder.

Noch ein anderer wichtiger Umstand spricht hier mit. Im allgemeinen sind diejenigen Leute, die schon ins Leben getreten waren und dann erst den Entschluß gefaßt haben, sich fortzubilden, wertvoller als die, die unter stetem Zwang ihre Schule durchgemacht haben. Ihnen müßte es möglich sein, zur Universität zu gehen und zu sagen: ich habe mir diese und jene Kenntnisse erworben und wünsche daraufhin zu studieren. Solche Leute als Autodidakten lächerlich zn machen, das gerade ist sehr lächerlich. Kenntnisse, die durch eigene Kraft und auf eigenen Wegen erworben sind, pflegen wertvoller zu sein und tiefer und fester zu sitzen als solche, die unter Zwang auf der Schule häufig nur mühsam und widerwillig erlangt sind. Erfahrungsmäßig sind gerade jene Leute sehr oft Bahnbrecher gewesen. Hebbel, der doch wahrlich eine trübselige Jugend durchgemacht hat, sagte in reifem Alter folgendes: ‚Eine solche Abgeschlossenheit von der ganzen Welt hat, so schwer sie auch zu ertragen ist, nichtsdestoweniger auch ihre Vorteile, und wahrlich, ich möchte jetzt, wo ich die Dressieranstalten des Staates aus eigener Anschauung kenne, meinen einsamen und allerdings etwas mühseligen Entwicklungsgang nicht mit dem gewöhnlichen vertauschen. Es schadet an und für sich gar nichts, wenn die Säfte in der Wurzel ziemlich lange zurückgehalten werden; das gibt hinterher nur einen um so kräftigeren Schuß. Und dann ist's unglaublich, was der Mensch, der gezwungen ist, sich der Welt unmittelbar gegenüberzustellen, ihr mit eigenen Kräften abzugewinnen vermag.‘

Grade den Autodidakten, den freiwilligen und begabten Arbeitern, sollte man freie Bahn schaffen. Warum gibt es nur am Ausgange der Hochschulen Prüfungskommissionen und nicht auch am Eingange? Durch diese verfehlte Einrichtung sind viele wertvolle Kräfte unseres Volkes brach gelegt worden.

Betrachten wir doch einmal, und damit kommen wir auf unsern Ausgangspunkt zurück,

die landwirtschaftlichen Verhältnisse. Nehmen wir z. B. einen Knaben an, der die Volksschule besucht hat und nun in einen landwirtschaftlichen Betrieb hineinkommt. Er hat einen guten Kopf, offenen Blick, die Sache macht ihm Vergnügen, alles geht ihm gut von der Hand. Er arbeitet mit großem Fleiß. Er beschäftigt sich aber nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch. Er liest landwirtschaftliche Bücher, findet sich leicht darein und beschäftigt sich mit ihnen, je älter er wird, immer mehr. Das Wissen, das er da erlangt hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach wertvoll. Da er sich befähigt fühlt, faßt er schließlich den Plan, sich auf der landwirtschaftlichen Hochschule fortzubilden, um selbst einmal zu unterrichten. Er geht zur Hochschule. Die aber sagt zu ihm, wenn du nicht das Zeugnis einer Vollanstalt besitzest, d. h. wenn du nicht Griechisch und Latein oder Französisch und Englisch gelernt hast, dann steht dir nur die niedere Laufbahn offen.

Ist das nicht gerade das Verkehrteste, was geschehen kann? Was hat die Kenntnis von Griechisch und Latein mit der Landwirtschaft zu schaffen? Wenn irgendwo, dann kommt es gerade in der Landwirtschaft auf gute Augen, auf scharfe Beobachtung, umsichtige Prüfung und gesunde Beurteilung an. Mir scheint, als ob der Gymnasiast, der bis zum 19. oder 20. Jahre hinter Büchern hocken mußte, die allerschlechteste Vorbereitung dazu erhalten hat. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind ungenügend, die lateinischen Vokabeln und Regeln helfen gar nichts, und die Augen sind verdorben. Und um sich auf dem Lande tüchtig umzusehen, dazu hat die Zeit gefehlt. Das tut aber alles nichts. Der Berechtigungsschein ist da. Das schönste ist, daß der Inhaber des Berechtigungsscheines verächtlich auf den herabblickt, der das notwendige und gute Wissen hat. Selbst wenn die Behörden so vernünftig sind, beide zur gleichen Laufbahn zuzulassen, so sucht der eine im Amte noch, sich von dem andern zu scheiden. Bildungsschwindel, nichts als Bildungsschwindel!

Der wahrhaft Tüchtige schätzt jederzeit das Tüchtige in dem andern, gleichviel auf welcher Schule dieser einstmals gewesen ist. Wer aber nicht tüchtig ist, der wird immer das freie Spiel der Kräfte fürchten in dem Bewußtsein, er könnte da zurückgedrängt werden. Da ist es denn bequem und angenehm, sich auf sein Reifezeugnis zu berufen, auch wenn dieses nur mit Ach und Krach erworben sein sollte. Und dieser Vorteil wird denn auch weidlich ausgenutzt, zum Schaden des Volkes. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft ist das ja leicht einzusehen, aber hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man erkennen wird, daß auch auf anderen Gebieten der gesunden Kraft und dem ehrlichen Streben des Volkes möglichst freie Bahn geschaffen werden muß, damit nicht etwa das Wort Bismarcks in Erfüllung gehe, daß die Examina uns zugrunde richten."

Sollen wir vegetarisch leben?

Die Frage ließe sich mit einem glatten „Nein" beantworten, wenn dabei nicht doch noch manches zu bemerken wäre. Wer unter „vegetarischer" Diät auch die Gewährung von Eiern, Milch und ihren Präparaten miteinbegreift, mag, wenn's ihm gefällt, ruhig „vegetarisch" leben. Vom ernährungstechnischen Standpunkte aus läßt sich gegen eine solche Diät nicht das Geringste einwenden, da sie ja die vor allem notwendige ausreichende Zufuhr von Eiweißsubstanzen sichert.

Viel weniger Günstiges aber läßt sich, wie Prof. Dr. Karl van Noorden in der „Deutschen Revue" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) des Näheren darlegt, über den „Vegetarismus strenger Observanz" sagen, der auch die Produkte des lebenden Tieres ausschließt. „Rein theoretisch betrachtet, finden wir freilich im Pflanzenreiche nicht nur die Kohlenhydrate, also Mehl- und Zuckerstoffe, und die Fette, sondern auch die Eiweißkörper reichlich genug vertreten, um eine durchaus genügende und auch sehr schmackhafte Ernährung zu

ermöglichen. In Wirklichkeit ist aber die Gefahr, daß dies nicht geschieht, recht groß. Die vegetabilischen Nahrungsstoffe enthalten im Durchschnitt nicht mehr als zehn Prozent resorbierbares Eiweiß in der Trockensubstanz. Um auch nur auf die bescheidene Höhe von 70 Gramm Eiweiß am Tage hinaufzugelangen, sind also 700 Gramm vegetabilische Trockensubstanz nötig. Dies würde in marktfähiger Ware, d. h. in dem Zustande, wie das Material in die Küche geliefert wird, ein Durchschnittsgewicht von mindestens 1600 Gramm repräsentieren und im genußfertigen Zustand ein Gewicht von etwa drei Kilogramm. Man sieht also, daß die rein vegetabilische Kost, wenn sie auch nur das bescheidenste Maß der erforderlichen Eiweißzufuhr gewährleisten soll, ein ungeheures Volumen beansprucht. Diese Menge schiebt natürlich der Aufnahmefähigkeit des Magens und der Resorptionskraft des Darms enorme Aufgaben zu. Völlig gesunde Organe können diesen Anforderungen freilich gerecht werden; aber häufig wird die Leistungsfähigkeit der Organe überlastet, und Erkrankung ist die Folge. In vielen anderen Fällen werden die erforderlichen Nahrungsvolumen nicht bewältigt, und dann leidet sowohl die Gesamtnahrungszufuhr wie auch insbesondere die Eiweißaufnahme not. Diese natürliche Konsequenz hat der rein vegetarischen Diät den Ruf verschafft, eine vortreffliche Entfettungsmethode zu sein. Die Tatsache, daß sie trotz großen Volumens, wegen ungenügenden Inhalts, zu wirksamen Entfettungskuren dienen kann, ist unbestreitbar; sie teilt mit allen Entfettungskuren die charakteristische Eigenschaft, daß die Summe der zugeführten Nährwerteinheiten geringer ist als der tatsächliche Bedarf. Mit dem Prädikat einer ‚vortrefflichen' Entfettungskur kann ich die Methode aber nicht belegen; denn erstens werden die Patienten durch das starke Volumen der inhaltsarmen Kost geradezu zu Vielessern künstlich erzogen, und wenn sie dann die vegetabilische Kost müde sind, so behalten sie auch der neuen gemischten Kost gegenüber die Vielesserei häufig bei, und schnelle Gewichtssteigerungen sind dann die Folge; zweitens — und dies ist das Wichtigere — ist die rein vegetabilische Kost viel zu eiweißarm für Entfettungskuren. Bei Entfettungskuren soll die Kost eher weit über den Durchschnitt hinaus Eiweiß enthalten als zu wenig. Wenn man an dieser Erfahrungstatsache festhält, wird man am ehesten vermeiden, daß die in den Stoffumsatz ja tiefeinschneidenden Entfettungskuren von Schwächezuständen begleitet sind. Solche üblen Folgen erlebt man im Anschluß an die rein vegetarischen Entfettungskuren, wie sie jetzt in manchen Sanatorien beliebt sind, nur gar zu oft."



Not

Ein Kandidat der Medizin schreibt an den „Vorwärts":

Ich assistierte in einer Frauenklinik von Berlin; da kam eines Tages ein siebzehnjähriges Mädchen hin — ein kleines, zartes Wesen mit hübschem Gesichtchen; es war blaß und sah überarbeitet aus. Die Untersuchung ergab, daß eine Operation notwendig war. Das Mädchen war der Verzweiflung nahe und man mußte es stets ermutigen und trösten, daß die Sache nicht gefährlich sei und bald erledigt wäre.

Nach ein paar Tagen mußte ich die Klinik verlassen. Nach Verlauf einer Woche bekam ich die Nachricht von der Patientin, daß die Operation unterdessen gut verlaufen wäre und sie sich wohl fühlte. Sie dankte mir um ihretwegen gehabter Sorgen und Mühen.

Nach einigen Wochen erhielt ich von ihr wiederum einen Brief, worin sie von ihrer Krankheit sprach und den Wunsch ausdrückte, mit mir zu sprechen. Seit zwei Wochen war sie schon aus der Klinik entlassen worden, aber sie fühlte sich noch immer nicht wohl. Ich habe ihr gleich geantwortet und eine Sprechstunde abgehalten. Schon den nächsten Tag kam Fräulein Rose mit ihrem Bräutigam zu mir.

„Sie müssen sich gut erholen, liebes Fräulein; es wird mit der Zeit schon gut gehen, bloß müssen Sie eine zeitlang Ruhe haben — also nicht arbeiten, viel Gemüse und nahrhafte Sachen essen und öfter in die frische Luft kommen."

„Sie meinen es sehr gut, Herr Doktor," meinte das Fräulein. „Alle Ärzte sprechen so leicht, ich soll nicht arbeiten! Wie soll ich denn leben? Und mein Bräutigam hat auch seit sechs Wochen keine Arbeit."

„Sei ruhig, Rosel," meinte der Bräutigam, „ich finde schon Arbeit; betteln tue ich doch nicht."

Ich habe ihr den Rat gegeben, wieder in die Klinik zu gehen und wenn es notwendig sei, sich eine zeitlang wiederum aufnehmen lassen.

Da ich längere Zeit von Fräulein Rose und von ihrem Bräutigam nichts mehr hörte, nahm ich an, es gehe ihr und dem Bräutigam jetzt wahrscheinlich gut, bis ich eines Tages wieder einen Brief von ihr erhielt. Der Inhalt des Briefes war diesmal aber eigentümlich. Von ihrer Krankheit sprach sie nichts mehr. Sie bat dringlich, ich soll so gut sein, ihr bald zu schreiben, wann wir uns sehen können, und fügte hinzu, daß ihr Bräutigam nach dem Auslande abgereist sei.

Ich habe den Brief nicht gleich beantwortet, ich überlegte es mir noch, weshalb das junge Mädchen mich sprechen wollte, nachdem ich ihr den Rat gegeben hatte, wieder in die Klinik zu gehen. Weshalb schreibt sie mir, daß ihr Bräutigam abgereist sei? War das für mich nicht egal?

Bald wurde aber die Sache aufgeklärt. Schon am nächsten Tage sagte mir mein Hausmädchen, daß ein Herr mit mir sprechen wollte; er sähe wie ein Arbeitsloser aus, sagte sie, die jetzt so oft heraufkommen.

Lassen Sie, bitte, ihn herein, sagte ich.

Es war wirklich ein Arbeitsloser, aber der war nicht zum Betteln gekommen.

„Guten Abend, Herr Doktor!"

„Guten Abend! Bitte, treten Sie näher."

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Doktor, wenn ich Sie störe."

„Das macht nichts, bitte, nehmen Sie Platz. Wie geht's jetzt Fräulein Rose?"

„Danke sehr, es geht ihr einigermaßen gut," antwortete der junge Bräutigam, und gleich darauf fragte er hastig: „Hat meine Braut an Herrn Doktor geschrieben?"

„Ja, gestern früh, glaube ich, bekam ich von ihr einen Brief, sie schrieb aber, daß Sie schon verreist seien."

„Das ist wahr, Herr Doktor; sie weiß nicht, daß ich noch in Berlin bin; ich habe schon vorgestern von ihr Abschied genommen. Ich bin aber absichtlich nicht gefahren, um zu wissen, ob sie an Sie schreiben wird."

„So! Was ist denn los?" fragte ich erstaunt.

„Herr Doktor, wissen Sie, warum Rose mit Ihnen sprechen will?"

„Nein, warum? Wahrscheinlich wegen ihrer Krankheit, was denn sonst?"

„Herr Doktor, meine Braut will Sie versuchen."

„Versuchen? Was meinen Sie damit?"

„Entschuldigen Sie, bitte, Herr Doktor, wenn ich ganz offen spreche, Rose ist schön und jung . . ."

„Und wenn?"

„Herr Doktor, ich hätte es Ihnen gar nicht übel genommen — wir sind alle Menschen . . ."

„Aber wie kommt sie überhaupt auf die Idee?"

„Sie wissen schon, daß sie nicht viel arbeiten kann und ich seit zwei Monaten keine Arbeit finde."

„Weiter."

„Weiter sagt sie mir neulich, ich werde zu Herrn Doktor gehen — er scheint mir reich zu sein — und suche ihn auf die Probe zu stellen; wenn es mir gelingt, dann sammle ich auf diese Weise eine Zeitlang etwas Geld, bis du auch eine Arbeit findest, und im Herbst machen wir Hochzeit."

„Und was haben Sie gesagt?"

„Natürlich habe ich ihr entschieden widerraten, sie wollte aber mich nicht hören und sagte immer, daß sie sich wider Willen hingeben wird. Glauben Sie, Herr Doktor, drei Nächte habe ich nicht geschlafen; ich weiß, daß das Mädchen mich sehr lieb hat, und meinetwegen will sie so etwas tun, aber so was darf nicht geschehen, denn wenn sie es einmal gemacht hat, wird sie es immer tun, nicht wahr?"

Ich habe den Ärmsten beruhigt und ihm versichert, daß von meiner Seite so was ganz ausgeschlossen sei, und sogar mein Wort gegeben, daß ich auf ihren Brief nicht antworten werde.

„Besten Dank, Herr Doktor," erklärte aufatmend der junge Mann, „jetzt kann ich wieder beruhigt nach Hause fahren. Ich fuhr eine Stunde weit von Hause hierher, um Sie zu bitten, mich nicht unglücklich zu machen. Ich habe das Mädchen sehr lieb und bin bereit, alles für ihre wie für meine Ehre zu tun. Gott sei Dank, ich bin noch jung und gesund und kann arbeiten. Wenn in meiner Heimat für mich keine Arbeit ist, da fahre ich schon morgen bestimmt nach der Schweiz, ich habe da schon was gefunden. Betteln werde ich nie, lieber verhungern ..."

Als der junge Arbeiter fort war, dachte ich mir: Wie viele Tausende sind noch in Berlin, die um das Stück Brot den Weg der Versuchung einzuschlagen genötigt sind ...



Ballmütter

Immer noch, plaudert Carry Brachvogel im „Neuen Wiener Tageblatt", verlangt in weiten und guten Kreisen die Sitte, richtiger die Unsitte, daß die oft noch jugendlichen Mütter nächtelang an der Wand sitzen müssen, bloß weil die junge Tochter tanzen soll. Ich habe mich schon oft gefragt: „Zu welchem Zweck ist eigentlich diese Korona von Ballmamas da? Zum eigenen Amüsement? Es glaubt doch kein Mensch, daß es amüsant ist, sieben Stunden lang an der Wand zu sitzen. Zur Repräsentation? Ich kann es auch nicht eigentlich repräsentativ finden, wenn man sieben Stunden lang an der Wand sitzt. Suchen sie den Schwiegersohn? Möglich, aber nicht allzu wahrscheinlich. Denn der seriöse Mann geht immer weniger auf harmlose Mädchenbälle, und wer sich den Luxus eines nicht seriösen Schwiegersohnes leisten kann, findet ihn immer und überall, braucht ihn nicht nächtelang an der Wand sitzend zu erwarten. Wozu also sind sie da?" Die Antwort lautet: „Die Mädchen können doch nicht allein zum Ball gehen!" Wie? In unseren Tagen, da die Grenzen für das weibliche Geschlecht sich unaufhaltsam weiten, da selbst Ministers- und Generalstöchter zur Hochschule oder zur Bühne gehen, in diesen Tagen soll es noch Mädchen geben, die aus Mangel an innerer und äußerer Selbständigkeit nicht ohne Gardedame ein Fest besuchen können? Oder könnten sie etwa und dürfen nicht? Das ist's, sie dürfen nicht! Und der Grund, warum sie nicht dürfen, ist so lächerlich und zugleich häßlich, daß man sich eigentlich schämt, ihn zu sagen. Sie dürfen nicht, weil man ihnen nicht traut ... Ja, Ballmütter und -mamas, das ist es, ihr traut euren Töchtern nicht! Darum sitzt ihr nächtelang an der Wand und paßt auf, „daß nichts passiert!" Und wenn ihr gleich wißt, daß alle Wachsamkeit überflüssig ist, weil ein braves Mädel ihrer nicht bedarf und ein böses sie täuscht — ihr tut wenigstens so, als ob ihr aufpaßtet. Ballmütter aller Zeiten und Kreise! Bedenkt doch einmal, welch klägliches Zeugnis ihr selbst eurer ganzen Erziehungskunst mit dieser fatalen „Wachsamkeit" ausstellt! Wenn ihr eure Tochter so schlecht, so ohne inneres Sittengesetz erzogen habt, daß ihr sie nicht unbesorgt mit Männern ihres Kreises

allein lassen könnt, dann bleibt mit ihr zu Hause und schämt euch oder schickt ihr eine handfeste Scheuerfrau mit, die ihr auf Schritt und Tritt nachläuft und sie im „Notfall" dem jungen Mann gleich aus den Armen reißt ... Noch besser aber: Achtet euch und euer Kind zu hoch, um zu glauben oder glauben zu lassen, daß die Tugend, die ihr es gelehrt habt, nur eine nebensächliche Affäre sei, die man beim Tanzen einfach vergißt. Schließt euch endlich zu einem Generalstreik zusammen und verkündet allen Ballvätern, Gatten, Brüdern und Tänzern: „Meine Herren! Künftighin werden wir nicht mehr an der Wand sitzen, sondern unsere Töchter allein zum Ball fahren lassen. Denn unser haremsmäßiges Wächterinnenamt paßte vielleicht zu den prüden Zipfelmützensitten alter deutscher Kleinstaater- und -städterei. Vielleicht! Unwürdig aber erscheint es uns für die verheirateten wie für die unverheirateten Frauen eines großen, hochentwickelten Reiches, daß sie Aufpasserinnen abgeben oder nötig haben sollen. Wir trauen unsern Töchtern zu, daß sie auch in Freiheit, auch unter eigener Verantwortung die Würde ihrer Person, ihres Namens und ihrer Familie zu wahren wissen. Wir trauen es ihnen zu und hören darum auf, Ballmütter zu sein!"



Helden des Geschäfts

Folgen wir den Ausführungen H. von Stettens in der „Neuen Revue", so leidet die Arbeitswelt in den gemäßigten Zonen an einer Schwäche, von der die Menschen zweier extrem verschiedenen Sphären, die wirtschaftlichen Arbeiter des angelsächsischen Nordamerika und des islamitischen Türkentums frei seien: an allzu geringer Widerstandskraft gegenüber plötzlichen Schicksalsschlägen. „Aus meinen Erinnerungen an nordamerikanisches Arbeitsleben ist mir noch eine fürchterliche Brandkatastrophe gegenwärtig, die u. a. das ganze, riesige Lager einer Buchhandlung zerstörte. Noch während der Feuersbrunst wurden Bedienstete der Firma in aller Eile an verschiedene Bahnhöfe dirigiert, um aus allen entfernten Zweiggeschäften des Hauses in anderen Städten größere Warensendungen herbeizuschaffen, so daß die Buchhandlung im Laufe des nächsten Tages — ohne Geschäftsunterbrechung — wieder reich assortiert war. Der gleiche Brand ergriff auch die Redaktions- und Setzerräume eines Lokalblattes. Da es gelang, die Setzkasten auf die Straße zu retten, diktierten Redakteur und Reporter auf offener Straße — im Gewühl von Menschen, Spritzen und Wagen — den Setzern die Berichte über den großen Brand im eigenen Hause, so daß — da die Maschinenräume unversehrt blieben — die Ausgabe des Blattes aus dem noch lichterloh brennenden Gebäude ohne Verspätung erfolgen konnte. Indessen entwickelte sich auf dem Square, wo ein ganzer Häuserblock eingestürzt war, ein ganz ernstes und auch erfolgreiches Geschäft zur Vermietung der Plakate auf den um die Brandstätte herum später herzustellenden Bretterwänden. Bei solcher Fixigkeit, solcher Arbeitselastizität gibt es keine nachhaltigen geschäftlichen Zusammenbrüche. Und ebenso hatte ich Gelegenheit, den türkischen Silberarbeiter im Stambuler Bazar zu beobachten, der mit größter Seelenruhe neben seinem gleichfalls durch Brand zerstörten Warenlager, der Arbeit vieler Jahre, dem Um und Auf seines Besitzes sich niederließ und mit einigen Silberdrähten und Fäden die Arbeit wiederaufnahm. An solchen Beispielen kann der europäische Kaufmann und Arbeiter immer noch lernen. Vor allem nicht sofort nach der Regierung, nach öffentlicher Hilfe, nach Unterstützungen zu schreien, wie das bei uns üblich ist. Der reelle Geschäftsmann oder Arbeiter hat ja doch nur einen Freund, der ihm im Unglück wieder auf den Damm hilft. Das ist er selbst."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Modernismus im Religionsunterrichte der Volksschule

(Vgl. Jahrg. XI, Heft 7, Seite 42, und Heft 8, Seite 218.)

Wenn man die zunehmende Gleichgültigkeit und Entfremdung der Glieder der christlichen Kirche gegenüber religiösen und kirchlichen Zuständen auf Konto der Schule setzt, wenn man sogar sagt, die Zukunft des Christentums in unserem Volk hinge nicht direkt davon ab, was man von den Kanzeln verkünde, sondern von dem Religionsunterrichte in der Schule, und wenn die vor einigen Jahren in Göttingen tagende Konferenz von Religionslehrerinnen die Schuld an den obigen Zuständen den Volksschullehrern zuschob, „welche sich vermessen, die Anschauung der modernen Theologie in die Schule zu tragen", dann dürfte es angebracht erscheinen, dazu einmal Stellung zu nehmen und zu erwägen: Ist es ratsam, die moderne Theologie in die Schule zu tragen oder nicht?

Obwohl sich unendlich viel zur Rechtfertigung der Schule gegenüber den Behauptungen sagen ließe, soll uns doch nur die gestellte Frage beschäftigen.

Im Maihefte des Türmers schrieb Albert Lienhard zu dem Punkte: Jesus mußte irren, „jene Antwort besteht nur dann und nur solange zu Recht, als man von der unbiblischen, wissenschaftlich nicht zu erhärtenden Voraussetzung ausgeht, Jesus war ein Mensch wie wir." — Zwar halte ich es nicht mit der Behauptung: Jesus mußte irren! wohl aber mit der: Jesus hätte irren können, weil er ein Mensch war wie wir! Weshalb man mir aber demzufolge sagen könnte, ich ginge von einer unbiblischen Voraussetzung aus, würde ich nicht einsehen. Gegen diesen Vorwurf müßte ich mich entschieden wehren.

Faßt man das Ziel des Religionsunterrichtes, die Kinder zu sittlich-religiösen Persönlichkeiten zu erziehen, ins Auge, so wird die Beantwortung der Frage: Konnte Jesus irren? von unabsehbarer Tragweite.

Jesus sagt: „Ein Vorbild habe ich euch gelassen, daß ihr sollt nachfolgen meinen Fußstapfen." Also ein Vorbild will und soll er den Menschen sein, ein Vorbild, dem wir nacheifern, an dem wir uns emporrichten sollen.

Wie könnten wir das aber, wenn Christus auf Erden nur allmächtiger Gott gewesen wäre, wenn er von Geburt an mit göttlicher Kraft ausgerüstet gewesen wäre, die uns andern Menschen fehlt? Woher sollten wir den Mut nehmen, ihm nachzueifern, wenn wir uns sagen müßten: Jesus konnte, da er „heilig" war, überhaupt nie straucheln. Könnte man da nicht vor Gott hintreten und fragen: „Weshalb verlangst du von uns die Nachfolge deines Sohnes und hast uns doch mit ungleich weniger Kräften ausgerüstet denn ihn?"

Bei dem Standpunkte „Jesus ist eine inkommensurable Größe“, kann er uns nicht als Vorbild dienen; wir richten unsern Kindern vielmehr eine Gestalt auf, die weder kindliche Verehrung noch begeisterte Liebe zu erwecken vermag.

Denken wir an die Versuchungsgeschichte. Würden wir in dieser Geschichte Jesus als inkommensurable Größe betrachten, seine Persönlichkeit — besser Handlungen — nicht mit unsern „unzulänglichen Maßstäben“ messen, dann würde Jesu Aufgabe nach dieser Geschichte nicht zu der Riesengröße wachsen, uns nicht mit der innigen Verehrung und Bewunderung erfüllen, mit der sie uns und die Kinder erfüllen soll. Denn wo bliebe die sittliche oder religiöse Bedeutung der Geschichte, wenn Christus Gott gewesen wäre und als solcher — unverwundbar — einen Kampf mit dem Versucher zu bestehen gehabt hätte, aus welchem er infolge seiner göttlichen Kraft unbedingt als Sieger hervorgehen mußte, einen Kampf, dessen Entscheidung im voraus bei Jesu Willen stand?! Wäre dann nicht dieser große Kampf ein Scheinkampf gewesen?

Ich behandelte einst die Versuchungsgeschichte in der Schule und richtete an die Kinder die Frage: „Wäre es auch möglich gewesen, daß Jesus in dem Kampfe mit dem Versucher unterlag, oder war sich unser Heiland von vornherein des unbedingten Sieges gewiß?“

Natürlich erhielt ich nur die eine Antwort: „Jesus konnte in dem Kampfe nicht unterliegen.“ Darauf ging ich ein und fragte: „Weshalb meinst du das?“ Und nun kam die Antwort, die wie jene davon zeugte, daß die Kinder unsern Heiland fast ausschließlich als Gott, nicht aber als Mensch kannten, nämlich: „Weil er allmächtig, heilig usw. war.“ Erst durch Ausspinnen der schon gegebenen Gedanken über die Versuchung brachte ich die Kinder zu der Überzeugung: „Jesus hätte auch in dem Kampfe unterliegen können.“ Nun erhielt die Geschichte für die Kinder erst Wert. Sie sahen Jesus, der kämpfen und ringen mußte gegen das Böse gleichwie wir und der infolge seiner selbstverleugnenden Liebe und seines felsenfesten Gottvertrauens siegreich aus dem Kampfe hervorging.

Wie wir also in der Versuchungsgeschichte uns klar sein müssen, Jesus hatte in allen sittlich-religiösen Anforderungen nichts vor uns voraus, so müßte auch dieser Gedanke während der ganzen Behandlung des Lebens Jesu leitend sein, denn die Versuchung ist das „innere Vorausleben des ganzen Lebens Jesu“.

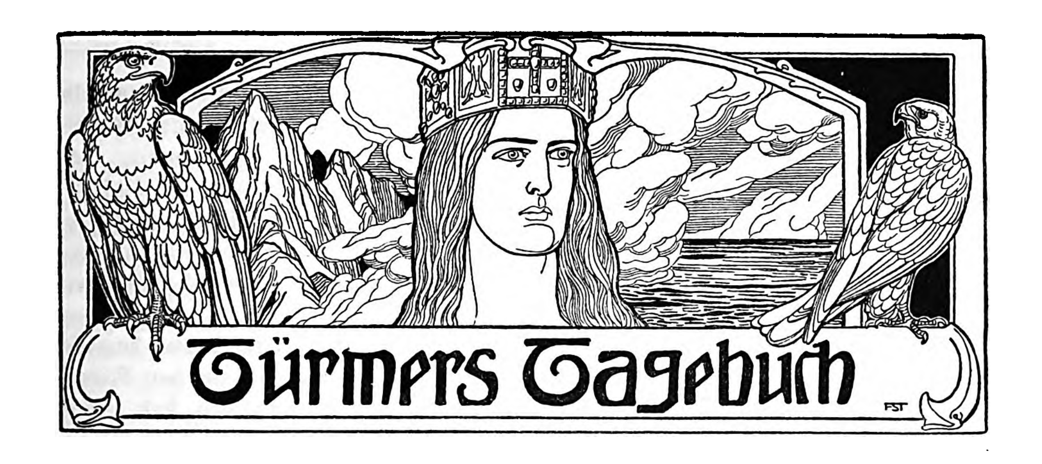
Ich will mit dem Gesagten nur festlegen, daß wir viel zu wenig Gewicht darauf legen, Jesu Handeln rein menschlich zu betrachten und — zu erklären. Viele neutestamentliche Geschichten sind eben erst dann von sittlich-religiösem Werte, wenn den Kindern aus ihnen der rein menschliche Jesus herausleuchtet.

Treffend sagt hierüber Farrar: „Manche haben mit ebenso unmäßigem wie unwissendem Eifer für Jesum nicht nur tatsächliche Sündenlosigkeit, sondern auch eine Natur beansprucht, welcher, als göttlich und wunderbar, Sünde unmöglich war.“

Ich komme zu dem Schlusse: Ein Stück Modernismus im Religionsunterrichte — weislich abgewogen — raubt unsern Kindern den Heiland nicht, sondern gibt ihnen einen lebendigen Heiland, mit dem sie besonders im gereifteren Alter mehr anzufangen wissen als mit jenem.

Geifrig





Der Große und der kleine Gernegroß — Ein Danaergeschenk — Hardens Glücksrad — Schutz der gequälten Kreatur!

Wie's bei Erscheinen dieses Heftes mit der Reichsfinanzreform aussehen wird, mag der Himmel wissen. Viel Hoffnung, daß sie dann unter Dach und Fach gebracht sein wird, ist nicht vorhanden, noch weniger, daß sie den Ansprüchen einer gesunden Finanzwirtschaft und gerechten Lastenverteilung genügen wird.

Die bei uns herrschende Interessenwirtschaft braucht sich wirklich nicht mehr vor der anderer Staaten zu verstecken. Und ihr gegenüber stehen auf der einen Seite kaum noch ernsthaft zu nehmende parteipolitische Kuppelungen, auf der anderen eine Regierung, die es mit keiner der bürgerlichen Parteien und Interessengruppen verderben will.

Sogar in der „Kreuzzeitung" wurde darüber geklagt, daß die Reichstagsverhandlungen durch das Auftreten der Verbandssekretäre und Funktionäre von Berufs- und Interessenverbindungen überaus in die Länge gezogen werden. Die Zahl der Interessenverbände wird immer größer, und ihre Direktoren und Sekretäre haben dann immer das Bestreben, ein parlamentarisches Mandat zu erhalten. „Die Verbandssekretäre treten in der Regel mit einem imperativen Mandat in den Reichstag ein; sie müssen das Mandat ausüben, wenn ihnen ihre Stellung im Verbande lieb ist."

„In gewissem Sinne", bemerkt der „Vorwärts", „trifft das zweifellos zu: die bürgerlichen Parteien entsenden in der Regel I n t e r e s s e n t e n in die Kommission; so hatten die Konservativen zur Beratung des Branntweinmonopols in die Steuerkommission solche Abgeordnete entsendet, die s e l b e r B r a n n t w e i n b r e n n e r oder stark an den Brennereien beteiligt sind. Die Direktoren des Bundes der Landwirte, Dr. Hahn und Dr. Rösicke, entfalten eine fieberhafte Tätigkeit im Interesse des von ihnen vertretenen Bundes. Namentlich der Dr. Rösicke eilt vormittags von einer Kommission in die andere — denn jeder Kommission, in der agrarische Interessen in Frage kommen, gehört er an —, hält

schnell da und dort eine kurze Rede, um sich dann schleunigst zu entfernen und in einer anderen Kommission wieder aufzutauchen. Einer der bekanntesten Interessenvertreter ist ferner der nationalliberale Abgeordnete Dr. Stresemann, der sein parlamentarisches Mandat so ziemlich ausschließlich dazu benutzt, die einseitigen Interessen der Großindustriellen zu vertreten. Es sei nur an sein Auftreten erinnert bei der Beratung der Abänderung der Gewerbenovelle, wo er mit aller Entschiedenheit gegen eine weitere Erleichterung des Loses arbeitender Frauen sich wendete."

Man könnte diese Mitteilungen noch durch manche interessante und bezeichnende Einzelheiten ergänzen. Indessen handelt es sich zurzeit gerade um den Widerstand der Agrarkonservativen, die denn auch kein Hehl daraus machen, daß es für sie bei der Nachlaßsteuer nicht nur um materielle Interessen geht, sondern ganz vorwiegend auch um eine Machtfrage.

„Der Wille zur Macht" — der „Vorwärts" ist hier auf der richtigen Fährte — „ist in keiner der bürgerlichen Parteien schärfer ausgeprägt als bei den Agrarkonservativen; und die Hauptstütze ihrer Macht erblicken sie, nicht nur soweit Preußen in Betracht kommt, sondern auch was das ganze Deutsche Reich anbelangt, in dem preußischen Landtag, in dem der Liberalismus zu völliger Ohnmacht verurteilt ist. Von diesem Trieb beherrscht, ihre Machtstellung um jeden Preis aufrechtzuerhalten, haben sie sich von vornherein nur widerwillig in das Blockkonkubinat gefügt, entschlossen, dem liberalen Blockpartner keinerlei beträchtliche Zugeständnisse zu machen und ihn bei erster passender Gelegenheit beiseite zu schieben.

Dennoch haben die Konservativen dem Freisinn, gezwungen durch die politische Konstellation, beim Reichsvereinsgesetz und dem Börsengesetz verschiedene kleine Konzessionen machen müssen; vor allem aber haben sie es erleben müssen, wie die Liberalen es durchsetzten, daß in der Thronrede bei der Eröffnung des preußischen Landtags eine gewisse Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts verheißen wurde. Soll zunächst auch eine gründliche, mehrere Jahre erfordernde Vorbereitung (!) dieser Reform stattfinden, so begreifen die Konservativen doch, daß eine derartige verpflichtende Reformverheißung eine bestimmte Erfüllung heischt, und daß diese um so mehr den liberalen Anschauungen Rechnung tragen wird, je stärker sich der Einfluß und die Stellung der Liberalen im Block gestaltet. Irgend etwas von ihrer Machtstellung aufzugeben, sind aber die Konservativen durchaus nicht bereit; und so ergab sich für sie die Aufgabe, die Position der Liberalen im Block mit allen Mitteln zu schwächen und zugleich der Regierung zu beweisen, daß sie sich als den Herrn der Situation betrachte und nicht gewillt sei, zugunsten des Blocks sich ihre Herrschaftsstellung im preußischen Staat irgendwie einschränken zu lassen.

Die Gelegenheit, der Regierung diese Absicht nachdrücklichst zu demonstrieren, bot der Sydowsche Finanzreformplan. Die Agrarkonservativen legten sofort Protest gegen den Versuch ein, den ländlichen Grundbesitz zur Erbschaftssteuer heranzuziehen, und als trotzdem die Regierung ihr Nachlaßsteuerprojekt nicht fallen ließ, begann eine wüste demagogische Agitation des Junkertums und seiner



im Bund der Landwirte organisierten bäuerlichen Gefolgschaft gegen das ‚unfehlbar zum Ruin führende Witwen- und Waisenbesteuerungsgesetz‘. Der Regierung sollte gezeigt werden, daß noch der Wille des Junkertums in Preußen-Deutschland entscheidet, und daß es nicht im geringsten gewillt sei, sich Gesetze aufzwingen zu lassen, die seinem Machtinteresse widersprechen.“

Warum dann erst die verlogene Phrase von der ruinösen „Witwen- und Waisenbesteuerung“, warum die triefend heuchlerische von dem bedrohten „deutschen Gemüt“ und „deutschen Familienleben“? Das Organ des Bundes der Landwirte erklärt jetzt klipp und klar: „Ehe der Block zusammengeschmiedet wurde, hat der Vertreter der preußischen Regierung im Abgeordnetenhause erklärt, daß eine Änderung des Landtagswahlrechtes nicht erfolgen solle. Diese Erklärung war auch so selbstverständlich wie nur möglich, weil erst vor kurzer Zeit eine Novelle zum Landtagswahlgesetze eingebracht und angenommen worden war. Nachdem der Block seine Tätigkeit begonnen hatte, wandelte sich das Bild. Es wurden in verschiedenen Tonarten zeitgemäße Reformen des Wahlrechtes zum Abgeordnetenhause in Aussicht gestellt. Die Versprechungen wurden immer greifbarer und stärker, bis sie schließlich ihren feierlichen Niederschlag in der Thronrede fanden. Das geschah, obwohl die rechtsstehenden Politiker in Übereinstimmung mit der Regierung mehrfach bekundet hatten, daß eine grundsätzliche Änderung des Wahlrechtes weder nötig noch zweckmäßig (!) sei. Nun sucht man uns ja damit zu trösten, daß erst gründliche Vorarbeiten gemacht werden sollen, und daß man niemals Änderungen vorschlagen werde, durch die der Bestand des Staates gefährdet werden könnte. Aber die Regierung kann sich und uns nicht darüber täuschen, daß sie eine bedauerliche und bedenkliche Wandlung in den Grundsätzen vorgenommen hat. Die Wahlrechtsänderung, mag sie gestaltet werden wie sie will, wird doch einen Schritt zur Demokratisierung des preußischen Staates bedeuten; und diesen Schritt den Konservativen dem Blocke zuliebe zuzumuten, war und ist ein starkes Stück.“

So kann nur einer sprechen, der sich in der Macht fühlt, dem die Minister — „sonst was können“. Armer Bülow! Das ist der Dank für den agrarischen Leichenstein!

„Bülow“, schrieb schon vor einiger Zeit die „B. Z. a. Mittag“, „trat mit seinem Amte mitten in die Anarchie hinein, die durch die Kanalvorlage geschaffen war. Der allmächtige Mann war Miquel, Tagesheiliger der Agrarier und Hinterfrontmarschall der Kanalfreunde. — ‚Die Agrarier wären Esel, wenn sie den Kanal bewilligten.‘ — Es war bekannt, daß Bülow und Miquel von jeher einander nicht ausstehen konnten, aber während Bülow vergebens mehrfach um gut Wetter anklopfte, machte sich Miquel ein Vergnügen daraus, dem neuen Premierminister die ganze höhere Bureaukratie aufsässig zu machen. Als im Frühjahr 1901 Bülow dem Oberpräsidenten v. Bethmann-Hollweg das Ministerium des Innern anbot, stellte dieser hohe politische Beamte die Bedingung, daß der Landtag wegen der neuen Kanalvorlage nicht etwa aufgelöst werden dürfe. Die Geschichte wurde dann obenein noch durch Miquel in die Presse lanciert, als Beweisstück, wie wenig

man sich um die Autorität des Ministerpräsidenten kümmere. — Inzwischen, noch ehe die neue, arg verstümmelte Kanalvorlage angenommen war, wurde Podbielski Landwirtschaftsminister, sehr gegen den Willen Bülows. ‚Ich werde mir doch nicht mit dem Lausekanal vor den Bauch stoßen lassen.‘ Schließlich mußte Bülow noch obenein die demütigende Aufgabe übernehmen, die von Hohenlohe gemaßregelten politischen Beamten, die an der ersten Kanalniederlage mitgewirkt hatten, in neue und zwar höhere Stellen zu placieren. Das war das Debüt.

Kein Wunder, daß man in der ganzen Beamtenhierarchie erkannte, was die Glocke geschlagen hatte. Man hielt sich nicht mehr an die Regierung, sondern an die regierende Partei, und das war die konservative mit dem starken Rückhalt, den der Bund der Landwirte ihr bot. Selbst Herr Möller, der Nationalliberale, begann, kaum Handelsminister geworden, den Spuren Miquels zu folgen, hielt sich an die Kanalfrondeure und flirtete mit den Junkern. Als dann später Herrn v. Podbielski das Messer seines Industrialismus an der Kehle saß, da war es die wohlerprobte Hand seiner agrarischen Freunde, die ihn vor dem Schicksal rettete, für das er reif war.

Auf diesem Untergrunde kann der Bülowsche Plan einer konservativ-liberalen Paarung als ein Versuch angesehen werden, sich aus einer Situation zu retten, die ihn zum Spielball der Bureaukratie und des Agrarfeudalismus machte. Aber auch dieser Versuch mißlang; nicht einmal das von den Liberalen stürmisch begehrte Sühneopfer des Ministers Studt konnte er aus voller Hand darbringen, noch weniger ist es ihm geglückt, seinen Beamtenapparat bis zu den Landräten hinab für die neue politische Konstellation zu gewinnen. Man darf eher annehmen, daß der Zwang, sich einer Rolle zu fügen, die ihnen innerlich durchaus nicht behagt, sie gegen die liberalen Intentionen des ‚Chefs‘ noch animoser gemacht hat, als sie ohnehin gegen den Liberalismus gestimmt waren.“

Man wird sich über die ganze Situation sofort klar, wenn man nur vergleicht, daß die Konservativen Bülow als von ihren Gnaden ansehen, während die Liberalen sich selbst als von Bülows Gnaden betrachten. „Dem deutschen Bürgertum“, schrieb das „Wiesbadener Tageblatt“, „fehlt es am Mark, an dem Gefühl, daß gerade das Bürgertum eigentlich den Staat repräsentieren und daß deshalb das ganze Staatswesen sich um seine Wünsche drehen muß, wie die Tür um die Angel. ... Was im Reichstag auf den Bänken der Freisinnigen sitzt, ist sich viel zu sehr seiner Geringfügigkeit und Bedeutungslosigkeit bewußt. Das erstirbt in Ehrfurcht vor einem bunten Ministerfrack, vergeht in Wonne vor einem Ordensbändchen und ist selig, wenn das Wörtchen ‚von‘ ihm auch einen Schein von dem Abglanze der Adelsklasse zuwirft. ... Die Freisinnigen hat Bülow stets vor den Kopf gestoßen. Er hat stets gegen sie Politik gemacht, oft in sehr schroffer Form. Wenn er aber in Not ist und ruft, da können sie der Sirenenstimme nicht widerstehen. Alle ihre Grundsätze, all ihre Reputation sinken ihnen in die Hosen, wenn ihnen Bülow die Wangen streichelt. Als im vorigen Jahre Dr. Müller-Meiningen in der Fraktionssitzung die Freisinnigen zur Nachgiebigkeit beim Sprachenpara-

graphen überredete, da hat er fast Tränen vergossen, so rührend hat er Bülows Werben um die Freisinnigen geschildert, so wehmutsvoll wußte er die flehenden Blicke Bülows wiederzugeben, die Bülow unter dem Bilde Wilhelms II. auf ihn gerichtet hatte. Die Herren Freisinnigen sind eben den Verkehr mit Ministern nicht gewöhnt. Sie sehen in ihnen wer weiß was für obrigkeitliche Organe, die sie nicht im Stich lassen dürfen. Bedientenhaftigkeit, Lakaienhaftigkeit! nennt man solches Verhalten. Ehe das nicht gründlich aus allen Herzenskammern des freisinnigen Bürgertums ausgefegt worden ist, eher erhalten wir in Deutschland kein modernes Staatswesen."

Und wenn das liberale Bürgertum mal was errungen hat, wem kommt's zunächst zugute? „Wem gehört die Volksschule?" fragt Naumann in der „Hilfe". „Wer besetzt die öffentlichen Stellen? Wer verteilt die Wahlkreise? Wer benutzt den Parlamentarismus zur Steigerung seiner Renten? Kurz, wer spielt auf dem Klavier des liberalen Staates? Es spielen die unliberalen Gewalten! Das ist, wenn man die Sache grob darstellen will, die bisherige Erfahrung. Von da aus machen sich nun also mancherlei Freunde die Sorge, daß bei Erweiterung der parlamentarischen Befugnisse, die durch die Kaiserkrisis von selbst kommen wird, nur die alten Mächte desto trotziger und fester werden. Dem widerspricht auch nicht, daß heute die Konservativen sich als Gegner der parlamentarischen Rechtserweiterung aufspielen, denn so haben sie es immer gemacht: erst waren sie gegen den Rechtsfortschritt, sobald er aber einmal vorhanden war, haben sie ihn benutzt. Erst waren sie gegen das Deutsche Reich, als es aber dann doch entstanden war, benutzten sie es als ihr Jagdgebiet. Erst waren sie gegen Bauernbefreiung, nachdem aber einmal der Bauer frei geworden ist, tun sie so, als seien sie seit Ewigkeit seine Freunde gewesen. Heute sind die Konservativen gegen die Geschäftsordnungsverbesserung des Reichstages und gegen Ministerverantwortlichkeitsgesetz, später — werden sie auch auf diesen Instrumenten zu blasen versuchen.

Das alles ist in der Tat so! Wenn wir heute in Deutschland parlamentarisches Regiment hätten, würde es konservativ-klerikal sein. Nur soll man deshalb nicht verzweifeln und die Hände in den Schoß legen. Die Welt ist rund und will sich drehen, das heißt: die Zeit, wo die konservativen Gedanken steigend waren, ist entweder schon an ihrem Ende oder wird sich ihm bald nähern. Das eben ist der Unterschied zwischen monarchischen Gewalten und Parteigewalten, daß die letzteren einem stärkeren Wechsel unterworfen sind. Auch konservative Parteien haben Flut und Ebbe. Die konservativ-klerikale Flut setzte etwa im Jahre 1876 ein und stieg bis zu den Handelsverträgen von 1903. Von da an scheint sie zu stehen. Es ist denkbar, daß sie ziemlich lange hoch steht, aber irgendeinmal sinkt das Wasser, und zwar im Anfang ganz unmerklich, und erst später schneller, wenn das Sinken erst bis ins allgemeine Bewußtsein gekommen ist. So hat es der Liberalismus zwischen 1873 und 1884 erlebt, so werden es voraussichtlich nun die rechtsstehenden Parteien durchmachen. Von einem gewissen Zeitpunkt an läßt sich nämlich keine Parteiagitation mehr steigern, ohne in Absonderlichkeiten und Übertreibungen hineinzugeraten. Schon der heftige Kampf gegen die Erbschaftssteuer ist vom konserva-

tiven Standpunkt aus nicht ebenso selbstverständlich, wie es vorher der Kampf für die Zölle war. Und trotz aller feierlichen Proteste ist noch lange nicht gesagt, daß nicht viele Konservative für diese Steuer stimmen werden. So beginnen die Abflutungen: der eine Teil übertreibt, und der andere Teil macht das nicht mit. Und auch im Zentrum ist nicht für alle Zeiten eine Garantie gegen Abflutung vorhanden. Alles geht dort langsamer, stiller und vorsichtiger, aber den allgemeinen menschlichen Gesetzen des Wachsens und Sinkens ist auch dieser festeste deutsche Parteikörper nicht entzogen.

Wenn also auch zunächst noch alle parlamentarischen Fortschritte der rechten Seite dienen mögen, so soll man nicht so tun, als sei das unabänderlich. Die Volksstimmung kann sehr bald einmal der deutschen Linken günstig sein. Dann erst wird es sich fragen, ob diese Linke als Ganzes etwa ebensoviel Kraft besitzt, wie heute die Rechte. Hier liegt, wie wir schon im Anfang sagten, der springende Punkt. Die Zeiten werden schon von selber wieder günstig, aber zu den Zeiten gehören die Menschen. Heute bietet die deutsche Linke ein Bild grenzenloser Zerfahrenheit: Sozialdemokratie, Demokratie, Freisinn, Nationalliberalismus, alle denken an sich und stoßen sich untereinander. Was die Sozialdemokratie an Beschimpfung der Liberalen leistet, ist gerade jetzt in Berlin sehr stark, aber man muß zugeben, daß auch ihr gegenüber nicht immer korrekt verfahren wird. Ein Teil steigert den andern in seiner Verbitterung. Das mag als notwendige Begleiterscheinung des parteipolitischen Kampfes ums Dasein gelten, solange doch nichts Größeres zu gewinnen ist. Von da an aber, wo Aussichten auf gemeinsame politische Macht sich öffnen, müssen diese Querelen vergessen und abgeworfen werden können. Ob aber das möglich sein wird, ob es bei steigender liberaler Flut eine steigende Organisationskraft der deutschen Linken geben wird, das ist die eigentliche Zukunftssorge. Es finden sich in allen Teilen dieser Linken zu viele, allzu viele, die an wirkliche Machtgewinnung nicht glauben und nur räsonnieren wollen. Das ist ja auch etwas menschlich Verständliches, nur ist es, politisch betrachtet, ein zweckloses Vorgehen. Gewiß hat jeder Mensch einmal das Bedürfnis, sein volles Herz auch der nächststehenden Gruppe gegenüber tüchtig auszuschütten, aber was hilft es — arbeiten muß er dann doch mit denselben Leuten, also ist es besser, wenn er sich von vornherein etwas mäßigt, damit ein Zusammenwirken möglich bleibt. Das gilt für alle Teile vom radikalen Sozialdemokraten bis zum Nationalliberalen. Solange zwischen Bebel und Bassermann sich nichts ausdehnt als eine Arena des Unfriedens, so lange werden allerdings alle Fortschritte des Parlamentarismus der rechten Seite zugute kommen, aber eben nur — so lange."

Jedenfalls steuern die Konservativen zurzeit einen Kurs, bei dem selbst überzeugten Mitgliedern der Partei angst und bange wird. Ein solches schreibt an die „Tägliche Rundschau":

„Die konservative Partei wurzelt im preußischen Osten — das ist ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Aus Preußen wurde Deutschland, und man kann und darf nicht deutsche Parteipolitik aus provinziellen Gesichtswinkeln machen. Innerhalb der konservativen Partei gibt es gewiß weitblickende und kluge Politiker, aber leider scheint es, daß ihnen die Zügel der Parteileitung

entglitten sind. Dadurch drängt die konservative Partei in eine viel gefährlichere Krisis hinein, als es die Finanzkrisis an sich ist.

Nicht in dem Streit um die Erbschaftssteuer, sondern in dem Streit um das preußische Landtagswahlrecht liegt in letzter Linie die Schwierigkeit unserer inneren Politik. Der Ausfall der Landtagswahlen war für die Konservativen zu günstig. Sie haben daraus ein gesteigertes Machtbewußtsein gezogen und halten es jetzt für ihre wichtigste Aufgabe, die Reform des Landtagswahlrechts zu hintertreiben.

Die Thronrede hat bei der Landtagseröffnung die Reform des Landtagswahlrechts in sichere Aussicht gestellt. Seitdem hat Fürst Bülow die Gunst der äußersten Rechten verloren. Sie ist kurzsichtig genug, zu glauben, daß nach dem Sturze Bülows die Reform des Wahlrechts hintertrieben werden kann, während sie dann wahrscheinlich nur um so radikaler erfolgen wird. ... In diesem Sinne ist der Kampf gegen die Nachlaßsteuer nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Tatsächlich kommt es diesen Kreisen — mit denen aber die konservative Partei als solche nicht identifiziert werden darf — vor allem darauf an, die Reichsfinanzreform nicht mit dem Block zu machen. Denn, so rechnet man, erstrebt der Block sich das Verdienst der Reichsfinanzreform, so präsentiert die Linke die Rechnung dem preußischen Landtag. Deshalb der Wunsch, das Zentrum heranzuziehen! Im preußischen Osten fühlt sich das Agrariertum aus eigener Kraft stark genug, in Schlesien ist das Zentrum konservativ und eine Stütze der Konservativen. Im Bunde mit dem Zentrum ist in Preußen eine konservative Regierungspolitik denkbar — im Reich aber nicht. Das zu übersehen, ist der schwere und verhängnisvolle Fehler dieser im preußischen Abgeordnetenhause wurzelnden konservativen Politik.

Das Reichstags-Zentrum ist andersartig als das Landtags-Zentrum. Mit Porsch kann man konservative Politik machen, doch nicht mit Schädler und Erzberger. Die preußische Politik aber wird im Reichstag entschieden. Hier war es der Block, der den Konservativen einen maßgebenden Einfluß, eine ausschlaggebende Stellung zurückgewann. Mit dem Ende des Blocks findet das sein Ende. Nur wenn die Blockparteien zusammenhalten, können sie die Sozialdemokratie niederhalten. Würde jetzt der Reichstag aufgelöst, so würde der Haß zwischen Agrariern und Liberalen so groß sein, daß bei den Stichwahlen die Genossen durchdringen. So gibt die konservative Partei um des preußischen Landtags willen den Deutschen Reichstag preis. Die Wiedererstarkung der Sozialdemokratie, die Rückkehr des Zentrums in die ausschlaggebende, alles beherrschende Stellung, das ist die Schuld der Konservativen.

Die Wirkung im Lande aber wird diese Schuld schwer rächen. Die konservative Partei wird und muß zu einer bedeutungslosen Gruppe östlicher Agrarier herabsinken, bis auch die Landbevölkerung merkt, wohin der Weg führt — dann geht es mit den preußischen Altkonservativen vollends zu Ende.

Zunächst wird das Fallenlassen der Erbschaftssteuer eine schwere Belastung des kleinen Besitzes zur Folge haben, sei es nun, daß irgendeine Wertzuwachs- und

Umsatzsteuer für Immobilien zustande kommt, oder daß nach Erhöhung der Matrikularbeiträge die Ergänzungssteuer in Preußen verdoppelt wird. Damit lebt der Gegensatz zwischen Klein- und Großgrundbesitz wieder auf. Sodann wird die öffentliche Meinung es den Konservativen niemals vergessen, daß durch ihre Schuld Zentrum und Sozialdemokratie wieder in die Höhe kamen und der nationale Aufschwung von 1907 begraben wurde, — eine Erstarkung der Liberalen ist die notwendige Konsequenz. Würden heute in Preußen Landtagswahlen vorgenommen, sie würden zu einem anderen Ergebnis führen als 1908. Heute würden die Konservativen das Feld nicht so leicht behaupten und schwere Verluste erleiden.

Handelt es sich aber um einen Kampf nicht um die Finanzreform, sondern um das Wahlrecht, so könnte die konservative Fronde leicht das Gegenteil von dem erzielen, was sie im Auge hat.

Der Reichstag kann nicht aufgelöst werden, weil sonst die Sozialdemokratie einen Sieg sondergleichen und mit den unheilvollsten Wirkungen davontrüge. Aber *der Auflösung des Abgeordnetenhauses steht nichts im Wege*. Bei einer gründlichen Änderung der *Verwaltung* würden die konservativen Hochburgen im Osten unschwer zu nehmen sein. Wenn die Regierung ernstlich will, läßt sich also der Widerstand der Konservativen des Reichstags im preußischen Landtag brechen. *Das geheime Wahlrecht ist im Landtag durchzusetzen*, im Abgeordnetenhause mit Hilfe des Zentrums, im Herrenhause mit Hilfe eines Pairsschubs — und dann wird die konservative Partei den Blockverrat und die Vereitelung der Reichsfinanzreform zu spät bereuen. Dann würden sich die Vorgänge der ‚neuen Ära' wiederholen, nur mit dem Unterschied, daß der Liberalismus vielleicht nicht die Fehler der sechziger Jahre nachmacht, und daß dann entsprechend der Gesamtentwicklung des Deutschen Reiches der *heut' übermäßig starke agrarisch-feudale Einfluß* dauernd zurückgedrängt wird.

Die konservative Partei spielt ein gewagtes Spiel. *Im eigenen Lager wächst der Unwille* über die Haltung der Partei. Die Beamtenschaft, der städtische Mittelstand, die Intelligenzen auf dem Lande, also die festesten Stützen der konservativen Partei fallen ab. Kann der ‚Bund der Landwirte' dafür einen Ersatz bieten?"

Agitationserfolge seien Augenblickserfolge, in den Versammlungen stimme man leicht Resolutionen zu, aber wenn es hart auf hart kommt, wenn die Regierung an den Patriotismus appelliert, wenn alle die einflußreichen Stellen, die bisher für den Bund der Landwirte wirkten oder ihn gewähren ließen, umgekehrt feindliche Stellung nehmen, dann werde diese Organisation durch die Schuld ihrer Führer zugrunde gehen. Doch auch gestützt durch den Bund der Landwirte könne eine von einer starken Regierung bekämpfte konservative Partei sich nicht behaupten, sie werde aus ihren eigenen Reihen heraus zur Umkehr gezwungen werden, aber dann könne es zu spät sein.

„Die Parteiverblendung", schließt der konservative Verfasser, „ist so groß geworden, daß die konservative Partei den Maßstab ruhiger Erwägung verloren zu haben scheint und lieber eine Krisis von unberechenbaren Folgen heraufbeschwört,

als daß sie rechtzeitig im vaterländischen Interesse nachgibt. Damit hat die konservative Partei den Boden ihrer besten Überlieferungen verlassen. Von der Reichsfinanzreform von 1909 wird der Niedergang der konservativ-agrarischen, heut' so mächtigen Partei den Ausgang nehmen."

Das also ist die Meinung eines „angesehenen konservativen Politikers". Mir scheint, daß sie die Lage so scharf beleuchtet, wie das bei einem ausgesprochenen Parteistandpunkte nur immer möglich ist.

* * *

Bedeutsam ist das Zugeständnis des konservativen Politikers, daß der „agrarisch-feudale Einfluß" heute „übermäßig stark" bei uns ist. Kann man darin auch ganz gewiß keine neue Entdeckung finden, so doch ein dankenswertes, weil unanfechtbares Zeugnis. Auf diesen Einfluß ist es zum größten Teil zurückzuführen, daß auch bei sonst sehr dankenswerten Reformen stets ein atavistisches Appendix mit eingeschmuggelt werden soll. Man könnte es die reaktionäre Appendizitis nennen. Die aus dem großen Reformwerke der Regierung abgelöste Teilvorlage zum Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches kann nun niemand freudiger und dankbarer begrüßen als der Türmer, da er selbst angeregt hat (X. Jahrg., Heft 7, S. 96—98), mit den schlimmsten, von allen Parteien gleichmäßig preisgegebenen Notständen nicht erst bis zum „großen Reinemachen" zu warten, sondern sie aus der Gesamtreform vorwegzunehmen und auf diese Weise früher zu beseitigen. Es handelte sich hauptsächlich um die teils unzulänglichen, teils unmenschlich harten Bestimmungen über Kinder- und Tierschutz auf der einen und über Eigentumsvergehen aus Not und im Rückfall auf der anderen Seite. Diesen unerträglich gewordenen Rückständen will nun die Regierungsvorlage Rechnung tragen, sie hat aber noch einige andere Bestimmungen damit verkuppelt, von denen die über Beschränkung des Wahrheitsbeweises und Erhöhung der Geldstrafen und Bußen bei Beleidigungsklagen die allerstärksten Bedenken hervorrufen.

„Für die öffentliche, namentlich die in der Presse vorgebrachte Behauptung ehrenrühriger Tatsachen", so setzt sich Wolfgang Heine im „März" mit der Vorlage auseinander, „sollen künftig die Geldstrafen bis auf zehntausend, die Bußen bis auf zwanzigtausend Mark für jeden Fall normiert werden können, während jetzt die Maximalbeträge fünfzehnhundert und sechstausend Mark sind. Die höchste Gefängnisstrafe von zwei Jahren soll bestehen bleiben; es wäre auch lächerlich, sie noch zu verschärfen, denn sie kommt schon in dieser Höhe nie zur Anwendung.

Man sieht, worauf der Vorschlag hinausläuft: Zeitungen sollen durch ungeheure Geldstrafen und Bußen ruiniert werden. Natürlich würde das nur politische Oppositionsblätter treffen. Die Revolverpresse weiß schon durch Schiebungen dafür zu sorgen, daß der Gerichtsvollzieher nichts vorfindet. Die ‚gutgesinnte' Presse braucht sich auch nicht zu fürchten; sie könnte noch so dreiste Verleumdungen über ihre politischen Gegner verbreiten, ohne empfindliche Strafen zu erhalten. Ein konservatives Schmähblatt, das einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten frivol bezichtigt hatte, Schmiergelder zu nehmen, kam in Berlin mit der Bagatelle von zweihundert Mark davon, während sozialdemokratische Redakteure, wenn sie einen Nachtwächter,

einen Soldaten oder gar die Richter beleidigt haben, manchmal auf viele Monate ins Gefängnis wandern.

Schon heut' ist die Anklage wegen ‚Beleidigung' das Mittel, womit Bureaukratie, Militarismus und die herrschenden Klassen jede furchtlose Kritik öffentlicher Übelstände zu unterdrücken suchen, und leider oft nicht ohne Erfolg. Vom freien deutschen Wort ist bei uns nicht mehr viel zu spüren.

Das Recht der Presse, Mißstände in Staat und Gesellschaft zu rügen, wird immer mehr beschnitten; eine Reichsgerichtsentscheidung stellt kurzweg die Bureaukratie außerhalb der öffentlichen Kritik mit der Begründung, daß für die Bekämpfung von Übelständen in der Verwaltung der Instanzenzug (!) gegeben sei. (Bravo, löbliches Reichsgericht! Allerhand Hochachtung! D. T.)

Was not täte, wäre doch eine Befreiung von diesen unwürdigen Fesseln, nicht neue Knebelgesetze. Der Regierungsentwurf begnügt sich aber nicht damit, die Strafen für unbequeme Kritiker maßlos zu erhöhen, sondern will dem Angeklagten auch noch den Wahrheitsbeweis abschneiden, um den zu schützen, der eine Kritik zu fürchten hat. Die Novelle will bei einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen begangenen Beleidigung die Bestrafung ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit der Tatsache eintreten lassen, wenn diese lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren. Eine Beweisaufnahme soll nur mit Zustimmung des Beleidigten zulässig sein, die Erbringung des Beweises soll aber nicht vor Strafe schützen.

Der Ursprung ist natürlich der Streit Hardens gegen Moltke und Eulenburg. Empfindsame Seelen fließen über von Mitleid für die bloßgestellten Höflinge. Maliziöse Leute denken bei dem staatsretterischen Pathos an die Worte des Wursthändlers in Aristophanes' Rittern *οὔκουν σε δῆτα ταῦτα δεινόν ἐστι πρωκτοτηρεῖν;* die Presse doziert moralisierend: ‚La vie privée doit être murée.'

Sofort benutzt die Bureaukratie diese Stimmung, um ein Ausnahmegesetz gegen die öffentliche Kritik überhaupt herauszuschlagen, das sie schlau in einige populäre Gaben einwickelt.

Der verlangte Schutz des Privatlebens läuft auf einen Schutz begünstigter Kreise vor unangenehmen Erörterungen, die angebliche gesetzliche Regelung auf neue Willkür hinaus, woran unser Recht doch wahrlich schon reich genug ist.

Das Gericht hat es völlig in seinem Belieben, ob es annehmen will, daß eine Behauptung lediglich Verhältnisse des Privatlebens betreffe und das öffentliche Interesse nicht berühre, oder ob es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen will. Wir wissen, wie widerspruchsvoll der Begriff des ‚öffentlichen Interesses' gehandhabt wird.

Ist es eine Frage ‚lediglich des Privatlebens', ob ein Mann, der öffentliche Ämter einnimmt und das Vertrauen seiner Mitbürger beansprucht, unsaubere Geschäfte macht oder schlechten Leidenschaften frönt? — Nach meiner Ansicht berührt dies das öffentliche Interesse sehr stark; aber die preußischen Staatsanwälte und der Justizminister verneinten bei der schon erwähnten Verleumdung eines

sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten das öffentliche Interesse. Das gibt einen deutlichen Fingerzeig, wie man auch das neue Gesetz anwenden kann. Damals freilich galt es, zu motivieren, weshalb der staatserhaltende Verleumder von der Anklage von Amts wegen verschont blieb, *dem Abgeordneten aber der Rechtsschutz versagt* wurde, den *jedes Mitglied eines Kriegervereins* in Kuhschnabbel genießt. Mit derselben Begründung aber wird man künftig der Presse die Möglichkeit abschneiden, die Integrität von Beamten oder Politikern zu prüfen und scheinheilige Gesinnungspfaffen zu entlarven.

Lustig wird das in Prozessen wegen Beleidigung von Beamten und andern Begünstigten des herrschenden Regiments werden. Ist einem Nachtwächter nachgesagt worden, daß er gern eins tränke, oder einem Moralzeloten, daß er auf Liebespfaden betroffen worden sei, so wird dies nach Meinung der Staatsanwaltschaft das öffentliche Interesse hinreichend berühren, um Offizialanklage zu erheben; dieselbe Staatsanwaltschaft wird dann aber der Zulassung des Wahrheitsbeweises des Angeklagten widersprechen, weil die Behauptung ‚lediglich das Privatleben' betreffe und das öffentliche Interesse *nicht* berühre.

Auch das Umgekehrte kann sich ereignen. Ist ein oppositioneller Politiker beleidigt, so wird man ihn wie bisher auf die Privatklage verweisen, weil das öffentliche Interesse fehle; wenn dann aber der Verleumder mit Beweisanträgen kommt, vielleicht nur um den Prozeß zu verschleppen, wird es wieder heißen, die Behauptung berühre das öffentliche Interesse und erfordere eingehende Beweisaufnahme.

Jedenfalls gibt das Gesetz die Möglichkeit zu solchen Ungleichmäßigkeiten, *es reizt direkt zu einer willkürlichen, parteiischen Anwendung an und muß deshalb korrumpierend wirken*, wenn ich auch nicht sagen will, daß es überall und immer ungerecht angewendet werden würde.

Daß die Revolverpresse mit ihren Drohungen viel Übles stiftet, und daß es gut wäre, ihr das Handwerk zu legen, verkenne ich nicht. Aber ich glaube nicht, daß das Gesetz viel dagegen helfen würde. Wer die Erpresser zu fürchten hat, der scheut sich vor ihrer *Veröffentlichung*, nicht vor dem nachfolgenden Prozeß, der erst stattfände, wenn das Unheil schon vollendet wäre. Wer im Beleidigungsprozeß den Wahrheitsbeweis verbietet, wird immer neuem Verdacht und neuen Angriffen der Revolverjournalisten ausgesetzt sein. Kann man diese Halunken aber einmal packen, so reichen die Strafen des heutigen Gesetzes schon aus, dem einzelnen das Geschäft zu verleiden.

Soweit also ein wirklicher Mißstand vorliegt, würde das Gesetz wirkungslos und unnötig sein.

Für die ernsthafte Kritik jedoch bedeutet es eine große Gefahr.

Achtung vor dem Privatleben! — Gut! — Ich wäre der letzte, der einer Verquickung des politischen Kampfes mit niedrigen Angriffen auf das Privatleben der Gegner das Wort reden möchte. ... Indessen auch die loyalste politische Agitation kann nicht unbedingt vor dem Privatleben haltmachen. In einer Zeit, wo das Staatswesen in alle privaten Verhältnisse eingreift, wo umgekehrt der Privatmann Träger der öffentlichen Rechte und Pflichten wird, lassen sich viele Vor-

gänge, die an sich privaten Charakter tragen, nicht mehr völlig von den Interessen der Öffentlichkeit trennen.

Es muß dem Takt der Presse überlassen bleiben, hier die richtigen Grenzen zu ziehen und sich von jeder kleinlichen, unsauberen Schnüffelei fernzuhalten. Gesetze können darüber nicht entscheiden, die ungeschickten Finger der Bureaukratie können nur Unheil anrichten, wenn sie diese feinen Fäden schlichten wollen.

Je ernsthafter das Interesse für wirkliche politische Aufgaben der Nation würde, je mehr das byzantinische Geklatsch über Personen verschwände, je klarer sich das politische Leben vor der Öffentlichkeit abspielte, um so sicherer würde das Gefühl dafür werden, daß öffentliche Erörterungen über das Privatleben allerdings nur schicklich sind, soweit sie im Interesse des öffentlichen Wohls nicht entbehrt werden können, daß dann aber auch keine weichliche Rücksicht auf Personen erlaubt ist."

Kaum hatte das Kind das Licht der Welt erblickt, da hatte es auch schon seinen Namen weg: Lex Eulenburg. Verhängnisvoll, nicht für den Liebenberger, der sicher in seinem Schlosse sitzt, meint die Berliner Wochenschrift „Das Blaubuch", — verhängnisvoll für das Volk scheine seine Affäre werden zu sollen. Da er nicht bestraft werden könne, so hole man — Gerechtigkeit muß sein — wenigstens die Presse heran. „So kann man, wenn auch die damals schon hergerichteten Fürstenzimmer in Moabit Gott sei Dank nicht erst dem Hochgeborenen zur Verfügung gestellt zu werden brauchen, doch, vom regierungsfrommen Standpunkt aus gesehen, gerne zugeben, daß die preußische Justiz mit bekannter Regsamkeit einen Weg gefunden hat, wie die äußerst peinliche Sache doch noch zum Segen des Vaterlandes ausgebeutet werden kann. Das heißt, wenn ich in dem Folgenden vom Fürsten Eulenburg spreche, muß ich nun, um über die letzten Verhandlungen zur Strafgesetznovelle im Reichstage reden zu können, meistenteils ‚Fräulein Olga Molitor' sagen. Aber das ist nicht böswillig. Auch nicht Revolver, um das gleich vorwegzunehmen. ... Für mich ist der Liebenberger eine absolut aparte Nummer. Und Fräulein Molitor ist in meinen Augen ein Fräulein, die es nicht verdient hat, bei der Lesung einer Lex Eulenburg überhaupt genannt zu werden. ... Aber bei der Debatte der Strafgesetznovelle ist es nun von maßgebender Stelle eingeführt, nicht mehr Eulenburg, sondern immer Molitor zu sagen. Und da muß ich schon auch ...

Wie sich die geduldigen, lieben deutschen Reichstagsabgeordneten die Geschichte vom Fürsten Eulenburg jetzt erzählen lassen: Herr Staatssekretär Nieberding: ‚Ich erinnere an einen Fall, der seinerzeit das größte Aufsehen erregt hat. Eine schutzlose junge Dame wurde in ihrem ganzen Innen- und Außenleben mitleidslos der Öffentlichkeit preisgegeben. Allerlei böswilliges Gerede wurde vorgebracht. Solche Mißstände müssen beseitigt werden.' Es ist also gleichgültig, ob das neue Gesetz, mit dem wir, um einem dringenden Bedürfnis exklusiver Kreise abzuhelfen, beglückt werden sollen, nun Lex Molitor oder Lex Eulenburg heißt. ...

‚Man hat behauptet, dieser Gesetzentwurf wäre nur erfunden worden, um für künftige Fälle Deckung zu geben, falls wieder Beleidigungsprozesse schweben

sollten, und die gegen hohe und vornehme Personen gerichtet sind. Nichts hat den verbündeten Regierungen bei der Ausarbeitung der Vorlage ferner gelegen als dieser Gedanke.' Der Trick des neuen Gesetzes ist der, daß man bei angeblichen Beleidigungen durch die Presse es künftighin ganz ins Belieben des Beleidigten stellt, ob er den Wahrheitsbeweis zulassen will oder nicht. Etwa so: Harden hält es für gefährlich, wenn ausgesucht ein Kinäde vor allen anderen das Vertrauen des Kaisers hat. Er schildert die Durchlaucht, die uns gerade nebenregiert, wie sie ist. Durchlaucht geruhen den Wahrheitsbeweis nicht zuzulassen. Durchlaucht sind gesund. Durchlaucht regieren weiter, und Herr Harden fliegt ins Gefängnis. ... Nur wenn ein öffentliches Interesse in Frage kommt, kann das Gericht seinerseits in den Wahrheitsbeweis eintreten. Der Staatssekretär meint darüber: ‚Nach meiner Meinung wird niemand weniger Vorteil von den Vorschriften des Entwurfs haben als gerade diejenigen, die sich in vornehmen und hohen Stellungen befinden. Denn bei Beleidigungsprozessen, die sie betreffen, wird meist das öffentliche Interesse in Frage kommen.' Wer glaubt's? Vorläufig gilt folgendes: Was ist ‚öffentliches Interesse'? Öffentliches Interesse ist immer, wenn's den Regierenden nicht schadet. Niemand wird das, was heute schon in den Gerichten als ‚öffentliches Interesse' umgeht, irgendwie mit Volksinteresse übersetzen. Also Molitor hin, Molitor her. Gerade die Verurteilungen im Falle Molitor zeigen, wie heute gerade der anständige Journalist, der sich im Eifer des Gefechts zu Unüberlegtheiten hinreißen läßt, einem Dieb und Straßenräuber gleich für lange Zeit ins Gefängnis geschickt werden kann. Nicht Fräulein Molitor, die sich nur über einen taktlosen Vorsitzenden beschweren konnte, sondern Fürst Eulenburg steht hinter diesem Gesetzentwurf. Nichts ist der preußischen Regierung bei diesem Gesetz gleichgültiger als Fräulein Molitor. Man will für alle Ewigkeit gegen einen zweiten Fall Eulenburg geschützt sein. Alles andere ist Phrase. ...

‚Aber was wollen Sie, meine Herren? Der ganze Gesetzentwurf geht doch nur gegen die Revolverpresse.' Auch das ist Phrase ... Keine Regierung fürchtet die Schmutzblättchen, die der Herr Eisenbahnminister im Unterschied zu angesehenen und anständigen oppositionellen Blättern gern auf seinen Bahnhöfen duldet. Nein, wenn sie Revolverpresse sagen, ist es ganz wie mit Fräulein Molitor, für das sie sich plötzlich, nachdem ein paar Adelsleute verdientermaßen an den Pranger gestellt sind, so unbändig interessieren. Sie sagen Revolverpresse und meinen die anständige Presse, die demokratische Prinzipien vertritt. Staatsanwalt und Berufsrichter, die unsere Beamten sind, sollen fürderhin die Möglichkeit haben, Fürst Eulenburg und seine Nachfolger noch ganz anders zu schützen ... Das ist der Sinn der Lex Eulenburg, die sie jetzt mildlächelnd Lex Molitor taufen, und das der Grund, warum sie nicht Wirklichkeit werden darf."

Es ist in der Tat nicht einzusehen, wieso ausgerechnet Fälle wie der des Fräulein Molitor ein solches Gesetz erheischen könnten. Ist doch die Beleidigung der allerdings moralisch sträflich mißhandelten Dame schon nach dem bestehenden Gesetze mit einem Jahre Gefängnis gesühnt worden! Und das Gericht hatte es nach eben diesem bestehenden Gesetze in der Hand gehabt, bis zur Höchststrafe von zwei Jahren Gefängnis hinaufzugehen. Es ist also

völlig unerfindlich, inwiefern sich der so tapfer vorgerittene Fall Molitor anders gestaltet hätte, wenn auf Grund des neuen Gesetzes geurteilt worden wäre. Die nüchterne Erwägung dieser unumstößlichen Tatsache bricht doch den pathetischen Erklärungen des Regierungsvertreters einfach die Spitze ab, und man kann denen nicht unrecht geben, die auf solches Glatteis, wie diese Vorlage, nicht treten wollen.

Vielleicht gelingt es, den guten Kern zu retten und das Privatleben vor böswilliger Besudelung besser zu schützen. Das allerdings wäre ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Eine solche Rettung ist aber auch nur dann wünschenswert, wenn allen Interpretationskünsten von vornherein ein eiserner Riegel vorgeschoben wird, und, falls einer nicht genügt, so viele eiserne Riegel, daß jeder Mißbrauch ausgeschlossen ist. Ohne solche niet- und nagelfeste Versicherung würde der Schaden unendlich viel größer sein als der Nutzen, würde sich das Gesetz als verhängnisvolles Danaergeschenk erweisen und nur eine weitere Vergiftung unseres öffentlichen Lebens zur Folge haben. Also aufgepaßt! Dreimal aufgepaßt!

* * *

Gerade die Harden-Moltke-Eulenburg-Affäre sollte uns doch endlich die Augen darüber geöffnet haben, was alles in unserer Justizgebarung möglich ist. Näher läge angesichts dieses Falles die Frage: Was ist bei uns auf dem Gebiete eigentlich nicht möglich? Denn so ziemlich alle denkbaren Möglichkeiten und noch einige darüber sind in ihm erschöpft worden. Das eine Mal hat kein „öffentliches Interesse" vorgelegen, das andere Mal ein ganz außerordentliches. In zweiter Instanz ist verhandelt worden, obwohl die erste als nicht vorhanden betrachtet wurde. Umgekehrt ist ein Urteil aufgehoben worden, ohne daß in zweiter Instanz verhandelt wurde. Und das liebe Reichsgericht erklärt dies Verfahren das eine Mal für gesetzlich, das andere Mal für ungesetzlich. Und auf Grund dieses nunmehr vom Reichsgericht für ungesetzlich erklärten Verfahrens wird verhandelt und geurteilt. Und diese Urteilsbegründung „stellt" so ziemlich das Gegenteil von dem „fest", was das frühere Urteil „festgestellt" hat. Nicht nur wird Harden statt zu vier Monaten Gefängnis zu 600 Mark Geldstrafe verurteilt, sondern es wird ihm auch feierlich attestiert, daß er sich bei seinem Vorgehen nicht von unlauteren Beweggründen habe leiten lassen, sondern im Gegenteil von sehr ehrenhaften, sehr patriotischen.

Und dann die vertauschten Rollen! Ein Schauspiel für Götter! Das eine Mal: Harden, der arme Schächer, auf dem Armesünderbänkchen, in Sack und Asche, kaum noch anders angesehen als mit einer aus Mitleid und Verachtung gepaarten Geringschätzung. Das andere Mal: auf hohem Rosse, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, in seinem „gerechten Zorne" vom Vorsitzenden fortgesetzt gestreichelt, begütigt und beschwichtigt, wie ein verwöhnter, launischer Prinz, dem man schon manches nachsehen müsse.

Damals — Oberstaatsanwalt Isenbiel: „Der Staatsanwalt soll sich über nichts freuen und nichts ärgern, er soll nur seine harte Pflicht tun. Aber als Mensch freue ich mich aufrichtig und herzlich, daß es gelungen ist, den Verdacht, der so lange Jahrzehnte auf dem Fürsten Eulenburg schwer lastete, im wesentlichen meines Erachtens vollständig zu beseitigen. Der arme, kranke, vielgequälte Mann, der sich hierher geschleppt hat, um Zeugnis



abzulegen für seinen Freund und für sich, der Mann gehört zu den glücklichen und beglückten Personen, die man lieben muß, ohne daß es einen erotischen Beigeschmack hat."

„Genügt's?" fragt der Herr Oberstaatsanwalt mit triumphierendem Hohne den Verteidiger Hardens und erwidert dann höchstselbst darauf:

„Dem Herrn Justizrat Bernstein genügte es nicht; er fragte noch, ob damit nur Verfehlungen gegen § 175 abgeleugnet werden sollten, oder ob diese Erklärung sich auf andere Handlungen homosexueller Natur beziehe, die nicht unter den § 175 fallen. Der sagte darauf einfach und schlicht: ‚Sind das keine Schmutzereien? Ich glaube, das müßte genügen für jeden ehrlichen und anständigen Menschen.'"

Weiter:

„Wir haben zwei Beamte des Fürsten Eulenburg gehört, die lange in seinen Diensten standen, lange mit ihm unter einem Dach schliefen. Beide Zeugen haben gesagt: Niemals und nun und nimmer ist etwas irgendwie Anstößiges in dem Verhalten des Fürsten vorgekommen; im Gegenteil, wir verehren unseren langjährigen Brotherrn. Kann man mehr verlangen? Ich hoffe, daß Justizrat Bernstein Abbitte leisten wird. Ich kann ihn nicht zwingen; tut er es aber, dann darf er stolzeren Sinnes diesen Saal verlassen als damals, nach dem so schlechten Erfolg in der Schöffengerichtsverhandlung."

Endlich am 3. Januar:

„Seit dem Prozeß Brand, in dem Fürst zu Eulenburg unter seinem Eid erklärt hat, nie etwas mit einer derartigen Schmutzerei zu tun gehabt zu haben, ist der Fürst in die Lage versetzt, zu sagen: Jetzt habe ich geschworen, nie eine derartige Schmutzerei getan zu haben, jetzt komme, wer da wolle, und behaupte, ich habe es doch getan. Ich stelle ihm frei, wegen Meineids gegen mich vorzugehen. Jeder Mann im ganzen Deutschen Reiche und im Auslande kann sich als Zeuge melden oder eine Anzeige gegen mich erstatten. Ich sehe absolut ruhig der weiteren Entwickelung entgegen."

Jetzt — Staatsanwalt Preuß: „Ich möchte zunächst dem Herrn Angeklagten das Zeugnis ausstellen, daß nach meiner persönlichen Überzeugung er bei sämtlichen Artikeln aus durchaus ehrenwerten, durchaus patriotischen Erwägungen gehandelt hat. Ich füge noch hinzu, daß auch der Verdacht der Sensationslust, der im vorigen Urteil erhoben ist, meiner Ansicht nach nicht zutrifft, sondern widerlegt wird durch die Artikel selbst. Da aus den Artikeln unzweideutig hervorgeht, daß der Herr Angeklagte diese Sensation hat vermeiden wollen, daß er die Absicht gehabt hat, nicht jedem verständlich zu sein, sondern nur denen, die es anging, um sie zu warnen und zum Fortbleiben von der Politik, zum Weggehen ins Ausland zu bestimmen. Wenn ich von diesen Erwägungen ausgehe und hinzunehme, daß der Mann, der durch die Drohung des Herrn Angeklagten am meisten gefährdet war, entfernt worden ist, so muß ich zu der Folgerung kommen, daß die Artikel in der Hauptsache gegen diesen gefährlichen Mann sich gerichtet haben,

und daß die übrigen Personen, die in den Artikeln erwähnt sind, nur nebenher, soweit es zu den Zwecken, die der Herr Angeklagte verfolgte, notwendig war, erwähnt wurden. Und wenn man von diesem Gesichtspunkt aus die einzelnen Artikel ansieht, dann scheint mir doch zweifelhaft, ob das Gericht bei den früheren Feststellungen wird bleiben können, und ob nicht wenigstens zum größten Teil die Erklärungen, die der Herr Angeklagte heute abgegeben hat, vollen Glauben finden müssen."

Für den Fall der Verurteilung aber, den er ja immerhin als „möglich" voraussetzen müsse, sieht sich der Herr Staatsanwalt „genötigt", auch auf die Frage des Strafmaßes einzugehen, und da, meint er, „kommen für den Herrn Angeklagten gegenüber dem vorigen Urteil eine Reihe von Tatsachen zur Erwägung, die es meiner Meinung nach ausschließen, daß gegen den Herrn Angeklagten nochmals auf eine Gefängnisstrafe erkannt wird. Ich bin, wie ich bereits hervorgehoben habe, überzeugt, daß der Herr Angeklagte von patriotischen Erwägungen ausgegangen und daß er auch nicht in irgendeiner Beziehung leichtfertig dabei zu Werke gegangen ist. Das geht klar aus allem hervor, was inzwischen geschehen ist. Das allein muß zur Evidenz nachweisen, daß der Angeklagte nicht leichtfertig mit seinen Angriffen vorgegangen ist, daß er sich wohl und reiflich überlegt hat, wie weit er gehen könne, und daß er höchstens eines entschuldbaren Versehens schuldig wäre ..."

Also: „höchstens eines entschuldbaren Versehens" und auch das nur bedingungsweise! O quae mutatio rerum!

Und nun Harden selbst in der letzten Verhandlung: „Graf Kuno Moltke hatte die Aufgabe, seinen Freund Eulenburg stets über das am Hof Vorgehende zu unterrichten; diese Berichte, in denen allerlei Intimitäten standen, haben ja auch an dem Sturz Moltkes mitgewirkt. Er hat seinem Freund fast täglich geschrieben. Die Briefe sind vorhanden. Ich will darüber keine Details geben; auch nicht erwähnen, mit welchem Decknamen der Deutsche Kaiser darin bezeichnet wurde. ... Moltke war völlig kritiklos, völlig unter dem Bann des großen Komödianten, der uns vor anderthalb Jahren hier die Krankenprozession vorgaukelte und abends dann seine Freunde durch lustige Parodien des Vorsitzenden, des Staatsanwalts und der anderen Prozeßbeteiligten erheiterte. Ein Prachtexemplar. Dafür sitzt er auch, mit allen Orden und Ehren, unangefochten in seinem Schloß; dichtet neue Sänge, läßt sich malen und zeigt den Gerichtsärzten die facies hippocratica. Dieser Zauberer hat den armen Grafen Moltke mißbraucht. Jahrelang ihn als seinen Briefträger, seinen Zuträger benutzt; und der Graf war vollkommen machtlos gegen die Suggestion."

Harden kommt dann auf die „weichliche Politik" am Hofe zu sprechen. „Eine Ursache dieser sah ich (mit Recht oder mit Unrecht) darin, daß Mystiker, Süßholzraspler, Spiritisten, kränkliche Männer aller Sorten sich um die Person des Monarchen geschart hatten. Damals gab es zweierlei Politik: die amtliche und die eulenburgische. Die zweite, die okkulte, wurde von Herren betrieben, die den Kaiser umknieten. Ich bitte, das nicht nur bildlich zu nehmen. Diese Herren haben den Enkel Wilhelms des Rück-

ternen in eine ungesunde, ihren Zwecken ersprießliche Romantik zu zerren versucht. Sie sind weg: und der Dunst ist zerflattert. Weggekommen sind sie nach meinen Artikeln. Ich bitte, endlich sich einmal von dem Gedanken loszumachen, hier handle sich's um die Bekämpfung und Entschleierung Homosexueller. Die Angegriffenen waren Spiritisten, meinetwegen Theosophen, Mystiker, Leute, die kranke Menschen und Tiere durch Gebete heilen wollten und von denen einzelne auch sexuell abnorm waren. Wird etwa geleugnet, daß solche Abnormität auf die Gesamtpsyche wirkt? Lassen Sie sich von der wissenschaftlichen Literatur, von Krafft-Ebing bis auf Kraepelin, belehren! Daß solche ‚Männer' von Eulenburg an solche Stelle gebracht wurden, war ein nationales Unglück. Dadurch ist die Atmosphäre entstanden, die eine so schwache, eine so weiche Politik, eine so verhängnisvolle Täuschung über die Realitäten ermöglichte. Und da einzugreifen, war nach meiner Überzeugung meine Pflicht. Daß es dabei zu Enthüllungen kam, die Menschenleben vernichteten, ist nicht meine Schuld. Ich habe keinen denunziert; trotzdem ich mir dadurch manches erspart hätte. Habe ich nicht hier in diesem Saal gesessen und den biederen Eulenburg ruhig schwören lassen? Ich hätte ihn jeden Moment vernichten können. Heute wissen Sie es. Ich wollte nicht. Ich habe den Justizrat Bernstein gebeten, ruhig zu sein, als er aufspringen und sagen wollte: ‚Sie haben falsch geschworen, Herr Fürst!' Ich wollte und konnte Ihr Urteil abwarten. Dann, nach den Hymnen, den Barettorgien, dem Urteil, das mich entehren sollte, mußte ich handeln. Hätte ich's nicht getan, so wäre Eulenburg, als ein Gereinigter, am Ende gar in die Gunst zurückgekehrt. Das durfte nicht sein."

Aus seinem Schlußwort: „Der erste politische Eindruck meines Lebens entstand duch die außerordentliche Freundlichkeit, ja, ich darf sagen: Freundschaft, die Fürst Bismarck mir gewährte. Ich darf es sagen, denn er hat es ja selbst oft so genannt. ... Dieser Mann hat mir immer wieder gesagt: ‚Ihnen mißfällt der Kaiser als politische Persönlichkeit in vielen wesentlichen Zügen; mir auch. Aber Sie können mir glauben: alle oder mindestens neun Zehntel dieser nicht erfreulichen Seiten wären nicht sichtbar, *wenn Philipp Eulenburg nicht seine Sippschaft an ihn herangebracht hätte*. Das sind gräßliche Leute, ganz anders als wir; sentimental, geistergläubig, spukscheu (Eulenburg hat an dem Herrn neben anderen Wunderqualitäten ja *das Zweite Gesicht der Stuarts* entdeckt); ohne Sinn für die Nüchternheit des politischen Lebens, ohne den Nerv der Tapferkeit, die eine große Nation braucht; und der größte Teil ist auch noch geschlechtlich abnorm und nicht sauber. Da gibt's Zusammenhänge und Hautsympathien, die unsereins gar nicht versteht.' Das habe ich in Varzin, Friedrichsruh und Schönhausen oft gehört und besprochen. ...

Dieses Geschlecht, mit seiner Hypersensivität und Überschwenglichkeit, hatte einen Zustand geschaffen, der nüchterner Förderung ernster Staatsgeschäfte nach dem Urteil aller Sachverständigen im höchsten Grade schädlich war. Beweise? Soll ich Minister, Botschafter, Generale hier laden, damit sie es Ihnen bezeugen? Ihnen wiederholen, was sie mir gesagt und geschrieben haben? Über das ungeheure zum Himmel schreiende Unheil, das von Eulenburg und seinen Leuten kam? Ich denke nicht daran. Wozu denn? Sie brauchen mir nicht zu glauben. Soll ich das

Deutsche Reich aufwühlen, nur damit Sie mir glauben und ich weniger hart oder gar nicht bestraft werde? Das ist nicht nötig. Ihre Strafe schreckt, bekümmert mich nicht. Was ich erreichen wollte, ist längst erreicht: diese Einflüsse sind beseitigt, und Volk und Kaiser dürfen sich dessen freuen. Im vorigen Jahr konnte man noch zweifeln. Da hat der Fürst seinen letzten großen Coup gewagt. Da fiel irgendwo das Wort: ‚Isenbiel hat sie famos rausgehauen.‘ Da galt Phili als makellos, und man konnte glauben, dem Verbannten eine Genugtuung schuldig zu sein. Da zitterte Philis schönste Kreatur vor der Rückkehr des Gehaßten...

Fest steht ... die Tatsache, daß Graf Kuno Moltke niemals gehört worden ist, sich niemals irgendwie rechtfertigen durfte; daß der ewige Plessen ihm einfach brüsk das Abschiedsgesuch abverlangt hat. Details sind hier nicht nötig. Ist aber anzunehmen, daß nur die Artikel der ‚Zukunft‘ zu diesem Schritte getrieben haben? Leben wir in einem Reich, wo die beliebtesten Herren weggejagt werden, weil in einem leidlich angesehenen, aber vom Kaiser durchaus nicht geliebten Blatt ein paar Artikel gegen sie erschienen sind? Darum werden alte Freunde, die man duzte, einfach hinausgeworfen? Darum wird dem Vertreter des beurlaubten Polizeipräsidenten gesagt: Über Eulenburg, Moltke, Hohenau, Lecomte brauchen Sie mir nichts mehr zu erzählen; die sind erledigt; aber von den anderen aus Hof und Garde will ich schnell eine Liste?

Als die Geister ausgeräuchert waren und Graf Moltke in die Presse sickern ließ, er habe mich (zu spät) gefordert, kam der Lärm. Und nun wollte jeder Esel natürlich längst alles gewußt haben. Meine Artikel waren in der Erinnerung verblaßt oder auch nie gelesen worden. Hatte da nicht was von Päderasten gestanden? Gewiß. Und das Spektakel war fertig. Ich wurde gebeten, der Meute abzupfeifen; und tat's vielleicht etwas zu laut. Aber wenn Sie die ganze Weltgeschichte durchgehen: Sie können niemals eine schwierigere Aufgabe finden als den Kampf eines einzelnen gegen eine Hofclique. Der hat kaum jemals zum Siege geführt. Das ist beinahe unmöglich. Und Fehler? Wer hat in dieser Sache denn keine Fehler gemacht? Sie, meine Herren? Die Staatsanwaltschaft? Graf Moltke? Meine Fehler sind noch lange nicht die ärgsten, scheint mir; sind nicht sehr beträchtlich neben denen der anderen Beteiligten. ...

Alles, was Ihnen hier immer über Nervenfoltern und gräßliches Ungemach vorgejammert wird, vergeht vor dem ernstlich prüfenden Blick ja wie Schaum. ... Da hätte ich schon eher Anlaß zu stöhnen. Ein Privatmann gegen alle Reichsgewalten; und gegen neun Zehntel der Presse, die öffentliche Meinung macht. Ein Vermögen hingegeben, Schimpf, Ächtung, Bedrohung aller Art hingenommen. Das will erlebt sein ...

Und warum das alles? Weil ich getan habe, was jetzt jeder nützlich findet; am Ende sogar der preußische Kriegsminister; der sich mit der Revokation nachgerade allerdings ein bißchen sputen könnte. Darum stehe ich nun zum viertenmal vor einem deutschen Gericht. So findet man bei uns sein ‚Recht‘, wenn man für eine gute Sache tapfer gefochten hat. ...

Wenn Sie mich verurteilen, üben Sie (ohne es zu wollen, versteht sich) Willkür, nicht Recht; denn Sie haben mir nicht die kleinste Schuld bewiesen. Tun

Sie's! Ich habe nichts dagegen. So müssen solche Sachen ja enden; so haben sie in der Geschichte stets geendet. Der eine sitzt unangetastet in seinem schönen Schloß, der andere wird von Instanz zu Instanz geschleppt, seiner Arbeit entzogen, geschmäht, mit dem Unrat der Preßkloaken beschmutzt, verurteilt. Das ist die Krönung. So muß es sein. Er hat der schmierigen Katze ja die Schelle angehängt....

Ich will ganz ruhig schließen. Ihr Urteil kann mir nicht ernstlich schaden. Auch Ihnen nicht? Ich glaube, von allen Beteiligten habe ich Ihr Urteil am wenigsten zu fürchten. Und deshalb bitte ich Sie, in Ihrem Beratungszimmer viel mehr an sich als an mich zu denken. Daran, daß unter einem neuen Fehlspruch wieder Ihr Name stünde. Lange würde er ja nicht gelten. Denn wenn Ihr Urteil mich unerträglich dünkt: es gibt mehr als ein wirksames Mittel dagegen. Das habe ich Ihnen bewiesen. Auch diesmal würde es vielleicht eine Weile dauern. Aber wir würden uns wiedersehen. Nur: Ihr Name wäre auch von diesem Dokument deutscher Rechtspflege nicht wegzukratzen..."

Aus dem Mittelalter ist uns ein niederdeutsches Bild nebst erläuternden Versen überliefert: es stellt ein Rad und an diesem Rade einen Mann dar, der nacheinander alle seine Drehungen mitmacht, ganz oben, tiefer, ganz unten usw. zu stehen kommt. Es heißt „Das Glücksrad", und die mittelniederdeutschen Verse schildern das Walten des blinden „Aventiure", was so viel heißt wie Glück, Schicksal, Zufall, Kismet ...

* * *

Nach solchen Justizirrungen haben wir nicht gerade Ursache, allzu „vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen", und tun als vorsichtige und gewitzigte Leute auf alle Fälle gut daran, uns auch die neue Vorlage recht genau anzusehen. Da stellt sich heraus, daß leider auch die sonst so dankenswerten und wohlgemeinten Bestimmungen für erhöhten Kinderschutz doch noch recht unzulänglich sind.

Die Novelle bestimmt: Als § 223a Absatz 2 wird folgende Vorschrift eingestellt: „Gleiche Strafe" (Gefängnis von zwei Monaten bis zu fünf Jahren) „tritt ein, wenn gegen eine noch nicht 14 Jahre alte oder wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit wehrlose Person, die der Fürsorge oder Obhut des Täters untersteht, eine Körperverletzung mittels grausamer Behandlung begangen wird."

„Der Unterschied gegen den bisherigen Zustand", bemerkt dazu Dr. Prosch in der „Köln. Volksztg.", „besteht also nunmehr lediglich darin, daß bei ‚grausamer' Körperverletzung von Kindern oder Gebrechlichen durch deren Fürsorge- oder Obhutpflichtige, auch wenn sie nicht mit gefährlichem Werkzeug oder lebengefährdender Behandlung vorgenommen ist, ohne Erfordernis des Strafantrages eingeschritten werden kann, und daß die Strafe, wie bei den sonstigen ‚gefährlichen Körperverletzungen' in den Grenzen von zwei Monaten und fünf Jahren Gefängnis liegt. Aber nicht etwa jede Körperverletzung der Kinder durch solche Machthaber wird so bestraft, nein, sie muß mittels ‚grausamer Behandlung' begangen sein, und zwar ist dies nach dem Inhalt der Begründung selber eine bewußte Einschränkung des Begriffes der körperlichen Mißhandlung im Sinne des § 223!

Der Behauptung in der Begründung des Entwurfs, daß der § 223 ‚jedes (?) unangemessene, schlimme oder üble Behandeln einer Person‘ umfasse, gibt die Praxis eine ganz andere Antwort.

Von *praktischem* Wert ist in der Novelle nur das Wegfallen des Antragserfordernisses; die Erweiterung des Strafrahmens in der vorgeschlagenen Weise wird dagegen wenig wirken, zumal *schon jetzt das niedrigere Strafmaximum fast nie* auch nur annähernd in den Verurteilungen erreicht wird. Aber der geringe Vorteil wird wieder beeinträchtigt durch das Erfordernis der ‚*Körperverletzung*‘ mittels ‚*grausamer Behandlung*‘. Wie bald werden die kriminalistischen Exegetiker sich dieses Begriffs bemächtigt und das Loch hineindisputiert haben, durch das der advokatorische Dialektiker den Täter schon hindurchziehen wird!

Und ein solcher Entwurf soll bessern, abschreckend wirken und die Häufigkeit der Mißhandlungen mildern? Niemals, denn dem Entwurf fehlt alles, was ihn dazu befähigen könnte! Es *fehlt* (da nur ‚Körperverletzungen‘ getroffen sind) eine Erstreckung des Kindermißhandlungsbegriffs auf *körperliche und seelische Quälereien* (während dieselbe Novelle im § 145 b die Tiere ‚vor boshaftem Quälen‘ schützt!). Es fehlt eine besondere Bewertung der mehrfachen, fortgesetzten, systematischen, durch Monate oder Jahre dauernden Mißhandlungen von Kindern durch ihre Machthaber. Es fehlt die langersehnte Charakterisierung solcher dauernden Bestialitäten als *Verbrechen*. Es fehlt ferner die Berücksichtigung und entsprechende Bewertung fortgesetzter Mißhandlungen durch alle die, welche ihre Brutalitäten unter dem Schutze und in mißbräuchlicher Ausnutzung der einem anderen gegen das Kind zustehenden Fürsorge- und Obhutspflicht ausüben (Zuhälter, Liebhaber der Mutter usw.).

Es *fehlt* also der Vorlage alles, was eine wirkliche Waffe im Kampfe gerade gegen die häufigsten und schlimmsten Fälle der Kindermißhandlungen bilden könnte!

Es soll nach der Novelle also *dabei bleiben*, daß jemand nicht besonders gefaßt werden kann, der sein Kind z. B. zwingt, ekelerregende Dinge zu essen, der es fortgesetzt der Nachtruhe beraubt, es durch ‚Geistererscheinungen‘ und sonstige Schrecknisse fortgesetzt quält und peinigt und dessen Seele ruiniert!!

Es soll also dabei bleiben, daß jemand, der ein Kind ‚unzüchtig betastet‘, auch wenn diese Handlung keinerlei körperliche oder seelische Folgen für das Angegriffene hat, prinzipiell ins Zuchthaus kommt, daß dagegen einer, der sein Kind, das wehrlos, hilflos und aus Angst schweigsam ist, jahrelang, tagein, tagaus mit systematischer Bosheit quält, peinigt, mißhandelt und martert, nur *höchstens* fünf Jahre Gefängnis bekommen kann, wenn das Kind vor schweren körperlichen Leiden oder dem Tod bewahrt geblieben ist.

Es soll also dabei bleiben, daß der ‚Liebhaber‘ einer Frau, mit der er zusammenwohnt, welcher deren Kind, das ihm ‚im Wege‘ ist, unmenschlich prügelt, mit Gewichten belastet herumjagt, ihm allwöchentlich die Haare auf dem Kopf frisch zusammenleimt, daß eine solche Bestie *höchstens* drei Jahre Gefängnis bekommen kann, während ein zweimal rückfälliger Dieb ins *Zuchthaus* wandert!

Auf diese verschiedenen Punkte hat der Abgeordnete Dr. Faßbender kürzlich noch im Reichstage hingewiesen. Und doch soll alles beim alten bleiben? So lange bis das spätere neue Strafgesetzbuch nach einem Jahrzehnt vielleicht wieder erst mit halber Arbeit hervortritt? Nie und nimmer! Freilich bedarf es mehr als eines einzigen kleinen Paragraphenzusatzes! Getroffen werden müssen und können alle schweren Fälle, wenn man nur endlich die Sache beim rechten Namen zu nennen sich entschließt. Es gilt den Kampf um das Wohl der Kinder, gegen ihre Qualen und Marter, die man nicht mit halben Mitteln beseitigt oder dadurch, daß man die Augen schließt vor ihrer Furchtbarkeit!

Die Presse muß einmütig aufstehen in diesem Kampf, und der Reichstag erfüllt eine Ehrenpflicht, wenn er zu einer kampfkräftigen Waffe schmiedet, was jetzt in der Novelle nur als schwanker Stecken weder Stütze noch Schutz bietet. Darum mein Ruf immer von neuem: Jeder Kinderfreund agitiere für bessern Kindesschutz!"

Der Türmer kann sich dem nur von ganzem Herzen anschließen, und er ist überzeugt, daß dieser Ruf gerade in den Kreisen seiner Leser vollen Widerhall finden wird. Praktische Winke gibt ein Aufsatz, den die Geschäftsführerin des Berliner Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung, Marie Sprengel, in der „Tägl. Rundschau" veröffentlicht hat:

„Wo blieb der Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung? haben viele gefragt beim Lesen der letzten entsetzlichen Kindertragödie. ‚Warum wurde uns dieser krasse Fall von Mißhandlung nicht längst gemeldet?' möchten wir dagegen fragen. Wir haben über ganz Berlin und seine Vororte Hunderte von Meldestellen eingerichtet, wir versichern immer wieder, daß wir niemals verraten, wer uns die betreffende Anzeige gemacht hat, wir untersuchen in kürzester Zeit jeden bei uns gemeldeten Fall, ob er anonym oder mit einem Namen versehen zu uns kommt, ob er den Stempel der Übertreibung an sich trägt, oder ob uns ganz kurz eine entsetzliche Tatsache mitgeteilt wird, wir erklären uns immer wieder bereit, jedes mißhandelte Kind wenigstens vorläufig in unserem Heim Kinderschutz aufzunehmen, und trotzdem spielen sich in unserer nächsten Nähe von uns ungewußt diese Szenen ab, die uns schaudern machen.

Ein Blatt berichtet, wieviel mehr für die mißhandelten Tiere als für die gequälten Kinder geschieht, und findet es für jedes menschliche Gemüt beschämend, auf die Tierschutzvereine hinweisen zu müssen, wenn es sich um die Verhütung von Grausamkeiten gegen wehrlose, unschuldige Kinder handelt. Ich möchte hierzu bemerken, daß der erste Kinderschutzverein, der im Jahre 1875 in Neuyork gegründet wurde, überhaupt aus einem Tierschutzverein hervorgegangen ist Eine Missionarin konnte für ein mißhandeltes Kind nirgends Hilfe finden und brachte es schließlich zu dem Vorsitzenden des Tierschutzvereins, der ihm wenigstens den gleichen Schutz angedeihen lassen wollte wie ‚einem Hunde auf der Straße'.

Diesem ersten Kinderschutzverein in Amerika folgten später die in England und vor zehn Jahren die in Deutschland. Aber der Kinderschutz ist längst nicht popu-

lär genug bei uns. Sämtliche Kinderschutzvereine in Deutschland zählen zusammen kaum 8000 Mitglieder; sie haben keine der Vergünstigungen, wie sie Amerika und England längst den Beamten der Vereine gegeben haben, um gequälte Kinder zu retten, und die Strafen für Mißhandlungen sind oft geradezu minimal. ... Aber die Hauptsache ist doch, daß wir diese Mißhandlungen verhüten, und das kann nur geschehen, wenn das Publikum Hand in Hand mit dem Verein zum Schutz der Kinder vor Ausbeutung und Mißhandlung arbeitet.

Dieser Verein hat sein Bureau im französischen Dom am Gendarmenmarkt und täglich von 8½—3 Uhr Sprechstunde. Im vergangenen Jahre hat er sich mit dem Schicksale von 726 Kindern beschäftigt; für 69 Kinder hat er städtische, für 37 private Fürsorge erwirkt, und 287 Pflegekinder hat er selbst versorgt. Von diesen wurden 92 in seinem Heim Kinderschutz untergebracht, für dessen Erhaltung die Herren James Simon und Franz v. Mendelssohn sorgen; 145 Kinder gab der Verein teils in andere Anstalten, teils in Familienpflege und zahlte dafür fast 14 800 M. Pflegegelder. Leider schloß er mit einem Defizit von 500 M. ab, und soll er nicht nur in der gleichen Weise weiterarbeiten, sondern auch in dem gleichen Verhältnis weiter wachsen wie bisher, so brauchen wir dringend Hilfe.

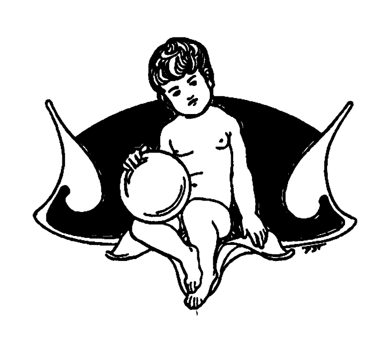
Je schneller diese Hilfe den unglücklichen Kindern gebracht wird, um so größer sind die Erfolge. Der Verein hatte sich ein hohes Ziel gesteckt, indem er sich das Motto erwählte: ‚Rettet die Kinder, und ihr habt keine Verbrecher mehr', und dies Ziel erfordert ernste, systematische Arbeit. Es genügt nicht, die Kinder vorübergehend ihrer traurigen Umgebung zu entreißen; die meisten sind durch die erlittenen Qualen bis in ihr Innerstes erschüttert, sind verbittert und reizbar geworden, auch von den schrecklichen miterlebten Szenen nicht unberührt geblieben und bedürfen dauernder Aufsicht und zielbewußter Leitung. Wir bringen unsern Schützlingen, diesen schwergeprüften Kindern, Liebe, Geduld, Verständnis für ihr Seelenleben und vor allem Vertrauen entgegen, und damit erzielen wir die schönsten Erfolge. Von den 170 Kindern, die bis jetzt Zuflucht in unserem Heim fanden, mußten wir nur sechs als ganz verwahrloste der Fürsorgeerziehung überweisen, alle anderen haben sich körperlich und geistig gut entwickelt. Eine Dame, die unser Haus besuchte, sagte: ‚Ich habe noch nie so viele vergnügte Kinder beisammen gesehen', und dieser Frohsinn ist das beste Zeichen, daß sie die ihnen zugefügten Leiden bald vergessen und ihren Anteil an Sonnenschein und Glück gefunden haben und ihn um sich verbreiten möchten. Der kleinste Insasse, ein siebenjähriger Junge, dem die Mutter mit einem Feuerhaken das Nasenbein zerhauen hat, bittet jede Woche um eine Karte: ‚Ich will an meine Mutter schreiben, daß sie mir besucht.' Und fragt man ihn, ob sie schon bei ihm war, so antwortet er: ‚Nein, aber vielleicht kommt sie doch noch', und schreibt von neuem. Wir beobachteten, wie ein großer, sehr trauriger Junge angekommen war, wie die Kleinen ihn forschend ansahen, bis ein Größerer an ihn heranging, ihn fragte: ‚Bleibst du hier?', und als der andere traurig mit dem Kopfe nickte, ihm die Hand gab und sagte: ‚Weine nicht, hier ist's fein', und dann kamen alle, gaben ihm die Hand, sagten: ‚Ja, hier ist's fein', und der Neuangekommene fühlte sich heimisch. Ein Mädchen sagte: ‚Ich kann hier gar nicht böse sein, denn alle denken immer, ich bin gut, und

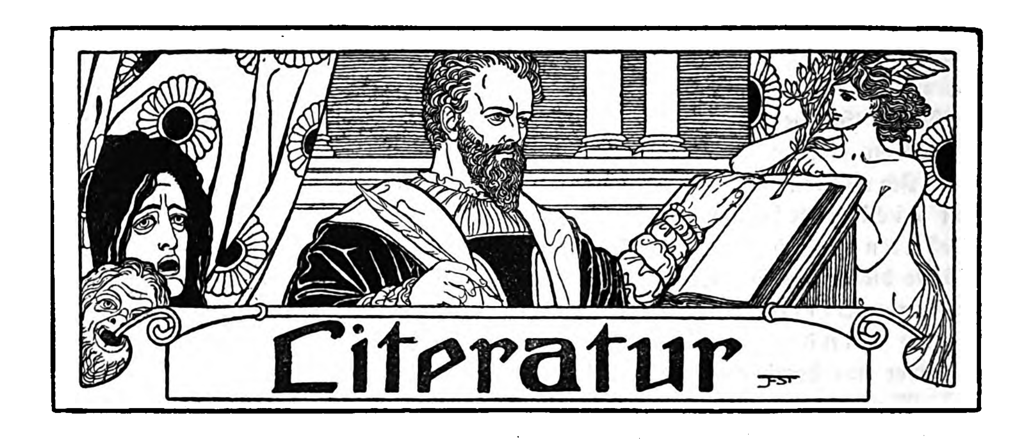
da muß ich es doch sein', — bestätigt der Kindermund nicht unbewußt die Worte Goethes, wenn er sagt: ‚Behandelt die Menschen so, als ob sie schon so gut wären, wie ihr sie haben wollt. Es ist der einzige Weg, sie dazu zu machen'?

Ich will keinen der von uns bearbeiteten Fälle hier erwähnen. Das Schicksal vieler Kinder ist nicht weniger tragisch als das des kleinen Seidel, das durchaus nicht vereinzelt dasteht. Möchte dieser traurige Vorgang uns alle aber viel mehr als bisher an unsere Pflichten gegen diese verlassenen, hilfsbedürftigen Kinder erinnern, wir müssen sie schützen und wir können es, aber nur durch vereinte Arbeit."

Wo Kinderschutzvereine bereits bestehen, da schließe man sich ihnen an, wo dies noch nicht der Fall, da begründe man solche. In jedem Orte wird sich eine genügende Anzahl Personen dazu bereit finden lassen, der Appell an die Menschlichkeit hat immer noch in deutschen Herzen ein Echo gefunden. Und dazu ein solcher! Nur ein Anfang muß gemacht werden, nur Initiative ist nötig!

Interessant ist die Tatsache, daß der erste Kinderschutzverein aus einem Tierschutzverein hervorgegangen ist. Aber nicht verwunderlich. Denn es ist das selbe Mitleid mit aller Kreatur, das selbe große Weltenherz, das mit dem einen wie dem anderen in Leid und Liebe zusammenschlägt.





Martin Greif

Zum siebzigsten Geburtstage des Dichters

Von

Hans Benzmann

Als angehender Lyriker hat sich Martin Greif einmal — es war im Jahre 1865 — an Emanuel Geibel gewandt und ihn um eine Beurteilung seiner Verse gebeten. Geibel antwortete ihm: „Ihre Verse sind ganz nett und werden gewiß in Freundeskreisen recht gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik taugen sie nicht.“ Greif bat den Dichter darauf um ein bestimmtes Urteil, — da wies Geibel auf den brennenden Ofen und sagte: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das beste, Sie werfen dieselben da hinein, dann haben Sie die Sache hinter sich; denn zur Poesie haben Sie keinen Beruf!“ Ein herbes Urteil in herber Form, und noch herber wirkt es, wenn es aus solchem Munde klingt. Nun, man mag über Geibel denken, wie man will — ich möchte ihn gewiß nicht unterschätzen —; aber es ist eine oft erwiesene Tatsache, daß er für anders geartete Dichter kein Verständnis hatte. Und Greif ist ganz anders geartet als er. Die einfache, prägnante, sich unmittelbar gebende Lyrik der Stimmung und des Gefühls, des Augenblicks und des Einfalls war Geibel, dem wortreichen Reflexionspoeten, dem Sucher musikalisch abgetönter Klänge und Rhythmen, ganz fremd. In seinem Zeitalter — es ist das der Epigonen — galt Schlichtheit und Natürlichkeit des Ausdrucks wenig. Wahrscheinlich wäre Liliencron damals noch mehr abgefallen als später am Ende der achtziger Jahre. Aber Greif sollte doch nicht ohne Anerkennung bleiben. Seine Verse fanden bald das Lob von Ästhetikern und Kritikern wie Adolf Bayersdorfer und Julius Klaiber; merkwürdigerweise interessierte sich auch Dahn für ihn, auch Bodenstedt und Adolf Pichler. Besonders begreiflich finden wir es, daß Eduard Mörike dem jungen Dichter anerkennende Worte schrieb. In seiner „Psychologie der Lyrik“ (1878) zitiert Dr. Karl du Prel öfters Greifsche Verse; aber er entschuldigt sich gewissermaßen dafür: „Es geschieht vielleicht zur Verwunderung der Leser, daß ich

diesen, manchen wenig bekannten Dichter so hoch stelle. Vor zehn Jahren erschienen, haben seine Gedichte noch nicht die zweite Auflage erlebt. Nun ist allerdings richtig, daß unsere Generation für Poesie überhaupt kein großes Interesse besitzt; wenn man indessen sieht, daß andere sogenannte Dichter bei derselben Generation die wärmste Aufnahme finden, so kommt man zu dem Schlusse, daß eben die Greifsche Poesie nur der herrschenden Geschmacksrichtung nicht entspricht, welcher andererseits sich anzubequemen andere für gut finden. Daß diese Geschmacksrichtung vom wahren Wesen der Poesie sich entfernt und nach dem Reflektierten, wenn nicht gar nach dem Rhetorischen und der bloßen Phrase geht, ist unverkennbar, und es ist nur die natürliche Kehrseite dieses Verhältnisses, daß ein Dichter vernachlässigt wird, der aller Effekthascherei entsagend, nicht den Stoff betont, sondern in der poetischen Form ein Genügen findet; denn — wie La Bruyère sagt —: „Du même fond dont on néglige un homme de mérite l'on sait encore admirer un sot"... Für den Philosophen, der in die verschwiegenen Tiefen der künstlerischen Werkstätte einzudringen versucht, sind diese Gedichte darum so interessant, weil sich in ihnen ihr Entstehungsprozeß so ungeschminkt offenbart, bei dem das Bewußtsein des Dichters nicht erzeugend, sondern empfangend sich verhält; aus der unbewußten Phantasie entspringen sie wie ein frischer Quell, und die künstlerische Besonnenheit des Dichters hat an ihnen nur den geringsten Anteil. Eben diese ihre organische Natürlichkeit und Freiheit von Bestandteilen bewußter Konzeption verleiht diesen ungekünstelten Empfindungslauten für den Philosophen sogar mehr Interesse, als es die Produkte von höherer Kunstbesonnenheit tun könnten." Nicht für alle Gedichte Greifs werden wir dies Urteil anerkennen, aber die Art des Dichters trifft es genau, und wir lesen zwischen den Zeilen auch etwas über das heraus, was dem Dichter fehlt: ich möchte es nennen dichterische Persönlichkeit, bewußte künstlerische Intelligenz.

Doch zunächst noch ein anderes interessantes Urteil über Greif. Der Dichter war längst mit seinem ersten Buche — 1868 — auf dem Plane erschienen, er war auch bald Mitarbeiter guter Zeitschriften geworden, — als ein neues Dichtergeschlecht sich anschickte, gegen den alten abstrakten Idealismus der Geibel, Rittershaus, Gottschall u. a. Front zu machen. Es waren die Stürmer und Dränger der Moderne, die Gebrüder Hart, Conradi, Alberti, Bleibtreu, Holz u. a. Aber auch diese neue Generation wollte von Greif nichts wissen. In seiner „Revolution der Literatur" (1886) sagt Bleibtreu von Greif, daß er „einen mißverstandenen Goethe kopiert" er nennt ihn zusammen mit Lingg (!) einen „Wortdichter". Dies Urteil ist begreiflich und — unbegreiflich; denn nur in dem Stofflichen unterschieden sich diese Modernen von den Epigonen, in der Form waren sie ebensowenig Originalgenies wie Geibel, Bodenstedt und ähnliche; auch sie waren recht eigentlich abstrakte Ideenjäger und Phrasendrescher, Wortdichter in diesem Sinne. Erst die spätere Moderne, die auf Storm, Goethe, Mörike, Keller, Fontane als ihre Meister zurückblickt, schlug ähnliche Töne an, wie sie Greif längst und ohne Rücksichtnahme auf eine Schule, auf eine Richtung angeschlagen hatte.

Greif steht außerhalb der alten und neuen Generation, er steht wie so viele echte Poeten für sich allein, man kann ihn andrerseits zu denjenigen Dichtern

rechnen, die zwischen der besten Tradition und der Moderne vermitteln. Er hat Gedichte geschaffen von einer Knappheit und schlichten Prägnanz des Ausdrucks, die sie unsern besten Volksliedern und Goethes schönsten Gedichten ähnlich erscheinen lassen. Diese Prägnanz und die innige Tiefe der Empfindung nur andeutende lyrische Unmittelbarkeit ist niemals epigonenhafter Poesie eigen.

Morgengang

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her,
Die alle tropfend tauen
Von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab:
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'!

Ich hing dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz —
Da gehn die Morgenglocken,
Ich steh' in Tränen ganz.

Ich habe dieses feine Gedicht hierhin gesetzt, um die Leser dieses Aufsatzes zunächst an Greifs eigene Art, eine Stimmung zu veranschaulichen und zu vertiefen, zu erinnern. Vielleicht ist das folgende Gedicht noch charakteristischer für ihn:

Tannicht im Felde

Es liegt im Feld ein finstrer Tann
Im regungslosen Schweigen,
Kein leises Wehen stört den Bann
Der Ruhe, die ihm eigen.

Du nahst dich mit gespanntem Ohr
Und suchst ihn zu belauschen,
Doch dringt kein Laut aus ihm hervor,
Kein Flüstern und kein Rauschen.

Jeder hat diese Stimmung oft genau so durchlebt, dieses Stück Landschaft, diesen Tannicht im Felde oft gesehn; aber wie wenige Dichter vermögen die Natur, ein Stück gesehene Natur so handgreiflich darzustellen, wie es in diesem kleinen Gedicht geschehen ist. Man möge den ganzen Geibel nach solchem Gedicht durchblättern. Ich nannte Greifs Art vorhin eine „eigene“. In der Tat: er hat einen ganz eigenen Stil. Selbstverständlich kommt diese Art von Goethe her; auch Mörike, Storm, Johann Georg Fischer kommen von Goethe her; aber jeder wirkt anders als der andre. Für Greif ist charakteristisch eine zarte, etwas spröde, stumpfe, doch wiederum biegsame Art, ein lichter, impressionistischer Stil, der die Eindrücke nebeneinandersetzt — scheinbar willkürlich, nachdem sie tatsächlich aber aufs genaueste auf den Gesamteffekt hin abgestimmt und abgetönt sind. Greifs Lyrik ist vorzugsweise Naturlyrik, seelische Lyrik, malerische oder sinnvolle, leicht durch eine Empfindung pointierte, aber niemals unkünstlerisch pointierte Lyrik. Das alles hängt wohl miteinander zusammen: Natur, Seele, Lied, Stimmung, und ergibt reine Lyrik; aber wie ich schon auseinandersetzte, es ergibt doch immer wieder, wenn es ein rechter Dichter fügt und stimmt, einen besonderen, einen persönlichen, individuellen Klang. Das ist durchaus auch bei Greif der Fall.

Er hat einen so ausgeprägten Stil, daß er fast einseitig anmutet und infolgedessen von anders gerichteten Dichtern oder Kritikern oft eine wenig anerkennende

Bewertung erfuhr. Und nun muß man allerdings eines einräumen: Greif hat viel gedichtet und vieles, was eine noch so objektive, noch so verständnisvolle Kritik nicht verteidigen kann; namentlich in seiner zweiten Sammlung: „Neue Lieder und Mären" (1902) findet man ganze Reihen von nichtssagenden Gedichten. Man hat oft das Gefühl, als hätte der Dichter jede Kritik sich selbst gegenüber verloren. Diesen Einwand muß ich vorwegnehmen und nach Gebühr betonen. Mir ist es sogar oft unverständlich gewesen, daß der so zart empfindende, den schwersten Ton, den echten Ton des Volksliedes oft ganz rein treffende Dichter gewisse Gedichte überhaupt in seine Sammlungen aufnehmen konnte. Das hat ihm bei den Besten geschadet. Deshalb aber darf man umgekehrt ihn nicht allein nach diesen überzähligen Produkten beurteilen; ja, es gibt wiederum Serien von Gedichten in seinen Büchern, die bei oberflächlicher Lektüre oberflächlich und nüchtern wirken, in deren einfache Schönheit man sich erst hineinfühlen muß.

Mich wenigstens berühren seine Naturgedichte am sympathischsten, in ihnen scheint mir seine Art am wirklichsten und wesentlichsten zum Ausdruck zu kommen.

Novemberstimmung

Die Flur umher
Es kalt durchweht,
Wo nirgendmehr
Ein Blümlein steht.

Im Wald zerstiebt
Das welke Laub —
Die ich geliebt,
Sind alle Staub.

Sich frühe neigt
Der Sonne Lauf,
Am Himmel steigt
Der Mond herauf.

Es füllt sich sacht
Das Sternenzelt.
Sie sind erwacht
In jener Welt.

Dies ganz einfache, doch stimmungstiefe Gedicht erinnert in Klang und Farbe an einen der berühmtesten modernen Lyriker, an Verlaine; auch an die wunderzarten Gebilde japanischer Malerei und chinesischer Verskunst denkt man; und doch ist durch die ein klein wenig zu viel herausgearbeitete Pointe eine starkdeutsche — sentimentale — Nuance in dem Gedicht ...

Liebesnacht

O weile, süßer Geliebter!
Es trügt dich nur,
Noch hellt, nur wolkengetrübter,
Der Mond die Flur.

„Doch nimmer weilen und halten
Die Wolken dort,
Es führen sie wilde Gewalten
Von Ort zu Ort."

Ein Traum ist alle das Treiben
In dunkler Höh',
Doch uns muß ewig verbleiben
Der Sehnsucht Weh.

„Ich seh' nur Kommen und Scheiden
Am Himmelszelt,
Es zieht die Seele der Leiden
Durch alle Welt."

Die Wolken wandern so nächtig
Ohn' Schmerz und Lust,
Ich aber ziehe dich mächtig
An meine Brust.

Wohl eines der schönsten und einfachsten Liebeslieder der modernen deutschen Lyrik! Auch dieser Ton — der Ton des Liebesliedes — klingt innig und heimlich, voll Sehnsucht und Schmerz, durch die Lyrik Greifs. Aber mir liegt es fern, diese



Gedichte ihrem Inhalte nach zu rubrizieren und jede Art zu etikettieren. Ich möchte nur den Charakter skizzieren und ein wenig verdeutlichen.

Und zu diesem Charakter gehört, wie ich schon andeutete, das Wesen des Volksliedes. Er klingt so leicht, so gefällig, dieser Ton des Volksliedes, als wäre er unschwer nachzuahmen; aber die wirklichen Dichter wissen es, wie schwer er nachzuahmen ist, grad weil er ihnen selbst nur unwillkürlich in den Sinn kommt. Diese edle Gabe, diesen Sinn für das Wesentliche des Volksliedes besitzt Greif in hohem Maße. Freilich die Fülle, die gewaltig an tragischer Tiefe aus manchem Volkslied klingt, die schwere Last eines Schicksals vermögen die zarten Gebilde Greifs nicht zu tragen. Hier versagt des Dichters Kraft. Dazu ist er nicht Persönlichkeit, nicht schöpferische Persönlichkeit genug. Aber das kleine, gefällige, von Sagenmotiven, von Volksvorstellungen genrehaft durchwobene Lied gelingt ihm ganz ausgezeichnet. Manche dieser kleinen liedartigen Balladen Greifs, wie „Die wilden Frauen von Untersberg", „Der Geworbene", „Umzug", „Husarendurchmarsch", „Barbarazweige" sind bekannt geworden. Sie sind im Ton ganz echt getroffene Volkslieder. Kein falscher Klang ist in ihnen zu finden.

Dagegen unterscheiden sich die vielen größeren „Balladen und Romanzen", die Greif geschrieben hat, insbesondere nach historischen Motiven, wie „Hermann und Flaccus", „Xenophon", „König Odoaker", „Mohammed" usw., in nichts von den üblichen Balladen der Epigonen. Sie wirken zumeist nüchtern und farblos, sie schleppen sich hin im sich stets gleich bleibenden monotonen Flusse der referierenden Erzählung. Es ist merkwürdig, daß der Dichter selbst diese Balladen, die er nach uninteressanten klassischen Motiven, nach oft benützten mittelalterlichen Fabeln und Anekdoten gedichtet hat, nicht als langweilig, als unpoetisch empfunden hat. Ich glaube, wir Deutsche besitzen in unserer Literatur gerade genug solcher Balladen; die Nachromantiker und ausgesprochenen Epigonen haben uns reichlich damit versehen. Doch ich nehme einige Balladen oder Romanzen aus diesem überflüss'gen Überfluß heraus. Es sind „Held Reinhold", „Prinzessin Rhodopis" und „Das klagende Lied". Das sind wieder einmal feine, vornehme, ganz durchempfundene und künstlerisch durchgearbeitete, wahrhaft poetische Gebilde, voll Leben, voll Süße, voll Lieblichkeit, voll Träumerei, Phantasie und Sinn. Das sonderbare Gedicht „Das klagende Lied", dessen Stoff Greif einem Bechsteinschen Märchen entnahm, ist sogar mystisch tief; infolge der straffen Komposition, der eigenartig beseelten, von verhaltener Leidenschaft gleichsam durchbluteten Sprache hält es den Leser in seltsamer Spannung wie ein Zauberspruch.

Greif hat sich auch in gedanklichen, in freien Phantasiedichtungen versucht. Gutes gelingt ihm auch auf diesem Gebiete, wenn er seiner geliebten Natur getreu bleibt, wenn er in einem höheren Tone, in einer kraftvolleren Sprache Naturereignisse oder irgendwelche sagenhaften oder idyllischen Vorgänge schildert; man vergleiche z. B. die Elegie „Sagunt", die ein früherer Kritiker Greifs, der Grazer Professor Prem, mit Recht mit Goethes Wanderer vergleicht. Zwar in dem eigentlichen Gedankengedicht versagt seine Phantasie, wohl aber weiß er feine und auch tiefe Gedanken, eine Lebensanschauung, in der gefälligen Form des kurzen Sinngedichts oder in lebhaft gestimmten Knüttelversen wiederzugeben. Man vergleiche

z. B. die höchst beachtenswerten Prologe zu seinem Hans-Sachs-Schauspiel. Man wird gezwungen, in diese feine Kunst hineinzuhorchen, und man hört die heimlichen Stimmen des Herzens singen und sagen.

Und damit bin ich bei Greifs Dramen angelangt. Greif hat bekanntlich eine ganze Reihe von Dramen geschrieben, es sind fast durchweg tüchtige, von dramatischem Talente zeugende Leistungen, das wird nur ein Übelwollender verkennen, sie sind reich an plastisch hingestellten, lebendigen Szenen, auch an poetisch stimmungsvollen Momenten, sie setzen meistenteils gut und spannend ein — das alles kann man wohl zu ihrem Lobe sagen. Sie lesen sich stellenweise gut. Trotzdem wird man Greif einen geborenen Dramatiker nicht nennen können. Merkwürdigerweise kommt der Lyriker Greif, wie er sich in seiner besten Art — in den kleinen Naturstimmungen — offenbart, in den Dramen eigentlich gar nicht zum Ausdruck. Die Dramen sind nicht lyrisch, sie sind sorgfältig und nach den Regeln des Dramas aufgebaute, strikte durchkomponierte Gebilde; die Handlung ist die Hauptsache, oft allzusehr die Hauptsache. Aber was ihnen fehlt, das ist die dramatische hinreißende Kraft, die dramatische Leidenschaft, das eigentliche, das wirksame tragische Handeln. Und das hängt wiederum damit zusammen, daß die Helden dieser Dramen keine Helden, keine Persönlichkeiten sind, daß die vielen Charaktere keine Individualitäten sind, daß die Führung der Handlung keine aus psychologischen Tiefen, Gründen, Notwendigkeiten, Gegensätzen usw. sich ergebende ist. Die Handlung wird überhaupt nicht psychologisch geführt, sie haftet an Motiven, sie wird nach vorliegendem historischen Material oder nach gewissen erdachten Momenten ausgearbeitet, vollzieht sich äußerlich logisch richtig — und es fehlt ihr das, worauf es vor allem ankommt: Leben, Seele, Leidenschaft, — sie ist flach, breit, farblos, sie ist tot ... Deshalb vermag ich Greifs Dramen keine besondere Bedeutung zuzusprechen. Dem überschwenglichen Lobe, das Professor Lyon in seiner Broschüre „Martin Greif als Lyriker und Dramatiker“ (Leipzig, Teubner) den Dramen Greifs zuteil werden läßt, vermag ich nicht beizustimmen.

Ich möchte die ersten Dramen Greifs, „Corfiz Uhlfeldt“, „Nero“, „Marino Falieri“, „Prinz Eugen“, für die gelungensten halten. Sie zeugen noch von der Frische einer poetischen Gestaltungskraft. Ich will nicht auf die einzelnen Dramen eingehen; ich halte es nicht für opportun und geschmackvoll, diesen Aufsatz mit Inhaltsangaben von Dramen zu füllen und an Einzelheiten logische oder technische Fehler nachzuweisen. Jene Tragödien und Schauspiele zeugen, wie gesagt, von einer gewissen poetischen Spannkraft; aber man empfindet ebensosehr die oft unvermittelt schnell sich erledigende Handlung als eine unwirkliche, sprunghafte und lückenhafte. Dies ist namentlich im „Corfiz Uhlfeldt“ und im „Marino Falieri“ der Fall. Im „Nero“ findet man sehr anschauliche, lebendige Szenen; doch das Ganze — in seinem Durcheinander und Nebeneinander von Episoden — wirkt wenig eindringlich und charaktervoll.

Greifs Dramen, die geschichtliche Vorgänge und Charaktere der deutschen Kaiserzeit behandeln, möchte ich breit hingemalten, nicht uninteressanten Gemälden vergleichen, denen aber ein bedeutsamer Mittelpunkt fehlt, deren einzelne Gruppen, näher besehn, ebenfalls an Frische und Farbe verlieren. Es sind Bilder,

die in der Erinnerung bald verblassen, geschweige denn, daß sie Leben sind. Greifs Gestaltungskraft versagt grade hier, er vermag keine Menschen zu schaffen, noch weniger Persönlichkeiten, Helden wie „Heinrich der Löwe," „Ludwig der Bayer". Es wäre eine Versündigung, zum Vergleiche etwa die gewaltigen Hohenstaufendramen Grabbes hier heranzuziehen. Greif hat u. a. auch eine Tragödie „Agnes Bernauer" geschrieben. Das Drama setzt mit hübschen Volksszenen ein, etwas wie ein dramatischer Stil möchte sich entpuppen — und dann wird es immer schwächer, die unglaublichsten Dilettantenkünste spielen, psychologische Unmöglichkeiten passieren — bis alles schier märchenhaft zu Ende geht.

Auch das Hans-Sachs-Schauspiel, dessen poetisch feinen Prolog ich vorhin erwähnte, ist eine Folge gleichförmiger, hübsch gedachter, aber unwirksamer Szenen. Es läßt sich über alle Dramen Greifs dasselbe sagen. Er hat u. a. auch ein Schauspiel „General York" geschrieben. Es ist — möchte ich sagen — aus dünnen Brettern zurechtgezimmert; in seinem marionettenhaften Stil, der in seiner Nüchternheit vielleicht dem Zeitstil der Handlung entsprechen soll, wirkt es im Hinblick zu den großen Momenten und Männern, die es hätte veranschaulichen sollen, direkt trivial, manchmal in den überaus leichtfertig motivierten „tragischen" Ereignissen direkt komisch.

Hervorheben möchte ich jedoch die stimmungsvolle lyrische und szenische Umkleidung, die Greif dem Demetriusfragment Schillers gegeben hat. Er hat das Drama selbst nicht angetastet.

Greifs Dramen sind in zwei Bänden erschienen, auch einzeln „Agnes Bernauer", „Hans Sachs", „General York" und „Schillers Demetrius". — Übrigens gab der Verlag C. F. Amelang, Leipzig, in dem alle Werke Greifs erschienen sind, im Jahre 1895 und 1896 die „Gesammelten Werke" des Dichters heraus, die jetzt in neuer Ausgabe erscheinen. Von Schriften über Greif erwähne ich noch die leider im Buchhandel vergriffene von Dr. S. M. Prem: „Martin Greif. Versuch einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen". Wie mir Professor Prem schrieb, bereitet er eine Neubearbeitung vor. Ferner nannte ich bereits Professor Lyons Broschüre, die manche gute Bemerkung enthält, und nenne endlich die kleine, ausgezeichnete Abhandlung von Laurenz Kiesgen, die in der Sammlung „Moderne Lyriker" des Verlages Max Hesse erschienen ist.

Ich bin auf das Leben Greifs nicht eingegangen, doch möchte ich zum Schluß noch einige wenige Daten mitteilen. Martin Greifs Familienname ist eigentlich Friedrich Hermann Frey. Die Heimatstadt des Dichters ist Speyer, wo er als Sohn eines höheren Verwaltungsbeamten am 18. Juni 1839 geboren wurde. In Speyer besuchte der Knabe das Gymnasium, später siedelte die Familie nach München über, wo Greif 1857 als Kadett ins bayrische Heer eintrat; er wurde 1859 Leutnant und lag in verschiedenen Orten Bayerns in Garnison. Der Tod löste einen zarten Liebesbund. 1867 trat Greif aus dem Heere, 1869—1880 lebte er in Wien im Verkehr mit Mosenthal, Rollett, Pichler, Franzos u. a. Seit 1880 lebte er mit Unterbrechungen in München.



Kulturwerte in Dramen

Das Wort von Deutschland als dem Land der Dichter und Denker ist nachgerade zur bloßen Phrase entartet. Und es behält eigentlich nur noch einen Sinn in der Verbindung „Dichter und Denker". Das Wort vom „denkenden Künstler" ist nicht zufällig bei uns gewachsen. In Deutschland ist recht eigentlich die Heimat der denkenden Dichter und der dichtenden Denker. Das beweist fast jede Seite der deutschen Nationalliteratur. Im allermodernsten Literaturleben ist es nicht anders.

Wir haben noch heute manchen nicht wertlosen Kulturschatz in dramatischen Dichtungen, der unbeachtet verkommt, zu unserem eigenen Kulturschaden! Vor allem liegt dieses wohl an der weitverbreiteten Verständnislosigkeit dem Buchdrama gegenüber. Es ist ja bekannt, daß im Land der Dichter und Denker dramatische Gedichte überhaupt nur nach dem Bühnenerfolg gelesen werden, oder wenn sie bereits „klassisch" geworden sind, das heißt Marmordenkmal und Lexikonnotiz verdient haben. Müßten nicht auch in diesem Punkte die Zeitschriften und Zeitungen mit Liebe ihre Pflicht tun?

Wer dem Buchdrama die Daseinsberechtigung überhaupt abstreitet — nicht wenige sehen es als ein notwendiges Übel allerhöchstens an! —, dem wird vergeblich zugeredet werden.

Wo das Buchdrama beginnt, wissen wir noch nicht genau. Die Antwort: Dort, wo das Bühnendrama aufhört, vermag nicht zu befriedigen. Wer entscheidet denn über das Bühnenwerk? An den Theatern von heute verteilen leider nur zu oft Clique und Claque und — der Herr Theateragent die Lose. Wie wäre es sonst möglich, daß sich ein in jeder Beziehung raffinierter Geschäftsdichter wie Henry Bernstein monatelang auf dem Spielplan hält, trotzdem ihn die Besten der Kritik energisch abschütteln, und auf der andern Seite, daß Otto Erlers „Zar Peter", das wirksamste Bühnenstück des neuen historischen Dramas, ruhig beiseite gelassen wird? Manch ein gehaltvoller, aber irgendwie spröder Anfänger kommt über drei oder vier Abende nicht hinaus und stürzt dann in den Abgrund. Wie viele werden der Probe einer Aufführung überhaupt nicht ausgesetzt! Unsere „Kritik" scheint nicht eindeutig, klar und ehrlich und — fähig genug zu sein. Unsere meisten Bühnen befinden sich bei aller ihrer technischen Vollendung, ihrem Luxus in Regie und Ausstattung auf einem beklagenswerten Kulturtiefstand, abgesehen noch davon, daß das zarte Seelchen Phantasie dabei elendiglich ersticken muß.

Neben den vielen Dramenwerken, die durch Bühne, Kritik und — Publikum zur Buchwirkung verdammt werden, gibt es solche, die von vornherein den Verzicht auf die Bühne an der Stirn tragen.

Rudolf Burghallers „Phryne" (ein Drama in einem Vorspiel und drei Akten, bei Gose & Tetzlaff, Verlagsbuchhandlung in Berlin-Wilmersdorf, erschienen) ist ein Kulturwert und will es sein. Wenn man die Art, „ideelle Lebenswerte in geschichtliche Ereignisse hineinzutragen, wie es unsere Klassiker getan haben", geschichtlich nennt, dann kann man allerdings hierbei von einem „historischen" Drama sprechen. Wie dem auch sei, die Hetäre Phryne (Mnesarete) und der Bildhauer Praxiteles und zwischen ihnen die öffentliche Meinung Athens sind die drei „Ideen" der Dichtung, deren Kern in dem Wort steckt:

„Es formt das Schicksal seine Menschen in einem Entwicklungskampfe, der die höheren Lebenswerte: Stärke, Schönheit und Liebe, die niederen: Schwäche, Häßlichkeit und Haß besiegen läßt!"

Im Streben nach dem „höheren" Menschen findet sich der Künstler in der tragischen Lebenskultur, jener Nietzschekraft: die Notwendigkeit zu lieben. „Die Tragödie des Genies" könnte der Untertitel des Dramas lauten, auch im Hinblick auf Phrynes Entwicklung: vom Naturkind durch den Willen zum eigenen Leben in der Lust lachenden Menschentums zum freien, starken Weibe.

> ... dem liebenden Freien, der freiend
> die Liebe aus Achtung verlangt,
> bringt jetzt das wissende Weib,
> dessen Willen er Achtung bezeugte,
> die Starke dem Starken sich dar ...

Insofern ist „Phryne“ ein Hohes Lied auf die Freiheit der edlen, alles adelnden Gesinnung, ein frischer, lebendiger Hauch in die Höhe einer neuen und höheren Menschheit. Die Liebe des Praxiteles und der Phryne soll „Neid nach höchster Liebe wecken“, wenn Neid das Erwecktwerden und -sein der eigenen Lebensstärke bedeutet.

Um den einen im Verhältnis zum andern, aber mehr auf die Vielheit, das Volk gerichtet, kristallisiert sich auch Kuno Schalls „dramatische Warnung“: „Die Sintflut in Griechenland“ (Leipzig 1907, im Verlag für Literatur, Kunst und Musik). Eigenartige Gedanken stehen in diesem Werk ganz im Vordergrund. Die Knäuelung der wichtigsten Kulturfragen und Antworten machen es nicht gerade übersichtlich. Wo aber bei Burghaller das Einfachere ist, herrscht bei Schall das Schönere. Ist jener stolz auf eine gewisse Ungehobeltheit, so ist dieser noch unsicher in seinem Rhythmus. Durch die beiden Hauptgestalten Deukalion und Pyrrha, Vollmann und Vollweib, also wie Praxiteles und Phryne, wird das Geschlechtsproblem zwar auch berührt und ebenso kerngesund und seelenvoll, ebenso fern der geringsten überreizten oder perversen „modernen“ Erotik, jedoch universal in eine Held- und Heilandsdichtung hineingestaltet. Man darf zuweilen an Kurt Geuckes sehr gehaltvollen „Sebastian“ denken. — Verjüngung des ganzen Volkes — vorher in den einzelnen —, Wiedergeburt in einer tieferen und ehrlicheren Kultur, das ist der große Ruf dieser Dichtung:

> Alles
> Sei wieder frisch! Wir wollen edel sein,
> Und aus der Kunst die Größenkraft der Wahl
> In jeden Ausdruck unsres Lebens heben.
> Die Handlung soll dem richtenden Gefühl
> Vollkommen sein. Wir streben nicht mit allen,
> Nicht gegen alle, sondern mit den besten ...
> So soll es sein: die höchste Form des Lebens
> Ist immer tugendhaft.

Burghaller rechnet von sich aus eine neue Zeit, Schall hingegen geht mit der Kultur „bis wo sie saftig ist, und weiter nicht“. Er entflieht einem Land, das in Gedanken und Reden schwelgt, berauscht von Un- und Überkultur, umschlungen von Barbarei, zerfressen von Materialismus ist, und weist auf „den freien Weg der Taten“:

> Wir müssen nach und nach
> Die Welt zum Ausdruck unsrer Seele machen.

Deukalion, des Prometheus Sohn, soll jedem einzelnen von uns das Licht bringen:

> Du mußt wachsen, um dich auszudrücken,
> Und leiden, bis du ehrlich bist.
> Deine Regung muß dir alles sein.
> Mit dem Urteil deiner Ehrlichkeit
> Soll dir alles glücken.

Friedrich Schönemann



Der Dichter des Struwwelpeter

(Heinrich Hoffmann-Donner, geb. am 13. Juni 1809)

Es ging spazieren vor dem Tor
Ein kohlpechrabenschwarzer Mohr.
Die Sonne schien ihm aufs Gehirn,
Da nahm er seinen Sonnenschirm.
Da kam der Ludwig hergerannt
Und trug sein Fähnchen in der Hand.
Der Kaspar kam mit schnellem Schritt
Und brachte seine Brezel mit;
Und auch der Wilhelm war nicht steif
Und brachte seinen runden Reif.
Die schrien und lachten alle drei,
Als dort das Mohrchen ging vorbei,
Weil es so schwarz wie Tinte sei!

Da kam der große Nikolas
Mit seinem großen Tintenfaß.
Der sprach: „Ihr Kinder, hört mir zu
Und laßt den Mohren hübsch in Ruh'!
Was kann denn dieser Mohr dafür,
Daß er so weiß nicht ist wie ihr?"
Die Buben aber folgten nicht,
Und lachten ihm ins Angesicht,
Und lachten ärger als zuvor
Über den armen schwarzen Mohr.

Da wird der große Nikolas böse, er nimmt die Buben und:

Bis übern Kopf ins Tintenfaß
Tunkt sie der große Nikolas.

Auf dem nächsten Blatte tanzen die drei ganz schwarzen Buben an uns vorüber — jede Miene, jede lustige Bewegung erkennen wir wieder, so wie wir sie als Kinder gesehen, studiert und belacht haben! ... Vor mir liegt die 294. Auflage des weltberühmten Struwwelpeter. Ich blättere weiter: da ist der „Friederich, der Friederich — das war ein arger Wüterich!", da ist die „gar traurige Geschichte von Paulinchen mit dem Feuerzeug", „Die Geschichte vom Daumenlutscher", „Die Geschichte vom Suppen-Kaspar" und „vom Zappel-Philipp" und „vom Hans Guck-in-die-Luft". Wie köstlich frisch, wie charaktervoll muten uns diese naiven Geschichten und Bilder neben den modernen Kinderbildern und -geschichten an, ganz abgesehen davon, daß sie uns unvergeßliche, uns uralt anmutende vertraute Bekannte sind! Ich sagte ja schon, wir erkennen jede Physiognomie, jeden Rockzipfel, jedes Blümchen und jedes Sternchen wieder, so genau und so oft haben wir sie uns einst angesehen. Ich möchte hierbei nicht das Problem der „Kunst für das Kind" erörtern. Aber welches ist der Zauber, der von diesen Bildern ausgeht, woher kommt er ursprünglich? Ich finde ihn in dem Sinnvollen und Charaktervollen der Bilder und Geschichten, in dem Einfachen, aber Ungesucht-Naiven; ich empfinde ihn sodann in dem Gemütlichen, Humorvollen, ja in dem Seelischen — möchte ich sagen — dieser stilvollen Verse und Bilder: Der, der sie einst gezeichnet und gedichtet hat, hat sie mit innigster Liebe gezeichnet und erdacht, er hat seine naive, frische, fröhliche und reine Seele in diese Bilder und Geschichten hineingedichtet und hineingelacht. Daher liegt ein ewiger Sonnenschein über diesen Blättern! ... Ihr Dichter und Zeichner kann mit keinem Geringeren als mit dem unsterblichen Wilhelm Busch verglichen werden.

Auch Dr. Heinrich Hoffmann-Donner — dies ist der wenig bekannte Name des Dichters des Weltbuches „Struwwelpeter" — machte die Verse selber zu seinen Zeichnungen wie Busch.

In launiger Weise erzählt er selbst, wie er auf den Struwwelpeter gekommen ist (vgl. „Gartenlaube“, Jahrgang 1871, Nr. 46, und „Gartenlaube“, Jahrgang 1893, Nr. 1):

„Es war im Jahre 1844, das Weihnachtsfest nahte; ich hatte damals zwei Kinder, einen Sohn von dreieinhalb Jahren und ein Töchterchen von ein paar Tagen. Nun suchte ich für jenen ein Bilderbuch, wie es für einen solchen kleinen Weltbürger sich schicken mochte; aber alles, was ich da zu sehen bekam, sagte mir wenig zu. Endlich kam ich heim und brachte ein Heft mit, welches ich meiner Frau mit den Worten überreichte: ‚Hier habe ich, was wir brauchen.‘ Verwundert öffnete sie die Blätter und sagte: ‚Das ist ja ein leeres Schreibheft!‘, worauf sie die Antwort erhielt: ‚Jawohl, aber da will ich dem Jungen schon selbst ein Bilderbuch herstellen!‘ Das Kind lernt einfach nur durch das Auge, und nur das, was es sieht, begreift es. Mit moralischen Vorschriften zumal weiß es gar nichts anzufangen. Die Mahnung: Sei reinlich! sei vorsichtig mit dem Feuerzeug und laß es liegen! sei folgsam! — das alles sind leere Worte für das Kind. Aber das Abbild des Schmutzfinken, der brennenden Kleider — das Anschaun allein erklärt sich selbst und belehrt.“

Und nun erzählt Hoffmann, wie er in seinen freien Stunden ohne viel Vorbereitung ans Werk ging, welche Mühe ihm die Erfindung der Motive, das Kolorieren usw. machte, wie Erlebnisse — er war Arzt — der Phantasie nachhalfen, wie er selbst nach dem Leben unartige Kinder gezeichnet habe. Auf das letzte Blatt setzte er dann den gewaltigen Struwwelpeter, der jetzt übrigens das erste Blatt „ziert“. Das Originalexemplar kam dann auf den Weihnachtstisch, bald aber wurden seitens anderer Familien Wünsche laut, daß das Buch gedruckt würde. Die Angelegenheit wurde in dem literarischen Verein (in Frankfurt a. M.), der den seltsamen Namen „Die Bäder des Ganges“ führte, besprochen, und bald übernahm ein Verlag die Herstellung des Buches, das in einer Erstauflage von 1500 Exemplaren hinaus in die Welt ging. Nach etwa vier Wochen war die Auflage vergriffen. Der Absatz wuchs dann von Jahr zu Jahr und betrug nach fünfzig Jahren 30 000 Exemplare jährlich.

In ähnlicher Weise entstanden die übrigen Kinderbilderbücher Hoffmanns: „König Nußknacker und der arme Reinhold“, „Prinz Grünewald und Perlefein mit ihrem lieben Eselein“ und „Bastian der Faulpelz“; sie sind jedoch nicht so beliebt geworden wie der „Struwwelpeter“. Ich möchte sie jedenfalls den meisten modernen Kinderbüchern vorziehen. Sie sind ganz dem kindlichen Seelen- und Phantasieleben angepaßt, die Bilder sind voll märchenhafter, gemütvoller Poesie, voll Humor; sie wirken in der holzschnittartigen Manier geradezu stilvoll. Der Stil der Zeit — der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts — spricht leise aus ihnen und mutet uns altfränkisch und doch vertraut an, aber auch ein zeitloser Stil offenbart sich eindringlich in ihnen, der echte, volkstümliche Stil des Kinderbuches, der wie alle wahrhafte Poesie auf das Volkslied, auf volkstümliche Vorstellungen und Anschauungen zurückgeht. Zeichnungen wie die Umrankung der Seite 10 des „König Nußknacker“, wie „Der Wettlauf“ und „Das Ballspiel“ auf Seite 20 und 21 des „Prinz Grünewald“ zeugen überdies von einem ausgeprägten Schönheits- und Stilgefühl. Wie Hoffmann hier die Perspektiven in einfachster — geradezu genial einfacher Weise — hergestellt hat, das ist bewunderungswürdig!

Es war mir nicht möglich, etwas Genaueres oder Interessantes über das Leben Hoffmanns zu erfahren. Der Verlag Rütten & Loening in Frankfurt a. M., bei dem sämtliche Kinderbücher Hoffmanns erschienen sind, hielt es nicht für nötig, auf meine an ihn mehrfach deshalb gerichteten Zuschriften zu antworten. Aus dem Brockhaus entnehme ich, daß Heinrich Hoffmann, unter Hinzufügung des Namens seiner Frau Hoffmann-Donner genannt, am 13. Juni 1809 in Frankfurt a. M. geboren ist, daß er in Heidelberg, Halle und Paris Medizin studierte, dann Lehrer der Anatomie am Senckenbergschen Stift in Frankfurt und 1851—89 dirigierender Arzt an der städtischen Irrenanstalt daselbst war, deren Bau er veranlaßt hatte. Er starb am 20. September 1894. Auf medizinischem Gebiete veröffentlichte er „Beobachtungen und



Erfahrungen über Seelenstörung und Epilepsie". Außer den besprochenen Kinderbüchern veröffentlichte er lyrische Gedichte (1842), in zweiter, vermehrter Auflage unter dem Titel „Auf heitern Pfaden" 1873 erschienen; er schrieb ferner unter dem Pseudonym Polykarpus Gastfenger eine satirische Badeschrift: „Der Badeort Salzloch" (1861), dann das „Breviarium der Ehe" (1853), „Humoristische Studien" (1847) und „Das Allerseelenbüchlein. Eine humoristische Friedhofsanthologie" (1858). Wie man sieht, sind auch alle diese Schriften und Dichtungen auf einen heiteren Grundton gestimmt. Nach den Proben, die mir vorliegen, erhebt sich aber nichts über das Dilettantenhafte. An dem „Breviarium der Ehe" z. B. bewundere ich L. Richters poetische Titelzeichnung, die scherzhaften und satirischen Gedichte haben mich gelangweilt. — Übrigens habe ich weder in Bartels noch Kurz' Geschichte der deutschen Literatur etwas über H. gefunden. Auch im Vilmar ist er nicht einmal erwähnt. Ich meine dagegen, daß er neben Robert Reinick, Hoffmann von Fallersleben u. a. als Kinderdichter unbedingt genannt werden muß.

Hans Benzmann

Zwei Wanderbücher

Der bekannte katholische Theologe A. Meyenberg sendet ein Buch „Wartburgfahrten" aus (Luzern, Räber & Ko.). Man darf dieses gedanken- und stimmungsreiche Buch in recht viele Hände wünschen. Besonders sollten die deutschen Katholiken nicht daran vorübergehen. „Mit welch stiller Freude schrieb ich die Zeilen dieses Buches! Fast darf ich hoffen, daß sie eben deswegen auch einigen anderen Freude bereiten werden. Schrieb ich sie doch mit Herzblut."

So ist es in der Tat. Wir haben es hier mit einem erlebten Buche zu tun; wir sind hier in Seelenland. Jene schöne thüringische Landschaft, mit der berühmten Burg inmitten, wird innerlich erschaut, wird beseelt, gibt ihre Geschichte her. Mehr als das: der Verfasser zieht die ethischen Folgerungen aus diesem esoterischen Schauen. Er nimmt von seiner religiösen Weltanschauung aus Stellung zu den großen Dingen, die dort geschehen sind, zu den Gedanken, die ihn dort durchfließen. Er verflicht seine Erkenntnisse mit den Geisteskämpfen der Gegenwart und beschäftigt sich z. B. häufig und warm mit Lienhards „Wegen nach Weimar", mit Kraliks „Gral" und Muths „Hochland". Und dann baut er, vom klassischen Ideal ausgehend, das christliche Ideal der harmonischen „schönen Seele" auf. Und es mutet uns eigenartig an, Schiller nebst Goethe gedanklich neben Ignatius von Loyola aufwandern zu sehen. Auch was er über die Persönlichkeit der heiligen Elisabeth — als lebendiges Beispiel der „schönen Seele" — ausführt, verdient Beachtung.

Selbstverständlich bekundet der Luzerner Kanonikus und Professor deutlich seine religiöse und kirchliche Weltanschauung. Ja sie bildet des Buches Grundlage. Aber wenn wir auch (S. 81) den Satz gesperrt lesen: „Aber grade bei der Entfaltung derartiger Programme darf nie vergessen werden: welch ungeheure Kluft das positive Christentum, die katholische Gottes- und Weltanschauung von jeder, auch der feinsten Form des Rationalismus und Modernismus trennt" — wir finden S. 100 einen weiteren Satz durch Sperrdruck hervorgehoben, der jenen ersteren ausgleicht: „Sie führt (die dort geschilderte Entwicklung) auch von selbst zu bedeutsamen Beiträgen zur Nationalliteratur, zumal das echt Humane, Nationale und Patriotische mit dem Christlichen wesensverwandt ist, von ihm sich weder trennen will noch kann."

Das mitunter, aus Herzensfülle, weitschweifige Buch könnte ein wenig Straffung vertragen; auch entgeht es nicht immer einer leisen Neigung zu einer Art geistlicher Rhetorik. Aber das hängt mit des Verfassers Wesensart und Vorzügen zusammen.

Wie anders, wie nahezu kühl mutet da des Elsässers Karl Gruber „Wasgau-

herbst“ an! Dieses unabhängige Wanderbuch (Straßburg, L. Beust) verrät einen national und religiös gleichsam indifferenten oder neutralen Wandersmann, der sich mit der Gegenständlichkeit beschäftigt und die geschichtlichen Dinge in behaglicher Lässigkeit vorüberziehen läßt. Kopf und Auge haben hier die Führung, nicht das religiöse Herz. Und doch ist auch hier anteilnehmende Wärme: es ist Freude an der Anschauung, am Detail, an den sinnfälligen Formen der Landschaft oder der Witterung, am Anekdotischen und Psychologischen der Geschichte und der Chronik. Das Buch wirbt für die „Schönheiten der Nordvogesen“. Aber Gruber, ein begabter Essayist, kommt auf das elsässische Geistesleben überhaupt zu sprechen. „Die Wanderungen wurden mit zunächst hoffender, dann bewußter Beziehung auf das erwachende jungelsässische Stammesleben angetreten.“ Wir verdanken dieser steten Anteilnahme des aufmerksamen Feuilletonisten bereits ein wichtiges Buch „Zeitgenössische Dichtung im Elsaß“ (Straßburg, L. Beust): neben Köhlers Betrachtungen über das „Elsässische Theater“ (Straßburg, Schlesier & Schweikhardt) ein unentbehrlicher Beitrag zur Kennzeichnung der jungelsässischen Bestrebungen.

Auch in diesem Wanderbuch ist Gedankliches und Landschaftliches miteinander verflochten. Und eine persönliche Note hat auch dieses Buch. Nur steht eben ein ganz anders gestimmter Mensch dahinter: ein weltlicher Mensch gleichsam, der von Geschmack und Anschauung ausgeht, in dessen Herzen schwerlich jemals religiöse Seelenkämpfe stattgefunden haben. Ob er plaudert von den Händeln der Lichtenberger Burgherren oder von der Obersteinbacher Malerkolonie, vom Essen und Trinken auf den Ritterburgen oder von der Geschichte des Wasichensteins, von der sogenannten Décadence in der Literatur oder vom Hagen-Darsteller Gabillon, von Regenwetter und Blätterfall oder vom Farbenspiel der Sonne: — seine Denkart und Diktion bleibt „der Erde treu“. Er hat sogar ein bißchen Angst vor Pathos und Rhetorik; er weicht gern in eine leichte, nicht verletzende Ironie aus, etwa in Montaignes läßlicher Art.

Und so bilden jener Gralsucher auf der Wartburg und dieser Beobachter in den Nordvogesen einen Gegensatz wie Kirche und Welt. Wir sind unbefangen genug, beiden Wanderbüchern Leser zu wünschen. L.

Neue Bücher

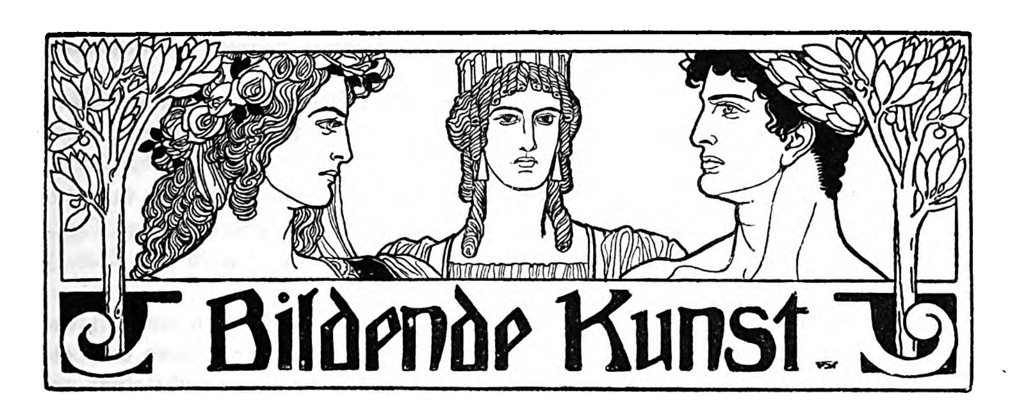
Erich Wunsch: Aus des lieben Gottes Arbeitsstübchen. (Berlin, Harmonie-Verlag, 3 M.)

Für sich einzeln gelesen, wirken diese Dichtungen sympathisch. So gesammelt hat man dagegen das Gefühl einer allzu systematischen Ausnutzung dieser Stoffe. Doch sind die zugrunde liegenden Gedanken durchweg schön. So Gottes freudige Erschütterung, als er das Herz Goethes brechen hört, den er nun als Gast zu empfangen schreitet. Ein guter Gedanke liegt auch dem Eidyllion zugrunde, wo die vielen Malersleute im Himmel beschließen, für ihre nächste Ausstellung nur das Bild Gottes zu malen, und wo dann doch die Ausstellung, die zusammenkommt, genau so ist wie alle früheren, voller Landschaften, Historien, Legenden, Genrebilder; auch Porträts sind da, nur keines vom lieben Gott. Denn kein Maler hat's vermocht, Gottes Antlitz zu malen.

„Jedoch wie jeder dich auf Erden schaute,
Wie er in dem dich schaute, was er liebt,
In allem, was ihm tief das Herz bewegte,
Das findest du allhier auf diesen Bildern.“

Das Buch ist mit Zeichnungen von Hans Lindloff geschmückt, die merkwürdig unselbständig zwischen Stassen und Fidus hin und her schwanken.





Raumkunst und Religionskunst

Von

Dr. Hans Schmidkunz

Nach langer Vernachlässigung, zumal um die Mitte des 19. Jahrhunderts und noch weiterhin, wird die religiöse Kunst seit einiger Zeit wieder eifriger gepflegt. Zwar daß der Kirchenbau quantitativ und wohl auch qualitativ vorwärtsschreitet, könnte vielleicht als etwas recht Äußerliches und im übrigen als eine rein architektonische Sache, wie so viele weltliche Baugelegenheiten, gedeutet werden. Wenn ferner in der Malerei und etwa in der Plastik religiöse Motive häufiger werden, so mag das einem bloßen Eifer des Suchens nach „Stoffgebieten" entspringen; und tatsächlich werden ja schon auf der Kunstschule derlei Themen eventuell ebenso wie andere und durcheinander mit ihnen bearbeitet — zum Leidwesen derer, die eine solch äußerliche Beziehung des werdenden Künstlers zu den Gegenständen seiner Formensprache beklagen.

Noch mehr: ein Interesse an religiöser Kunst verlangt eben nicht bloß Kunst, sondern auch Religion und sieht in einer bloß weltlichen Behandlung seiner Stoffe sogar eine Gefahr. Nur wenn ein solches Werk nicht bloß artistisch, sondern auch religiös wirkt, was ohne eine derartige Gesinnung des Künstlers nicht recht gelinge, nur dann meint jenes Interesse, befriedigt zu sein.

Aber auch umgekehrt: die bloße Gesinnung tut's noch nicht. Das war und ist ja das besondere Unglück, daß gutgemeinte Leistungen auf religiösem Gebiet mit geringerer Künstlerschaft auszukommen glauben, als die auf weltlichem. Nüchternste, rein baugewerkliche Kirchengebäude, ausgestattet mit abschreckend rohen Plastiken und süßlichen Malereien, sodann die Millionenmassen industrieller Devotionsartikel: das alles mußte schließlich dem religiösen Leben schaden und dem irreligiösen nützen.

Daß heute tatsächlich nach beiden Seiten manches Bessere geleistet wird, ist nicht vielen bekannt; und die es wissen, wissen auch, wieviel noch übrigbleibt. Unsere Sache ist hier nicht eine Registrierung moderner Religionskunst überhaupt, wohl aber die Frage, was davon all dem, das sich Raumkunst nennt, zugute kommt und weiterhin zugute kommen soll.

Nahe liegt der Gedanke, daß Kunst ebenso wie vieles andere neutral bleiben und Religion sich aufs eigene Gebiet beschränken müsse. Können wir hier zwar nicht eine derartige Prinzipienfrage beantworten, so dürfen wir doch bemerken, daß in diesen Dingen ein scheinbares Streben nach Neutralität mehr, als man zunächst ahnt, zu einer Verletzung der Neutralität nach einer entgegengesetzten Seite führt. Je weniger himmlisch die Kunst sein will, desto irdischer wird sie. Das ist ebenfalls bereits eine positive, keine neutrale Stellung.

Sofort bekommt die Raumkunst damit zu tun. Wo die Religion aufs „eigene Gebiet" beschränkt wird, sieht ein Stadtbild und selbst Landbild anders aus, als wo sie „das ganze Leben durchdringen" soll. Die Markierung der Höhe eines an- und absteigenden Feldweges sowie die einer Wegkreuzung durch ein Kruzifix; die Schmückung von Häuserfassaden und Häuserecken durch Heiligenbilder; die Stellung kirchlicher Gebäude mitten in die Häusermenge hinein, gleichsam als ihre Beschützer; die Zerteilung des kirchlichen Bauwesens in verschiedene größere und kleinere Gebäude durch die ganze Stadt hindurch: das alles gibt dem Raumkünstler sowohl allein wie auch mit seinen Mitarbeitern ganz anders zu tun, als wenn jene Schmückung und Charakterisierung von Weg und Haus fehlt, wenn das Kirchengebäude isoliert steht, und wenn sich ein solches lediglich als die eine Pfarrkirche vorfindet.

Ein historischer Überblick über die Fassadenmalerei würde vielleicht merkwürdige Wechselbeziehungen zwischen religiöser Kultur und chemischer Farbentechnik ergeben. Die Erinnerung an vergangene Zeiten architektonischer Farbenfreude und das heutige Suchen nach wetterbeständigen Farben, ja selbst die allmähliche Wandlung vom Inneninteresse antiker zum Außeninteresse moderner Gebäude kommen auch unserem Thema zu Hilfe. Speziell die gegenwärtige Wiedererweckung der Mosaik vermag einem Stadtbild Neues zu geben; und mit ihrem Zuge zum Erhabenen, Monumentalen, Mystischen sind wir leicht auch wieder beim Religiösen angelangt.

Das Kirchengebäude selbst hat, wie schon angedeutet, nicht bloß mit der Architektur engeren Sinnes, dem B a u e n, sondern auch mit dem B e b a u e n und jeglicher Tätigkeit dessen zu tun, was man jetzt als „Städtebau" (weiterhin auch als „Dorfbau" und „Landschaftsbau") kennt. Dessen Beziehungen zur Religionskunst könnten uns allein schon langhin beschäftigen; und über die Stellung der Kirche im Stadtbilde liegen bereits Erörterungen nicht bloß von dem Verfasser dieser Zeilen vor.

Am geläufigsten dürfte weiteren Kreisen die Frage nach Freilegung oder Verbauung der Kirchen sowie die damit verwandte nach Freistellung oder Einbauung sein. Daß hier zahlreichere Rücksichten zusammenwirken, als es zunächst scheint, ist das Wichtigste, was unsere Worte sagen können. Rein raumkünstlerisch kommt wohl am stärksten in Betracht eine Wandlung von der eng zusammengepreßten Stadt des Mittelalters und (vielleicht noch mehr) der ersten Neuzeit zu der gegenwärtigen Stadt, die sich mehr und mehr lockert und ausdehnt, die ihr altes Zentrum „aushöhlt" und es durch „Nebenzentren" ergänzt, die endlich sich selbst opfert und das frühere Gleichmaß der Kultur in Stadt und Land wiedergewinnen hilft durch

Eroberungszüge in die Umgebung. Das gibt auch den Kirchenbauten nicht nur freieren Raum, sondern zugleich jene reichlichere Verteilung, die wir bereits angedeutet haben.

Das vermehrt aber auch die uns schon bekannte Gefahr einer Herauslösung des Kirchengebäudes aus der Häusermenge sowie seiner schon rein bebauungstechnisch unglücklichen Stellung. Von der völligen Erstickung des Kirchenbaues im Häusermeere, vielleicht nicht einmal mit einer Straßenfassade, bis zu der völligen Freilage auf ländlichem Hügel gibt es eine reiche Stufenleiter von Stellungen, aber auch von mannigfaltigen Gründen bald für die eine, bald für die andere. Diese Gründe sind teils religiöse, teils künstlerische (und technische). Ein besonders interessantes Zusammenwirken von Gründen beiderlei Art ist folgendes.

Der radikalste Verfechter des Freilegens und Freistellens von Kirchen kann doch auch einsehen, daß die Anordnung eines kirchlichen Gebäudes in der Mitte eines städtischen Platzes ungünstig ist. Sie zerreißt ihn und auch den Anblick des Gebäudes selbst. Statt k o n zentrisch wird sie besser e x zentrisch gestellt. Das schlägt aus dem Platzraume mehr und Abwechselungsreicheres heraus. Das ermöglicht aber auch eher eine Verbindung des eigentlich gottesdienstlichen Baues mit zugehörigen Bauten, wie Pfarrhaus, Gemeindehaus u. dgl. m. So geraten ein ästhetischer Vorteil und ein religiöser zusammen und schaffen statt eines Objektes auf dem Präsentierteller vielmehr die kirchliche Baugruppe, schaffen statt einer Isolierung des Religiösen seine kulturelle Vermittelung.

Der „Kirchenplatz“, dieser gewichtige Bestandteil des Städtebaues, wird so zu einem empfindlichen Maße für die Verwirklichung der in unserem Thema liegenden Wünsche. Besonders schwierig, doch auch von besonders intimem Interesse mag die Erkenntnis des Einflusses religiöser Eigenart auf ihn und vielleicht auch umgekehrt seines Einflusses auf diese sein. Je mehr das religiöse Leben sich auf eine eigene, vom weltlichen abgeschlossene Sphäre beschränken soll, desto gleichgültiger wird der Vorplatz des religiösen Gebäudes; je mehr es darüber hinausgreifen soll, desto mehr prägt sich dies auch auf dem Kirchenplatz aus. Kommen gar Wallfahrten, festliche Empfänge und Aufzüge oder dgl. in Betracht, so vergrößern sich nicht nur die Ansprüche an die Fassade und zumal an das Portal oder an die Portale, sondern auch die an den Platz davor.

Es ist ferner nicht gleichgültig, ob die Mauer des Kirchengebäudes kurzweg den Gottesraum vom Weltraum abschließt, oder ob sie sich durch irgendwelche Verkehrsgelegenheiten ergänzt. Die optischen und geistigen Reize des „Kirchhofes“ mit oder ohne Gräber sind ja bekannt. Weniger bekannt und jedenfalls noch ungenügend verwertet sind die Vorteile von Arkadenbauten an den Außenseiten von Kirchen. An denen von weltlichen Gebäuden findet dieses, auch rein praktisch sehr ernste Architekturspiel heute mehr und mehr Würdigung. Die Kirchenarkade bedeutet noch eigens eine Näherung von Religion und Welt, mag sie nun für Denkmäler, für Umzüge usw. verwendet werden oder nicht.

Solche Näherungen finden ihre Ergänzung (hoffentlich nicht ihren Gegensatz) in einer architektonischen Konkurrenz von Welt und Kirche. Ältere Zeiten machten es dieser leicht, sich auch optisch zu behaupten. Neuere Zeiten haben durch

die Steigerung weltlicher Baukunst, zumal im Fürstenschloß und im Stadthaus, dieses Behaupten erschwert oder vielleicht auch durch einen Reiz des Wettbewerbes bereichert. Ob Gleiches von den modernen Fabrikgebäuden und namentlich von ihren Schloten zu sagen ist?! Dieser Welt architektonisch gegenüberzutreten, nicht feindlich, sondern freundlich, ist eine recht aktuelle Forderung unseres Themas. Wie sie dann den Künstler des Kirchenbaues zu neuen Formen seiner Türme und vielleicht zu Kuppelbauten anregt, ist nicht mehr Sache der vorliegenden Zeilen.

Auch all das, was durch den gegenwärtigen Bau von Krematorien, Friedhofshallen und überhaupt Friedhofsanlagen geleistet wird, bedarf nicht erst einer Betonung durch uns. Nur daß da bereits jetzt mannigfaltige Schranken fallen, und daß die fallenden eine innigere gegenseitige Durchdringung von Sphären, die einander sonst fremd bleiben, ermöglichen, sei betont.

So viel vom Religionsbauwerk nach außen. Nach innen zeigt es ebenfalls bereits Wandlungen, die zugleich räumliche wie geistige Werte besitzen. Die protestantische Kirche müht sich mit der „axialen" Stellung von Altar, Kanzel und etwa Musikchor in einer zusammengeschlossenen Gruppe ab („Wiesbadener Programm"). Die katholische Kirche bedauert neuerdings die Nachteile der Mehrschiffigkeit sowie des Säulen- und Pfeilerbaues gegenüber den Ansprüchen der Gemeinde auf optisch und akustisch bequeme Teilnahme am Gottesdienste. Sie greift auf die „Predigtkirche" des Spätmittelalters (z. B. auch in Katalonien) zurück, nicht ohne Anerkennung der späten Rückkehr des Protestantismus zu dieser Form, und steht nun vor der neuen Aufgabe, die einschiffige Versammlungskirche nicht zu einem Hindernisse für die weitere Pflege spezifisch katholischer Kirchenmotive werden zu lassen. Die tiefe und breite Sphäre des individuellen Frömmigkeitslebens, das seinen Platz in Seitenschiffen, Seitenkapellen, „Gebetswinkeln" u. dgl. m. findet, mit all dem Zauber dämmeriger Stimmungen und enger, aber wohl geistig weiter Raumkünste, geht hoffentlich nicht verloren.

Damit hängt auch die Verteilung des Kirchenschmuckes im Inneren des Gebäudes zusammen. Eine Konzentration künstlerischer Leistungen auf und um den Altar entspricht wenig dem protestantischen Fühlen, und hier wieder am wenigsten dem der Reformierten; woraus eine Begünstigung abgelegener Stellen des Kircheninneren durch Kunstwerke folgt. Um so mehr entspricht jene Konzentration dem katholischen Fühlen; woraus aber hier eine Vernachlässigung des übrigen Kircheninterieurs nur dann folgt, wenn gespart werden muß, während sonst auch Nebenteile katholischer Kirchen eine generell und individuell höhere Bedeutung haben, als die protestantischer, und folglich auch wieder künstlerisch empfänglicher sind. Daß damit zugleich verschiedene Ansprüche an Zufuhr von Licht gegeben sind, und daß all dies überhaupt in das Walten eines aufmerksamen Architekten eingreift, bedarf kaum der Erwähnung.

Die verschiedenartige Beantwortung der Frage nach dem Durchdringen der Religion durch das übrige Leben entscheidet auch über die Fortsetzung unseres Interesses in das Innere des Wohnhauses hinein. Es gibt wohl wenig Völker und Epochen, deren Wohnräume nicht eine mehr oder minder künstlerische Aussprache ihrer mehr oder minder religiösen Weltanschauung tragen, vielleicht sogar

mit einem Hausaltar oder einer ähnlichen Einrichtung, wie sie uns noch aus deutschen Bauernstuben mit ihrem „Herrgottswinkel" bekannt ist.

Was aber Griechen und Römern und selbst Ostasiaten geläufig ist, wird von unserer heutigen Kultur trotz ihrer Verehrung und Nachahmung dieser Völker so gut wie ganz vergessen. An den „Interieurs" und überhaupt „Innenkünsten", wie sie seit mehreren Jahren zum eisernen Bestande der Ausstellungen gehören, ist nicht bald etwas so durchgehends merkwürdig, wie ihr Verzicht auf jene künstlerische Aussprache höherer Dinge, als die des täglichen Verkehres sind. An Platz dafür würd' es bei der Kahlheit mancher moderner Wände und namentlich Ecken wahrlich nicht fehlen.

Eine bequeme Weise, geistige Werte im Interieur des Wohnhauses zu repräsentieren, ist analog wie im Kircheninterieur der malerische und zeichnerische Wandschmuck. Nun fehlt es heute nicht nur an einer genügenden Vorliebe für die Vertretung des Religiösen im Wandbilde, sondern auch an seiner Vertretung in der Graphik, also — neben der Zeichnung und etwa Miniatur — der Griffel- oder Schwarzweißkunst, dem Bilddruck oder Kunstdruck. Die einst auch durch die Reproduktion erfolgreichen Nazarener und Düsseldorfer Maler sind für die große Menge der Laien und selbst der Fachleute nahezu verschollen. Ein Versuch, bei den Malerstechern und Malerradierern usw. des 19. Jahrhunderts religiöse Motive oder gar deren religiös gerichtete Durchführungen zu finden, ergibt eine zwar nicht zu vernachlässigende, aber doch relativ recht dürftige Ausbeute.

Für uns kommt zunächst folgendes in Betracht. Die allermeiste bisherige Graphik ist Buch- und Mappenkunst, d. h. aus keiner weiteren Entfernung, als Armlänge, zu betrachten. Nun aber wächst darüber die Wandgraphik hinaus, also vor allem das Plakat und sodann die sonstige, stark von diesem beeinflußte und auch durch den Triumphzug des japanischen Farbholzschnittes gekennzeichnete Graphik. Ihre koloristischen Möglichkeiten überwinden die Ungeeignetheit der bloßen Schwarzweißkunst für die Anbringung an der Wand. Doch noch mehr: die Bannung zahlreicher Partien und Leistungen der angewandten oder der dekorativen oder überhaupt der neben Malerei und Plastik stehenden Künste unter die Architektur, speziell unter den Innenbau, greift auch hier ein. Folgt dem die religiöse Griffelkunst nach, so hat sie auch daran zu tragen.

Sie wird dadurch aus dem Intimen engerer in das Offene weiterer Wirkungen hinausgezogen. Dazu gehört aber auch eine Verdrängung der Liniengraphik durch die Flächengraphik. Und hier kommt nun unseres Erachtens wieder ein Moment in Betracht, das allerdings noch nicht allgemein geläufig zu sein scheint, und dem auch widersprochen werden kann. Es ist dies das Verhältnis der künstlerischen Formensprache zum Inhalt, und zwar für uns zum religiösen Inhalt. Je mehr dieser lehrhaft und gar dogmatisch ist, desto treffender wird für ihn eine Linienmanier; je mehr er der Historie und dem Genre angehört, desto passender wird für ihn eine Flächenmanier. Zum Teil kommt es auf das nämliche hinaus, daß dort eine mehr zeichnerische und hier eine mehr malerische, also speziell koloristische und luministische Weise gilt. Historie und Genre aber führen das religiöse Denken ebenso zum Menschlichen und Irdischen (nach „links"), wie Lehre und

Dogma zum Himmlischen (nach „rechts"). „Natur und Gnade" spielen so mit ihren Gegensätzen und ihren Vereinigungen bis in die Schicksale der Kupferplatte hinein.

Daran schließt sich auch noch eine Menge einzelner Fragen an, wie etwa die nach der Weite oder Enge der architektonischen Umgebung einer religiösen Szene auf einem Gemälde oder einem Griffelwerk. Wie sich solche Fragen beantworten, geht natürlich über die von unseren Zeilen beabsichtigte Rundschau hinaus und verbleibt der Spezialforschung.

Um so mehr müssen wir darauf achten, daß uns eine möglichst breite Übersicht über den Bestand der religiösen Kunst in Vergangenheit und Gegenwart not tut. Die Unentbehrlichkeit der Graphik dafür, einschließlich der Photographie und ihrer Vervielfältigungen, liegt auf der Hand. Jegliche Architektur, sogar die jeweils der Autopsie zugängliche, und gar erst der Städtebau, erschließt sich uns ganz nur durch irgendwelche graphischen Vermittelungen. Dazu nun die bekannte relative Leichtigkeit, mit welcher alle Graphik in die Intimitäten eines Künstlers und seiner Zeit eindringen läßt!

Erschwert wird dies allerdings durch die auffällige, doch bisher anscheinend recht wenig auffallende Minderzahl von öffentlichen Sammlungen für Graphik, also kurz von sogenannten Kupferstichkabinetten. Wir könnten deren noch manches Dutzend brauchen. Überdies bevorzugen die paar berühmten Sammlungen dieser Art die ältere vor der neueren Kunst — oder haben sie wenigstens bevorzugt. Ein Museum für Städtebau fehlt noch ganz und wird von den kartographischen Sammlungen in ihren Abteilungen für Städtepläne sowie von der Kgl. Meßbildanstalt in Berlin mit ihren mehr als 12 000 architektonischen Photographien nur sehr partiell ersetzt, von der seit wenigen Jahren still existierenden Zentralstelle des Deutschen Städtetages anscheinend noch ohne Verbindung mit der Öffentlichkeit vorbereitet. Gerade die Geschichte des Städtebaues, beispielsweise vielleicht mit Vergleichungen der Zeit vor und der nach der Säkularisation von 1803, wird für unser heutiges Thema unentbehrlich.

Dazu endlich die noch immer nicht ganz überwundene Vernachlässigung der neuesten Kunst (etwa seit 1800) in der kunstgeschichtlichen Arbeit, einschließlich der für Graphik, und die noch kaum zum Bewußtsein gekommene Vernachlässigung der religiösen Kunst dieses Zeitraumes in der landläufigen historischen Forschung und Darstellung. Gar erst eine Geschichte unseres Themas, also kurz der religiösen Raumkunst als solcher, wird wohl noch lange nicht in Angriff zu nehmen sein.

Ehe nicht auch spezielle Museen für religiöse und vornehmlich christliche Kunst existieren, bleibt die Erkenntnis dieser Kunst allzu eingeschränkt. Natürlich bedarf es derartiger Veranstaltungen nicht so sehr für die ältere Zeit, zumal soweit Malerei und Plastik in Betracht kommen, da bereits allgemeinere Sammlungen dafür sorgen — als vielmehr für die neuere Zeit, etwa seit 1800 oder 1750, sowie für die älteren Bestände an Architektur und sonstiger Kunst. Welch umfangreiche Rolle die Graphik als eine Hauptabteilung solcher Museen spielen würde, womöglich mit einer Unterabteilung für spezifische Raumkunst, leuchtet aus dem Bisherigen wohl ohne weiteres ein.

Daß dabei die religiöse Kunst nicht möglichst enge, sondern möglichst weit gefaßt werden müßte, doch mit betonter Unterscheidung des Eigentlichen vom Uneigentlichen, dafür sprechen nicht nur die hier so schwer ziehbaren Grenzen, sondern auch zahlreiche Gründe, die direkt oder indirekt in unseren eigenen Ausführungen enthalten sind. Wer z. B. in unserer Zeit und in der letzten Vergangenheit religiöse Kunst sucht, wird oft schon froh sein, wenn er wertvollere Landschaften mit Kirchenansichten findet, und wird sich wohl auch etwa mancher solchen Radierung von Charles Méryon freuen.

Wem daran gelegen ist, religiöse Kunst nicht bloß auf der Staffelei u. dgl. zu begünstigen, sondern sie in der Kunst durch deren sämtliche Gebiete und in dem sonstigen Leben durch dessen sämtliche Partien hindurchzuführen, der stößt fort und fort auf Raumprobleme. Ein solches besteht aber bereits auch in der Quantität des Raumes, den die religiöse Kunst sucht, und den sie findet.



„Die Welt ist grün und weiß und blau“

Eigentlich soll hier von den Blumen die Rede sein, von der farbigen Pracht der Blumen und von den bunten Töpfen, die dazu gehören. Wir haben beide sehr nötig für unsere Räume. Ein Raum, darin nicht die farbige Wirkung der Blumen zur Geltung kommt, ist ein ästhetisch vollkommen mißlungener Raum, und wäre er auch mit verschwenderischem Reichtum ausgestattet. Zumindest ist er koloristisch mißlungen. Für unser Farbengefühl ist das Beispiel maßgebend, daß die Natur schöne, starke Farben liebt. Leuchtend blau wölbt sich die Himmelsglocke über dem smaragdenen Grün der frischen Wiesen und der junggrünen Wälder, blendendweiße Aprilwolken, die voll Sonne sind, segeln weit gebläht hoch einher. „Die Welt ist grün und weiß und blau.“ Sie kleidet sich in heraldische Farben, und das tun auch die Blumen, die Blumen der Heimat, wegen ihrer kräftigen, schönen Farben auch Bauernblumen genannt, deren Farben ein Gleichnis der Natur sind. Von blutigroten Sonnenuntergängen träumen die brennenden Zynnien, die Nelken in allen Abschattungen von Zinnober bis Karmin, Verbenen, gar sinnreich Brennende Liebe genannt, das glühende Mohnfeld und die späten Dahlien; gleich blauen Himmelswellen leuchten die Gloxinien und Kampanulen; vom gelben Mittagssonnenschein erfüllt sind die Kapuzinerkressen und Ringelblumen, und das Schneeweiß geballter Frühsommerwölkchen haben die Margariten und das Maßliebchen erkoren, die flockenweise weit über die Wiese verstreut sind. Aber die Natur wirkt als echter Heraldiker, indem sie nicht nur die leuchtenden satten Farben gibt, sondern zugleich ihren komplementären Gegensatz. Wir bemerken, daß sie den graubraunen Frühlingswaldboden mit den gelben Flocken der Himmelsschlüssel schmückt und den Bachrand mit den sonnigen Dotterblumen begrenzt. Aber neben diesen goldigen Farben schafft sie den Gegensatz in dem Dämmerschattenblau der Veilchen, der Leberblümchen und der Küchenschelle. Im Sommer stehen neben der blauen Waldglockenblume die gelben Königskerzen, und im Hausgarten, wenn er mit den richtigen heimischen Bauernblumen bepflanzt ist, sehen wir lauter farbige Gegensätze, die sich harmonisch verbinden. Wildblühende Sommerwaldwiesen tragen ein buntes Sommerkleid, an dem alle komplementären Farbengegensätze festzustellen sind. Harmonie im Kontrast ist das natürliche Farbengesetz. Das ist ein Wink für die künstlerische Gestaltung, die sich in der Anwendung der Blumen und in der Wahl der bunten Keramik, der Töpfe und Vasen aus farbig glasiertem Ton

bestätigt. Ja, die ganze farbige Behandlung unserer Wohnräume beruht auf diesen Grundlinien, die uns die Natur vorzeichnet.

Wenn ein Raum etwa durch die Möbelbezüge, Vorhänge usw. auf Blau gestimmt ist, so werden alle cremefarbenen, weißen und gelben Blumen, Rosen, Primeln, Sonnenblumen, Narzissen eine schöne Wirkung hervorbringen, und umgekehrt werden blaue Blumen, wie Rittersporn, Enziane, Eisenhut, Veilchen, Clematis, blauvioletter Flieder u. a. in einem auf Gelb oder Elfenbeinweiß gestimmten Raum Wunder tun. Ein Raum, wo Rot vorherrscht, wird ebensogut Blau, Weiß und Grün, als die ganz starken und höher gefärbten gelben und scharlachroten Blumen aufnehmen können, wie Dahlien, Feuerlilien und Sonnenblumen. Weiße Räume können nicht genug herrliche, bunte Blumenfarben enthalten. Hieraus ergeben sich für unsere Kunstpflege im Haus bedeutungsvolle Winke in bezug auf die Keramik.

Wir werden, um Ruhe und Einheit in unseren Räumen aufrechtzuerhalten und zugleich starke Blumenwirkungen zu erzielen, gelegentlich Blumen von einer Farbe, je nach der Gunst der Jahreszeit, aufstellen und zu dieser jeweilig herrschenden Farbe Steingutvasen suchen, die ebenfalls einfarbig sind, leuchtend und schön, gleichsam heraldisch, und einen komplementären Gegensatz bilden. Dadurch steigern wir die Wirkung der Blumen und durch die Blumen die Wirkung der bunten Keramik. Hier ist ein weites Feld für die keramische Kunst offen. Wir bemerken, daß bestimmte Jahreszeiten ganz bestimmte Arten von Schnittblumen ergeben. Im Frühjahr, wo die Vorfrühlingsblumen erscheinen, kurzstengelig und in weiten Ständen, ist Bedarf an niederen, breiten Schalen; für die Treibhausblumen und später für die im Garten gezogenen hochstengeligen Blüten bedarf man schmaler und hoher zylindrischer Röhren in verschiedenen Größen und, um einen großen Strauß Feldblumen zu schaffen, großer bauchiger Töpfe von abgemessener Weite und Höhe mit großer Standfestigkeit. Diese Formen, sechs bis sieben an der Zahl, genügen für den Jahresbedarf. Der Wunsch ist berechtigt, daß solche Töpfe zu sehr billigen Preisen auf den Markt kommen und unter Umständen gleichzeitig mit den Schnittblumen auf den Blumenmärkten zu erstehen sind. Keramische Industrien, die künstlerisch geleitet sind, mögen diese Winke ausnützen und für das sorgen, was das Leben braucht. Das Wesen einer guten Blumenkeramik liegt nicht im Ornament. Dieses ist in den meisten Fällen überflüssig und beeinträchtigt die gute, auf Farbe berechnete Wirkung, die wir anstreben. Dagegen finden wir auf den alten Töpfermärkten, wo die leider in Bedrängnis gebrachte volkstümliche Bauerntöpferei zu haben ist, für billiges Geld ganz sachliche Formen mit entzückend schönen, kräftigen farbenen Glasuren, die unseren Wünschen vollkommen entsprechen. Laßt uns die Töpfermärkte besuchen! Laßt uns die alte volkstümliche Bauernkeramik, soweit sie noch unverfälscht auf dem Markt erscheint, mit Vorliebe ergreifen und durch unsere Nachfrage einem wirtschaftlich bedrängten heimischen Kunstzweig zu neuer Lebenskraft verhelfen! Hier finden wir, soweit nicht verderbliche Einflüsse von der Stadt her geltend gemacht worden sind, schlichte, zweckmäßige Formen und Farben, die jenen unserer Bauernblumen gleichen. Denn die Farben der Bauernblumen brauchen wir auch an unseren Blumenvasen und -töpfen, heraldische Farben, darein an nebelfreien Sommersonnentagen die Natur gekleidet ist, heraldische Farben, die wir an dem köstlichen Gefieder vieler unserer Vögel entdecken, an leuchtenden Insekten und Käfern, an dem Flügelkleid der Schmetterlinge, an den Mineralien, den Edelsteinen und Halbedelsteinen, und nicht zuletzt an dem Volk und seinen alten, schönen, bunten Trachten. Das Volk hat immer die heraldische Farbe geliebt. Nicht nur an seinen Gewändern und Stoffen und dem bäurischen, bunt bemalten Hausrat, sondern auch an seinen Architekturen, an den Bauernhäusern, die heute noch in vielen Gegenden an den Holzteilen bunt bemalt sind, rot, blau oder grün an Fensterrahmen und Türen, die an der milchweißen Hauswand mit doppelter Leuchtkraft wirken. Von dieser Farbenfreude des Volkes bieten uns da und dort noch auf den alten Töpfermärkten die bunten Bauernkeramiken einen herzhaften Sommergruß und eine freundliche Aufforderung.

Ein Zweig weißlicher Heckenrosen, einige Narzissen oder Chrysanthemen sehen niemals so wundersam aus, als wenn wir sie in schwarze oder schwarzgrüne, hohe zylindrische Vasen stellen. Dagegen kommen die Primeln, die Ringelblumen, Sonnenblumen, die gelben Margariten, Immortellen, Mimosen und Dahlien in blauen Gefäßen zu ausdrucksvoller Geltung. Umgekehrt werden gelbe Geschirre ihren Zweck am besten für blaue Astern, Clematis, Veilchen, Kornblumen, Rittersporn und ähnliche erfüllen. Lichtgrünes Steinzeug ist gnadenvoll mit hellen, weißlichen Blüten, wie Rosen, Maiglöckchen, weißem Flieder, Anemonen, weißen Margariten. Möwengraue Glasuren sind mit allen Blumennuancen von gelb bis scharlachrot zu den vornehmsten Wirkungen berechtigt.

Jeder, der die Probe macht, wird finden, daß ein Gemach wohnlich und von freundlichen Hausgeistern erfüllt ist, wenn wir die Blumen zu Hüterinnen und Herrscherinnen der Schönheit des Raumes machen. Das haben auch unsere Großeltern und Urgroßeltern getan, die in diesen Dingen einen hochentwickelten Instinkt besaßen. Räume, deren Wände mit schmutzigfarbenen Tapeten bekleidet sind, werden die farbige Schönheit der Blumen nicht zur Geltung kommen lassen. In solchen Räumen wird nichts zur Geltung kommen, und das Wichtigste in diesem Umkreis, der Mensch, kann nicht erwarten, in solcher Trübnis zur Heiterkeit zu gelangen. Die Wahrnehmung ist täglich leicht zu machen, daß Menschen in farbig schlecht gestimmten Räumen ein schlechtes Aussehen haben. Es ergeht ihnen dann, wie es den Blumen ergeht. Darum fort mit den trüben, häßlichen Farben, mit den schlechten Tapeten, mit dem braunen Tür- und Fensteranstrich, und herein mit hellen und kräftigen Farben und vor allem mit möglichst viel Weiß in die Wohnungen, und dann werden Sie sehen, welches Wunder die Blumen tun, die Blumen mit der bunten Keramik, und wieviel Glückseligkeit aus diesen Gnadenquellen in die Seele der Inwohner strömt.

Joseph Aug. Lux



Neue Bücher

Die deutsche Landschaft. Deutsche Charakterlandschaften in farbigen Bildern von Professor Ernst Liebermann. (40 Blätter in acht Lieferungen. Gesamtpreis 40 *M*, Preis des Einzelblattes 1.25 *M* — Hamburg-Großborstel, Gutenberg-Verlag.)

Ein großes Wagestück hat der treffliche Ernst Liebermann unternommen, denn gerade weil unsere deutsche Landschaft so außerordentlich mannigfaltig ist, ist es für einen einzelnen schwer, das Charakteristische aller ihrer Erscheinungen nicht nur zu fühlen, sondern auch deutlich herauszuarbeiten. Aber wenn e i n deutscher Landschafter das kann, so ist es dieser auch technisch so ungemein gewandte und so sicher und echt fühlende Künstler. Eine Überraschung bietet z. B. gleich das erste Blatt, das nach einem Motive aus dem Allgäu eine Vorgebirgslandschaft der bayrischen Alpen sehr großzügig und in packender Farbigkeit gibt. Auch von den anderen zehn Blättern der bisher vorliegenden zwei Lieferungen erwecken die meisten reine Freude, während mich beim „Eifelbild am Weinfelder Maar" die Behandlung des Wassers stört und beim „Buchenwald" der Charakter des Laubes nicht scharf genug herauskommt. Es wäre sehr schön, wenn man einen Text beigeben wollte. Er ließe sich wohl aus deutschen Dichtern zusammenstellen, Gedichte und Schilderungen gemischt. Das würde zu verweilenderem Beschauen der schönen Blätter anregen und dadurch ihren Eindruck noch verstärken.





Joseph Haydn

Zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages

Von

Dr. Karl Storck

„Oft, wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegenstemmten, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken und mir es schwer war, in der angetretenen Laufbahn auszuharren, — da flüsterte mir ein Gefühl zu: ‚Es gibt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorgen, vielleicht wird deine Arbeit eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle oder von Geschäften lastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpfet.‘ Dies war dann ein mächtiger Beweggrund, vorwärts zu streben, und dies ist die Ursache, daß ich auch noch jetzt mit seelenvoller Heiterkeit auf die Arbeiten zurückblicke, die ich eine so lange Reihe von Jahren mit ununterbrochener Anstrengung und Mühe auf diese Kunst verwendet habe.“

Diese Worte, die der siebzigjährige Haydn an einen begeisterten Verehrer seiner Kunst richtete, geben eine menschlich und künstlerisch gleich wertvolle Aufklärung für jene Heiterkeit, die wir bei diesem Meister als besonders charakteristisch zu rühmen gewohnt sind. Sie verraten uns, was wir aus der Geschichte aller Künstler wissen könnten, daß alle große Kunst Ergebnis von Kämpfen ist, daß von jener Kunst, die man als ein Vergnügen des Verstandes und Witzes bezeichnen kann, nachhaltige, tief dringende Wirkungen nicht ausgehen. Die Schöpfung eines Kunstwerkes ist für den Künstler das Loslösen eines Stückes seines Selbst. Das geht nur unter Kämpfen und Krämpfen vor sich. Und wenn es dem Künstler gelingt, alle Spuren des mühsamen Gewinnes seines Werkes zu verwischen, so bedeutet das in der Regel nur ein weiteres Überwinden seiner selbst. So ist es zweifellos der seelisch größte Mangel unserer zeitgenössischen Kunst, daß unsere Künstler uns alle ihre Qualen und Nöte so stark mitempfinden lassen. Ja zumeist gelangen

sie nicht einmal zu einem Sieg. Denn wie soll man die Widerstände der Welt besiegen, wenn man nicht sich selbst besiegt? Der Begriff Meister, der sich uns gerade beim Künstler so leicht aufdrängt, schließt das völlige Beherrschen, das gänzliche In-der-Gewalt-haben in sich. Es ist aber nicht nur ein Mangel an Heldentum, wenn man alle seine eigenen kleinen Nöte der Welt verrät und von ihr Teilnahme dafür verlangt, es ist auch ein Mangel an Liebe. Diese Liebe zur Menschheit leuchtet aus des greisen Haydn Bekenntnis so wundervoll heraus: weil er erkannt oder gefühlt hatte, daß seine Kunst für Mühselige und Beladene eine Quelle der Erfrischung sei, deshalb mühte er persönlich sich doppelt, immer Vollkommeneres zu schaffen und sicher damit Heitereres, Klareres, Sonnigeres.

In steigendem Maße hat die neuere Kunst den Charakter der Kampfkunst erhalten. Das ungeheure Ringen, das der Menschheit seit der französischen Revolution in bürgerlicher und sozialer Hinsicht, aber doch auch in vielen geistigen und seelischen Dingen auferlegt gewesen ist, hat den Künstlern die Darstellung des Kampfes selber, des Sich-Durchringens immer wertvoller gemacht, so daß immer häufiger das Ergebnis, das Ziel jedes Kampfes zurücktreten mußte gegen dieses Kämpfen selbst. Der Goethische Faust und Beethovens ungeheures Lebenswerk stehen hier auf der Grenzscheide. Ihre ungeheuer befreiende Macht, ihre Fähigkeit, Millionen Menschen eine Art von Lebensevangelium zu sein, beruht auf dem glücklichen Verhältnis in der Darstellung von Kampf und Sieg. Die Kunst vorher, in der überhaupt die Vorführung von Entwicklungen zurücktritt hinter der Darstellung von Zuständen, hat viel ausschließlicher sich erst mit der Darlegung des Zustandes nach dem Kampf befaßt. Wer tiefer in Mozarts Wesen eingedrungen ist, weiß, daß selbst diese sonnigste aller Künstlernaturen als Mensch ein schweres Kämpferdasein geführt hat. Nicht bloß den Kampf ums tägliche Brot, sondern den Kampf gegen die Welt um seine Kunst. Wir empfinden das heute nicht, wenn wir die Werke allein hören, oder doch nur selten. Und dem ist gut so, wie es gut ist, daß in uns zu trüber Winterszeit bei Wind und Sturm die Vorstellung lebt von immer sonnigen Landen, über denen sich ein dauernd blauer Himmel wölbt. Diese Vorstellung lassen wir uns durch das Wissen nicht trüben, daß es auch in jenen Himmelsstrichen stürmische und regnerische Zeiten gibt, daß dort die Kämpfe der Erde in oft viel tückischeren Formen ausgefochten werden müssen als bei uns. So habe ich auch nicht die Absicht, mit diesen Ausführungen das wunderbar heitere Verhältnis, mit dem wir an die Kunst eines Haydn denken, zu verdüstern, möchte keinesfalls erreichen, daß die Sucht nach dem Problematischen, die heute so vielfach unseren Kunstgenuß beeinträchtigt, auch gegenüber den Werken dieses Meisters Platz griffe. Wohl aber scheint es mir an einem Gedenktage am Platze, zu zeigen, daß das geflügelte Wort vom „Papa Haydn" oder „Vater Haydn" nicht mit der üblichen herablassenden Vertraulichkeit gesprochen werden dürfte, sondern der Ausdruck eines tiefen Dankgefühls sein müßte. Er, der so gut und hilfsbereit gegen alle war, hatte im eigenen Werdegang kaum Liebe erfahren. Und erscheint er uns im kampflosen Besitze seiner heiteren Kunst, so war er nur als kühn vorwärts Drängender, als wagender Neuerer in dieses sonnige Land gelangt.

Als zweites Kind einer armen Familie, in der seit Geschlechtern das Wagner-

handwerk erblich war, wurde Franz Joseph Haydn am 31. März 1732 in dem kleinen Marktflecken Rohrau geboren. Kann man bei ihm auch nicht in gleichem Maße wie bei so vielen anderen Komponisten von musikalischer Vererbung sprechen, so war doch der Vater von Natur aus ein echter Liebhaber der Musik, der ohne Notenkenntnis es dahin gebracht hatte, auf einer kleinen Harfe in den Feierabendstunden die Mutter zu ihren Volksliedern zu begleiten. Ein Schwager der Frau, der Chorregent Matthias Frankh aus dem benachbarten Städtchen Hainburg, sah bei einem Besuch den kleinen Sepperl mit zwei Stöckchen taktfest das Geigenspiel nachahmen und erkannte aus der Art, wie er gehörte Lieder nachsang, die musikalische Anlage des Knaben. Bei der damaligen Bedeutung des Kirchengesanges waren Chorregenten in höherem Maße auf die Entdeckung musikalischer Begabung aus als heutzutage. So nahm denn Frankh seinen fünfjährigen Neffen mit, um ihn in der Musik zu unterrichten. Die Eltern, deren Haus sich schon damals mit Kindern füllte — es sind im Laufe der Zeit ihrer zwölf geworden —, mußten wohl froh sein, wenn ein Esser weniger am Tisch war. Unser Joseph hat von dieser Zeit ab immer das bittere Brot des Heimatlosen essen müssen. Zum Glück hatten die Musen dem Knaben ein sonniges Temperament zur Künstlergabe in die Wiege gelegt, jene ins Humoristische gewandte Form des Leichtsinns, dem ein Lichtblick genügt, um froh aufzujauchzen, der mit einer gewissen Findigkeit aber auch noch den düstersten Lagen eine gute Seite abzugewinnen weiß. So hat auch der alte Haydn seiner harten Jugend nicht bitter gedacht und auch diesen Frankh dankbar erwähnt, „weil er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich auch mehr Prügel als zu essen bekam“. So eine Chorregentenschule war in der Tat eine ganz vorzügliche Pflanzstätte für ein frisches musikalisches Talent. Hier wurde nur so viel Theorie getrieben, als unbedingt notwendig war, dafür aber um so gründlicher praktisch musiziert. Es galt bei hunderterlei Gelegenheiten zuzugreifen, aus allerlei Verlegenheiten auszuhelfen. So hat der Knabe nicht nur singen, Violine und Klavier spielen gelernt, sondern überdies in allen damals gebräuchlichen Instrumenten handwerksmäßig mit zugegriffen. Hier ist die Grundlage zu der für sein ganzes Leben wichtigsten Eigenschaft in Haydn gelegt worden: nicht lange zu spintisieren und theoretisch alle Wenn und Aber zu erwägen, sondern praktisch zu probieren und darüber hinaus gegebene Verhältnisse nach Möglichkeit auszunutzen.

1738 hatte der Wiener Domkapellmeister Georg Reutter zufällig in Hainburg den kleinen Haydn gehört und war über die musikalischen Fähigkeiten des Sechsjährigen so erstaunt, daß er ihn in das Wiener Kapellhaus aufnahm. Das konnte freilich erst 1740 geschehen, als Joseph das vorschriftsmäßige Alter erreicht hatte. Die Kapellknaben hatten es nicht gut. Reutter ergänzte die schmale Kost durch strenge, lieblose Zucht, und auch als Lehrer wirkte er nur zum eigenen Vorteile, d. h. er vernachlässigte die theoretische Ausbildung seiner Zöglinge und nutzte sie nur möglichst für den praktischen Dienst aus. Für eine so zähe und aufnahmefähige Natur, wie sie dem kleinen Haydn eignete, war das freilich vielleicht das Allerbeste; denn es waren bedeutende musikalische Verhältnisse, in die er hier gekommen war. Reutter war selbst ein tüchtiger Komponist und guter Gesangslehrer. Da die Knaben bei den kirchlichen und weltlichen Festen mitzuwirken hat-

ten, wurden sie in die kontrapunktische Kirchenmusik und in die italienische Opernmusik eingeführt. So wollte es nicht allzuviel bedeuten, daß im Unterricht für Komposition der Knabe eigentlich ganz sich selbst überlassen war. Haydn selber berichtet später darüber: „In dieser habe ich andere mehr gehört als studiert: ich habe aber auch das Schönste und Beste in allen Gattungen gehört, was es in meiner Zeit zu hören gab, und dessen war damals in Wien viel! O wie viel! Da merkte ich nun auf und suchte mir zunutze zu machen, was auf mich besonders gewirkt hatte und was mir als vorzüglich erschien. Nur daß ich es nirgends bloß nachmachte! So ist nach und nach, was ich wußte und konnte, gewachsen."

Noch aber waren die herben Prüfungen nicht zu Ende. Aus einer kleinen Schelmerei drehte der Herr Domkapellmeister dem Jungen, der nach dem Stimmwechsel seine Sängerstelle nicht ausfüllen konnte, den Strick und setzte ihn 1749 plötzlich vor die Tür. Ohne irgendwelche Unterhaltsmittel, ohne jede Bekanntschaft stand der Siebzehnjährige einsam in der Großstadt dem Leben gegenüber. Ein Chorsänger Spangler fand ihn halb erfroren und verhungert und nahm ihn zu sich. Doch unser Joseph war ja nicht verwöhnt, und so nahm er den Kampf mit dem Leben auf. Er schrieb Noten ab, spielte auf Tanzböden und bei abendlichen Ständchen auf, gab Unterricht und verdiente sich noch einige Kreuzer durch die kleinen Stückchen, die er nach damaliger Sitte für seine Schüler schrieb. Als ihm ein Wiener Bürger 150 Gulden lieh, konnte er sich selbständig machen. In einer dürftigen Dachkammer brachte er sein Klavier unter, und „wenn ich an meinem alten, von Würmern zerfressenen Klavier saß, beneidete ich keinen König um sein Glück", sagte er noch als Greis zu Griesinger, dem wir die wertvollsten Notizen über des Meisters Leben verdanken.

Der Jüngling stand seiner Künstlerlaufbahn viel besser ausgerüstet gegenüber, als man es bei seiner notgepeinigten Jugend zunächst denken möchte. Das Leben hatte ihm eigentlich doch alle wertvollen musikalischen Kräfte zugeführt, über die es verfügt. Er hatte die Kunst-Musik seiner Zeit durch eigene Mitwirkung gründlich kennen gelernt und hatte im praktischen Umgang alle Instrumente, auch das des Gesanges, sich zu eigen gemacht. Aber auch der Volksmusik stand er so nahe wie kaum ein anderer. Selber echtes Volkskind und als solches mit besonders empfänglichen Organen für die vielfach verachtete Kunst der niederen Schichten ausgestattet, drückte ihn das Leben wieder hinab zu diesen Schichten, für deren musikalische Unterhaltung er jetzt sorgen mußte. In dieser tieferen Volksmusik aber waren ungemein fruchtbare Keime, vor allem für die Instrumentalmusik. Dann war er von Kind an gewöhnt, sich selber der eigene Lehrmeister zu sein, von den Kunstwerken selbst zu lernen und nicht von den daraus mühselig abgezogenen Regeln. Sein eigenes Ohr war stets sein musikalischer Ratgeber gewesen. Es blieben ihm jene Kämpfe erspart, die sonst jeder Neuerer durchzumachen hat, indem er die eigene Überzeugung gegen erlernte alte Regeln durchsetzen muß.

Die volkstümliche Natur in ihm bäumte sich auf gegen die gelehrte strenge Polyphonie. Aus der instrumentalen Volksmusik heraus fühlte er, daß die Instrumentalmusik naturgemäß einen anderen Stil verlange als die vokale. So wurde ihm das „galante" Klavierspiel Ph. Em. Bachs geradezu zur Offenbarung.

Und wenn er sich jetzt an ein gründliches Studium der Theoretiker machte, so war er durch den eigenen Entwicklungsgang geschützt gegen alle Beeinflussung zur Unselbständigkeit. Freilich leicht bekam er auch jetzt seinen Unterricht nicht. In dem gleichen Hause, in dem der künftige deutsche Meister sein ärmliches Dachstübchen innehatte, bewohnte der welsche Operndichter Metastasio seine glänzenden Gelasse. Der empfahl ihn an den Gesangslehrer Porpora, der als echt italienischer Geizhals den Jüngling in der gewöhnlichsten Weise für alle möglichen Dienste ausnutzte. Aber der Unterricht, den er ihm dagegen gab, war gediegen, und in die Geheimnisse der italienischen Gesangskunst konnte er nirgendwo besser eindringen. Nach wie vor gewann sich Haydn den Unterhalt hauptsächlich durch seine Mitwirkung bei Kassationen, jenen abendlichen Ständchen, die damals so beliebt waren. Jetzt schuf er meistens selbst die Musik dafür. So auch eine für die Gemahlin des berühmten Komikers Joseph Kurtz, der in groben Possen als Bernardon zu einem Liebling des breiten Volkes geworden war. Da Kurtz die Serenade außerordentlich gefallen hatte, veranlaßte er Haydn, ihm zu einer Operette „Der neue krumme Teufel“ die Musik zu schreiben. So kam er 1751 auch vor die größere Öffentlichkeit. Die Begabung des jungen Musikers war allerdings so, daß sie nicht leicht übersehen werden konnte, und so fiel er auch den österreichischen Adligen auf, die bei Porpora und Metastasio ihre musikalische Ausbildung holten. Ein Herr von Fürnberg lud ihn auf sein Gut, wo er ein Violinquartett eingerichtet hatte. Aus der Gelegenheit der dargebotenen Mittel heraus schuf hier Haydn sein erstes Streichquartett. Die Form kam seiner ganzen Natur so glücklich entgegen, daß rasch siebzehn weitere Quartette folgten. Ganz ähnlich erstand ihm die erste Symphonie 1759, als er beim Grafen von Morzin eine größere Kapelle vorfand. 1760 lud sich Haydn dann die schwerste Prüfung auf, die ihn in seinem ganzen Leben heimgesucht hat, indem er die Tochter des Perückenmachers Keller heiratete. Der Mann hatte ihm in den Tagen seiner Armut manchen Dienst geleistet, und es war vielleicht nur Dankbarkeit, als er um die Hand der Jüngeren anhielt. Aber als diese nun den Klosterschleier nahm, ließ er sich die Ältere aufreden. Wenn der gute Haydn eine Frau als „höllische Bestie“ bezeichnete, so muß sie wirklich schlimm gewesen sein. Es hat sich denn auch noch kein Retter für diese verschwendungssüchtige und bigotte Person gefunden, die ihm vierzig Jahre lang das Leben schwer gemacht hatte.

Haydns musikalischer Ruf hatte sich inzwischen so gefestigt, daß ihm die Auflösung der Morzinschen Kapelle nicht weiter schadete. Er fand sofort eine neue Stellung als zweiter Kapellmeister des Fürsten Paul Anton Esterhazy zu Eisenstadt in Niederungarn. Von 1766 ab nahm er auch dem Namen nach die leitende Stellung ein. Seine Stellung war hier nach außen jenes für uns kaum mehr begreifliche Mittelding zwischen Beamten und Diener, das vor der französischen Revolution im günstigsten Falle für einen deutschen Musiker herauskam. Aber einmal war er geborgen, sodann konnte er die außerordentlichen Vorteile nicht verkennen, die ihm als Künstler der ständige Umgang mit einer ihm jederzeit zur Verfügung stehenden Kapelle brachte; und endlich waren die Esterhazys echte Edelleute, die die künstlerischen und menschlichen Werte ihres Kapellmeisters richtig zu schätzen wußten.

Er selbst sagt darüber: „Mein Fürst war mit allen meinen Arbeiten zufrieden, ich erhielt Beifall, ich konnte als Chef eines Orchesters Versuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen; ich war von der Welt abgesondert, niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irremachen und quälen, und so mußte ich original werden." Das Orchester, das Haydn so zur Verfügung stand, zählte zunächst nur 16 Mitglieder, die freilich zu besonderen Gelegenheiten durch die Mitwirkung musikalischer Kräfte aus der Umgegend verstärkt wurden. Später wurde indes auch die ständige Kapelle auf 30 Mitglieder erhöht.

Haydn hat sich in Eisenstadt wohl gefühlt. Bis ans Lebensende blieb er in enger Verbindung mit dem fürstlichen Hause, dem er 28 Jahre lang seine beste Arbeitskraft gewidmet hatte. Das Haus verdiente seine Anhänglichkeit, wie nicht nur die Schätzung, die ihm von der Familie zuteil wurde, beweist, sondern auch die Art der vornehmen Regelung seiner Pensionsverhältnisse. Im übrigen wußte auch Haydn seine künstlerische Würde zu wahren. In dieser Eisenstadter Zeit entstanden die Meisterwerke Haydns. Folgerichtig entwickelte er, man möchte fast sagen, entwickelten sich ihm, aus seinen ersten Versuchen die Formen des Streichquartetts, der Symphonie und der Sonate zu jenen Gebilden, die wir darunter begreifen. Auch für die Oper, die im fürstlichen Theater gepflegt wurde, schuf Haydn mancherlei, doch ist er hier von der herrschenden Art der Zeit nicht freigekommen und hat es auch innerhalb der italienischen Oper zu keiner hervorstechenden Stellung gebracht.

Die abgelegene Lage Eisenstadts behinderte weder Haydns Anteilnahme an allen wichtigen musikalischen Geschehnissen, noch sein wachsendes Bekanntwerden. Denn einerseits herrschte auf den Schlössern des einen üppigen Haushalt führenden Fürsten reges Leben, andererseits brachte man in der Regel mehrere Wintermonate in Wien zu. So war auch Haydn in der österreichischen Hauptstadt seit den achtziger Jahren populär. Als Mozart 1781 zu dauerndem Aufenthalt hinkam, kam es bald zu einer auf wechselseitiger Verehrung beruhenden Freundschaft. Haydn erkannte neidlos das überlegene Genie des Jüngeren an, und es zeugt für seine stets wache Aufnahmefähigkeit, wie er die Anregungen Mozarts zu nutzen wußte, so daß Otto Jahn mit Recht von einem vor- und nachmozartischen Haydn sprechen kann. Aber der Siegeslauf der deutschen Musik durch die Welt geht auf Haydn zurück. Bis dahin hatte man wohl allenthalben Deutsche als bedeutende Musiker anerkennen müssen; aber die Hasse und Graun waren zu Italienern geworden, Händel gehörte England, Gluck hatte sein Opernreformwerk in Paris durchgesetzt. Vom gewaltigen Joh. Seb. Bach wußte man nichts, dagegen gelangte Haydn, trotzdem er in seinem kleinen Eisenstadt blieb, zu allgemeinem Ruhm. Seine Musik drang überall hin und wahrte im internationalen Treiben die besondere Note des Deutschen. So hatte man ihm von Paris aus 1786 sechs Symphonien in Auftrag gegeben. Viele seiner anderen Werke wurden dort gedruckt. Vor allen Dingen aber bemühte sich London um seine tätige Mitarbeit am englischen Musikleben. 1790, als nach des Fürsten Nikolaus Tode die Eisenstädter Kapelle aufgelöst worden und Haydn mit einer lebenslänglichen Pension von

1400 Gulden nach Wien übergesiedelt war, verpflichtete er sich trotz seiner sechzig Jahre zuversichtlich dem Londoner Violinisten Salomon zur Leitung von zwölf Konzerten und zur Schöpfung von sechs neuen Symphonien. Haydn blieb volle anderthalb Jahre in London, wo er als Mensch und Künstler großen Erfolg hatte. So erreichte ihn noch hier die Nachricht von dem allzu frühen Tode Mozarts. Auf seiner Rückkehr aber lernte er in Bonn den jungen Beethoven kennen, der ihm nach Wien folgte und sein Schüler wurde. Freilich dauerte dieses Verhältnis bei der Ungleichheit der beiden Naturen nicht lange. Aber auch Beethoven hat zeitlebens die höchste Verehrung für den älteren Meister bewahrt. Schon im Januar 1794 reiste Haydn wieder nach London, wo er bis zum August des nächsten Jahres blieb. Gern hätte man gesehen, daß er hier eine Art Nachfolgerschaft Händels angetreten hätte, aber er hing zu sehr an seinem Wien. Was hier an seiner allgemeinen Volkstümlichkeit unter Anerkennung seiner hervorragenden Stellung gefehlt hatte, das war durch die Erfolge im Auslande eingeholt. Diese echte Volkstümlichkeit offenbarte sich darin, daß man ihn mit der Schöpfung einer deutschen Kaiserhymne beauftragte. Und er hat das Vertrauen glänzend gerechtfertigt. Lag ihm sonst die eigentliche Liedkomposition wenig, so hat er mit der Melodie zu „Gott erhalte" einen prachtvollen weltlichen Volkshymnus geschaffen, der so groß und so urdeutsch ist, daß erst die spätere Zeit in „Deutschland, Deutschland über alles" den vollwertigen Text dazu geschaffen hat.

Es ist eine der trostreichsten Erscheinungen des geistigen Lebens, daß die dauernde geistige Tätigkeit die Kräfte nicht eigentlich aufzehrt. Wie zwei Menschenalter früher Händel, so vermochte jetzt auch Haydn als Greis sich noch ein neues Schaffensgebiet zu erobern. In London hatten die Händeloratorien so gewaltig auf ihn eingewirkt, daß er sich einen Oratorientext mitgebracht hatte, den ihm der um die Pflege älterer Musik stets bemühte van Swieten ins Deutsche übertrug: „Die Schöpfung". Gewiß hatte er schon früher zweimal oratorienartige Kompositionen geschaffen; aber das dem Jahre 1775 angehörende „Il ritorno di Tobia" trägt ganz den Charakter der italienischen geistlichen Oper, und die bekannten „Sieben Worte des Erlösers am Kreuze" sind ursprünglich Instrumentalsätze, denen erst jetzt, 1794, Worte unterlegt wurden. In mehrjähriger Arbeit — so leicht wie früher floß ihm der Strom der Erfindung nicht mehr zu — vollendete er bis 1798 dieses kraftstrotzende, nach Empfindung und Ausdruck jugendlich frohe Werk, und schon im nächsten Jahre wagte er sich in den „Jahreszeiten" an ein zweites Oratorium, bei dem er die großen Schwierigkeiten des Textes in bewundernswerter Weise überwand. Danach hat er nicht mehr viel geschrieben. Auf einige Gesangsquartette legte er mit Recht großen Wert. 1803 ließ er sich auf seine Visitenkarten die Anfangsworte eines derselben drucken: „Hin ist alle meine Kraft, alt und schwach bin ich." Von da ab hat er nicht mehr komponiert. Ruhig und heiter sah er dem Ende entgegen, in freudiger Anteilnahme am Schaffen der Jugend. Allverehrt, von den besorgten Dienerhänden Elslers wohl betreut, war er ein Wahrzeichen Wiens geworden. Schwer litt er, der ein echter Patriot war, unter den harten Heimsuchungen, die sein Vaterland durch den napoleonischen Krieg erlitt. Mitte Mai 1809 war Wien von den Feinden eingenommen worden. Am 26. Mai

versammelte der Greis noch einmal sein Haus um sich, ließ sich ans Klavier tragen und spielte dreimal nacheinander seine deutsche Vaterlandshymne. Danach trat die Entkräftung ein. Am 31. Mai 1809 gegen 1 Uhr in der Frühe ist Haydn sanft entschlummert.

Haydn hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit entfaltet: 125 Symphonien, 77 Streichquartette, 66 Divertissements, 24 Opern, die beiden großen Oratorien und zahlreiche kleinere Werke. Seine große Bedeutung für die Entwicklung liegt in der Instrumentalmusik. Die immer mehr ins einzelne dringende Forschung hat die Mannheimer Schule mit Stamitz, Richter, Cannabich, und die Wiener Schule mit Monn an der Spitze als Vorbereiter Haydns nachgewiesen. Trotzdem bleibt Haydn der Schöpfer des neuen Instrumentalstils. Einmal indem er alle vorhandenen Kräfte zusammenfaßte, dann aber durch die außerordentliche Steigerung und grundsätzliche Durchbildung des vorher mehr Geahnten oder in vereinzelten Fällen Getroffenen. Von Haydn führt der gerade Weg zu Beethoven. Für die Entwicklung bedeutsam sind auch seine Oratorien, durch die der weltliche Charakter der Gattung so recht entschieden wurde. Sie sind auch kulturgeschichtlich von außerordentlicher Bedeutung geworden, weil dank der Beliebtheit ihres Schöpfers man allenthalben diese Werke, deren idyllischer Gehalt dem deutschen Volksempfinden sehr entgegenkam, sich zu gewinnen suchte. Dazu wurde der Zusammenschluß der bis dahin recht zersplitterten musikalischen Kräfte allerorten notwendig. Die Gründung von Musikfesten wie von großen Singvereinen knüpft sich an diese Tatsache.

Aber glücklicherweise brauchen wir Haydn nicht bloß historisch zu werten. Seine Kunst ist eine durchaus lebendige Kraft unseres Musiklebens, die zum Schaden desselben nicht genug ausgenutzt wird. Es wäre die schönste Frucht dieses Jubiläumsjahres, wenn es eine vermehrte Pflege der Musik Haydns mit sich brächte. Gegenüber der Verstiegenheit, der Massigkeit in allem Technischen, des Obenhinaus-wollens und der inneren Armut eines großen Teils der neueren Musik gibt es kein besseres Gegengewicht als diese klar durchsichtige, sich möglichst einfach gebende und bei alledem doch tief empfundene und gehaltreiche Kunst, die ihr höchstes Ziel in der Beglückung des Nächsten sieht, die frei ist von aller Selbstsucht, vollkommener Ausdruck ist einer warmen Liebe zur Welt und den Menschen in ihr.



Ein Volksklavier

(Zur Förderung der Volksmusik)

Lauter als jemals erschallen mitten aus dem Lärme und Hasten unserer Tage die dringenden Rufe: Zurück zur Natur, zur Einfachheit, zur Gesundheit! Besonders auf dem Gebiete der Musik tut sich solche Sehnsucht kund und verdichtet sich zu der Mahnung, den Volksgesang besser zu pflegen, um dadurch unser Volkslied wieder zu heben, zu veredeln. Denn es besteht kein Zweifel, daß die Lust zum Liedersingen noch in weitesten

Kreisen lebendig ist, daß aber die neuerdings dafür gebotene Kost eine minderwertige, oft sogar verdorbene Nahrung für die Seele unseres deutschen Volkes darstellt. Während nun die einfachen, leicht singbaren Liedlein immer banaler erklingen, nehmen unsere Konzertgesänge einen stets vornehm-kühleren Ton an und schließen sich durch zunehmende Verkünstelung für den Gebrauch als Hausmusik selbstverständlich ab; denn ihre Anforderungen an Gesangs- und Begleitekunst sind so hohe geworden, daß sie der durchschnittlich musikgebildete Laie nicht mehr bewältigen kann. Dadurch aber wird jener Zwiespalt zwischen oberen und unteren Volksschichten, den eine neuere Kultur leider hervorgerufen, auch in den Bereich der Liedkunst getragen und droht, die allgemeine Liebe zur Musik in unserem Volke schwer zu schädigen.

Solche Gefahr ist vielen bewußt geworden, und man hat versucht, durch Volkskonzerte, Vorträge u. dgl. die weniger Gebildeten zur Musikpflege zu ermuntern. Manche haben dabei ganz richtig erkannt, daß, um die vokale Musik zu heben, auch die instrumentale Kunst geübt werden muß — denn die meisten Liedlein klingen ja bei Begleitung um so schöner! So holte man die halbvergessene Laute hervor, versuchte es auch mit der Gitarre und Mandoline u. a., aber erfuhr nur zu bald, daß diese (durchaus nicht leicht erlernbaren) Instrumente unserer Vorfahren dem Musikempfinden der neuen Zeit nicht mehr genügen wollen. Das Klavier in seiner Vielstimmigkeit hat sie leider völlig in den Schatten gestellt; denn wo es auch hindringt, übertönt es bald alle anderen Begleitinstrumente, sei es zum Tanze, in der Geselligkeit oder beim Singen. Dieser Siegeszug des Klaviers ist nicht aufzuhalten, sondern wir müssen vielmehr trachten, ihn zum Wohle der Volksmusik auszunützen. Was man aber in einfachen Stadtkreisen oder auf dem Lande heute an Pianoforten trifft, ist gewöhnlich so erschreckliches Material, daß es die holde Kunst mehr herabzuziehen als sie emporzuheben geeignet erscheint. Denn alle alten Klavierinvaliden erhalten, wenn sie bei Vornehmen ausgedient, „da draußen" noch lange ein Gnadenbrot: — neue Instrumente sind ja zu kostspielig in der Anschaffung!

Letztere allgemeine Klage ist berechtigt und hat verschiedene Gründe. Es ließen sich aber sehr gut auch billige brauchbare Klaviere herstellen, wenn man sich nur entschließen wollte, sie einfacher im Äußeren — nicht als Salonmöbel — und kleiner im Formate, also im Tonumfange, zu bauen. Schreiber dieses tritt seit geraumer Zeit für die Einführung solcher Klaviere in Haus und Schule ein und traf zum Glücke auf gleiche Bestrebungen bei der bekannten Pianofortefabrik von August Foerster in Löbau. Diese lieferte Anfang 1907 das erste Instrument solcher Art, welches wir „Pianetto" nannten; es verfügte über 4 Oktaven (C—g^{III}) und bewährte seinen vollen Klang recht gut bei einem Volksliederabende vor etwa tausend Zuhörern. Genannte Fabrik fertigte danach Klaviere von 4½ und 5 Oktaven, welche letzteren, bei einem Tonumfange von oon. A bis a^{III}, das Klanggebiet der menschlichen Singstimme so weit umfassen, daß sie als Begleitinstrumente für Chor- und Einzelgesang völlig genügen. (Man erinnere sich, daß Mozart kein größeres Klavier benutzte!) In der Form erscheint das Pianetto als verkleinertes Pianino, also hochgebaut, denn die frühere Tafelform ist ja überwunden. Sehr leicht ließe sich dieses kleine Pianino, das äußerlich an einen Schreibtisch erinnert, als solcher in zweiter Linie verwenden: der Klavierdeckel braucht nur entsprechend verbreitert und einige Fächer unten angebracht zu werden. Wie willkommen wäre eine derartige Kombination für Minderbemittelte oder bei Platzbeschränkung! Derartige Instrumente dürfen selbstverständlich, wenn sie weiten Volkskreisen dienen wollen, einen gewissen billigen Preis nicht übersteigen; in der Menge werden sie sich auch, bei einfacher Ausstattung, wohlfeil und doch gut herstellen lassen. Daneben behalten natürlich die großen Instrumente für Virtuosen oder fortgeschrittene Klavierspieler, die neuerdings sogar an Tonumfang wachsen, ihren künstlerischen Wirkungskreis. Derjenige des Pianettos erstreckt sich auf die Pflege der Volksmusik in Schule und Haus.

Wenn sich nun unsere Schulgemeinden — wo nötig, mit staatlicher Beihilfe — zur Anschaffung derartig billiger Klaviere entschließen wollten (in den Seminaren würde es an Stelle

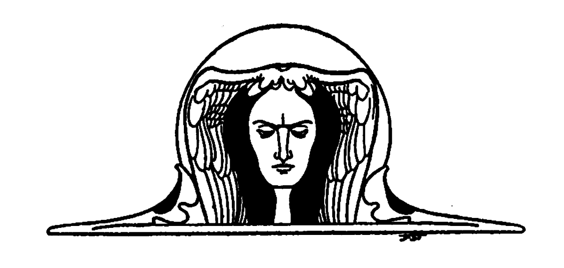


der Violine schnell eingeführt werden), so würden solche, zumal auf dem weiten Lande, außerordentlich zur Förderung einer guten Volksmusik beitragen. Welch veredelnder Einfluß sich dadurch aber von der Dorfschule aus über das ganze Land verbreiten müßte, ist gar nicht abzusehen: denn der Kulturwert solcher Einwirkung auf unser deutsches Volk wäre ein unberechenbar großer! — Auch in den Städten könnte das kleine Hausklavier (und zwar mit entsprechender Dämpfervorrichtung) sehr segensreich wirken: ein guter Hausfreund, ein Bindemittel für die Familie, ein Erzieher zu höherer Lebensanschauung, ein Stifter seelischer Genüsse — alles das könnte es werden. Daneben hätte es den verdienstlichen Kampf gegen jene verderbliche Variétémusik und andere niedere Kunst zu führen, die unser Volk vergiftet. Welch lohnender Beruf! —

Unser liebes Volkslied aber, dieser treue Gefährte des deutschen Volkes seit ältesten Zeiten, könnte durch seine Begleitung nur gewinnen; während unser allgemeines Liederschaffen, durch das neue Volksklavier frisch angeregt, sich wieder einfacheren Formen zuwenden und, der deutschen Eigenart entsprechend, sich gemütvoller, innerlicher, schlichter und vertiefter gestalten würde! Mögen daneben für kompliziertere Menschen vielgestaltige Kunstgesänge im Konzertsaal erklingen (das deutsche Lied stuft sich ja von jeher tausendfältig ab): für die große Menge des Kulturmittelstandes brauchen wir gute einfache Lieder, geeignet, den allgemeinen Musikdurst mit schlichter Hausmusik zu stillen.

„In der Mitten liegt holdes Bescheiden", singt Mörike. Solch edlem Bescheiden in der Pflege der holden Musika will sich das Pianetto widmen. Möge sein Wesen erkannt und es als Volksklavier in weitesten Kreisen freundlich aufgenommen werden, auf daß es seinen hohen Beruf, Gesittung zu verbreiten, segensreich erfüllen kann.

Otto R. Hübner





Die moderne Zeitung

In ihrem Wesen wird die moderne Zeitung gründlich beleuchtet in einem aus gediegener Sachkenntnis geschriebenen Aufsatze von Dr. Hermann Diez (Beilage der Münch. N. Nachr.). Im Abstand des früheren Urteils Eduard Laskers, der die Zeitungsleute als „Neuigkeitsverkäufer“ brandmarkte, von der Charakteristik des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher: „Früher verkaufte die Zeitung ihre Nachrichten an ihre Leser, jetzt *verkauft sie ihren Leserkreis* an jedes zahlungsfähige Privatinteresse“ offenbart sich die weite Entwicklung.

„In der Tat kann eine moderne Zeitung von ihren Abonnenten nicht mehr existieren; die Erweiterung ihres Leserkreises kann ihr nicht mehr Selbstzweck sein, da sie auch dem vollbezahlenden Abonnenten jahraus jahrein ein namhaftes Geschenk macht, so daß jeder neu hinzukommende einen baren Verlust bedeutet, sondern sie hat an dieser Erweiterung lediglich ein mittelbares Interesse, sofern und soweit die gesteigerte Publizität höhere Einnahmen aus dem Inseratenwesen zur Folge haben kann. Aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ hat deren Verlag vor einigen Jahren berechnet, daß der tägliche Betriebsaufwand zur redaktionellen und technischen Herstellung des Blattes auf mehr als 7400 ℳ sich belief, wogegen die tägliche Einnahme aus Abonnement und Einzelverkauf bei einer damaligen Auflage von 95 000 Exemplaren und einem Quartalspreis von 2,50 ℳ nur 2612.50 ℳ betrug, so daß dadurch nur etwa ein Drittel der Herstellungskosten gedeckt wurde, während für die übrigen zwei Drittel und den ganzen Geschäftsgewinn die Inserate aufkommen mußten. Eine analoge Berechnung bei der Wiener ‚Neuen Freien Presse‘ hat ergeben, daß auch der hohe Abonnementspreis von 18 Gulden nur drei Fünftel der Gesamtherstellungskosten deckte, die sich auf 30 Gulden pro Exemplar beliefen. Bei den Londoner ‚Times‘ erzielt selbst der Bruttoverkaufspreis von 3 Pence pro Exemplar nur die Hälfte des Inseratenertrags, beide zusammen mit zirka 50 000 ℳ pro Nummer reichen aber nach glaubhafter Schätzung heute kaum mehr aus, die Herstellungskosten zu decken.

Daß sonach die Existenz einer modernen Zeitung ganz und gar wirtschaftlich auf das Inseratenwesen gestellt ist, bedeutet begrifflich und grundsätzlich eine vollständige Verschiebung ihres ursprünglichen Wesens. In der Praxis kommt hinzu, daß das Überwiegen des Inserateninteresses notwendig verflachend und abblassend auf die redaktionelle Gestaltung des Zeitungsinhalts wirkt, und zwar bis zum völligen Verzicht auf jede eigene Meinung, wie er in der sogenannten Generalanzeiger-Presse zutage tritt. Und schließlich ist dieses Verflachen und Verblassen eine der wichtigsten Voraussetzungen des großgewerblichen, fabrikartigen oder warenhausmäßigen Zeitungsbetriebs, wie er nach amerikanischen und englischen Vorbildern auch in Deutschland allmählich Platz greift. Die Londoner Firma Harmsworth, der die ‚Daily Mail‘

und der ‚Daily Mirror' mit je einer Million täglicher Auflage gehören, besitzt insgesamt zirka fünfzig Blätter, und C. Arthur Pearson, der Besitzer des ‚Daily Expreß', des ‚Standard' usw., hat es wohl auch schon auf einige Dutzend gebracht. So weit sind wir heute noch nicht, aber wir sind auf dem Wege dahin. Die drei Firmen Mosse, Scherl und Ullstein haben heute schon den größten Teil der Berliner Presse in ihren Händen und sind augenscheinlich vom Sättigungszustand noch weit entfernt; dazu kommen einige großkapitalistische Zeitungskonzerne, die in den verschiedensten Teilen des Reichs Blätter von derselben Art und Farbe bzw. Farblosigkeit herausgeben. Die hohen Kosten eines selbständigen vielseitigen Nachrichtendienstes, die ein Blatt für sich allein kaum zu tragen vermag, haben mit elementarer Gewalt in diese Richtung gedrängt, und das Zurücktreten des politischen Charakters der Blätter hat die inneren Voraussetzungen für diese Anfänge einer Vertrustung unseres Zeitungswesens geschaffen."

Am meisten bedroht ist durch diese Entwicklung die Parteipresse. Das mag manchem bei dem ewigen Gezänk nicht als Übel erscheinen; aber der leidenschaftliche Meinungsaustausch über soziale, wirtschaftliche und politische Dinge ist doch nicht zu entbehren und keinesfalls durch die Liebedienerei der farblosen Blätter gegen alle Behörden zu ersetzen. Heute wählt man oft den Ausweg, daß derselbe Verlag zwei Zeitungen herausgibt: ein farbloses Inseratenblatt muß die vornehmere und charaktervollere Schwester mit durchfüttern. Aber es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Entwicklung zweifellos eine Gefahr liegt, „die sich immer ernster und empfindlicher gestalten wird, je mehr unsere Preßverhältnisse in der neuen Richtung weiterschreiten. Und das Ende würde schließlich eine Monopolstellung der großkapitalistischen Zeitungsunternehmungen weniger Hauptstädte sein. Also Umkehr, wenn es noch möglich ist, oder aber Trennung der Zeitungswelt in kostspielige farblose Nachrichtenblätter und ernsthafte politische Zeitungen, die ihren Wert durch geistig-sittliche Qualitäten erhalten, nicht durch die wahnsinnige Konkurrenz des Zuerstwissens!

Was eine moderne Zeitung in der Herstellung so teuer macht, das ist die Nachrichtenbeschaffung im allgemeinen und speziell die Kostspieligkeit des telegraphischen Dienstes, gesteigert oft durch eine geradezu groteske Verkennung dessen, was überhaupt meldens- und wissenswert ist. Denn was kommt schließlich dabei heraus? Man kann wohl sagen, daß die Privattelegramme mancher Blätter nicht den zehnten Teil des Geldes wert sind, das sie kosten, auch abgesehen davon, daß sie bei den technischen Schwierigkeiten der telegraphischen und telephonischen Übermittlung häufig bis zur völligen Wertlosigkeit verstümmelt werden. Wie unglücklich sind meist die Parlamentarier über die Art, wie ihre Reden wiedergegeben werden! Wie oft kommt der gewissenhafte Redakteur in die Lage, festzustellen, daß ein ausländischer Staatsmann etwas ganz anderes gesagt hat, als das Telegramm behauptete, wie oft empfindet er es als fast zwingende Verpflichtung, die erste Meldung wenigstens zu ergänzen, um ein politisch annähernd richtiges Bild zu geben! Aber der knapp zugemessene Raum, der natürlich immer knapper wird, je mehr der Leserkreis eines Blattes sich erweitert — bei einer Auflage von Hunderttausenden gehen die Kosten eines ‚Viertelbogens', schon in die Hunderte —, gestattet derlei Ergänzungen und Wiederholungen in der Regel nicht. Nur zu oft ist auch an die erste unzulängliche oder irreführende Meldung schon ein politisches Räsonnement geknüpft worden, das dann ebenfalls modifiziert und korrigiert werden müßte, was Verleger und Publikum als Eingeständnis einer schuldhaften Voreiligkeit empfinden könnten. Also — läßt man fünfe grad sein und geht zur Tagesordnung über, um bei der nächsten Gelegenheit naturnotwendig in denselben Fehler zu verfallen. Die Folge aber ist eine Verlotterung der ganzen politischen Publizistik und eine moralische Depravation des Redakteurs selbst, dem als einziger dürftiger Trost die Gewißheit bleibt, daß Zeitungen von vorgestern im allgemeinen die vergessenste Sache der Welt sind.

Noch schlimmer aber ist, daß die Zeitungen unter dem Einfluß der allgemeinen Hast und des nervösen Wetteifers mehr und mehr anfangen, unter die Propheten zu gehen. Man wartet

die Ereignisse gar nicht mehr ab, eine einigermaßen ‚gut unterrichtete' Zeitung muß sie voraus wissen. Welche Freude nachher, wenn eine solche Prophezeiung ‚sich bestätigt', und wenn sie's nicht tut, welch schöne Aufgabe für einen scharfsinnigen Kopf, nachzuweisen, daß und inwiefern man doch recht gehabt oder wie vielleicht grade die wohlberechnet falsche Meldung auf den Gang der Dinge eingewirkt hat! Im schlimmsten Fall aber verläßt man sich auch wieder auf das kurze Gedächtnis des lieben Publikums, das heute nicht mehr weiß, was es gestern gelesen hat, so daß man wohl gar schreiben darf: ‚Wie wir von vornherein als wahrscheinlich bezeichnet haben, ist usw.', wenngleich das direkte Gegenteil der Fall ist. Der gute alte Grundsatz, daß der politische Publizist mehr wissen muß, als er schreibt, ist durch die Anforderungen oder die vermeintlichen Anforderungen des modernen Fixigkeitswettkampfes zum alten Eisen geworfen; man bemüht sich jetzt, mehr zu schreiben, als man weiß, und druckt skrupellos einige Sensationskorrespondenzen nach, obwohl man regelmäßig die Erfahrung macht, daß ihre Neuigkeiten sehr kurze Beine haben. Das Publikum will Neuigkeiten, besonders pikante Neuigkeiten, und hat man sie nicht, so schafft man sie in Gottes Namen oder läßt sie sich von Leuten darbieten, über deren Vertrauenswürdigkeit man sich selbst keinerlei Illusionen macht. Aber eben dadurch verdirbt man das Publikum und erzieht ihm den Neuigkeitshunger an, den es an und für sich gar nicht hat.

Es versteht sich von selbst, daß dieses harte Urteil nicht allgemein gültig ist. Es wird viel treue, gewissenhafte Arbeit geleistet innerhalb des weiten Bereichs der deutschen Presse, und wer überhaupt politischen Instinkt hat, lernt auch verhältnismäßig sehr rasch die falsche Nachricht von der glaubwürdigen zu unterscheiden — eines der allerwesentlichsten angeborenen Stücke der Berufsausrüstung des politischen Redakteurs. Aber im allgemeinen drängt der Geist der Zeit in diese unheilvolle Richtung, und es kommt leider vor, daß ihm auch ernste Männer unterliegen. Dafür hat — auf nichtpolitischem Gebiet — der berüchtigte ‚Fall Hau' eklatante Beispiele geliefert. Auch da genügte es nicht, daß man die sensationellen Wendungen des Prozesses sorglich verfolgte und in die seelischen Rätsel des Falles vorsichtig einzudringen suchte. Auch da mußte der journalistische Scharfsinn den Ereignissen vorauseilen, auch da mußte prophezeit werden, was die Untersuchung ergeben würde, bis die Gegenwehr einer schmählich verdächtigten Frau den Übereifer dämpfte. Vorher aber hatte man selbst die einfachste Rücksicht und Anstandspflicht beiseite gesetzt in der verwirrenden Hetze eines journalistischen Systems, das den Rekord der Berichterstattung schließlich in der Welt der künftigen Dinge suchen muß, weil die Ereignisse selbst einen unbequemen terminus a quo in sich schließen. Aber ganz abgesehen von diesen Extremen und Exzessen — unserer Tageszeitung als solcher droht, wenn die gegenwärtige Entwicklung anhält, ein verhängnisvolles Sinken ihres geistigen und sittlichen Niveaus."

Noch wäre die Heilung möglich, da die schlechte Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten ist, um das auf diesem Gebiete geleistete Gute völlig ersticken zu können. Allerdings müßte dann auch die Art, wie eine inhaltlich ernst gearbeitete Zeitung gelesen wird, etwas anders werden. Denn öfter als für die Schreiber trifft für die Leser der Vorwurf der Oberflächlichkeit zu. „Die journalistische Leistung ist ihrer Eigenart entsprechend sicherlich eine besondere, aber darum noch keineswegs eine minderwertige Art schriftstellerischer Tätigkeit. Und tatsächlich verschmähen es ja auch die ersten Geister unseres Volkes nicht, anonym in den Zeitungen das Wort zu ergreifen und dadurch deren Ansehen und Nimbus zu stärken. So ist es im ganzen sicherlich nicht berechtigt, wenn man die geistige Arbeit der Presse zu den üblen Erscheinungen unserer Zeit und zu den Ursachen eines allgemeinen Niederganges rechnen will. Die vornehmeren Erscheinungen der deutschen Presse sind heute nicht schlechter als zu der Zeit, wo die ersten Vertreter der deutschen Geisteswelt persönlich unter die Redakteure gingen, und wenn die Mehrzahl der deutschen Blätter einen so hohen Rang nicht einnimmt und ihr Einfluß um so größer ist, als gerade für die weiten minder gebildeten Schichten unseres Volkes die Zeitung fast die einzige Lektüre bildet, so ist sie es auch allein, die in unserem Zeitalter der äußersten Arbeits-

teilung auf allen Gebieten ihrem Publikum so etwas wie eine universale Bildung vermitteln kann. Das Buch kann selbst in den Kreisen, denen Mittel und Zeit genug zur Verfügung stehen, einen Wettbewerb nicht aufnehmen. Zu der Buchlektüre muß unter allen Umständen auch unter den Gesichtspunkten der Bildung die Zeitung hinzutreten. Man mag von der stolzen Höhe des Berufsgelehrtentums herab oder von den Nebenwegen eines extremen Individualismus über diese Art von Bildung und Belehrung die Nase rümpfen: wenn das Bildungsniveau unseres Volkes im allgemeinen erfreulich hoch ist und jedenfalls den Vergleich mit keinem anderen Kulturvolk der Welt zu scheuen braucht, so ist das neben der vielgerühmten deutschen Schule doch zu einem nicht allzu kleinen Teile auch der deutschen Presse und ihrer unermüdlichen Arbeit zuzuschreiben.

Aber die Erhaltung der Zeitung, von der man so rühmliche Dinge sagen kann, der Zeitung, deren Leitartikel, politische Briefe und Feuilletons ernsthafte, wohlerwogene Äußerungen berufener Köpfe und zugleich stilistische, künstlerische Leistungen sind, sollte all den Kreisen am Herzen liegen, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt. Und eine solche Zeitung ließe sich ohne Überspannung des Inserateninteresses wohl auch heute noch nutzbringend gestalten, wenn nur der durch nichts gerechtfertigten, unnatürlichen und ungesunden fortwährenden Verbilligung des Zeitungspreises Einhalt geboten würde. An und für sich würde ja eine Ausgabe von zehn Pfennig pro Tag für die Zeitung selbst im Etat des kleinen Beamten und Gewerbetreibenden heutzutage kaum eine Rolle spielen. Wäre diese Grundlage aber gewonnen, dann wäre auch der im üblen Sinn ‚modernen Zeitung‘ der Lebensfaden durchgeschnitten, die gerade so viel schlechte Telegramme, überhastete Artikel und aufgebauschte Tagesneuigkeiten bringt, um die Anzahl von Abonnenten anzulocken und festzuhalten, die sie für ihre Inserenten braucht.“

Und sollte nicht schließlich jeder ernste Mann zu einem Opfer für die Erhaltung einer gediegenen Presse bereit sein, wenn er die Dinge bedenkt, die er in den letzten Wochen bei der Geburt des holländischen Thronfolgers und der türkischen Revolution in den Sensationsblättern erleben mußte.

Wen hat es nicht angeekelt, wie in diesen Zeitungen durch Wochen jedes aufgefangene Kutscher- und Zofengeschwätz über das Befinden der Königin telegraphiert wurde! Mußte einem diese Frau nicht leid tun, wie sie in diesen schweren Tagen umlüstert und vor die breiteste Öffentlichkeit gezerrt wurde! Und nachher das schleimige Ergebenheitsgeschreibe. Pfui Teufel! Kellner, einen Kognak!

Konstantinopel bot dazu das Satyrspiel im edlen Wettkampf der Herren Korrespondenten, ihren Blättern die neuesten Nachrichten zu verschaffen. Das Berliner Tageblatt hatte glücklich festgestellt, daß die letzte geistige Nahrung, die der entthronte Sultan zu sich genommen, aus seinen Spalten geschöpft war. Aber der Lokalanzeiger ließ sich nicht lumpen, und sein Korrespondent berichtete in einem zwei Spalten langen Telegramm, daß er als erster und einziger Europäer vom neuen Sultan empfangen worden sei, der ihm versicherte, daß er zwar die ganze Welt, insbesondere aber Deutschland liebe. Darob helle Wut in der Jerusalemer Straße, und das Berliner Tageblatt ließ es sich ein großes Telegramm aus London kosten, in dem der Bericht eines englischen Korrespondenten übermittelt wurde, der als erster und einziger Europäer vom neuen Sultan empfangen und versichert worden sei, daß er zwar die ganze Welt, insbesondere aber England liebe. Sicher ist auch ein Pariser Korrespondent als erster und einziger empfangen worden und hat die Versicherung der besonderen Liebe für Frankreich erhalten. Aber das Schönste kam am Ende. Der Korrespondent des Berliner Tageblatts verdoppelte nun seine ohnedies schon „fieberhafte“ Tätigkeit und erreichte glücklich die Versicherung — daß überhaupt noch kein Europäer vom Sultan empfangen worden sei. Heil dem Volke der Leser, das mit gleichbleibendem Heißhunger immer das Neueste und nur das Neueste verschlingt!



Tschechows Möwe

Auf dem Vorhang des „Künstlerischen Theaters" in Moskau, dessen atmosphärische und stimmungserfüllte szenische Verdichtungen wir in Berlin vor einigen Jahren durch das Gastspiel Stanislawskis und der Seinen kennen lernten, breitet — so erzählte mir eine russische Freundin — sich als ein ornamentales Wahrzeichen eine Möwe.

Dies Sinnbild weist auf den von diesen Künstlern so hochverehrten Dichter Anton Tschechow und auf sein Drama, das den Meervogel im Titel führt.

Merkwürdigerweise gaben die Russen damals nicht Tschechows Möwe, sondern seine „Drei Schwestern". Die Möwe haben wir erst jetzt durch eine am russischen Regievorbild geschulte Aufführung im Hebbeltheater kennen gelernt.

Das gleiche seelische Klima weht hier, wie wir es nach jenen Eindrücken charakterisierten. Variationen slawischer müder Seelen klingen, singende langgezogene traurige Weisen ohne Auflösung, endlose Tristesse de la vie. Hoffnungslos Dahinleben, welk und matt, mit erstickten Sehnsüchten und der Verzweiflungsfrage: Warum wir leben, warum wir leiden, wenn wir's doch wüßten, wenn wir's doch wüßten!

Doch leise, auf Sordinen geht diese Melancholie, es ist jene Maeterlinksche Alltagstragik voll Stille und Tonlosigkeit, duldend, leidend, passiv, während das tätig robuste Leben darüber und daneben rücksichtslos brutal weiterhastet, weitertreibt.

Es ist eine künstlerische Absicht Tschechows, daß er seine Schicksale nicht in die Tiefe, sondern zuständlich breit ausmalt. Er zeichnet die Situationen, das Spiel auf der Oberfläche. Die inneren Reaktionen gibt er nur andeutend als die erdrückten, erstickten Regungen vergewaltigter zur Stummheit gezwungener Geschöpfe.

So wird die Wirkung eine rein lyrische, da man zum anspannenden dramatischen Interesse nicht kommt. Die Gestalten mit ihrem Wohl und Wehe bleiben eben bei dieser Art in zu weiter Distanz, man taucht in ihren innerlichsten Schicksalskreis nicht hinunter. Was man empfängt, ist lediglich ein Anflug jener schweren, trübsalschwangeren Luft, die sie umgibt; wir empfinden nicht sowohl den speziellen persönlichen Schicksalsfall mit, als ein allgemein verschwimmendes Gefühl vom Erdenweh und vom dumpfen Traum des Seins; was hier geschieht, geht uns der Sache nach gar nicht so nah, aber was daraus klingt, das Seufzen der gequälten Kreatur, die gebrochene Stimme der vom Leben Erdrosselten bewegt uns sehr.

Und wie eine Mahnung, gleich jenen alten Orakeln, raunt es den Lächelnden und Strahlenden zu, daß auch

„Das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält."

Mit dieser künstlerischen Art hängt es ferner zusammen, daß Tschechow seinen Stoff nicht scharf konzentriert und auf eine schicksalvolle Hauptsache zusammendrängt, sondern er schüttelt aus seinem fatalistischen Becher viele Würfel nebeneinander hin. Sie rollen sich gegenseitig nah und entfernt in mannigfachem Abstand, und alle sprechen in ihrer Zahlensymbolik die gleiche bittere Erkenntnis der Eitelkeiten und des „Es lohnt nicht" aus.

Gerade das Spiel von der Möwe illustriert das deutlich.

Es enthält sozusagen in Miniaturformat kristallisiert eine Auswahl von Stoffen — mehr zu Novellen übrigens als zu Dramen —; sie alle geben Wechselerscheinungen der Lebensbefriedigung, der Lebensängste, des krampfhaften Heraussehnens und des unlöslichen In-sich-gebundenseins. Dargestellt wird das an einer sommerlichen Gesellschaft auf einem Landsitz mit ihren verschiedenen Typen.

Da ist die alternde Exzellenz, der gelähmte Staatsrat a. D. Er nennt sich selbst „l'homme qui a voulu", den Unfruchtbaren, Unbefriedigten, der vor lauter Wollen nicht zum wirklichen Leben gekommen ist, und der nun frierend, mit leerer Seele, unerfüllt auf den Tod wartet.

Dann ist da seine Schwester, die berühmte Schauspielerin, eine „Demi-Vieille", nach dem Wort der Yvette Guilbert, aber eigentlich schon mehr trois-quart. An der gefährlichen Schwelle müht sie sich fiebernd, die Illusion der Jugend festzuhalten. Ihre Bestätigung sieht sie in dem viel jüngeren Geliebten, den sie krampfhaft an sich zu fesseln sucht, den Schriftsteller Trigorin; das drohende Alter aber verkörpert sich ihr unabweisbar durch ihren zweiundzwanzigjährigen Sohn Konstantin.

Auch diese beiden Jüngeren, Trigorin und Konstantin, tragen Lebenswunden und sind Unheils-Verfallene. Trigorin ist eine willensschwache müde Seele, die unter der Liebestyrannei der alternden Frau leidet, ohne sich von ihr losmachen zu können. Noch mehr aber leidet er unter der Despotie seiner Kunst. Tschechow charakterisiert an ihm jenes „Malheur d'être poète", das so viele Dichter voll Selbstquälerei bekannt, Grillparzer, Ibsen, Maupassant. Jenes Ausgesaugtwerden ist hier gemeint, jener Vampyrismus der Kunst, die den ihr Verfallenen ohne Gnade antreibt und ihn niemals unbefangen leben läßt. Er hat keinen Anteil am Menschlichen, und alles wird ihm nur Stoff und Modell für seine Literatur.

Und der andere, der junge Konstantin, wird von einem brennenden Ehrgeiz und einer wütenden Eifersucht auf Trigorin verfolgt.

Zwischen beiden und einer dritten, Nina Mirowna, entwickelt sich nun über die verzweigten Nebenmotive hinaus die Haupthandlung. Nina — die Möwe ist das Sinnbild für sie — wird von Konstantin geliebt, verfällt aber Trigorin. Doch der sieht eben auch nur in ihr Stoff und Modell und Metier-Ausbeute, er bringt sie ins Unglück und verläßt sie dann. Konstantin liebt sie weiter unglücklich. Und als er nach zwei Jahren wieder um sie wirbt und er merkt, daß sie an Trigorin immer noch hängt, da erschießt er sich. Er kann das Leben im Schatten dieses Menschen nicht mehr ertragen.

Wie gesagt, dies Einzelschicksal geht uns nicht besonders nahe. Doch aus dem Ganzen, aus diesen Verkettungen von unfreiwillig einander angetanen Leiden und diesem Klima der Unentrinnbarkeit kommt eine nachdenkliche Lebensstimmung.

Felix Poppenberg



Das Kölnische Theater

Mit freudiger Anerkennung nur kann man in den letzten Jahren die Entwicklung der Kölner Bühne verfolgen. Seitdem Max Martersteig dort als Direktor eingezogen ist, geht es ständig aufwärts und heute schon müssen wir anerkennen, daß es ihm gelungen ist, sowohl in der Oper als auch im Schauspiel Köln eine führende und bestimmende Stellung zu verschaffen. Die Oper brachte in den letzten Jahren stets mit großer Sicherheit alles einigermaßen Wertvolle an neuer Erscheinung, ohne dadurch die Tradition der besonderen Pflege alter guter Werke zu verdunkeln. Der Fidelio ist, wie natürlich, eine Musterleistung Kölns, die Meyerbeerschen Hugenotten zeichnen sich durch eine glanzvolle Würde aus, von Mozart bleibt außer der Zauberflöte die „Entführung aus dem Serail" und „Bastien und Bastienne" auf dem Repertoire, von Rossini in heiterer Grazie der Darstellung der Barbier von Sevilla und der Tell. Ihr Bestes aber leistet die Kölnische Oper für Verdi und Wagner. Die Aida wirkt geradezu großartig, und die Möglichkeit, einen historischen Wagnerzyklus unmittelbar vor den großen Junifestspielen in Köln herauszubringen, legt Zeugnis ab von der siegenden Sicherheit, welche hier die Leitung beseelt. Mit dem Rienzi als letzter Einstudierung ist der ganze Wagner für dauernd gewonnen; die blendenden Inszenierungen würden das nicht zuwege gebracht haben, wenn nicht die Ausbildung eines Wagnerensembles ersten Ranges gelungen wäre, welches seine Feuertaufe zuletzt in den Gastspielen in Madrid und Lissabon

empfing. Frau Suszalewicz, Whitehill und Remond haben sich und ihrer Bühne den verdientesten Ruf gesichert, um nur die hervorragendsten unter vielen guten Namen zu nennen, und Lohse hat sich als Dirigent ein Orchester geschaffen, das jede Nuance zu halten weiß. Eine freudige Disziplin waltet in diesem Reich. Von Neueren wird man schwerlich die Aufführung von d'Alberts Tiefland in Deutschland irgendwo übertroffen finden, und auch Richard Strauß darf wohl mit dem zufrieden sein, was sich hier „ausrichten" läßt. In der Ausbildung der Oper geht das Publikum ohne Schwierigkeit mit; es handelt sich da nur um künstlerische Schwierigkeiten im Streben nach der erhofften Höhe. Die Oper war auch immer gut besucht und mußte früher das Schauspiel „mitnehmen". Daß auch das sich geändert hat, zeigt, daß Martersteig nicht nur ein guter Theaterdirektor, sondern auch ein nicht zu unterschätzender Kunstpolitiker ist. Darin hat er allerdings in seinem Dramaturgen Dr. Simchowitz einen vortrefflichen Helfer und Berater. Man muß, um die Schwierigkeit, mit der hier zu kämpfen ist, recht würdigen zu können, bedenken, daß Köln eine ultramontane Stadtratsmehrheit hat, und dementsprechenden Einfluß in der Theaterkommission. Ohne Zugeständnisse wäre da die Position verloren. Man darf es vielleicht als ein solches und dann sehr feines ansprechen, daß in der letzten Spielzeit Thomas „Moral" in Köln nicht gegeben wurde. Durch solche Zugeständnisse sichert sich Martersteig die Möglichkeit, in wirklich wichtigen und ernsthaften Fragen standhaft zu bleiben. Diese Standhaftigkeit zeigt sich oft genug in erfreulicher Weise, so daß ein Unbeteiligter und Uneingeweihter kaum etwas von den „moralischen" Betrachtungen ahnt, mit denen man sich hinter der Szene abzufinden hat. Sie zeigt sich auch gegenüber den Bedürfnissen der oberflächlichen und in literarischen Dingen schichtenweise haarsträubend ungebildeten Kölnischen Gesellschaft, deren Niveau durch den Stolz auf die Kölner Blumenspiele, diese aufgebauschte Nichtigkeit, dieses künstlerische Scheinwesen schlimmster Sorte, gekennzeichnet ist. Rührstück und Schwank dürften wohl die Pole sein, zwischen denen ihre Schauspielwünsche wandern. Die Tür ins Freie und selbst Auernheimers blödes Gemächte „Die glücklichste Zeit" begeistern das Parkett zu einem Beifall, der einem „Residenz"theater angemessen wäre. Da aber ist Martersteig unerschütterlich. Er spielt lieber vor leeren Bänken, als sich mehr als vorübergehend zu diesem Niveau herabzulassen, und erzieht sich doch so allmählich eine Auslese des Publikums. Es ist unverkennbar, daß das Niveau der Theaterbesucher in den letzten Jahren gestiegen ist. Der Kölner Bürger ist ja weniger bildungsfeindlich als gleichgültig und oberflächlich und vor allen Dingen durch kulturfeindliche Einflüsse oft sehr schlimm und beinahe unausrottbar voreingenommen, soweit nicht in manchen Schichten des Industriellismus, die davon allerdings frei sind, ein ganz öder Materialismus Platz gegriffen hat. — Und da liegt, um nicht schönfärberisch zurückzuhalten, nach meiner Beobachtung auch die größte Gefahr, welche noch zu überwinden ist, da liegen die Mängel begründet, die der Bühne ersichtlich anhaften. Grade diese zuletzt gekennzeichneten Kreise sind es, die das Interesse für das Theater in einem persönlichen und durchaus nicht durch künstlerische Gesichtspunkte bestimmten Kultus des Personals sieht und betätigt, — ohne daß ich dabei an moralisch anfechtbare Zustände dächte! — und das mit der größten Naivität und geradezu stupender Kritiklosigkeit. So kommt es, daß bestimmte Persönlichkeiten mit gesellschaftlichen Talenten, großer Anpassungsfähigkeit an die jovialen Gewohnheiten des „Kölschen" Bürgertums, schneidigem Auftreten und guten Proportionen sich die Gunst dieses Publikums bis zum Haß der Nichtmittuenden erwerben, und natürlich dadurch zu unerträglicher Geckenhaftigkeit und Veräußerlichung „verzogen" werden. Viele Vorstellungen wurden so gestört, wenigstens für den empfindlichen Zuschauer, wenn dieses wenig sachliche Element zur Geltung kam. Man fühlt gradezu, wie beständig der triviale Alltagskontakt des Menschlich-Allzumenschlichen störend zwischen den von der Seele zur Dichtung sich schiebt. Man sieht das Lauern auf die Wirkung in den Blicken ins Publikum und in der jeweiligen Pose und hört es aus der rein technisch pointierten Prostitution des Stimm- und Sprechmaterials. Um es also kurz zu sagen, der künstlerische Ernst, der die Leitung schon ganz durch-

bringt, ist noch nicht auf die Schauspieler durchweg übergegangen, und es hat den Anschein, als ob hier aus Rücksicht auf die Sympathien des Publikums noch nicht mit der nötigen Energie vorgegangen wird. Vielleicht ist das vorläufig nötig, eben aus kluger Politik. Ich will bei den schönen Zielen und großen Erfolgen nicht kleinlich mäkeln, zumal da auch auf diesem Gebiet viel geleistet worden ist. So haben sich ersichtlich entwickelt, und scheinen der angedeuteten Gefahr wenig ausgesetzt Schauspieler wie Becker und Senden, der sich z. B. in einen ganz ausgezeichneten Oktavio und Mephisto hineingespielt hat. Und die alten Kräfte, diejenigen, welche die schauspielerische Erfahrung und Tradition haben, sind ausreichend vertreten (z. B. durch Odemar und Portz), Ich will nur feststellen, daß hier unbedingt noch reformiert werden muß, und daß darin, ohne Frage, Theater wie das Deutsche und Lessingtheater und das Königliche Schauspielhaus und viele andere in Berlin und anderswo dem Kölner noch weit überlegen sind. Und deshalb **kann** eben in Köln bei vielem Guten noch lange nicht so gut **gemimt** werden wie dort, wenn man das auch gern feststellen möchte. Ein vielfach besseres Publikum sitzt in den Vorstellungen, welche Sonntags nachmittags und bei dem wachsenden Bedürfnis auch schon an manchen Wochenabenden gegeben werden. Diese Vorstellungen gehören zu dem Erfreulichsten, was ich auf dem Gebiet der Kunsterziehung bisher kennen gelernt habe. Hier wird ohne viele Worte und ohne ein großes Programm Erkleckliches geleistet. Es bestehen Verabredungen zwischen der Theaterleitung und den verschiedensten Arbeiter-, Industrie- und Gewerbeverbänden, nach welchen diesen das ganze Haus mit Vorstellungen des Jahresrepertoires nach eigener Wahl gegen eine Pauschalsumme zur Verfügung gestellt wird. Diese Verbände verlosen alle Plätze zu einem äußerst geringen (wenn ich recht orientiert bin, für 30 ₰) Einheitspreis unter ihren Mitgliedern. Die Nachfrage ist außerordentlich und die segensreiche Wirkung ganz unverkennbar; wie gesagt, es müssen schon Wochenabende herangezogen werden, weil die Sonntage alle besetzt sind. Daß natürlich bei dieser Bühne ein — jetzt zwei — Zyklen Klassikerdramen für besondere Bildungszwecke nicht fehlen, versteht sich von selbst.

Auch für die **Entwicklung** unserer **Literatur** hat das Kölnische Theater in den letzten Jahren Entscheidendes geleistet. Nachdem es 1906/07 Wilhelm von Scholz' Drama „Der Jude von Konstanz“ siegreich auf die Bühne gebracht hatte, versuchte es vorigen Winter mit wenig Glück aber entschiedenem Verdienst Herbert Eulenbergs interessantes, aber allzu unfertiges und „genialisches“ Drama „Fürst Ulrich von Waldeck“ durchzusetzen, und das Deutsche Theater hat ihm diesen Versuch erst nachgemacht, ohne jedoch mehr zu erreichen, als eben möglich war. Einen vollen Erfolg aber brachte Martersteig sein unentwegtes Einsetzen für Ernst Hardt. Schon 1905/06 wurde dessen Einakter „Ninon von Lenclos“ nicht weniger als achtmal gegeben, und „Tantris der Narr“ wurde mit großem Beifall und entschiedenem Erfolg im vorigen Winter zur Aufführung gebracht, in einer Zeit, wo sich fast sämtliche Theater Berlins und Münchens durchweg ablehnend verhielten und keiner die nächste Zukunft dieses Stückes ahnte. Hier darf Martersteig sich ohne Zweifel einen großen Teil des Erfolges zuschreiben. Daß sich daran ähnliche Erfolge reihen werden, ist kein Zweifel, da manche Umstände diese Entwicklung begünstigen.

Nun hat zwar Martersteig in dieser so überaus schwachen Saison keine bedeutende Novität herausgebracht, dafür aber einige vortreffliche Neueinstudierungen; daß dabei dem Naturalismus eine späte Huldigung zuteil wurde, dürfte wohl nur Zufall sein, und vielleicht mit einer gewissen Ausbildungstendenz für das Personal zusammenhängen. Der „Meister Ölze“ in der Neubearbeitung, welche Schlaf diesem Jugendstück des Naturalismus angedeihen ließ, fiel dem Publikum gegenüber so ab, daß es nur zweimal gegeben werden konnte. Damit ist das Schicksal dieses Stils, zunächst für die Praxis, endgültig besiegelt. Dagegen gelang Martersteig ein vorher mit Befremden und nachher mit aufrichtiger Bewunderung aufgenommenes Experiment vollkommen. Gegenüber einer allgemeinen Ankündigung eines gründlichen Hereinfalls Hauptmanns „Florian Geyer“ neu auf die Bühne zu setzen und monatelang auf dem

Repertoire zu halten!! Wie ist es möglich geworden? Denn man kann doch Martersteig die Erkenntnis zutrauen, daß dieses zerfließende und nicht vorwärts kommende Stück an sich nicht bühnenfähig ist, d. h. nicht bühnenfähig im gewöhnlichen Sinn des Worts, wenn man an Aufbau und Einzelkonstruktion der Handlung denkt. Die Lösung kann natürlich nur durch die Regie kommen. Martersteig wirkte mit einer künstlerischen Sicherheit, die er auch wie schon so oft z. B. bei der wunderbar vereinfachten Inszenierung des Gyges bewies, in denkbar weitestem Umfang auf den Gesichtssinn. Er holte alle bildhaften Wirkungen heraus und unterstrich die stimmungsstarken Stellen sowohl in der Inszenierung wie in der Instruktion der Schauspieler. Und da hatte er das Glück, daß Becker mit feinstem Verständnis für seine Intentionen mitging und einen Geyer von großzügiger Einfalt und Wucht hinstellte. Trotzdem wirkten die mittleren Akte wohl ohne Ausnahme bei allen Vorstellungen ermüdend. Den Sieg brachte der letzte Akt, dessen Wirkung sich in Köln niemand entziehen konnte. Alles spitzte sich auf die Szene zu, da Geyer, der zu Tod gehetzte Mann, von dem alles Zufällige abgefallen ist, der nur als der neue Mensch gegen eine alte, übermächtige Welt allein dasteht, umwittert von einer unsichtbaren Schönheit des reinen Wollens gegenüber dem äußerlichen Prunk der ritterlichen Herren, der Spürhunde der Welt, — da dieser Geyer so allein heraustritt aus seinem Versteck vor die lauernden Feinde, die seine Tür in weitem Kreis umstehen mit vorgestreckten Waffen. Bei jeder Bewegung des e i n e n zucken sie zurück, vor jedem seiner Worte fallen ihre frechen Augen zu Boden, bis ein Pfeil aus dem unbewachten Hintergrund ihn trifft, und sie über den wie ein Baum vornüber Stürzenden herfallen, um noch einmal entsetzt zurückzufahren, vor dem drohenden Gesicht des umgewendeten Toten. Diese Szene war so packend, daß mancher Zuschauer sich atemlos im Parkett in die Höhe hob, keine Bewegung sich entgehen zu lassen. Die halbe Ermüdung von vorher ist vergessen und nach tiefer Erschütterung bricht der Jubel los. Diese eine kurze Szene in Martersteigs Regie war es, was den Florian Geyer wieder lebendig machte, nichts anderes; und deshalb glaube ich nicht, daß dem Kölner Erfolg ein anderer anderswo nachfolgen würde, wenn man sich dadurch bestimmen ließe. Die Erfahrungen der Erstaufführungen beim Erscheinen der Dichtung sind durch Köln trotz des Erfolges nicht Lügen gestraft worden. Jeder aber wird froh sein, ihn hier gesehen zu haben oder noch zu sehen. Aus den starken Erfolgen, die zum Teil ähnlichen Absichten ihre Wirkung verdanken, hebe ich die Aufführungen „Hanneles" und des „Wallenstein" hervor.

Die Spekulation des Regisseurs auf den Gesichtssinn, welche ihre Anregung aus den bildenden Künsten hernimmt, ist ja an sich heute durchaus nichts Neues und wird wohl in ihrem unbegrenzten Kern dauernd bleiben. (Auch Reinhardts Erfolge beruhen ja zum großen Teil darauf.) Bei Martersteig aber ist das, was vielfach heute Mode geworden ist, ein Ausfluß seiner besonderen Begabung, die sich hier glänzend ausgeben kann. Deshalb haben seine Bilder auch höchst selten etwas äußerlich Dekoratives, sie sind elementar belebt, sie gehen aus dem sicheren Gefühl für das der Dichtung, der sie zum Rahmen werden sollen, Homogene hervor. Es ist nicht ein Nebeneinander von Anschauung und Geschehen, was er bietet, sondern ein In- und Durcheinander. Er schafft dabei mit großer Unbefangenheit, nimmt das Gute auch ohne Bedenken aus der Überlieferung oder von den neuesten Anregungen her, die Einheit des Ganzen ist ihm offenbar gegeben schon in der ersten Intuition, die gleich so lebendig vor ihm steht, daß er nur ihr gerecht zu werden streben muß, ohne wesentlich nach Ergänzungen und Erweiterungen seiner Darstellungswelt suchen zu müssen. Aus diesem Können, und dem Bewußtsein dieses Könnens entspringt auch seine Faustinszenierung, welche den größten künstlerischen Theatererfolg dieses Winters für das Rheinland gebracht hat.



Verärgerte Kritik

In einer freundschaftlichen Auseinandersetzung mit Frank Wedekind schreibt sich ein Mitarbeiter der „Standarte" allerlei Druck vom Herzen. „Wissen Sie es denn, was das für ein Beruf ist, der Kritikerberuf?" fragt er. „Wie öde, nutzlos und verbummelt sich so allmählich ein Mensch vorkommen muß, der ein halbes Jahr hindurch täglich um Mitternacht schreiben muß: ‚Es war schon wieder nichts', ‚es war schon wieder nichts'. Stellen Sie sich ein medizinisches Genie vom Kaliber Virchows vor, das seine Kraft mit dem Ziehen von hohlen Backzähnen aufreiben müßte, und Sie haben so ungefähr die Qualen und die Scham, die kultivierte Kritiker durchmachen müssen. Sie sind keine Genies, gewiß nicht. Aber sie haben mit Genies Umgang gehabt, haben an Genies gelernt und ihre Maße erprobt. Sie kommen allesamt aus den literarteutonischen Hörsälen her, wo sie nur das edelste Gedankenwerk toter Jahrhunderte kennen gelernt haben. Und sollen sich nun mit der Dutzendware abgeben, die leider unsere Bühnen beherrscht, die Fäden alberner französischer Späße entwirren, der Pointe eines ekelhaften Ehebruchdramas nachsinnen. Da ist es denn kein Wunder, daß sie wütend werden und ächzen, sich in die Verbitterung hineinreden und in dieser Verbitterung auch das Werk des Genies abtun, weil es so ein Aufwaschen ist. Haben Sie Umgang mit Theaterkritikern, verehrter Herr? Dann werden Sie wissen, daß die Kritiker jeden Premierenabend für einen verlorenen Abend halten; daß sie jauchzen, wenn einmal eine Premiere abgesetzt wird. Kein Kritiker liebt seinen Beruf. Und es ist ja auch ein Beruf, der schwer zu lieben ist.

Schwierig wird das Problem, wenn wir uns fragen, warum die kritische Verärgerung nur bei uns in Deutschland vorkommt. Die Kritik in Frankreich, England, Italien ist mild und freundlich und läßt ihre Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte. Sie verlangt nicht von dem Pflaumenbaum, daß er Bananen trage, im Gegenteil, sie freut sich, wenn die Pflaumen recht tüchtig pflaumenmäßig geraten. Und nirgendwo in der literarischen Welt gibt es die schlechten Manieren, deren sich ganz im Besonderen die Berliner Kritik befleißigt. Als der englische Schauspieler Beerbohm-Tree mit seiner Truppe im Neuen Königlichen Operntheater gastierte, da schrieb der Kritiker Hart im ‚Tag', man solle diesen Künstler rechts und links ohrfeigen und ihm Faustthiebe in den Magen geben. Haben Sie etwas ähnliches in französischen Blättern gelesen, als jetzt eine deutsche Truppe in Paris gastierte? Schwerlich. Diese Art der Verärgerung ist etwas rein Deutsches. Aber warum sie nur in Deutschland vorkommt, darüber denkt jeder bei sich im Kämmerlein nach. Ich persönlich meine, es kommt von dem übertriebenen literarteutonischen Studium her. In den germanistischen Seminaren verliert der junge Mann das Augenmaß und kann dann der Forderung des gegenwärtigen Tages nicht mehr gerecht werden. Unsere Kritik ist zu stubengelehrt, nicht theaterpraktisch erfahren; daran liegt alles...."



Das deutsche Dorf

Ein eigenartiges Freilicht-Museum ist in der Nähe Berlins geplant. Man will die typischen Bauernhäuser der deutschen Gaue zu einem deutschen Dorfe zusammenstellen, dessen Mittelpunkt wiederum — anschließend an den Dorfteich — ein „Märkisches Dorf" bilden soll, an dessen Peripherie dann unter geschickter Benutzung des Geländes die übrigen Bauernhäuser stehen werden: ein Posener Hauländer-Gehöft, ein ostdeutsches Bauernhaus (Pommern), ein schlesisches, ein Spreewaldhaus, ein niederdeutsches, fränkisches Bauernhaus, ein schmuckes Gebäude aus dem Rheinlande mit hohem Schieferdach, ein Schwarzwaldhaus, eine oberbayerische Behausung und ein Tirolerhaus. In die Zeit der alten Deut-

schen führt uns eine urgermanische Siedelung. Die nächste Umgebung der Häuser wird natürlich auch landschaftlich getreu gestaltet und charakteristisch belebt werden. Bei der altgermanischen Siedelung sind beispielsweise noch eine Grubenwohnung — nach den sogenannten Hausurnen rekonstruiert —, ein Wodanshügel mit Opferstein, sowie markante Hünengräber vorgesehen; beim niedersächsischen Bauernhaus wird sich seitlich ein Blick auf die braune Heide bieten, auf der sich eine Imkerei, ein Schäferkarren, einige weidende Heidschnucken und ein strickender Schäfer befinden werden; ein Rebgarten hinter dem Rheinlandhaus wird die malerische Wirkung dieses Bildes erhöhen. Das Innere der Häuser wird die jeweiligen typischen Einrichtungen enthalten und teilweise Sammlungen alter Bauernkunst und Bauernkultur bergen, teils eine praktische Verwendung durch Vorführung dörflicher Handwerke finden. Das märkische Dorf soll außer einer Kirche und anderen Häusern auch noch eine Dorfbäckerei mit dem charakteristischen Backofen im Freien, eine Schmiede, das Schulhaus, eine Windmühle, einen Teerofen und einen Dorfkrug usw. aufweisen. Den Übergang von den Bauten Niederdeutschlands zu denen Mitteldeutschlands vermittelt ein Fichtenbestand, in welchem eine Oberharzer Köte (Behausung der Köhler und Waldarbeiter), einige Meiler und eine Windmühle Platz finden werden, und zu den oberbayerischen und Tiroler Ansiedlungen führt der Weg auf steigendem Terrain durch Felsen an Marterln und einer Alm mit Sennhütten und kleinem Viehbestand vorüber. — Als Aufseher und Bewohner der Bauernhäuser hat man sich — nach schwedischem Muster — Militärinvaliden gedacht.

Das wären die Grundzüge des deutschen Dorfes, das in uns das Verständnis lebendig machen will, wie die alte Bauernarchitektur und -kunst schon immer den Forderungen der neuzeitlichen Kunst nachgekommen ist, daß sie stil- und materialgerecht, innerlich wahr in Technik, Konstruktion und Zierwerk, zweckdienlich und, was die Hauptsache ist, daß sie stets bodenständige Kunst gewesen ist, dauernd den Zusammenhang zwischen Landschaftscharakter und Hausstil bewahrt hat.

Das Museum soll uns — namentlich aber den Bauern — die Augen öffnen, wie turmhoch das alte Bauernhaus über der hohlen Phrase des modernen Backsteinkastens steht; und auch die Städter will es einen Hauch des alten Volkstums fühlen lassen, das leider in dem Internationalismus unserer verflachenden Zeit unterzugehen droht, einen Blick in die rein deutsche Volksseele gewähren, die in unverfälschter Prägung uns heute wohl nur noch auf entlegenen Dörfern und Gehöften entgegenblüht. So wird das deutsche Dorf ein nährendes Quellwasser für jeden sein, der es besuchen wird, für den Künstler und Kulturhistoriker, für den Städter und Dörfler. Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen des Konsuls Heinz Bothmer in Groß-Lichterfelde, der Beiträge und Stiftungen entgegennimmt. Durch das deutsche Dorf geht ein Poetentraum des Malers O. Schwindrazheim in Erfüllung, der das Freilichtmuseum schon in seinem „Deutschhausen, ein Märchen“ geschaut und beschrieben hat.

Er sagt über das Dorf:

Da stehen friedlich nebeneinander sächsische, bayrische, friesische, schwäbische, Schwarzwälder, niederdeutsche Bauernhäuser und andere dazu! Jedes in seiner ihm eigentümlichen näheren Umgebung; dies an einen Hügel gebaut, dies freistehend, allein oder einer Gruppe angehörig — dazu hier ein Tiroler, ein Heidezaun, ein Harzzaun, da ein Altländer Tor! Das friesische Haus da unten entbehrt zwar des Seedeichs und des „blanken Hans“, des Meeres, aber ein kleiner, halb ausgetrockneter Teich erinnert doch schwach an ein Stück Priel im Watt.

Deutsch sind sie alle zusammen von oben bis unten! Keins, wo wir instinktiv fühlen: Das ist nicht Geist von unserm Geist! — Beim Spreewälder und Litauer, so nett sie sind, fühlen wir's ganz richtig schon, daß wir da fremde Elemente vor uns haben. — Heimlich, anmutend, einladend kommen uns die rein deutschen alle vor, — wir finden sie nicht bloß merkwürdig schön, sie packen uns auch im Innersten, sie nehmen uns gefangen mit demselben Zauber, mit dem uns in fremdem Lande ein deutsches Lied gefangennimmt: unsere Bauernhäuser sind geradezu

klassische Musterleistungen echt volkstümlich-deutscher, ja echtester, volkstümlichster, deutschester Kunst, unübertroffen in der Vollendung, mit der die betreffenden Stämme diesem ihrem Kunstwerk ihren ureigensten Stempel aufgedrückt haben. Sie sind eindringliche Predigten über den unersetzlichen Wert innerlichster und innigster, von Heimatluft durchwehter, im Heimatboden festwurzelnder Eigenart der Dreiheit der Einzelperson, des Einzelvölkchens und des Gesamtvolkes!

W. Lennemann

Geburts- und Todestage

Fünfundzwanzig, fünfzig, sechzig, siebzig usw. usw.! Wird es nicht allgemach zuviel dieser Geburts- und Todestagsfeiern im deutschen Blätterwald? Mir scheint, die an sich schöne, pietätvolle Sache, unsre Tüchtigen und Großen zu ehren, artet aus wie so manche Wirkung eines guten Gedankens. Warum muß jedes Blatt und Blättlein zu sämtlichen Ehren- und Festtagen seinen betreffenden Artikel liefern, sehr zum Schaden aller und alles Neuen, Werdenden, dringend ans Licht des Tages Verlangenden? Gewiß haben unsre Bejahrten und Toten ein Recht an unsre dauernde Aufmerksamkeit, aber wir dürfen der Jugend und dem heutigen Leben dadurch nicht den ihnen gebührenden Raum schmälern. Dazu ist es gekommen. Nicht daß ich unsern Dichtern und Schriftstellern die Freude kürzen möchte, an hohen Jubeltagen uns von den Jubilaren zu singen und zu sagen, wenn es ihnen just danach ums Herz ist! Wenn das Herz nur dabei ist! Aber das ist es eben im Durchschnitt nicht; und dem Leser, der heute mehrere Zeitungen und einige Zeitschriften dazu hält, wird es langweilig und lächerlich, bei jedem, oft geringfügigsten Anlaß in jedem einzelnen seiner Blätter der pflichtschuldigen Absolvierung einiger Gedenkspalten zu begegnen. Dem in bescheideneren Verhältnissen seinen Bedarf an Tagesweltwissen Befriedigenden aber liegt keinenfalls etwas daran, an allen möglichen Ausgrabungen und Huldigungsgelegenheiten prompt und gründlich teilnehmen zu müssen; er will Tatsachen des heute sich abspielenden Lebens erfahren. Wozu also der ganze Aufwand nutzloser Kunstrederei, Wiederholung von hundertmal Gesagtem, qualvollster Anstrengung, der alten Materie einigermaßen neue Seiten abzugewinnen? Unglaubliche Schriftblüten kommen dabei heraus! Ich erinnere an die fünfundzwanzigste Wiederkehr von Richard Wagners Todestag im vorigen Jahr. Da war Tür und Tor geöffnet für das Auskramen aller denkbaren Seichtheiten, aller undenkbaren Bizarrerien. In einem einzigen Festaufsatz las ich von dem „faszinierenden Nervenreiz“, der „in glühendsten Farben schwelgenden Poesie der Qual“, der „unaufhörlichen Leidensbrunst“, der „Dämonie“, „Magie“, dem „Orientalischen, Krampfhaften, — Hysterischen“, das in Wagners Wesen und Werk gelegen haben soll. Ob unser großer Meister nicht herzlich gern auf diese „Feier“ des brunstliebenden Dämonenspürers verzichtet haben würde? Man hätte einfach lachen können über derlei krauses Redegestrüpp, wenn's nicht doch einen ernsten Hintergrund dafür gäbe. Es existiert nämlich eine bedenklich große Anzahl solcher Geisterbeschwörer, die die Welt mit nicht genug Krankheitsgesichten beglücken können, solcher Schatzgräber, die nicht nach Glücks- und Kraftquellen unsres Volkes, sondern nach Anormalitäten und Elendsmöglichkeiten graben.

Immerhin sind alle die erwähnten unerquicklichen Erscheinungen nicht die eigentliche Gefahr unserer heutigen Gedenkmanie. Stets und überall wird Minderwertiges das Vorzügliche mehr oder weniger üppig umwuchern. Die Verderbnis liegt im Schema. Daß zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Unzahl Reden über just die eine bestimmte Persönlichkeit da sein und gedruckt werden muß, das macht die Sache zur Spekulation, zum Geschäft! Unsre vornehmen Blätter sollten deshalb dem entarteten Brauch entgegentreten. Wenn wir unsre Helden feiern wollen, so brauchen wir das nicht auf Kommando zu tun: Aufgepaßt! morgen — oder auch am zwanzigsten — hat die Welt „Hurra! hurra! hurra!“ zu schreien! Laßt uns dem Manne

oder der Frau, die wir ehren möchten, zur Rosenzeit die Rosen und zur Winterzeit den grünen Kranz bringen, nämlich dann ein Gedenkwort sagen, und nur dann, wenn ein Berufener sich zu reden gedrungen fühlt! Das allein ist eine rechte und würdige Wertung unsrer großen Geister.

Toni Harten-Hoencke

Damit, daß wir diesen Ausführungen unserer temperamentvollen Mitarbeiterin gerade im vorliegenden Hefte, das mehrere Gedenkartikel bringt, Aufnahme gewähren, zeigen wir, daß wir einerseits ihren Darlegungen zustimmen, andererseits doch in derartigen Rückblicken Werte sehen, auf die wir nicht verzichten mögen. Tadelnswert ist ja jedenfalls das Zuviel. Sonst aber sind derartige Rückblicke besonders dazu angetan, vergangene Leistungen und Persönlichkeiten auf ihre Gegenwartswerte zu untersuchen. Dann aber, und das scheint mir besonders wichtig und wird vom Zustand unserer Gegenwartskritik bestätigt, liegt hier ein Hilfsmittel gegen die Überschätzung unseres zeitgenössischen Tuns. Wir neigen sehr zu dieser Überschätzung, vor allem auf den künstlerischen Gebieten. Da tut es denn besonders gut, immer wieder durch Vergleiche mit der Vergangenheit Maßstäbe zu gewinnen, die nicht für den Tag geschnitten sind, sondern über weitgespannte Zeiträume ausreichen müssen. Gewiß wäre es unrecht, Vergangenes künstlich beleben zu wollen. Aber ebenso unrecht ist es, wertvollen Altersbesitz leichthin preiszugeben, und verhängnisvoll kann es sein, Neues an seine Stelle zu setzen, nur weil es neu ist. St.

Sie wühlen mit den Händen im Schmutz und bleiben reinen Herzens

Diese neue Literaturspezialität scheint sich herausbilden zu wollen. Frauen verfassen Bücher über Dirnen und Bordelle, lassen sich ob ihres „Mutes" bewundern, schwelgen in unwahrhaftiger Sentimentalität, stellen die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf — und waschen am Ende ihre Hände in Unschuld. So kam das „Tagebuch einer Verlorenen" mit seinen vielen Nachläufern. Vor wenigen Wochen ist in S. Fischers Verlag zu Berlin ein fast 700 Seiten starker Band „Der heilige Skarabäus" von Else Jerusalem erschienen, der von Anfang bis zu Ende im Bordell spielt und wie eine Enzyklopädie des Dirnentums wirkt. Über die künstlerische Seite wird noch an anderer Stelle zu reden sein. Hier interessiert ein anderes. Die Technik des Romans ist die naturalistische, das an Zola geschulte Aneinanderreihen zahlloser Einzelfälle im Dienste einer Idee. Soll diese Technik überhaupt Werte haben, so muß sie auf wirklichen Beobachtungen fußen. In der Tat wurde Frau Else Jerusalem von manchen Kritikern ehrfürchtig bestaunt, wie sie den Mut gefunden, sich so mit diesem Milieu bekanntzumachen. Aber, nicht wahr? — man schreibt ja zu gern liederliche Dinge, aber selber sein — um Gottes willen nicht! Und so fühlte auch Frau Else Jerusalem den Drang „aufzuklären". Im „Weltspiegel" veröffentlicht sie folgenden Brief:

„Sehr geschätzte Redaktion! Ich komme mit Freude Ihrer Aufforderung nach. Hier das Wenige, das ich über mich zu sagen habe. Ich bin am 23. November 1877 zu Wien geboren. Meine Eltern entstammen der guten Bourgeoisie. Unter sechs Geschwistern das drittjüngste Mädchen, lebte ich ein einsames, nicht eben freundliches Kinderleben. Früh hatte ich mir meine eigene Welt geschaffen, die ich mit all meinen Kräften nährte, und die ich mir, unabhängig von den engen und nüchternen Verhältnissen meines Außenlebens, zu erhalten strebte. Selbstzucht, Wille zur Tat, Arbeitsdrang und die Lust zu wissen, Traum und Wahrheit zu Bildern verdichten — Ehrgeiz, Ekstasen, hier sind die Erlebnisse meiner Jugend kristallisiert. Ich erlebte tausend Dinge, erlebte alles, was ich sah, hörte, was ich mir vorstellte und was in mein Gedankenleben fiel. Der Heldin meines Romans ‚Der heilige Skarabäus' — Miladas Kinderleben — ins Bürgerliche transponiert: es ist das meine! Sechzehnjährig besuchte ich die Wiener Universität. Hier ging meinem Leben die Sonne auf, sie erhellte und wärmte. Die Vorlesungen, die Bücher,

wahllos genommen und gehört, sie waren meine Erlebnisse. Sieben Jahre hindurch. Mit achtzehn Jahren schrieb ich mein erstes Buch: ‚Venus am Kreuz'. Der Roman einer Dirne. Ohne jemals mit Frauen dieser Sphäre in Berührung gekommen zu sein, ohne die Einrichtung ihres Lebens anders als aus Büchern oder Zeitungsnotizen zu erfahren, faßte ich frühzeitig eine seltsame und unerklärliche Sympathie zu diesen bürgerlich Enterbten mit solch intensiver Kraft, daß ihre Daseinsbedingungen, ihr Elend und ihr ganzer trauriger Weg wie eine Offenbarung in mein Dasein traten. Dies hier nur gesagt, weil zwölf Jahre später der große Roman folgen sollte, der mir den Erfolg brachte. Mit vierundzwanzig Jahren heiratete ich. Ich lebe in Wien, habe zwei reizende Kinder, gar keine gesellschaftlichen Beziehungen, gar keine Erlebnisse. Kleine Tagesmiseren und große Pläne, große Ideen und häusliche Sorgen, das wechselt so hübsch miteinander ab. Mein neuer Roman, an dem ich vier Jahre arbeitete: ‚Der heilige Skarabäus' (vordem noch ein Novellenband ‚Komödie der Sinne' und eine Broschüre ‚Gebt uns die Wahrheit') findet in Deutschland und Österreich ein lautes, allzulautes Echo. Über viele warme, verständnisvolle Stimmen freue ich mich. — Hier haben Sie alles, was über mich zu sagen ist. Erlebt habe ich nichts. Ich habe die Welt nie gesehen. Es kommen viele fremde, laute Dinge zu mir. Und bin ich nur selbst recht still, dann reden diese fremden Dinge am lautesten und klarsten und erzählen mir meine Bücher. Mehr weiß ich nicht. Vielleicht machen Sie aus diesen Strichen sich das Bild zurecht, das Sie brauchen können."

Nun mögen die Lobredner erst recht diese Frau bewundern, der Ekstasen und Phantasien eine so erstaunliche Detailkenntnis des Bordellbetriebs verschafften.

Aber auch an der „Echtheit" soll es nicht fehlen. Kurt Wigands Modernes Verlagsbureau kündigt im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" folgendes Werk an:

„Wer wirft den ersten Stein ..." von Gerda Wilhelm. Inhalt: 1. Vorwort; 2. Einblicke in das Leben der Bordellmädchen; 3. Aus dem Leben der Verfasserin; 4. Wie Frau Thea Berger Bordellwirtin wurde. Von ihr selbst erzählt; 5. Die Empfangsräume; 6. Zwei Todesfälle; 7. Das Kommen und Gehen der Mädchen, und wie sie enden; 8. Verschiedene Lebensbeichten; 9. Die Prostitution und der wahrhaft freie Mensch.

In der Anpreisung heißt es: „Wie so unendlich oft im menschlichen Leben wird auch bei der Beurteilung des ernsten Problems der Prostitution und ihrer Kasernierung Primäres und Sekundäres verwechselt und durcheinandergeworfen. Wenn alte Damen, vielfach unbewußt, unter dem eisernen Gewicht christlich-traditionellen Empfindens nach wie vor erklären, die Prostitution müsse durch Gebet und Polizei ‚unterdrückt' werden, so kann uns das höchstens ein Lächeln abnötigen, da wir wissen, daß nicht die Prostitution das verursacht, was als ‚Unsittlichkeit' bezeichnet wird (auch von denen, die diese Einrichtung niemals entbehren können und wollen), sondern die Organisation des Mannes und, soweit es sich um Fälle abnorm gesteigerter Sinnlichkeit handelt, auch die des Weibes. Das geschlechtliche Bedürfnis ist das Primäre. Es zieht die Erscheinung der öffentlichen Mädchen nach sich, ohne die die meisten Männer nun mal nicht auskommen, wenn sie auch oft genug so erbärmlich sind, den ersten Stein auf dieselben Wesen zu werfen, die sie haben korrumpieren helfen. — Von solchen Gesichtspunkten geht obiges Buch aus, das von einer ehemaligen Leiterin eines Bordells verfaßt ist. Die Autorin ist nicht etwa auch ‚vom Bau', sondern ihr an mannigfachen Bitternissen reicher Lebenskampf hatte sie vorübergehend an diesen Posten verschlagen, und da sie nicht nur reinen Herzens war und geblieben ist, sondern auch über die angenehme Gabe scharfen Beobachtens verfügt, so hat sie ein Buch geschaffen, das — man kann das ohne Übertreibung feststellen — seinesgleichen kaum hat."

Ach ja, sie sind reinen Herzens und bleiben es. Darum wühlen sie mit ihren Händen im tiefsten Schmutze herum und überschwemmen das Land mit einer Flut von Schlamm. Aber sie selber bleiben reinen Herzens, wer möchte daran zu zweifeln wagen?!

Mundus vult decipi

Ergo decipiatur! — sagen die Sportsunternehmer, die jetzt allmählich die wildesten Leidenschaften des Publikums zu erregen verstehen. Der „Berliner Lokalanzeiger“ leuchtet hier einmal hinter die Kulissen. Anlaß dazu gibt das immer häufigere Auftreten eines „Homme masqué“, wobei das romantische Geheimnis des „Mannes mit der eisernen Maske“ aus der Bastille zur Erhöhung der Spannung des Publikums verwertet wird. „Neuerdings ist dieser Reklametrick wiederholt bei Ringkampfkonkurrenzen in Szene gesetzt worden. ‚Ein Mitglied der vornehmen Gesellschaft‘ — so hieß es dann in den Zeitungen — ‚wünscht an den Kämpfen teilzunehmen, wird aber, um, mit Rücksicht auf seine distinguierte Familie, unerkannt zu bleiben, eine Maske tragen‘. Ich brauche nicht erst betonen, daß es sich in all diesen Fällen um einen Berufsringer handelte, der, gut honoriert, als Maskenringer auftrat und zur rechten Zeit wieder von der Bildfläche verschwand. Die geschäftskundigen Variété- oder Zirkusdirektoren hatten ihre Sensation, und das brave Publikum staunte über den starken Aristokraten, der die besten Berufsringer auf den Rücken legte und ‚vielleicht gar ein Graf oder noch etwas Höheres‘ war.

Erst kürzlich hat man in Wien bei einer dortigen Ringkampfkonkurrenz die Komödie von dem Mann mit der Maske aufgeführt, aber die Presse hat sich ziemlich ablehnend verhalten. Jetzt sollen wir in Berlin damit beglückt werden. Das Palast-Theater gibt wenigstens bekannt, daß sich ein Amateur gemeldet habe, der die Teilnehmer an der augenblicklich dort stattfindenden Konkurrenz herausfordere, aber die Bedingung stelle, mit einer Gesichtsmaske ringen zu dürfen. Die Konkurrenten und die Direktion haben ihm dies zugestanden, heißt es weiter.

Man sagt den Berlinern nach, daß sie ‚helle‘ seien, eine Eigenschaft, die sie bekanntlich mit den Sachsen teilen. Nun, ich glaube, daß man den Mann mit der Maske nicht recht ernst nehmen wird. Aber wir, die Presse, müssen ihn ernst nehmen, und zwar als Symptom für die bedenkliche Begriffsverwirrung über das, was heutzutage im Sport erlaubt und nicht erlaubt, was ehrlich und nicht ehrlich ist, kurz über das, was der Engländer ‚fair play‘ nennt.

Drüben in England, das wir uns, was regelrechten Sportbetrieb anbetrifft, ruhig zum Vorbilde nehmen können, würde das Publikum sich derartige Mätzchen nicht gefallen lassen; dort will es ehrliche Kämpfe sehen, und das Scheinringen, das heute bei fast allen Konkurrenzen an der Tagesordnung ist, ist dort einfach unmöglich. Erst vor kurzem hat das Publikum bei einem Fußballmatch in Glasgow, als die Spieler nicht ganz sportgerecht verfahren wollten, seinem Unmut durch Demolieren des Platzes Ausdruck verliehen. Ich möchte derartigen tumultuösen Meinungsäußerungen nun keineswegs das Wort reden, aber ich wünschte unserem Sportpublikum gelegentlich etwas mehr Temperament, dann würde es besser um den deutschen Sport stehen.

Wie schlecht es um ihn bestellt ist, hat der noch immer nicht beendete Streit zwischen Radrennfahrern und Rennveranstaltern gezeigt. Der untrügliche Beweis ist erbracht worden, daß viele, vielleicht die meisten Rennen nach vorheriger Vereinbarung gefahren werden. Man macht dem Lokalpatriotismus nach Belieben Konzessionen; in München siegt das Münchner Kindl Thaddäus Robl, in Berlin der Berliner Theile, in Hannover Arend usw.; von einem ehrlichen Kampfe ist keine Rede. Aber die Welt will nun einmal betrogen werden und bejubelt nach wie vor die Helden des Zements.

Die Komödie mit dem Manne mit der Maske ist, wie gesagt, ein Symptom, und zwar ein Symptom, das dazu beiträgt, die Grenzen zwischen dem Erlaubten und dem Nichterlaubten zu verwischen. Ich möchte hierfür einige Beispiele geben. Im Palast-Theater ringt seit Beginn der Konkurrenz der ‚Franzose‘ Pierre de Rouen. Dieser Franzose, der kein Wort Französisch spricht, heißt Benkowsky, ist ein Arbeiter aus der Kruppschen Fabrik in Essen und wird, da er nur auf acht Tage beurlaubt ist, vermutlich Ende dieser Woche unter irgendeinem Vor-

wande aus der Konkurrenz ausscheiden. Der ‚englische Champion Brillon‘ ist ebenfalls ein Angestellter der Kruppschen Werke, seines Zeichens ein Schmied; er ist stark, aber kein Ringer. Sein wirklicher Name ist Georg Brill. Manchmal ringt er auch unter dem klangvollen Titel ‚Charvat aus dem Kaukasus‘. Der Holländer van Deyck, der sich gelegentlich auch Porthos nennt, wohl nach dem famosen Musketier des Alexander Dumas, ist ein Elberfelder, und auch der Steiermärker Brenno, der Luxemburger Collon und der Pole Petrowitsch sind nicht das, was sie zu sein scheinen.

Ich könnte diese Liste nach Belieben verlängern, aber diese kleine Auslese wird genügen, um zu zeigen, was man von den modernen Ringkampfkonkurrenzen zu halten hat. Schuld daran sind meistens nicht die Direktionen der Variétés, sondern die Leiter der betreffenden Truppen. Bekanntlich schließen die Variétés nicht mit den einzelnen Ringern ab, sondern mit den Managern oder direkt mit den Chefs der verschiedenen Truppen. Als solche fungieren gewöhnlich die führenden Ringer, wie Koch, Eberle, Pons usw. Diese Chefs engagieren sich ihre Leute und verteilen wie ein geschickter Regisseur von vornherein die Rollen. Sie bestimmen die Preisträger, übertragen einem dazu besonders geeigneten Mitgliede die Rolle des ‚wilden Mannes‘ und erwählen schließlich auch denjenigen, der eines schönen Tages der ‚Wut‘ dieses wilden Mannes zum Opfer zu fallen und ins Orchester zu fliegen hat. Und das alles wird vorher genau einstudiert; die Gegner, die sich abends, anscheinend in grimmem Ernst, auf der Matte gegenüberstehen, trainieren vormittags einträchtiglich zusammen, und beide üben fleißig den ‚Tour de bras“ durch den der eine abends ‚nach heißem Widerstande‘ auf die Schultern gelegt wird. Und die ‚wilden Männer‘ sind im Privatleben so zahm und so biderbe Burschen, daß man sich beinahe versucht fühlt, mit ihnen Schmollis zu trinken. Treffliche Eignung für diese Rolle haben bisher der Neger Sanders, der Ostpreuße Kornatz, alias Karl Kornatzki aus Polen, und Caseaux de la Bastide aus Bordeaux gezeigt. Sie bringen, wie man sagt, Leben in die Bude und lassen es sich sogar nicht anfechten, wenn erzürnte Galeriebesucher, die ihre ‚Roheiten‘ nicht mehr mit ansehen können, ein Bombardement mit Bierseideln eröffnen, wie wir dies im Vorjahre in Berlin ja erlebt haben.“

Gerade wollte ich mich einmal über den Lokalanzeiger gründlich freuen ob seiner Aufklärarbeit, da drehe ich das Blatt, wohlverstanden denselben halben Bogen, um und finde auf der Rückseite — eine lange, durchaus alles ernst nehmende Besprechung eben der Ringkämpfe, die auf der Vorderseite als besserer Schwindel entlarvt werden. Mundus vult decipi. Ergo decipiatur — sagen offenbar nicht nur die Ringkämpfer.



Eine „Kunstrede“

Die Kunstrede „von oben her“ gehört schon mit zu den Zeichen unserer Zeit. Eine neue Kunstrede bedeutet eine neue Enthüllung unsrer künstlerischen Unkultur. — Vor einigen Wochen fühlte der Oberbürgermeister von Hanau, Dr. Gebeschus, den heiligen Drang, in der Stadtverordnetenversammlung sein Kunstgeständnis abzulegen. Nach den Berichten der Tageszeitungen sagte er u. a.: „Übrigens wird der Wert der klassischen Stücke wohl doch überschätzt. Ich habe kürzlich ‚Maria Stuart‘ gesehen, und ich habe mich herzlich gelangweilt. Es hat mir durchaus nicht gefallen, und dieselbe Ansicht habe ich auch von anderen Besuchern gehört. Es paßt eben nicht mehr so recht in unsere Zeit. Die ‚Dollarprinzessin‘ aber habe ich siebenmal gesehen, und ich könnte sie heute noch einmal sehen, wenn ich Zeit hätte, ins Theater zu gehen. Hängen Sie sich ruhig das Mäntelchen des Kunstverständnisses um und sagen Sie, ich habe keines, mir ist es gleich.“ Einzig erfreulich an dieser

ganzen Rede ist die Ehrlichkeit des Bekennens. Wie viele der deutschen „Gebildeten" denken und — leben ebenso, nur sagen sie es nicht. Im Theater hört man zuweilen Urteile, die einem eine Gänsehaut übertreiben. Da darf man nicht verallgemeinern. Aber die „Kunstrede" dieses Oberbürgermeisters scheint mir den geistigen Tiefstand so mancher „höheren" Kreise zu enthüllen, vielleicht ganzer Gesellschaftsschichten? F. Sch.



Journalistische Hebammen

Dem mehr als unwürdigen Gebahren ausländischer Berichterstatter bei der Geburt des holländischen Thronfolgekindes widmet die „Standarte" ein paar kräftige Wörtlein. Man versteht wohl, daß die holländische Presse das Publikum über das Befinden der Königin auf dem Laufenden hielt. Man versteht schon etwas weniger, daß diese guten Holländer (das Schicksal herausfordernd) schon lange vor der Geburt die Salutkanonen schußfertig aufstellten. Aber ganz unbegreiflich sei die lakaienhafte Schnüffelei, die von der nichtholländischen Presse um das königliche Wochenlager herum betrieben wurde.

„Schon Monate vor dem möglichen Termine des Ereignisses rückte es aus allen Himmelsrichtungen in dichten Schwärmen an und fing um das Haager Schloß zu summen an wie die Fliegen um den Milchtopf. Von Berlin aus kam eine der Koryphäen der Journalistik, unser großer Conrad Alberti, höchselbst als Erster an. Allerdings hielt er es nicht lange aus, und nachdem er in dem ihm eigenen klassischen Deutsch festgestellt hatte: ‚Die Ankunft des Thronerben zieht sich in die Länge', nachdem er diese köstliche Stilblüte vor dem Palais gepflanzt hatte, zog er sich wieder nach Berlin zurück. Denn schließlich waren in Berlin noch einige Theaterpremieren zu erwarten, und die sind immerhin doch noch wichtiger als die Geburt im Hause Oranien.

Aber an die Stelle des Meisters traten nun die eifrigen Herren Spezialberichterstatter, die die Chose gründlich bearbeiteten und die mehr emsige Geduld zeigten, als Konrads apollinisches Haupt. Und nun mußten wir tagelang lesen, ob die beklagenswerte Königin um halb vier gesessen oder gestanden habe; ob der Arzt im Schlosse sei oder im Café seine Partie Billard spielen könne; wie die Amme beschaffen sei und was der Staatsminister im Krankenzimmer zu bescheinigen haben werde. Und immer wurde das alles so spannend wie möglich gemacht, damit das gute Publikum auf die nächste Nummer begierig wurde. ‚Das Ereignis ist in zwei Tagen zu erwarten.... Ist noch heute zu erwarten. Dürfte in drei Stunden eintreten. Steht unmittelbar bevor!'

Auch fehlten heitere und köstliche Züge der Selbstironie nicht. Mit witzigem Stifte wurde geschildert, zu welchen Kniffen die Reporter greifen mußten, um ihrer gynäkologischen Pflicht zu genügen. Der eine mietet sich ein möbliertes Zimmer, von dem aus er die wehrlose Königin in ihrem Garten beobachten kann; der andere biedert sich mit einem Waschweib an; der dritte wird durch die Lakaien angeführt, ist aber ein braver Kerl, der Spaß versteht, und berichtet selbst über sein Pech. Und immer wieder müssen wir hören, wie die holländische Polizei den lästigen Schwarm von den Türen des umlauerten Palastes jagt.

Von den armen Spezialberichterstattern kann man ein besonders mimosenhaftes Gefühl für die eigene Würde kaum verlangen. Aber bei den — mit preußischen Orden geschmückten — Verlegern großer Berliner Zeitungen hätte man ein solches Gefühl eigentlich voraussetzen können. Hätte erwarten können, daß diese Herren es wissen, wie unpassend es ist, einen kranken Menschen zu belauern, einer der schweren Stunde entgegengehenden Frau keck ins Gesicht zu sehen, um dann darüber zu telegraphieren, ob sie die Augen zu Boden schlug oder verächtlich lächelte.



In meiner Erinnerung", fährt der Verfasser fort, „haftet ein Bild, das vor Jahren einmal in einer Berliner illustrierten Wochenschrift erschien. Es stellte die Berichterstatter dar, die auf dem Petersplatze in Rom auf den Tod des in der Agonie liegenden Papstes Leo XIII. warteten. Dieses Bild hat einen gräßlichen Eindruck auf mich gemacht und auf jeden empfindlicheren Menschen gewiß ebenfalls. Man mußte an die berühmten Wüstenvögel denken, die um den gefallenen, aber noch lebenden Wandersmann sitzen und warten, wann er endlich aufgehört haben wird, sich zu regen. Und man mußte davor erschauern, zu welchen Grausamkeiten der journalistische Betrieb sonst friedliche und gutmütige Menschen zwingt. Gewiß wäre keiner dieser Herren Spezialberichterstatter fähig, einem Menschen ein Leid zuzufügen; gewiß hatte jeder von ihnen schon einmal mit Abscheu von der grausamen Neugier und Ungeduld des altrömischen Zirkuspublikums gelesen ... und nun saßen sie hier um das Haus eines Sterbenden, schlossen Wetten ab und sehnten mit aller Inbrunst den möglichst schnellen Tod eines Menschen herbei.

Aber trotzdem weiß ich nicht, was unerfreulicher ist: die in Rom auf den Tod wartenden oder die im Haag das keusche Entstehen eines Lebens umschnüffelnden Herren Spezialberichterstatter. Schließlich ist ein Papst ein Mann, und gerade der Papst, der damals in Sankt Peter starb, war ein gar streitbarer Mann gewesen, der selbst seine Gegner nicht allzu zart angefaßt hatte. Was an der Haager Betriebsamkeit so peinlich wirkte, das war, daß die kecke Neugier sich auf eine schwache, stille Frau richtete, die den größten und schwersten Gang dieses Lebens zu gehen hatte und die während dieses Ganges auf Stille und auf leises Mitgefühl einen Anspruch gehabt hätte. Aber so ändern sich die Zeiten: früher betete man, wenn eine Königin ihrer Stunde entgegenging. Jetzt interviewt man ihre Wäscherin und telegraphiert das Interview stolz in die Welt hinaus.

Das ist es ja, was man Fortschritt der Kultur und Entwicklung der Gesittung nennt."



Mode und Geschäft

Weder hygienische noch ästhetische Rücksichten geben bei dem Wechsel der Moden den Ausschlag. Sie werden vielmehr von den großen tonangebenden Geschäften nach rein geschäftlichen Erwägungen diktiert, geändert, widerrufen. Die Moden sind ein Mittel, dessen sich die kapitalistischen Unternehmer bemächtigt haben, um durch steten Wechsel den Markt der Eitelkeiten zu beleben und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Ein Pariser Modebericht macht diesen Zusammenhang besonders deutlich. Es heißt da: Die plötzliche Unterdrückung des Directoirestils in der Mode, die in Paris als Stichwort ausgegeben ist, ruft allenthalben Erstaunen hervor. Die Beweggründe dafür liegen nun allerdings nicht in der ästhetischen Abneigung gegen diesen Stil, sondern sie sind aus materiellen und geschäftlichen Momenten herzuleiten. Die letzte Saison war für die großen französischen Modefirmen sehr wenig einträglich, und man schiebt nun die Schuld an den schlechten Geschäften auf die Directoiremode. Die Kleiderstoff- und Wäschefirmen haben am schwersten unter diesem enganliegenden, den Unterrock verpönenden Stil gelitten. Braucht man doch zu einem Directoirekleid wenig mehr als die Hälfte des Stoffes, der früher zu einer Robe notwendig war! Außerdem sind die Directoireformen sehr leicht zu kopieren, und so haben sich viele Damen ihre Toiletten von Hausschneiderinnen machen lassen, nachdem sie erst einmal ein Modell bei einer großen Firma erworben. So herrscht denn allgemeine Klage unter den Modekünstlern, den Tuch-, Seiden- und Samtfabrikanten und in den Wäschegeschäften. Die einzigen Kaufleute, die mit der Directoiremode Geld verdient haben, sind die Fabrikanten der langen Strümpfe und der „combinations", die zu der Toilette unerläßlich waren. Die

neue (d. h. die von den führenden Geschäften jetzt diktierte) Mode drängt nun vor allem wieder auf eine weitere Form, bei der sich ein Luxus in Stoffen und Garnierungen entfalten kann; man will wieder volle, breite Massen, Röcke mit einem Gewoge von Volants und Spitzen; man will eine besondere Betonung der Unterkleider. Man will sogar wieder versuchen, den Reifrock und die Krinoline einzuführen, weil sich in diesen unförmigen Erfindungen der Mode ein besonderer Reichtum an Material anbringen läßt. Während die Schneiderinnen klagen, sind die Putzmacherinnen vergnügt. Die raschwechselnde Vielgestaltigkeit der Hutformen, die unendliche Fülle des Gebotenen haben den Hutluxus zu einer erstaunlichen Höhe steigen lassen. „Die durchschnittliche Lebensdauer für einen modernen Hut", so äußert sich ein bekannter Pariser Modist, „ist ein Monat. Die elegante Pariserin muß jeden Monat einen neuen Hut haben, wenn sie nach der Mode gekleidet bleiben will, und jeder Hut kostet etwa 240—800 M. Aber zwölf Hüte im Jahre sind nicht genug. Sie muß einen Automobilhut haben, Hüte für das Restaurant, das Theater, für Reisen, für die Riviera, kurz für jede Gelegenheit einen besonderen Hut. Dreißig Hüte im Jahre sind daher der geringste Bedarf für eine elegante Dame. Die Menge der Kopfbedeckungen, die sie mit auf die Reise nimmt, ist so zahlreich geworden, daß wir besondere große Hutkoffer haben anfertigen lassen müssen, nicht viel kleiner als ein großer Koffer für Toiletten."



Notizbuch

Glückliche russische Komponisten. Wie die Frankf. Ztg. nach den „Signalen für die musikal. Welt" berichtet, hat der berühmte Kontrabassist und Dirigent Sergei Kussewitzky gemeinsam mit seiner Gattin Natalie eine philantropische Stiftung „Russischer Musikverlag" ins Leben gerufen. Sie gründeten eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die nach dem Gründungsdokument das Ziel verfolgt, „das hergebrachte Abhängigkeitsverhältnis der Komponisten von dem Verleger durch völlige Ausschaltung des Verlegergewinns zu beseitigen und dadurch die wirtschaftliche Selbständigkeit des Komponisten zu fördern". Zu diesem Zwecke haben die Gründer das Unternehmen zunächst mit einer Million Mark ausgestattet, stellen aber für den Bedarfsfall weitere Summen in Aussicht. Die Kunde klingt fast wie ein Märchen. Jedenfalls gehörte nicht nur hohe Kunstbegeisterung, sondern auch eine ganz ungewöhnliche Menschenfreundlichkeit dazu, sie ins Leben zu rufen. Aber die Statuten des „Russischen Musikverlags" belehren uns, daß hier nicht bloß ein starker Impuls zum Wohltun, sondern auch reife Erfahrung und sorgfältige Überlegung am Werke waren. Hier soll nicht aus sentimentaler Sympathie mit den Verkannten und Unbekannten Geld auf die Landstraße geworfen werden, hier soll vielmehr der Entwicklung der Kunst Vorschub geleistet und dem schaffenden Künstler die Frucht seiner Arbeit garantiert werden. Einige kurze Bemerkungen über die innere Organisation des „Russischen Musikverlags" zeigen, wie vorsichtig und weise Herr und Frau Kussewitzky zu Werke gegangen sind, damit die Wohltaten der Stiftung vor allem denen zugute kommen, die sie am meisten verdienen. „Die wichtigste Einrichtung des Verlags ist sein musikalischer Beirat, der aus mindestens fünf Mitgliedern zu bestehen hat. Er muß über alle Kompositionen, die zum Gedrucktwerden eingereicht werden, sein Gutachten abgeben, und nur wenn die absolute Majorität des Beirats für die Annahme stimmt, wird das eingereichte Werk gedruckt. In diesem Beirat wird man Namen der besten russischen Komponisten finden, so daß durch seine Zusammensetzung nicht nur Unparteilichkeit, sondern auch fachmännische Kompetenz in der Beurteilung garantiert erscheint. Nach der Annahme des Werkes trifft der Verlag ein schriftliches Abkommen mit dem Komponisten, für den ein eigenes Konto eröffnet wird. Er erhält

zunächst ein festes Honorar, das je nach der Größe und Art des Werkes zwischen dem Minimum von 100 M (für kleine Klavierstücke und Lieder) bis zu 6000 M (für eine Oper oder ein Ballett) variiert. In ganz besonderen Fällen, aber nur auf einstimmige Empfehlung des musikalischen Beirats hin, kann auch dieses Maximum des Honorars noch überschritten werden. Ferner erhält der Komponist einen steigenden Anteil an den Erträgnissen seines Werkes, der aber, bis die Herstellungskosten der Noten gedeckt sind, auf 25 % beschränkt bleibt. Nach dem Tode des Komponisten gehen diese Bezüge seinen Erben zu. Die Werke werden in der Reihenfolge ihrer Annahme gedruckt. Mit der Drucklegung wird sich der Russische Musikverlag aber nicht begnügen, er wird auch in anderer Weise für Propaganda sorgen, vor allem durch Veranstaltung von öffentlichen Aufführungen der betreffenden Werke. Ferner behält sich der Verlag das Ausschreiben von Preisen für bestimmte Kompositionsgattungen vor, und an diesen Konkurrenzen können sich Komponisten aller Nationen beteiligen. Der Sitz des russischen Musikverlags ist nicht in Rußland, sondern in Berlin."

Diese zuletzt verzeichnete Tatsache kann einen etwas bedenklich machen. Wir haben schon im letzten Konzertwinter unter einer Überfülle russischer Musik gelitten. Aber diese Bedenken gehen uns hier jetzt nichts an; sie können nicht die Größe, Vornehmheit und Weitsichtigkeit beeinträchtigen, die diese russische Stiftung vom russisch-nationalen Standpunkte auszeichnet. Neiderfüllt mögen unsere Komponisten, die Fortsetzer der größten Musikkultur der Welt, auf diese glücklichen Vertreter der jungen russischen Kunst hinübersehen. Gewiß ist Kussewitzkys Stiftung von ungewöhnlicher Größe. Aber auch andere Länder haben manches derartige, nur Deutschland nicht. Kein Kulturland der Welt benimmt sich so karg und kleinlich seinen Dichtern und Denkern gegenüber, als eben unser Vaterland, das mit seinen Männern des Geistes und der Kunst protzt und prunkt. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, es gelegentlich übernommen hat, bei reichen Leuten, die sich gern im Ruhmesglanze des Mäzenatentums sonnen, für hervorragende künstlerische Talente eine größere Unterstützung zu erwirken, der hat sicher ebenso betrübliche und tief beschämende Erfahrungen gemacht wie ich. Aber wie traurig ist es überhaupt in der Hinsicht bei uns bestellt! Man sehe einmal zu, wie zahlreiche Preise in der Höhe von 1000 bis 5000 Franken die französische Akademie, Sorbonne usw. zu vergeben haben, mit denen alljährlich zahlreiche französische Künstler und Gelehrte unterstützt werden. Wie wenig haben dagegen wir! Etliche Akademie-Stipendien, für deren Erlangung in der Regel Bedingungen gestellt sind, die entweder demütigend sind, oder eine Arbeitsleistung erfordern, im Verhältnis zu der die Entlohnung lächerlich klein ist. Gewiß, ich weiß, wir waren lange ein armes Volk. Wir sind es aber längst nicht mehr. Wohl aber sind wir noch immer höchst knickerig und kleinlich, wo es für Kunst und Wissenschaft persönliche Geldopfer zu bringen gilt.

* * *

Von ganz anderer Seite kommt zu einer nicht mehr erfreulichen Meinung über der Deutschen Kunstliebe die „Kölnische Zeitung" bei einer Besprechung der „Deutschen Literaturgeschichte" von Adolf Bartels, indem sie dessen Standpunkt, immer wieder die Juden für die Schattenseiten in der modernen Literatur, für die Dekadenz und den Reklamegeist in ihr verantwortlich zu machen, ablehnt. Sie hebt dagegen die außerordentliche Bedeutung des jüdischen Publikums für die deutsche Literatur (auch christlicher Herkunft) hervor und führt aus: „Es wäre eine große Täuschung, wenn man glauben wollte, das rege literarische Leben Berlins sei eine allgemeine, durch die ganze Gesellschaft gehende Erscheinung. Es gibt dort eine ganze Menge hochstehender, hochbetitelter Persönlichkeiten, denen Theaterpremieren oder ein Aufsehen erregender neuer Roman höchst gleichgültig sind, und die davon trotz alles Zeitungslärms kaum Kunde bekommen. In den Provinzstädten macht sich diese Erscheinung noch viel deutlicher geltend. Wenn nun trotzdem sich seit einer Reihe von Jahren überall das Interesse für das ernste Schauspiel erheblich gesteigert hat, wenn das früher dem Deutschen ganz fremd gewesene Kaufen belletristischer Werke immer mehr zugenommen

hat und die Werke beliebter Autoren zahlreiche Auflagen erleben, so ist das unbestreitbar nach Beobachtungen jedes im literarischen Leben stehenden Menschen zunächst dem regen Interesse der jüdischen Kreise zu danken, die auch bei allen Gelegenheiten, wie Vorträgen literarischer Art, das Hauptkontingent stellen, und die intelligente jüdische Jugend ist es gewesen, die im Laufe der Jahre auch die christliche mit fortgerissen hat, so daß wir allerdings, was eine künftige Generation angeht, erwarten dürfen, daß das Interesse an der Literatur sich gesellschaftlich immer mehr ausbreiten wird. Die Pionierdienste hat die besondere jüdische Gesellschaft geleistet. Wenn nun Bartels es als eine unmittelbare Aufgabe der deutschen Intelligenz betrachtet, das Judentum von der Literatur zurückzudrängen, so werden sich alle deutschen Schriftsteller und Dichter eifrig dagegen wehren müssen, daß ihnen der Ast abgesägt wird, auf dem sie sitzen. Gewiß entstehen dadurch mancherlei Einseitigkeiten, es leidet die nationale Tiefe unserer Literatur, und die Großstadt gibt zu einseitig den Ton an, aber dieses Übel ist jedenfalls geringer als dasjenige, an dem die deutsche Literatur früher gelitten hat, daß der Deutsche es überhaupt als eine frevelhafte Verschwendung betrachtete, ein Buch um einen Preis zu kaufen, für den man sich eine gute Flasche Wein leisten kann."

Ich setze gleich noch eine andere Stimme hierher, die diese Ausführungen nach der Seite des Kunstmäzenatentums hin ergänzt. Sie steht in einer Besprechung, die Fedor von Zobeltitz in den „Hamburger Nachrichten" der Berliner Porträtausstellung widmet, und lautet: „Die Liste der Aussteller ist so interessant, daß ich die Namen hier wiedergeben möchte. Sie lauten: Arnhold, Berl, v. Dirksen, Feist, Frenkel, v. Friedländer-Fould, Gans, Hainauer, v. Hollitscher, Huldschinsky, Kappel, Kocherthaler, Koppel, v. Mendelssohn, Rosenberg, v. Schwabach, Ed. Simon, James Simon, Weisbach. Es findet sich kein Name von altem Adel darunter, aber viele erst jüngst nobilitierte Herren und viele jüdischer Abstammung. Das könnte nicht auffallen, denn in ihren Händen liegt das Kapital, das kostspielige Liebhabereien gestattet. Aber es gibt doch auch unter unserem grundbesitzenden Hochadel eine ganze Menge schwerreicher Leute; gehört keiner von ihnen dem Kaiser-Friedrich-Museums-Verein an und fand sich in ihren Häusern nie einer, der neben der traditionellen Sportpassion auch ein vornehmes Mäzenatentum pflegte? Die Kgl. Bibliothek hat jüngst eine karolingische Prachthandschrift erworben: das Prümer Evangelienbuch Kaiser Lothars. Um den Ankauf (für 80 000 M) zu ermöglichen, mußte Geheimrat Harnack sich an den Patriotismus wohlhabender Gönner wenden. Da gesellten sich den Namen Arnhold, v. Mendelssohn, Rosenthal, Scherl, Speyer, Darmstädter, Werthauer auch der Graf Tiele-Winckler und der Fürst Henckel-Donnersmark an. Im allgemeinen aber wird man staunend fragen können: Wo steckt unser reicher alter Adel, wenn es sich um die Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur handelt?"

Es ließe sich hier wohl manche Einwendung machen; vor allem für die Einschätzung der jüdischen Teilnahme an den Künsten. Aber nur zu willig suchen und finden die deutschen Kreise in der Herabminderung des Wertes der jüdischen Beteiligung eine Entschuldigung für die eigene Gleichgültigkeit, den eigenen Mangel an Opfersinn. Aber gibt es überhaupt einen schwereren Vorwurf für uns Deutsche, als wenn wir sagen müssen, daß das Judentum eine im Verhältnis zu seiner Zahl so ungeheure Macht in Literatur, Theater, Presse, bildender Kunst und Musik ist?! Wird dieser Vorwurf für uns nicht in dem Falle noch schwerer, wenn wir diesen jüdischen Einfluß für schädlich halten?! Dann mußten und müssen wir ihm doch erst recht entgegenarbeiten! Wenn die deutschen Kreise die besten Abnehmer für Kunstware sind, wird sich das Angebot des Marktes ganz von selbst nach ihrem Geschmacke, ihren Bedürfnissen richten. Aber mit Reden und Schimpfen ist freilich nichts zu erreichen — wie herrlich weit hätten wir es sonst bereits gebracht! —, sondern nur durch die Tat. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Jos. Haydn

Jäger



Martin Greif



Flandrisches Dorf



E. Kampf

Madonna mit dem heil. Hieronymus
gen. Der Tag



Correggio



XI. Jahrg. Juli 1909 Heft 10

Das Elend der Neuen Welt

Von

Dr. Richard Bahr

In Amerika hat vor ein paar Jahren ein Buch gewaltigen Eindruck gemacht, das sich „Das Elend der Neuen Welt“ nannte. Sein Verfasser war Robert Hunter; ein reicher Mann, der jenen Entwicklungsgang durchgemacht hatte, den in der angloamerikanischen Welt (wie in der englischen) so viele junge Leute von Besitz und Bildung zu gehen pflegen. Er hatte, was bei uns in Deutschland erst seit kurzem und ganz vereinzelt versucht wird, im Settlement gelebt. Das heißt: er hatte sich in den Quartieren der Armut angesiedelt, um so durch das Zusammenhausen, durch das Beispiel des eigenen Lebens, durch Ratschläge und werktätige Hilfe den Stiefkindern des Schicksals nahezukommen. So hatte er viele Jahre verbracht; als Student schon und auch noch nach beendeter Studienzeit. Dann faßte er seine Untersuchungen und Erfahrungen in einem Bändchen zusammen, das in einer eigentümlich herben Leidenschaftlichkeit, knapp, fast wortkarg und doch mit zwingender Beredsamkeit zu zeigen unternahm, auf welcher Unsumme von Jammer und Not die vielgerühmte, auch von deutschen Beobachtern immer wieder bestaunte industrielle Entwicklung der Union sich aufbaut. Dies Buch hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Albert Südekum — ein fleißiger und sehr unterrichteter Herr — mehr nachschöpfend als übersetzend in ein vortreffliches Deutsch übertragen (Berlin, Kon-

kordia Deutsche Verlagsanstalt). In dem Vorwort, das er seiner Übertragung vorausschickt, meint er: „Wenn die deutschen Leser an der Hand des Verfassers durch die Abgründe der amerikanischen Gesellschaft wandern, dann wird sicherlich die Mahnung ihrem Geiste erklingen: Tua res agitur. Deine Sache wird verhandelt. Denn das ist die Stärke dieses Werkes, daß es aus der Fülle der Einzelheiten immer wieder zum Allgemeingültigen führt. Daher können wir Deutsche so viel aus ihm lernen." Sehen wir zu, wie weit das zutrifft.

* * *

Zunächst: Robert Hunters Darstellung führt in der Tat durchweg vom Besonderen zum Allgemeinen. Zum Schluß seines Buches preßt er die Summe des Elends, von dem er die Hüllen genommen hat, in folgende Sätze zusammen: „In Amerika gibt es wahrscheinlich auch in einigermaßen günstigen Jahren nicht weniger als zehn Millionen Arme; als arm bezeichnen wir die unterernährten, schlecht gekleideten und armselig wohnenden Menschen. Gegen vier Millionen von ihnen sind Paupers, d. h. hängen von öffentlichen Unterstützungen ab. Über zwei Millionen Arbeiter sind vier bis sechs Monate im Jahre arbeitslos. Ungefähr 500 000 männliche Einwanderer kommen jährlich nach Amerika und suchen gerade in solchen Gegenden Arbeit, wo die Arbeitslosigkeit am größten ist. Beinahe die Hälfte der Familien in Nordamerika ist besitzlos. Mehr als 1 700 000 kleine Kinder müssen erwerbstätig sein, während sie noch die Schule besuchen sollen. Über fünf Millionen Frauen sind gezwungen zu arbeiten und über zwei Millionen stehen in Fabriken, Spinnereien usw. Wahrscheinlich werden nicht weniger als eine Million Arbeiter jährlich in ihrem Beruf verletzt oder getötet, und über zehn Millionen der heute lebenden Personen werden, wenn das heutige Verhältnis bestehen bleibt, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit an Tuberkulose sterben ..."

Auf dürre Zahlen gebracht der Extrakt des Buchs. Aber diesem Extrakt gehen einige zweihundert Seiten lebensprühender Schilderung voraus. Lebensprühender und um deswillen so besonders ergreifender Schilderung, weil sie, wennschon sie häufig von ihnen ausgeht, sich doch nicht bei den Einzelschicksalen aufhält; weil sie allenthalben das diesem wimmelnden Haufen Gemeinsame aufzuweisen bemüht ist. Der Mann, der in den Nord- und in den Südstaaten, in Ost und West in den slums gehaust hat, der den noch zähe, unter Aufbietung der letzten Kraft mit aussichtsloser Armut Ringenden ein verständnisvoller Vertrauter gewesen ist und auch denen, die nicht mehr rangen, die als Landstreicher und Vagabunden vom Strom eines armseligen Lebens sich treiben ließen, teilnehmende, erbarmende Menschenliebe gezeigt hat, gibt nicht Zufallsbilder. Ihm rundet sich das da und dort, das heute und das vor langen Jahren Geschaute zum Typus. Und dieses Typische ist: den ungelernten Arbeiter erwartet in der vielfach noch ganz ungeschützten Industrie der Union ein trostloses Schicksal. Wenn er Arbeit hat, verdient er gerade nur so viel, daß er seine und der Seinen drängendste Notdurft befriedigen kann. Wird er krank, alt oder aus irgendeinem Grunde erwerbsunfähig, pocht sofort schreiendes Elend an seine Tür. Wenn dann das letzte Stück einer dürftigen Habe versetzt ist, wenn der Verdienst der Frau nicht ausreicht oder nicht möglich ist, wenn auch die Hilfe der Nachbarn, dieses rührende, nie versagende Mitleid des

Armen mit dem Armen, erschöpft ist, dann kommt für die schwerblütigeren Naturen, die mit dem reizbareren Ehrgefühl, wohl der Augenblick, wo sie aus dem Dasein, das ihnen immer nur als eine düstere Gewohnheit erschien, flüchten. Die anderen resignieren, beißen die Zähne zusammen und — haschen hilfeflehend nach öffentlicher und privater Wohltätigkeit. Das aber ist der psychologische Moment, wo der Arme zum Pauper wird. Wer einmal von fremder Wohltätigkeit abhängig war, behauptet auf Grund seiner Erfahrungen Hunter, mit dessen Widerstandskraft ist es vorbei. Der hat ausgekämpft. Der schließt die Augen und beginnt sich langsam mit dem abwechslungsreichen Leben der Ausgestoßenen zu befreunden. Tagsüber gräbt er in den Abfallstätten der großen Städte nach verdorbener Nahrung. Oder er lungert mit seinesgleichen oder Schlimmeren, mit Dieben, Stromern, Prostituierten in den Bars herum. Und nachts kriecht er mit dem Abschaum der ganzen Welt in der verpesteten Luft der Logierhäuser zusammen. Er vegetiert, aber er kennt dafür keine Arbeitshast mehr, keine quälenden Sorgen. Zwischendurch arbeitet er wohl auch; aber nur eine Arbeit, die kein Pflichtgefühl erheischt und jeden Augenblick unterbrochen werden kann. Und hält er in der schwammig und energielos gewordenen Faust ein paar Cents beieinander, dann kommt der Tröster Alkohol und lullt die erschlafften Sinne vollends ein.

Jahr um Jahr aber nahen von jenseits des Weltmeeres neue Scharen und mehren die Armut, die eigene und die amerikanische. Sie kennen die Sprache des Landes nicht, lernen sie, zumeist nur unter ihren Stammesgenossen hausend, vielfach ihr Leben lang nicht kennen. Sie suchen, um so billig als möglich zu wohnen, in den übelberufensten Quartieren Unterschlupf, die der honette amerikanische Arbeiter meidet. In dumpfen, von Krankheitsstoff aller Art erfüllten, ohnehin viel zu hoch belegten Häusern. Und während sie in der Schwitzhöhle bei rastloser, unausgesetzter Arbeit, an die von der alten Heimat her ihr Körper nicht gewohnt ist, sich den Todeskeim holen, müssen sie erleben, wie ihre Kinder, um deren Erziehung und Anleitung sich zu kümmern sie keine Zeit finden, von der Straße, auf die sie angewiesen sind, deren verderbliche Gewohnheiten annehmen und wie ihre Umgebung werden. Diese Umgebung der Paupers, der Vagabunden, der Verbrecher und Dirnen. Das Elend der Neuen Welt ...

* * *

Was können wir in der alten aus ihm lernen? Vor allem dieses: daß ein Industriestaat (und Deutschland wird es von Jahr zu Jahr mehr) ohne Sozialpolitik nicht existieren kann, und daß, was wir nach der Richtung durch Arbeiterschutz- und Fürsorgegesetzgebung leisteten, unserem Volk von unermeßlichem Segen gewesen ist. In Amerika ist — ich sagte es schon — zu beträchtlichen Teilen die Industrie noch ganz ungeschützt. Wo man doch einen Anlauf genommen hat, verhindert das anarchische Staatsrecht der Union, das diese Probleme in die Kompetenz der Einzelstaaten verweist, die rechte Wirkung. Wenn in einem Staat ein straffes Schutzgesetz erlassen wird, droht die betroffene Unternehmerschaft mit der Auswanderung. Was nützt es, daß man in den Nordstaaten der Kinderarbeit gewisse Grenzen gezogen hat, wenn in den Baumwollspinnereien des Südens — eine Neuauflage der Sklaverei und kaum eine bessere — nun 80 000 Kinder, zumeist

kleine Mädchen, frohnen: sechsmal soviel als vor zwanzig Jahren! Das zeigt (und manche Erfahrungen bei der preußischen Berggesetzgebung zeigten es auch), wie gut es ist, daß diese Dinge bei uns in der Hauptsache von Reichs wegen geordnet werden. Schließlich handelt es sich hier doch um ungleich Bedeutsameres als die Frage politischer Utilität: Wie befreien wir unser Volk von der Sozialdemokratie? Dazu ist Sozialpolitik vielleicht überhaupt nicht nütze. Aber um die Nation geistig wie körperlich bei Kräften zu erhalten, um der Zukunft im großen ganzen ungeschmälert und unverdorben den Born zu überliefern, aus dem das Volk sich zu ergänzen und zu verjüngen hat — zu solchem Ende gibt es kein anderes Mittel als unausgesetzten Arbeiterschutz und planmäßige Fürsorgegesetzgebung. Manche von uns sind geneigt (ich selbst bin zuweilen von solchen Anwandlungen nicht frei gewesen), den Wert unserer staatlichen Zwangsversicherung gering zu schätzen. Das Buch des Amerikaners belehrt uns darüber eines andern. Er nennt das deutsche System der Zwangsversicherung „vielleicht das interessanteste und erfolgreichste System“. Und dann schreibt er: „Deutschland hat, gestützt auf die durch seine Alters-, Kranken- und Unfallversicherung gewonnene Statistik, die Verantwortung für eine große Menge von Armutsfällen der Allgemeinheit und nicht dem Individuum aufgebürdet ... Es ist natürlich unmöglich, alle Unfälle zu vermeiden, und auch in Deutschland muß der Arbeiter, wenn es notwendig ist, seine Haut zu Markte tragen, aber er und seine Familie brauchen deshalb nicht zu Paupers zu werden. Indem er so die Verantwortlichkeit für die Unfälle feststellte, kam der Staat weiter zu der Überzeugung, daß es billiger ist, Leben zu erhalten, als verderben zu lassen. Es ist auch billiger, Krankheiten rasch und gründlich zu heilen, die, wenn sie ohne Behandlung bleiben, den Arbeiter oft dauernd arbeitsunfähig machen. Man hat eingesehen, daß vorbeugende Maßregeln wahrhaft ökonomisch sind. Das Bemerkenswerteste an diesem System ist, daß jedes Jahr große Summen für die Heilung Schwindsüchtiger, für die Errichtung von Bädern und guten Arbeitshäusern und für die Verbesserung der sanitären Verhältnisse in Häusern und Fabriken ausgegeben werden ...“

Wir sollen uns nicht berühmen und nicht hoffärtig werden; Elend, auch unverschuldetes, soziales, durch die Gesellschaft und die wirtschaftlichen Institutionen erzeugtes, gibt es immerhin bei uns noch genug. Aber eines hat die Sozialpolitik, die kurzsichtigen Politikastern noch immer als ein unverdientes und zweckloses Geschenk an eine undankbare Pöbelmasse erscheint, doch bewirkt: bei uns braucht der kranke und sieche Arbeiter noch nicht zum widerstandsunfähigen Pauper zu werden. Die Gesellschaft erhält ihn für die Gesellschaft. Sie schützt, wenn er alt wird, ihn auch davor, ohne einen Pfennig in der Tasche auf die Straße geworfen zu werden.

* * *

Auch das Straßenkind in seiner grauenhaften amerikanischen Prägung kennen wir nicht. Unsere großen Städte werden — nehmt alles nur in allem — von reinlichen Leuten verwaltet. Sie leitet nicht an unsichtbaren metallischen Fäden der „Boss“, der Korruptionschef der politischen Parteien. Wir haben Baupolizeiverordnungen, bescheidene Ansätze zur Wohnungspflege, und unsere Kommunen



sorgen mit erfreulichem Eifer, daß inmitten des grauen Einerleis hoher Steinkästen immer wieder Rasenflächen und freie Plätze dem Kind und seinem Spiel sich breiten. Dennoch: so ganz fremd ist das Straßenkind auch uns nicht mehr, und auch von der deutschen Entwicklung gilt in gewissem und leider nicht ganz geringem Umfang das Wort Hunters, daß sie bei dem Bestreben, sich auf das neue städtische und industrielle Leben einzurichten, das auf der Grundlage von Dampf und Elektrizität entstand, das Kind übersehen hat. Auch bei uns findet der Vater, den die moderne Arbeitsvereinigung in die Fabrik treibt, nie, die Mutter nur selten tagsüber Gelegenheit, sich um das Kind zu kümmern. Küche und Kammer sind für sein Spiel zu eng, und aus dem Hof verjagt es das strenge Geheiß des unerbittlichen Hausvogts. So bleibt, da Anlagen nicht immer erreichbar sind, für die Mehrzahl auch nur die Straße. Die Straße mit ihrem Lärm, mit ihrem toten, schmutzigen Steinpflaster und ihren tausenderlei widrigen Eindrücken. Auch unsere Großstadtjugend wächst zu bedauerlich starken Prozentsätzen ohne Zusammenhang mit der Natur auf und ohne die Antriebe, die die innige Berührung mit ihr dem Gemütsleben leiht. Sie kann Roggen von Weizen nicht unterscheiden und den Ruf der Nachtigall nicht vom Triller der Lerche. Dafür öffnet sich ihr vorzeitig ein entsetzliches Verständnis für alle Nachtseiten des Großstadtlebens, und wer Gelegenheit hat, auf den Rummelplätzen und den Tanzböden der Peripherie die Halbflüggen zu beobachten, diese Rudel bleicher, verlebter Bengel und diese Mädchen, für deren freche Frühreife es kein Geheimnis mehr gibt, den friert zuweilen bei dem Gedanken an die Zukunft unseres Volkes. Darum wird es auch für uns Zeit, uns der Kinder wieder zu erinnern. Hunter denkt an Ausbau und Weiterentwicklung der Schule. An Angliederung von Gärten, Plätzen, Turnhallen, Werkstätten an die Schule, die so an die Stelle zu treten hätte, die in einfacheren Epochen, bei einer anderen Organisation der Gesellschaft und unter anderen Formen der Wirtschaftsverfassung der Familienverband noch zu lösen imstande war. Die Gesellschaft trägt schuld, daß er's nicht vermag. Darum hat sie auch für den Ersatz zu sorgen, für eine angemessene Erholung und Beschäftigung des Kindes in den Stunden, da es von Lehre und Lernen nicht in Anspruch genommen wird. Der Schluß ist logisch und bündig, und es kann wohl sein, daß eine spätere, in sozialen Stücken reifere Zeit ihn einmal ziehen wird. Für heute verhüten Schulzwang und Kinderschutzgesetz uns wohl noch die gröbsten Übel. Das Problem des Straßenkindes heißt bei uns überhaupt anders. Das sind die Minderjährigen, die die Schule nicht mehr erfaßt und die große Erziehungsanstalt der allgemeinen Dienstpflicht noch nicht in ihre strenge und heilsame Zucht genommen hat. Wer bei uns rettungslos verwildert, verwildert meist zwischen dem dreizehnten und zwanzigsten Jahr. Für diese Altersstufen — für die aber unverzüglich — sollten wir zunächst soziale Institutionen schaffen.

* * *

Noch eines: wenn man so will — ein Rassenproblem. In einem besonderen Kapitel seines Buches spricht Hunter mit eindringlichem Ernst vom Einwanderer. Von diesen Hunderttausenden von Chinesen, Kroaten, Griechen, Italienern, Litauern, Ungarn, Polen, Portugiesen, Ruthenen und Slowaken, die von



skrupelloser Profitwut Jahr um Jahr auf die ungelernten Arbeiter Nordamerikas losgelassen werden. Von Haus aus bedürfnisloser, sind sie zur Arbeit um jeden Lohn bereit, auch zur widrigsten und am längsten dauernden. Der Gewohnheiten, der Sprache und der Gesetze des Landes unkundig, fehlt ihnen jede Möglichkeit einer Verständigung mit ihren Arbeitskameraden; auch wohl die Einsicht in die Notwendigkeit gelegentlicher gemeinsamer Abwehr. So sind sie die geborenen Streikbrecher; eine widerstandslose Kohorte, die um jeden Preis und unter allen Bedingungen zu haben ist und das Streben der kulturell höher stehenden amerikanischen Arbeiter nach einer Verbesserung ihrer Lage von vornherein zunichte macht. Sie daneben auch aus der Industrie- und Tagelöhnerbevölkerung verdrängt. „Die Amerikaner verschiedener Oststaaten", klagt Hunter, „sind aus der Klasse, auf der bekanntermaßen die eigentliche Volksvermehrung beruht, ausgerottet worden." Als ich das las, habe ich immer wieder an Rheinland-Westfalen denken müssen. Natürlich nehmen die Dinge jenseits des großen Wassers gleich gigantische Formen an. Aber etwas Ähnliches beginnt im Zusammenhang mit den deutschen Binnenwanderungen sich doch auch bei uns zu bilden. Derselbe Dr. Südekum, dem wir die Übersetzung des Hunterschen Buches verdanken, hat im Verein mit seinem Parteigenossen Dr. Lindemann im vorigen Jahr zum erstenmal ein „Kommunales Jahrbuch" herausgegeben (Jena, Gustav Fischer); ein groß angelegtes, mit erstaunlichem Fleiß zusammengetragenes Werk, das auf nahezu 900 Seiten einen Überblick über die Entwicklung der kommunalen Verwaltung und ihrer verschiedenen technischen, hygienischen, rechtlichen und sozialen Probleme gibt.

Das zeigt in trockener Sachlichkeit, in nüchternen, gewiß ohne jede Absicht weitergegebenen Zahlen, wie mächtig im Herzen deutschen Landes das minderwertige slawische Element anschwillt; wie der eingeborene Arbeiter, weil er höhere Ansprüche hat, ihm weichen muß und an Stelle eines deutschen Kernvolkes von herber, reizvoller Eigenart ein aus Unkultur und Bedürfnislosigkeit gezeugtes Rassengemisch unserer Roten Erde entspringt. „Wir brauchen eine Westmarkenpolitik!" hat mir einmal ein sicher nicht nationalistisch gerichteter sozialdemokratischer Parlamentarier gesagt. Das Buch von Hunter läßt ahnen, wie sehr wir sie einmal brauchen könnten. Wie es überhaupt für den, der es richtig zu lesen versteht, durchaus „eigene Sachen" verhandelt. Ich wünsche ihm viele nachdenkliche deutsche Leser.

Aphorismen

Von

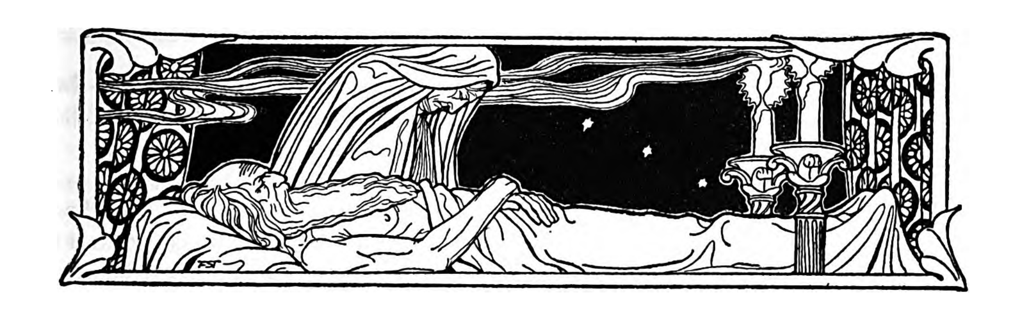
Melanie von Wolframsdorff-Baars

Im Grunde kommt es in unserem Leben nicht darauf an, was wir getragen, sondern wie wir es getragen haben.

*

Hochbegabte Menschen bedürfen nur der Anregung. Wir andere brauchen der Belehrung.





Die Briefe des alten Josias Köppen

Von

Marie Diers

(Fortsetzung)

Greeschenbock, Freitag den 8. September 1893.

Liebe Else!

Ich will Dir diesmal auf Deinen Geburtstagsbrief antworten, weil einiges darin steht, darauf wohl eine Antwort gehört.

Wenn Dein Mann krank ist, so muß er eben zuseh'n, daß er wieder gesund wird und zwar möglichst schnell, damit er nicht seine Familie ganz und gar ins Elend bringt. Kannst ihm nur von mir bestellen, ein kräftiger Wille täte da Wunder. Weichlich sein und jammern und sich pflegen lassen, könnten vielleicht reiche Leute, aber so einem Viertelhunderttalerherrn käme das nicht zu.

Ich weiß wohl und will Dir das auch anerkennen, daß Du mich um nichts bittest in Deinem Brief. Ich will's auch gesteh'n, daß ich recht mißtrauisch war, als ich von der Krankheit las. Aber es ist nur gut, daß Du doch wenigstens noch so viel Ehrgefühl hast, daß Du für diese Sorte von Mann nicht bei mir betteln gehst.

Nein, ich lege keinem was in den Weg, jeder mag bleiben, wie er ist, aber Ehre, dem Ehre gebührt. Und der, dem keine gebührt, der muß eben zuseh'n, auch ohne auszukommen.

Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Greeschenbock, den 3. Dezember 1893.

Liebe Else, ich bin doch sehr erschrocken, ich drehe Deine paar Worte hin und her und nehme sie immer wieder. Den Wagen zur Kirche habe ich wieder abspannen lassen. Else, er ist tot? Woran denn? Ist er seitdem nicht wieder gesund geworden? Ist das so schlimm gewesen? Einen Brief habe ich seitdem von Dir nicht mehr gekriegt, hast auch wohl nicht zum Schreiben kommen können? Ich schreibe so undeutlich, aber mir zittert die Hand vor Schreck. Wenn ich nur wüßte, wie das gekommen ist.

Kann das wohl sein, Else, daß ich da noch hätte etwas helfen können? Aber dann hättest Du Dich doch deutlicher ausdrücken müssen. Aber Du hast auch wohl gedacht — ach, ich bin so dumm im Kopf, ich weiß kaum, was ich schreibe.

Schreib nur bald. Wie es kam und alles. Ob Du gesund bist und was das arme Kind macht. Daß ich doch ein bißchen klarer Bescheid weiß. Mir dreht sich ja alles im Kopf.

Dein Vater.

(Nachschrift mit Bleistift.) Ich bin Lepel noch nachgerannt, habe den Brief nochmal aufgemacht und schreibe auf einem Zaunstück. Entschuldige man die Schrift. Ich habe in meiner Dösigkeit ganz vergessen, Dir zu schreiben, daß Du mit dem Kind herkommen sollst. Hast Du denn Geld zum Reisen? Deine Möbel verkaufe nur, Du hast ja hier genug. Wundere Dich nicht über die fremde Aufschrift auf dem Kuvert, Lepel wird in Friedensee adressieren.

* * *

Greeschenbock, Sonntag abend.
Denselben Tag.

Liebe Else!

Ich sitze vor dem großen Briefbogen, aber ich weiß nicht, was ich Dir schreiben soll, ehe ich nicht eine nähere Nachricht von Dir habe. Komm nur bald. Dann wird ja alles klar werden und zurechtkommen.

Liebe Tochter, das wollte ich Dir nur noch sagen: Es ist ja vielleicht an dem, daß ich ihm doch unrecht getan habe. Das sollte mir s e h r l e i d sein, und ich bitte Dich dann um Verzeihung. Denke nur nicht mehr daran, ich habe es ja auch nicht besser gewußt.

Ich möchte da wohl hinübersehen können, ob Du da jetzt in großer Betrübnis sitzt, und wie das alles gekommen ist.

Dein getreuer Vater
Josias Köppen.

* * *

Den 9. Dezember 1893.

Liebe Else, heute ist schon Sonnabend, und ich habe noch keine Antwort von Dir. Jeden Morgen warte ich. Du hast wohl noch mit dem Begräbnis zu tun gehabt. Aber das muß doch jetzt vorüber sein. Ich muß mir immer vorstellen, was Du wohl tust, und wie das nur so gekommen ist. Ob er seitdem krank ist, seit Du es zu meinem Geburtstag schriebst.

Nimm Dir nur nicht zu Herzen, was ich darauf antwortete. Ich bin auch ein armer Mensch und kann mich irren.

Hast Du die Möbel schon verkauft? Gib mir nur Nachricht, wann Du kommst.

Dein Vater.

* * *

Den 14. Dezember 1893.

Liebe Else. Ich lege Dir eine Briefmarke bei, damit Du mir antwortest. Bist Du etwa selber krank? Dann ist doch gewiß eine Aufwärterin oder Deine Wirtin oder sonstwer, der mir schreiben kann. Soll ich kommen? Schreib nur bald.

Dein Vater.

* * *

Freitag, den 15. Dezember 1893.

Liebe Else!

Deinen Brief habe ich heute endlich erhalten, und mein letzter, in dem eine Briefmarke beiliegt, ist noch unterwegs. Es ist ja nur gut, daß Du lebst und schreiben kannst, ich war schon sehr in Sorge.

Der Inhalt Deines Briefes aber könnte besser sein. Daß Dein Mann an Schwindsucht gestorben ist, dafür kann er ja nichts, das hat ihm der Herrgott geschickt. Aber daß er, der doch gewiß schon immer die Krankheit in sich gefühlt hat, ein junges, gesundes Mädchen geheiratet und ins Unglück gestürzt hat, das ist ein großes Unrecht von ihm gewesen. Und von Dir, Else, ist es ein ebenso großes Unrecht, daß Du jetzt in allem diesem Elend Deinen Kopf aufsetzen und nicht nach Hause kommen willst, darum, weil ich Deinen Mann nicht geachtet habe.

Jawohl, das ist in Deiner Lage ein schlechter und törichter Trotz. Was Du Dir wohl verdienen willst! Wie bald wirst Du mit Deinem armen Wurm in Hunger und Kummer sitzen. Das ist nicht Mut, das ist sündliche Vermessenheit. Du *hast* einen Vater, der Dich ruft und für Dich und des fremden Menschen Kind sorgen will. Das hast Du dankbar und gehorsam anzunehmen. Du bist nicht in der Lage, die Stolze zu spielen.

Ja, ich habe Dir geschrieben, ich hätte Deinem Mann vielleicht unrecht getan. Aber das kam mir so im ersten Schreck angesichts des Todes. Der Tote verlangt Ehrfurcht und ich habe dem schlechtesten Kerl im Dorfe nichts Böses nachgesagt, wenn er vor mir auf der Bahre gelegen hat. Aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, was ich über Deinen Mann gesagt habe, so ist das ganz ruhig und besonnen gewesen und ich kann es nicht widerrufen. Ich habe gesagt, er wäre kein Mann der Arbeit und nehme das Leben nicht ernst, wie alle Künstler tun, und es hat mich bitter gekränkt, daß mein einzigstes Kind ihren Vater verlassen hat und mit einem heimat- und grundsatzlosen Musikanten gegangen ist.

Freilich, der Tod löscht alle Schuld. Ich habe dem Manne nichts mehr vorzuwerfen, und all mein Menschentadel trifft an ihn nicht mehr heran, der vor einem höheren Richter steht. Aber wenn ich lese, wie Du ihn nicht nur *geliebt*, sondern auch *verehrt* hast, dann muß ich doch wieder mit dem alten Groll und Zorn kämpfen, gegen ihn, der mein gesundes, klaräugiges Kind mir noch bis über sein Grab hinaus verführt und verblendet hat!

Else, unser Zusammenwohnen wird nicht eitel Zuckerleben sein. Erst mußt Du Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden lernen, ehe es zwischen uns wieder hell wird. Und das werde ich mit Gottes Hilfe erreichen an Dir, nicht nur um mich und Dich, sondern auch um des armen Kindes willen, das doch auch Dein Kind und mein Enkel ist. Es hat ein verhängnisvolles Erbteil im Blut: das Künstlergewissen, das kein Gewissen ist. Da gehört viel gesunde und kräftige Landluft dazu, ihm das auszutreiben und einen tüchtigen Menschen daraus zu machen.

Er ist ja noch klein, die Eindrücke werden sich verwischen lassen, und was von dunklen Regungen in ihm ist, werde ich besser zu erkennen und zu unterdrücken verstehen als Du. Laß ihn nur zu seinem Großvater kommen. Er wird ihn nicht mit weichen Händen anfassen, ihm auch nicht den ganzen Tag lang Klavier vor-

spielen, aber wenn der Junge groß ist, wird er vielleicht noch einmal für dessen Erziehung dankbar sein.

Nun aber überwinde Du erst Deinen törichten Trotz. Wie willst Du Mutter sein, ehe Du gehorsames Kind gewesen bist? Wie willst Du Dein eigenes Kind leiten, wenn Du selber Dich in blindem Unverstand verstockst? Lern Du erst Dich selber überwinden, dann wirst Du auch andere überwinden.

Hast Du einen guten Händler da, der die Möbel zu anständigen Preisen abkauft? Alte Möbel bringen ja nie viel, man muß da immer mit Verlusten rechnen. Aber das hilft nun mal nichts. Was sollst Du den Krempel herschleppen, hier steht er ja nur unnütz rum, und jeder Schrank und Tisch und Stuhl hier fällt Dir ja doch mal zu.

Schreibe mir nun genau darüber, ehe Du abschließest. Ich habe schon daran gedacht, Dir den Tischler Heise zu schicken, der ist praktisch für zehn. Das Reisegeld käme schon dabei heraus. Aber ich muß erst von Dir Antwort haben, ob Du vielleicht schon in Verhandlungen eingetreten bist, Dann wäre das ja überflüssig.

Nun lasse mich aber nicht wieder so lange warten. Du hast nichts Wichtigeres vor als den Briefwechsel mit mir. Dienstag spätestens kann ich auf Antwort rechnen, dabei lasse ich Dir noch reichlich Zeit.

Es wird jetzt übrigens so dicht vor Weihnachten vielleicht eine sehr günstige Zeit zum Verkaufen sein, falls Du Dich sehr beeilst. Inseriere nur in die dortigen Blätter und nimm für die Sachen etwa drei Viertel des Einkaufspreises. Unter der Hand an Private ist so etwas immer am besten. Sei recht ruhig und besonnen dabei, meine Tochter.

Dein Vater.

* * *

Greeschenbock, Montag den 18. Dez.

Liebe Else!

Deine Antwort kam schnell genug, aber es wäre mir lieber gewesen, Du hättest Dich etwas länger besonnen und mir dann verständiger geantwortet.

Mich ärgert dabei nur, daß durch Dein Sperren und Trotzen und Deine unvernünftigen Redensarten, die Du über Deines verstorbenen Mannes Ehre machst, als würde er hier beschimpft und besudelt, die schönste Zeit zum Möbelverkauf vorbeigeht. Nun ist es natürlich zu spät. Und Du hast vielleicht Hunderte von Mark eingebüßt, weil Du an Private, und gerade jetzt zu Weihnachten, so viel vorteilhafter hättest verkaufen können.

Was Deine Einwendungen betrifft, so will ich auf das einzelne nicht mehr zurückkommen, lies nur meinen vorigen Brief noch mal durch. Daß dem Kinde das Andenken seines Vaters hier getrübt würde, ist auch solche Redensart, die nichts vor und nichts hinter hat. Von dem Andenken seines Vaters wird er weder satt noch ein ordentlicher Kerl, sondern davon, wie er selbst erzogen und gerichtet wird. Ist ja gut, wenn man das Andenken des Vaters hochhalten kann, ist auch bei uns Köppens bisher immer der Fall gewesen. Wenn sich's aber nun mal nicht machen läßt, mein' Tochter, so fällt ein richtiger Jung' deswegen noch nicht gleich auf den Rücken. Mußt nicht mit weichlichem Larifari dem Jung das Dasein verbuttern.

Du verstehst eben von Jungserziehung noch nichts und kannst Gott danken, daß, wenn kein Vater da ist, ein Großvater zur Stelle steht.

Ach ja, mein' Tochter, man kann in diesem an sich traurigen Fall immer noch singen:

Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Es bleibt gerecht sein Wille,

was sie an dem Sarge von unserem alten, guten Pastor sangen. Damals mußte man seinem Herzen aber noch mehr einen Stoß geben, an die Wahrheit dieses schönen Liedes zu glauben, als wie man heute braucht.

Ach Elsing, ich muß viel unnützliche Worte reden, weil Du noch so störrig bist wie ein Kind. Das schöne Geld für die Möbel ist nun schon hin. Nun nimm Dich zusammen und lern Vernunft. Im nächsten Brief erwarte ich bestimmte Angaben. Kannst gern damit diese Woche durchwarten, denn mit der Aussicht, daß Du zu Weihnachten hier bist und das arme Kind einen Baum zu sehen kriegt, wie Mamsell hoffte, ist's nun wohl nichts mehr.

Dein getreuer Vater.

* * *

Am Morgen des heiligen Abends.

Liebe Tochter Else!

Nun wollen wir es aber genug sein lassen. Ich hab' Dir lang genug geduldig zugehört und Dich einen unvernünftigen Brief um den andern schreiben lassen. Zeit habe ich Dir auch genug gelassen. Bin nicht wie ein strenger Vater mit Dir gewesen, der zu befehlen hat, sondern wie ein Ratgeber und Helfer, denn ich habe mir gesagt: Sie ist ja doch nun auch erwachsen und hat selber ein Kind. Aber so wie Du Dich beträgst, rechtfertigst Du mein Vertrauen nicht. Du beträgst Dich wie ein störrisches Kind, das die Rute haben müßte.

Was willst Du denn eigentlich arbeiten, um Dir und dem Jungen das Leben zu verdienen? Gelernt hast Du ja doch nichts Ordentliches, nicht einmal zur Lehrerin hast Du es gebracht wegen Deiner Liebelei, und obwohl das Geld bis zu Ende bezahlt werden mußte. Willst Du vielleicht bei Herrschaften waschen gehn und Dein Kind auf den Boden der Waschküche setzen wie Fiek Ballermann und Line Tromp? Denke man nicht, daß ich damit spaße, mir ist's nicht nach dem Spaßen zumut. Es ist mir bitterlicher Ernst, viel bitterlicher, als für das heilige Weihnachtsfest paßt, in das wir jetzt hineingehen.

Mamsell sagte: „So einen hübschen lütten Baum hatte ich mir schon holen lassen, Wilhelm Neumann hat ihn gebracht. Und die Ketten dafür habe ich letzte Nacht gemacht. Da hätte der lütte Jung' doch seinen Spaß daran gehabt. Was weiß so'n Kind von Tod und Sterben?"

„Ja, Mamsell," sage ich, „den Baum schenken Sie man Fiek Ballermann für ihre Jören." Was weiß so'n Kind von Tod und Sterben! O ja, seine Mutter wird's ihm schon beibringen. Er wird's schon lernen müssen, das arme Wurm, daß die Welt ein Jammertal ist.

Elsing, bringst Du das eigentlich übers Herz? Wenn ich über den Hof gucke und ich denke, der Jung' läuft da lang, wenn dann erst Frühjahr wird, und kriegt

alle Tage die schönste Milch warm aus dem Stall — und sitzt jetzt da, blaß und verhungert, und soll vom „Andenken seines Vaters“ leben, da möchte man lachen und weinen, in eins. Was kaufe ich mir für alle Deine Redensarten! Ein Topf voll Kartoffel und ein tüchtiges Stück Fleisch darauf sind besser im Leben und Sterben.

Ich denke immer noch, mein Diern, Du kommst noch zur Vernunft. Nun naht das schöne Weihnachtsfest, da wird Dir ja wohl das Herz wieder schwer sein, na, laß man, ich will Dich ja auch in Deiner Trauer nicht stören, das ist ja auch natürlich und richtig. Aber wenn das Fest vorbei ist, Elsing, dann trockne Deine Tränen ab und gib dem Leben wieder sein Recht. Ja, wenn Du das Kind nicht hättest, aber so hast Du Deine Pflichten gegen seinen Leib und seine Seele.

Das bedenke Dir im Ernst.

Dein getreuer Vater

Josias Köppen.

* * *

Am letzten Tage des Jahres 1893.

Du willst also nicht. Dies Jahr soll also schließen, wie es begonnen hat: in Zwietracht Vater und Kind. Nun, ich kann Dich nicht zwingen. Gehe Deinen eigenen, vermessenen, hochmütigen, verstockten Weg des Verderbens. Du mit Deinem armen Kinde.

Es nützt gar nichts, daß Du mir in Deinem letzten Brief weiche Worte gibst und mir einreden willst, daß Du mich liebst und ehrst, auch wenn Du mir nicht gehorchen kannst. Solche Liebe, mein Kind, ist eine Seifenblase, von der man lieber nicht schön reden, sondern sie ihrem Schicksal überlassen sollte. Gebe nur Gott, daß Du an Deinem Kinde nicht dermaleinst büßen müssest, was Du an Deinem Vater gesündigt hast.

Du verschmähst ein „Wohlleben“ an dem Ort, an dem Euer Mann und Vater verfemt und verachtet wäre. Ja, das hört sich pompös an, und ist doch nichts dahinter. Aber das habe ich Dir all lang auseinandergesetzt, und es widert mich, nochmal davon zu schreiben. Ich rede ja doch nur hier für taube Ohren. Ich kann den Mann nicht höher achten, als ich kann, aber daß das arme Kind darum an Leib und Seele verkommen soll, darin sehe ich noch keinen Zusammenhang.

Bin ja freilich auch nur ein ungebildeter alter Landwirt und keiner von den Künstlern, die ja wohl überall Zusammenhänge sehen und machen.

Wenn Du denkst, daß Dein Kind es bei Dir besser hat als bei mir, und wenn Dir die sogenannte Ehre Deines Mannes auch noch im Tode höher steht als die Liebe und das Glück Deines alten Vaters im Leben, so kannst Du ja dann auch wegbleiben. Hindern kann ich das nicht. Du hast mich um dieses Menschen willen schon einmal verkauft, Du kannst mich ja auch zum zweiten- und letztenmal verkaufen. Der Narr, der noch einmal auf Versöhnung und Freude für seine alten Tage hoffte, der war ich.

Dann bleibe also, wo Du bist.

Dein Vater.

* * *



Greeschenbock, Dienstag den 2. Januar 1894.

Meinem vorgestrigen Brief will ich nur noch einen kleinen Nachtrag nachschicken.

Wenn Du also auf Deinem Kopfe beharrst und den Beistand in der Form, wie ich ihn Dir angeboten habe, verwirfst, so erwarte ihn auch nicht in einer andern Form. Die Unvernunft und Verrücktheit unterstütze ich nicht! Ich schicke Dir weder Geld noch Geschenke noch Kleidungsstücke und leide auch nicht, daß Mamsell Dir aus der Wirtschaft schickt. Indessen sage ich Dir eins:

Ich verschließe mein Herz noch immer nicht vor Dir. Ich verfluche Dich auch diesmal nicht. Wenn Du siehst, daß Du nicht weiterkommst, kannst Du es ruhig schreiben. Ich nehme Dich auf, und wenn es mitten in der Nacht ist. Das ist die Form, in der ich Dir helfen und beistehen will. Eine andere gibt's nicht.

Das wollte ich Dir noch sagen. Dein Vater.

* * *

Greeschenbock, Montag den 21. Mai 1894.

Liebe Else!

Zu Deinem Geburtstage gratuliere ich Dir. Du hast hoffentlich nicht erwartet, daß ich Dir auf Deine fünf Briefe seit Neujahr extra antworten sollte. Ich wußte ja auch nichts, Dir zu schreiben. Daß ich den Unsinn und die Sündhaftigkeit, die Du da treibst, auch noch beschnattern soll, kannst Du nicht verlangen.

Nun sieh nur zu, wie weit Du mit Deinen Klimperstunden und Nachhilfestunden kommst. Daß Dir Deine sogenannten „Freunde" dabei auch noch helfen, ist unrecht genug, aber törichte Menschen, die keine Einsicht und keinen Überblick haben, gibt's ja überall. Jetzt ist hier holder Frühling geworden, alles treibt und blüht, und Dein armes Kind könnte es hier schon gut haben. Aber Du weißt ja alles besser.

Was ich Dir noch sagen wollte wegen Deines Verdienens: Jetzt geht es wohl noch, nun der Junge kaum drei Jahre alt ist. Du denkst Dir auch wohl, das bleibt so. Und der Gedanke kommt Dir wohl gar nicht, daß ein Kind, das einen schwindsüchtigen Vater hatte, in großer Gefahr ist und aufs beste genährt werden soll. Aber das ist Dir ja alles egal, wenn Du nur Deinen Kopf durchsetzest und dem Liebhaber, der Dich ins Unglück gebracht hat, beistehst gegen den eigenen Vater.

Ich kann Dir nur gestehn: mir liegt diese ganze Geschichte schwer wie ein Stein im Magen. Essen tu' ich auch nur noch, weil ich muß. Manchmal stehe ich nachts auf, stecke den Kopf hinaus und denke: Bin ich eigentlich auch schon verrückt geworden?

Ja, meine Tochter, Du kannst Dich freun, was Du aus Deinem alten Vater machst.

Das überdenke Dir nur an Deinem Geburtstage. Das ist vielleicht die beste Feier, die Du unter diesen Umständen abhalten kannst.

Dein Vater.

* * *

Greeschenbock, Sonntag den 27. Mai 94.

Liebe Else!

Auf Deinen Brief will ich Dir diesmal gleich antworten, weil sonst alles ein großes Mißverständnis wird. Das ist nicht an dem, daß Du Hals über Kopf herkommen sollst, um mich zu trösten und mir schön zu tun, darum, weil mir die Lust am Essen und Schlafen vergangen ist. Das stellst Du Dir doch zu leicht vor. Denkst, ich bin ein alter plinsender Narr, der in der Ofenecke sitzt und nach seiner Tochter greint, daß sie kommt und ihm die Backen streichelt und ihn betut wie einen alten müden Hofhund, der das Gnadenbrot kriegt. Nein, da hast Du das doch falsch verstanden. Aber das kommt, weil Du selbst schon verweichlicht und verschlampt bist. Mit Trösten und Küssen kriegt man kein Unglück aus der Welt, aber mit Handeln.

Wenn Du herkommst, Else, sollst Du mit Sack und Pack, mit Leib und Seele und allem, was Du bist und hast und willst und tust, herkommen. Deine alte, verwirrte Welt sollst Du hinter Dir lassen. Nackt und bloß an der Seele wie ein neugebornes Kind sollst Du vor mich treten: Da, Vater, nimm mich wieder! Schalte, wie Du willst! Ich verlange und gebiete Dir gar nicht, daß Du auf Knien liegst: Vergib mir, ich hab gesündigt im Himmel und vor dir — und wie die schönen Reden lauten. Brauch' ich gar nicht, will ich gar nicht. Brauchst mir keine Musik in die Ohren zu machen, dafür bin ich nicht poetisch genug, bin ein einfacher alter Landmann, der das Rechte und Vernünftige will und weiter nichts. Brauchst überhaupt nichts zu sagen oder große Versprechungen zu machen. Ist ja alles Klimbim mit nichts hinter. Sollst nur herkommen und alles dumme Zeug vergessen und Deinen Vater walten lassen.

Wenn's Dich grämt, daß Dein Kind dann keinen Vater hat, so hat es eben einen Großvater. Ach Dierning, das geht manch anderen auch noch so. Mußt Dich nicht so haben. Mußt an das Beste des Kindes denken.

Wird's Dir nicht jetzt allmählich doch klar?

Also: zum Besuchen oder Trösten oder dergleichen Firlefanz steht Dir mein Haus nicht offen. Hat ja keinen Sinn und Verstand, ist ja nur Komödie. Aber als Vaterhaus und Heimatsort steht es Dir Tag und Nacht offen.

Nun muß doch endlich Dein harter Sinn geschmolzen sein. Dich grüßt

Dein getreuer Vater Josias Köppen.

* * *

Ein leeres Kuvert.

An Herrn Josias Köppen,

Greeschenbock bei Pöpplitz.

Anmerkung des Briefträgers: Annahme verweigert. Poststempel Friedensee 9. 6. 1894. Zurück an Frau Else Harring, Erfurt.

* * *

Ein leeres Kuvert.

An Herrn Josias Köppen,

Greeschenbock bei Pöpplitz.

Annahme verweigert. Friedensee 29. 6. 1894. Zurück an Frau Else Harring, Erfurt.

* * *

Greeschenbock, 1. Juli 94.

Teile Dir hierdurch mit, daß ich keine Briefe mehr annehme, denn ich habe mich jetzt über das Maß hinaus damit aufgeregt. Wenn Du anderen Sinnes geworden bist, teile mir einfach auf einer offenen Postkarte mit, daß und wann Du mit dem Kinde auf dem Bahnhof in Pöpplitz eintriffst. Alles andere hat keinen Sinn mehr. Ich habe meine Worte erschöpft, und Deine kann ich nicht mehr hören.

Lebewohl. — Vielleicht auf Wiedersehn, vielleicht zum letztenmal auf dieser Erde. Möge bei einem Wiedersehn in einer anderen Welt der höchste Richter Dir und mir gnädig sein.

Dein Vater Josias Köppen.

* * *

Ein leeres Kuvert.

An Herrn Josias Köppen,

Greeschenbock bei Pöpplitz.

Annahme verweigert. Friedensee 30. 5. 1895. Zurück an Frau Else Harring.

* * *

Ein leeres Kuvert.

An Herrn Josias Köppen,

Greeschenbock bei Pöpplitz.

Annahme verweigert. Friedensee 2. 1. 1896. Zurück an Frau Else Harring.

* * *

An Fräulein Karoline Köppen,

Adr. Frau Else Harring, Erfurt.

Greeschenbock, 18. Mai 96.

Liebe Schwester! Eben Deinen Brief erhalten. Erst wie ich ihn öffne, sehe ich, daß Du in Erfurt bist. Ist es gefährlich mit Else? Wie ist denn das nur gekommen? Davon habe ich ja keine Ahnung gehabt. Ich habe im Januar einen Brief von ihr zurückgeschickt, darin stand vielleicht schon, daß sie krank ist. Herr, mein Gott, warum hat sie mir keine offene Postkarte geschrieben, die hätte ich ja gelesen. Ach ja, ja doch, es soll alles geschehen, was nötig ist, alles und alles. Sieh es nicht aufs Geld an. Was kommt's darauf an, für sie liegt's doch bloß hier. Nur nicht bei irgendetwas denken, es wäre zu teuer. Nimm mehrere Ärzte, die besten, einer irrt sich doch oft. Laß einen Professor aus Berlin kommen, es handelt sich ja um Tod und Leben. Liebe Line, ich habe es ja nicht böse machen wollen mit Else, dachte jeden Tag und jeden Abend: Sie schreibt doch noch, sie kommt doch noch. Ohne das lebte ich gar nicht mehr und wäre nicht mehr hier. Aber was rede ich, das ist ja jetzt alles egal. Lepel nimmt den Brief gleich mit retour. Ich kann es nicht klug kriegen, was ihr eigentlich fehlt. Du schreibst hauptsächlich bloß vom Fieber. Es ist doch nicht — aber nein, das schreibe ich nicht aus. Das verhüte Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit!

Liebe Schwester, denkst Du, Else mag mich jetzt sehn und ich kann da was helfen? Sonst ist's am besten, Du bringst sie her, sowie sie reisen kann. Sie braucht sich nichts dabei denken, ich will gar nichts von ihr. Nur daß sie sich erholt und wieder frisch wird. Dann kann sie ja wieder gehen. Sag's ihr nur. Es soll nur so ein

kleiner Ferienbesuch sein. Ja, ja, das wird schön. Ich richte hier alles ein, sie kriegt die große blaue Stube nach hinten, weil sie da den Garten vor den Fenstern hat, und wenn sie etwa noch nicht gehen kann, den kleinen Jungen im Auge hat, wenn er draußen spielt. Was meinst Du, ob ich dem nicht so einen kleinen Leiterwagen machen lasse? Oder womit spielt man in dem Alter? Gib mir man Bescheid, ich weiß so wenig davon. Reiten kann er auch, erst auf dem alten Butterschimmel, ehe er sicher ist.

Nun lege ich alles in Deine Hände. Zur Sicherheit schicke ich gleich dreihundert Mark an Dich ab. Sieh es nicht auf die Kosten an und sieh, daß Else ordentlich kräftige Bouillon kriegt und Eier. Ich hab' schon immer und immer solche Angst gefühlt, sie ißt sich nicht satt.

Lepel muß fort, ich schließe.

Dein Bruder Josias.

Versäume nur nichts. Wenn Ihr mehr Geld braucht, schicke ich mehr. Es ist ja nur für Elsing da.

* * *

Depesche. Aufgegeben Friedensee 21. Mai 1896. Vormittags 11,30.

Depesche erhalten. Ich komme sofort. Telegraphiere nach einem Professor. Versprich den Ärzten die höchsten Honorare. Versäume nichts.

Köppen.

* * *

Depesche. Aufgegeben Friedensee 21. Mai 1896. Nachmittags 4,15.

Depesche erhalten. Ich komme nicht. Bringe die Leiche und das Kind hierher. Ich komme an die Bahn entgegen.

Köppen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag, den 25. Oktober 1896.

Meine liebe, gute Tochter Else in der besseren Welt!

Es wird jetzt wieder Herbst und Winter, und hier sitze ich, ein alter, einsamer Mann. Hier habe ich an Dich geschrieben, gut und böse, und habe Dich immer lieb gehabt. Darum habe ich so schrecklich mit Dir gekämpft und gerungen, daß Du denken mußtest, ich hätte Dich nicht mehr lieb. Es wird wohl nicht die richtige Liebe gewesen sein, denn sonst hätte Gott nicht so furchtbar ernst zu mir gesprochen. Aber Liebe ist's doch gewesen, wo käme sonst dies zerrissene Herz her?

Ich fange jetzt mit den Briefen wieder an, wie einst in der guten, schönen Zeit. Ich schreibe wieder an Dich, mein liebes Kind. Wenn die Leute das wüßten, würden sie sagen, ich habe meinen Verstand verloren. Vielleicht ist es nicht einmal so ganz unrichtig. Aber ich kann nicht anders. Wie es scheint, will Gott mich noch auf Erden behalten, vielleicht weil er mich drüben noch nicht brauchen kann. Da muß ich etwas tun, das Leben zu ertragen, und ich weiß es jetzt: ich kann es, wenn ich Dir schreibe.

Diese Briefe werden nicht mehr auf dem Flurtisch liegen mit einer Marke drauf, und Lepel wird sie nicht mehr mitnehmen. Aber mir ist so, als wenn sie Dich doch erreichen. Als wenn Du, mein Kind, aus ihnen Deines Vaters Not

und Jammer und seine Liebe zu Dir herauslesen und Dich doch darüber freuen könntest. Ich kann nicht anders als so denken. Ich denke, Du sitzest oben in der seligen Herrlichkeit, aber zwischenein wartest Du doch immer: ob Vater noch nicht schreibt? Und willst Nachricht haben von hier unten aus unserer armen Irdischkeit, vom Leben und Treiben in Haus und Hof und vor allem davon, was Dein kleiner Junge macht.

Elsing, diese Briefe kommen in denselben Blechkasten mit dem Schloß, der jetzt unten links in meinem Sekretärfach steht. Wie Du in Deinem Sarge so still in der guten Stube gelegen hast und ich bin hierherüber gegangen und habe gestanden, so zerrissen und verwüstet, daß ich meine Wände nicht gekannt habe und mir mit den Nägeln habe die Brust zerkratzt, da ist Dein lütter Jung' gekommen und hat so große Augen gehabt, blauer als Deine, Elsing, aber denselben großen Blick drin, der mich immer so warm gemacht hat ums Herz, und in sein' Händchen hat er den Blechkasten gehabt, und im linken ganz ordentlich das kleine Schlüsselchen. „Das soll ich Großvater bringen“, hat er gesagt.

Ich habe nicht reden können, o nein, ich habe nichts dazu sagen können, aber der lütte, liebe Jung' hat sich gar nicht gefürchtet vor mir.

Da im Blechkasten liegt noch Mutters Brautkranz und Dein und Willis erster Zahn und die Bilder. Elsing, Elsing, was ist das all! Manchmal ist's, als kann ein Mensch nicht so viel tragen, und als zerbricht was in einem, wenn man so alte, schöne Dinge wiedersieht.

Dann hast Du ganz fein und nach der Ordnung alle meine Briefe drin gehabt. Ach, und ich habe Deine, mein Kind, verbrannt. Wie Du von mir fortgegangen bist, die ersten, und wie ich Dir geschrieben habe, ich nehme keine mehr an, nur eine offene Postkarte, da die letzten.

Ich weiß jetzt nicht, warum ich's tat. Leicht ist es mir nicht geworden, ich hab's wohl tun müssen. Manchmal sitzt etwas in einem und macht einen hart und kalt. Und nachher steht man und wundert sich, als ob man etwas Fremdes in sich gehabt habe, und man war's doch immer selbst, im Besten und Schlechtsten. Soviel Rätselvolles gibt es auf der Welt, und im eigenen Busen weiß man nicht Bescheid.

Ob Du jetzt wohl Klarheit über alles hast, mein Elsing? Aber von Dir kriege ich keine Briefe mehr.

Ich denke jetzt über so vieles nach, daß mir der Kopf ganz wüst ist. Wenn ich abends an Deinem Grab bin, mein Dirning, dann denke ich: da schläfst Du nun ganz still bei Mutter und Willi und hast das Leben überwunden und kannst ausruhen. Von allem, was uns arme Menschen quält, fühlst Du nichts mehr. Und das tut dann ganz wohl. Aber wenn ich so herumgehe, oder wenn ich in der Kirche sitze und die Orgel geht, dann mein' ich doch wieder: Du liegst ja gar nicht da unten, Du lebst ja jetzt in der ewigen Herrlichkeit. — Und dann wieder gehst Du hier durch die Stuben und siehst alles, was ich mache und was Dein kleiner Jung' macht.

Manchmal denke ich: Eins von alledem kann doch nur richtig sein, und dann habe ich große Angst darüber, welches es wohl ist, und welches nicht. Aber manchmal kommt es so wie eine überirdische Klarheit, so daß ich fühle: bei Gott ist kein Ding unmöglich, und dies geht eben über alle Vernunft.

Liebe Else, ich habe auch manchmal sehr schwarze Tage. Dann denke ich und kann gar nicht anders als so denken, so gern ich auch anders möchte: Das ist ja alles Unsinn, was die Gelehrten uns vormachen. Sie ist eben tot und verwest, und die Würmer haben ihren Leib gefressen, und es ist nichts mehr da. Und all das vom Schlafen und der himmlischen Seligkeit oder was sonst ich geträumt habe, das ist leeres Eingebilde. Das macht man sich bloß vor, um nicht zu verzweifeln.

Und dann denke ich weiter und sage mir: daß sie nun tot ist und ihr junges Leben von Würmern gefressen, daran bist Du schuld, Du Narr und Sünder. Du hast ihr ja nicht geholfen. Sonst wäre alles anders und sie lebte noch.

Ach Elsing, ich habe einen Tag gehabt, da habe ich die Briefe im Blechkasten gelesen. Wann es war, weiß ich nicht mehr. Es war so ein grauer, stürmischer Tag, aber Regen war nicht. Ich bin mit einem Mal drüber hergekommen, wie es kam, kann ich mich nicht mehr erinnern. Es war so um die Vesperzeit, und ich habe die beiden Türen nach dem Flur und nach meiner Schlafstube zugeschlossen. Du hast alles ganz ordentlich gehabt, jedes im Kuvert, und fein mit dem Messer aufgeschnitten. Da habe ich gedacht: das hat sie in ihren kleinen lebendigen Händen gehabt.

Ach ja, mein Diern, was gibt es doch all! Ich wundre mich nur, daß man solche Stunden überleben kann. Ich hab's beinah nicht lesen können, aber ich habe mir vorgesagt: Du mußt! Du mußt! Aber in manchen habe ich doch nur reingeguckt, und immer war es, als stächen alle die Buchstaben wie Nadeln, und ich konnte meine eigene Schrift kaum mehr ansehen.

Dann kamen auch die Kuverte, die an mich waren, auf die Lepel geschrieben hat: Annahme verweigert. Aber Deine Briefe waren daraus fort, und ich habe gewühlt und gewühlt, aber sie waren nicht mehr zu finden. Du hast sie wohl verbrannt.

Danach bin ich paar Stunden gewesen wie ein Verrückter, und bin herumgerannt in der Stube und habe mit dem Kopf an den Schrank geschlagen. Und dann habe ich gesessen und wieder gewühlt. Elsing, und geflucht und gebetet habe ich auch. Ich habe wissen wollen, was Du mir da geschrieben hast. Dann habe ich still gesessen und gedacht: Gott gibt mir's vielleicht ein, denn Else sieht doch meine Not und wird ihn bitten.

Aber es kam nichts vom Himmel.

Dann habe ich meinen Verstand zu Hilfe genommen. Aber wenn ich es mir fertig gedacht hatte, dann kam ein anderer Gedanke quer, und dann dachte ich wieder: Es kann ja auch alles anders gewesen sein.

Zuletzt stand ich da und dachte: Meine Else hat mir etwas sagen wollen, und nun ist sie tot, und ich stehe hier, und ich erfahre es nie mehr.

Da dachte ich: Wozu der ganze Kram noch! wem ist es was nütze? Dann kam es ganz von selbst, und ich hatte mein altes Jagdgewehr, das beim Ofen hängt, in der Hand. Ich hab's auch noch geputzt, weiß nicht, was ich dabei dachte. Schießen tut's ja nicht, wenn es verrostet ist, aber gedacht habe ich wohl nicht viel dabei.

Wie es blank war, wurde es draußen beinah dunkel. Ich nahm die Mütze von der Wand. Dann bin ich noch umgekehrt und habe den Blechkasten ein-

geschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Dabei habe ich mir auch nicht viel gedacht. Ein bißchen dösig bin ich doch wohl gewesen, sonst wäre mir doch eingefallen: Wenn man mich findet, findet man den Schlüssel ja auch. Na, das war nun alles gleich.

Draußen war es noch nicht so dunkel. Der Wind ging stark. Ich gucke noch einmal über den Hof, aber mir war alles egal. Der neue Schweinefutterer steht da noch und guckt an seiner langen Nase runter. Ich sage ihm noch: „Hast wohl viel Zeit zu verschenken?“ Aber alles wie im Traum. Es kommt mir jetzt nur so zurück.

Um die Hausecke am Hoftor steht Dein kleiner Jung' und wirft Steinchen über die Mauer, und als er mich sieht, kommt er gelaufen. „Großvater, gehst Du jagen? ich will mit!“ und steckt die lütte Pot' in meine Hand.

„Nein,“ sage ich, „Du kannst nicht“, und mache meine Hand auf, daß er loslassen soll. Da macht er seine großen blauen Augen und sagt: „Großvater, ich kann weit laufen! So weit wie Du! Ich habe starke Beine, hat Mutti gesagt.“

Ich denke nach: So weit wie ich kannst du doch nicht, mein Jung'. Aber ich hatte keine Kraft mehr zum Neinsagen oder zum Nachdenken. Sonst hätte ich den lütten Kerl doch nicht mit auf diese Tour genommen.

Ich weiß nichts mehr, Elsing. Ich habe wohl lange Schritte gemacht, und er hat laufen müssen, aber immer war er dicht neben mir. Bleibe ich mal stehen und sehe, wie er schnauft und ordentlich feucht und rot ist im Gesicht, und sein Mützchen hat er auch nicht auf. Da komme ich mit einem Mal zur Besinnung und kriege es mit der Angst, er wird sich erkälten. Zart ist er ja man, Elsing, aber ein tapferer kleiner Mann. Und wir waren schon so weit im Feld, und dunkler wurde es mit jeder Minute, und der Wind ging so eisig kalt. Jetzt merkte ich, daß ich bis zum Tannenschlag wollte und immer in der Richtung drauf losgegangen war.

Da dachte ich mit einem Mal: Ja, was soll der kleine Jung' denn machen, er kann doch nicht allein den ganzen Weg zurück, und erkälten wird er sich auch.

Da stand ich still, und der Wind sauste, und ich hatte solche Angst. Wenn Else das mit ansieht, was ich mit dem Jung' mache! dachte ich.

Sein Haar klebte ganz naß, und die lütte Brust keuchte nur so. Was muß er gelaufen sein.

„Großvater, schießt du nicht?“ fragte er. „Schieße doch, ich will's sehn!“

Ich sagte: „Es wird heut' wohl zu spät, Heinz. Du mußt nach Hause, sonst schilt Mutti im Himmel auf uns beide.“

Da wird doch der kleine Jung' ganz ernst und böse und blitzt ordentlich mit seinen Augen, zerrt mich am Rock und sagt: „Großvater, und du hast mir's versprochen, und ich bin so gerannt, und du hast es versprochen, Großvater!“

Da habe ich dem Jung' eine Krähe geschossen, Elsing. Und die hat er mit seinen kleinen Händchen angepackt, und ich habe ihn auf den Arm genommen und nach Hause getragen. War Dein Jungelchen doch so müde, daß er mir den Kopf auf die Schulter legte und den ganzen Weg geschlafen hat. Aber seine Krähe hat er nicht losgelassen. So bin ich wieder auf den Hof gekommen und habe das Gewehr an die Wand beim Ofen gehängt. (Schluß folgt)





Die jüngste Türkei

Von

Dr. Albrecht Wirth

Eine große Stadtverwaltung leistete neulich folgendes Stückchen. Durch Straßenarbeiten war einem Hausbesitzer sein Zaun zerstört worden. Der Magistrat gewährte gnädigst einige hundert Mark für die Wiederaufrichtung des Zaunes. Als nun aber der Besitzer den Zaun erneuert hatte, erhielt er einen Erlaß des hohen Magistrats: er habe den Zaun ohne Genehmigung gebaut und müsse ihn daher wieder wegnehmen, widrigenfalls er amtlich entfernt würde. Derselbe Magistrat zwang in einem einsam gelegenen großen Gebäude den Eigentümer, eine Feuermauer quer durch das Haus zu ziehen. Der Spaß kostete 5800 Mark. Der kurz darauf neu ernannte Bauinspektor besichtigte bei irgendeiner Gelegenheit das Gebäude und fragte ahnungslos: „Wozu haben Sie eigentlich diese überflüssige Feuermauer?"

Das kleine Beispiel zeigt, daß eine Selbstverwaltung gerade so elend sein kann wie eine aufgezwungene, meinetwegen wie eine despotische. Diese Erfahrung hat schon reichlich die junge und jüngste Türkei gemacht. So gar sehr viel besser sind unter der freiheitlichen Selbstverwaltung die Verhältnisse nicht geworden. Immerhin sind neue Kräfte entfesselt, die früher gebunden waren, können sich talentvolle und hochstrebende Männer jetzt offen entfalten, die früher entweder brachlagen oder gar in der Verbannung verkümmerten. Man hat dieses auch schon zur Zeit der französischen Revolution gesehen. Die Generale, die gleichzeitig mit dem jungen Napoleon in den Heeren der Republik dienten, waren nicht selten erst fünfundzwanzig Jahre oder nur wenig darüber alt. Nicht nur bei Revolutionen, bei jeder großen staatlichen Umwälzung, auch bei Restaurationen kommt das Talent und die Jugend an die Spitze. So hat die Ära der Meiji, die 1868 in Japan begann, eine stattliche Reihe von Führern an die Oberfläche gebracht. Ebenso bei kulturellen und technischen Umgestaltungen. Die ersten Eisenbahningenieure, die ersten Begründer der chemischen Industrie, ja auch mancher Zweige des Elektrizitätswesens waren meist junge Leute. So kann es nicht wundernehmen, jetzt an der Spitze der türkischen Freiheitskämpfer einen Anvar (Enver) Bey, der achtundzwanzig Jahre alt ist, ferner seine nicht viel älteren Freunde Hakki und Niasi zu erblicken und eine wehrhafte Phalanx von Parlamentariern auftauchen zu sehen,

deren Talente erst durch die große Umwälzung geweckt wurden. Wie wir das ja schließlich auch in Rußland in ähnlicher Weise erlebt haben.

Das neue Regime im Osmanenreiche hat unzweifelhaft die besten Absichten gehabt und hat auch vieles Nützliche erreicht. Es hat mit den Drohnen im Yildiz aufgeräumt und die Schätze, die dort unnütz aufgespeichert waren, der Allgemeinheit dienstbar gemacht. Es hat ferner Handel und Wandel von so mancher Einschnürung befreit. Es hat das Maschineneinfuhrverbot aufgehoben, hat den Bau neuer Eisenbahnen angeordnet und hat die Schaffung einer Handelsmarine in die Wege geleitet. Es hat ferner Heer und Flotte verjüngt und eine durchgreifende Neuorganisation beschlossen. Es hat endlich ein brauchbares Budget aufgestellt.

Was dagegen nicht erreicht wurde, ist die völlige Gleichberechtigung der Bürger des Reiches. Schon jetzt fühlen sich namentlich die Christen in allen Teilen des weitausgedehnten Landes bedrückt und benachteiligt. Bulgaren, Griechen und Araber erklären, es sei keineswegs besser als unter dem alten Regime, und die Armenier wollten sich gar unter den Schutz des Zaren stellen. Aber auch die Mohammedaner sind mit den jetzigen Machthabern in Konstantinopel nicht zufrieden. Die Gründe hierfür sind verschieden. Aber Tatsache ist, daß bei den mohammedanischen Albaniern wie Arabern und Kurden Aufstände ausgebrochen sind. Ja selbst die Rassengenossen der Türken in Anatolien wollen von ihren Brüdern in Europa nichts wissen. Das ist eine sehr bedenkliche Erscheinung. Sie führt uns auf das Hauptproblem der jüngsten Türkei.

Im Jahre 1848 sind, wie bei allen Revolutionen, viele Kräfte freigeworden. Aber — das ist der Pferdefuß — nicht nur deutsche, sondern auch fremde Kräfte. Ein jeder wollte sich eben geltend machen, wollte sich durchsetzen. So ist die deutsche Revolution der Ausgangspunkt für die Emanzipation der Slawen, der Ungarn, der Italiener, ist der Springquell des Nationalitätenhaders geworden. Genau so ist es der freiheitsdurstigen Türkei ergangen. Gewiß, die Türken haben sich von dem übergroßen Druck des Sultans emanzipiert, aber — die anderen auch! Schon befinden sich die Führer am Goldenen Horn in der Rolle des Zauberlehrlings. Schon wünschten sie, sie hätten nicht überall die Zügel so sehr gelockert, sie hätten nicht die Geister der Unabhängigkeit überall heraufbeschworen. Nun ist die Drachensaat groß geworden. Und sie ist für die Verdränger des Sultans nicht erfreulich. Da ist namentlich das schwierige Problem in Arabien. Schon seit 1900 tobt dort ein Kampf gegen die türkische Oberhoheit. Letzthin ist die Lage von Hadramaut bis nach El Haza, von Oman bis zum Hauran völlig unhaltbar geworden. Schon wollten die Machthaber wenigstens Mekka und dem Yemen die Autonomie gewähren. Schon spricht man in panislamitischen Kreisen davon, einen neuen Kalifen aufzustellen, der arabischen Blutes sei. Die Rasse wird von einzelnen sogar über die Religion gestellt. Einige Syrer werben für den Zusammenschluß der christlichen und mohammedanischen Araber. Da ist weiter die Anarchie in Kurdistan. Man hört wenig darüber. Begreiflich. Die Verbindungen sind schlecht. Die Machthaber sorgen dafür, daß nichts Ungünstiges durchsickere. Der große Kurdenscheikh Ibrahim wurde zwar mit Hilfe von zwölf Regimentern und von — Gift unschädlich gemacht, aber seitdem sind elf Monate verflossen, und die Lage ist schlechter

als zuvor. Da ist endlich die albanische Verwicklung. Einer der angesehensten Männer Albaniens, Ferid Pascha, sitzt allerdings im Ministerium, aber sein Anhang im Lande ist nicht so sehr groß. Viel größer ist die Zahl der Frondeure oder offenen Gegner. Nur sind diese bis heute noch nicht einig. Die Malsoren und die Mirditen gehen auf eigene Faust vor, ebenso die Bewohner der Dibra und Lurja, und im Süden wühlen die Agenten Ismail Kemal Beys. Doch scheint es, als ob in letzter Zeit ein albanisches Volksbewußtsein erwache, ein Gemeinsamkeitsgefühl, das sogar stärker ist als die religiöse Trennung. Die größere Hälfte ist nämlich dem Islam zugetan, der Rest spaltet sich in römische Katholiken und griechisch Unierte.

Dazu kommt noch der Gegensatz zwischen verwestlichten mazedonischen und konservativen anatolischen Türken. Man darf füglich bezweifeln, daß sich Anatolien, wo der Kern des Osmanentums sitzt — 7 Millionen gegen 1½ in Europa —, bereits beruhigt habe. Der Gegensatz ist schwer überwindlich. Auch kann man es den Konservativen nicht einmal so ganz übelnehmen, wenn sie gegen so manchen jungtürkischen Heißsporn Mißtrauen hegen. Egoistische Ziele konnte man dem Herausgeber der Turquie Contemporaine nachweisen, die 1891 in Paris gegründet wurde, und dem Leiter der Turquie Libre, des Organes der „konstitutionellen türkischen Partei", das 1892 in London das Licht erblickte. Kürzlich haben die jüngsten Türken selbst einem der berühmtesten Jungtürken den Prozeß gemacht und ihn zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Ich spreche vom Staatsrat Murad Bey. Er, der Herausgeber des in London erscheinenden jungtürkischen Organs „Huriet", stellte das Erscheinen seines Blattes für eine Wasserleitungskonzession in Beirut ein; ebenso Ali Schefketi Bey, der, nachdem ihn der Sultan befriedigt hatte, sowohl sein Organ „Istikal" („Die Zukunft") wie „Haial" („Die Illusion") eingehen ließ. Noch viele sind hier zu nennen, die es ähnlich machten, z. B. Salib-Bey, Herausgeber von „Judjili-Tschausch", Paris; Tarsussi-Zade-Munif Effendi, einst Herausgeber von „Hakikat", Genf; Tumali-Zade-Hilmi Bey, ebenfalls in Genf, Herausgeber des „Sirid", und Ali-Zade-Hodscha-Muheddin, der in Ägypten ein jungtürkisches Blatt, „Kanun Essassi" („Das konstitutionelle Gesetz") erscheinen ließ. Achmed Bey, hervorragendes Mitglied der Genfer Jungtürken, wurde Militärattaché in Belgrad; Nazif Bey, der in Paris jungtürkische Weisheit verzapfte, wurde Generalsekretär des türkischen Generalgouverneurs in Brussa, und der gefürchtete Vizepräsident des jungtürkischen Komitees in Paris, Emin Arslan, lebte eine Zeitlang sogar als türkischer Konsul in Frankreich. Jetzt ist er einer der angesehensten Abgeordneten. Einige dieser bêtes noires wurden ja, wie Murad Bey, von ihren eigenen Parteigenossen ausgemerzt. Dafür treiben so manche andere ungestört ihr Wesen. Überhaupt ist der Argwohn, den bereits der berühmte italienische Historiker Ferrero aussprach, nicht ganz unberechtigt: daß die ganze türkische Revolution nichts bedeute, als daß nun andere Leute an die Krippe kommen — die alte Geschichte von den Ins und Outs in England. Auch kann sich der begeistertste Freiheitsschwärmer mit der Art nicht einverstanden erklären, wie jetzt die siegreichen Revolutionäre hausen. Zwei Kriegsgerichte seufzten derart unter der Last ihrer Arbeit, daß ihnen, wollten sie nicht erdrückt werden, ein drittes beigesellt wurde. Und wie haben die Kriegsgerichte mit Hängen und Schießen,

mit Verbannen und Güterkonfiszieren gehaust! Nicht viel besser als Sulla und Marius, als die Triumvirn Antonius, Lepidus und Octavianus. Die natürliche Folge davon ist, daß auch die Zahl der Feinde des neuen Regimes entsprechend gewachsen ist.

Dies Wachstum ist nun einer besonderen individuellen Handlungsweise, einem Mißbrauche der Macht zu verdanken. Was dagegen von individueller Betätigung vollkommen unabhängig ist, das ist der niemals zu verwischende Gegensatz der verschiedenen Volkheiten. Ich habe schon von den „Unstimmigkeiten" berichtet, die zwischen den Mohammedanern selbst herrschen. Noch unüberbrückbarer ist begreiflicherweise die Kluft zwischen Anhängern Mohammeds und Christi. Schon allein wegen der grundlegenden Verschiedenheit der Ehegesetze kann niemals ein völliger Ausgleich der bürgerlichen Rechte erzielt werden. Ein weiterer Stein des Anstoßes ist die Wehrpflicht. Einem Christen war es bisher noch gar nicht erlaubt, zu dienen. Auch jetzt wollen die Machthaber daran festhalten und verlangen die hergebrachte Wehrsteuer der Rajah-Völker. Die Christen aber wollen die so viel gerühmte Gleichberechtigung verwirklicht sehen; sie wollen lieber dienen als, wie man ja früher auch bei uns für einen Stellvertreter tat, zahlen. Nun liegt die Sache insofern für die Türken sehr ungünstig, als ihre Kopfmenge in Europa nur ein Viertel von der Gesamtbevölkerung und in Asien nur etwa ein Drittel der Gesamtheit beträgt. Ich fürchte, diese Differenz allein wird hinreichen, um einen nationalen Staat unmöglich zu machen.

Dazu kommt noch eine schier unübersehbare Reihe von äußeren Schwierigkeiten. Albanien allein wird von nicht weniger als drei Mächten umworben: von Österreich, Griechenland und Italien. Arabien betrachten die Engländer als sichere Beute. Um Syrien bemüht sich Frankreich, um Hoch-Armenien Rußland. Möglich wäre freilich, daß gerade, wie so oft schon, eine Ablenkung nach außen hin dem uneinigen Staate Rettung brächte. Ein Krieg mit Rußland wegen Adherbeidschans würde jedenfalls die nationalen Triebe in Vorderasien stark entflammen.



Wolken

Von

Martin Lang

Gemahnt dich noch der schöne Sommertag?
Wir ruhten aus am schattigen Buchenschlag,

Die Stunde schwieg in sommerlicher Ruh'.
Du sahst, wie ich, den weißen Wolken zu,

Die, grüßend, uns vorüberflogen — weit,
Als wären's Engel unserer Kinderzeit.





Geblendet!

Von

Paul und Viktor Margueritte

Der Zug brauste mit vollem Dampf dahin. Man näherte sich Saumur. Schlafbefangen betrachtete Olivier Séranes die in unbestimmtes Grau gehüllte Gegend. Seine Gedanken, noch wirr und unklar, glitten die Telegraphendrähte entlang, brachen sich an jedem Pfahl und entflohen mit der Landschaft, über welche langsam die Morgenröte sich breitete.

Und er hätte doch sich ermannen, die Richtschnur seines Benehmens überdenken mögen, denn das Unbekannte, das seiner harrte, erfüllte ihn mit leiser Unruhe. Doch jeder im Flug gewahrte Punkt dieses Stückchens Erde, in dem jeder Winkel ihm vertraut und lieb geworden, gab ihm einen leichten Stoß inniger Freudigkeit. Und alles, das Grün der Bäume, das Blau des Himmels, das Aufblitzen eines Flusses, ja alles verschmolz ihm in ein köstliches Gefühl des Frohsinns: sein ganzes Sein empfand die Verjüngung des Frühlings. Diese rosigen Wölkchen, die von Sekunde zu Sekunde sich mit lebhafterem Purpur färbten, schienen ihm schöner als all die andern, die er unter dem wundervollen Himmel Afrikas oder des äußersten Orients bewundert hatte. Als die Sonne erschien und alles ringsumher mit ihrem Flammenmeer übergoldete, da glaubte Séranes eine der jüngsten Sonnen der Welt zu erblicken, so schnell lichtete sich der weiche Dunst, in den die Atmosphäre gebadet schien, so goldflüssig war die Reinheit der linden, feuchten Luft. Und mit Wollust atmete Séranes die Frische, die aus Wiesen und Wäldern aufstieg, jenen Duft von Gras und Saft der glücklichen Touraine.

Wie süß, o wie süß war diese Heimkehr zu dem heimatlichen Kirchturm nach langer, langer Abwesenheit! ... Seine Familie erloschen, die Freunde zerstoben, welche Umwälzungen während dieser zehn Jahre! Nur der Boden allein hatte sich nicht verwandelt; er allein begrüßte den Heimkehrenden mit seinem friedlichen Lächeln, seiner heiteren Schönheit. Wie damals wogte auf den Feldern das Getreide; durch die Spitzen der grünen Halme strich ein silberner Schauer, und die große Loire führte in trägem Lauf in ihrem Spiegel das Abbild der Häuser, der hohen Pappeln der Ufer mit sich — ein Band voll Himmel und Wolken. Eine Kuh, die beim Vorübersausen des Zuges den Kopf hob, das ferne Gebell eines

Hundes, alles, alles erfüllte ihn mit seltsamer Rührung. All der geheimnisvolle Zauber der elementarsten, der einfachsten Natureindrücke nahm ihn gefangen, durchdrang sein Wesen. Und mit einer beinahe furchtsamen Freude dachte er nur noch an sie, die er sogleich wiedersehen sollte, an Charlotte Derpers.

War sie es nicht, die während seines Exils ihm zur Verkörperung aller teuersten, treuesten Gefühle geworden: Jugenderinnerungen, Heimweh, lebensvolle Anmut der Dinge, das Ideal der schönen und guten Französin? Charlotte! Dieser magische Name belebte sein Herz; er vergaß die Müdigkeit seines Körpers, die vierzig Jahre, die sich mit vorzeitigen Falten in sein gebräuntes Antlitz gegraben, Tongkings glühende Sonne und das Fieber.

Wie hatte er dort unten in seinem Wohnsitz Phuï-Nam der klugen Freundin gedacht, die, an e nen reichen Industriellen verheiratet und Mutter großer Kinder, in dieser anmutigen Provinzumgebung ihr friedliches Dasein lebte! Wie er sie verlassen, so sollte er sie wiederfinden, in ihren weißen Gewändern ihren Park von Clairettes durchwandelnd, von dem Murmeln der Fontänen begleitet, die, aus Felsen und Grotten entspringend, den Garten mit einem glitzernden Netz lebender Gewässer umgaben — eine immer gleich junge, immer gleich schöne Charlotte Derpers, von den Ihren umringt, von der allgemeinen Achtung getragen, von den Armen geliebt.

Seltsam, daß er nach so langer Zeit noch nicht ohne leises Erschauern im Herzen ihrer denken konnte! Aber er hatte sie jahrelang mit andachtsvoller Glut geliebt und seine Gefühle mit schmerzlicher Scheu vor allen und auch vor ihr selbst verschlossen. Ein einziges Mal hatte er gesprochen, und diese Minute hatte über das Schicksal seines Lebens entschieden. Er hatte erraten, daß Madame Derpers ihn vielleicht lieben könnte, daß sie vielleicht im tiefsten Grunde ihres Herzens ihn schon liebte, im selben Augenblick aber hatte er auch begriffen, daß sie es nie ihm gestehen würde. Noch weniger konnte er hoffen, daß diese Frau je auch nur um einer Linie Breite von den heiligen Pflichten, die sie freiwillig übernommen, abweichen würde. Die Hoffnung, welche ihre kurze und entscheidende Unterredung in ihm erweckte, war flüchtig wie ein Blitz, der den Himmel beleuchtet, um für immer zu verschwinden. Séranes erkannte, welch unverzeihliches Unrecht es wäre, dieses Herz verführen zu wollen, das friedlich bleiben wollte und kraft seiner Reinheit auch stark genug sein würde, sich seinen Frieden zu bewahren. Er bewunderte diese sanfte, ernste Würde, diesen stolzen Kampf für die Ehre.

„Was soll ich tun?“ hatte er Madame Derpers gefragt. Und sie hatte mit einem vollen Blick in seine Augen erwidert: „Abreisen!“ Er war abgereist. Mit heroischem Entschluß hatte er die Unendlichkeit der Meere, der Trennung zwischen sich und die Geliebte gelegt. Die Kolonien hatten seinem Tätigkeitsdrang ein weites Feld geboten; die höchsten Verwaltungsämter hatten sich ihm geöffnet, zuerst am Senegal, später in Tongking. Und vergeblich war er unter fremdem Himmel eingeschlafen und aufgewacht, vergeblich hatte er neue Freundschaft und neue Liebe kennen gelernt, kein Ehrgeiz, kein Stolz auf errungene Ehren und auch nicht das Streben, seinen Platz würdig auszufüllen, hatten ihn die einzige Frau, die er je geliebt, vergessen lassen können. Von Zeit zu Zeit hatten sie Briefe von vollen-

deter Korrektheit getauscht, in denen sie die wichtigsten Ereignisse erwähnten und schweigend über das hinweggingen, was tot fortan für sie bleiben mußte. Die Jahre hatten das Band der Zuneigung, das sie vereinte, gelockert, hatten in Géranes Herzen die Liebe in heitere, friedliche Freundschaft gewandelt. Er war geheilt; daß auch sie es war, daran durfte er seit langem schon nicht zweifeln. Wenn sie so dringend darauf bestand, daß er einige Tage in Clairettes zubrachte, so war dies der beste Beweis, daß sie seiner sich so sicher fühlte wie ihrer selbst.

Einen Augenblick lang bereute er beinahe, so schnell eingewilligt zu haben. Kann man je wissen, ob die Wunden des Herzens ganz vernarbt sind? Er fürchtete sich vor der Furcht, Madame Dexpers immer noch zu lieben. Wenn im Moment des Wiedersehens die zehn Jahre der Trennung wie ein einziger Tag entschwanden? Wenn er wieder, wie einstmals, ihre so teure Gegenwart nicht ohne bebende Erregung zu ertragen vermochte? Wenn der Anblick dieser hohen, glatten Stirne, dieser leuchtenden Augen, dieser goldbraunen Haarfülle, dieses weißen, runden Halses, dieser schmiegsam-schlanken Taille ihm von neuem das Herz erschauern machte?

Er suchte diese quälenden Zweifel zu verscheuchen. Doch sie verfolgten ihn unaufhörlich, sie mischten sich in das unruhige Schwanken des Zuges, in den Rhythmus der grollenden Lokomotive. Und er gedachte ihres Abschieds auf dem Perron des Bahnhofs, an einem Morgen so strahlend wie der heutige. In ein silbergraues Kostüm gekleidet, war sie mit ihrem Gatten, einem kräftigen, blühend aussehenden Manne, der, vielleicht von dieser Abreise sehr befriedigt, mit lauttönender Stimme sprach, erschienen, um ihm Lebewohl zu sagen. Ihr Töchterchen Therese, zart und schwächlich für ihre zehn Jahre, hielt Géranes Hand fest in der ihren, denn sie hatte ihn sehr ins Herz geschlossen. Mit geröteten Augen betrachtete sie die Schienen, während die weichen Züge den so seltsam nachdenklichen Ausdruck annahmen, den man bei Kindern häufig findet, wenn ein ihr Alter übersteigendes Gefühl sich ihrer bemächtigt. Wie oft hatte Géranes bei dieser rührenden Erinnerung gelächelt, und jetzt noch fühlte er in Gedanken den Druck der kleinen, weichen Hand. Liebliche Therese, lebendes Abbild ihrer Mutter — immer hatte er in seiner Erinnerung die beiden Gestalten miteinander vereint gefunden. Bei seinen Sendungen seltener Kleinigkeiten und exotischer Schmuckstücke hatte er seiner kleinen Freundin nie vergessen.

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein.

* * *

Mit unüberlegter Hast stürzte sich Géranes aus dem Coupé, mit verzehrender Ungeduld schweiften seine Blicke den Perron entlang, auf dem Madame Dexpers warten mußte, denn so hatte sie es ihm versprochen. Kein silbergraues Kleid wie ehemals, keine junge Frau mit leuchtenden Augen, kein kleines Mädchen mit bloßen Beinen. Lauter fremde Gesichter. Dort aber, abseits stehend, wandte sich eine elegante, schwarzgekleidete Dame von ihm ab wie von einem Fremden, betrachtete ihn dann aufmerksamer ...

Er erstickte einen Schrei, stürzte vorwärts, zwei Hände drückten die seinen: „Charlotte ... gnädige Frau ... Sie ...“



Und Madame Derpers sagte zu ihm: „Ich bin glücklich, mein Freund ...“

Er betrachtete sie forschend und staunte nicht länger darüber, daß er sie nicht sofort erkannt hatte. Charlottes blühende dreißig Jahre waren nicht mehr; ihr blasses, des Samthauches beraubtes Antlitz trug die Spuren unmerklichen Welkens. Eine kürzlich erst überstandene Krankheit, deren sie in ihren Briefen keine Erwähnung getan, wohl auch Sorgen und Kummer mancher Art, hatten ihre Züge abgezehrt. Ihre Haare waren ergraut. Séranes hatte eine andere Frau vor sich, eine alte Frau beinahe.

Der Eindruck war ein so unerwarteter, daß er dessen volle Intensität nicht sogleich zu empfinden vermochte. Der Gedanke kam ihm, daß er selbst sich sehr verändert haben, sehr gealtert sein müsse. Hätte sie sonst gezögert? Seine gebräunten Schläfen, sein Fieberteint, sein aschgrauer Schnurrbart ... ja gewiß, er war alt geworden, wozu es leugnen? — all dies erfüllte ihn mit peinlicher Enttäuschung, mit einer Traurigkeit, die ihm um so qualvoller war, als er ein solches Wiedersehen nicht erwartet hatte.

Ohne Zweifel litt auch Madame Derpers unter dem Unbehagen, das sich unbewußt, ernüchternd zwischen sie gedrängt, unter der Leere, welche der ersten Aufwallung folgte! — Wie die Unbefangenheit wiederfinden? Und sie hatten sich doch so vieles zu sagen! Verwirrt und dabei bestrebt, ihre Verwirrung zu verbergen, beantwortete sie zusammenhanglos seine Fragen. Sie entschuldigte ihren Gatten, den ein wichtiges Geschäft am Kommen gehindert hatte. Ihren Söhnen ging es gut; der ältere sollte demnächst Kapitän werden; Roger beschäftigte sich unter Anleitung des Vaters mit der Fabrik. Und Therese? Die war da und wartete draußen mit dem Wagen, denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, selbst kutschieren zu wollen.

Und Séranes folgte ihr und betrachtete dabei mit einem Gefühle der Wehmut die kleinen grauen Löckchen, die auf dem schneeweißen Halse eine solch verwelkte Anmut gewannen; Madame Derpers' schmiegsame Taille übte nicht mehr den gleichen Zauber auf ihn aus. War es denn möglich, daß er sie weniger liebte, sie auf andere Weise liebte, weil sie nicht mehr jung war? Armes Menschenherz! Das Spiegelbild der Jugend also war es gewesen, was ihn an ihr bezaubert, und nicht die unsichtbare Schönheit der Seele? Nein, nein! Eine ungekannte Zärtlichkeit überflutete plötzlich sein Herz: weil er sie mit anderer Liebe liebte, liebte er sie weniger? Zärtliche Freundschaft, Glut der Erinnerung, Abglanz der Liebe — was lag an dem Namen des Gefühls, das er empfand! Eine mit Rührung gemischte Verehrung bemächtigte sich seiner und beugte ihn vor dem edlen Wesen, das mit solch reiner Würde sein Leben der Freuden und der Leiden gelebt hatte. Ach ja, wohl auch der Leiden: Frauensorgen, Mutterschmerzen; liebe, teure Madame Derpers!

Sie verließen den Bahnhof. Sie sagte: „Hier ist Therese!“

Neben einem ungeduldigen Goldfuchs, dessen Haut in der Sonne erglänzte, stand voll Jugendanmut lächelnd ein hochgewachsenes, junges Mädchen. Sie trug ein königsblaues Kleid, das ihren schlanken Wuchs vorteilhaft zur Geltung brachte. Unter einem breitrandigen Strohhut quoll in zwei schweren Flechten

ihr goldbraunes Haar hervor und umrahmte ein taufrisches Antlitz, in dem zwei leuchtende Augen, ein kleiner, über elfenbeinweißen Zähnen geöffneter Mund in Lebenslust und Lebensfreude erstrahlten. Sie datte die schöne, glatte Stirn ihrer Mutter, ihre grade Nase, ihr ovales Profil, sie hatte den Blick, das Lächeln, die Haltung, die ihre Mutter einst besessen. Die Ähnlichkeit war so packend, daß Séranes sich mächtig ergriffen fühlte. Das war nicht Therese, die vor ihm stand, das war die zwanzigjährige Charlotte. Und diese Charlotte drückte ihm die Hände mit einer so jugendlichen Lebhaftigkeit, einem so spontanen Ausdruck der Freude, daß eine seltsame Rührung ihn überkam.

„Sie erkennen mich also wieder, mein Fräulein?"

„Vor allem nennen Sie mich Therese. Ob ich Sie wiedererkenne? Als hätte ich Sie gestern erst verlassen! Kann man denn seine alten Freunde überhaupt vergessen?"

Er lächelte. „Aber ich habe mich doch verändert."

Sie erwiderte: „Und hätten Sie mich erkannt?"

„Ohne Zögern!" Und verwirrt wandte er sich zu Madame Dexpers: „Diese Ähnlichkeit! ..."

Sie lächelte — ein herbstlich ernstes, sinnendes Lächeln, als fühle sie ergebungsvoll sich glücklich, in ihrer Tochter wieder aufleben zu können.

Séranes Blick kehrte zu Therese zurück: wie die Fee des Frühlings erschien sie ihm. War es denn möglich, daß die beiden Jahreszeiten des Lebens zu solch einer Fülle ursprünglicher Frische, strahlender Jugend verschmolzen? Was hatte er vor sich, die Gegenwart oder die Vergangenheit? Theresens lebensvolles Bild oder die im frischen Grün eines neuen Lenzes wiedererstandene Charlotte, Charlotte als junges Mädchen, die Charlotte, die er so anbetend, mit so heißer Leidenschaft geliebt? ...

„Setzen Sie sich neben mich," sagte das junge Mädchen. „Mutter zieht den Rücksitz vor. Sie sollen sehen, wie Trilby laufen kann."

Sobald man das hohe Gefährt bestiegen hatte, ergriff sie Zügel und Peitsche, Trilby griff weit aus und jagte davon. Bald blieben die Straßen von Saumur, die Brücke hinter ihnen zurück. Durch die grünenden Gelände, den silberglitzernden Fluß entlang, eilte das leichte Gefährt dahin. Von dem klaren Himmel zeichneten sich die harmonisch gewellten Hügel, die lustig im Morgenwind sich drehenden Windmühlen ab. In der durchsichtig reinen Luft zeigten Bäume, Häuser und Inselchen ihre unendlich zarten Umrisse. Aus jedem bewegten Blatt, aus jedem schwankenden Halm lachte die Anmut der Landschaft; wie ein reicher Teppich dehnten sich die mit Gras und Blumen überwucherten Ufer, und bis an den fernen Horizont weidete das Auge sich an saftigen Wiesen. Ein frischer Hauch streifte die Wangen, und im Flug erkannte Séranes alle Einzelheiten des Weges, hier die Schmiede, dort im Hintergrund die Reihen hundertjähriger Bäume. Längst vergessene Gesichter lebten in seiner Erinnerung wieder auf: vom Rand einer Böschung blickte eine Alte ihn an; er nannte ihren Namen, den er seit zehn Jahren vergessen hatte. Mit einem köstlichen Gefühl der Wehmut atmete er all diesen Zauber. Mit vollen Blicken, vollen Lungen ließ er sich von diesem Wohlgefühl durchdringen, ohne zu

fragen, woher dieser heilbringende Hauch ihm kam, dieser Saft, der ihm durch alle Adern rann. Von der Landschaft? Oder von der Gegenwart dieser beiden teuren Wesen? Mit vollen Zügen trank er das Glück dieser Minuten, und mit unaussprechlicher, unersättlicher Freude begegnete er abwechselnd dem blühenden Blick des jungen Mädchens, dem matten Lächeln seiner alten Freundin.

* * *

„Clairettes, lieber Herr —," sagte Dexpers, „Clairettes hat sich, wie Sie sehen, nicht verändert. Ich habe alle die Bäche, die meine Frau so poetisch findet, geschont und ihre in einen einzigen Wasserfall gesammelte, bewegende Kraft erst am Ausgang des Parkes mir zunutze gemacht."

Er war noch ganz der Alte, mit seiner kräftigen Gestalt, seinen kaum ergrauenden Haaren, seinem von den Genüssen eines reichlichen Frühstücks hochrot gefärbten Gesicht. Er sprach mit seiner lauten Stimme, seiner selbstzufriedenen Jovialität, aber Séranes hörte ihn kaum, und seine zerstreuten Blicke schweiften über den stillen, in tiefem Grün prangenden Park, den nur das leise Murmeln rieselnden Wassers belebte. Séranes hatte nur noch für Therese Augen. Sie hielt ihre Mutter zärtlich umschlungen und wandte sich zuweilen lächelnd nach ihm um. Roger, der jüngere Sohn, schritt, seine Zigarre rauchend, voran. Er zuckte leicht die Achseln:

„Diese Feuchtigkeit ist schlecht für den Rheumatismus. Wenn Mama mir glauben wollte ..."

„Ihr seid prosaische Seelen," unterbrach ihn Therese. „Nicht wahr, Herr Séranes, Sie finden diese Frische köstlich nach dem Sonnenbrand der Kolonien?"

„Gewiß, mein Fräulein, köstlich."

Und da sie, den Arm von der Taille ihrer Mutter lösend, zu Herrn Dexpers trat, um ihn zu umarmen, fühlte Séranes sich zu seiner Verwunderung von einem Gefühl der Eifersucht über diese unschuldsvolle Liebkosung erfaßt, die von dem dicken Mann übrigens sehr gleichgültig aufgenommen wurde. Und doch, welch natürliche Zärtlichkeit, welch intime Grazie gewann diese schlichte Bewegung in dieser schattig-traulichen, Frieden atmenden Umgebung! Sie erzählte plötzlich eine Geschichte von armen Leuten, suchte, wenngleich vergeblich, die Teilnahme ihres Vaters für ihre Schützlinge zu gewinnen, und wie gierig lauschte Séranes dieser jugendlichen Stimme, die in jedem Ton ihm die Seele umschmeichelte. Selbst der Klang ihrer Stimme, nur etwas lichter, glich dem ihrer Mutter. Doch schon hatte er vergessen, Therese mit Charlotten zu vergleichen; schon war es nicht mehr das welke Gesicht seiner treuen, lieben Freundin, das seine Blicke suchten, sondern das rosige Antlitz des jungen Mädchens. Therese, die vorerst seine Aufmerksamkeit nur wegen dieser außerordentlichen Ähnlichkeit erregt hatte, interessierte ihn schon um ihrer selbst willen, und wenn er es sich nicht zu gestehen wagte, so geschah es, weil er diesem Eindruck Worte zu verleihen fürchtete; das Gefühl war darum nicht weniger tief. Von diesen zwei Wesen, Mutter und Tochter, beide mit einem undefinierbaren Verführungszauber begabt, konzentrierte die Tochter in sich das ganze Fluidum und zog ihn an wie einen Liebenden. Séranes betrachtete Madame Dexpers jetzt voll Ruhe, er konnte ohne Erregung zu ihr reden. Eine Freundin, ja, nichts als eine

alte Freundin war sie ihm, würde sie fortan ihm sein. Therese aber ... Er fühlte sich wie ein von der Sonne geblendeter Mann, dem unter den Lidern noch ein Funke der Sonnenglut geblieben, und der wie in einem Rausch des Lichtes alles in goldenen, schwarzen, roten Tönen sieht.

Glich sie denn wirklich so sehr ihrer Mutter, wie er zuerst geglaubt? Jetzt fielen ihm so manche leichte Verschiedenheiten ins Auge: ihre Haut war weißer, als die Charlottens je gewesen, ihre Augen waren heller, ihr Wuchs höher; und seltsam! Séranes suchte und fand diese Verschiedenheiten mit stiller Freude. Schlagfertiger, heiterer, unaufhörlich in melodisches Lachen ausbrechend — Charlotte hatte stets nur gelächelt —, besaß Therese auch einen kühneren Geist, freier von bürgerlichen Gepflogenheiten, von den Traditionen des Milieus. Séranes gewahrte dies, als er das Interesse sah, mit dem sie ihn über Tongking, über die Sitten, das Klima, die Daseinsbedingungen jener fremden Länder ausfragte. Ja nach einem von ihm zum besten gegebenen Jagdbericht rief sie aus:

„O ich kann es wohl begreifen, daß man gern in jenen Ländern lebt! Sie sollten mich mitnehmen, Herr Olivier!“

Plötzlich aber errötete sie; sie hatte den lebhaften Eindruck gewahrt, der sich auf Séranes Antlitz malte, hatte einen traurigen Blick in den Augen ihrer Mutter bemerkt.

„O Mama! Ich sage das ja nicht, weil ich dich verlassen möchte! Ich bin ja so glücklich mit euch allen! Ich will nur sagen, daß das Reisen mich nicht schreckt. Das Unbekannte ist so schön!“

Mit einem ihm selbst unbewußten Gefühl des Glückes vernahm Séranes ihre Worte. Charlotte hatte sich nie auf solche Weise geäußert. Sie war viel zurückhaltender. Therese gehörte einer freieren, unbefangener denkenden Generation an. Sie sprach mit einem natürlichen Feuer, das ihn entzückte, von Reisen, von Büchern, die sie gelesen.

„Das ist ein wirkliches junges Mädchen,“ dachte er, „ein wahres Weib.“ Und es kam ihm nicht in den Sinn, daß sein ehemals in Madame Dexpers verkörpertes Ideal sich geändert hatte. Die lebhafte Anziehungskraft, die das junge Mädchen auf ihn ausübte, entfernte ihn ein wenig von der Mutter. Unbestimmbar feine Nuancen des Benehmens, des Entgegenkommens, über welche diese sich nicht zu täuschen vermochte. Zu sehr Weib, um nicht den Zauber zu gewahren, mit dem Therese den Jugendfreund gefangen hielt, zu sehr Weib, um im Grunde ihres Herzens nicht darunter zu leiden, besaß sie doch die Würde, sich über persönliche Gefühle zu erheben, die Zärtlichkeit, einzig an das Vergnügen zu denken, welches das vertrauliche intime Geplauder mit dem gemeinsamen Freunde ihrer Tochter bereiten mußte. War es nicht ganz natürlich? Wie hätte sie, so jung, so frisch, so für alle Ideen empfänglich, nicht einen Mann von wirklichem Werte bezaubern, faszinieren sollen? Denn Madame Dexpers war, wie alle Mütter, stolz auf ihr Kind, das sie zu ihrer Gefährtin zu machen verstanden hatte. Sie wußte gar wohl, daß Therese mit ihrem freien, feingebildeten Geiste die mittelmäßigen Anbeter entmutigte, die Hoffnungen der nach ihrer Mitgift schmachtenden Bewerber vernichtete. Der Gedanke, daß Therese keinen ihrer würdigen Gatten finden würde,

erfüllte sie oft mit banger Unruhe. Ihr Mann hingegen verstand nichts von diesen zarten Sorgen und grollte seiner Tochter, die er für zu wählerisch hielt.

Er und Roger hatten ihre Zigarren ausgeraucht, ihre Verdauung beendet. Ihre Geschäfte riefen sie bis zum Diner nach Saumur. Sie verabschiedeten sich. Und nun erst begann für Séranes und die beiden Damen die richtige, köstliche Intimität des Beisammenseins. Sie hatten sich in der Veranda niedergelassen. Vor sich hatten sie das mit dem dichten Grün bengalischer Rosen umsponnene Terrassengeländer. Die Straße war den Blicken entzogen, das Auge schweifte über die Ufer der Loire. Gewaltig floß sie dahin, so langsam, daß man ihren Lauf kaum gewahrte. Ihre blitzende Oberfläche spiegelte den weiten, sonnenüberglänzten Himmel. Kaum daß das Wasser sich in unsichtbarem Anprall um eine flache Insel kräuselte, deren mächtige Baumgruppen ihren Widerschein in bläulichgraue Schatten tauchten. Die Luft war so rein, daß das Murmeln der Fontänen aus dem Park herüberdrang, und dieses Murmeln war so leise, flüsternd, daß es wie Schweigen und Stille erschien.

Madame Dexpers hatte eine Arbeit ergriffen. Über einen Rahmen gebeugt, wob sie mit zarten Fäden große seidene Blumen und Vögel. Theresens Hände hielten einen englischen Roman. Mechanisch öffnete sie ihn. Séranes betrachtete den Titel. Es war die „Geschichte einer Farm" von Olive Schreiner. Gleich ihr las auch er Englisch; er trat näher; ihre Köpfe neigten sich über das Buch, und in einem stummen Ineinanderfließen gegenseitigen Vertrauens begannen sie gemeinsam mit den Augen zu lesen. Doch nur mit Mühe erfaßten sie den Sinn der Worte; zwei Flüssen gleich, die zu einem einzigen Strom sich vereinen, rissen ihre Gedanken sie hin.

Therese empfand eine Verwirrung, wie noch kein Mann sie ihr eingeflößt. Und das war so plötzlich, so überraschend gekommen, daß sie sich fragte, ob sie nicht träume. Geheimnisvolle Macht der Sympathie: war es nur, weil sie so oft von Séranes sprechen gehört und mehr als einmal über sein fernes Dasein nachgesonnen hatte? War denn wirklich das kleine Mädchen, das diesen ernsten Freund so sehr ins Herz geschlossen hatte, herangewachsen, ohne zu ahnen, daß, wenn es den Abwesenden, Fernen wiedersehen sollte, es ihm dasselbe Herz entgegenbringen würde, mit dem es vor zehn Jahren seine Hand so fest gedrückt und dabei so nachdenklich den Weg betrachtet hatte, auf dem er ihren Blicken entschwinden mußte? Wie, so schnell? Wie, ohne alles Wunder? Er war gekommen, und ihr war. als hätte sie immer seiner geharrt.

Und Séranes? Er war immer noch geblendet. Dieses junge Mädchen — kaum konnte er das Wunder fassen, und doch war es holde Wahrheit — er durfte wagen, es zu lieben, er mit seinem müden Körper und gesättigten Geist, er, so jung und so alt zugleich, mit seinen vierzigjährigen, erschlaffenden Nerven, seinen fieberglänzenden braunen Augen, seinen aschgrauen Schläfen?

Mein Gott, war es denn möglich? So hatte er die Ferne durchwandert, um bei der Heimkehr, an der Schwelle des Hauses, das mit gastlichem Lächeln sich ihm öffnete, das unverhoffteste, das unwahrscheinlichste Glück zu finden! War er bei Sinnen? Und sein Herz begann in dumpfen Schlägen zu pochen, während sie

und er, ohne den Blick zu heben, ohne zu begreifen, weiterlasen oder doch zu lesen glaubten, und dabei vergaßen, die Blätter umzuwenden.

Madame Derpers betrachtete sie.

Sie betrachtete sie mit einem schönen, tiefen Blick, mit einem jener Blicke, welche die Fülle einer oder mehrerer Existenzen umfangen, einem unbeschreiblich sinnenden Blick, in dem der Schmerz und die Süße der Erinnerung, Zukunftssorgen und Zukunftshoffnungen in einem stolzen, tiefen Ausdruck sich vereinten, der die ganze volle Wirklichkeit umfaßte, mit einem Blick, der mutig war wie ihr Leben, rein wie ihr Gewissen. Und dieser Blick umfing die beiden mit solcher Kraft, daß sie gleichzeitig die Köpfe hoben.

„Mama!" rief das junge Mädchen und stürzte zu den Füßen der Mutter, umschlang sie mit ihren Armen, liebkoste sie mit unendlicher Zärtlichkeit.

Und Madame Derpers hatte doch kein Wort gesprochen. Und auch Therese und Séranes blieben stumm. Doch alle drei fühlten ihre Augen feucht werden, und sie lächelten, das Herz von bitterem und seligem Glück geschwellt; und als Séranes und Therese sich in die Augen schauten, wurden sie ernst, als sähen sie über einen nahen Himmel den weißen Engel bräutlichen Glücks dahinschweben.



Tröstung

Von

Robert Walter (Freyr)

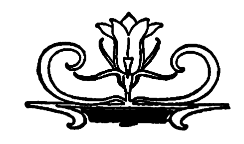
Wie die Wege auch gingen,
Die dein Leben schlich,
Seele, in allen Dingen
Sahst und fühltest du dich.

Wem dein Wandel begegnet
Zwischen Lust und Last,
Jedes hat dich gesegnet
Und lud dich zu Gast.

Aber aus deiner Wehmut,
Gabenarm zu gehn,
Lerntest du in Demut
Vor der Welt zu stehn.

Und du schöpftest aus Quellen
Wasser vom wirkenden Lauf.
Und nun atmen und schwellen
Deine Blüten auf . . .

Lautlos klingt die Stunde,
Die dein Glück erschließt,
Das aus deinem Munde
Selig überfließt.





Sexuelle Aufklärung in der Schule?

Von

Rektor Fr. Erdmann

Mit dem sittlichen Kapital im deutschen Volke geht es reißend bergab. Wie Kenner behaupten, steht es um die Sittlichkeit in Groß-Berlin heutzutage um nichts besser als in dem modernen Seinebabel, um ein gut Teil schlimmer als in dem alten Babel. Die statistischen Veröffentlichungen der Krankenhäuser beweisen, daß ein erschreckender Prozentsatz der Jugend, vor allem der studierenden, von der gallischen Krankheit angefressen ist. Mehr als ein Militärarzt spricht die ernstesten Bedenken über die Schlagfertigkeit des Heeres im Falle einer Mobilmachung aus, die gerade durch die Geschlechtskrankheiten gefährdet wird; insbesondere ist das Verhältnis von Gesunden und Kranken bei der Marine ein derartig naturwidriges, daß es geradezu Schrecken erregen muß.

Auf die unserem Volke drohende Gefahr ist man seit langem auf allen Seiten aufmerksam geworden, und von den verschiedensten Seiten und Gesichtspunkten aus sucht man ihr zu begegnen: der Arzt, der Sozialpolitiker, der Volksfreund, der Kirchenmann, der Erzieher — sie alle vereinigen sich zum Kampfe wider den furchtbaren Feind; wenn sie auch oft getrennt marschieren, derselbe Feind wird doch von allen Seiten angegriffen. Aber es scheint so, als wenn alle Bemühungen — auf das Große gesehen — bisher geringen Erfolg gezeitigt haben.

Da sieht man sich denn, wie immer in solchen Fällen, nach einem Sündenbock um, der die Schuld an dem Mißlingen tragen soll, damit man sein Gewissen beruhigen kann. Und dieser Sündenbock muß wieder einmal die Schule sein! Bei der Jugend muß man im Kampfe wider alles Verderbliche einsetzen. Und weil sie bisher nichts Rechtes darin geleistet hat, darum müssen alle anderen Bemühungen, ihre Unterlassung wieder gutzumachen, fruchtlos verlaufen, darum ist es nun endlich auch die höchste Zeit, daß die Schule sich auf ihre Pflicht besinnt und sie tatkräftig erfüllt.

„Sexuelle Aufklärung der Jugend in der Schule“, so lautet die Parole, die, einmal ausgegeben, überall starken Widerhall findet.

Fast sieht es so aus, als ob auf das Wort bald die Tat in größerem Umfange folgen wird. Die ersten Schritte auf der Bahn sind bereits getan. Das preußische

Kultusministerium beschäftigt sich zurzeit noch mit einer Umfrage bei den niederen Unterrichtsbehörden, ob in den höheren Lehranstalten eine sexuelle Aufklärung der Schüler, vor allem beim Abgange von der Anstalt, angebracht sei. Wenn wir nicht irren, so wird die Frage vielfach mit ja beantwortet. Schon hat man hier und da die ersten praktischen Versuche mit der Aufklärung gemacht, und man kann auch lesen, daß die Versuche bei Eltern und Schülern Beifall gefunden und zu guten „Ergebnissen" geführt haben (NB. Diese Ergebnisse entziehen sich doch wohl so gut wie ganz der Nachprüfung; die bloße wohlwollende Aufnahme bei den Beteiligten kann doch der eingefleischteste Optimist höchstens nur als eine günstige Vorbedingung für den wirklichen „Erfolg" werten). — In der Volksschule hat es zwar bisher an praktischen Versuchen noch gefehlt, aber in der Lehrerschaft, leider vor allem auch der weiblichen, wirbt man auf alle Weise dafür, und wahrscheinlich wird sich auch hier irgendwo bald ein Versuchsfeld finden.

Wie sind nun diese Versuche, die Jugend in der Schule sexuell aufzuklären, zu beurteilen? Bevor wir darauf eingehen, stellen wir einmal die Vorfrage, ob diese Aufklärung überhaupt nötig ist. Da müssen wir von vornherein sagen, daß sie insoweit sicherlich durchweg ihren Zweck verfehlt, als sie ein bereits bestelltes Feld nochmals zu durchackern unternimmt. Auf Grund allseitiger, eigener wie fremder Erfahrung, die Lehrer wie Schüler machen, behaupten wir, daß sowohl die Volksschüler als die Schüler der höheren Lehranstalten, also unsere gesamte Jugend, schon früh, jedenfalls viel früher, als man mit den Belehrungen beginnen will, über das „aufgeklärt" sind, worüber sie erst aufgeklärt werden sollen: nämlich über die sexuellen Vorgänge. Wer also die geschlechtlichen Aufklärungen etwa im Rahmen der Biologie in der Schule erteilen wollte, würde meist Wasser ins Meer gießen, seine Arbeit wäre überflüssig. Denn die Kinder haben sich selbst entweder untereinander oder aus dem wirklichen Leben längst belehrt. — Eine andere Frage ist freilich die, ob sie über die mit dem sexuellen Leben verknüpften Gefahren hinreichend belehrt sind. Wenn wir diese Frage verneinen, so ziehen wir damit noch nicht die Folgerung, daß eine Belehrung wenigstens nach dieser Hinsicht eintreten müsse.

Denn wir lehnen jegliche abgesonderte sexuelle Belehrung in der Schule grundsätzlich ab.

Um unsere Stellung zu begründen, prüfen wir die Hebelkräfte, welche man bei der Aufklärung der Jugend ansetzen will. Wir finden in der Hauptsache deren drei: das natürliche Empfinden, den Egoismus der Selbsterhaltung und den Altruismus der Familien- und Volksliebe; dagegen der vierte Gedanke, daß es ein göttliches Gebot über das Geschlechtsleben gibt, also das sittlich-religiöse Motiv, tritt bei den meisten Reformern in der vorliegenden Sache fast ganz in den Hintergrund.

Das Einfachste und Nächstliegende ist es ja, daß man sich an die Natur des Kindes wendet. Mit der Naturanlage ist auch der geschlechtliche Unterschied, weiter der Geschlechtstrieb und der Drang zur Fortpflanzung gegeben. In der Naturkunde lehrt man ja die Kinder auf die damit verknüpften biologischen Vorgänge

wie auf deren Organe achten. Warum soll man nun beim Menschen Halt machen und den Schleier über dessen Geschlechtsleben ängstlich ungelüftet lassen? „Naturalia non sunt turpia." An allen natürlichen Vorgängen haftet doch nichts Sündhaftes. Mit der peinlichen Umgehung des Geschlechtlichen erreicht man nur das gerade Gegenteil von dem, was man beabsichtigt: die Lüsternheit, in das Geheimnis hineinzuschauen, wird dadurch um so reger, und das Natürliche, die naive Auffassung bekommt einen widernatürlichen, prüden Zug. Davor bleibt das Kind bewahrt, das in den geheimnisvollen Vorgängen des Geschlechtslebens das „ewige Gesetz" der Natur verehren lernt.

Vom Standpunkte des natürlichen Empfindens aus halten wir die sexuelle Belehrung, wie bereits gesagt, für überflüssig, weil das natürliche Leben schon mehr als frühzeitig für die Bekanntschaft der Kinder mit den sexuellen Lebensäußerungen sorgt. Wir kennen aber auch weiter die Tatsache, daß dem natürlichen Empfinden das Gefühl der Scham nicht etwa künstlich anerzogen, sondern angeboren ist. Auf die sittlich-religiöse Begründung des sexuellen Schamgefühls soll gar nicht einmal zurückgegangen werden. Die einfache Tatsache genügt, daß dies Gefühl in der Menschennatur wurzelt, obwohl es ertötet oder abgestumpft werden kann, und daß es mit der Steigerung des Geschlechtstriebes in Verbindung mit dem Wachstum des Lebens sich gleichfalls steigert. So entspricht es auch dem rein natürlichen Empfinden, wenn der Apostel Paulus von Dingen redet, die bloß auszusprechen man sich schämt. Damit wäre denn wohl das Hin- und Herreden über dergleichen Dinge in der Öffentlichkeit der Schule hinreichend gerichtet. An welchen Abgrund man aber geraten kann, wenn man das Schamgefühl mißhandelt, weil man es für das Erzeugnis einer naturwidrigen Erziehung erklärt, das zeigt sich zum Erschrecken, sobald man den Abweg bis zum Ende verfolgt. Mit dem bloßen Worte kann und soll es in der sexuellen Aufklärung nicht getan sein, die Anschauung muß hinzukommen, und es fehlt, wie ein Gegner mit Recht gefolgert hat, nur noch die — praktische Vorführung und Übung! Vielleicht graut den Anwälten des „natürlichen Empfindens" in ihren besten Stunden vor den Geistern, die sie aus der Tiefe heraufbeschworen haben! —

Weit natürlicher als diese Art der Inanspruchnahme der Menschennatur will es uns scheinen, wenn man sich an den Selbsterhaltungstrieb des Menschen in dem Kinde wendet. Hier wiegt dann das hygienische Bedenken vor, sei es, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit an sich als gesundheitfördernd gewertet wird, sei es, daß sie als Verhüterin der Ansteckung mit Krankheit gepriesen wird. Die üblen Folgen, welche gerade diese Krankheit außerdem für das ganze Leben, für Arbeit und Genuß nach sich zieht, pflegt man bei dieser Gelegenheit lebhaft auszumalen. Mit dem vorigen Gesichtspunkt hat die Berufung an den Selbsterhaltungstrieb meist den Umstand gemein, daß sie kein Schamgefühl kennt und an sich jede Befriedigung des Geschlechtstriebes innerhalb wie außerhalb der Ehe für berechtigt, weil natürlich, erklärt.

Diese Naturkenner — wie wenig kennen sie doch die Menschennatur! Wie wenig verstehen sie von der Gewalt der Sinnlichkeit! Möglich, daß ausnahmsweise kalte Verstandesmenschen vorkommen, welche sich bei jedem aufsteigenden

Triebe erst fragen, ob seine Befriedigung nützlich oder schädlich für die Gesundheit sei. Die große Masse folgt nicht dem Egoismus des Kopfes, der kühlen Nützlichkeitserwägung des Verstandes, sondern dem Egoismus der Sinnlichkeit, der gerade in ihrer augenblicklichen Lust auf seine Rechnung kommt. Wenn bloße intellektualistische Erwägung und Aufklärung imstande wäre, das Geschlechtsleben in den rechten Schranken zu halten, so müßte man erwarten, daß unter den Gebildeten keine oder doch die wenigsten geschlechtlichen Ausschreitungen vorkämen, daß auch das von der Unsittlichkeit herrührende, den großen Massen gut genug bekannte Verderben ihnen längst zur Abschreckung und Besserung gedient hätte. Wie wenig das der Fall ist, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Nein, die Kraft des Selbsterhaltungstriebes reicht ebenfalls nicht aus, um das Geschlechtsleben vor Gefahren zu sichern: wenn nicht bei den Großen, wieviel weniger bei den Kleinen und Jungen. Die sexuelle Aufklärung versagt auch hier, obwohl sie sich auf eine starke Triebkraft der Menschennatur, den Egoismus, stützen kann.

Auf eine höhere Warte als der Egoismus stellt uns sicherlich *die altruistische Betrachtung* unserer Frage, so gewiß sich die Nächstenliebe über die Selbstsucht erhebt; vielleicht leistet dieser Hebel, was die vorigen nicht heben konnten. Die Rücksicht auf das kommende Geschlecht, der Gedanke an das Wohl des Volkes, also *die Gefühle der Vater- und Mutterschaft und der Liebe zum Volke* sollen so gestärkt werden, daß sie vor geschlechtlichen Ausschweifungen bewahren. „Gedenke deines Kindes! Gedenke deines Volkes! Gedenke, daß von dir das Wohl und Wehe, die Gesundheit des Blutes und die geistige und körperliche Kraft von Generationen, ja des ganzen Volkes mit abhängt!“ so rufe man der Jugend zu. Man wecke ihren Verantwortlichkeitsinn, ihr Selbstgefühl und benutze „das heiligste der Bande, den Trieb zum Vaterlande“, um den Jüngling, die Jungfrau an Disziplin und Enthaltsamkeit im Geschlechtsleben zu binden.

Und wer wollte leugnen, daß damit ein Bundesgenosse aufgerufen wird, dessen Kraft das Höchste, das Menschenmögliche auf Erden leistet! Wie niedrig und gemein nimmt sich neben diesem sittlichen Ideal der Egoismus aus, der vorhin zur Triebfeder des rechten geschlechtlichen Lebens gemacht werden sollte! Dennoch müssen wir bezweifeln, daß mit dem altruistischen Ideal das Allheilmittel für die sittlichen Schäden der Zeit gefunden ist. Das Ideal mag dem gereiften Manne naheliegen, nachdem er dessen Verwirklichung oder auch Verfehlung an sich und anderen zum Teil erlebt hat, dem Kinde, dem Jünglinge liegt es doch zu weit außerhalb seines Gesichtskreises. Ja wir würden es geradezu für unnatürlich halten, wenn ein Jüngling, der im Begriffe steht, sein eignes Leben voll zu entfalten, und mit seiner eigenen Lebensgestaltung ringt, in die ferne Zukunft seinen Blick richten und sich seine Lebensführung von der Rücksicht auf spätere Geschlechter, die noch gar nicht vorhanden sind, sondern nur erst vorgestellt werden, diktieren lassen soll. Das wäre ein verstiegener Idealismus, der mit den Aufgaben der Gegenwart schwerlich zurechtkommen würde: die größere Kraft könnte er noch in der Jungfrau entfalten, denn der Trieb, Mutter zu werden, die Mütterlichkeit ist in ihr in der Tat eine Macht, jedenfalls stärker als der Vatersinn in dem Jüngling,

der sich erfahrungsmäßig erst dann herausbildet, nachdem sein Gegenstand, das Kind, vorhanden ist. Allein so hoch man Vater- und Muttersinn anschlagen mag, die Lösung unserer sexuellen Frage trauen wir ihm allgemein nicht zu. Die bloße Sinnlichkeit, die Gewalt der Gelegenheit, die Macht der Gegenwart — das alles hat sein Recht auf das Verhalten des Menschen, das alles setzt sich beim Durchschnittsmenschen wider alle idealen Regungen mit brutaler Roheit durch. Wer das Gegenteil hofft, der beweist wieder, daß er die Menschennatur, vielleicht — sich selber schlecht kennt. Möge er einmal in den „Räubern" die Stelle nachlesen, wo Franz Moor über die Entstehung des Menschen in seiner allerdings gemeinen Weise philosophiert! Dann wird er von seiner Begeisterung für die Aufklärung der Jugend über den Wert ihres geschlechtlichen Verhaltens für die nachkommenden Blutsverwandten vielleicht wesentlich bescheidener denken.

So ständen wir nun vor dem traurigen Ergebnis, daß wir uns von allen neuen Reformversuchen, durch die Schule die Sittlichkeit des Volkslebens zu bessern, nicht nur wenig Nutzen, sondern sogar zum Teil bloß Schaden versprechen. Wenig Nutzen, wenn die Belehrung es vermeidet, das Schamgefühl zu verletzen, Schaden dann, wenn sie gerade darauf ausgeht, dies Gefühl als unnatürlich zu ertöten. In der Tat, wir sehen in allen Reformversuchen zur sexuellen Aufklärung der Jugend nichts weiter als das Eingeständnis der Ohnmacht dem an unserem Volke fressenden Krebsschaden gegenüber. Mehr mag die Aufklärung wirken, wenn sie in der Familie, etwa vom Vater für den Sohn, von der Mutter für die Tochter ausgeht; daher mag sie in der Familie ihre Stätte finden.

Was unserer Zeit, unserem Volke not tut, das ist nicht die intellektuelle Aufklärung, die sich an den Egoismus des Menschen wendet, das ist auch nicht die Berufung an sein soziales Gewissen, an die Stimme des Blutes. Hier kann allein die Rückkehr zu der trotz allem wirksamen Hilfskraft nützen, der Kraft des in Gottes Gebot gebundenen Gewissens. Sittlichkeit und Keuschheit sind Eigenschaften, die nicht darum einen Wert besitzen, weil sie irgendwelchen anderen, außer ihnen liegenden Zwecken dienen, mögen sie egoistischer oder altruistischer Art sein, sondern sind an sich und für sich Elemente des sich nach Gottes Ebenbild gestaltenden Menschenlebens. Und die Verantwortung für die Reinheit unseres Geschlechtslebens schulden wir nicht uns und andern Menschen, sondern zu oberst dem höchsten Richter, der zu uns spricht:

„Du sollst nicht ehebrechen!"





Regen und Ringen in der katholischen Kirche

Roma locuta — causa finita, das alte Wort gilt heute nicht einmal im Katholizismus mehr. Rom hat geredet durch den neuen Syllabus vom 3. Juli 1907, dem die Encyclica Pascendi vom 8. September folgte. Aber die Modernisten schwiegen nicht. Zuerst redeten die italienischen Vertreter ihrer Richtung, deren Antwort die Buchhandlung von Eugen Diederichs, Jena, nun auch in deutscher Übersetzung (1908, 1.50 ℳ) nebst dem deutschen Text der Enzyklika bietet. Man sagt, diese Antwort sei bestimmt gewesen, auf den Papst einzuwirken, und dieser Wunsch habe ihr das ruhige, zum Teil trockene Gepräge gegeben. Sie ist von diesem Standpunkt aus nicht ungeschickt verfaßt, und kann mit einem gewissen Recht darauf hinweisen, daß die Modernisten in den groben Linien und dunklen Farben, mit denen in dem päpstlichen Erlaß ihre Bestrebungen gekennzeichnet sind, sich selbst gar nicht wiedererkennen, so daß sie sich durch diese Angriffe eigentlich gar nicht getroffen fühlten. Ferner setzt sie in lehrhaftem, nüchternem Ton eine Anzahl tatsächlicher Ergebnisse der wissenschaftlichen Theologie auseinander, besonders solche über die Entstehung der 5 Bücher Mose und die Evangelienfrage; sie betont gegenüber dem Vorwurf des Agnostizismus, den sie entschieden zurückweist, die Kraft religiöser Intuition, fordert energisch, daß die Alleinherrschaft der aristotelisch-scholastischen Philosophie in der Kirche aufhöre, und verlangt, daß der berühmte Gamalielsrat aus der Apostelgeschichte 5, 38 auch auf ihre Arbeit angewendet werde: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen". Das alles in ruhiger, sachlicher Sprache. Nur wo die Rede auf praktische Fragen kommt, wird die Tonart schärfer. Zumal, wo sie die völlig verkehrte, weltfremde Erziehung der katholischen Priester schildert, die heute das „sonderbare Schauspiel lebendiger Anachronismen bieten, welche in der modernen Welt leben, ohne ihre Bestrebungen, ihre Sprache, ihre Ideale zu verstehen."

Pius X. soll diese Schrift, als deren Verfasser der ehemalige Kirchenhochschulprofessor an der päpstlichen Schule zu San Appollinare E. Bonajuti gilt, unter Gähnen studiert und dabei geäußert haben: „Er habe seit langer Zeit nichts derartig Langweiliges gelesen." Seine Erwiderung war das Motu proprio vom 29. Oktober 1907, das Verfasser und Leser des Programms unter das Edikt stellte. Darauf setzte die „Antwort der französischen Katholiken an den Papst" (ebenfalls E. Diederichs 1908, 110 S. 1 ℳ) in erheblich schärferer Tonart ein. Auch hier noch gelegentlich die Versicherung, daß man sich eigentlich durch das vom Modernismus entworfene Zerrbild der Bulle nicht getroffen fühle, sowie daß man in ihr nicht eine unfehlbare Entscheidung ex cathedra anerkennen könne; aber im ganzen zeigt diese Schrift eine vollständig veränderte Stellung zum Papst. Nicht nur, daß Leo XIII. als angeblich modernistenfreundlicher

Papst, als fein gebildeter, wissenschaftlicher Geist der „ländlich schlichten, ganz und gar praktischen Gläubigkeit" seines Nachfolgers gegenübergestellt wird, dessen „unerschüttertes, eines Dorfvikars würdiges Vertrauen zu den scholastischen Lektionen wackerer Priester" auch seine Kirchenpolitik leite, nein, der ganze Geist dieser Schrift ist vom schärfsten Gegensatz gegen die Kurie erfüllt. Die Bibelkritik ist viel radikaler, als bei den Italienern, und einmal über das andere erscheint als anerkannter Gewährsmann und hohe Autorität Ernest Renan, der alte Todfeind der französischen katholischen Kirche. Das ist nicht mehr Reform, das ist Abfall von der Mutter Kirche, zumal mit Zustimmung der Satz Pascals zitiert wird, daß diese Kirche niemals reformiert werden könne. Bei dieser nach der vorangegangenen Behandlung der Modernisten wohlverständlichen Stellungnahme mutet uns Evangelische höchst eigentümlich die Versicherung an, daß trotzdem niemand die Kirche verlassen werde. „Selbst die Einzelaustritte werden selten sein. Noch weniger aber wird eine Unterwerfung stattfinden. Die Modernisten werden vielmehr die Hierarchie reden und sich gebaren lassen, und in größter Seelenruhe bleiben, was sie sind, und wo sie sind." Diese Stellung bei so radikalen Anschauungen, wie sie in der „Antwort" zum Ausdruck kommen, ist für unser Gefühl eine innere Unwahrheit, und es wird unschwer, zu glauben, daß Menschen, die in einer so zweideutigen Lage verharren, wirklich imstande sein sollten, „das ethisch-religiöse Erbe der Väter zu retten." Wir finden in dieser Antwort der französischen Modernisten das alte unheilvolle Merkmal, das die französische Religiosität seit der Abstoßung der Hugenotten an sich trägt: haltloses Hin- und Herschwanken zwischen Bigotterie und Freigeisterei.

Im deutschen Lager geht es etwas ruhiger her. Hier ist bei den heimlichen oder offenen Reformkatholiken mehr die Neigung vorhanden, kulturelle Schwächen des Katholizismus an das Tageslicht zu ziehen und als Angriffspunkte zu benutzen. So veröffentlicht Anton Memminger unter der Überschrift „Das verhexte Kloster" (2. Auflage, Würzburg, Memminger, 1908, 2 M) die Akten eines Hexenprozesses vom Jahr 1749 in ihrer ganzen grausigen Ausführlichkeit, denn es sei die Aufgabe der gebildeten deutschen Publizisten, „mit der Fackel der Wahrheit die dunkelsten Schatten der Vergangenheit zu beleuchten, damit die Gegenwart, und vor allem das Volk daraus lerne". Aber was sollen diese Schauergeschichten zur Volksaufklärung der Gegenwart beitragen? Selbst als „Belastungsmaterial wider die Jesuiten" haben sie doch nur recht zweifelhaften Wert, sintemalen in Hexenprozessen die Konfessionen allzumal Sünder waren. Da sind eindrucksvoller die beiden von Eckart (Leipzig, Wiegandt, 5 M) herausgegebenen Bände, die je hundert evangelische und katholische „Stimmen aus vier Jahrhunderten über den Jesuitenorden" gesammelt haben. Diese Stimmen zeigen eine überwältigende Einmütigkeit bedeutender Persönlichkeiten aus den verschiedensten Gebieten in der Ablehnung des Ordens und seiner Tätigkeit. Nur sollte man bei dem Kampf gegen die Jesuiten nie vergessen, daß der Streit um die Zulassung des organisierten Ordens an praktischer Bedeutung nicht unerheblich verloren hat, seit der Geist des Jesuitismus im innern Leben der katholischen Kirche auf der ganzen Linie Sieger geblieben ist, und an den leitenden Stellen wie in der Ausprägung katholischer Frömmigkeit durchaus vorherrscht.

Überschaut man die ganze bisher gestreifte Literatur, so fällt es dem Leser immer wieder auf, wie selten und wie schwach wirklich religiöse Töne in ihr angeschlagen werden. In bei weitem den meisten Fällen sind es intellektuelle Zweifel, die zum Ausdruck kommen. Die modernistische Bewegung ist eigentlich, so sehr sie es vielfach ableugnet, nichts anderes als der Rückschlag der deutschen theologischen Arbeit auf den Katholizismus. Das ist für uns Evangelische interessant. Es beweist, wie erschütternd diese Arbeiten auf ernste Katholiken wirken, und wie der durch den Druck dogmatischer Autorität mißhandelte Wahrheitsinn hie und da zu neuem Leben erwacht. Aber fast nie begegnet man Stimmen, denen es anzumerken ist, daß sie um den Kern ihres Wesens, um ihre Stellung zu Gott und um das Heil ihrer Seele bangen. Die ganze Bewegung ist weit mehr wissenschaftlich als religiös orientiert.

Freilich auch bei Verteidigern Pius' X. ist es nicht anders. Zu ihnen rechnen wir den gescheiten und geschickten Journalisten, der unter dem Pseudonym Ignis Ardens ein Buch über Pius X. und den päpstlichen Hof (deutsch von Maria Textor, Leipzig, Wiegandt, 1908) herausgegeben hat. Sehr gewandt flicht der Verfasser zwischen allerlei feinbeobachtete Stimmungsbilder aus der letzten Krankheit Leos XIII., den Tagen des Konklaves, der ersten Regierungszeit Pius' X., sowie zwischen allerlei Anekdotenkram aus dem täglichen Leben des Papstes eine Verteidigung seiner Regierungsmaßnahmen ein. Leo XIII. und Rampolla erscheinen abweichend von der landläufigen Vorstellung als Männer, die in der Diplomatie, besonders im Verhältnis zu Frankreich, den Vatikan auf ein völlig falsches Geleise gebracht hatten, so daß Pius X. lediglich der unglückliche Erbe einer verfehlten Politik sei. Daraus erklärten sich seine auffallenden, aber wohlbegründeten Maßnahmen. Das Buch würde vielleicht noch eindrucksvoller sein, wenn man es nicht von A bis Z mit dem stillen Argwohn läse, daß der Verfasser ebenso trefflich — aufzuschneiden versteht, wie seine von ihm oft wegen ihrer Tatarennachrichten verspotteten Kollegen von der Feder.

Aus all diesem Tageslärm hebt uns weit heraus das Werk des Bonner Kirchenhistorikers Karl Sell „Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Kultur und Politik" (Leipzig, Quelle & Meyer 1908, 326 S., 4.80 ℳ). Sell will uns auf eine hohe Warte stellen, von der landläufigen Polemik mit ihrer beiderseitigen Skandalchronik völlig absehen und die großen Fragen, die zwischen den beiden Konfessionen spielen, rein geschichtlich behandeln. Man könnte die Frage aufwerfen, ob ein solches Unternehmen unter unseren heutigen Verhältnissen überhaupt durchführbar ist. Jedenfalls kann ein Buch wie das von Sell mit seiner großen Unparteilichkeit und dem weitgehenden Streben, dem Gegner gerecht zu werden, unter heutigen Zeitläuften wohl nur im evangelischen Lager geschrieben werden und muß evangelische Grundstimmung tragen. Mit großer Sachkenntnis sucht Sell die Kernpunkte heraus, und bemüht sich, die Konfessionen darzustellen als zwei „verschiedene Religionsindividualitäten, von denen jede in sich den ganzen Umfang der Merkmale, an denen man die christlichen Religionen erkennt, in eigentümlicher Weise ausprägt und darstellt." Die Art der Auswirkung dieser beiden Grundformen verfolgt Sell in weit ausholenden und doch stets auf die Gegenwart Bezug nehmenden geschichtlichen Darstellungen bis in die Gebiete der Politik und Kultur hinein. Dabei ist Sell so objektiv, daß er selbst die Kraftausdrücke des „Kurialstils" (S. 181 pestilentissimus error) als „rein sachliche Urteile" vom Standpunkte des Redenden aus anzuerkennen sich Mühe gibt. Auch in der Beurteilung des modernen Katholizismus als Kulturfaktor kommt er den Ergebnissen von H. Rost (Die Katholiken im Kultur- und Wissenschaftsleben der Gegenwart. Köln, Bachem, 2 ℳ) nahe, der in sorgfältigen und interessanten statistischen Untersuchungen über die konfessionelle Anteilnahme am Reichtum und an der Bildung der Nation den Nachweis zu liefern sich bemüht, daß die sogenannte Inferiorität der Katholiken nicht etwa in einer religiösen Rückständigkeit, sondern mehr in zufälligen wirtschaftlichen und politischen Ursachen begründet sei.

Bücher wie das von Sell sind immer wirkungsvoll, weil sie uns für eine Weile aus dem Gebiet des in seinen Mitteln oft wenig wählerischen Tagesstreites herausführen. Auch wird man nicht mit Unrecht in solchem Bemühen, dem Gegner gerecht zu werden, einen starken Beweis der eigenen Kraft erblicken können, und zugleich den Wunsch, auch von dem Gegner zu lernen und dabei den eigenen christlichen Standpunkt zu vertiefen. Einen Einblick in die innerste Seele katholischer Frömmigkeit können freilich auch solche Schriften nicht bieten. Da müssen wir wieder den Stimmen der Katholiken selbst lauschen. Darum ist heute für den aufmerksamen Beobachter dieser großen Auseinandersetzungen kaum etwas wertvoller und interessanter, als Biographien, womöglich ehrliche Selbstbiographien von Katholiken. Zwei solcher Bücher liegen mir vor.



Da ist eine in der bekannten Sammlung „Kultur und Katholizismus" (Mainz, Kirchheim, 2 ℳ) erschienene Biographie Huysmans von Jörgensen. In gewisser Hinsicht ein typisches Buch. Huysmans, wie die Helden seiner Werke, gehören ganz und gar der dekadenten französischen Literatur an. Es sind Menschen, denen kein Sumpf zu schmutzig ist und deren Lüsternheit an das Perverse streift. Durch ein wahnwitziges Pariser Genußleben gelangen sie bis zu einer Grenze der Entnervung, die ich nicht weiter bezeichnen mag, und dann folgt plötzlich der radikale Umschlag. In der Zurückgezogenheit und im Frieden des Klosters suchen die körperlich und seelisch Aufgebrauchten Rettung vor sich selbst für den kurzen Rest ihres vergeudeten Lebens. Das ist gewiß besser, als wenn sie bis zum Ende auf der alten Bahn verharren würden. Aber sie bleiben, wie auch Jörgensen mehrfach andeutet, doch im tiefsten Grunde unsympathische Persönlichkeiten.

Eine ganz andere Entwicklung stellt die Selbstbiographie des Philosophen an der Universität zu Münster, G. Spicker, dar. (Vom Kloster ins akademische Lehramt. Stuttgart, Fromman, 1908, 2 ℳ). Das ist hübsch zu lesen, wie in dem aus ärmlichen Verhältnissen stammenden frommen und klugen Burschen der Drang, etwas zu lernen, immer mächtiger wird; wie er schließlich in ein Kapuzinerkloster eintritt, das ihn freilich auf die Dauer nicht zu halten vermag, aber ihm doch tiefe Eindrücke fürs Leben mitgibt. Dann begleiten wir ihn durch die Universitätszeit mit mancherlei inneren und äußeren Kämpfen und sehen, wie er schließlich, trotz aller Anfeindungen des ultramontanen Klerus, sein Ziel erreicht: ein theistisch gerichteter Philosoph, ob auch von den offiziellen Lehren seiner Kirche wohl in vielen Punkten innerlich weit entfernt.

Wollten wir aus einem Vergleich dieser beiden Biographien einen Schluß ziehen, so würde er für die katholische Kirche nicht günstig sein. Der Gewinn einer Persönlichkeit wie Huysmans will wenig bedeuten, wenn ein Mann wie Spicker doch innerlich sich seiner Kirche entfremdet. Die Frage ist nur, ob man ein solches Ergebnis mit Recht verallgemeinern kann.

Chr. Rogge



Das Werden irdischen Lebens im Lichte der Pendulationstheorie

Schon Kreichgauer ist in seiner Schrift: „Die Äquatorfrage in der Geologie" (1902) der vor sieben Jahren von P. Reibisch aufgestellten Pendulationstheorie ziemlich nahe gekommen. Verschiedentliche Erörterungen über einen zweiten Erdmond sprachen dieser Theorie gleichfalls das Wort. Einen Hauptvertreter aber hat die Pendulationstheorie in Professor Dr. Simroth gefunden, der in verschiedenen Abhandlungen und in seinem Werke: „Die Pendulationstheorie", Leipzig 1907, Konrad Grethleins Verlag (mit 27 Karten im Text) diese Theorie vertiefte und ausbaute.

Hören wir zunächst in kurzem, wie Simroth die Pendulationstheorie kennzeichnet. Ecuador und Sumatra sind die zwei Endpunkte der längsten Erdachse. Zwischen diesen beiden festen Polen, dem West- und dem Ostpol, pendelt die Erde in langsamen Schwingungen hin und her. Infolge dieser Erdpendelung wird der Nord- und Südpol auf dem Schwingungskreis, dem 10. Grad östlicher Länge, abwechselnd nach Süden und Norden verschoben. Diesen 30 bis 40 Grade betragenden Pendelausschlägen entsprechen die großen geologischen Perioden. Im Altertum der Erde (in der paläozoischen Zeit) befand sich Europa in Bewegung nach Norden und kam im Perm in die erste Eiszeit hinein. Als dann der erste Umschlag eintrat und die Erde nach Süden pendelte, trat sie in ihr Mittelalter (in die mesozoische Zeit) und kam Europa in der Kreide und zu Beginn der Neuzeit im Eozän

in subtropische Lage. Während des Tertiärs dann brachte ein neuer Umschlag Europa in die diluviale Eiszeit. Seither pendelt die Erde wieder nach Süden.

Warum aber pendelt unsere Erde zwischen ihrem West- und Ostpol hin und her? Nach Simroth haben wir die Ursache hierfür in dem Auffallen eines zweiten Erdmondes auf die Erde zu suchen. Indem dieser Mond von Westsüdwesten her im Sudan schräg auf die Erde traf, wurde das Gleichgewicht der Erde gestört, die Landmassen der Alten Welt drängten sich mehr zusammen und bekamen über die der Neuen Welt das Übergewicht, auf der pazifischen Erdhälfte wurde Land vom Weltmeer weggespült, das auf den uralten afrikanischen Kloß gestützte Europa blieb vor der Wegspülung durch den Ozean bewahrt, und es standen sich nun die landreiche atlantisch-indische, afrikanisch-europäische und die wasserreiche pazifische, amerikanisch-australische Erdhälfte gegenüber.

Die geologischen Epochen erhalten im Sinne der Pendulationstheorie eine andere Wertung, gelten nicht mehr als gleichzeitige Perioden, sondern als von Europa aus auf vorgezeichneten Linien über den Erdball gleitende Wellen. Die Verteilung der Zonen war immer die gleiche, die Abkühlung mag im ganzen nur wenige Grade betragen. Die großen geologischen Perioden entsprechen den großen Pendelausschlägen, die Formationen den Verschiebungen von einer Zone in die andere.

Die Entstehung der organischen Wesen erreichte auf dem Lande die höchste Stufe. Außerdem machte sich aber von jeher in der organischen Entwicklung das Bestreben geltend, sich von der direkten Abhängigkeit von der Sonnenwärme und den klimatischen Verhältnissen freizumachen, eigene Wärme zu erzeugen, die eigene Leibeswärme zu regulieren. Die Säugetiere und Vögel, welche ihre Innentemperatur auf 37—41 Grad zu erhalten imstande sind, haben es in dieser Richtung am weitesten gebracht. Diese beiden Grundzüge, der Ausgang der Lebewesen vom Lande und die Befreiung von der gleichmäßigen Wärme der Tropen, sagt Simroth, geben im Zusammenhange mit der Pendulation der Erde den Schlüssel für das Verständnis der gesamten Schöpfung. In Europa liegt der Schwerpunkt. Im Altertum der Erde erfolgte während der polaren Phase von einem alten tropischen Stock von Lebewesen eine rein mechanische Verschiebung der Lebewesen aus dem Sudan in das Gebiet des Mittelmeeres und weiter zu uns. Solche Verlegung von Lebewesen konnte für diese verschiedene Konsequenzen haben. Die plastischen, anpassungsfähigen Individuen unter ihnen gestalteten sich in neue Formen um, die weniger plastischen, aber doch beweglichen wichen nach Süden oder auf dem ihnen passenden Breitegrade südwestlich oder südöstlich aus, die nicht anpassungsfähigen und auch nicht beweglichen Formen starben aus. Bei neuerlicher Verlegung nach Norden arbeitete die Natur an den so entstandenen neuen Formen in gleicher Weise weiter.

Wasser und Festland verhalten sich der Zentrifugalkraft der Erde gegenüber verschieden. Das Festland wird bei der polaren Phase der Erdpendelung aus dem Wasser emporgehoben, vermag schließlich der Schleuderkraft nicht mehr Widerstand zu leisten, bricht ein und faltet sich zu Gebirgen, umgekehrt wird es bei der äquatorialen Phase wieder untergetaucht. Das Wasser aber behält, der Zentrifugalkraft folgend, immer die abgeplattete Kugelgestalt der Erde bei. Wassertiere entstehen, wenn bei der polaren Phase Landtiere den stärkeren Temperaturschwankungen in der freien Luft auszuweichen suchen und sich in das viel gleichmäßigere warme Wasser begeben, und in der äquatorialen Phase, wenn Land mit seiner Tierwelt untertaucht.

In Europa sind so alle Lebewesen, mindestens als Familien, entstanden. Sie wurden so weit verschoben, als noch Bedingungen vorhanden waren, welche denen ihres europäischen Entstehungsherdes entsprechen. Die Umwandlungen, die sie unterwegs erfahren, sind nur untergeordneter Art. Nachdem es vielfach zur Emporhebung des Meeresbodens über den Meeresspiegel gekommen ist, kann man bereits die Verbindungsbrücken zwischen den Kontinenten, auf denen die Wanderung vor sich ging, zum großen Teile skizzieren. Simroth hat die wichtigsten Verbreitungslinien kartographisch angegeben.



Es dürfte den Leser besonders interessieren, zu hören, wie nach diesen Lehren die Entstehung des Menschen vor sich gegangen ist. Da alle Reste vorweltlicher Menschen zwischen den Pyrenäen und Kroatien gefunden wurden, müsse der Mensch bei uns entstanden sein. Indem diese Urwaldbewohner mechanisch in baumlose Gegenden verlegt wurden, waren sie genötigt, auf dem Boden zu gehen und sich so aus Baumbewohnern in die gehenden Menschen umzuwandeln. Fast alle Menschenrassen erscheinen unter dem Schwingungskreis vom Kap bis Lappland und Grönland übereinander gelagert. Hier sind auch die ersten Kulturen entstanden und haben sich in Lebensgemeinschaft mit dem Menschen die Haustiere herausgebildet, während die wilden Formen in der Tertiärzeit nach ihren heutigen Wohngebieten ausgewichen sind.

Unter dem Kulminationskreis, dem durch die Schwingpole gehenden Meridian, gelangen in jeder Pendelschwingung die Organismen auf der nördlichen Erdhälfte in ihre nördlichste Lage. Unter diesem Kulminationskreis wird das Land am weitesten gegen den Nordpol hin verschoben. In der Alten Welt ist dies die Taimyrhalbinsel. Bekanntlich hat Palmen in seinen Karten der Vogelzugstraßen gezeigt, daß diese Zugstraßen strahlenartig aus dem Umkreis des Nordpols, aus Neusibirien, Taimyr, Nowaja Semlja, Spitzbergen und Ostgrönland ausgehen. Die östlichen Zugstraßen von Jenissei ab gehen in südlicher und südöstlicher Richtung, die westlichen in südwestlicher Richtung. Von der Taimyrhalbinsel geht eine Vogelzugstraße den Ob entlang nach dem Schwarzen und Griechischen Meere und nach der Levante, während einzelne Zweige nach dem Kaspischen Meere und nach Turan verlaufen. Die Vorfahren dieser Wandervögel erreichten die Taimyrhalbinsel entweder von Südwesten oder von Südosten her, daher geht der Wanderzug entweder nach Südwest oder nach Südost, kein Zugvogel aber kreuzt die Halbinsel. Hier wird, sagt Simroth, der Wanderzug der Vögel in seinem Maximum geradezu zu einem mathematischen Problem. Auch das riesenhafte Auswachsen vorweltlicher Tiere in Nordamerika, weiters die eigenartige Tierwelt des Baikalsees findet in der Kulminationskreislage seine Erklärung.

Die Pendulationstheorie bezieht noch die Einwirkung anderer Einflüsse ein. Während die großen geologischen Perioden den großen Ausschlägen der Erdpendelung, die Formationen den Verschiebungen von einer Zone in die andere entsprechen, sind die kleineren Stufen auf eine sekundäre Bewegung eingestellt, wie sie der astronomisch konstatierten Drehung des Nordpols innerhalb etwa 28 000 Jahren entspricht. Indem sich diese Drehung mit den Pendelausschlägen kombiniert, werden die Pendelausschläge in eine Schraubenlinie umgesetzt, die in jeder polaren Phase einen Punkt unter dem Schwingungskreis nach Norden, dann wieder um einen geringeren Betrag nach Süden zurückführt usw. (bei der äquatorialen Phase umgekehrt), wodurch u. a. die Zwischeneiszeiten zustande kommen.

Sekundär macht sich auch ein anderes solares Prinzip, die elfjährige Sonnenfleckenperiode geltend. Schon seit langem hat man das Auftreten der Heuschreckenschwärme mit dem der Sonnenflecken in Verbindung gebracht. Während die Periode der Sonnenfleckenmaxima zwischen 6 und 17 Jahren schwankt, würde die der Tiere, deren Abhängigkeit von der Sonnenfleckenperiode behauptet wird, fast genau das Mittel, 11 Jahre, betragen. Im Jahre 1896 stellte sich in Deutschland der dünnschnäbelige sibirische Tannenhäher (Nucifraga caryocatactes macrorhyncha) in Unmengen ein. Simroth prophezeite für das Jahr 1907 einen neuen Masseneinbruch dieses Vogels, der auch tatsächlich stattfand. Während man bisher der Meinung war, daß es eine Mißernte an Zirbelnüssen, der Hauptnahrung des Tannenhähers, sei, die den Vogel von Zeit zu Zeit zu uns führt, schreibt es Simroth dem besonders reichlichen Samenertrage der Zirbelnüsse, der infolge solcher Nahrungsfülle eine überreiche Vermehrung des Tannenhähers herbeiführt, zu, daß der Tannenhäher seine Wanderungen in die Fremde antritt. Das Jahr 1907 brachte auch andere Tierwanderungen, massenhafte Heuschreckenschwärme in Ungarn, massenhaftes Auftreten von Wespen, Eichhörnchen, zahlreiche



Schwärme von Libellen, Distelfaltern. Wien war durch zwei Tage der Schauplatz einer Massenwanderung des Ringelspinners, der alle Gärten, Straßen, öffentlichen Lokale mit seinen Schwärmen erfüllte und von Zeit zu Zeit selbst die Bogenlampen auf den hohen Masten verfinsterte. Termiten, die vor elf Jahren die Holzbestandteile des Nationalmuseums zu Washington angriffen, stellten sich im Jahr 1907 neuerlich in noch größerer Menge ein. Auch das Steppenhuhn, das im Jahre 1888 in so enormen Mengen nach Europa gekommen war, machte im Jahre 1907, also nach zwei Sonnenfleckenperioden, neue Einwanderungsversuche.

Auch der Vulkanismus erscheint nach den Erklärungen der Pendulationstheorie in anderem Lichte. In jeder polaren Phase, so im Altertum der Erde und im Tertiär, erreicht er sein Maximum. Wie die Organismen scheinen auch die Erdbebenlinien gleichen Verbreitungsgesetzen zu folgen, und das dürfte auch für die meteorologischen Vorgänge in der Atmosphäre seine Gültigkeit haben.

So wird nach der Pendulationstheorie die ganze Schöpfung folgerecht und kontinuierlich. Seit dem Kambrium, seit der Zeit, von der an die Ergebnisse der Paläontologie eine genauere Rechnung möglich machen, lag der Schauplatz aller wichtigen Umbildungen da, wo die Kultur des Menschen ihren Höhepunkt erreicht hat.

„Ein Rückblick auf die Einzelheiten der in diesem Buche niedergelegten Untersuchungen", schließt Simroth, „läßt es mir beinahe rätselhaft erscheinen, daß die Geburt der Pendulationstheorie so lange hat auf sich warten lassen. Wohin ich auch sehe, alles war nach den Linien, die durch die Pendelbewegungen der Rotationspole bedingt werden, geordnet, alles ging von uns aus. Was ich weggelassen habe, ist keineswegs unterdrückt worden, weil es sich gegen die Theorie auflehnte, sondern entweder weil ich es nicht genügend beherrschte oder weil die bekannten Tatsachen noch zu spärlich waren, als daß sie einen Schluß pro oder contra zugelassen hätten."

Für die Straßen, welche die sich ausbreitenden Tiere gegangen sind, erscheinen die Wanderungen, denen sie jetzt folgen, bezeichnend. Die bei polarer Phase von uns aus verdrängten Formen (z. B. Wanderratte, Ziesel, Tannenhäher, Steppenhuhn, die auf Helgoland eintreffenden amerikanischen Zugvögel) kehren jetzt bei entgegengesetzter Phase als rückflutende Formen zurück. Zu beiden Seiten des Beringsmeeres suchen jetzt die Lachse die Stellen in den Gebirgen auf, die ihren Bächen bei südlicherer Lage den Ursprung gaben, heute aber in höhere Lagen emporgehoben sind. Viele nordische Säuger wandern noch heute bei stärkster Kälte aus, am stärksten auf der Taimyrhalbinsel.

Wohl verhält sich die Mehrzahl der Forscher dieser Theorie gegenüber noch zurückhaltend, aber es ist nicht zu leugnen, daß sie in interessanter und umfassender Weise das Werden der irdischen Schöpfung zu erklären sucht.

Dr. Friedrich Knauer



Am Tage nach der Revolution

Der marxistische Kommunismus tritt bekanntlich mit dem Anspruch auf, daß die Durchführung seiner Lehre allein es bewirken kann, „daß" — um mit den Worten des Erfurter Programms zu reden — „der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

Auf die Frage, wie sich bei kommunistischer Regelung der Produktion ein solcher Zustand nun in Wirklichkeit darstellen werde, sind bisher die Marxisten die Antwort schuldig geblieben. Alle Versuche der Schilderung des „Zukunftsstaates", selbst wenn sie aus der Feder

eines Bebel stammten, wurden von der Partei als solcher für unverbindlich erklärt und als mehr oder weniger „utopistisch" bezeichnet.

Aber die Frage: Wie wollt ihr eure Versprechen einlösen? kehrt natürlich immer wieder, und um so lauter und dringender wird die Frage, je mehr die Zahl der Anhänger wächst und der Tag des Sieges den Massen als immer näher bevorstehend hingestellt wird. Um auf solche Fragen zu antworten, hat nun vor kurzem der nüchternste und vorsichtigste der marxistischen Theoretiker, Karl Kautsky, eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel trägt „Am Tage nach der sozialen Revolution". Die Schrift enthält kein ausgeführtes Bild des Zukunftsstaates, sondern will lediglich die Maßnahmen schildern, die unmittelbar nach der Eroberung der politischen Macht, wenn sich also etwa die sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Berliner Schloß als provisorische Regierung erklären konnte, erfolgen werden.

Die Schrift hat natürlich auch keinen parteioffiziellen Charakter; aber so weit das überhaupt möglich ist, darf sie wohl als Wiedergabe der in der Partei herrschenden Anschauungen gelten. Karl Kautsky ist das anerkannte Haupt der marxistischen Schule, der Leiter des wissenschaftlichen Organs der deutschen Sozialdemokratie. Die Arbeit selbst ist kein erster Versuch, sondern ist in zweiter durchgesehener Auflage erschienen; sein Verlag ist der des Zentralorgans der sozialdemokratischen Partei: Buchverlag Vorwärts in Berlin. —

Die Schrift soll, wie gesagt, die Maßnahmen schildern, die das Proletariat, das in den Besitz aller politischen Macht gelangt ist, wird nicht durchführen *wollen*, sondern wird durchführen *müssen*, „getrieben durch seine Klasseninteressen und den Zwang der ökonomischen Notwendigkeit".

Die Beseitigung der privaten Unternehmungen für die größeren Industriebetriebe ist verhältnismäßig leicht. Es genügt dazu in der Hauptsache eine Beseitigung der aus der Arbeitslosigkeit entspringenden Not:

„Eine wirklich ausreichende Unterstützung aller Arbeitslosen muß nämlich völlig das *Kraftverhältnis* zwischen Proletariat und Bourgeoisie, zwischen Proletariat und Kapital verschieben, sie macht das *Proletariat zum Herrn in der Fabrik*."

Natürlich, der Arbeiter braucht dann nicht mehr den Kapitalisten, während dieser ohne ihn kein Unternehmen fortsetzen kann. Es werden die Löhne so hoch steigen müssen, daß den Unternehmern nur noch Arbeit und Risiko bleiben. In solcher Lage werden sie sich beeilen, ihre Unternehmen zu verkaufen, und Staat, Gemeinde, Gewerkschaften, Genossenschaften sind dann in der Lage, gegen billige Entschädigung (bei dieser Lage der Dinge gewiß *sehr* billige Entschädigung) die mittleren und größeren Betriebe zu erwerben.

Die Geldkapitalisten

„kann man ohne Schwierigkeiten mit einem Federzug expropriieren".

Mit den Gütern, die Lohnarbeiter brauchen, geht es ebenso wie mit den Industriebetrieben, während die Kleinbauernbetriebe vorläufig wohl noch weiter im Privatbesitz bleiben können.

Am meisten gespannt ist man auf die Lösung der Frage, an der bisher alle kommunistischen Versuche gescheitert sind, so viel ihrer auch von den verschiedensten Seiten her unternommen wurden, die Lösung der Frage: wie nun in der Gesellschaft, in der der Staatsbetrieb das Entscheidende ist, die ökonomische *Gleichheit* mit der persönlichen *Freiheit* vereinigt werden kann.

Denn das ist auf wirtschaftlichem Gebiet das entscheidende Argument, das die Bodenreform gegen den Kommunismus ins Feld führt: in seinem Rahmen findet die freie Persönlichkeit keinen Raum — die Einzelpersönlichkeit, die mit ihrem gesunden Egoismus die Ursache aller Kulturentwicklung, auch aller technischen Fortschritte, gewesen ist bis zu diesem Tage. Und so hoch auch der Bodenreformer jede ernste Sozialreform wertet, so vergißt er doch nie, daß sie nur Mittel zum Ziel sein kann, und daß das Ziel darin besteht, möglichst viele

aufrechte, wirklich freie, an Leib und Geist gesunde Menschen zu ermöglichen. Selbst wenn also irgend eine wirtschaftliche Maßnahme verspräche, die Zuteilung materieller Güter an den Einzelnen zu vermehren, dabei aber seine individuelle Entwicklung gefährdete, so würde vom bodenreformerischen Standpunkt aus der Preis für den Gewinn der materiellen Wohlfahrt zu hoch bezahlt sein!

Wie steht es am Tage nach der marxistischen Revolution mit der persönlichen Freiheit?

* * *

Die Arbeiter erhalten eine ausreichende Unterstützung, auch wenn sie nicht arbeiten. Was soll sie bewegen, in die Fabrik zu gehen? Etwa allein die Änderung des Firmenschildes, daß z. B. statt: „Singer & Ko." nun darauf steht: „Staatsbetrieb"? Schwerlich.

Welche Mittel stehen dem proletarischen Staate zu Gebote, die Arbeiter an der Arbeit zu erhalten?

Kautsky weist auf „die große Macht der Gewohnheit" hin. Es gebe Leute, „die nicht wissen, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen, die sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht arbeiten können".

In den Kämpfen, die dem Siege des Proletariats vorausgehen, haben ja die Arbeiter, um die Unternehmer gefügig zu machen, so lange aus den Fabriken herausbleiben müssen, daß vielleicht „die große Macht der Gewohnheit" eher für das Draußenbleiben als für das Hineingehen in die Fabrik entscheiden wird, sintemal jeder Mensch sich schneller an Bequemlichkeit als an Mühewaltung gewöhnt.

Kautsky gibt selbst zu, daß man sich auf diesen Antrieb nicht verlassen könne, er sei der schwächste; viel stärker schon würde die Disziplin des Proletariats wirken:

„Wenn eine Gewerkschaft die Notwendigkeit ununterbrochenen, regelmäßigen Fortganges der Arbeit anerkennt, dann dürfen wir überzeugt sein, daß im Interesse der Gesamtheit kaum eines ihrer Mitglieder seinen Posten verlassen wird."

Die Berufung auf die heutige Disziplin in den Gewerkschaften hat nicht viel Beweiskraft für die Zukunft. Man braucht nicht große psychologische Kenntnisse zu haben, um zu wissen, daß ein kämpfendes Heer vor einem großen Ziele viel leichter in Disziplin zu halten ist als ein sieghaftes, das kein Feind mehr bedroht. Auch Arbeiterheere können ihr Kapua finden.

Wie nun aber, wenn eine örtliche Gewerkschaftsversammlung einmal nicht von der Notwendigkeit des ununterbrochenen Fortgangs gerade ihrer Arbeit überzeugt wäre? Oder wenn in einer Gewerkschaftsabstimmung eine verhältnismäßig große Minderheit nicht diese Notwendigkeit anerkennen würde, — soll die Mehrheit dann die Minderheit zur Disziplin zwingen?

Kautsky selbst sucht nach anderen Mitteln und beruft sich auf die Erhöhung „der Anziehungskraft" der Arbeit, die durch Reformen aller Art entstehen wird, und endlich aus der bisherigen Last eine Lust machen soll. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Reformen nicht gleichmäßig wirken können, daß es immer Arbeiten geben wird (Kohlengruben usw.), die von bloßer „Lust" sehr weit entfernt bleiben werden.

In seiner Not kommt Kautsky dann zu einem Vorschlag, der allerdings entscheidend wäre, der aber mit einem Schlage das Wesen des kommunistischen Staates verändern würde:

„Den nötigen Ausgleich kann man dadurch herbeiführen, daß man dort, wo sich zuviel Arbeiter melden, die Löhne herabsetzt, dagegen in jenen Industriezweigen, wo es an Arbeitern mangelt, den Lohn erhöht, bis man es erreicht, daß jeder Zweig so viel Arbeiter hat, als er braucht."

Dieser gefährliche Satz wird nun in allerlei gelehrt klingende Erörterungen eingewickelt, die aber in sich so widerspruchsvoll sind, daß ihre Gedankengänge sich zum Teil selbst aufheben. Denn soll erhöhter Lohn eine wirkliche Anziehungskraft entwickeln, so muß er ein Wesentliches mehr sein als niederer Lohn; sein „Mehr" soll ja größere Wirkungen ausüben als Gewohnheit, Disziplin und Anziehungskraft der Arbeit! Denkt man diesen Gedanken Kautskys zu Ende,

so führt er zum Zusammenbruch seines ganzen stolzen Gebäudes. Es scheint dann nur folgerichtig, daß bei Mangel an Arbeitern auch die Arbeitslosen-Unterstützung, die jeden einzelnen unabhängig machen soll, so weit herabgeht, daß aus dem Zwange heraus, das Notwendigste zu erwerben, der einzelne sich zur Arbeit meldet. Dann aber sind wir doch wieder mitten drin im Wesen des heutigen Lohnsystems. —

Was verführt Kautsky nun dazu, so gefährliche Sätze wie die von der Bedeutung abgestufter Lohnsätze zu schreiben? Es ist zweifellos die Scheu vor dem Eingeständnis, daß am Tage nach der marxistischen Revolution die persönliche Freiheit keinen Platz mehr findet, daß der Kommunismus mit Notwendigkeit dazu führt, über die Art und das Maß der Arbeit jedes einzelnen von Mehrheits wegen zu bestimmen.

An anderen Stellen tritt dieser Gedanke trotz allem inneren Widerstreben Kautskys in seinen Ausführungen ganz klar zutage, so z. B. dort, wo er von der Organisierung des Reproduktionsprozesses spricht, nämlich von der Aufgabe des kommunistischen Staates, den einzelnen Betrieben auch die nötigen Rohstoffe, Hülfsmaterial (Kohle usw.), Ersatz für Maschinen und Werkzeuge zuzuführen und die jeweilig erzeugten Produkte auch abzusetzen. Jede Stockung in der Zirkulation würde den Eintritt von Krisen bedeuten, „der schlimmsten Geißel der modernen Produktionsweise“:

„Das Proletariat allein kann diese Regelung der Zirkulation der Produkte durchführen durch Aufhebung des Privateigentums an den Betrieben, und es kann sie nicht bloß, es muß sie durchführen, soll der Produktionsprozeß unter seiner Leitung weitergehen, soll also sein Regime Bestand haben. Es muß die Höhe der Produktion jeder einzelnen gesellschaftlichen Produktionsstätte auf Grundlage einer Berechnung der vorhandenen Produktivkräfte (Arbeiter und Produktionsmittel) und des vorhandenen Bedarfs festsetzen und dafür sorgen, daß einer jeden Arbeitsstätte nicht bloß die nötigen Arbeiter, sondern auch die notwendigen Produktionsmittel zugeführt und die fertigen Produkte an die Konsumenten abgesetzt werden ...“

Bei dieser Erörterung stutzt Kautsky selbst, und es drängt sich ihm die Frage in die Feder: „Sollten wir etwa doch zum Kasernen- oder Zuchthausstaat kommen müssen?“

An einer anderen Stelle hätte er vielleicht noch mehr Veranlassung zu dieser Frage gehabt: „In einer kommunistischen Gesellschaft wird die Arbeit planmäßig reguliert, werden die Arbeitskräfte den einzelnen Zweigen nach einem bestimmten Plane zugewiesen.“

Wer wird denn dieses Zuweisen besorgen? Das Proletariat, d. h. im Kommunistenstaat die Gesamtheit aller Bürger, doch gewiß nicht. Es wird immer ein Ausschuß sein müssen, nenne man ihn nun, da das Wort Regierung natürlich verpönt sein wird, statistisches Amt oder Verwaltungsausschuß, oder so harmlos, wie man immer will, meinetwegen, wie Kautsky S. 44 es schamhaft tut: „Zentralpunkt“.

Die Menschen, die diesen „Zentralpunkt“ vertreten, von dem die Produktion „planmäßig reguliert“ werden soll, werden eine so große Macht gewinnen müssen, wie sie heute keine Regierung der Welt in Händen hat, und auch eine Berufung auf die Mehrheit, die in irgendeiner Form dann stets entscheiden soll, ändert natürlich nichts an der Sachlage. Für den einzelnen und die Minderheit — und gewöhnlich sind die Tüchtigen und Selbständigen, die Vertreter neuer Gedanken, zuerst in der Minderheit — wird diese Abhängigkeit nicht weniger fühlbar, wenn sie im Namen irgendeiner Mehrheit verhängt wird.

Nun aber ist es eine jeder Macht innewohnende absolute Tendenz, gegen ihre Grenzen zu drücken. Sie strebt ständig danach, sie zu überschreiten, wenn nicht gleich starke Gegentendenzen diesem Streben Halt gebieten. Deshalb wird die wirtschaftliche Macht des Verwaltungsausschusses der Mehrheit selbst, ganz ohne individuelles Verschulden von Einzelpersonen, auch auf das Gebiet des Geisteslebens übergreifen.

Es wird keine Frage geben, die nicht in irgendeine Beziehung zu der „planmäßigen Regulierung“ der Produktion gebracht werden kann und gebracht werden wird. Am „Tage nach

der Revolution" wird der siegreiche Kommunismus das Ende der persönlichen Freiheit — nicht sein wollen — aber sein müssen!

* * *

Gewiß, auch heute ist die freie natürliche Entwicklung vielen Teilen des Volkskörpers unterbunden. Der einzelne Bergmann z. B., der sich der ungeheuren Macht des Kohlensyndikats gegenübersieht, ist in seiner individuellen Freiheit aufs äußerste beschränkt, und er ist jedes Mitbestimmungsrechtes über den Ertrag seiner Arbeit bar.

Zweifellos herrscht heute auf vielen Gebieten ein wirtschaftlicher Absolutismus. Der Weg zur Gesundung heißt aber nicht Verallgemeinerung des wirtschaftlichen Absolutismus durch Übertragung auf einen „Zentralpunkt", der im Namen einer Mehrheit bestimmt, sondern Wegräumung der Ursache, die zum wirtschaftlichen Absolutismus gegenüber Arbeitern und Konsumenten führen kann, ja führen muß.

Diese Ursache liegt aber im tiefsten Grunde nicht in einer „Planlosigkeit" der Produktion, sondern in der Überantwortung der unentbehrlichen Voraussetzungen für jede menschliche Arbeit — der Natur — an das Privatkapital.

Stellt den Boden und alle seine Schätze unter die Kontrolle der Gesamtheit, macht ihn frei zugänglich jedem, der auf und von ihm leben will, und es wird kein Kartell, kein Syndikat, kein Trust sich entwickeln und halten können, die Arbeiter und Konsumenten ausbeuten.

Fließt die Grundrente in allen ihren Formen in die Kassen der Gesamtheit, so wird diese reich genug sein, um jedem Kind des Volkes die beste Ausbildung seiner Kräfte zu gewährleisten, allem wirklichen Elend ein Ende zu bereiten.

Wie dann die Arbeit in einem wahrhaft gebildeten notlosen Volke sich in freier und genossenschaftlicher Tätigkeit auch immer gestalten mag, welche neuen Formen dadurch in organischer Entwicklung im Produktionsprozeß geschaffen werden mögen — es wird jedem jederzeit möglich sein, in voller Freiheit seine Kräfte zu entfalten.

Das ist die tiefste Rechtfertigung der Bodenreform in ihrem Kampfe: neben und über Kapitalismus und Kommunismus hinaus die Herrschaft zu gewinnen, daß sie gewiß ist, einen Weg zu erschließen, auf dem soziale Gerechtigkeit und persönliche Freiheit vereint werden kann.

(Die beiden ersten Bodenreformartikel: „Aus der deutschen Bodenreformbewegung" und „Vom Bauschwindel", Jahrg. X, Heft 5 u. 8, haben übrigens dem Verfasser viele Zuschriften von „Türmer"-Lesern eingetragen. Wer mehr von der deutschen Bodenreform-Bewegung wissen will, der bitte die „Geschäftsstelle des Bundes deutscher Bodenreformer", Berlin, Lessingstr. 11, um kostenfreie Zusendung von Drucksachen.) A. Damaschke

Die Varusschlacht

Der Verlauf der Schlacht im Teutoburger Walde ist bis in die neueste Zeit allgemein so dargestellt worden, wie ihn der griechische Geschichtschreiber Dio Cassius in seiner von der Gründung Roms bis 229 n. Chr. reichenden römischen Geschichte gegeben hat. Er stützt sich auf den Bericht, der seinerzeit dem Senat in Rom mitgeteilt wurde. Dieser amtliche Bericht aber, der nichts von der schimpflichen Überrumpelung in Varus' Lager und der Kapitulation des römischen Heeres weiß, vielmehr die Legionen auf dem Marsche von den Germanen angegriffen und in heldenmütigem Kampfe vernichtet werden läßt, war eigens für den Zweck zurechtgestutzt, die über die schmähliche Niederlage erregten Gemüter in Senat und Volk zu beschwichtigen. In Wahrheit soll der Hergang ein ganz anderer gewesen sein.

Der Detmolder Seminarlehrer Heinrich Schwanold, der sich durch Arbeiten zur lippischen Landeskunde bekannt gemacht hat, gibt in einer soeben erscheinenden Festschrift zur Neun-

zehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde („Armin, die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal“, Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold) eine von der bisher üblichen sehr abweichende Schilderung. Im Jahre 7 nach Christus war Quintilius Varus als Statthalter nach Germanien gekommen, mit dem Auftrage, vor allem die widerspenstigen Cherusker der römischen Herrschaft zu unterwerfen. Er versuchte es zunächst damit, sie unter seine oberste Gerichtsbarkeit zu zwingen, und ging dabei mit bewußter Willkür und Grausamkeit zu Werke. So sagt der römische Geschichtschreiber Vellejus, ein Zeitgenosse Armins, der schon Tiberius auf seinen germanischen Feldzügen begleitet hatte: „Varus gab sich dem Wahne hin, er habe es hier mit Menschen zu tun, die vom Menschen nichts weiter besäßen als Stimme und Gliedmaßen, und Leute, die mit dem Schwerte nicht zu bändigen wären, könnten durch Gerichtsverfahren zahm gemacht werden.“ Dieser Politik des Römers nun setzte Armin die eigene entgegen. Er sah, daß Varus bei seinen Gerichtssitzungen im Lager Zuschauer und Zuhörer zuließ, vielleicht sogar ihre Gegenwart wünschte, in dem Wahne, daß sich die Germanen dadurch schneller an das Verfahren gewöhnen würden. Darauf baute Armin seinen Plan: er veranlaßte die mit ihm verschworenen Cherusker, immer zahlreicher ihre Rechtshändel dem Statthalter vorzutragen. Ja man erdichtete Prozesse, klagte und ließ sich verklagen und dankte für die prompte und gerechte Entscheidung, so daß Varus nicht wenig erfreut sein mochte, seine oberrichterliche Stellung so schnell anerkannt zu sehen. Das verführte ihn zu einer Sorglosigkeit, als wenn er nicht mitten im feindlichen Germanien an der Spitze eines Heeres stände, sondern als Stadtrichter auf dem Forum in Rom. Jede Partei wurde von ihrer Sippe zur Gerichtsstätte im Lager geleitet, wie es in Rom auch Sitte war; selbst unbeteiligte Neugierige wurden geduldet. Dadurch gewann Armin die Möglichkeit, ganze Scharen von Verschworenen so unauffällig in das Römerlager zu bringen, daß sogar die Warnungen, die Armins eigener, ihm feindlich gesinnter Schwiegervater Segestes dem Feldherrn zukommen ließ, von diesem unbeachtet blieben. Ja selbst als Segest Armins Plan, soweit er ihm bekannt geworden war, verriet, glaubte Varus nichts anderes, als daß die Anklagen nur der Ausfluß des Hasses Segests gegen den Schwiegersohn seien. Im Gegenteil, noch am Abend vor dem Tage, den die Verschworenen für den Überfall verabredet hatten, waren die Cheruskerfürsten wie so oft von Varus zum Gastmahl geladen. Bei dieser Gelegenheit griff Segestes zu einem letzten verzweifelten Mittel, indem er den Statthalter aufforderte, ihn selbst, Armin und die Mitverschworenen in Fesseln zu legen. Das Volk würde ohne die Fürsten nichts wagen, und so gewänne er Zeit, die Schuldigen von den Unschuldigen zu sondern. Allein Varus blieb bei seiner Ansicht. Der körperlich und geistig schwer bewegliche Mann konnte sich zu einer solch ungewöhnlichen und energischen Maßnahme nicht entschließen. Am folgenden Tage brach das Unglück über ihn herein.

Auf dem weiten Platze vor dem Tribunal standen wie gewöhnlich Gruppen und Haufen von Cheruskern und erwarteten den Richterspruch des Statthalters in ihren wirklichen oder erdichteten Rechtsstreitigkeiten. Die römischen Soldaten waren dienstfrei, also nicht unter Waffen. Während nun der Herold die Parteien mit lautem Ruf vor das Tribunal zitierte — vielleicht war gerade der Heroldsruf das verabredete Zeichen — drangen die Cherusker plötzlich von allen Seiten auf Varus ein. Die drei Legaten, die wahrscheinlich den Statthalter mit ihrem Leibe decken wollten, waren die ersten Opfer; sie fielen, und Varus selbst wurde verwundet. Gleichzeitig war es auf die römischen Feldzeichen abgesehen: zwei Adler wurden ihren Trägern entwunden, den dritten riß der Adlerträger, ehe er den Germanen in die Hände fiel, von der Stange, versteckte ihn unter seinem Wehrgehenk und verbarg sich damit in einem Sumpf. Da die Feldzeichen genommen waren, konnten sich die einzelnen, auf den Lärm herbeieilenden Soldaten nicht zu Manipeln, Kohorten und Legionen zusammenfinden, und so löste sich alles, was nicht sofort von den heranströmenden Germanenmassen niedergemacht wurde, in eine regellose Flucht auf. Allen voran sprengten die Reiter in einer Stärke von drei Schwadronen

unter dem Legaten Vala Numenius davon, dem Rheine zu, sie machten nicht einmal den Versuch, ihren Kameraden zu helfen. Sie gelangten übrigens nicht bis an den Rhein. Der Legat wurde unterwegs abgefangen und fand so als Deserteur ein unrühmliches Ende. Nur der Lagerpräfekt Eggius, der einzige Offizier, von dem Vellejus Rühmliches berichtet, daß er den Truppen ein herrliches Beispiel gegeben habe, machte Anstrengungen, einen Teil der Fliehenden zu sammeln. So zog sich der Kampf in der Ebene noch bis zum Abend hin. Die Reste der zusammengeschmolzenen Legionen warfen zur Nacht ein notdürftiges Lager auf, und die Germanen ließen sie gewähren, schon um in aller Ruhe an den gefangenen Tribunen und Oberzenturionen, den Vertretern der Armee nach dem Tode der Legaten, in den nahen Hainen die Strafe der Opferung vorzunehmen. Varus, der sich ebenfalls in dem Lager befand, gab sich, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, aus Verzweiflung über die schimpfliche Niederlage selbst den Tod. In rührender Pietät vergaßen die Soldaten nicht, ihren Feldherrn zu bestatten. Aber in ihrer entsetzlichen Lage fehlte ihnen das Holz zu einem ordentlichen Scheiterhaufen; halbverbrannt begruben sie ihn. Das Kommando übernahm jetzt der Lagerpräfekt Cejonius; auch er war nicht der Mann, der durch entschlossenes Handeln und kluge Ausnutzung aller Vorteile die Rettung versuchte. Als Arminius, der sowohl den Überfall im Lager wie auch die späteren Kämpfe geleitet hatte, am Morgen die Häupter der getöteten Führer auf Lanzen stecken und an das Lager der Römer herantragen ließ, schwand diesen der letzte Rest von Mut. Cejonius kapitulierte. Die Bedingungen der Übergabe sind uns nicht bekannt. Wie es scheint, wurde denen, die ohne besondere Schuld waren, das Leben gesichert, denn noch 51 n. Chr. wurden Übriggebliebene vom Heere des Varus aus den Händen der Chatten, wohin sie durch Schenkung oder Kauf gelangt sein mochten, befreit. Die meisten Gefangenen wurden jedenfalls nach damaligem Brauch zu Knechten gemacht. Über alle, die durch ränkevolle Prozesse Cheruskern zu schimpflichen Strafen oder gar zum Tode verholfen hatten, namentlich Advokaten und richterliche Beamte, verhängte Armin in einer römische Weise höhnisch nachahmenden Gerichtssitzung selbst die grausamen Strafen, die die Germanen zum Teil erst von den Römern gelernt hatten. Die Liktoren wurden wie Unfreie gekreuzigt oder geköpft. Die Leiche des Varus wurde wieder ausgegraben und ihr das Haupt abgeschnitten, nicht aus Roheit, sondern weil man auch an ihm die Strafe für die zahlreichen Hinrichtungen freier Germanen vollziehen zu müssen glaubte. Sesithacus, Segimers Sohn, also Armins Bruder, sandte es an Marbod, den Führer der Markomannen, wohl zu keinem anderen Zweck, als ihn zu veranlassen, sich dem erfolgreichen Aufstande anzuschließen. Marbod aber wollte sich lieber den Römern gefällig erweisen und schickte es nach Rom, und trotz aller Schuld des Feldherrn wurde ihm hier die Ehre der Beisetzung im Erbbegräbnis seines Geschlechts zuteil.

Es waren die 17., 18. und 19. Legion, dazu sechs Kohorten Bundestruppen in einer Stärke von 17 000 Mann, die so in der Schlacht im Jahre 9 n. Chr. vernichtet oder gefangengenommen worden sind. Wo der Schauplatz dieses Kampfes zu suchen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls zwischen Weser und Rhein, nicht fern der Lippe. Tacitus berichtet zwar, die Schlacht sei im Teutoburger Walde gewesen, aber welches Gebirge er unter diesem Namen verstanden hat, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es der lippische Wald. Künftige Ausgrabungen werden erst volle Gewißheit bringen. Auch die Bestätigung der von Schwanold gegebenen Darstellung des Schlachtenverlaufs wäre ja noch abzuwarten.

Kennen wir doch nicht einmal den germanischen Namen von Deutschlands Befreier. Arminius ist der römische Name, der ihm gegeben wurde, als er ins römische Heer eintrat und mit der Ritterwürde beehrt wurde. Sein Vater hieß Segimer, und der Name des Sohnes wird bei den Germanen oft im Anklang an den des Vaters gebildet. Sollte, fragt der Verfasser der Festschrift, Armin Siegfried geheißen haben? Siegfrieds Vater führt im Nibelungenliede den Namen Sigemund; Sigemundus hieß nach Tacitus ein anderer Cheruskerfürst. Kein Zweifel, daß diese Namengruppe der Sippe Armins eigentümlich war. Die Siegfried-

sage, die zurück bis in den germanischen Mythus führt, bewahrt auch eine Erinnerung an die Römerzeit, denn Siegfrieds Vater hat seinen Sitz in Xanten am Rhein, das nur damals, als hier das große Römer-Standlager Vetera war, eine Bedeutung gehabt hat. Siegfried stirbt im blühendsten Mannesalter durch den Neid und Verrat seiner Verwandten wie Armin, der, erst 37 Jahre alt, im Jahre 21 n. Chr. durch Mörderhand fiel, als Opfer des Neides und der Zwietracht der Seinen, die für seine Idee eines geeinten Germanentums noch nicht reif waren. Die Gattin Thusnelda hält zu ihm, nicht zu den Ihrigen, wie Krimhilde auch. Siegfrieds Mörder Hagen ist, zwar nicht im Nibelungenliede, aber in einer andern Erzählung einäugig; dasselbe wird von Flavus, dem Bruder Armins, der auf seiten der Römer kämpfte, berichtet. Das ganze Fürstengeschlecht der Cherusker bis auf Italikus, den bei den Römern lebenden Sohn des Flavus, ist in den Kämpfen, die auf Armins Tod folgten, zugrunde gegangen gleich allen Nibelungenfürsten. „Es wäre das erhabenste aller Denkmäler, das je ein Volk seinen Helden gestiftet, wenn Armin Siegfried ist und die Erinnerung an seine Persönlichkeit in der Gestalt dieses untadeligsten aller Männer weitergelebt hat", schreibt Hans Delbrück in seiner Geschichte der Kriegskunst, „ja für einen historischen Menschen von Fleisch und Blut wäre es wohl zu groß, darum ist es gut, daß wir es nur wie ein Märchen durch den Schleier der Vermutung sehen." Jedenfalls sei nur so zu verstehen, daß andere Spuren der Erinnerung an Armin als die Berichte römischer Schriftsteller fehlen, er müßte also bei seinem Volke ganz in Vergessenheit geraten sein. Dem widerspreche aber schon der Ausspruch des Tacitus, der ein Jahrhundert nach der Varusschlacht schreibt: „Armin war Deutschlands Befreier, und die Barbaren preisen ihn noch in ihren Liedern." Die Hypothese hätte mindestens den Vorzug der Kühnheit für sich.

In der Woche vom 14. bis 22. August wird an der Stätte, an der sich Bandels Hermannsdenkmal erhebt, auf der Grotenburg bei Detmold die Erinnerungsfeier der Schlacht im Teutoburger Walde durch historischen Festzug und Festspiel begangen werden. Mußte dieses durchaus ein in Bestellung gegebenes Ad hoc-Stück sein? Kleists „Hermannsschlacht" ist doch da. Und eignet sich die Naturbühne im Hünenring der Grotenburg nicht für das ganze gewaltige Drama Heinrichs von Kleist, dann doch gewiß eine Reihe der packendsten Szenen. Sch.



Das Tierrecht

Die Novelle zum Strafgesetzbuch, die den Reichstag beschäftigen wird, sieht eine ganz neue Strafbestimmung vor. Danach können boshafte Quälereien oder rohe Mißhandlungen von Tieren mit einer Freiheits- oder Geldstrafe geahndet werden. Damit die Polizeibehörden wirksamer einschreiten können, wird das Verordnungsrecht der Einzelstaaten aufrecht erhalten. Zu dessen Durchführung ist an Stelle der bisherigen Vorschrift in § 360 Nr. 13 eine neue Strafandrohung gegen die Verletzung landesrechtlicher Verordnungen über Tierquälereien vorgesehen. Da diese bisher nur als Übertretungen bestraft werden konnten, und zwar in ganz unzulänglicher Weise, bedeutet die Novelle einen großen Fortschritt auf dem Gebiet des Tierschutzes. Ja, es kann sogar behauptet werden, daß damit der erste Schritt zum juristischen Tierrecht getan wird.

Wie allen Tierschützern und Juristen bekannt, haben wir bis jetzt kein juristisches, sondern nur ein ethisches Tierrecht. Dieses gründet sich allein auf die kulturelle und religiöse Anschauungsweise der Völker. Je tiefer und feiner diese, desto höher und wirksamer das Tierrecht. So war bei den alten Indern der Tierschutz am meisten ausgebildet. Ihre heiligen Bücher, die Veden, machten ihn zur Pflicht. Später kam es zur Übertreibung durch das Verbot, kein

Tier zu töten. Denn, wie Haeckel behauptet, schließt dieses Verbot Tierquälereien im Reiche des Buddhismus durchaus nicht aus. Das ethische Tierrecht wurde ferner bei den Griechen, Ägyptern, Arabern und Germanen mehr oder weniger anerkannt. Selbst bei den wilden Völkerschaften wurde es beobachtet. Überall gab es Tiere, welche besungen, verehrt, heiliggehalten und als Götter und Göttertiere angebetet wurden. Daneben herrschte aber auch Haß, Verachtung und Grausamkeit gegen Tiere, welche die Quelle zu finsterem Aberglauben bildeten. Die religiösen Tieropfer sind als große Grausamkeiten anzusehen. Das Christentum räumte damit auf und überwand auch manchen Aberglauben, der zur Tierquälerei führte. Da es aber auch die religiöse Tierverehrung bekämpfen mußte, erweckte und nährte es die Anschauung, daß die Tiere minderwertige, seelenlose Geschöpfe seien. Trotzdem nun die Kirchenväter das ethische Tierrecht pflegten und Kirchengesetze dafür erlassen wurden, kam es doch in den folgenden Jahrhunderten in Vergessenheit. Als dann auch die Philosophen den Unterschied zwischen Mensch und Tier immer mehr betonten und den Tieren das Bewußtsein absprachen, kam es schließlich ganz in Verfall. Die Tiere wurden nur als Sachen betrachtet, mit denen man nach Belieben schalten und walten konnte. Daß in dieser Zeit von einem Tierschutz gar nicht die Rede war, ist klar. Erst Rousseau predigte das Naturrecht, das auch den Tieren zugestanden werden mußte. Und mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte die Tierschutzidee immer mehr auf. Lamarck, Goethe, Herder und Schopenhauer erbrachten den Nachweis von der Wesensgleichheit zwischen Tier und Mensch, der von Darwin noch eingehender geführt wurde. Die Erforschung der Tierseele wurde nunmehr eifrig betrieben. Gleichzeitig traten auf dem Gebiet der Literatur Lafontaine, Lessing u. a. m. warm für die Tiere ein, indem sie durch alte und neue Tiergeschichten das Gefühl der Menschen und Völker für die Tierwelt erweckten. Immer mehr brach sich die Erkenntnis Bahn: „Alles, was Seele hat, muß auch ein Recht haben." Das ethische Tierrecht wurde immer fester begründet und zur Geltung gebracht durch die Tierschutzvereine, welche sich von England aus über alle Kulturländer der Erde verbreiteten. Fast überall wurde das Recht der Tiere auf Erhaltung ihres Wohlbefindens und ihrer Gesundheit sowie auf Verminderung von Leiden anerkannt. Bald trat auch die Gesetzgebung für die Tiere ein und bestrafte Tierquälereien als Übertretungen oder besser gesagt, als Übertretungen der öffentlichen Ordnung. Die Tiere selbst kamen als „Sachen" für das juristische Rechtsbewußtsein nicht in Betracht. Der bekannte Rechtslehrer Rudolf von Ihering hielt auch als Tierschützer ein juristisches Tierrecht nicht für begründet, und der bedeutendste Philosoph der Neuzeit, Eduard von Hartmann, trat auch nur für ein ethisches Tierrecht ein.

Allein die Erfahrung lehrt, daß das ethische Recht zum Schutz der Tiere nicht genügt. Täglich kommt es vor, daß Tiere im Zugdienst, auf dem Transport, beim Schlachten usw. in roher Weise gemißhandelt werden. Es gibt nicht wenig Menschen, die Tiere noch schlechter behandeln als Sachen. Die Tierschutzvereine haben darüber reichhaltiges Material gesammelt und sind auf Grund dessen nicht müde geworden, einen ausreichenderen gesetzlichen Schutz für die Tiere zu fordern. In der Tat haben sie es auch nun erreicht, daß sich der Reichstag damit beschäftigen muß. Stimmt er, wie zu erwarten, zu, daß Tierquälereien empfindlich bestraft werden, so begründet er ohne Zweifel das juristische Tierrecht, da dann nicht mehr die Übertretungen der öffentlichen Ordnung allein, sondern vielmehr die Tiere selbst den Anlaß zur Strafverfolgung bieten. Zur Erreichung eines rationellen Tierschutzes ist es auch notwendig, daß das ethische Tierrecht durch ein juristisches gestützt, geläutert und gefördert wird.

Hermann Borkenhagen



Autodidakten von einst und heute

Wer in der Stadt aufgewachsen ist, empfängt schon frühe eine Anschauung von dem ungeheuern Unterschiede, den Rang und Stand zwischen den Menschen setzen, noch ehe sie auf die Welt gekommen sind. Nicht leicht wird es daher einem auch noch so idealistisch beanlagten Kinde einfallen, diese Unterschiede gering zu schätzen und die innere Rangordnung der Menschen auch in ihren äußeren Lebensbeziehungen für die wesentlichen zu halten.

Anders ein weltfremdes Landkind, das infolge einer ungewöhnlichen inneren Begabung diese für das Ausschlaggebende hält, besonders dort, wo seine Erfahrungen und Kenntnisse nicht hinreichen, also im Leben der sogenannten Vornehmen.

Daß innerer Reichtum bei unzulänglichen äußeren Mitteln überall ohne Geltung und Bedeutung für die anderen ist, muß dem Dorftalente als so gänzlich absurd und widersinnig vorkommen, daß es von ihm nur nach langer und bitterer Lebenserfahrung — und auch dann nie völlig — begriffen werden kann.

Freilich, daß Hab und Gut in der äußeren Anerkennung eines Menschen einen gewaltigen Unterschied machen, muß auch dem ideal beanlagten Dorfkinde schon früh in die Augen springen, nur daß es von ihm zunächst als ein Zeichen der Bildungslosigkeit, als etwas unsäglich Dummes und Rohes empfunden wird, wie alle übrigen Härten, an denen sein oft allzu weiches Gefühl sich stößt. So war es nicht allein der Drang nach Erkenntnis, der ein ausnahmsweise begabtes Dorfkind in die Ferne lockte, sondern ebensowohl auch die Sehnsucht nach Menschen mit größerem Gemütsadel, als ihm in der Nähe erreichbar waren.

Wenn sich nun die ungewöhnliche Begabung eines Dorfkindes, vorab eines Knaben, schon frühe als ein besonderes Talent für diese oder jene Kunst offenbarte, so würden schon besonders ungünstige Umstände dazu gehört haben, wenn dies Talent nicht wenigstens vom Lehrer oder Pfarrer erkannt und gefördert worden wäre. Anders aber verhält es sich mit der wissenschaftlichen, ja auch mit der dichterischen Begabung, die auch nicht immer von vornherein mit einer auffälligen Gestaltungskraft verbunden ist. Man kann wohl sagen, daß jemand Maler, Musiker oder Schauspieler, nicht aber, daß er Philosoph oder Dichter werden will; wenigstens würde dies von niemand als ein vernünftiges greifbares Ziel gehalten werden.

Wie dem aber auch sein mag, für den Knaben hat es zu allen Zeiten — wenn auch nicht gebahnte, so doch allgemein verständliche Wege und Ziele gegeben. Nicht so für ein Mädchen! Mit Zähnen und Nägeln hat es sich einen Weg durch Berge von Hindernissen bahnen müssen, wenn seine seelischen und körperlichen Kräfte überhaupt dazu genügend waren. Und je größer die Mühe und Anstrengung, je entfernter und schattenhafter das Ziel, desto größer die Illusionen von seiner Wichtigkeit im Menschenleben. Und diese Illusion wurde von der Gleißnerei der Zeitschriften und von Romanen genährt, so daß alles nur davon abzuhängen schien, ob man sich rechtzeitig bemerkbar machen konnte.

In der idealeren Epoche vor und nach dem Revolutionsjahr 1848 mag eine solche subjektive Überschätzung der geistigen Bedeutung freilich noch etwas Grund gehabt haben; denn noch zählten die Schriftstellerinnen, Lehrerinnen, Malerinnen usw. nicht nach vielen Tausenden. Es waren noch ganz besondere Individualitäten, die sich einem solchen Ausnahmeberufe zu widmen strebten. Seit aber die Schriftstellerei zu einer Art höherer Handarbeit, das Lehrfach zu einer Versorgungsanstalt, das Theater zu einer Schaustellungsbude für körperliche Reize geworden ist, darf ein Talent besonderer Art auf wenig Förderung und Anerkennung mehr hoffen.

Wer fragt heute noch nach ursprünglicher Begabung, wo überall nur das Geld, die Routine und die gesellschaftliche Stellung den Ausschlag gibt? Und besonders das Landkind, das sich mit unzulänglichen Mitteln aus eigener Kraft emporzuarbeiten sucht, findet alle Stellen besetzt im Leben. Überall ist ihm das Kind der übergelagerten Stände auf kürzerem Wege zu-

vorgekommen, sogar im Auslande; denn kein noch so entfernter Himmelsstrich, wo die Adeligen und die Pfarrerstöchter nicht den Vorzug hätten.

Seit „der Hunger und die Liebe" im Leben der Frauen besserer Stände solche übermächtige Faktoren geworden sind, will kein Mensch mehr begreifen, warum ein Landkind auch bei noch so großer Begabung nicht daheim bei seinen Kühen und Schollen geblieben ist.

Was einem Menschen also in früheren Zeiten zur Empfehlung gereichte, ist heutzutage, wo es sich lediglich ums leibliche und nicht ums geistige Brot mehr handelt, gewissermaßen ein Grund des Vorwurfs geworden. Ja, wie mir scheint, ist die Ware „Geist" noch nie so gering wie jetzt gewertet worden, wo auf der einen Seite die Sinnlichkeit und Genußsucht in allen Formen der Entfesselung sich breit macht und andererseits nur Geld und Familieneinfluß als Berechtigung zu einer höheren Bildung anerkannt werden. „Wer nicht reich ist, soll nicht nach dem Mädchengymnasium streben", soll die Devise der stimmführenden Frauen des rechten Flügels sein; und die der Linken verlangen außer dem Mann oder — wie sie es verschämter ausdrücken — dem Kinde überhaupt nichts mehr.

Überall nur Massen und Zahlen, und dazu noch der besondere Übelstand, daß seit den siebziger Jahren die Frauen der mit Slawenblut durchsetzten Stämme überall den Ausschlag geben und man in Norddeutschland überhaupt kein „Volk" im süddeutschen Sinne, sondern nur Lohnarbeiter und Pöbel kennt.

Was früher Hunger nach Wissen und Erkenntnis geheißen hat, wird jetzt mit der allgemeinen Landflucht in einen Topf geworfen, und dies Männern und Frauen gegenüber in fast gleichem Maße. Seit die Großstadtmädchen und Honoratiorentöchter der Kleinstädte ohne Rücksicht auf ihre geistige Berechtigung überall nur nach dem Höchsten streben, findet das begabte Landkind keine Anerkennung mehr. Und um die Talente aus dem Volke wieder zu Ehren zu bringen, bedarf es auch auf diesem Gebiete eines strammen Zusammenschlusses der bis jetzt unterdrückten süddeutschen Kräfte, da ja das ganze süddeutsche Leben überhaupt mehr auf volkstümlichen als geburtsaristokratischen und plutokratischen Elementen beruht.

Das geborene Talent ist freilich auch etwas Aristokratisches, auf Vererbung Beruhendes, doch kümmert es sich nicht um Rang und Titel, das heißt historische Voraussetzungen. Daher hat es vom Sozialismus, der nicht allein die äußeren, sondern auch die inneren Rangunterschiede in Abrede stellt, am wenigsten zu erwarten. Eher noch von den Vereinen zur Hebung der Volkskultur, wie sie z. B. in den Bestrebungen des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen vorbildlich geworden sind. Wenn man künftig die ländlichen Talente auf der Heimatserde zu pflegen und zu fördern versteht, wird auch der geistigen Landflucht der Boden entzogen. Und in der Pflege der Volks- und Heimatskunde ist jetzt überhaupt ein Faktor geschaffen, das Individuelle und geistig Wertvolle auf dem Lande zum Wohle des Ganzen nutzbar zu machen, anstatt es bei der allgemeinen Anarchie in Kunst und Literatur verkümmern und auch dann noch nicht aufkommen zu lassen, wenn es nicht Geld und Einfluß genug hat, um die Geschäftsreklame in seinen Dienst nehmen zu können.

Augusta Bender

Uneheliche Kinder

Der Prozentsatz der unehelichen Geburten in den verschiedenen Ländern stellt sich nach einem äußerst lehrreichen Vortrage, den Dr. Spann von der K. K. Statistischen Zentralstelle in Wien vor einiger Zeit im Vereinshause zu Dresden gehalten hat, wie folgt dar:

Niederlande 2½, Schweiz 4½, Italien 6, Finnland und Baden 7, Belgien 8, Frankreich 9, Württemberg 10, Sachsen 12, Bayern und Österreich 16 bis 18, Alpengebiete und

Kärnthen bis 40. Die Unterschiede sind also außerordentlich groß. Die Bedingungen für die Unehelichkeit sind mannigfacher Art: das Heiratsalter, das Verhältnis der beiden Geschlechter, die Heiratsbeschränkungen und in erster Linie die Verwaisung der jungen Mädchen. Dies hätten besonders die Frankfurter Erhebungen gezeigt. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 5000 Mütter, die unehelich geboren hatten. Von 100 Müttern waren 42,8 zur Zeit ihrer Niederkunft väterlicherseits verwaist, 4 selber unehelich geboren, so daß also fast die Hälfte aller Mütter, die in Frankfurt a. M. unehelich gebaren, verwaist war. Von diesen verwaisten Müttern waren wieder mehr als die Hälfte von auswärts nach Frankfurt gekommen. Ein weiteres bedeutsames Argument für die unehelichen Geburten ist die Entfremdung der Mütter von ihren Familien. Nimmt man die verwaisten oder dauernd der Familie entfremdeten Mütter zusammen, so ergibt sich, daß dreiviertel aller unehelich gebärenden Mütter bei ihrer Niederkunft familien- oder aufsichtslos waren.

Auffällig ganz verschiedene Ziffern über die Unehelichkeit findet man mehrfach bei Untersuchungen nach Stämmen, die populationistisch und wirtschaftlich die gleichen Bedingungen haben. So zeigt das kleine Oldenburg, das ähnliche agrarische Verhältnisse hat wie das Alpengebiet, wo in geschlossenen Höfen viele junge Leute beiderlei Geschlechts zusammengehalten werden, unglaublich große Unterschiede trotz seiner geringen Ausdehnung. Während im Münsterland der Prozentsatz der unehelichen Geburten nur 2% betrage, stelle er sich im Fürstentum Lübeck auf 13%. Der Statistiker Kolman führe die hohe Ziffer auf das Zölibat des Gesindes, auf die Schwierigkeiten, heiraten zu können, zurück. Aus alledem ergebe sich, daß die Unehelichkeit eine ethische Erscheinung sei. (?) — Die unehelichen Mütter bilden nun nicht eine einheitliche Masse, sondern gliedern sich in solche, die einmal, und solche, die mehrmals gebären. Letztere machen ein Fünftel bis ein Viertel der gesamten unehelichen Mütter aus. Bemerkenswert ist ferner, daß die unehelichen Kinder, die uneheliche Geschwister haben, sich wieder danach voneinander unterscheiden, ob sie denselben oder verschiedene Väter haben.

Bei Betrachtung der Lage der unehelichen Kinder sei die hohe Sterblichkeit auffallend, die sich hauptsächlich mit der meist schlechten Lage der Mutter während der Schwangerschaft erklärt. Die Mutter könne sich wenig schonen und so komme ein großer Teil der Kinder bereits tot zur Welt. Die Totgeburten betragen bei den ehelichen Kindern nur 3, bei den unehelichen dagegen 4¼ %. Die Sterblichkeit der Säuglinge im ersten Lebensjahre stelle sich in Preußen bei den ehelichen Kindern auf 18, bei den unehelichen auf 34 %, in Sachsen, wo eine größere Unehelichkeit bestehe, sei das Verhältnis wie 26 zu 38 %. Die Tendenz gehe im allgemeinen also dahin, daß in Deutschland die Sterblichkeit der unehelichen Kinder fast doppelt so groß ist als der ehelichen. In Wirklichkeit sei das Verhältnis ein noch ungünstigeres, da die Statistik in dieser Richtung unzulänglich sei. Viele uneheliche Kinder würden nämlich im ersten Lebensjahre legitimiert, stürben sie dann, würden sie in der Statistik als eheliche aufgeführt.

Die Ursache der hohen Sterblichkeit liege in erster Linie darin, daß nicht gestillt werde und daß die Ernährung und Verpflegung unrationell und ungenügend sei. Auch die schlechten Wohnungsverhältnisse sprächen mit, oft befänden sich die unehelichen Säuglinge bei armen Leuten und in überfüllten Wohnungen in Pflege. Eine große Rolle bei der hohen Sterblichkeitsziffer spiele auch die enorme Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, stammten doch die unehelichen Kinder zum Teil von Vätern oder Müttern, die aus halbprostitutionellen Elementen beständen. Das Zusammenwirken aller dieser Faktoren erzeuge unglaubliche Verhältnisse. So seien im Jahre 1900 in Berliner Vororten, wie Neu-Weißensee und Gr.-Lichterfelde, 80 und 60% aller unehelichen Kinder im ersten Lebensjahre gestorben. Auf dem Lande sei die Gefährdung der unehelichen Kinder etwas geringer, im übrigen dauere aber allgemein die Gefährdung der unehelichen Kinder bis zum 14. Jahre an. So stellte sich in Berlin der Prozentsatz der Sterblichkeit bei den unehelichen Kindern im ersten Lebensjahre um 15,7, nach dem ersten Lebensjahre um 7, nach dem fünften um 5,4 und im 19. Lebensjahre (Stellung der

Militärpflichtigen) noch um 4,1 % höher als bei den ehelichen Kindern. Die fortwährende Degenerierung der unehelichen Kinder im Verhältnis zu den ehelichen sei überall nachzuweisen.

Dabei sei sehr interessant, daß von den unehelichen Kindern die dauernd unentgeltlich verpflegten hinsichtlich des Sterblichkeitssatzes gleich hinter den ehelichen rangieren, während bei den entgeltlich verpflegten die Sache schon viel ungünstiger liege, am ungünstigsten seien jedoch die Waisenkinder daran. Die Ursache sei darin zu erblicken, daß ein großer Teil der unehelichen Mütter nicht in den Wohnungen niederkommt, sondern in öffentlichen und privaten Anstalten. Da diese Mütter meist ohne private Mittel sind, so vollziehen sich die traurigen Verhältnisse schon bei der Geburt des Kindes. Nichts natürlicher, als daß die Lebensbedingungen der unehelichen Kinder solcher Mütter, die verlassen sind, keine Mittel haben und wo der uneheliche Vater nicht sorgt, noch viel schlechtere als bei den anderen sind. — Ein weiterer wichtiger Umstand sei der Pflegewechsel. Nach derselben Statistik hatten 90% aller unehelichen Kinder ihre Pflege ein oder mehrere Male gewechselt. Im ersten Lebensjahre werde durch den Wechsel in der Pflege die Sterblichkeit direkt verursacht. Im schulpflichtigen Alter bilde der Wechsel in der Pflege geradezu die Bedingung zur Verwahrlosung, die bekanntlich auch vielfach bei unehelichen Kindern anzutreffen ist. Und der häufige Wechsel in der Pflege hat wieder zur Grundlage die ungenügende Alimentation.

In welchen Pflegeformen wachsen nun die unehelichen Kinder auf? Entweder kommen sie zur Mutter, die ledig bleibt, oder sie kommen in die sogenannte Stiefvaterfamilie. Möglich sei auch die Aufnahme in die Stiefmutterfamilie, was aber selten vorkomme. Oft geht auch die Mutter zu Verwandten und nimmt das Kind mit, oder das Kind kommt allein zu Verwandten. Das schlechteste bei alledem aber ist, wenn diese Formen der Pflege nicht stabil sind. Kommt das Kind zu den Großeltern, eine der glücklichsten Formen, so tritt z. B. sehr oft der Fall ein, daß die Großeltern wegsterben und die Armenbehörde eingreifen muß. Nur die Kinder haben Aussicht, in ständiger Pflege aufzuwachsen, die entweder bei den Verwandten der Mutter Zuflucht finden oder bei der Mutter allein aufwachsen. Letzteres aber sei sehr selten, weil eben nur wohlhabendere Mütter die Erziehung selbst übernehmen können. Gut sei es auch, wenn das Kind in die Stiefvaterfamilie kommt. Hinsichtlich der Legitimation der Kinder sei festgestellt, daß im ersten Lebensjahre 10% der unehelichen Kinder legitimiert werden, nämlich wenn die Mutter den Vater heiratet.

Die Stiefvaterfamilie habe große Bedeutung für die Auferziehung der unehelichen Kinder, von denen 35—40% in solchen zu finden sind. Man kann sagen, daß sie dort gut erzogen werden, vorausgesetzt, daß die Gründung der Stiefvaterfamilie bald nach der Geburt des Kindes erfolgt. Es sei also eine irrige Anschauung, daß die Stiefväter die Kinder oft mißhandeln, einzelne Fälle natürlich ausgenommen, in denen aber meist das Kind erst später in die Stiefvaterfamilie aufgenommen worden sei.

Ein Blick auf die sozialen Verhältnisse zeige, daß die unehelichen Mütter zu etwa 90% den unteren Ständen und niederen Berufen angehören. Die übrigen 10—15% entstammen meist kleinbürgerlichen Familien. Sind die Mütter in der Großstadt geboren, so sind es in der Mehrzahl Arbeiterinnen, stammen sie aus kleinen Städten und vom Lande, ist die größere Hälfte Dienstmädchen. Von den Vätern waren — nach den in Frankfurt a. M. gemachten Erhebungen — 40% gelernte und 25—30% ungelernte Arbeiter. Der Rest verteilt sich auf die übrigen Berufe. Die „hohen Stände", wo man auf einen Mißbrauch der Dienstmädchen schließen könnte, waren mit 3,8% beteiligt. — Interessant ist ferner, daß der Prozentsatz der Militärtauglichen der in Stiefvaterfamilien erzogenen unehelichen Kinder ein günstigerer ist, als der der ehelichen Kinder; während von den in fremder Pflege erzogenen 32% als tauglich befunden wurden, sind es bei den verwaisten Kindern 41 %. Daraus ist zu folgern, daß es besser ist, die Mutter stirbt, als sie bleibt am Leben und verheiratet sich nicht wieder, weil sie eben wirtschaftlich zu schwach ist, um das Kind ordentlich erziehen zu können. Das alles sei eine harte Anklage

gegen die bisherigen sozialpolitischen Maßnahmen auf diesem Gebiete. Der Überblick über Lage und Schicksal der unehelichen Kinder lehre, daß letztere, wenn sie nicht im frühen Lebensalter sterben, einer körperlichen, beruflichen und moralischen Degeneration entgegengehen.

Was für sozialpolitische Maßnahmen hat man nun bisher getroffen, um helfend einzugreifen? Man habe die Vorschrift im Bürgerlichen Gesetzbuch, daß der uneheliche Vater für sein Kind aufzukommen hat, man habe die ehrenamtliche Vormundschaft, die gesetzlich vorgeschriebene Aufsicht über die Säuglingspflege, vielfach auch, wie in Dresden und Leipzig, die Einrichtung der Ziehkinderpflege, unter ärztlicher Aufsicht stehend. Alle diese Maßregeln sind aber unvollständig, weil ihrer nicht alle unehelichen Kinder teilhaftig werden. Die Vormundschaft sei der alleinige Boden, auf dem alle unehelichen Kinder in Fürsorge kommen können.

Es sei deshalb zu fordern, daß die ehrenamtliche Vormundschaft in eine öffentliche Berufsvormundschaft umgewandelt wird, daß dem Berufsvormunde ein Stab von Pflegern und Ärzten zugeteilt wird. Dieser müsse auch juristische Kenntnisse haben und imstande sein, die berufliche Auswahl zu leiten. Nur dadurch könne die Degeneration der unehelichen Kinder verhütet werden. Gleichzeitig würde durch die Berufsvormundschaft eine Reihe von zersplitterten Reformbestrebungen zusammengefaßt und so ein neuer Zweig der Sozialpolitik geschaffen werden. Dadurch, daß sie die Kraft der Bevölkerung bewahren und vermehren würde, bringe sie ganz bedeutende Kraft in die Bevölkerung hinein, würde sie zum Erfolge haben die Bewahrung und Höherbildung ungezählter Bevölkerungselemente.



Schwachbegabte Schüler

Wie viele bedauernswerte Knaben und Mädchen, mahnt ein Artikel der „Köln. Volkszeitg.“, „sitzen in den höheren Schulen, die beim besten Willen und bei äußerster Anstrengung doch nicht imstande sind, den Klassenforderungen zu genügen? Falscher Ehrgeiz der Eltern opfert diese Armen, die nicht selten als Träger geistiger und körperlicher Defekte aus den bessergestellten und höchsten Ständen stammen, die den Ausschluß ihrer Kinder von dem höheren Schulunterricht als eine soziale Degradation betrachten und werten. So lange werden auch die höhern Schulen von Schwachbegabten nicht verschont bleiben.

Für die enormen Ansprüche der modernen höhern Schule müssen allerdings viele Kinder unter den Begriff der „schwachen Begabung“ eingereiht werden, die bei einem andern Maßstabe als vollauf genügend und selbst gut veranlagt gelten können. Hierhin sind z. B. alle jene sonst guten Schüler zu zählen, denen es an ausreichendem Gedächtnis mangelt. Für andere setzt die geistige Entwicklung zu spät ein. Bei wieder andern fähigen und selbst genialen Schülern läßt die Eigenart ihres Geistes die Entfaltung unter dem Zwange der Schule nicht voll zu oder es findet sich bei ihnen eine besondere Veranlagung auf dem Gebiete der Technik, des Handels und der Kunst, die der philologischen und mathematischen Begabung, wie die höhere Schule sie voraussetzt, nicht entspricht. Bei wie vielen Schülern aber schließen sich mathematische und philologische Begabung gegenseitig vollständig aus? Erfahrungsgemäß bei der großen Mehrheit! Andere wieder hindern körperliche Defekte, besonders Fehler der Sinnesorgane, an der vollen Entfaltung ihrer Geisteskräfte.

Alle diese Genannten gehören nicht zu den eigentlich geistig Schwachen, nicht einmal leichten und leichtesten Grades. Diese kommen aus der Kategorie der Neurastheniker und Hysteriker, der sogenannten psychopathisch Minderwertigen, die durch geistige Abnormität, ihre Unfähigkeit zur Konzentrierung der Aufmerksamkeit, Sprunghaftigkeit des Denkens, leichte Ermüdung, Willensschwäche, abnorme Neigungen oder durch Schwäche auf moralischem Gebiete geistig zurückbleiben.

Der eifrige Vorkämpfer für die Einrichtung von Hilfsschulklassen auch an den höheren Schulen, Sanitätsrat Dr. Benda (Berlin), zeichnete auf dem ersten internationalen Kongreß für Schulhygiene zu Nürnberg 1904 das Schicksal dieser Schwachbegabten. Durch die seelischen Reizmittel der Schule: Erregung des Ehrgeizes, Bedrohung mit Strafe und Schande werden sie zu Leistungen angespannt, deren Reaktion unausbleiblich ist. Die letzte Zuflucht ist für viele eine der sog. „Pressen". Diese bergen jedoch neben ihren hohen Gefahren für die Gesundheit oft auch noch solche in moralischer Beziehung, da neben den geistig Schwachen auch die moralisch Schiffbrüchigen hier ein gastliches Obdach finden. Die Einwirkung des Gefühls der eigenen Unzulänglichkeit auf das Seelenleben der schwach begabten Schüler ist eine tiefe, am stärksten bei den ethisch besten Elementen, wenn vielleicht auch ein anscheinender Gleichmut über die wahre seelische Verfassung hinwegzutäuschen vermag. Die Eulenburgische Statistik über Schülerselbstmorde weist nach, daß 25 % derselben aus schwacher Begabung resultieren.

Die letzten Vorschläge Dr. Bendas gehen dahin, neben den Normalklassen von der untersten Klasse an für die Schwachbegabten Sonderklassen herlaufen zu lassen, die das normale Jahrespensum in 1½—2 Jahren zu bewältigen hätten. Erfordert werden eine geringe Schülerzahl, verkürzte Unterrichtszeit, Einschränkung der Anspornung des Ehrgeizes, Wegräumung der Furcht vor Strafe und vor allem psychologisch hervorragende Lehrkräfte, die mit einer gewissen Kenntnis der psychischen Krankheitsformen des Kindesalters vertraut und somit befähigt sind zur eingehendsten Beachtung der Individualität ihrer Zöglinge.

Der Hilfsschuleinrichtung auch an höheren Schulen reden die statistischen Zahlen über die Resultate und Erfolge der an den höheren Schulen Eintretenden das Wort. In Preußen erlangen nur 20 % aller Schüler das Zeugnis der Reife, nur 40 % das Einjährigenzeugnis. Von den Abiturienten sowohl der Gymnasien als auch der Realanstalten sind 75 % 19—21 Jahre und noch darüber alt, haben also das Normalalter von 18 Jahren überschritten. Ähnlich ist es mit der Erreichung des Einjährigenzeugnisses. Von 613 Untersekundanern der Berliner städtischen Gymnasien standen 1902 nur 335 im normalen Alter von 15 Jahren, die übrigen 278, also 43 %, waren 16, 17 und mehr Jahre alt."

Der Walzerkönig

Am 3. Juni jährte sich zum zehnten Male der Todestag Johann Strauß'. In dem Wien des Vormärz, plaudert die „B. Z. am Mittag", in der tanzfrohen Kaiserstadt, die trotz aller Fährlichkeiten auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete wirklich keine anderen Sorgen hatte als die, ob ihr ordentlich zum Tanz aufgespielt werde, war er anfangs der „kleine Geiger", der von Saal zu Saal zog und in seines Vaters Kapelle tüchtig auf seiner Fiedel herumschabte. Dann aber wurde es anders. Nachdem er sich auf eigene Füße gestellt hatte, begann sein Stern aufzuleuchten. Er strahlte unvermittelt mit faszinierendem Glanze, und der junge Künstler, der den Walzer schuf, weil man ihn am Abend zum Tanzen brauchte wie das liebe Brot, komponierte sich fast naturgemäß in die Art hinein, die ihm später seine Weltstellung geben sollte. Die „Ballkomitees", eine gesellschaftliche Institution, die in einer schöneren Zeit den Lebensnerv der Wiener Gesellschaft bildete, folgten seinen Wegen in des Wortes wörtlichstem Sinne, und so mancher berühmt gewordene Walzer entstand in der Ecke eines Ballsaales unter dem Drängen eines befrackten Komiteemitgliedes, das auf seinem Schein bestand und von dem geplagten Meister das Stück haben wollte, das, längst schon mit dem Titel angezeigt, bis dahin auch noch nicht in der Skizze hingeworfen war. Die Zeitungsleute wollten ihren „Feuilletonwalzer" und die „Telegramme" für den Konkordiaball haben, die Mediziner ihre „Erhöhte Pulse", die „Thermen" und „Lebensretter", die Techniker die „Schwung-

räder", die Juristen warteten auf die „Sentenzen", die „Promotionen", und die Kaufleute auf ihre „Dividenden" und auf die „Handels-Elite-Quadrille". So entstanden denn so manche der vielbegehrten Tänze schleuderhaft hingesetzt, mit kurzen, wenig ausgefeilten Themen, und diese aus dem musikalischen Leben jetzt verschwundenen Werke zeigen dem Kundigen einen Strauß, den die große Menge nicht kennt. Aber wer in den verblaßten Blättern liest, der findet in dieser Makulatur eines großen Geistes immer noch Schätze, die das Leben anderer ausgefüllt haben könnten, die, nicht so wie er, auf dem Kleinkram der Kunst ein stolzes Gebäude von Ansehen und Ruhm aufgeführt haben.

In den stillen Stunden des einsamen Schaffens aber formten sich die Tanzgedichte von ewiger Schönheit, jene Walzer, die sich die Welt erobert haben. Auf Umwegen manchmal, wie der Donauwalzer, der bei seiner ersten Aufführung als Chorwalzer durch den Wiener Männergesangverein glatt durchfiel und nach drei Jahren aus Amerika als „berühmter" Walzer nach Wien importiert wurde, die „Geschichten aus dem Wienerwald", „Wein, Weib und Gesang" — diese zarten Gebilde einer Phantasie, die in dem wienerischen Boden wurzelte, aus dem früher schon eine so reiche, so üppige Musikkultur emporgesprießt war. Strauß schuf sie gewöhnlich an der kleinen Hausorgel, die in einem Erker seines großen Speisesaales aufgestellt war, oder in seiner altertümlichen Kutsche mit den feierlich dahintrabenden Rappen, in der er an schönen Nachmittagen nach dem Prater zu fahren pflegte. Da waren ihm die Manschetten seines Hemdes das Skizzenbuch. Auf ihnen verzeichnete er die Themen, und es gab im Hause Strauß so manche Szene, wenn unversehens ein genialer Einfall in die Wäsche gewandert war, ehe der Meister ihn ordnungsmäßig auf das Papier übertragen hatte.

Einzig die Bühne, die so viele Künstler schon um ihr Lebensglück betrogen hat, wurde auch ihm der Anlaß zu Kummer und Schmerz. Zwei Operetten, der „Indigo" und der „Karneval in Rom", hatten den erwarteten großen Erfolg nicht gebracht. Da setzte denn Strauß seine Hoffnungen auf die „Fledermaus". Und als der große Abend kam, da endete er mit einer großen Enttäuschung. Das Stück war fast spurlos an dem Premierenpublikum vorübergegangen, weil es kaum auf den Verlauf der Dinge auf der Bühne achtete. An demselben Abend sollte das Verdikt in einem Prozesse gesprochen werden, der im Jahre 1874 Wien und ganz Österreich wochenlang in fieberhafter Spannung erhalten hatte. Der Eisenbahngründer Ritter von Ofenheim stand vor den Geschworenen, und der Prozeß hatte schon vor der Urteilsverkündigung ein Opfer gefordert: der Handelsminister Banhans war durch verschiedene Bekundungen unmöglich geworden. Das Publikum im Theater wartete erregt auf das Urteil, das jeden Augenblick kommen mußte. Und als die Freisprechung des Angeklagten im Saale bekannt geworden war, verließen viele Besucher das Haus und überließen das Schicksal der Operette dem Berliner Publikum, das ihren Wert sofort erkannte und ihr stürmisch zujubelte.

Dann häuften sich Erfolg und Ruhm zu einem Hindernis, das den armen geplagten Meister von seinem Eigenleben völlig abschloß. Wohin er den Fuß setzte, in der Öffentlichkeit, im Salon, — er wurde gefeiert wie ein Mächtiger dieser Erde. Ein Wort von ihm beglückte die schönsten Frauen, ein Händedruck des Meisters war eine Ehrung für den Glücklichen, der sich ihm nahen durfte. Und bei alldem schien der ganze Mann eine Abwehr gegen das Übermaß von Glanz und Ruhm zu sein, in deren Lichte er wandelte. Kein Wort der Überhebung, kein lauter Ton, immer geduldig und verbindlich, rührend in seiner Liebenswürdigkeit. Und wenn er in einer Gesellschaft — er mußte sehr heimisch in ihr sein — sich an den Flügel setzte und ein paar Takte eines seiner Walzer spielte, dann hatte er die höchsten Ehrungen vergeben, die er spenden konnte. Er spielte fürchterlich. Seine ungelenke Hand konnte kaum den Rhythmus markieren, und er kam nur schwer „vom Fleck". Der Meister hat das ganz genau gewußt und selbst oft über sein „schönes" Spiel gelacht. Aber es waren doch historische Momente, an denen der Komponist der „Fledermaus" sich selbst spielte.



Rosegger über die Nationalitätenfrage

Man kennt sie gar nicht auseinander! ruft er im „Heimgarten". Die Leute verschiedener Nationalitäten, die in unserem Lande seit Jahrhunderten beisammen wohnen und alteingesessenes Heimatsrecht haben — sie sind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterscheidet. Die Kaste unterscheidet. Die Bildungsunterschiede sind groß. Die Klassen unterscheiden weit mehr als die Rassen, die sich längst gemischt haben. Ein deutscher Bauer und ein windischer Bauer stehen sich näher als ein deutscher Bauer und ein deutscher Großstädter. Was Lebenshaltung und Gesinnung anlangt. Mancher Deutsche unterscheidet sich mehr von seinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenseits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieser Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unser Leben so sehr verroht, verbittert, so würdelos macht! Nachdem wir längst darüber einig waren, daß die Menschen an sich gleich sind, daß bei den europäischen Bewohnern der Unterschied ganz wo anders liegt, als in der Abstammung, ist jetzt diese schreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit seinen großen Geistern und Lehrern — ist es denn ganz für uns verloren gegangen? Die Rasse! Das Blut! Wer von uns kann sagen: Mein Blut ist rein germanisch! Oder: Mein Blut ist rein slavisch! Oder: Es ist rein romanisch! Wenn man unsere Blutstropfen chemisch daraufhin untersuchen könnte — das würde kuriose Überraschungen geben.

Also bleibt nur die Verschiedenheit der Sprachen übrig, wie sie sich, ich möchte sagen, mehr zufällig in den Landstrichen erhalten haben. Ist es nicht größtenteils ein Buchstabenkrieg, der da mit oft wahnwitziger Grausamkeit geführt wird? Der deutsche und der windische Bauer verstehen sich nicht. Richtig. Aber verstehen sich der deutsche Bauer und der deutsche Großstädter? Verstehen sich der deutsche Sozialdemokrat und der deutsche Aristokrat? Verstehen sich der deutsche Katholik und der deutsche Protestant? Sie verstehen sich vielleicht sprachlich, aber nicht sachlich. Lieber Himmel, wenn alle, die auf dieser Welt sich nicht verstehen, sich gegenseitig ausrotten wollten, so bliebe schließlich nur einer übrig. Und auch der müßte sich abtun, weil er sich ja selbst nicht versteht. In unserer Sache wiederhole ich, daß der deutsche und der slavische Bauer über die Sprachgrenze hinweg vermöge ihrer ähnlichen Lebensführung sich besser verstehen als der altständige deutsche Bauer und der moderne deutsche Städter.

Im großen sind die Interessen unserer Menschen und Völker gegenseitig. Die wirklichen Konflikte aber liegen im Wirtschaftsleben, und zwar innerhalb eines Volkes so gut als zwischen verschiedenen Völkern. Wozu also dieser Kampf um die Sprachen? Es ist ein rein theoretischer, ein unnatürlicher, ein frevlerischer Krieg.

Ähnliche Gedanken quälten mich in den Tagen der Nationalitätenrevolten in unseren österreichischen Städten. Ich bin der Überzeugung, daß solche Gedanken an sich richtig sind, aber auch, daß die Sache nicht so einfach liegt. So überaus verwerflich der Nationalitätenkrieg ist — wir haben ihn einmal, wir müssen mit ihm rechnen. Das eine Volk hat angefangen mit der Eroberung, das andere muß sich wehren. Und wehrt sich natürlich vor allem um seine Sprache, dieses teure Gefäß unseres geistigen Lebens. Man meint aber, ein Kulturstaat müßte es doch zuwege bringen, daß jedem seine Muttersprache gesichert bleibe. Und man meint, die Leute sollten doch so vernünftig sein, auch die Sprachen der Nachbarn zu lernen, ohne zu befürchten, daß dadurch ihr angestammtes Blut zugrunde geht.

Der Krieg um die geistigen nationalen Güter, das wäre etwas! Aber auf dieser moralischen Höhe stehen unsere nationalen Kämpfe nicht. Niedrige Interessenkämpfe sind es, von persönlichen Feindseligkeiten werden sie geleitet; Eitelkeit und Ehrgeiz der Parteiführer spielen mit. Ein Werk der Verführung ist größtenteils dieser Kampf. Mit Schlagworten aufgewiegelt wird die Menge, die sich weiß Gott was Heldenhaftes dabei dünkt, wenn man anderssprachige Mitbürger mit Steinen bewirft und ihre Häuser demoliert. Der hohe Sinn, der im treuen Schutze

des angestammten Volkstums liegt, bleibt der fanatisierten Menge verborgen — ist ihr auch ganz gleichgültig.

Soll denn das nun ewig so fortgehen? Denn was man heute will, ist nie und nimmer durchführbar; die Abgrenzung der Völker, damit dann Friede sei! Um diesen Frieden zu erlangen, ewiger Krieg! Ist das nicht widersinnig? Aber es gibt Leute, die wollen den Kampf um jeden Preis. Der Kampf stähle und adle den Menschen, sagen sie. Gut; dann sollen sie ja froh sein, daß immer heftige Feinde gegen sie aufstehen; sie könnten mit diesen Feinden munter ringen, aber ohne Haß, ohne Rachgier, vielmehr mit Achtung, ja sogar mit Liebe zum Gegner, der ja das ist und tut, was sie wünschen und nicht entbehren können.

Nein, allen Ernstes, ich muß es offen sagen: die Treue zum eigenen Volke habe ich mir anders gedacht. Was ist das für ein Nationalismus, der immer darauf aus ist, dem eigenen Volke unter anderen Völkern Feinde zu machen?!

Einer Grazer Zeitung, die schon Miene macht, den steirischen Heimatsdichter zu den „nationalen Verrätern" zu stoßen, antwortet Rosegger folgendermaßen: „Ich hoffe doch, daß viele Ihrer Leser es verstehen können, wenn man den Sprachen- und Nationalitätenkampf als ein notwendiges, vorübergehendes Übel betrachtet, nicht aber als einen permanenten Zustand oder gar als das eigentliche Ideal auf Erden. An wen meine Bemerkungen über Demagogentum usw. gerichtet sind, das ist im Angesicht der empörenden Ereignisse (der Artikel ist unter dem Eindruck der Vorgänge in Laibach, Prag usw. geschrieben) leicht zu erkennen. Aber es ist nötig, auch die Deutschen manchmal zu mahnen, sich niemals jener Taktik zu bedienen.... Das wenige, was wir neuere Poeten noch mit unseren Klassikern gemein haben, möchte man doch nicht zu sehr anfechten. Das Ideal von der Gemeinsamkeit aller Menschen schließt ja die besondere Liebe und Treue zum eigenen Volke nicht aus...."



Goethes Gesichtsmaske

Während bisher die als wertvolles, sozusagen sakrosanktes Eigentum des Goethe-Nationalmuseums hier aufbewahrte Gesichtsmaske Goethes, die wahrscheinlich am 10. Februar 1816 von dem damals wegen der Ausführung des Blücherdenkmals in Weimar weilenden, dem Dichter befreundeten Berliner Bildhauer Schadow über dem Antlitz des lebenden Dichters geformt worden war, der weiteren Welt nur in Abbildungen, am besten in der von Karl Bauer in seinem Büchlein „Goethes Kopf und Gestalt" (S. 8, Nr. 1) übermittelten bekannt war, ist es nunmehr, wie der „Frankf. Ztg." aus Weimar geschrieben wird, dank der Liberalität der Leitung des Weimarischen Goethe-Hauses möglich geworden, die kostbare Reliquie im Abgusse zu erwerben. Die Ausführung und der Vertrieb der Gesichtsmaske Goethes von Schadow sind einer Berliner Firma übertragen worden. Dieses aus der santa casa nunmehr befreite Kunstwerk — denn ein Kunstwerk ist es trotz der Art seiner Entstehung — gewährt nun auch die Möglichkeit, zu jeder Zeit die zum Teil auf diesen Typus zurückgehenden Bilder, Büsten und Plaketten des Kopfes auf ihre Wahrheit zu prüfen. Wenn P. J. Möbius in seinem bekannten Buche die Goethe-Bildnisse mit Ausnahme derer aus dem Greisenalter, sämtlich als unzuverlässig und wahrheitswidrig verwirft, so kann sein Tadel unmöglich diejenigen treffen, die der Schadowschen Maske nachgebildet sind. Als Ergänzung des durch Schadows Werk gewonnenen Eindrucks könnte die am 13. Oktober 1807 von dem weimarischen Bildhauer Weißer für den Phrenologen Dr. Gall abgeformte Maske dienen, aus der wir den Kopf des jüngeren Mannes herauszuschälen vermögen. Schadows Büste hat aber vor der Weißers unstreitig den Vorzug, daß von ihr der unschätzbare erste Abguß mit den geschlossenen Augen noch vorhanden ist, der bei der anderen leider verloren ging. Schade, daß nicht

auch der ganze übrige Teil des Schädels abgegossen wurde wie bei Schiller, von dem wir den ganzen herrlichen Kopf bis zum Nacken besitzen. Aber der Schadowsche Kopf ist so lebendig, als ob sich der wundervoll geformte Mund eben erst geschlossen habe. Der Dichter war in der Zeit der Abformung wieder einmal magerer geworden; das Unterkinn war geschwunden, was dem geistigeren Ausdruck zu statten kommt. Besonders fein und kraftvoll ist die Nase geraten. Die Stirn erscheint durch das über die ansetzenden Haare gelegte Tuch besonders hoch. Und wenn nun leider auch, wie es nicht anders möglich war, das Auge geschlossen ist — diese obere Partie hat Schadow später in Berlin aus dem Gedächtnis nachgearbeitet —, so scheint doch der ganze Kopf so beseelt, daß man an der Hand auf Autopsie beruhender Beschreibung, sowie mit Hilfe treuer Porträts, vor allem nach dem Stielers in der Münchener Pinakothek vom Jahre 1828 leicht sich die Ergänzung der Augen im Geiste zu schaffen vermag. Goethes Augen waren, wie Heinrich Heine in seiner Schilderung des Dichters bemerkte, „ruhig wie die eines Gottes“, während andere, wie Schopenhauer, ein wütiges Feuer in seinem Blicke zu erkennen wähnten. Jedenfalls gibt uns Stieler einen annähernden Begriff von diesen schwarzen Sonnen. Goethes Gesicht war mehr als dem seiner Eltern dem der Großmutter mütterlicherseits ähnlich, der Schultheißin Anna Margaretha Textor, geb. Lindheimer. Lassen wir den Kopf in Schadows Maske als Ganzes auf uns wirken und beachten wir insbesondere den weichgeformten Mund mit den sanftgesenkten Winkeln, so verstehen wir die Worte, die ein paar Jahre nach der Abnahme der Gesichtsmaske Schadows C. E. v. Weltzien in bezug auf des Dichters Antlitz niederschrieb und die lauten: „Nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale gleichsam im Kampfe durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühle ihrer Integrität mit beneidenswerter Gemütsruhe der Zukunft entgegensehen. In diesem Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegter ehemaliger Leidenschaft.“ Ganz ähnlich hat Goethe selbst über sein Äußeres geurteilt. Ein Diplomat hatte von ihm gesagt: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins.“ Dazu meinte Goethe: „Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, guter Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen.“ Der tolerante Weltbezwinger, der sich auch selber überwunden hat, schaut uns aus der herrlichen Maske an, deren Vervielfältigung dem Studierzimmer des den Dichter verehrenden Forschers zur Zierde zu werden verspricht, bei deren Anblick einem dann wohl das Wort in den Sinn kommt, das einst der Freund Herdern bei der Betrachtung des Cranachschen Luther-Kopfes in der Sakristei der Weimarischen Stadtkirche schrieb (10. Juli 1776): „Das wusch mich wieder von allem Staub, und so reinige uns der Heilige Geist von allem Skwal eh er fingerdick auf uns sizt wie auf den Gräbern der Helden.“



Politischer Aberglaube

Als solchen bezeichnet Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels im „Hammer“ die überspannten Hoffnungen, die unsere angeblich so sehr aufgeklärte Zeit auf Änderungen der gesellschaftlichen Einrichtungen, Staatsverfassungen usw. setze. „Jede Partei, von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten, vermeint, das Wohl aller, das Heil der Gesellschaft, das Himmelreich auf Erden sei herbeigekommen, wenn nur erst ihr spezielles Parteiprogramm vollkommen zur Durchführung gelangt sei.

Man vergißt dabei nur zu sehr, daß es der Geist ist, der auch den sozialen und politischen Körper baut. Wo kein sozialer oder liberaler oder konservativer

Geist wurzelt, wird auch die am meisten soziale oder liberale oder konservative Staatsverfassung ihren Zweck nicht erfüllen, wohl sogar das Gegenteil dessen bewirken, was sie bewirken sollte. Dagegen vermag ein liberaler Geist auch in einem konservativen Staatskörper und umgekehrt, ein konservativer Geist in einer liberalen Verfassung nach seiner besonderen Art zur Geltung zu kommen."

In dieser Beziehung, meint der Verfasser, seien wir wohl alle mehr oder weniger sonderbare Schwärmer. Die sonderbarsten aber die Sozialdemokraten. „Gerade die Zielbewußtesten unter ihnen empfinden, denken, handeln genau so im Geiste der Genußsucht, Habgier, Eitelkeit, kurz, der Selbstsucht, wie die sogenannten ‚Kapitalisten', und wenn man sie fragt, warum sie sich so benehmen, erwidern sie entrüstet: ‚Können wir denn jetzt, bei dieser kapitalistischen Weltordnung, anders empfinden, denken, handeln, als die Kapitalisten? Wenn wir das nicht täten, würden wir bald unten durch sein. Ja — freilich, wenn Staat und Gesellschaft erst so wären, wie wir sie haben wollen, dann kann man überhaupt gar nicht anders als sozial und gerecht denken, empfinden, handeln.'

Meinen Sie wirklich? Ich bin fest überzeugt, daß es auch im sozialdemokratischen Zukunftsstaate, gleichviel wie er in Erscheinung träte, Selbstlose und Selbstsüchtige, Edle und Gemeine, gerecht und ungerecht empfindende Individuen geben wird, und daß sie, wenn auch in anderer Weise als heute, diese Gesinnung betätigen werden. Vielleicht ist dann diese Betätigung sogar noch weniger beschränkt als heute. Für gewisse Leute scheinen ja die gesetzlichen und sittlichen Schranken nur dazu da zu sein, um möglichst geschickt umgangen zu werden. Die sie mit Gewalt beiseite stoßen, sind nicht einmal die Schlimmsten. Ein gelegentlicher Knochenbruch kann verhältnismäßig leicht geheilt werden, allgemeine Knochenerweichung ist der Anfang vom Ende.

Nun ist es freilich klar, daß ein bestimmter Geist sich in dem ihm am besten angepaßten Körper auch am besten wird betätigen können. Es ist darum wünschenswert, daß auch der gesellschaftliche und staatliche Organismus immer mehr im Geiste der Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit und Schönheit ausgebaut wird; aber *dieser Geist muß immer zuerst da sein*, zuerst gehegt und gepflegt werden und sich in den gegebenen Schranken so weit als irgend möglich betätigen. Die Schranken erweitern, verschieben, beseitigen sich dann allmählich von selbst, und ohne irgendwelche Zerstörung wertvoller Güter der Gesellschaft werden nach und nach dieselben Einrichtungen geschaffen, welche die stürmischen Gesellschaftserneuerer rasch und gewaltsam herbeiführen *möchten*, aber vorläufig nicht und auf diese Weise wohl niemals dauernd herbeiführen *können*. Erst muß der neue Inhalt da sein, ehe die neue Form ihren Zweck erfüllen kann. Die ersten Christen trugen ihre Religion schon lange im Herzen, ehe sie in Staat und Gesellschaft zum Ausdruck kam.

Das sollten sich die Sozialdemokraten und alle, denen es mit der Erneuerung der Gesellschaft Ernst ist, beständig vor Augen halten. Es ist so bequem, auf gewisse Einrichtungen zu schimpfen und seine eigene geistige Trägheit mit dem Beharrungsvermögen dieser Einrichtungen zu entschuldigen. Damit lockt man, wie die Bauern sagen, keinen Hund vom Ofen. Es wird dadurch nur schlimmer, anstatt besser.

Die meisten Menschen von heute, besonders diejenigen, die sich mit Stolz ‚moderne' Menschen nennen, können beinahe alles, soweit dabei nur Wissen, technisches Geschick und rein materielle Mittel, Geld usw. in Frage kommen. Sie denken scharf, wenn auch nicht gerade tief; sie empfinden fein und weich und in diesem weichen, weiblichen Sinne vielleicht auch edel, *aber nicht stark, nachhaltig und im männlichen, heroischen Sinne edel*. Die modernen Menschen können auch wollen und handeln, nur darf dabei die Selbstsucht nicht zu kurz kommen. Sowie anstatt Selbst*sucht* — Selbst*zucht*, ehernes Pflichtgefühl, überhaupt hochherzige Gesinnung in Frage kommt, versagen sie kläglich. Daraus erklärt sich alles Matte, Laue, Erbärmliche unserer Zeit. Und solange man eine Änderung

in dieser Beziehung von einer Änderung der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen erwartet, wird es nur immer schlimmer, anstatt besser werden. Nur Selbstüberwindung, Selbsterziehung, Veredelung des Wollens bilden das Samenkorn, aus dem alles Schöne, Große, Erhabene auch in Staat und Gesellschaft emporwächst."



Deutsche Grillen

Angesichts der in England grassierenden beispiellosen Flottenpanik macht sich ein Mitarbeiter des „Reichsboten" das Vergnügen, an die anmaßende Selbstüberhebung der Engländer zu erinnern, die sie vor rund sechzig Jahren zur Schau trugen. Es war bei dem ersten und einzigen Auftreten der damaligen, unter der schwarz-rot-goldenen Flagge segelnden deutschen Bundesflotte in dem Seegefecht bei Helgoland. „Der aus Leipzig stammende und aus fremden Kriegsdiensten zur deutschen Flagge übergetretene Seezeugmeister, spätere Admiral Brommy, hatte es unter Überwindung unendlicher Schwierigkeiten verstanden, die in Dienst gestellten Schiffe der jungen deutschen Reichsflotte in kurzer Frist so weit vorzubereiten, daß er es wagen konnte, seine Kräfte mit dem Feinde zu messen. Am 4. Juni 1849 unternahm er mit den drei Korvetten ‚Barbarossa', ‚Hamburg' und ‚Lübeck' von der Wesermündung aus eine Rekognoszierungsfahrt mit Kurs auf Helgoland, in dessen Schutz sich das dänische Blockadegeschwader in der Regel aufhielt. Bald stieß man auf die von dem nordwärts kreuzenden dänischen Geschwader getrennte ‚Valkyrien'. Einige Schüsse von deutscher Seite gingen den Dänen durch die Takelage, doch erreichte die feindliche Korvette nach kurzer Zeit schon das englische Hoheitsgebiet, und ein englischer Signalschuß vom Oberlande nötigte Brommy, das Gefecht abzubrechen.

Wenige Tage nach der Affäre hielt es Lord Palmerston für angebracht, durch die ‚Times' bekanntzugeben und dem Hamburger Senat mitzuteilen, es hätten sich Schiffe unter einer schwarz-rot-goldenen Flagge in der Nähe von Helgoland gezeigt; ließen sie sich noch einmal sehen, so werde er sie durch englische Kriegsschiffe als Piraten aufbringen lassen. Und das englische Blatt ‚Examinees' spottete: ‚Unter anderen Grillen hielt das Deutsche Reich von 1848 es für würdevoll und groß, eine deutsche Flotte auf die Beine zu bringen. Die Flotte existierte freilich nur dem Namen nach. In der Tat, wie das Reich nur das Gespenst eines Reiches war, so war die Flotte nur das Gespenst einer Flotte.'

Damals mußte man die Beleidigung ruhig einstecken. Wie im übrigen Albion auch in jenem Kriege seine Neutralität durchführte, kann man daraus ersehen, daß seit dem Gefecht (wahrscheinlich auch schon vorher) auf Helgoland stets ein Matrose eines dänischen Kriegsschiffes, versehen mit einem großen Fernrohr und einer roten Winkflagge, tagsüber sich auf dem Oberlande aufhielt, um dem dänischen Blockadegeschwader eventuell das Insichtkommen deutscher Schiffe zu signalisieren.

Nun, die ‚deutsche Grille', eine eigene Flotte besitzen zu wollen, ist ebenso wie die Schaffung eines geeinten Deutschen Reiches in eine sehr reelle Tatsache umgesetzt worden; das ‚Gespenst der deutschen Flotte', freilich in anderem Sinne als damals, spukt jenseits des Kanals noch heute fort.

Brommy selbst war es nicht mehr vergönnt, die Wiedergeburt des Reiches, dessen Kriegsflagge jetzt auf allen Meeren weht, zu erleben. Bereits am 9. Januar 1860 verschied er auf seinem Ruhesitz in dem stillen Dörfchen St. Magnus bei Bremen; seinem Wunsche gemäß wurde sein Körper in die Flagge gehüllt, die ihm patriotische Frauen und Jungfrauen von Brake in edler Begeisterung bei Schaffung der damaligen Flotte verehrt hatten. Vom Alldeutschen Ver-

bande wurde ihm später ein würdiges Denkmal auf dem Friedhofe von Hammelwarden bei Brake gesetzt, und seine Bronzebüste nimmt einen Ehrenplatz ein in der Galerie deutscher Seehelden in der Marine-Akademie zu Kiel."



Die Entscheidung 1870

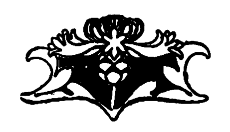
In der Revue des Deux Mondes schildert Emile Ollivier die Ereignisse von 1870. Über die Ministerratssitzung am 15. Juli in St. Cloud, die über Krieg und Frieden entscheiden sollte, berichtet er nach einem Auszug der „Frankf. Ztg.": Der Kaiser, die Kaiserin und alle Minister waren gegenwärtig. Der Herzog von Gramont verlas die Erklärung, mit der vom gesetzgebenden Körper Geld für den Krieg verlangt werden sollte; es hieß darin, die Regierung sei empört über die Verweigerung der Audienz bloß aus dem Grunde, weil die Emser Depesche sie der ganzen Welt als eine greifbare Beleidigung kundgegeben habe. Als Gramont die Verlesung beendet hatte, klatschte der Kaiser Beifall. Die Minister fragten dann den Kriegsminister, Marschall Le Boeuf, ob er gerüstet sei. Der Marschall erwiderte, Frankreich sei gerüstet und sei niemals in besserer Lage gewesen, seinen Streit mit Preußen auszufechten, so daß man volles Vertrauen haben könne. Zugunsten des Friedens sprach niemand. Dann wurde abgestimmt. Einstimmig, die Stimme des Kaisers eingeschlossen, wurde der Krieg beschlossen. Nur die Kaiserin sprach keine Meinung aus und stimmte auch nicht mit. Diese Darstellung Olliviers ist darum wichtig, weil bisher vielfach angenommen wurde, die Kaiserin habe in diesem entscheidenden Ministerrat gesprochen und sowohl den Kaiser wie einige zögernde Minister zum Kriege bewogen. Das ist also nicht richtig; die Kaiserin hat in dieser Sitzung nicht eingegriffen. Freilich, sie hatte das auch nicht nötig; ihre Leute hatten dem Kriege bereits gut vorgearbeitet.

Ollivier kommt auch auf sein berüchtigtes „de cœur léger" zu sprechen und macht mildernde Umstände geltend; er weist nämlich darauf hin, daß er nicht vom Kriege, sondern von der schweren Verantwortlichkeit gesprochen habe, die er und die Minister an diesem Tage auf sich luden, und da habe er beigefügt, daß die Minister diese Verantwortlichkeit „mit leichtem Herzen" übernähmen. Daß der gesetzgebende Körper nach einer stürmischen Sitzung mit einer Majorität von 245 Stimmen die verlangten Kredite bewilligte, daraus folgert Ollivier, daß das Parlament seinen Teil an der Verantwortlichkeit für den Krieg übernahm, so daß die Verantwortlichkeit gleichmäßig drei Faktoren treffe: den Kaiser, die Minister und das Parlament. Das sei auch die Meinung Napoleons gewesen. „Wenn ich gegen den Krieg gewesen wäre," sagte er, „hätte ich das Ministerium entlassen können; wenn sie den Krieg nicht für notwendig gehalten hätten, so hätten sie ihre Entlassung nehmen können, und wenn das Parlament den Krieg mißbilligt hätte, so hätte es ihn nicht zu genehmigen brauchen." Kaiser, Minister und Parlament, fügt Ollivier bei, hätten sich in aller Freiheit und in voller Kenntnis der Umstände entschieden; keiner von ihnen habe getäuscht, und keiner sei getäuscht worden. Ollivier berichtet dann noch: Am Abend des verhängnisvollen Tages, der den Krieg entschied, bewegten sich der Kaiser und die Kaiserin unter den Senatoren und Deputierten. Die Verschiedenheit ihrer Haltung wurde sehr bemerkt. Die Kaiserin war lebhaft und von triumphierendem Vertrauen beseelt. „Wir beginnen", sagte sie, „mit den besten Aussichten, die überhaupt ein menschliches Unternehmen haben kann, und es wird gut gehen." Der Kaiser dagegen war melancholisch; er sagte: „Das wird lang und schwierig werden, und wir werden uns furchtbar anstrengen müssen!" Es wurde noch schlimmer, als der Melancholiker auf dem Kaiserthron vorausgesehen hatte.



Blamabel

Das ist und bleibt das Verhalten des Publikums seinen Dichtern gegenüber. „Die Hamburger," schreibt H. H. Evers in der „Neuen Revue", „haben Gustav Falke den fabelhaften Ehrensold von 2000 ℳ (ich glaube, soviel ist es) zugebilligt, und Detlev von Liliencron bezieht ganze 1000 ℳ vom Kaiser. Als Firdusi vom Schah Mahomet ungefähr die zweihundertfache Summe für seinen großen Heldensang bekam — gab er das Geld den beiden Boten und seinem Badediener als Trinkgeld — in gerechter Entrüstung, da der Fürst ihm Silberstücke, statt ebenso vieler Goldstücke gesandt hatte. Was ist die Folge? Der Dichter ist gezwungen, irgend etwas anderes zu tun, um genug Geld zum Leben zu verdienen. Natürlich sind einige da, die es nicht nötig haben, die von Hause aus vermögend sind. Das sind die Glücklichen. Die anderen sind zu Arbeiten gezwungen, die in weitaus den meisten Fällen ihre künstlerische Produktion schwer schädigen, denn anständig leben kann bei uns kein Dichter vom Ertrag seiner Feder. Man sehe doch die Auflagenziffern unserer berühmtesten und anerkanntesten Dichter an: Zwei, sehr selten drei Auflagen, das macht etwa 1000 ℳ für ein Buch, in dem oft mehr als ein Jahr Arbeit steckt. Selbst Gerhart Hauptmann hat mit seinen vielen Stücken und — scheinbar — großen Theatererfolgen kaum so viel verdient, daß er wirklich gut leben könnte. Schnitzler, Bahr, Hoffmannsthal können nicht die Mieten für ihre Wohnungen, andere, wie Eulenberg, ‚im Bau' längst anerkannt, nicht einmal seine Streichhölzchen von seinem, Verdienst' beim Theater bezahlen. So ist jeder auf einen ‚Nebenverdienst' angewiesen, der recht eigentlich ‚Hauptverdienst' ist. Die meisten ergreifen das Nächstliegende: sie sind ‚journalistisch' tätig. Ich kann versichern, daß es — für den Dichter — eine elende Kuliarbeit ist. Andere Dichter sind Dramaturgen oder Regisseure, eine meist noch ekelhaftere Arbeit, die mit Kunst womöglich noch weniger zu tun hat. Gustav Falke gibt Klavierstunden; Arno Holz erfindet kleine mechanische Scherzartikel für den Weihnachtsmarkt. Andere machen Reklameverschen für Andreas Hofers Malzkaffeebogen oder fabrizieren Beiträge für Witzblätter. Einige treten im Kabarett auf; Frank Wedekind verdient seinen Unterhalt als Schauspieler. Andere lesen Korrekturen, geben Privatstunden, halten Vorlesungen; eine ganze Menge übersetzt aus fremden Sprachen. Einige — man kennt ihre Namen — hungern. Sie wären längst verhungert, wenn nicht ihre Kameraden, die meist selbst herzlich wenig haben, sie über Wasser halten würden. So haben sie Brot, aber Butter ist wenig darauf. Und dabei gehören sie zu unseren feinsten, eigenartigsten Dichtern. Es versteht sich von selbst, daß die Kunst darunter jammervoll leidet. Wenn man nicht weiß, wovon man sich im nächsten Monat — womöglich Frau und Kinder — ernähren soll, dann ist es recht schwer, ein Kunstwerk zu schaffen. So sehen wir manchen glänzend einsetzen und langsam immer schwächer, immer blutärmer werden: die Not frißt seine Kunst. Es ist immer wieder dasselbe Bild: Hoffnungen, Versprechungen, die nicht gehalten werden. So gehen unsere Talente zugrunde, und es ist das Publikum, das die Schuld trifft. Dutzendschriftsteller sehen wir reich werden mit ihren Verlegern und Theaterdirektoren; Schauspieler sehen wir horrende Gagen beziehen. Einen Dichter, den seine Kunst reich machte, hat Deutschland noch kaum gesehen."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Kulturopfer

(Vgl. S. 197, Heft 8, Jahrg. XI)

Wird der Schrei nach Kultur, der heute immer lauter ertönt, in letzter Stunde ungeahnte Kräfte erwecken oder ist er vielmehr der sehnsüchtige Ruf des Kranken nach dem entschwindenden Leben?" So schließt eine Betrachtung über „Kulturopfer" im Maiheft des „Türmers". „Wie denken die Türmerleser darüber?" fragt der Herausgeber.

Sehr ernste Dinge bespricht der Verfasser, Herr Dr. Wilh. v. Medinger. Mit Recht scheidet er Zivilisation und Kultur scharf voneinander. Er führt uns die vielgepriesenen Errungenschaften der Zivilisation des vorigen Jahrhunderts vor Augen und beleuchtet die verheerenden Wirkungen dieser Fortschritte auf die echte Kultur. Kein Wunder, wenn er mit wachsender Sorge in die Zukunft blickt.

Wie stellen wir uns zu diesem Ergebnis des vergangenen Jahrhunderts?

Ohne weiteres nehmen wir mit dem Verfasser an, daß Kultur unendlich wertvoller ist als bloße Zivilisation. Dann müssen wir aber die zweifelhaften „Segnungen" der Zivilisation ablehnen und bekämpfen, um die Kultur der Menschheit zu retten. Doch da tritt uns die unbestreitbare Tatsache entgegen, daß die Fortschritte der Zivilisation mit dem Wachstum der Menschheit unlöslich verbunden sind. Mit „Naturnotwendigkeit" geht da die Entwicklung ihren ehernen Gang. Demnach müßte festgestellt werden, daß die zivilisatorischen Fortschritte der Menschheit, die mit Naturnotwendigkeit erfolgen, eine Vernichtung jedes höheren Menschentums herbeiführen. Wir schreiten vorwärts zur — Selbstvernichtung. Mit fortschreitender Erkenntnis und Beherrschung der Erde schlingen wir uns selbst die Fesseln, die uns niederhalten — und wir können nicht einmal anders. Die Menschheitsentwicklung muß im Sumpfe enden. Das ist eine erschreckende Perspektive! Ich kann mir nicht helfen: sie muß am letzten Ende zum Nihilismus führen! Was soll ein Dasein, das nur gelebt wird, um die Waffen zu schmieden, die es selbst umbringen müssen? Ein solches Leben ist ein Widersinn, wert, je eher je lieber weggeworfen zu werden!

Doch, Gott sei Dank! es gibt einen Ausweg aus dieser furchtbaren Verkettung! Dieser stärksten Lebensverneinung setzen wir ein unverwüstliches, lebenbejahendes Wollen entgegen, das auch dort noch, wo dem grübelnden Geiste ringsum gähnende Schlünde sich öffnen, rufen kann: „Ich atme, ich hoffe!"

Mir ist, als habe der „Türmer" fragen wollen: „Türmerleser, seid ihr Optimisten oder Pessimisten?" Da will ich kurz und bündig bekennen, daß ich ein unverbesserlicher Optimist

bin. Es wird ja wohl auch Leute geben, die das Gegenteil von sich sagen müssen. Aber was von den Türmerlesern zur Türmer gemeinde gehört, das muß einem freudigen Optimismus huldigen. Denn sonst müßte der „Türmer" folgerichtig sein helles Horn an den Nagel hängen und sich die graue Nebelkappe über Gesicht und Ohren ziehen.

Warum ich optimistisch denke und fühle, das weiß ich nicht; ich weiß aber, daß ich nicht anders kann. Es wird unmöglich sein, jemals einen völlig befriedigenden Grund anzugeben für die Tatsache, daß wir das Leben so anschauen und nicht anders! Diese lebenbejahende Grundrichtung der Seele ist etwas Gegebenes, in sich selbst Ruhendes, das keiner Begründung bedarf. „Du weißt nicht, von wannen sie kommt." (Joh. 3, 8.)

Himmelfahrtmorgen ist heute, ein Tag, wie für Optimisten geschaffen. Ich sitze im Schulgarten unterm blühenden Baum und lasse mich von der milden Maisonne durchwärmen. Schön im Allerweltssinn ist das Fleckchen Erde vor mir gerade nicht. Aber die Blütenbäume im Garten, das weltferne Wiesentälchen überm Zaun, dahinter der Hang mit Eichenhecken, Schlehdorn und wilden Rosen, höher hinauf die jungen Saatfelder, hinter denen noch ein Stückchen Eichwald hervorlugt, das alles zusammen mit gaukelnden Schmetterlingen, summenden Bienen, flötenden Finken und lärmenden Spatzen unter die blaue Himmelsglocke gestülpt, das genügt völlig, um mich froh zu machen, um so mehr, als ich weiß, daß hinter meinem Rücken, keine Stunde entfernt, die blaugrünen Waldberge in die Weite locken! In diesen Maienmorgen paßt mir kein Gedanke mit zweifelndem „Nein!" auf bleichen Lippen. Daß der Mensch, das Prachtstück der Natur, ausgerechnet in seinem Höchsten, in der Entwicklung in dem ihm allein eigenen „Reiche der Schönheit und der Kunst, der Welt der philosophischen Gedanken und der religiösen Gefühle" ein klägliches Fiasko machen sollte, wo ringsum alles in ewiger Schönheit steht, — das glaube, wer kann!

Der Verfasser kann das, streng genommen, auch nicht glauben, wenn er nicht inkonsequent sein will. „Der Glaube an Begnadigung und das Gefühl der Demut sind allen wahrhaft genialen Menschen gemeinsam", sagt er. Und: „Die höchste Erscheinung solcher Epochen [echter Kultur!] war das Bezwingen niederer Triebe des Intellekts durch die Erhebung der moralischen Persönlichkeit zur Selbstverleugnung." Sind das nicht Grundgedanken Jesu? Ich weiß nicht, ob es je einen größeren Optimisten gegeben hat als den Mann von Nazareth. Sein liebster Jünger, Johannes von Bethsaida, prägte für ihren Optimismus die lapidaren Worte: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat" (1 Joh. 5, 4). Wer vermag sich das Christentum Jesu zu denken ohne diesen Glauben? Wer daher, wie der Verfasser, Grundgedanken des Christentums zu seinen eigenen macht, der muß selber in dieser weltüberwindenden Grundeinstimmung des Christentums ruhen.

Aus dieser lebenwollenden Freudigkeit heraus müssen wir sagen: Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die naturnotwendigen Fortschritte der Zivilisation unbedingt tödlich auf das Höherstreben zu echter Kultur wirken müssen.

Wie erklärt sich aber dann die Anschauung, daß diese Schädigung wirklich erfolgt ist? Antwort:

1. Es ist noch nicht erwiesen, ob diese Schädigung dauernd oder nur vorübergehend ist.

2. Es ist auch nicht erwiesen, ob die Fortschritte der Zivilisation oder wir selbst die Schuld tragen. Besteht ein innerer Zwang, daß zivilisatorischer Fortschritt einen Niedergang der Kultur nach sich ziehen muß? Es ist sehr wohl denkbar, daß wir es nicht verstanden haben, uns in der verwirrend schnell zunehmenden Bereicherung der Zivilisation zurechtzufinden. Vielleicht lernen wir Heutigen es niemals. Vielleicht müssen zuerst Generationen unter den neuen Verhältnissen aufwachsen und mit ihnen verwachsen sein, um sich wieder zu rechter Kultur zurückzufinden.

3. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß auch Epochen mit höherer Kultur ihre Niederungen hatten. Wir sehen heute nur mehr die ragenden Höhen und übersehen das Sumpfland.



4. Umgekehrt fällt uns um so leichter die Versumpftheit unserer Zeit ins Auge, während wir ragende Höhen vielleicht niedriger schätzen, als sie sind. Auch Goethe ist von seinen Zeitgenossen nicht so geschätzt worden, wie von uns.

5. Wissen wir denn, ob nicht hier und dort, trotz aller Not der Zeit, ein befreiender Genius im Aufwachsen begriffen ist?

6. Gerade der Umstand, daß „der Schrei nach Kultur heute immer lauter ertönt“, will mich bedünken, es habe aller äußere Fortschritt doch nicht fertig gebracht, „das Streben nach Vollendung der moralischen Persönlichkeit“ zu lähmen.

Trotz aller Not der Zeit dürfen wir also nicht so schwarz sehen wie der Verfasser. Die Menschheit muß unter den veränderten äußeren Lebensformen neue Wege zur Höhe suchen. Und wir haben, weil wir nicht anders können, die gewisse Hoffnung, daß ihr auch künftig geniale Persönlichkeiten geschenkt werden, die ihr als Pfadfinder vorangehen.

Zwar meint der Verfasser, daß infolge der nivellierenden Tendenz der Zivilisation die „übergroßen Widerstände“ wegfallen werden, die die Erzeugung genialer Persönlichkeiten begünstigen. Das ist nicht unrichtig. Aber ein Teil dieser Widerstände muß mit der Zeit fallen. Denn manche alten Zustände waren und sind eine Sanktion der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit; sie sind ein Teil von jener Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Aber ein feiner entwickeltes Gewissen künftiger Zeiten wird sich daran wundreiben. Es wird doch auch niemand sagen wollen, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit müßten verewigt werden, da ohne sie ein Fortschreiten zu höherer Sittlichkeit unmöglich wäre! Auch ohne diese Widerstände bleiben bis in die fernsten Zeiten noch genug andere bestehen, die vom Fortschritt der Zivilisation völlig unabhängig sind. Tausend schmerzhafte und Entsagen fordernde Verkettungen menschlicher Schicksale, Enttäuschungen, zu Grabe getragene Wünsche, Krankheit und Tod werden auch dann noch einen wichtigen Faktor der Menschheits-Erziehung bilden. Endlich mag auch mit zunehmender Versittlichung das Bedürfnis nach „übergroßen Widerständen“ sich verringern.

Leider sind wir aber so weit noch lange nicht. Noch bedürfen wir zu unserer sittlichen Erhebung recht kräftiger und fühlbarer Widerstände. Blicken wir zum Schlusse noch auf die nächste Zukunft. Wird das Steigen hinunter in die platten, trostlosen Wüsten des „rechnenden Verstandes“ noch länger dauern, während das Herz an löcherigen Brunnen verschmachten muß? Das mag wohl sein, denn der Weg zur Höhe ist durch breite Klüfte gespalten, die durchwandert werden müssen. Und wenn wieder ein Aufwärtssteigen kommt, wird es allmählich einsetzen, indem der „Schrei nach Kultur“ schließlich übermächtig wird? Oder wird uns eine niederschmetternde Katastrophe, etwa ein unglücklicher Krieg, zur Selbstbesinnung bringen? Ich muß sagen, ich denke oft, nur mehr ein solches Unglück könnte uns helfen, und es gibt ernste Stunden, in denen ich mit heißem Herzen wünsche, was kommen sollte, das käme bald, damit wieder Frühling würde im lieben deutschen Volk und Land. Aber wer weiß, wie es kommen mag! Wir werden kein Forum zusammenbringen, das uns Auskunft geben kann. Da heißt es: Abwarten! Und wir können warten, nicht in dumpfer Resignation, sondern in freudigem Schaffen am Tempel des Guten. „Ich atme; ich hoffe!“

Man möge uns Optimisten vorwerfen, daß wir leichtsinnig über die Gefahren der Zeit hinwegschauen. Wir haben volles Verständnis für die schweren Sorgen des Verfassers, die auch die unsern sind. Auch wir wollen gerne praktischen Vorschlägen zur Bekämpfung der gegenwärtigen Not unser Ohr und Herz leihen. Ich denke, in der angeregten Besprechung werden wir solche Vorschläge zu hören bekommen. Mir kam es nur darauf an, zu betonen, daß wir nicht kleinmütig dreinschauen dürfen; denn sonst nehmen wir uns die innere Begründung für ein Weiterarbeiten an den Aufgaben der Zeit. W. Rh.



Modernismus in der christlichen Religion

(Vgl. Heft 7, 8 und 9)

In der Absicht, dem „Modernismus im Religionsunterrichte der Volksschule" das Wort zu reden, wendet sich Herr Geifrig in Heft 9, S. 355, gegen meine Ausführungen in Heft 8, S. 218 des „Türmers". Wir sind, genauer zugesehen, in gewissen entscheidenden Hauptpunkten einig. Das möchte ich gern feststellen. Vielleicht verlieren dann die Aufstellungen des Herrn Geifrig gegen meine biblisch unanfechtbare Position ihre Spitze.

Herr Geifrig scheint mir beizustimmen in der doppelten Feststellung, Jesus war sündlos und hat nicht geirrt. Nur verstehe ich dann nicht den gesperrt gedruckten Satz: Jesus hätte irren können, weil er ein Mensch war wie wir! — Ein ähnlicher Satz findet sich im Neuen Testament vor (vgl. Jak. 5, 17). Aber dort ist die Rede vom Propheten Elias. Kein Apostel hätte von Jesus gesagt: Er war ein Mensch wie wir. Die Sündlosigkeit macht eben einen gewaltigen Unterschied. Wahrer, reiner Mensch war Jesus. Wahre, reine Menschen sind wir alle nicht, sondern bekanntlich allzumal Sünder.

Aber nun sei doch Christus unser Vorbild. Und wie könnte Gott von uns dasselbe verlangen, wenn er uns nicht mit denselben Kräften ausgerüstet habe? lautet ein Einwand des Herrn Geifrig. Je und je hat man versucht, Gott die Schuld zuzuschreiben für das durch den Sündenfall verlorene göttliche Ebenbild. Der Mensch, der sich sonst so viel herausnimmt und zuschreibt, weicht zurück, wenn es gilt, die Verantwortung zu übernehmen für persönliche Fehltritte und deren Folgen.

Gewiß, das Ideal unserer göttlichen Bestimmung, unserer religiös-sittlichen Vervollkommnung ist sehr hoch gestellt. Zu hoch, mag es scheinen. Nichts Geringeres als göttliche Vollkommenheit erwartet Jesus von seinen Jüngern (Matth. 5, 48). Indessen, wenn wir alle weit hinter dem Ziel zurückbleiben, woran liegt es? — —

Und wenn Jesus allezeit den Willen seines Vaters getan, versucht worden ist, „doch ohne Sünde", so beweist dies, daß sein Wille ein dem göttlichen Ideal durchaus kongenialer gewesen. Er war (unbeschadet seiner wahren Menschheit) von oben her, wir andern alle sind „von unten her". Von biblischer Grundlage aus kann ich also dem Satze wieder nicht beistimmen: Jesus hatte in allen sittlich-religiösen Anforderungen nichts vor uns voraus. Ja, wenn jeder Mensch von Natur ein unbeschriebenes weißes Blatt wäre!

Übrigens bleibt Jesu Vorbildlichkeit bestehen, auch wenn von seinem Erdenwandel der göttliche Inhalt sich in keiner Weise (nicht einmal theoretisch) lostrennen läßt. Gott selbst wird uns ja zum Vorbild hingestellt, wie oben gezeigt. Gerade wenn Jesu Vorbild ein durchaus sündloses, irrtumfreies gewesen (darin sind wir, Herr Geifrig und ich, einig), sind damit die Vorbedingungen gegeben, die uns — auch den Kindern in der Schule — in Jesu noch mehr erkennen lassen (Sühnecharakter des andern Adam, der sich bewährt hat).

Nach alledem kann ich den pädagogischen Gewinn einer allzu starken Betonung des menschlichen Faktors im Wesen Jesu nicht allzuhoch anschlagen. Gewiß, durch Jesu stets erfolgreiche sittlich-religiöse Kämpfe mögen in den Kindern lebhafte sittlich-religiöse Impulse ausgelöst werden. Sie werden aber auch innewerden, daß die Chancen des Sieges ihrerseits nicht die gleichen sind. Gut, wenn ihnen dann frühzeitig das Verständnis aufgeht für das pro nobis auch in Jesu versuchungsreichen, sieghaften Kämpfen.

Abschließend glaube ich von biblischen Prämissen aus die These aufstellen zu dürfen: Jesus war nicht ein Mensch wie wir (Sünder!), aber wir sollen ernstlich beflissen sein, Menschen zu werden wie er.

Albert Lienhard

* * *

In den beiden Artikeln von Professor J. Reinke und Albert Lienhard, Hefte 7 und 8 des „Türmers", die den Titel: „Modernismus in der protestantischen Theologie" führen, lassen die Verfasser die Stellung Christi als Gottmenschen dem Bildungsstand der damaligen Zeit gegenüber außer acht.

Christus lediglich als ein Kind seiner Umgebung, also als einen sogenannten modernen Menschen seiner Zeit zu betrachten, heißt seine Göttlichkeit leugnen und ihn in einer Weise unterschätzen, die mit seinem Erlösungswerke, wie es sich im Christentum bewährt, in absolut keinen Einklang zu bringen ist.

Christus kam als Erlöser der Menschheit, als Regenerator ihrer Geistigkeit auf die Erde. Sein Werk war ein immaterielles, und als Lehrer in diesem Sinne ging er weit über die geistigen, die seelischen Anschauungen seiner Zeit hinaus, wie es für die Erreichung seines Zieles, den Weg zur ewigen seligen Vollendung festzulegen, notwendig war.

Als Gott kannte Jesus die Geheimnisse der Natur, wie nie ein anderes Wesen sie kennen kann und wird.

Als Mensch durfte er aber darüber nur den Anschauungen seiner Zeit entsprechend lehren, da es der Entwicklung der Menschheit vorbehalten ist, die Wunder der Schöpfung durch eignes Studium, eignes Forschen zu ergründen und sie sich auf diese Weise dienstbar zu machen.

Wie nach den neuesten Forschungen das Alte Testament als naturwissenschaftliches Werk unmaßgeblich erkannt wurde, müssen auch die Mitteilungen des Neuen Testamentes, insofern sie dieses Gebiet streifen, als nicht maßgebend für die Wissenschaft angesehen werden.

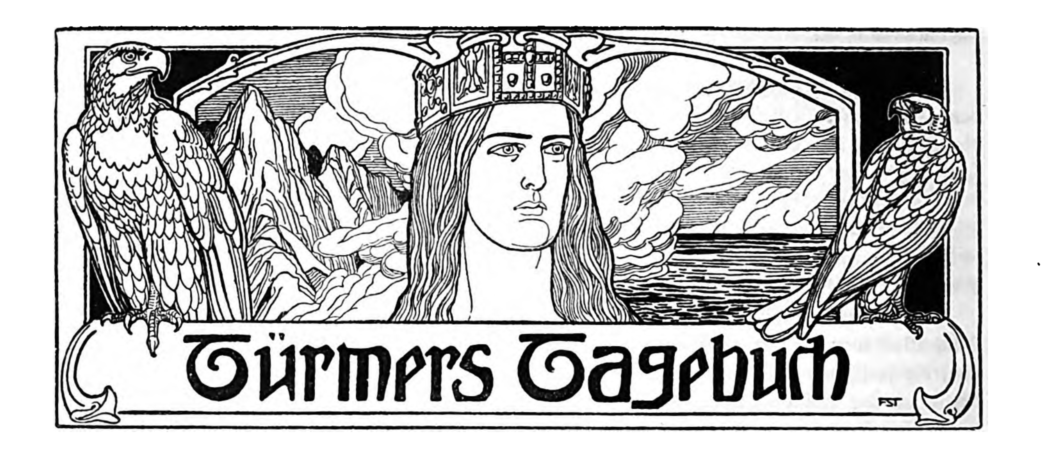
Beide Werke verlieren dadurch keineswegs etwas von ihren eigentlichen Werten, die nicht profanwissenschaftlicher, sondern lediglich religiöser Natur sind.

Indem erstere aus den heiligen Büchern als nebensächlich und weil nur der Fassungskraft der Zeit, in der sie geschrieben wurden, entsprechend ausscheiden, gewinnen alle darin enthaltenen Heilswahrheiten und Heilslehren nur ein um so höheres Interesse für das geistige, das seelische Leben der Menschheit.

Christus ist absolute Autorität, wie Lienhard richtig sagt, aber auch da, wo er sich der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Zeit anpaßt, indem er als allwissender Gott späterer Entwicklung der Menschheit auf diesen Gebieten Rechnung trägt. —Von diesem Gesichtspunkte aus offenbart sich uns seine ganze göttliche Größe in besonderer Weise durch diese seine sich auferlegte Beschränkung.

Franz von Thurn





Nationale Kämpfe

In diesen männermordenden Tagen, da „das Schlachtroß steigt und die Trompete schmettert“, der Kampfruf erschallt: „Hie Landbund! Hie Hansabund!“ — ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, den Dingen auch einmal ihr historisches „Recht“ zu geben. Das tut Professor Lujo Brentano in der „Frankf. Ztg.“ unter der Überschrift — ich finde sie außerordentlich zeitgemäß — „Herrenbevölkerung und Bevölkerung von Abhängigen“. So hat nämlich — mit erfreulicher Offenheit — die Feudalzeit unterschieden. „Bei jener Freiheit, die Karl Moor für sich in Anspruch nimmt, wo er sagt: ‚Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet; aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.‘ Und diesen Persönlichkeiten, voll Freude, sich auszuleben, und ohne Schranke, sie in diesem höchsten aller Genüsse zu beeinträchtigen, steht die große Masse der abhängigen Bevölkerung gegenüber, von der König Robert von Frankreich in dem Gedichte Adalberos sagt: Servorum lacrymae, gemitus non terminus ullus.

Diese Zweiteilung der Bevölkerung war die Nachwirkung der Art, wie die germanischen Völker sich niedergelassen hatten. Wo immer sie nach der Völkerwanderung neue Reiche begründeten, hatten sie sich die, welche sie vorfanden, unterworfen. In der Hauptsache waren die Herrenmenschen die Nachkommen der Eroberer, die Abhängigen die jener Unterworfenen. Zwischen beiden aber stand die Geistlichkeit. Sie rekrutierte sich aus den Angehörigen der Herrenmenschen wie der Abhängigen. Ihr Zuzug aus der Herrenbevölkerung bestand aus den Angehörigen, die bei der Erbteilung als störend empfunden wurden. Von den Tagen angefangen, wo die Söhne Chlodowechs, Chlotar I. und Childebert, einen Boten zu ihrer Mutter Chlotilde schickten, in der einen Hand den Dolch, in der anderen die Schere, und ihr die Frage vorlegten, was sie für ihre Enkel, die Söhne ihres Sohnes Chlodomir, vorziehe, bis zu den Domkapiteln des 17. und 18. Jahrhunderts, die von ihren Mitgliedern den Nachweis von 16 adligen Ahnen forderten, haben sich die Herrenmenschen der Kirche bedient, um gleichzeitig eine Schmälerung ihres Erbes zu verhindern und die Wirksamkeit der Kirche in den

Dienst ihrer Interessen zu stellen. Noch bedeutsamer aber war, daß sie sich auch aus der abhängigen Bevölkerung rekrutierte. Die große Zahl der Dorfpfarrer waren Söhne von Unfreien; vor allem aber war die Mehrzahl der Mönche diesem Stande entsprossen. Sie wurden die Organe, durch welche die religiös-ethischen Aspirationen und damit die sozialen Wünsche und Hoffnungen der Massen in der Kirche sich geltend machten. Und was für Vorkämpfer derselben sind nicht aus ihren Reihen hervorgegangen! Der große Papst Gregor VII., in seiner Kindheit selbst zuerst Hirtenbub und dann Schreinerlehrling, war der Sohn eines Schmiedes; Papst Urban IV. war der Sohn eines Schusters; und viel zu groß, um sie alle aufzuführen, ist die Zahl berühmter Doktoren und mächtiger Bischöfe und Erzbischöfe, die aus dem Proletariat hervorgingen. Diese erprobten sich aber nicht nur als die siegreichen Vertreter sittlicher Kultur gegenüber feudaler Verwilderung, sondern sie lieferten auch die meisten großen Minister, mittels deren die Könige den von der Kirche aus dem Altertum herübergeretteten Gedanken der politischen Einheit gegenüber den feudalen Gewalten zur Geltung brachten; als die Könige von Frankreich, England und Spanien in ihren Gebieten den Nationalstaat begründeten, waren die Berater meist Geistliche, die aus der abhängigen Bevölkerung, teils sogar aus deren untersten Schichten, hervorgegangen waren.

Das Königtum hat nur da, wo es sich mit der abhängigen Bevölkerung verbunden hat, sein Reich vor der Auflösung durch die feudalen Gewalten zu bewahren vermocht; wo es sich aber auf sie stützte, gelang es ihm, der Feudalität gegenüber, den politischen Einheitsgedanken zum Siege zu führen. Damit wurde der aus der Eroberung hervorgegangene Unterschied zwischen einer Herrenbevölkerung und einer Bevölkerung von Abhängigen rechtlich wieder beseitigt, denn der Triumph des politischen Einheitsgedankens bedeutete die Unterwerfung aller Staatsangehörigen, gleichviel welchen Standes, unter dasselbe Recht und unter dieselbe Pflicht. Die rechtliche Bedeutung des Standes wurde durch das allgemeine gleiche Staatsbürgertum ersetzt. Mit dem Vordringen des Bürgertums kam aber auch die Emanzipation der Wissenschaft von deren bisheriger Hüterin, der Kirche; sie ersetzte nunmehr die Kirche in ihrer Funktion, die Geister auch der Herrenmenschen zu zivilisieren; alle ethischen Postulate, die bis dahin hauptsächlich eine religiöse Begründung erhalten hatten, erhielten nunmehr eine rationelle Begründung. Seit dem 17. Jahrhundert zeigt sich namentlich ein Aufblühen der ethischen Disziplinen und ein Anwachsen ihres Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, das in dem Satze Kants, daß jeder Mensch Selbstzweck ist und keiner lediglich als Mittel für andere betrachtet werden darf, und in seiner praktischen Anerkennung in dem im § 4 der preußischen Verfassungsurkunde ausgesprochenen Grundsatz der Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetze kulminiert. Wie diesen Fortschritt, so danken wir jenem Aufblühen der ethischen Disziplinen alle Fortschritte des gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens während der letzten Jahrhunderte.

Allein diese Entwicklung ist keineswegs ohne Rückfälle. Namentlich leiden unter solchen die Völker, bei denen das Fortdauern von Eroberung gegenüber Angehörigen anderer Stämme oder anderer Rassen in den Eroberern jenes Gefühl des Herrenmenschen gegenüber Unterworfenen fortbestehen ließ, das die Erobe-

rung von Anfang an in den Siegern erzeugt hat. Das sehen wir besonders an England. Es zeigt heute zwei Arten von Politikern. Die einen sind im Mutterland aufgewachsen. Sie sind ganz von modernem Geiste beseelt; gleiches Recht aller ist ihnen ein selbstverständliches Axiom, und sie sind durchdrungen vom Gefühl der Pflicht, die Anlagen aller nach Maßgabe der Fähigkeiten eines jeden zur größten Entfaltung zu bringen. Was alles zum Aufsteigen unter der unteren Bevölkerung Englands im 19. Jahrhundert geschehen ist, ist ihnen zu danken. Die anderen sind im Kolonialdienst aufgewachsen. Da stehen sie Eingeborenen gegenüber auf viel tieferer Kulturstufe, schon äußerlich kenntlich durch Verschiedenheit von Haut- oder Haarfarbe, vom Weiß des schwarzhaarigen Irländers angefangen durch alle Schattierungen von Gelb und Braun hindurch bis zum Ebenholzschwarz. Sie haben die Empfindung, ihre Herrschaft beruhe darauf, daß sie diese unterworfene Bevölkerung nicht als gleichberechtigt anerkennen, und gelegentlich bringen sie ihr gegenüber den Herrenmenschen mit der äußersten Brutalität zur Geltung. Diese in den Kolonien erworbene Gesinnung bringen sie mit zurück in ihr Heimatland, machen ihren Herrenstandpunkt zum Maßstab auch in allen Fragen, welche die unteren Klassen der Heimat betreffen, und flößen dem Torygeist neues Leben ein, der unter dem Einfluß fortschreitender Ethisierung des öffentlichen Lebens ins Hintertreffen geraten war. Sie sind der Jungbrunnen aller rückständigen Engherzigkeit in allen sozialen, finanziellen und politischen Fragen des Mutterlandes.

In Deutschland tritt die Rückwirkung des auf der Unterwerfung von Angehörigen anderen Stammes beruhenden Herrengeistes auf die innere Politik gerade im Augenblick wieder deutlich hervor. Wir haben ein Kolonisationsland, nicht einmal, wie England von Irland, durch ein Meer von uns getrennt, aber infolge der steten Erneuerung durch Zuzug nichtdeutscher Bevölkerung aus dem Osten unserer Nationalität ebensowenig wie die Irländer England gewonnen. Die Folge ist: während das altdeutsche Mutterland bei allen Zweigen des Lebens die Erscheinungen jahrtausendjähriger nationaler Kultur aufweist und vor allem der Gedanke der gleichen Unterwerfung aller unter den Staatsgedanken sich bis zur Selbstverständlichkeit eingelebt hat, verweigert in Ostelbien, trotzdem der Große Kurfürst seine Souveränität wie einen rocher de bronze stabilisiert zu haben geglaubt hat, der Junkertrotz heute noch dem Staat die Existenzbedingungen, sobald sie auch aus junkerlichen Mitteln genommen werden sollen. In der Abneigung gegen das Steuerzahlen sind sich die Grundherren aller Zeiten und Länder stets gleich gewesen und gleich geblieben. Im Mittelalter sahen sie in dem Nichtzahlen von Steuern das charakteristische Zeichen der Freiheit. In Frankreich ließen sie sich selbst vom absoluten Königtum nie zu der servilen Leistung vermögen, dem Staate ihren Anteil an den Staatslasten zu entrichten, denn so etwas tat nur die abhängige Bevölkerung. In England schreien heute wieder die konservativen Landbesitzer über Sozialismus, weil die dortige Regierung eine Wertzuwachssteuer und eine Besteuerung nach dem gemeinen Wert vorgeschlagen hat, wie sie unsere gewiß nicht sozialistischen Konservativen verlangen, und diese wieder beantragen Besitzsteuern, welche die Last auf die städtische Bevölkerung abwälzen sollen, die der Herrenbevölkerung auf dem Land von der Nachlaßsteuer droht. Wohl spricht man

auch in Ostelbien gelegentlich bei Festreden von Kants kategorischem Imperativ, der Denken und Handeln des preußischen Volkes beherrsche, oder bekennt sich zur Hegelschen Lehre vom Staate als der ‚Wirklichkeit der sittlichen Idee‘ und der höchsten Pflicht des einzelnen, ‚Mitglied des Staats‘ zu sein, oder lehnt die Bestrebungen der ‚abhängigen‘ Bevölkerung, durch Mittel der Gesetzgebung ihre Lage zu bessern, mit dem Rodbertusschen Gedanken ab, daß der Staat nicht da sei zur Glückseligkeit der einzelnen, sondern daß die einzelnen zum geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Wohlbefinden des Staates dienen sollen; aber unter den einzelnen versteht man dann eben nur die ‚abhängige‘ Bevölkerung und unter dem Staate, dem sie sich opfern sollen, sich selbst. Und was in England eintreten würde, wenn Chamberlains Reichsföderation zur Wahrheit würde, daß die Kolonien das Mutterland beherrschen und ausbeuten würden, das hat die geschichtliche Entwickelung längst in Deutschland verwirklicht. Das alte deutsche Mutterland, das einst seine Kinder zur Kolonisation über die Elbe entsendet hat, wird heute von unserem Koloniallland im Osten beherrscht und seine Interessen denen des östlichen Großgrundbesitzes geopfert, und der durch die fortdauernden Kämpfe mit dem Slawentum dort wachgehaltene Geist der Herrenmenschen erstreckt sich heute, wie in England der der in Kolonien aufgewachsenen Politiker, auf das alte Mutterland, sucht alle dessen älterer Kultur entsprechenden politischen und sozialen Errungenschaften zurückzudrängen und geht über Wünsche und Klagen von dessen freier Bevölkerung zur Tagesordnung über, wie der Herrenmensch zur Zeit des Bischofs Adalbero über die Tränen und Seufzer der Abhängigen.

Aber freilich unsere ostelbischen Herren beanspruchen, die Stütze des Staates zu sein. Wie aber steht es mit dieser Behauptung? Im Jahre 1902 wurde in Preußen eine Verschuldungsstatistik des preußischen Grundbesitzes veröffentlicht. Sie ist auf Grund der eigenen Angaben der Grundbesitzer aufgebaut. Danach waren im Jahre 1902 in den östlichen Provinzen Preußens von den Grundbesitzern mit einem Grundsteuerreinertrag von 1500 bis 3000 Mark 25 Prozent mit 75 bis 100 Prozent ihres Gesamtvermögens und 2,8 Prozent sogar mit 100 Prozent und mehr ihres Gesamtvermögens verschuldet; von denen mit einem Grundsteuerreinertrag von 3000 Mark und mehr betrug bei 21,8 Prozent die Verschuldung 75 bis 100 Prozent, bei 2,6 Prozent 100 Prozent und mehr ihres Gesamtvermögens. Dabei macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn 1 Prozent sämtlicher Grundeigentümer mit einem Grundsteuerreinertrag von 3000 Mark und mehr, d. h. *108 Großgrundbesitzer angeben, daß ihr Einkommen weniger als 900 Mark jährlich* betrage, wonach sie *Freiheit von der Einkommensteuer* beanspruchen können. *Wie lebt eigentlich ein Großgrundbesitzer*, der doch so vielen gesellschaftlichen Ansprüchen an seine Lebenshaltung zu genügen hat und genügt, *mit einem Einkommen nur bis zu 900 Mark?* Oder ist die Verschuldungsstatistik von 1902 etwa ein weiterer Beleg für die Behauptungen von Hans Delbrück? Wie dem nun sein mag, jedenfalls zeigt sich, daß der Anspruch der ostelbischen Großgrundbesitzer, die Säule des Staates zu sein, mit den Tatsachen in argem Widerspruch steht. *Entweder* sie *vorenthalten* dem Staate die ihm gebührenden Steuern,

oder ein außerordentlich großer Prozentsatz ist wirklich so hoch verschuldet, daß ihnen der Boden, den sie bewirtschaften, tatsächlich gar nicht gehört; sie sind nichts als Verwalter im Interesse ihrer Gläubiger. Wie aber kann eine Klasse Stütze des Staates sein, die selbst auf so schwachen Füßen steht? Aber freilich, schon die Forderung höherer Getreidezölle wurde von dieser Stütze des Staates damit begründet, daß sie nicht stehen könne, wenn sie nicht aus der Tasche der übrigen Bevölkerungsklassen gestützt werde. Und in derselben Weise bewährt sie sich eben jetzt, indem sie durch Ablehnung der Nachlaßsteuer dem Staate die Existenzbedingungen verweigert, sobald sie selbst dazu beitragen soll ..."

Wie vor 900 Jahren, so gebe es auch noch heute die Herrenmenschen und die Abhängigen. Noch immer gelte (wie die Getreidezölle und die Expropriationen mittels Einfuhrscheinen zeigten), daß diese jene ernähren müssen, und noch immer werde vom Herrenmenschen gesagt, daß er ohne diesen Zuschuß aus dem Arbeitsvertrag nicht leben kann. Noch immer gelte tatsächlich die Steuerfreiheit des Großgrundbesitzers.

Ist dem wirklich also? — Maßgebend, so wird im „Berl. Tagebl." ausgeführt, für die Berechnung des Einkommens bei Erhebung der Einkommensteuer ist der Ertrag. „Bekanntlich unterscheidet man einen Rohertrag und einen Reinertrag. Während der Rohertrag durch die Gesamtheit aller Einkünfte gebildet wird, ist der Reinertrag die Summe, die nach Abzug der Werbungskosten vom Roheinkommen übrigbleibt. Unter Werbungskosten versteht das preußische Einkommensteuergesetz die Aufwendungen, die ‚zur Erwerbung, Sicherung und Erhaltung des Ertrags' gemacht werden. Sie sind entweder bare Ausgaben, wie Handlungsunkosten, Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern usw., oder ‚Abschreibungen', das heißt regelmäßige Absetzungen für Abnutzung der Gebäude, Maschinen sowie des sonstigen toten Inventars.

Zur Einkommensteuer herangezogen wird nicht das Roh-, sondern das Reineinkommen. Denn die Einkommensteuer soll sich der persönlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen anpassen, soll, wie gesagt, nur denjenigen Teil seines Roheinkommens treffen, der dem Steuerpflichtigen zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse oder zur Bildung von Vermögen durch Ersparnisse bleibt. Die Werbungskosten aber, deren Abzug nach § 8 des Gesetzes gestattet und vorgeschrieben ist, sind Aufwendungen, die die Leistungsfähigkeit beeinträchtigen.

Eine Abzugsfähigkeit der Aufwendungen kann jedoch nur dann anerkannt werden, wenn diese zur Erwerbung, Sicherung und Erhaltung des Ertrages dienen, nicht aber dann, wenn sie eine Erhöhung des Vermögens bezwecken. Dieser aus den allgemeinen Grundsätzen der Einkommenbesteuerung zu entnehmende Satz hat in dem preußischen Einkommensteuergesetz unbedingte Aufnahme gefunden. Im § 8 dieses Gesetzes werden den abzugsfähigen Werbungskosten (also den Ausgaben ‚zur Erwerbung, Sicherung und Erhaltung des Ertrags') die nicht abzugsfähigen Verwendungen zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens, zu Geschäftserweiterungen, Kapitalanlagen oder Kapitalabtragungen gegenübergestellt.

Man sollte meinen, daß durch diese Bestimmung die Möglichkeit ausgeschlossen

wäre, bei der Steuereinschätzung Meliorationen, also Verbesserungen von Grundstücken durch darauf verwandte Kulturarbeiten, vom Rohertrage in Abzug zu bringen. Allein dem ist nicht so. Denn einmal ist die Unterscheidung, ob eine Aufwendung zur Sicherung oder Erhaltung oder ob sie zur Erhöhung des Einkommens dient, oft recht schwierig. Dann aber hat das Oberverwaltungsgericht in einer Reihe von Entscheidungen die Grenze bei Verwendungen für landwirtschaftliche Grundstücke derart gezogen, daß es Ausgaben, die ohne allen Zweifel eine Werterhöhung des Grund und Bodens zur Folge haben und mithin nicht abzugsfähige ‚Verwendungen zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens' darstellen, für abzugsfähig erklärt hat, da sie ‚unmittelbar auf die Erzielung des Ertrags gerichtet' seien. Natürlich ist durch eine solche Rechtsprechung dem sattsam bekannten Bestreben der Agrarier (Nur der Agrarier? D. T.), sich von der Einkommensteuer nach besten Kräften zu drücken, mächtig Vorschub geleistet worden.

Von den Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts sind einzelne von besonderer Bedeutung. In einem schon vor einer Reihe von Jahren erlassenen Urteil ging das Gericht von der durchaus zutreffenden Erwägung aus, daß nicht abzugsfähige Verwendungen zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens vorlägen, wenn das Kapital erhöht oder erweitert werde, wenn also der Landwirt Inventar oder Gebäude vermehre und verbessere, ferner wenn er bleibende Bodenverbesserungen (Meliorationsanlagen) vornehme. Allein das so gewonnene einwandfreie Ergebnis wurde durch das Gericht sofort in Frage gestellt, indem dieses dem Begriff ‚Meliorationsanlagen' eine sehr eigenartige Interpretation gab. Es führte nämlich folgendes aus: ‚Bei der gewöhnlichen Landwirtschaft, wobei es nur auf die Nutzungen des Bodens abgesehen sei und die Substanz des Bodens im wesentlichen bestehen bleiben solle, könne von Meliorationen nur dann die Rede sein, wenn Anlagen oder Wirtschaftseinrichtungen zur Verbesserung der für längere Zeit, dauernd, bestehenden Produktionsbedingungen gemacht würden, nicht aber dann, wenn es sich nur um bessere Befriedigung vorübergehender — wenn auch wiederkehrender — Wirtschaftsbedürfnisse handele.' Demgemäß erklärte das Oberverwaltungsgericht verbesserte Fütterung, Düngung und Beackerung als nicht unter den Begriff der Meliorationen fallend, wenn dadurch auch der Kulturzustand gehoben werde. Weiter bezeichnete es zwar ‚die Ausgaben für Instandsetzung des Inventars und der Gebäude' als nicht abzugsfähig, da es sich dabei um ‚Vermehrung und Verbesserung des Kapitals, also um dauernde und unmittelbare Vermögensverbesserung' handele, machte dann aber wieder eine Ausnahme für ‚vorübergehende, nur mittelbar einer dauernden Verbesserung dienende Aufwendungen', wie es ‚die pflegliche Instandhaltung des Gebäudebesitzes' sei, soweit sie sich innerhalb der Grenzen abzugsfähiger Reparatur- und Verwaltungskosten halte.'

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß derartig verschwommene und unklare Deduktionen — in denen zwischen ‚dauernden' und ‚wiederkehrenden' Wirtschaftsbedürfnissen künstlich unterschieden und der Begriff ‚Instandsetzung' viel enger gefaßt wird, als nach dem allgemeinen Sprachgebrauch statthaft ist — nicht geeignet

sind, die Scheidung zwischen den abzugsfähigen ‚Ausgaben zur Erwerbung, Sicherung und Erhaltung des Ertrages‘ und den nicht abzugsfähigen ‚Verwendungen zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens‘ zu erleichtern. In späteren Urteilen ist dann die Stellungnahme des Oberverwaltungsgerichts nicht klarer geworden, indessen ist das Gericht der Steuerscheu der Agrarier noch viel weiter und viel bereitwilliger entgegengekommen. Es hat nämlich entschieden, daß die Kosten der Tiefkultur von Grundstücken, der Mergelung, der Anlegung von Weidenpflanzungen, von Spargelbeeten sowie der Wiederbesamung oder Bepflanzung alten Forstlandes nach Kahlhieb abzugsfähig seien, da diese Ausgaben nicht auf die Erwerbung neuer oder die Erweiterung bestehender Quellen, sondern unmittelbar auf die Erzielung des Ertrages gerichtet seien. Und doch sagt einem jeden der gesunde Menschenverstand, daß die Anlegung von Spargelbeeten oder Weidenpflanzungen nichts anderes ist als die Erweiterung einer vorhandenen Einnahmequelle, daß die Ausgaben hierfür ‚Verwendungen‘ sind ‚zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens‘.

So zeigt eine Betrachtung der *Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes* über die Abzugsfähigkeit der Werbungskosten und ein Blick in die im Anschluß hieran ergangene *Rechtsprechung* folgendes Bild: Nach der Fassung der Gesetzesvorschriften ist im Einzelfalle die Entscheidung oft schwierig, ob Aufwendungen der ‚Sicherung und Erhaltung des Er rags‘ oder der ‚Verbesserung und Vermehrung des Vermögens‘ dienen. Diese Entscheidung ist um so schwieriger, als das Oberverwaltungsgericht die Grenze zwischen den abzugsfähigen Werbungskosten und den nicht abzugsfähigen Verwendungen zur Vermögenserhöhung bald enger, bald weiter gezogen hat, so daß der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Ausgaben von Urteil zu Urteil nicht präziser hervorgetreten, sondern eher undeutlicher geworden ist. Den Nutzen aus dieser bedauernswerten Unklarheit ziehen die Agrarier. Diese wissen genau: der Nachweis, daß Aufwendungen keine Werbungskosten sind, sondern eine Vermögens*vermehrung* bezwecken, ist äußerst schwer, häufig überhaupt nicht zu führen, und so ziehen sie denn mit der größten Seelenruhe alle Ausgaben für Meliorationen, alle Verwendungen für die Verbesserung des Grund und Bodens, für die Erhöhung des Gutswertes von ihrem Roheinkommen ab. Auf solche Weise kommen dann *Einschätzungen zustande, nach denen das steuerpflichtige Einkommen großer Rittergüter gleich Null ist*, Einschätzungen, die allgemeines Kopfschütteln und allgemeine Entrüstung erregen und nur den Herren Großgrundbesitzern als das Selbstverständlichste auf der Welt erscheinen.“

Man muß sich diese Eigentümlichkeiten einer gummiartigen Gesetzesauslegung und Rechtsprechung, nicht weniger aber auch die Eigenart ländlicher Einschätzungskommissionen vor Augen halten, um auch nur den Schimmer einer Ahnung davon zu bekommen, durch welche Künste es *möglich gemacht* werden kann, unter den Augen einer sonst doch wahrlich nicht mit Sammetpfötchen zugreifenden Staatsgewalt bei notorischem *Reichtum* und luxuriöser Lebenshaltung *überhaupt keine* oder nur so lächerlich geringe Steuern zu zahlen, daß sie eher eine *Verhöhnung* als eine Leistung darstellen. Da wird z. B. dem

Frankfurter „Freien Wort" geschrieben: „Ich wohne auf dem Lande, habe einen großen Verwandten- und Bekanntenkreis in Ost- und Westpreußen und interessiere mich bereits seit Jahren für die Steuerangelegenheiten. In der Gemeinde, welcher ich angehöre und in deren Vertretung ich auch bin, habe ich mich schon viel bemüht, in die Steuereinschätzungskommission zu kommen, dieses wird aber wohlweislich vermieden, und so ist es in der ganzen hiesigen Gegend. Um Ihnen ein Bild zu geben, welche Einkommen hier von den großen Gutsbesitzern versteuert werden, will ich Ihnen nachstehende Zahlen nennen. Ein Domänenpächter, der im übrigen zurückgezogen lebt, aber einen großen Hausstand unterhält und jährlich nebst Familie eine mehrmonatliche Badereise unternimmt, versteuert 3000 Mark. Ein anderer Domänenpächter, der auf sehr großem Fuße lebt, eine große Familie und sehr viel Verkehr hat und auch viele große Gesellschaften gibt, versteuert 5000 Mark. Ich schätze die Ausgaben dieses Herrn für seinen Haushalt usw. jährlich auf 20—25 000 Mark. Bei dem Pächter eines Stiftungsgutes in hiesiger Gegend liegen ähnliche Verhältnisse vor. Ferner versteuert ein Guts- und Ziegeleibesitzer (das Gut ist 2500 Morgen groß, die Ziegelei hat eine Produktion von 4 Millionen Steinen) ein Einkommen von 10 000 Mark. Dabei hat er vor einigen Wochen sein Gut und Ziegelei zum Verkauf angeboten, die Ziegelei mit einem nachweislichen Reinertrag von 50 000 Mark pro Jahr, ungerechnet die Erträge des Gutes. Dieser Herr hat die Besitzung vor zirka neun Jahren für 620 000 Mark gekauft und fordert heute eine Million; 950 000 Mark sind ihm bereits geboten worden. Dieses sind die Verhältnisse auf den mir zunächst gelegenen Gütern, in der gleichen Weise wird aber überall gewirtschaftet mit ländlichen Kommissionen. Es kommt sogar vor, daß, wenn der Besitzer verschuldet ist, der pensionierte Lehrer mehr Steuern zahlt als der Gutsbesitzer, während die Haushaltungen der beiden wohl keinen Vergleich aushalten. Ich bin der Ansicht, nach den mir bekannt gewordenen Zahlen, und ich könnte Ihnen noch verschiedene solche Beispiele anführen, daß unsere Landwirte nur ein Viertel bis ein Drittel ihres wirklichen Einkommens versteuern."

Noch hübscher ist, was im „Breslauer Generalanzeiger" aus dem Trebnitzer Kreise erzählt wird. Auch in diesem sei die Zahl der Rittergutsbesitzer, welche keine oder wenig Einkommensteuer zahlen, sehr bedeutend. „Damit nun niemand im Kreise den Rittergutsbesitzern nachrechnen könne, wieviel Einkommensteuer die Besitzer zahlen, hat der Herr Landrat des Kreises Trebnitz die Einrichtung getroffen, die Höhe der zu erhebenden Kreisabgaben nicht wie früher im Kreisblatt bekanntzugeben, wonach man mit Leichtigkeit die vom Rittergutsbesitzer zu zahlende Steuer ausrechnen könnte, sondern die Kreissteuern werden den Herren Rittergutsbesitzern persönlich brieflich mitgeteilt. Die Kreisabgaben der Gemeinden werden nach wie vor im Kreisblatt publiziert. Wo ist hier das gleiche Maß? Nur die Beamten, namentlich die öffentlichen, deren Einkommen festgesetzt ist, müssen Heller und Pfennig versteuern, jeden Trunk und jede Zigarre vom Gehalt, nicht bloß direkt, sondern auch im Gesamteinkommen direkt versteuern.

In meiner Nähe ist in Langenau der Rittergutsbesitzer Max Grätzer, der eine Tochter des reichen Schottländer aus Münsterberg, eine Nichte des Breslauer Südpark-Schottländer zur Frau hat, dessen Rittergut zirka 1300 Morgen groß ist, und auf welchem sich eine große Ziegelei befindet. Er ist noch nicht so hoch zur Einkommensteuer eingeschätzt wie seine Hofknechte; er ist einfach frei, obwohl er einige Vermögenssteuer zahlt. Er hält sich wohl 10 Kutschenpferde, 2 Kutscher, gibt Festlichkeiten, schickt seinen einzigen Sohn alle Tage per Wagen auf ein Gymnasium; der Sohn gibt schon wieder Tanzbälle im Hause, und doch keine Einkommensteuer; das ist geradezu ein Rätsel. Die Gewerbetreibenden, wie Kaufleute, Gastwirte, Handwerker, werden in der Einkommensteuer alljährlich in die Höhe getrieben, aber der Rittergutsbesitzer bleibt steuerfrei. Dieser Herr Grätzer besitzt auch am Orte ein Gasthaus, der Pächter zahlt 2400 Mark Pachtgeld und muß Einkommensteuer zahlen, sein Herr ist frei. — Bei der letzten Landtagswahl lagen die Wählerlisten öffentlich aus, da konnte man auch die von jedem Wähler zu zahlende Steuer ersehen. Verhältnismäßig zahlen unsere Bauern und Kleinbesitzer mehr Steuern als viele Rittergutsbesitzer, und hat ein kleiner Besitzer einmal einige tausend Mark Vermögen, dann muß er in lästiger Weise nachweisen, wohin er seine Kapitalien anlegt."

Bei soviel — Entgegenkommen müßte der rabiate Widerstand gegen die Erbschaftssteuer vollends unverständlich erscheinen, wenn auch hier nicht wieder der Knüppel beim Hunde läge und nicht ganz andere Erwägungen entscheidend wären als sachliche oder gar patriotische — von der lächerlich verlogenen „Zerstörung des deutschen Familienlebens" und des „deutschen Gemüts" wollen wir schon gar nicht reden! „Wie sollten auch" — das müssen sich die „patriotischen" Herren vom sozialdemokratischen Parteiorgan sagen lassen — „die minimalen, weit hinter den englischen und französischen Steuersätzen zurückbleibenden Besteuerungsvorschläge der Sydowschen Vorlage die deutsche Landwirtschaft ernstlich schädigen — denselben ländlichen Grundbesitz, den der neue Zolltarif, die Vieheinfuhrverbote, Ausfuhrprämien und Liebesgaben im letzten Jahrzehnt auf Kosten der breiten Volksmasse Milliarden eingetragen haben? Beträgt doch der vorgeschlagene Steuersatz der Erbschaftssteuer selbst für schöne Rittergüter nur 1—2 Prozent, und zwar soll dieser Satz nicht von dem wirklichen Wert der hinterlassenen Grundstücke gezahlt werden, sondern von dem nach dem Jahresreinertrag ermittelten ‚Ertragswert': einem fiktiven Wert, der in Preußen meist um 25—40 Prozent hinter dem tatsächlichen Verkaufswerte der Güter zurückbleibt.

Und von dieser ermäßigten Wertsumme darf der Erbe nicht nur alle auf dem ererbten Besitz ruhenden Hypotheken- und sonstigen Schulden und Lasten abziehen, sondern obendrein auch noch den Wert des im Herrenhause vorhandenen Hausgerätes, der Wäsche, der Luxusgegenstände usw., ferner alle nicht auf dem Gute lastenden privaten Verpflichtungen des Erblassers, die Kosten seiner Bestattung, der Leichenfeierlichkeiten, des Grab-

denkmals, der Inventuraufnahme, der Wertabschätzung und schließlich, wenn der neue Erbe vor dem Erbantritt wegen der Erbmasse prozessiert haben sollte, auch noch die Kosten des Rechtsstreites!

Und damit noch nicht genug; zu guter Letzt soll auch noch dann, wenn ein Nachlaß an einen gemeinschaftlichen Abkömmling aus der Ehe mit dem verstorbenen Ehegatten des Erblassers fällt, auf die Nachlaßsteuer der Betrag in Anrechnung gebracht werden, der vorher von dem Erblasser bei dem Tode seines Ehegatten für das ihm zugefallene Erbe an Steuer entrichtet worden ist, und zwar selbst dann, wenn solcher Erbfall Jahrzehnte zurückliegt.

Durch alle solche Bestimmungen wird in den meisten Fällen der Steuerbetrag für den glücklichen Erben eines schönen Landgutes auf ein Minimum ermäßigt. Nehmen wir an, ein Sohn erbe von seinem Vater ein prächtiges Rittergut im Kaufwert von einer Million Mark, dann kommt nicht dieser wirkliche Wert zur Berechnung, sondern der nach dem jährlichen Reinertrag ermittelte effektive Ertragswert, der nach der bei derartigen Schätzungen in Ostelbien üblichen Methode sich schwerlich auf mehr als 700 000 Mark stellen wird. Von diesen 700 000 Mark kommen zunächst alle auf dem Gute ruhenden Hypothekenschulden und sonstigen Lasten in Abzug. Schätzen wir, daß das betreffende Rittergut zu 60 Prozent seines tatsächlichen Wertes beschwert ist, also mit 600 000 Mark, dann bleiben zur Versteuerung im ganzen nur noch 100 000 Mark. Doch auch von dieser Summe zahlt der Erbe noch nicht die Steuer. Er kann weiter abziehen den Wert des im Herrenhause vorhandenen Hausgeräts, der Wäsche, Luxusgegenstände usw. — nehmen wir an 20 000 Mark —, ferner den Betrag der persönlichen Schulden und Verpflichtungen des Erblassers (Alimente, Dotationen an die Dienerschaft usw.) — sagen wir wieder 20 000 Mark — und schließlich auch noch die Kosten einer angemessenen Bestattung (auch der Grabkapelle) sowie alle durch die Nachlaßregelung verursachten Kosten, insgesamt vielleicht 10 000 Mark.

Dann bleiben zur Besteuerung nur noch 50 000 Mark, wofür sich nach dem im Sydowschen Nachlaßsteuerentwurf vorgeschlagenen Steuersatz von 0,7 Prozent die Gesamtsteuer auf 350 Mark stellt.

Der Erbe des Rittergutes im tatsächlichen Werte von einer Million Mark zahlt also nur 350 Mark Steuer. Und diese Abgabe, die ungefähr so viel beträgt, wie ein neuer Hühnerhund oder eine Vogelflinte kostet, die sich der neue Herr Rittergutsbesitzer leistet, soll die ganze Landwirtschaft ruinieren?

Aber auch diese Summe von 350 Mark braucht der ‚neue Herr' nicht in jedem Fall zu entrichten. Hat z. B. der Vater des Erben das Gut selbst erst vor acht, neun oder zehn Jahren geerbt und schon damals Erbschaftssteuer bezahlt, dann braucht der neue Erbe nur ungefähr die Hälfte der 350 Mark zu zahlen. Oder hat der Vater früher von seiner Frau, der Mutter des neuen Erben, geerbt und dafür schon einmal Erbschaftssteuer bezahlt, dann kann der neue Besitzer auch noch diesen Betrag von den 350 Mark abziehen.

Zudem hat der Erbe durchaus nicht nötig, diese ganzen 350 oder 175 auf einmal zu zahlen. Er kann sie sich bis zu zehn Jahren, ohne dafür Zinsen zahlen zu müssen, stunden lassen, sie in Raten zahlen oder sie auch unter Berechnung einer vierprozentigen Verzinsung als amortisationspflichtige Grundschuld auf sein Gut eintragen lassen. Wenn er es also für besser hält, kann er zehn Jahre lang jährlich nur 35 oder 17,50 Mark zahlen — jedenfalls nicht so viel, als er während der landwirtschaftlichen Woche in Berlin des Abends in einem der feinen Weinrestaurants oder in den Amor- und Blumensälen für Sekt ausgibt.

Es sind deshalb auch keineswegs die ‚unerschwinglichen Lasten', die die Junker zum Kampf gegen die Nachlaß- und Erbanfallsteuer treiben. Sie wollen überhaupt der Landwirtschaft keine neuen Steuern aufladen lassen, seien diese auch noch so leicht zu tragen; vor allem handelt es sich aber für sie bei ihrer Opposition um eine Machtfrage. Ihr Kampf gegen die Nachlaßsteuer ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck — nämlich zu dem Zweck, der Regierung zu zeigen, daß das Junkertum Herr im Hause und nicht gewillt ist, zugunsten blockliberaler Ansprüche etwas von seiner Herrschaftsstellung aufzugeben."

Der Wille zur Macht sei in keiner Partei so scharf ausgeprägt als im „Junkertum", und nie habe es sich gescheut, wenn es seine traditionelle Machtstellung in Preußen angetastet fühlte, wegen der geringfügigsten Dinge den Kampf gegen die Krone und die Regierung zu eröffnen: „Die innere Geschichte des preußischen Staates ist überhaupt jahrhundertelang nichts anderes gewesen als ein fortgesetzter Kampf zwischen Krone und Junkertum. Und daran hat sich wenig geändert, seit unter Preußens Führung des neuen Deutschen Reiches Herrlichkeit entstanden ist. Nur die Formen des Kampfes haben gewechselt; sie sind moderner, aber zugleich auch grotesker geworden."

Und noch immer habe in diesen Kämpfen das Junkertum gesiegt, bei den nebensächlichsten Anlässen, z. B. bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Reichstage während des Juni 1896, „als die Herren Junker durch ihre Obstruktion den Reichstag matt zu setzen drohten, falls dieser nicht dem herrschaftlichen Hasen das unveräußerliche Recht gewähre, sich auf den bäuerlichen Feldern vollzufressen, wie bei den wichtigen nationalen Lebensfragen, z. B. beim Kampf um das Mittellandkanal-Projekt, als die Konservativen trotz des öffentlichen Versprechens des Kaisers in Dortmund durchsetzten, daß der Kanal nur bis zur Leine, nicht bis zur Elbe durchgeführt werden dürfe. Ihr Royalismus hinderte sie nicht, der Welt zu beweisen, wie wenig selbst Königsworte in Preußen bedeuten, wenn sie nicht die Zustimmung des Junkertums haben."

Deshalb sei auch dem Machtbewußtsein des Junkertums die Blockgemeinschaft mit dem Freisinn stets unbequem gewesen; doch in Anbetracht der politischen Lage habe es sich das lästige Konkubinat gefallen lassen, zumal es doch im wesentlichen seinen Willen durchsetzte und der Liberalismus nur sehr schmale Zugeständnisse errang: „Als aber die Liberalen erreichten, daß bei der Eröffnung des preußischen Landtages in der Thronrede eine gewisse Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts verheißen wurde, da war es mit der

Duldung des Freisinns vorbei. Mochte diese Verheißung auch noch so schemenhaft sein, seine beherrschende Stellung im preußischen Landtag will das Junkertum selbst in Gedanken nicht angetastet wissen, denn in diesem Landtag erblickt es nicht nur die Hauptstütze seiner Macht in Preußen, sondern im ganzen Deutschen Reiche. So wurde denn der Sydowsche Finanzreformplan zum Anlaß genommen, um der Regierung aufs neue die Macht des Junkertums zu demonstrieren, den liberal-konservativen Block zu sprengen und an seine Stelle trotz aller Einsprüche der Regierung den klerikal-konservativen Block zu setzen."

Nicht die Abwehr der Nachlaßsteuer, sondern die unbedingte Aufrechterhaltung der Machtstellung des Junkertums in Preußen und im Reiche sei also das eigentliche Motiv der junkerlichen Opposition. Daß dies der Fall sei, werde durch eine an die Mitglieder des Ostpreußischen konservativen Vereins gerichtete vertrauliche Mitteilung bestätigt, in der nach den „Berliner Neuesten Nachrichten" sich folgende Sätze finden:

„Die Konservativen sehen in jeder einzelnen freisinnigen Hauptforderung die größte Gefahr für die Zukunft des Landes. Sie vergessen auch unter der Herrschaft der Blockpolitik nicht, daß der bürgerliche Liberalismus und Freisinn Hand in Hand mit der Sozialdemokratie in mehr oder weniger scharfer Form folgende Ziele verfolgt:

Die Schwächung der Stellung des Monarchen zugunsten einer möglichst unumschränkten Herrschaft der zufälligen Parlamentsmehrheit; die Beseitigung des christlichen Geistes in Staat, Schule und Haus; die Abschaffung des Schutzes von Landwirtschaft und Industrie, welche nach konservativer Überzeugung den Zusammenbruch unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens zur Folge haben würde.

Die Erreichung auch nur eines dieser Ziele, wie sie der Freisinn mit Hilfe seiner Stellung im Block erstrebt, würde nach konservativer Überzeugung die äußerste Gefahr für das Vaterland bedeuten. Nur eine starke, von künstlich gemachten Volksstimmungen unabhängige und ihrer vollen Verantwortung bewußte konservative Partei kann dieser Gefahr wirksam entgegentreten. Wer wirklich konservativ denkt, kann sich dieser Notwendigkeit nicht verschließen, er muß in ernsten und schwierigen Situationen, wie sie gerade die gegenwärtigen Verhältnisse für die konservative Partei mit sich bringen, trotz Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen zu der Partei halten. Mögen auch die Beweggründe für die abweichende Stellung mancher Parteigenossen zur Frage der Erbschaftssteuer noch so lauter und rein sein, so dürfen diese doch nicht vergessen, daß die überwältigende Mehrheit der Parteigenossen im Reiche das Verhalten der Fraktion billigt und ein Aufgeben ihres Standpunktes als Verrat an den konservativen Grundsätzen betrachten würde."

Deutlich werde hier ausgesprochen, daß die wahren Beweggründe der konservativen Opposition andere sind, als in der vom Bund der Landwirte betriebenen demagogischen Agitation den Einfältigen im Geist vorgeschwindelt würden. Es handle sich hier lediglich um die Ausschaltung jeglichen Liberalismus, um die unbedingte Aufrechterhaltung der junkerlichen Machtstellung.

Es sind bekanntlich längst nicht mehr nur sozialdemokratische Organe, die

eine solche Sprache führen. Sogar die freikonservativen „Berliner Neuesten Nachrichten" geben unumwunden der Meinung Ausdruck, daß es sich hier nur um ein ganz brutales Machtinteresse handle: „Denn da das Reich und der Kaiser von Freisinnigen und Nationalliberalen nicht bedroht werden, so wäre es überflüssig und grotesk, wenn sich die Konservativen in Harnisch würfen zum Schutze für das Vaterland. Nein, sie treiben ein Gaukelspiel mit dem von den Liberalen bedrohten, von ihnen zu schützenden Vaterlande, sie haben ihren Spott mit Patriotismus, mit Kaiser und Reich; Kaiser und Reich sind ihnen gerade gut genug als Vorwand für den Schutz des eigenen Besitzes an Macht, Einfluß und Vermögen."

Ja, es ist weit gekommen! So weit, daß treueste Anhänger der konservativen Partei ihren gegenwärtigen verhängnisvollen Abwegen nicht mehr folgen wollen. „Allen Beobachtern dieser verworrenen Wochen", schreibt die „Welt am Montag", „muß es aufgefallen sein, daß alle Pastorenblätter Gegner der Konservativen in der Frage der Nachlaßsteuer sind. Der ‚Reichsbote' hat mannhaft und gerecht, in einer Weise, die an des Blattes Glanzzeit in den siebziger Jahren erinnert, den Drückebergern der Rechten die Wahrheit gesagt. ‚Deutsche Ztg.' und ‚Tägl. Rundschau', die von mehr kirchlich liberalen Pastoren gelesen werden, haben sich auf die Seite der Nachlaßsteuer gestellt. Nun sind heute die Konservativen auch ohne Hilfe der Pastoren eine Macht, wenn die Landräte als ihre Einpeitscher tätig sein und die Wähler auf dem Lande vergewaltigen dürfen. Ohne Pastoren und Landräte geht trotz des Bundes der Landwirte das konservative Regiment in die Luft.

Als Bismarck 1878 die Konservativen wieder zu begönnern anfing, waren die Junker nichts. Aber der ‚Reichsbote' hatte in heftiger Fehde gegen den Kulturkampf die Pastoren mobil gemacht und organisiert. Diese waren die ersten Offiziere der konservativen Agitation. Die Agrarier ernteten nur, was jene gesäet hatten.

Die Pastoren im Lande sind, ganz im Einklang mit ihrer Presse, empört über die Weigerung der Konservativen gegenüber der Nachlaßsteuer. Die Pastoren sind in vielen Gegenden die einzigen Leute auf dem Lande, die ihr wirkliches Einkommen versteuern. Ihnen ist am besten bekannt, wie skandalös die Einschätzung des Einkommens aus Landwirtschaft funktioniert, — auch der Finanzminister von Rheinbaben weiß das ganz gut, obwohl er es bestritten hat. Hat er nicht in diesem Jahr die Einschätzungsbehörden selbst in einem Erlaß darauf hingewiesen, daß die Einschätzung auf dem Lande schärfer gehandhabt werden müsse? Mir liegt eine Verfügung eines Landrates vor, die offenbar auf einen ministeriellen Erlaß zurückzuführen ist.

Die Pastoren wissen Bescheid. Sie wissen und sehen auch, wie die Landwirte in den letzten Jahren verdient haben. Sie erfahren es durch die Genossenschaften, deren Leitung in ihren Händen liegt: über eine Million Umsatz jährlich in einer wohlhabenden Bauerngemeinde, in der Spar- und Darlehenskasse. Und in derselben Gemeinde muß ein Bauer verurteilt werden, weil er die Steuerdrückerei allzu unverschämt betrieben hatte. Der Gemeindevorsteher

muß mit vor Gericht, weil er dem Bauern gezeigt hatte, wie man es machen müsse. Bleibt aber Gemeindevorsteher! Natürlich! Er paßt in das System ganz wie der Gutsjäger, der vor mehreren Jahren wegen grober Wahlfälschung (im Interesse der Konservativen) zu Gefängnis verurteilt und bald darauf zum Amtsvorsteher ernannt worden ist!

Die Macht korrumpiert. Und die Pastoren sehen das ein. Von ihnen stammt die später von Delbrück aufgenommene Behauptung, daß der Widerstand gegen die Nachlaßsteuer auf die Furcht vor der Entlarvung der Steuerdrückerei auf dem Lande zurückzuführen ist. Die Furcht ist auch sehr berechtigt. Hat doch ein biederer süddeutscher Abgeordneter das kürzlich ehrlich zugestanden! Und ist doch kürzlich der Nachlaß eines Fideikommißherrn in Oberbayern um 352 000 Mark gestraft worden wegen der Steuerhinterziehung des Verstorbenen.

Die Pastoren würden jetzt bei einem Wahlkampfe, vor allem wenn die Landräte nicht mehr als konservative Einpeitscher fungieren dürften, den Konservativen die Rechnung verderben. Erginge etwa gleichzeitig eine Verordnung des Bundesrats gegen die empörende Rentenentziehung, die seit einiger Zeit auf dem Lande verübt wird, so würde ein Wahlkampf die kleinen Leute auf dem Lande mit den Pastoren auf die Seite der Regierung führen, und eine ganze Reihe konservativer Abgeordneter ginge zum Orkus. Die Nachlaßsteuer würde glatt durchgehen."

So stehe es. Aber Bülow und die Liberalen, — sie seien es nicht, die solch einer Gunst der Umstände etwas Ernstes abzugewinnen imstande wären. Ehemals sagte man den Konservativen nach, sie seien die Leute der verpaßten Gelegenheiten; die hätten aber gründlich umgelernt. Heute seien es die Liberalen und „ihr Öl- und Prügelgötze, der Reichskanzler".

Die politischen Machtverhältnisse in Preußen sind eben vom Wandel der Zeiten fast unberührt geblieben und wirken um deswillen auf o weite Kreise innerhalb und außerhalb der preußischen Monarchie peinlich und grotesk. „Die Einrichtungen, durch die in Preußen und im Reich die politische Macht verteilt ist," so äußert sich der süddeutsche Reichstagsabgeordnete Konrad Haußmann im „März", „wurden geschaffen, als Deutschland überwiegend Agrikulturstaat war. Die Abgrenzung der Wahlbezirke nach der Kopfzahl der Einwohner schuf damals wahrheitsgetreu eine Mehrheit von Abgeordnetensitzen, die auf agrarische oder doch agrarisch dominierte Wählerschaften angewiesen blieben. Dieses Verhältnis wurde in den Verfassungen verankert und macht sein Gewicht noch heute geltend, obschon das Übergewicht des feldbautreibenden Teils der Bevölkerung verschwunden und Deutschland ein Industriestaat geworden ist. Dieser tatsächlichen Verschiebung würde sich auch der Charakter der politischen Vertretung allmählich angepaßt haben, schon wegen der inneren Macht, die Handel, Industrie und Technik erlangten, wenn sich nicht der Großgrundbesitz jenes künstliche Verhältnis und den Machtvorsprung, den er als Adel in Preußen besitzt, mit rücksichtslosen Ellenbogen zunutze gemacht hätte.

Er organisierte sich auf Grund des Dreiklassenwahlrechts, das ihm auf den Leib geschnitten ist, installierte sich im preußischen Abgeordnetenhaus und versuchte erfolgreich, der preußischen Regierung Weisung zu erteilen. Die so geschaffene Position verleiht die Macht zu parteipolitischer Beherrschung der ländlichen preußischen Wahlkreise, und, da je ein paar von ihnen einen Reichstagswahlkreis bilden, auch zur Dominierung einer unverhältnismäßig großen Zahl von Reichstagswahlkreisen. Da diese auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhen, erschien es dem preußischen Großgrundbesitz richtig, eine berufsständische Organisation zu patronisieren, die im Bund der Landwirte demagogisch geschaffen wurde und die selbstverständlich bei der tatsächlichen politischen Übermacht der Großgrundbesitzer von diesen gegängelt und ausgenützt werden kann. Diese große Interessenkoalition nahm politische Deckung unter der Parole ‚Mit Gott für König und Vaterland' und gewann dadurch wie durch ihren Quietismus gegenüber allen ernsthaften Reformen sowohl den Geistlichen als auch die Bureaukratie zu Parteigängern oder Wahlhelfern, während sie sich der Krone mit freigiebigen Loyalitätskundgebungen und mit der Prätension erstklassiger Untertanenhaftigkeit zu nähern weiß.

Die Macht dieser großen Gruppe in Preußen ist so gewaltig, daß sie den Anspruch zu erheben wagt, Gesetze, vor allem wirtschaftliche Gesetze, dürften nicht ohne ihre Genehmigung gemacht werden. Steuergesetze sind wirtschaftliche Gesetze, bei denen, solange die Welt steht, ‚herrschende' Parteien regelmäßig die eigenen Interessen mehr zu schonen versuchen als die fremden.

Das weiß die Reichsregierung und vor allem die preußische Regierung, ohne deren Genehmigung kein Gesetzentwurf im Reich eingebracht wird. Und so ist denn die Finanzreform in der Schonung der Interessen der Grundbesitzer außerordentlich weit gegangen. Das Halbmilliardendefizit sollte von vornherein zu vier Fünfteln durch indirekte Steuern aufgebracht werden, die regelmäßig als Kopfsteuer wirken und die unbemittelten Kreise scharf heranziehen. Daneben wurde aber eine Nachlaßsteuer oder Erbschaftssteuer vorgeschlagen, die bei der Wertberechnung und durch Stundung auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse die weitestgehende Rücksicht nahm, ja die Erbschaften von 20 000 Mark überhaupt ganz steuerfrei ließ.

Gegen diese Steuer ließ die konservative Partei die landwirtschaftliche Bevölkerung Preußens blindlings marschieren, und sie frondiert seither gegen die Reichsregierung samt ihrem agrarischen Kanzler.

So ist die Steuerfrage zu einer politischen Frage, zu einer politischen Machtfrage ersten Ranges geworden, und die Entwicklung ist nun bei dem Punkt angekommen: Kann der Großgrundbesitz — das ist ein Bruchteil des landwirtschaftlichen Besitzes, der selbst nicht mehr die Mehrheit innehat — der Reichsregierung und der übergroßen Mehrheit der deutschen Bevölkerung, die hinter dem Vorschlag der Regierung steht, eine andere Lösung aufdrängen?

Das Defizit von einer halben Milliarde, entstanden durch eine Finanzwirtschaft, der sich die Konservativen nie entgegengestellt haben, will die Bevölkerung, langmütig wie sie ist, bezahlen. Die unteren Klassen, der ganze Mittelstand, Gewerbe, Handel und Industrie, alle arbeitenden Stände mit Ausnahme der von

den Konservativen irregeleiteten Landwirte, die Reichsregierung, alle Einzelstaaten, alle Parteien mit Ausnahme der Konservativen und des Zentrums sind für die Erbschaftssteuer, — und allen diesen Anhängern stellt sich die konservative Partei entgegen mit der Erklärung: Ich will nicht.

Man versteht, daß es von weittragender Wirkung und Nachwirkung ist, ob die konservative Partei siegt oder besiegt wird. Die Herausforderung der preußischen Konservativen richtet sich an ganz Deutschland, und diese Herausforderung wirkt lagerbildend. Sie könnte der Ausgangspunkt einer neuen Konstellation werden, wenn die nationalliberale Partei dauernde Erfahrungen aus der Misere von heute zu ziehen die Kraft bewahrt haben sollte. In dieser Möglichkeit liegt die parteigeschichtliche Bedeutung des Frühlings von 1909. . . . Mag die Entscheidung in der Finanzreform herüber oder hinüber fallen, — ein politisches Vertrauensverhältnis zwischen der Linken und der Rechten des Blocks ist aus inneren Gründen in den zwei restlichen Jahren der Legislaturperiode nicht mehr möglich, sogar dann nicht, wenn bei einem oder dem andern Gesetz die Linke und die Rechte zusammenstimmen sollten. Selbst die Nationalliberalen werden das Odium einer politischen Vertraulichkeit mit den Konservativen nicht auf sich nehmen, es wäre denn, daß die konservative Partei als solche die Erbschaftssteuer laudabiliter annähme. — Die konservative Partei richtet ja ihre Machtprobe bewußt gegen den Block und den Blockkanzler, sie will ihn fernerhin nur am Ruder dulden, wenn er das Steuer führt, wie der unverantwortliche konservative Kapitän kommandiert. Auch den Konservativen ist die Erbschaftssteuer nicht mehr die Hauptsache, sondern nur der bequeme Anlaß, den sie benutzen, weil sie die Großgrundbesitzer persönlich trifft und die kleinen Besitzer dank dem falschen Lärm der Bundespresse alarmiert. Es soll ein Zeichen aufgerichtet werden, sichtbar der Krone, sichtbar der Reichsregierung und den ‚dreinredenden' Einzelstaaten, sichtbar dem Volk, dem Gewerbestand und den Nationalliberalen: ‚Es muß in Deutschland regiert werden, wie der preußische Großgrundbesitz es will; sonst streiken die Stützen von Thron und Altar.' So pfeift es aus dem Dreiklassenparlament, und auch die einsichtigen Elemente der konservativen Partei glauben mittanzen zu müssen.

In der Wahl der Mittel ist diese Politik nicht verlegen. Sie rechnet als auf einen untrüglichen Faktor auf die Rache des Zentrums und auf den Haß der Polen gegen Bülow. — Die preußischen Konservativen wollen mit dem Zentrum deutsche Politik machen und rechtfertigen diesen Entschluß mit dem Hintergedanken, daß sie im Bedarfsfall auch wieder das Zentrum im Stich lassen und als Zünglein an der parlamentarischen Wage eine doppelte Mehrheit bilden könnten, weil, wie sie annehmen, die Nationalliberalen nachher jedesmal wieder mittun würden, wenn man ihnen drohe: ‚Sonst stimmen wir mit dem Zentrum.' Aber diese Politik mit dem doppelten Boden scheitert aus innern und aus äußeren Gründen; und so bedeutet der Pakt der Konservativen mit dem Zentrum zugleich den Entschluß, den eigentlichen Leitern der Bewegung, dem Kanzler, dem Kaiser und Deutschland eine konservativ-ultramontane Politik aufzunötigen. Das kann und darf die konservative Partei; aber nur auf Grund des konstitutio-

nellen Prinzips, — das die Konservativen perhorreszieren. Wenn sie und ihre Wähler — die vor zweieinhalb Jahren gegen das Zentrum gestimmt haben — und die Zentrumswähler mit den Polen eine Mehrheit zusammenbringen, und wenn sie mit Zentrum und Polen die Regierung verantwortlich übernehmen, dann sollen sie regieren. Sie werden bald ausregiert haben.

Aber das Mehrheitsregiment leugnen und unterirdische, unverantwortliche Mehrheiten bilden, um den Kanzler Bülow zu zwingen, eine Politik zu machen, die er öffentlich erklärt hat nicht verantworten zu können, — das ist eine prinziplose, herrschsüchtige und unwahrhaftige Methode, die alle Verantwortlichkeiten zerstört, den öffentlichen Geist verwirrt und das Reich desorganisiert ..."

Weite Schichten, so schließt der süddeutsche Abgeordnete mit deutlichem Hinweis auf die schwankende, schwächliche Haltung der Regierung seine Betrachtungen, ergreife ein Widerwillen gegen das politische Leben ob der Kraftlosigkeit seiner Organe!

Und ob der Mann damit recht hat! Ein solcher Zustand, wie wir ihn in atemraubender Klemme monatelang ertragen mußten, wie er sich in aller Gemächlichkeit zum internationalen Spektakelstück auswachsen durfte, grenzt doch nachgerade ans Anarchische, zeugt von einer Ohnmacht und Hilflosigkeit, für die es eine sachliche Erklärung überhaupt nicht mehr gibt. Sachlich gab es hier nur noch ein Entweder — Oder: der Reichstag bewilligte die Nachlaßsteuer der Regierung, oder er wurde aufgelöst. Wählte das deutsche Volk auch dann noch eine Mehrheit, die sich der gerechtesten aller Steuern widersetzte, — nun, dann bewies es, daß es keine andere wollte und verdiente, und mußte sich eben von dieser Mehrheit — wie lange wohl? — beherrschen lassen. Aber die Regierung hatte dann ihre Schuldigkeit getan, niemand konnte ihr noch einen Vorwurf machen. Zu einem solchen Ergebnis wäre es aber ganz gewiß nicht gekommen, käme es nicht, auch wenn heute noch der Reichstag aufgelöst würde. Daß Bülow einen anderen Ausfall erwarten sollte, wird man einem so klugen Manne nicht wohl zumuten dürfen. Woher also die Scheu vor dem Entschluß? Woher das zähe Festhalten an diesem Reichstage, die Bereitschaft, von der eigenen besseren Überzeugung Stück für Stück zu opfern, nur um die „Finanzreform" mit dieser Mehrheit zu machen? Sollte da nicht — bewußt oder unbewußt — neben dem angeborenen instinktiven Solidaritätsgefühl der Klasse auch die durchaus nicht abzuweisende Erwägung mitsprechen, daß des Kanzlers fernere Regierungsfähigkeit, ja amtliche Existenz am Ende doch in den Händen eben dieser Klasse ruht? Daß diese Klasse, trotz allen „Volkswillens", aller wechselnden Mehrheiten doch für absehbare Zeit die herrschende, am letzten Ende maßgebende im Staate Preußen und damit — bei der wunderlichen Struktur unserer politischen Verhältnisse — auch im Reiche bleiben wird? Daß sich gegen diese Klasse dauernd in Preußen-Deutschland eben nicht regieren läßt?

Aber die Sozialdemokratie könnte bei einer Auflösung des Reichstages gestärkt aus den Neuwahlen hervorgehen? Gewiß, die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit liegt nahe genug. Aber mit Recht warnte der nationalliberale Parteiführer Bassermann in der Reichstagssitzung vom 16. Juni vor einer Überschätzung

dieser Gefahr, indem er erklärte, daß er für seine Person auch vor einer Auflösung nicht zurückschrecken würde, wenn er auch sehr wohl wüßte, „daß in solchen Zeiten, in denen der Staat große neue Bedürfnisse hat, den Sozialdemokraten vielleicht aus den Wahlen gewisse Erfolge erwachsen". Aber man müsse auch den Vorteil in Rechnung stellen, daß die Regierungen übereinstimmen mit dem ganzen liberalen Bürgertum: „Sie dürfen auch nicht glauben, daß, wenn etwa eine verkehrsfeindliche und ungerechte Finanzreform verabschiedet wird, die Zwischenzeit bis zu den nächsten Wahlen das Verhältnis in dieser Beziehung günstiger gestalten würde. In einer Periode der allgemeinen Unzufriedenheit, wo man erst das alles empfinden wird, was heute ja noch gar nicht erkannt ist, an den Steuerprojekten, ist im Gegenteil die Gefahr vorhanden, daß die Unzufriedenheit dann noch viel größer sein wird, daß sie der Sozialdemokratie 1911 noch ganz andere Erfolge bringen würde als jetzt."

Auch wenn die Regierung ihre neuen Steuergesuche — man muß hier schon mehr von „Gesuchen" als von Forderungen reden — bewilligt erhielte, so wäre damit die notwendige wirkliche Finanzreform nur vertagt, nicht durchgeführt. Daß mit diesen Pflästerchen eine dauernde Gesundung unserer durch und durch zerrütteten Finanzwirtschaft herbeigeführt werden könnte, glauben ihre Erfinder wohl selbst nur in Augenblicken, wo ihnen „die ganze Welt in rosenrotem Lichte" erscheint. Mit 500 Millionen, auch wenn sie eingehen, was noch mehr als zweifelhaft, ist die Sache überhaupt nicht zu machen. Man kann auch heute schon dreist damit rechnen, daß ein erheblicher Teil der neuen Gelder überhaupt nicht bis zum Reichssäckel gelangen wird, vielmehr sehr ordentlich und gewissenhaft für Einziehungs-, Verwaltungskosten usw. usw. „aufgerechnet" werden wird. Es wäre mindestens neu, wenn unser altbewährtes und berühmtes bureaukratisches System uns diesmal im Stich lassen sollte.

Im übrigen bedeutet die neue Vorlage, wie ja auch gar nicht anders zu erwarten war, ein weiteres und zwar sehr weites Zukreuzekriechen vor dem „Familiensinn" und dem „deutschen Gemüt" prominenter Agrardemagogen. Ein so weites, daß selbst diese sich dem Eindruck von so viel löblicher Unterwerfung nicht ganz verschließen, einer gewissen Rührung nicht erwehren können. Sie würden denn auch das Geschäft schon ganz gern machen, wenn bloß die vertrackte Erklärung in der bewußten Thronrede nicht wäre, wenn Bülow sich bloß nicht auf eine „gewisse Reform" des preußischen Wahlrechts festgelegt hätte. An dem ist aber bekanntlich „nicht zu tippen". „Eintritt strengstens verboten" — „Aufgang nur für Herrschaften!" Aber nur Mut! Auch dann kann — und wird vielleicht auch noch — Rat geschafft werden. Denn so fest legt sich Bülow nie fest, daß er sich nicht wieder auf die andere Seite legen könnte. Fatal ist nur, daß er das Versprechen jener „gewissen" Reform auch im Namen des Königs abgegeben hat. Aber über die Grenzen einer „gewissen" Reform läßt sich gern und gründlich reden, es lassen sich weitere „Erhebungen" anstellen, die natürlich nicht überstürzt werden dürfen. Somit ist immerhin die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die Erbpächter des „deutschen Familiensinns" und des „deutschen Gemüts" doch noch einmal mit sich reden lassen, weil das Geschäft an sich wirklich ein glänzendes für sie ist. —

Auch wenn wir das Gewesene gewesen sein lassen, von der unbeschreiblichen Wirtschaft, die uns in den bodenlosen Sumpf unserer heutigen Finanzmisere hineingeritten hat, gänzlich abgesehen, auch dann bleibt noch immer die Tatsache bestehen, daß wir, wenn alles mit rechten Dingen zuginge, überhaupt keine neuen Steuern brauchten. Denn mit dem, was auf der einen Seite für überlebte und überflüssige Marotten und ähnliche angebliche „Bedürfnisse“ verwirtschaftet, auf der anderen mit schier verblüffender Dreistigkeit hinterzogen wird, könnten wir unsere ganze Finanzblöße doppelt bedecken. Dafür liefert uns ja jeder Tag neue Belege; mit dem schon heute zutage geförderten Material könnte man Bände anfüllen und Milliarden zusammenrechnen. Und nun, wo es gilt, das Notdürftigste heranzuschaffen, wo breite, völlig unverschuldet vor solche Opfer gestellte Schichten des minderbemittelten Volkes sie gleichwohl auf sich nehmen wollen, da mißbraucht eine einzelne Klasse die ihr eingeräumte bevorzugte Stellung, um die gerechteste, keinen Teil über seine Verhältnisse bedrückende Steuer ohne Rücksicht auf Wohlfahrt und Ansehen des Vaterlandes bis aufs Messer zu bekämpfen, nur um sich politisch und wirtschaftlich nicht in die Karten gucken, kein I-Tüpfelchen von ihrer politischen und wirtschaftlichen Vorzugsstellung zugunsten der Allgemeinheit absplittern zu lassen. Das ist wahrlich ein — „Konservativismus“ ganz eigener Art, wie ich ihn in diesen Kreisen früher nicht angetroffen habe, wie er früher dort nie eine solche Rolle hätte spielen können! Denn früher galt in diesen Kreisen, bei allem „Festhalten am Alten“, das Noblesse oblige und war das „Adel verpflichtet“ noch kein leerer Schall. An manchen alten Freund aus dem konservativen Lager, den nun längst der grüne Rasen deckt, muß ich denken: was der wohl zu der heutigen Auslegung dieser Worte sagen würde! Wohl ihm, daß er sie nicht mehr mit erleben muß!

Und wie kurzsichtig dies ganze Gebaren! Mag man über die weitere Entwicklung des neu begründeten „Hansabundes“ denken, wie man will, — daß ein solcher Zusammenschluß der verschiedenartigsten Elemente aus den verschiedensten Lagern mit der einzigen Frontstellung gegen einen gemeisnamen „Gegner“ überhaupt möglich wurde, beweist zwingender als alle Reden, wessen man sich von diesem „Gegner“ versieht, bis zu welcher Erbitterung die Gemüter aufgepeitscht worden sind! Dahin hat es eine skrupellose Agrardemagogie gebracht, daß ganze Klassen in einer anderen Klasse ihres eigenen Volkes einen Gegner, einen „Feind“ erblicken, den es gemeinsam zu bekämpfen gilt! Deutsche Kämpfe! „Nationale“ Kämpfe!

„Sie finden in dem Bunde“, so mahnte der Abgeordnete Bassermann, „Handel und Industrie vereinigt. Bedenken Sie wohl, Freihändler und Schutzzöllner, Industrie und Handwerk, das große und das kleine Kapital, Mittelstand und Beamte, Innungen und freie Verbände, alle zusammengeschlossen zu einer großen Kampfesorganisation. Wie hoch muß da die Glut des Unwillens gestiegen sein, wenn diese doch reichlich heterogenen Elemente sich in einer einzigen Organisation zusammengefunden haben? Der Zusammenschluß ist erfolgt, weil alle diese Kreise die Quellen, aus denen die Werte geschaffen werden, bedroht sehen und eine Vernichtung ihrer Existenzbedingungen befürchten. Unterschätzen Sie die Bedeu-

tung dieser Vereinigung nicht! Ich erinnere Sie daran, wie seinerzeit die Arbeitgeber sich gegen die Sozialdemokratie zusammenschlossen und damals Spott und Hohn ernteten. Man traute es dem Unternehmertum nicht zu, daß es stark und mächtig genug sein würde gegenüber den Arbeiterorganisationen. Und wie heute? Heute ist der Arbeitgeberstand stark organisiert und benutzt das Mittel der Sperre als Gegenmaßregel gegen die Streiks. Das ist auch eine Bewegung, die aus kleinen Anfängen stammt und heute ein großer Machtfaktor ist. Am bemerkenswertesten waren am 12. Juni die Ausführungen des Vorsitzenden des Zentralausschusses der vereinigten Innungsverbände Deutschlands. Er sagte, die Hinweise, daß die Erbschaftssteuer den Familiensinn schädige, hätten nichts gemein mit deutscher Art; es handle sich dabei nur um einen traurigen Versuch, sich um notwendige Lasten herumzudrücken. Er fügte hinzu, daß die Mitgliederzahl der im Innungsverbande zusammengeschlossenen Organisationen die Zahl 300 000 bereits überschritten habe, und daß alle diese Organisationen sich uns zur Verfügung stellten. Das sagte kein Kapitalist, sondern ein Innungsmeister."

Das sind die Errungenschaften unserer krassen reinwirtschaftlichen Interessenvertretungen. Nun ernten sie, was sie gesät haben! „Man hatte sich", so das „Berliner Tageblatt", „seit geraümer Zeit bei uns in den Gedanken eingesponnen, daß die eigentlichen politischen Parteien ihre Rolle ein für allemal ausgespielt und daß die wirtschaftlichen Gruppierungen allein noch eine Daseinsberechtigung hätten. Mit der Verkündung dieses mephistophelischen Satzes hatte man in Wahrheit den verfassungsmäßigen Standpunkt aufgegeben, der in jedem Abgeordneten einzig und allein den Vertreter der Volksgesamtheit anerkennt. Die Verfassung verbietet es geradezu dem Abgeordneten, irgendwelche Sonderinteressen zu vertreten; er darf weder dahingehende Aufträge seiner Wähler entgegennehmen, noch darf er seinen Wählern gewisse Versprechungen geben. Und diese anscheinend nur theoretisch mögliche Auffassung ist auch in Wahrheit von der größten praktischen Wichtigkeit und Bedeutung. Allerdings können derartige rein verfassungsmäßige Anschauungen unter Umständen einer Regierung sehr unbequem werden. Gerade unsere parlamentarische Entwickelungsgeschichte weiß davon viel zu erzählen. Und noch immer ist es so gegangen, daß man gegen unbequem gewordene politische Grundsätze, an denen die Volksvertreter im Sinne der Verfassung festhalten zu müssen glaubten, wirtschaftliche Interessenvertreter ausspielte, mit denen man nicht nur leichter verhandeln, sondern vor allem nach Kaufmannsbrauch handeln, feilschen, dingen konnte. ‚Fordern und Bieten machten das Geschäft', wurde der leitende Grundsatz, nach dem seit Jahrzehnten unsere innere Politik tatsächlich betrieben wurde.

Mit der Abkehr des eisernen Kanzlers von den Liberalen, mit deren Hilfe und ruhmreicher Mitarbeit er den Ausbau des Reiches in Angriff nehmen und in vielen Hauptstücken durchführen konnte, also mit dem Jahre 1879, gelangte bei uns die Interessenvertretung und die Interessenwirtschaft im Reichstage mehr und mehr zur Herrschaft. Von dieser Zeit an schreibt sich aber ganz naturgemäß auch der Niedergang unseres Parlamentes her. Das Niveau seiner

Verhandlungen sank tiefer und tiefer und damit auch sein Ansehen im Volke. Jetzt haben wir die ehedem über den grünen Klee gepriesene Interessenvertretung im Parlamente, jetzt sehen wir sie seit Jahren an der parlamentarischen Arbeit, diese Männer der Praxis, diese Männer der wirtschaftlichen Arbeit; sie haben die Klinke der Gesetzgebung in Händen. Und was haben sie zustande gebracht? Partikularinteressen werden von ihnen ins Feld geführt gegen unabweisliche Anforderungen der Gesamtheit. Die unbequeme grundsätzliche politische Opposition sollte um jeden Preis niedergezwungen werden, und so wurde der Heerbann der Wirtschaftsinteressenten aufgeboten. Um den politischen Liberalismus und seinen Verfassungsstandpunkt mundtot zu machen, verschrieb sich die Regierung mit Haut und Haaren jenen Vertretern, die dann auch vortrefflich ihre Geschäfte zu betreiben verstanden.

Eine ganze Weile verstand man es, die Partikularinteressen fälschlich mit den Allgemeininteressen zu identifizieren. Aber diese Rechnungsaufstellung hatte ein Loch, das mit jedem Jahre größer und größer wurde. ... Bis endlich die falsche Rechnungsaufstellung vor aller Augen klar dalag, das Defizit im Reichshaushalt immer stärker hervortrat, die Reichsschuldenlast immer riesiger anschwoll, die ganze Reichsfinanzwirtschaft in die heilloseste Verwirrung geriet.

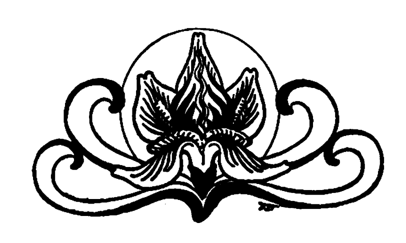
Daß diese Taktik sich schließlich gegen den Staat selber wenden müsse, hat kein Geringerer als der eiserne Kanzler selbst, trotzdem er bekanntlich der rein wirtschaftlichen Vertretung in den Parlamenten erst die rechten Wege gebahnt, in einer seiner berühmtesten Reden rund heraus erklärt. Es ist gerade ein Vierteljahrhundert her, daß Fürst Bismarck sich in den schärfsten Worten gegen die Parteipolitik wandte: ‚Sobald es der Parteipolitik, der Fraktionspolitik nicht paßt, so können die Interessen zugrunde gehen.‘ Der Fürst, der mit den ‚Interessen‘ die allgemeinen, im Gegensatz zu den partikularen bezeichnet, fährt dann fort: ‚Sie (nämlich die Fraktionspolitik) fragt nur: Was nützt es meiner Fraktion? Vivat fractio, pereat mundus!‘ Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß dieses Vernichtungsurteil sich gegen die fortschrittliche Opposition richtete. Aber treffen die Worte nicht genau auf die diesmalige reaktionäre Opposition im Reichstage zu? Sie versagt sich diesmal — und das ist der entscheidende Unterschied zwischen ihrer Haltung und derjenigen der damaligen Fortschrittspartei — dem Reichsgedanken nicht sowohl aus ideellen als aus rein materiellen Gründen. Sie will so wenig wie nur irgend angängig aus eigenen Mitteln zur Linderung der unerträglich gewordenen Reichsnot beisteuern, sondern lieber alle anderen und namentlich auch die wirtschaftlich Schwächeren und Schwachen stärker als sich selbst belasten Die gegenwärtige Opposition handelt demnach vollständig als eine dem Wesen der Verfassung widersprechende Interessentenvertretung und nicht als eine Volksvertretung.“

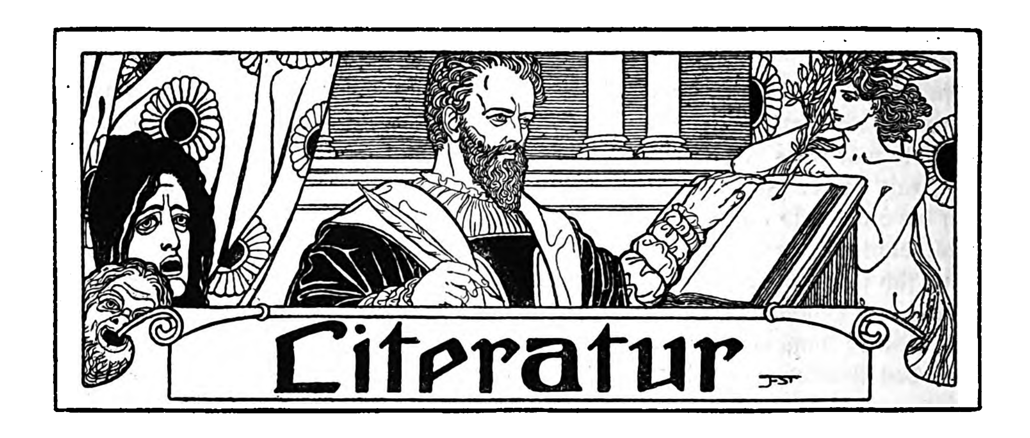
Daß diese „nationale Entwicklung“ gerade unter der Reichskanzlerschaft des Fürsten Bülow so erhabene Gipfel erklommen hat, dafür wird man ihn gerechterweise nicht verantwortlich machen dürfen. Freilich hat er sich auch nie gegen diese Strömung gestemmt, eher sie begünstigt. Gegen den Strom schwimmen ist überhaupt nicht seine Sache. Dagegen versteht er es, auch in dem widrigsten heiter und



gefällig zu plätschern, überraschende Evolutionen auszuführen und überhaupt durch die wunderbarsten Schwimmkünste zu ergötzen. Ein Meisterstück auf diesem Gebiete war seine Rede in der Reichstagssitzung vom 16. Juni. Die Geschmeidigkeit, mit der er sich durch die rings um ihn starrenden Klippen durchwand, bald auf die eine, bald auf die andere einen kecken Vorstoß wagte, und dann doch jedesmal, dicht vor dem Anprall, mit eleganter Schwenkung die Richtung wechselte, ohne sich selbst und anderen wehe zu tun, — dieses Schauspiel mußte auch bei dem trockensten Philister einen ästhetischen Genuß auslösen. Über den flüchtigen Reiz der Stunde hinaus aber verdient eine Bemerkung aufbewahrt zu werden, die uns den Fürsten als feingebildeten Kulturmenschen auf einer Entwicklungsstufe zeigt, zu der sich durchzuringen manchen unserer Zeitgenossen warm empfohlen werden kann. Der Fürst erwähnte — unter lebhafter Unruhe des Zentrums —, daß Mitglieder „anderer" Parteien sogar die gesellschaftlichen Beziehungen zu ihm abgebrochen hätten. „Vielleicht", so fuhr er fort, „trägt mein langer Aufenthalt im Auslande dazu bei, daß ich nicht gewohnt bin, daß man sich gegenseitig *gesellschaftlich* ausschließt, weil man *politisch* hart aneinander geraten ist oder wirtschaftlich *anders denkt*. Ich hoffe, daß sich in dieser Beziehung *der Takt noch bessern* wird, und daß man auch bei uns dahin kommen wird, wo andere Völker schon lange sind. Namentlich in England denkt man nicht so kleinlich, *die politischen Gegensätze auf das persönliche Gebiet zu übertragen*. Ich hoffe, wir werden auch dahin kommen, daß man den, der in politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Fragen anders denkt als man selbst, deshalb nicht gleich für einen *Narren oder Schurken hält*. Das wird dann ein schöner Fortschritt auf dem Wege von geistiger Gebundenheit, auf der Abstreifung von Philisternetzen. Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit."

Eine etwas bittere, aber recht angebrachte Lektion. Und keineswegs nur für den einzelnen, gegebenen Fall. Denn wie sang doch so schön jener bekannte Komiker im längst verflossenen Berliner American-Theater? „In Pasewalk, in Pasewalk sind wir noch nicht so weit!" ...





Schwedens hervorragendste Erzähler

Von

Anna Brunnemann

Schweden, ein Land schroffer, klimatischer Gegensätze, wo von nimmermüder Sonne durchleuchtete Sommer auf lange, strenge Winter folgen, das Land träumerischer Seen und düsterer Waldeinsamkeiten, nennt ein lernbegieriges Volk sein eigen, das schaffensfrisch auf den Bahnen modernster Ideenströmungen vorwärts schreitet und die neuen Kulturwerte durch tief aus der heimischen Seele geschöpfte Schätze bereichert. Auf phantasievolle Romantiker folgten in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts revolutionäre Neuerer, die im Bann großer geistiger Führer wie Darwin, Spencer, Stuart Mill, Taine und Nietzsche standen. Dem bekannten dänischen Literarhistoriker Georg Brandes fällt dabei das Verdienst zu, diese Geistesheroen den skandinavischen Ländern durch seine Vorlesungen an der Kopenhagener Universität erschlossen zu haben. Die eigentlichen Bahnbrecher aber kamen von dem wortkargen, grübelnden und starrköpfigen Nachbarvolke, das damals noch mit Schweden vereinigt war, von Norwegen. Dort rüttelten kühne Neuerer an den alten Grundfesten der menschlichen Gesellschaft, Staat, Kirche und Ehe. Ihre Werke wurden eifrig diskutiert: ein Jungschweden erstand, das ebenso kühn mit der Überlieferung brach, das mutig alle Schiffe hinter sich verbrannte und mit der noch lebendigen Abenteuerlust der alten Wikinger hinauszog, um ein Neuland zu erobern. Eine Fülle starker künstlerischer Individualitäten tritt uns entgegen, deren Charakter innig mit der eigenartigen, an Gegensätzen so reichen Natur ihres Landes verwandt ist.

Mit neuen Augen wird unser Dasein und die Natur, aus deren tiefsten Urgründen es emporblüht, erschaut. Jedes, auch das Geringste, erhält ernste Bedeutung, wird zum inneren Erlebnis. Und wenn extreme Geister mit einem Male alle Schranken durchbrechen wollen, so wird das kecke Umsichschlagen des Individualismus gemildert eben durch die innige Liebe zur heimischen Natur und durch den echt germanischen Hang zum Träumen. Das bringt den großen nationalen Gemeinsamkeitszug in alle Produktion, den wir verstärkt sehen durch die tief in den

Schweden wurzelnde Liebe zum Volkstum und seiner legendarischen Vergangenheit mit ihren naiven Vorstellungen, ihrer ursprünglichen Poesie, ihrer düsteren Tragik und ihrem weichen lyrischen Zauber.

Gegen die achtziger Jahre hatte der französisch-dänisch-nordische Einfluß eine realistische Strömung mit Abschweifungen auf das nackt-naturalistische Gebiet hervorgerufen, die der phrasenreichen Nachromantik schlichte Wirklichkeitsschilderung entgegenstellen wollte. Einige Verfasser verbanden damit beißende Gesellschaftssatire, doch sind die nun auftretenden starken künstlerischen Individualitäten keineswegs in den engen Rahmen bestimmter literarischer Strömungen zu zwängen und mit Schlagwörtern zu rubrizieren: sie sind viel zu reich und viel zu ungebunden. Gleich August Strindberg (geb. 1849), der erste große Revolutionär der modernen schwedischen Literatur, spottet jeder Schranke. Er hat seit seinem epochemachenden Auftreten im Jahre 1879 die verschiedenartigsten Entwicklungsphasen durchlaufen. Strindberg ist unstreitig der genialste und vielseitigste unter den modernen schwedischen Autoren, doch leidet er an einer geistigen Zügellosigkeit, die heute in krankhafte Überreizung ausgeartet ist. Auf allen Geistesgebieten hat er sich getummelt mit einer nach Ausspruch seines Landsmannes Levertin geradezu „diabolischen Genialität“. Er ist eine rastlos bildende und rastlos wieder zerstörende Natur; was er heute anbetet, pflegt er morgen zu verbrennen. In einer abwechselungsreichen Fülle von Dramen, Romanen, Novellen und historischen Werken zeigt er sich nacheinander als Demokrat, Sozialist und Altruist, um später unter dem Einfluß Nietzsches, der für ihn ein „Befreier“ ward, individualistischen Tendenzen zu huldigen und den Geistesaristokraten zu spielen. Der Atheist verwandelte sich in den Mystiker der „Nachtwandlernächte“. Weltbekannt ist sein misogyner Zug, der ihm die gehässigsten Angriffe auf das weibliche Geschlecht eingab: vorzüglich aufgebaute kurze Dramen, darunter „Der Vater“ das schonungsloseste ist, und die „Zwölf Ehegeschichten“, nach denen man ihn scherzweise als „Professor für unglückliche Ehen“ bezeichnet hat. Strindberg verfügt über eine seltene Vielseitigkeit von Kenntnissen, die auf manchen Gebieten, wie dem historischen und kulturhistorischen, ein durchaus fachmännisches Gepräge tragen. Daher verdankt ihm Schweden ganz ausgezeichnete Bearbeitungen von historischen und legendarischen Stoffen, darunter sein erstes, sehr bedeutendes Drama: „Meister Oluf“, das den nationalen Reformator Olaus Petri zum Helden hat, die „Historischen Miniaturen“ und „Die schwedischen Geschicke und Abenteuer“, Werke, die alle große Beachtung verdienen. Zudem gehören seine Schilderungen aus dem heimischen Volksleben: „Die Leute auf Hemsö“, zu den besten ihrer Art. Ola Hansson nennt Strindberg „den ausgeprägtesten Schweden“, weil er all die schroffen Gegensätze, die ganze Phantastik des schwedischen Temperaments in sich vereinigt und daher ganz besonders befähigt ist, uns die Volksseele intuitiv zu erschließen. Seine erste gesellschaftskritische Tat war der Roman „Das rote Zimmer“ (1879). Er zog hier gegen die literarische, künstlerische und politische Versumpfung seines Landes, die Nachromantik der siebziger Jahre, und gegen den Schlendrian der Bureaukratie mit seiner „diabolischen Genialität“ und einer ebensolchen Rücksichtslosigkeit und Unerschrockenheit zu Felde und begeisterte die junge Generation, deren Führer er

wurde, zu gleichen revolutionären Taten. Das Buch rief eine vollkommene Umwälzung im künstlerischen und literarischen Schaffen des Landes hervor. Strindberg hat nun in verschiedenen Zeitabschnitten diese Kritiken fortgesetzt („Die gotischen Zimmer", „Schwarze Fahnen") und zwar mit abnehmendem künstlerischen und sachlichen Ernst und mit immer gehässigeren Angriffen gegen seine Zeitgenossen, von persönlicher Feindseligkeit diktiert. Das krankhafte, zerstörende Element in diesem genialen Dichter trat mit der Zeit immer heftiger hervor und hat sein Schaffen schließlich zu einem fortgesetzten Kämpfen gemacht, das ihn zu zunehmender Vereinsamung und Verbitterung führte. Sein Auftreten aber bedeutet einen Markstein in der schwedischen Literatur, der er manches vollwertige Kunstwerk geschenkt hat.

Neben Strindberg glückte es dem in Deutschland gleichfalls wohlbekannten Gustaf af Geijerstam (geb. 1858, gest. 1909), lange Zeit die Geister zu fesseln. Er schrieb zunächst einen wackeren naturalistischen Roman, „Erik Grane", worin sich ein junger Student, vom Elend des Menschenlebens erschüttert, der Schilderung des traurigen Alltags zu widmen entschließt. Wie sein Held, ist auch er von sozialem Mitgefühl ergriffen und rührt in seinen weiteren Romanen an tiefe soziale Probleme. Der warme, altruistische Zug, das was die Franzosen so treffend „la religion de la souffrance humaine" genannt haben, macht seine Schöpfungen „Ivar Lyth", „Das Haupt der Medusa", „Gefährliche Mächte", so sympathisch, ebenso sein sichtliches Streben, schroffe soziale Klüfte zu überbrücken und den oberen Klassen ans Herz zu legen, daß Geburt und Bildung verpflichten. Es fehlt ihm jedoch an packender Kraft, große soziale Bewegungen, die Psychologie der Massen, darzulegen. Ganz Bedeutendes leistet er dagegen auf volkspsychologischem Gebiet, sowie später als Schilderer vornehmer seelischer Verfeinerung. In seinen Novellen aus dem heimatlichen Bauerntum „Arme Leute", „Von der äußersten Schäre" u. a. m. wird er nur von Strindberg — als Realist — übertroffen. Geijerstams ureigenstes Gebiet aber wurde später der Eheroman: Das innerste Wesen der heutigen bürgerlichen Ehe, die tiefen Beziehungen von Mann zu Weib, von den Eltern zu den Kindern, das schildert er mit unendlichem Nuancenreichtum an aristokratisch empfindenden, seelisch verfeinerten Menschen in seinen besten Büchern, zu denen der „Roman vom Brüderchen" gehört. Kaum sichtbaren Sommerfäden gleich spinnen sich hier die feinsten Empfindungen von Seele zu Seele, von jedem rauheren Lufthauch bedroht. Auch als Kinderpsycholog leistete er hierin Bedeutendes, kaum übertroffen von seinem köstlichen Kinderbuch „Meine Jungen", in dem es auch an gesundem Humor nicht fehlt. Als Verfasser des „Journal intime" der bürgerlichen Ehe fand er seinen eigenen Ton; dieser Ton aber wurde leider alsbald bei ihm zur Manier und artete ins krankhaft Sentimentale und Gesuchte aus. Obwohl Geijerstam sich dadurch einen breiteren Leserkreis gewonnen hat, haben die kritischen Führer seines Landes längst hier ein Abnehmen seiner künstlerischen Kraft erblickt, ja man beginnt, die Manie, jede kleinste Gefühlsdifferenz im Eheleben zu einem großen entscheidenden Seelenerlebnis aufzubauschen und daraus „Literatur" zu machen, geradezu als „die Geijerstamsche Richtung" zu verurteilen. Diese brandmarkt vor allem, allerdings auf die widerlichste Weise, Strindbergs

letzte groteske Gesellschaftssatire „Schwarze Fahnen“. Geijerstam, der sich ursprünglich im Naturalismus versuchen wollte, liefert das schlagendste Beispiel dafür, daß eben der Naturalismus niemals in Schweden feste Wurzeln fassen konnte. Weder Temperament noch Überzeugungen befähigten seine Dichter dazu; ihr zum Reflektieren geneigter Geist konnte sich nicht mit dem bloß Greifbaren begnügen; er mußte in das Gebiet des Seelischen, Spiritualistischen hinüberschweifen. Und weiter liegt in allen diesen Dichtern, trotz ihrer humanitären, altruistischen Weltanschauung, ein stark individualistischer, aristokratischer Zug, der bei Behandlung sozialer Probleme nicht so sehr der Masse, sondern vielmehr der isolierten Einzelerscheinung seine Sympathien schenkt. Franzosen und Russen steigen im sozialen Roman gern zu ihren auf der Schattenseite des Lebens stehenden Brüdern hinab; die schwedischen Dichter lösen weit eher das verfeinerte Individuum einer noch ungebildeten Kaste von seinem Milieu los und ziehen es zu sich empor. Und wenn Geijerstam in einem seiner letzten Romane „Gefährliche Mächte“, schon diesen Geist der Isolierung predigt und in der wachsenden Solidarität der unteren Klassen ein gutes Beispiel zum Heil vereinsamter Gefühls- und Geistesaristokraten der oberen Gesellschaftsschichten erblickt, vermag er uns durch sein Werk durchaus nicht energisch genug davon zu überzeugen, daß diese Solidarität bald der Geist des „jungen Schweden“ sein wird.

Das Ende des naturalistischen Romans verkündeten um 1896 Oskar Levertin und Werner von Heidenstam durch eine von ihnen selbst verfaßte und zugleich kritisch zerpflückte Novelle: „Die Heirat Pepitas, der Zigarrenarbeiterin“. Sie waren, als feine kritische Köpfe, von dem Versagen des schwedischen Temperamentes auf dem naturalistischen Gebiet überzeugt und vertraten fortan spiritualistische Tendenzen. Levertin, geb. 1862 und leider bereits 1906 dahingerafft, ist eine vornehme Dichternatur mit schwermütigem Einschlag und zugleich eine der feinsinnigsten literarischen Persönlichkeiten von universeller Kultur. Er gab den Roman: „Die Feinde des Lebens“, eine hervorragende, psychologische Studie, sowie geistvolle, mit einem leisen Hauch von Satire durchsetzte kulturhistorische Erzählungen: „Der Magister von Österås“ und „Rokokonovellen“. Als einer der bedeutendsten Kritiker seines Landes war er auf dem besten Wege, sich als Essayist und Professor der neueren Literatur einen Namen zu machen.

Das philosophisch-allegorische Gebiet wählte sich zunächst Werner von Heidenstam, geb. 1859, mit den Romanen „Endymion“ und „Hans Alienus“. Später wandte er sich dem kulturhistorischen Gebiet zu und schilderte in der Novellensammlung „Karolinerna“ die Zeit Karls XII. In „Der heiligen Brigitta Pilgerfahrt“ beschwor er ein Stück Mittelalter herauf und vertiefte sich sodann mehr und mehr in die halb legendarische Vergangenheit seines Volkes, was ihn den gewaltigen Plan einer Folge von Romanen aus der Entstehungszeit des schwedischen Reiches, dessen Wurzeln im Bauerntum liegen, fassen ließ. Von dieser groß angelegten Arbeit, „Folkungaträdet“ (der Baum der Folkunger), sind nunmehr die ersten beiden Bände „Folke Filbyter“ (der Stammvater des Folkunger Geschlechts) und „Bjällbo-Arfvet“ (das Erbe Bjällbos), erschienen, packende Zeitgemälde von großzügiger Kraft im Herausheben des Nationalen. In ihrer vollen-

deten Form und stilistischen Meisterschaft — Heidenstam gilt als einer der glänzendsten Stilisten Schwedens — sind sie als vollwertige Kunstwerke anzusprechen. Zudem ist die Stimmung in Schweden derartigen Produktionen, die das Ureigenste des nationalen Volkscharakters an seinen Wurzeln aufsuchen, besonders seit der Trennung von Norwegen, günstig und daher wurden diese Werke Heidenstams mit Begeisterung aufgenommen und der Dichter erfreut sich heute einer allerdings wohlverdienten Popularität.

Mehr und mehr wandten sich nun die jüngeren Autoren dem Ideenroman und -Drama zu, darunter vor allem Tor Hedberg, geb. 1862, der das Judasmotiv auf fesselnde Weise im Roman und Drama behandelte und eines der besten Dramen Schwedens geschrieben hat, „Johann Ulfstjerna", ein Stoff aus Finnlands schwerer politischer Bedrängnis. Hedberg ist, wie es Levertin war, zugleich ein ausgezeichneter Essayist, ein hervorragender Literatur- und Kunstkritiker.

Ganz bedeutende Talente besitzt Jungschweden besonders auf dem Gebiet der Novellistik. Ola Hanssons (geb. 1860) Kunst weiß in „Sensitiva amorosa" die Schilderung seelischer Krankhaftigkeit durch die Poesie echter Schönheit zu verklären. Er singt in ergreifenden Tönen das Lied von Menschen mit allzu zart organisiertem Empfindungsleben — freilich enthalten fast alle seine Bilder Dekadenzmotive, banges Erlahmen des Willens vor dem rauhen Griff des Lebens. In späteren Skizzen schlägt der Verfasser etwas kräftigere Töne an, hat jedoch die künstlerische Höhe seines Hauptwerkes nicht wieder erreicht.

Als der Meister aber der schwedischen Novelle ist heute Per Hallström (geb. 1866) anzusehen, eine träumerische Natur, von unendlicher Schönheitssehnsucht erfüllt. Seit dem Bruch mit dem Naturalismus ist überhaupt wieder das Element der Schönheit leidenschaftlich heraufbeschworen worden, ja man kann von einer wirklichen Schönheitsrenaissance reden. Ganz erfüllt davon ist Hallströms köstlicher „Florentiner Abendtraum". Gern bewegt sich sein wunderbar reiches Phantasieleben in Halbstimmungen zwischen Traum und Wirklichkeit, aus denen heraus er farbenreiche, empfindungswarme und doch mit der tiefen Schwermut des Nordens überhauchte Bilder schafft. Der Dichter verbindet den genialen Naturschilderer mit einem Seelenkünder von seherischem Tiefblick. Viele seiner Menschen sind ganz Seele; in anderen wächst das mühsam zurückgehaltene Innenleben zu einer solchen Machtfülle an, daß es tötet, wenn es endlich befreit wird. So geschieht es mit Ingert, dem liebenden Weibe aus seiner Meistererzählung „Das Stumme" (enthalten in der Sammlung „Die vier Elemente"). Als wortkarge Menschen nordischer Einöden haben Ingert und Gabriel nie das erlösende Wort für ihre gegenseitige Liebe gefunden und Ingert hat sich einem anderen vermählen lassen. Doch als diese Weibesseele nach Jahren endlich ihr innerstes Geheimnis offenbart, bricht sie unter dem jubelnden Geständnis tot zusammen. „Das Stumme" gehört zu den edelsten Werken gesteigerten Seelenlebens und knapper tragisch gefaßter Schilderungskunst, die die Literatur überhaupt hervorgebracht hat. Und dabei, welch meisterliches Stück Volkspsychologie! Natur und Menschentum stehen hier in tiefinnerlichem Zusammenhang; in der an eigenartigen Schönheiten reichen Einsamkeit lebt ein starkes Volk, „gewohnt, sich zu beherrschen, aber

feinhörig für die Regungen seiner Seele, stumm in seiner Tätigkeit, noch stummer in seiner Freude". Hier berührt sich Hallström mit der warmen Verkünderin der schwedischen Volksseele, Selma Lagerlöf, die eben als solche den hervorragendsten Schriftstellern ihres Landes ebenbürtig zur Seite steht. (Vgl. den Aufsatz „Schwedens größte Dichterin", Türmer, 1908, XI. Jhrg., Heft 3.) Wie sie versucht sich auch Hallström in der Schilderung fremdartiger Umgebungen mit einem faszinierenden Zauber, einer starken, Stimmung weckenden Kraft. Er ist dabei unnachahmlich fein in der Durcharbeitung der Einzelheiten und stimmt doch alles zusammen zu einem harmonischen Einheitsklang, dessen Grundton das Seelische ist. „Die Seele der Dinge" aus den mannigfaltigen Erscheinungen herauszulösen, versteht kaum einer seiner Landsleute wie er.

Diesen hervorragenden Erzählern sind noch einige ganz vortreffliche Erzählerinnen anzureihen: zunächst Sophie Elkan (geb. 1853), mit mehreren Sammlungen verinnerlichter Novellen und zwei wertvollen geschichtlichen Romanen, in denen das Milieu auf geistvolle Weise geschildert wird: „John Hall" und „Gustav IV. Adolf". Ferner gab Hilda Angered Strandberg mehrere sehr eigenartige pessimistisch gefärbte Schilderungen aus dem schwedisch-amerikanischen Leben („Die neue Welt"), und die geistvolle Kosmopolitin Jane Gernandt Claine (sie ist mit einem französischen Forscher verheiratet) wählt für ihre elegante, feinsinnige Novellistik Stoffe aus allen Weltteilen, wobei ihr allerdings der eigenartige nationale Zug ihrer Erstlingswerke mehr und mehr verloren geht.

Eine Sonderstellung nimmt der Jüngste unter den modernen Autoren, Hjalmar Söderberg, geb. 1869, ein, dessen Gesellschaftsdrama „Gertrud" wegen seiner tief aus der Frauenseele geschöpften Psychologie vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte. Söderberg, ein Stockholmer Kind, der seine Stoffe vorwiegend aus dem Leben und Treiben der Hauptstadt wählt, ist ein an der französischen Schule gereifter Realist. Man hat ihn nicht mit Unrecht „den schwedischen Anatole France" genannt, dessen überlegene Skepsis und Ironie er teilt. Sein Stil ist wie der des größten französischen Stilisten geradezu kristallklar; er trat künstlerisch als bereits völlig Reifer vor die Öffentlichkeit, und in den Novellensammlungen „Verirrungen" und „Historietten" bietet er in der Konzentration auf das Wesentliche bei schlagender Deutlichkeit das denkbar Vollendetste. Auf drei bis vier knappen Seiten werden uns Lebens- und Stimmungsbilder, oder in gesteigerten Momenten des psychischen Lebens erfaßte Zustände vorgeführt und zwar von einer solch suggestiven Kraft, daß sie trotz ihrer Knappheit unendliche Verkettungen in uns auslösen. Seine vorherrschende Note ist eine feingeschliffene Ironie, die ihre Spitze gegen das „Allzumenschliche" richtet. Diesen kleinen Kunstwerken reiht sich würdig der Roman „Martin Birks Jugend" an, die grau in grau gefärbte Geschichte eines kleinen Stockholmer Beamten, der auch einmal in seiner Jugend Verse gemacht und davon geträumt hat, „in einem großen Leidenschaftsbrand zu verbrennen", und nun langsam erfriert im Einerlei des Alltags, in der Tretmühle des Berufs, die sein Dasein in einen bloßen Mechanismus verwandelt.

Eine ungemein reiche und ursprüngliche Produktionskraft, die sich rastlos schaffend auf den vielseitigsten Gebieten betätigt, hier allen modernen Zeitpro-

blemen Rechnung trägt, dort sich nur ausleben will in ihrer ganzen, frischen Phantasiefülle, und die da das Höchste erreicht, wo sie hinabtaucht in die Tiefen der Volksseele, in die Eigenart der heimischen Natur: sie ist das Merkmal des jungschwedischen Schrifttums. Genialen schöpferischen Begabungen, wie Strindberg, Heidenstam, Selma Lagerlöf, Per Hallström, zu denen sich noch mehrere tüchtige Lyriker gesellen, reihen sich vertiefte, mit den reifsten Früchten europäischer Kultur vertraute Schriftsteller an, ebenso viele Beweise für die elementare, noch unverbrauchte Schaffenskraft des schwedischen Volkstums, wie für seine hohe künstlerische Empfänglichkeit.



Der Roman eines Lebens

Es gehört zum Tiefsten menschlicher Tragik, wenn ein Leben, das zum Großen, Vollen, Ganzen geschaffen schien, Bruchstück bleibt, weil „ein Übermaß in seines Blutes Mischung" den Menschen hindert, seine Gaben zu einer geschlossenen Wirkung zu sammeln. Ein Überschuß irgendeiner Eigenschaft, die an sich nicht zu verwerfen, ja sogar zu loben ist, wird zum Fehler, der eine merkwürdig schwächende Wirkung auf alles Sonstige des Lebens ausübt. Benjamin Constant, dieser eigenartige Franzose, ist ein Schulbeispiel für diese tragische Zusammensetzung. Sein Grundfehler ist das Mitleid. Das Fehlen einer entschlossenen Härte, wenn das Leben sie gebietet. Dieser Grundfehler der Schwäche gegen sich und andere, das Sich-und-andern-nicht-wehe-tun-können läßt sich wie ein Stockfleck auf jedem Blatte seines Lebensbuches finden. Die größten Torheiten, die Benjamin Constant begangen hat, entspringen diesem Fehler, und das Tragisch-Ironische dabei ist, daß die allergrößten Dummheiten dann von ihm gemacht werden, wenn er dieses Mitleid, diese Schwäche besiegen und handeln will.

Wer war Benjamin Constant? Das feine und interessante Buch, das Joseph Ettlinger als gründlichster deutscher Kenner dieses merkwürdigen Lebens soeben unter dem Titel Der Roman eines Lebens (Benjamin Constant, Der Roman eines Lebens von Joseph Ettlinger. Mit neun Abbildungen, Quellen- und Namenverzeichnis. Berlin 1909, Egon Fleischel & Ko.) herausgegeben hat, gibt uns zu dieser Frage ausreichende, man kann sagen erschöpfende Antwort. Es füllt eine Lücke aus und wird hochwillkommen sein.

Wenn man dieses Leben betrachtet, das tatsächlich wie ein einziger Roman anmutet, so sieht man sich mitten in eine nach allen Seiten hin gewitterhaft Entwickelungsblitze ausstrahlende Zeit gestellt. Es ist die Zeit der gewaltigen Revolution in Frankreich, des Usurpators Napoleon, der großen literarischen Genies in Deutschland, der Reaktion und abermaligen Revolution in Frankreich, der Romantik in Deutschland, der sich vorbereitenden Sozialreform in England, in welche der erste Ruf der Frauenrechtlerinnen hereintönt. Es ist die Zeit großer Menschen und es ist die Zeit seltsamer Menschen. Es ist die Zeit, da ein einziger titanisch-frecher Wille wie der Napoleons Europa in die Tasche zu stecken vermag. Und es ist die Zeit, da prachtvolle Intelligenzen und Veranlagungen zugrunde gehen oder mit halbgescheitertem Fahrzeug sich auf den Wellen der Zeit treiben lassen. Es ist die Zeit, da man die Schar der Berufenen kaum zu übersehen vermag und da doch ein nur geringer Bruchteil zu den Erwählten gehört. Es ist die Zeit, da Menschen auftauchen, die um ihres eigenartigen Lebens willen beachtenswerter sind als um dessentwillen, was sie geleistet haben. Niemals seit den Zeiten der Renais-

sance sah man so individuelle Menschen wie in dieser Zeit. Es ist die Zeit von etwa 1780 bis 1830. In diese Zeit fällt die Hauptlebenstätigkeit Benjamin Constants, des in vielen Beziehungen interessantesten Franzosen jener Zeit.

„Ideologe“ hat ihn einmal Napoleon spottend genannt. Er hat einen großen Teil seines Wesens damit prägnant charakterisiert. Benjamin Constant, der Sohn eines schweizerischen Haudegens, hatte vom Vater als edelmännisch-kriegerische Eigenschaft nur eine Neigung zu Duellen geerbt; eine Art gleichgültiger Verschwendung des Lebens, etwa wie Lord Byron; daneben eine nicht sehr rühmliche Spielsucht. Nicht aber leider die Entschlossenheit des Soldaten. Er stammt aus Kreisen und ist in Kreisen aufgewachsen, welche die aristokratische Ausbildung mit einer gefährlichen Frühreife bezahlten. Nicht Benjamin Constant allein, viele andere jener Zeit trugen den verhängnisvollen Keim jener Frühreife verderbend in sich: ich nenne neben Byron nur Alfred de Musset für Dutzende von andern. Wo wie bei Byron und Musset sich das Frühreife als poetischer Niederschlag zeigte, trägt es das Charakteristikum des Unbefriedigtseins und des Suchens nach stets neuen Erregungen; die frühe Müdigkeit; die allzu frühe Mündigkeit; das Verschobensein des Lebens und Schaffens und damit die Unrichtigkeit seines Aufbaus, so daß ihr Dichten dasteht wie ein jählings vom Baumeister im Stiche gelassenes Bauwerk. Wo bei Benjamin Constant diese Müdigkeit in Wirkung tritt, zeigt sie sich als allgemeiner Lebens- und Weltanschauungsausdruck pessimistischer Natur. Wenn man das Tagebuch Constants, das Journal intime liest, so glaubt man zuweilen, Schopenhauer zu lesen.

Das praktische tatsächliche Erfassen des Lebens, in dem Benjamins gewaltiger Zeitgenosse Napoleon so groß war, wird bei Naturen wie Benjamin Constant durch diese Frühreifheit und die daraus hervorgehende Lässigkeit und Unentschlossenheit wenig gefördert. Wir sehen diesen außerordentlich klugen Menschen fast an jeder Gelegenheit, das Leben zu gestalten, vorbeigehen. Nicht er führt das Leben, sondern das Leben führt ihn. Ein großer Teil dieses Lebens gilt der Wissenschaft. Ein großes Werk über die Religionen wird schon in der Frühzeit der Studien, denen sich Constant widmete, mit Eifer begonnen. Der ewig ruhelos Umhergetriebene wird erst im sechzigsten Jahr den ersten Band schreiben, und das ganze Werk hat das Schicksal, zu verstauben. Ein anderer Teil dient der Literatur. Goethe und Schiller werden in dem Leben Constants von Bedeutung. Er ist mit den dichterischen Dioskuren in engster Fühlung und übersetzt den Wallenstein ins Französische. Wieder ein anderer Teil dient der Politik und den Sozialwissenschaften. Dieser Teil seines Lebens ist der ausgebauteste und hat ihm auch die meisten tatsächlichen Früchte gereift. Hat doch ein Napoleon ihn seines Hasses und später seiner Gunst für würdig gehalten! Aber in allem dem sieht man immer wieder den Geist der Unbefriedigung, der alle möglichen Dinge aufsucht, um sie alsbald wieder zu verlassen. Ein Genie wie Goethe konnte den tausend Spuren des Lebens folgen, ohne sich zu verlieren. Ein Talent wie Benjamin Constant mußte sich notwendigerweise, bei bedeutsamen Leistungen im einzelnen, im ganzen verzetteln.

Von allen Hemmungen dieses Lebens war das Weib die stärkste und folgenschwerste. Es ist immer ein Zeichen niedergehender, schwächerer Naturen, wenn das Weib beherrschend wird. Man kann hier einleuchtende Parallelen ziehen. Ein Goethe hatte unendlich viel unter dem Weib zu leiden. Aber es hat ihm für seine Dichtung unendlich viel gegeben. Er war eben Künstler. Ein Schiller hat das Weib als beherrschende Macht ausgeschaltet. Und nicht zum mindesten darum hatte er den großen Willen zum Vollbringen. Ein Napoleon, der mitten in seinem ungeheuren Tatendrang Gemütsmensch wurde, wenn es sich um ein geliebtes Weib handelte, hatte gleichwohl die Kraft, mit Josephine Beauharnais zu brechen, da sein Interesse, sein Leben, seine Zukunft es verlangten. Benjamin Constant, vor die Trennung von Madame de Staël gestellt, hatte nicht den Mut. Er konnte nicht wehe tun. Nicht ihr. Nicht sich. Das böse Mitleid faßte ihn immer wieder, und so ward er feig und beinahe schlecht, mit dem Gefühl dieser Unzulänglichkeit im tiefsten Herzen.

Sola inconstantia constans, hat sich Benjamin einmal spottend selbst charakterisiert: die Unbeständigkeit ist seine Beständigkeit. Die Konsequenz der konsequenten Inkonsequenz. In diesem sprunghaften unaufhörlichen Verzerren einer einheitlichen Lebenslinie ist er zugleich der unruhige Gallier, wie ihn Cäsar gezeichnet hat. Gallisch ist auch sein trockener und doch funkelnder Witz, seine Dialektik, seine bestechende Konversation. „Le premier esprit du monde!“ nannte ihn Frau von Staël. Gallisch ist endlich sein Hang zum Weib. Tragikomisch spielt sein Scherzwort vor allem hier. Und zur erschütternden und zugleich beschämenden Tragödie wächst es sich aus in seinen Beziehungen zu Frau von Staël. Von allen den schöngeistigen und starkwilligen Frauen, welche die Aufklärung und das Revolutionszeitalter Frankreich und Deutschland brachte, war sie die Rassigste, Willensmächtigste, Tatkräftigste. Ihr ganzes Wesen war auf Beherrschung des Mannes gestellt. Sogar ein Napoleon sollte ihr Werkzeug werden. Allein er hatte den natürlichen Instinkt des Tatmenschen gegen das Tatweib und seinen Herrscherwillen. Er ließ sie kurzerhand aus Frankreich ausweisen. Ein feinnerviger, willensschwacher philosophischer Mensch wie Constant mußte ihr zum Opfer fallen. Und er ward ihr Opfer. Es mag das frühe Eintreten des Liebesgenusses sein, das wie bei Alfred de Musset ihn mit dieser lodernden Heftigkeit des Temperaments erfüllt hatte, welche rasch aufflammt, ganz und gar bis zur Besinnungslosigkeit sich hingibt, um dann Sklave zu werden bis zur Unwürdigkeit. Und Benjamin Constant ward Sklave von Frau von Staël. Ettlinger läßt diesen Liebesroman, den Constant im späten Leben in seinem psychologischen Roman „Adolphe“ so wahrheitsgetreu in engsten Rahmen gefaßt hat, in breiter Fülle an uns vorbeiziehen: erst ist Constant heftig angezogen, dann langsam abgestoßen, dann zu mitleidsvoll, ein Ende machen zu können, immer wieder verstrickt in das zuerst selig-qualvolle, dann nur noch qualvolle Netz der homme-femme, des Mannweibes, wie Constant selbst Frau von Staël charakterisiert, immer wieder im Versuch, zu entrinnen, bis er endlich die Maschen durchreißt, aber mit Verlust des wesentlichsten Teiles seiner Persönlichkeit. In der Entwicklungsgeschichte des Verhältnisses zwischen genialem Weib und geistvollem, aber schwachem Mann wird diese von Ettlinger mit der feinen Hand des erfahrenen Psychologen erforschte und geschilderte Liebestragödie einen Markstein bilden.

Um diese Zentralsonne des Weib-Erlebens Constants fluktuieren eine große, fast zu große Anzahl anderer Weiblichkeiten. Eine eigentümliche und wiederum für schwache Mann-Naturen bezeichnende Vorliebe für bemutternde Frauen kennzeichnet Constants Liebesdramen. Da ist zuerst die Frau von Charrière, eine mütterliche Freundin. Später ist ihm ähnlich bedeutsam Julie Talma, die Gattin des großen französischen Tragöden. Die schöne sirenenhafte Madame Récamier, für die er im siebenundvierzigsten Lebensjahr eine tragisch-lächerliche Leidenschaft faßt, eine zuweilen beelendende echte Passion eines alternden Mannes, bemuttert ihn desgleichen. Es ist weiterhin für Constant, aber auch für die ganze Zeit charakteristisch, daß die geschiedene oder die mißverstandene, von ihrem Gatten innerlich leer gelassene Frau sein Liebesleben beherrscht. Die femmes de trente ans und die femmes de quarante ans galten mehr als die vollwangige frische Jugend. Sie gaben dem geistigen Suchen, der allgemeinen Schöngeisterei mehr. Zudem lag jener eigentümlich mächtige Zug der Lebens- und Liebeserfahrenheit in ihrem Wesen, der zumal den jüngeren Mann so gerne in Fesseln schlägt.

Die Tragikomik des Constantschen Liebeslebens wird nicht zum mindesten in seinen beiden Heiraten offenbar. Die eine geschah in jugendlichem Alter mit einem Weibe, zu dem ihn das Mitleid geführt hatte. Sie endete, wie sich voraussehen ließ. Die zweite Heirat mit Charlotte von Tertre, geschiedene von Mahrenholtz, geborene von Hardenberg, sollte ihn von Frau von Staël erlösen. Die Geschichte dieser Heirat bietet das traurigste Schwanken eines Mannes zwischen zwei Frauen. Von Frau von Staël kommt er nicht los, weil er ihr nicht wehe tun kann, und der im stillen ihm bereits angetrauten Frau soll und will er doch gehören! So wächst die tragische Verwirrung ins Unendliche.

Man hat Benjamin Constant eine Werthernatur genannt. Man hat ihm und Werther

damit unrecht getan. Zum Werther war Constant eine trotz aller Hemmungen zu rührige Natur. Und in den Jahren, in welchen naturgemäß das Weib seine Rolle ausgespielt haben muß, sehen wir diesen Mann eine außerordentlich reiche politische Tätigkeit durch lange Jahre entfalten, der die geistige nebenhergeht. Ein Werther war er nicht. Dazu fehlte ihm bei aller Weichheit das Gemüt. Er war Franzose. Er war Europäer. Einer jener ewig Reisenden, wie sie die Spezialität jener Zeit sind. Ein unendlich feiner, einer der feinsten Beobachter. Jenes innig-deutsche Erfassen des Menschen aber und vor allem jenes Einswerden der Menschenseele mit der Natur Werthers hatte Constant nicht. Die Natur schien ihm nicht viel zu sagen. Goethes Faust verstand er gar nicht und stellte ihn unter Voltaires Candide. Seine Wallensteinübersetzung ist wenig genießbar. Dennoch müssen die Deutschen in ihm wie in Frau von Staël, der Verfasserin des berühmten Buches L'Allemagne, einen Bahnbrecher für deutsche Kultur erblicken. Seine Vorrede zum „Wallstein" enthält eine Reihe feinster Bemerkungen über das deutsche Drama und zeigt ihn als entschlossenen Gegner der drei Einheiten. Freilich wird diese Tatsache wieder etwas getrübt dadurch, daß seine Übersetzung stockfranzösisch ist — Goethe machte sich mit Recht darüber lustig —, und daß Tiecks konfuser Roman „Sternbald" ihn mit seiner frömmelnden Süßmeierei sehr anzog, wie er auch bezeichnenderweise die Zukunft des Dramas in Dramen à la Zacharias Werner sah. Man erkennt aus allen seinen Versuchen, sich Deutschland zu eigen zu machen, aller Ende nur die Schwierigkeit für den Franzosen, deutsches Wesen zu verstehen; eine Schwierigkeit, die überhaupt nicht zu beheben sein wird. Gleichwohl hebt Constants Eintreten für deutsche Kultur ihn vor seinen Zeitgenossen beachtenswert hervor.

Überblicken wir Constants Leben — er starb hochbetagt und von der Nation betrauert —, so bleibt zunächst das Relief einer außergewöhnlichen Persönlichkeit, umgeben von einer ungemeinen Fülle bedeutsamer Zeitgenossen, auf dem Hintergrund einer großen, mächtig bewegten Zeit. Diese Persönlichkeit zeigt alle Züge des modernen Menschen nach jener Richtung hin, wie sie in der Literatur und Philosophie auf lange Zeit vorwiegend geworden ist. Wir sehen den Romantiker und seine Ironie vorgebildet. Wir sehen die Zerfaserung einer unaufhörlich sich selbst bespiegelnden und untersuchenden Natur. Wir sehen die weltfremde, unbefriedigte Traurigkeit, die sich vergeblich unter Skepsis und rauschendem Erleben verbergen will. Wir sehen eine Fülle von Geist, dem die wahrhafte Wärme mangelt. Wir sehen glänzende Eigenschaften, die dennoch keine endgültigen sieghaften Wirkungen hervorbringen. Allem dem fehlt noch die eigentliche Liebe. Das, was Goethe in so wunderbarem Maße an sich hatte: das Sich-zu-eigen-machen des Daseins. Wenn man das hochinteressante Buch Ettlingers liest, hat man ein Bild vor sich: unermüdlich schöpft ein Mensch Welle um Welle, um sie zerrinnen zu lassen. Von aller der ungeheuren Gelehrten- und Politikerarbeit Constants ist für die Geschichte nur das eine erinnerungsfrisch geblieben, daß Constant nach der Rückkehr Napoleons von Elba mit einem jähen Frontwechsel sich in die Dienste des von ihm so lang und leidenschaftlich bekämpften Korsen gestellt hat; sicher mit der besten Intention und in einer jener Regungen des Edelmutes, die sein Leben auszeichnen. Freilich: er ward dadurch geschichtlich der Typus des Renegaten; sola inconstantia constans. Ettlinger sucht den Beweis zu erbringen, daß Benjamin Constant mit dieser Frontänderung recht gehabt habe. Und gewiß wird man bei ernster Prüfung Constant einer Charakterlosigkeit hier nicht zeihen können.

Ein Bleibendes für die Literatur hat Benjamin Constant als Bestes aus dem Meer der Zeit geschöpft: seinen „Adolphe" (übertragen von Joseph Ettlinger, bei Hendel, Halle a. d. S., erschienen) Sein „Ich" und seine Stellung zum Leben und zum Weib, seine Tragödie mit Madame de Staël hat er in diesem kleinen Werk widergespiegelt in tausend feinsten Nuancierungen. Kein Dichter, ist er in diesem Selbstbekenntnis unbewußt unter die Dichter gegangen, die zu allen Zeiten in ihrem Besten auch wahre Bekenner waren. Indem die Hand des Wissenschaftlers und Philosophen dieses Werk schuf, machte sie es zum Grundstock des modernen Experimentalromans. Es ist das Bild des an der Welt

leidenden, des schwachen Menschen. Für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts muß dieser Constant-Adolphe, dem wir unser Interesse, ja unsere Sympathie nicht durchaus versagen dürfen, ein zu Überwindendes sein. Einer hat uns den Weg gezeigt: Goethe. Die bewußte, fest angreifende Willenskraft muß alle Skepsis, alle Welttrauer besiegen. Höher als der Roman eines Lebens steht die Tat. Die menschliche wie die dichterische. Das lehrt uns Constant-Adolphe mit seinem Roman!

Albert Geiger



Von mexikanischer Lyrik

Wer kennt das Vaterland Montezumas? Von Angesicht zu Angesicht wohl nur wenige, aber der es geschaut hat, dem wird es unvergeßlich bleiben. Selten liest man den Namen Mexiko in den Zeitungen; das Land ist nicht die Wiege welterschütternder Ereignisse, ruhig und stetig entwickelt es sich, nachdem es nun die Geburtswehen überstanden hat. Nur Mutter Erde kann sich die Märzgedanken nicht aus dem Kopfe schlagen, und niemals ist man vor ihren Pronunciamentos sicher, die sich in Erdbeben und Vulkanausbrüchen äußern.

Wird schon vom Lande wenig Aufhebens gemacht, wieviel weniger von seinem geistigen Leben, und wer hat schon von mexikanischer Literatur gehört? Wir wühlen in den literarischen Rumpelkammern aller Nationen, Völker und Völkchen umher, als gelte es, verzauberte Dornröschen zu befreien oder spinnwebüberzogene Ewigkeitsgedanken ans Licht zu bringen. Sollen wir an Mexiko vorbeigehen? Das Land verdient es nicht; Mexiko hat eine Literatur und echte und schlechte Poeten.

Das Schönste in dieser mexikanischen Literatur ist die Lyrik. Eine seltsame Blume, diese Lyrik; eine Blume, schwermütig und von narkotischem Duft, wie sie im Schatten schwüler tropischer Wälder träumen. Und es ist doch ein Sonnenland, dieses Mexiko, und der Himmel so blau wie über Italiens Fluren! Woher kommt das schwere Blut seiner Dichter? Es ist das Erbe der Rasse. Das wenige spanische Blut konnte den Ernst der indianischen Rasse nicht verdrängen, und in den mexikanischen Dichtern als den Repräsentanten ihres Volkes kommt dieser schwere Charakter zum Ausdruck.

In der Dämmerung mexikanischer Literatur steht ein Weib: Sor Juana Ines de la Cruz, Nonne im Kloster des hl. Joseph in Mexiko. Sie starb 1695 an der Pest, die sie sich bei der Pflege Pestkranker zugezogen hatte. Obschon eine Nonne, sind ihre Gedichte keine religiöse Schwärmerei und Kirchenlieder; sie sind der Ausfluß einer verhaltenen Leidenschaft. Sie mag wohl eine der ersten Frauen gewesen sein, die für Frauenrechte eingetreten sind. In einem Gedichte „Advertencias“ (Bemerkungen) verteidigt sie ihr Geschlecht und greift die Ansichten der Männer heftig an.

„Fiel auch manche der Sünde zum Gold,
Wer hat zu verdammen mehr Gründe?
Die, welche sündigt für Gold,
Oder der, welcher zahlt für die Sünde?

Da die Schuld euch selber ja flucht,
Ist es euer Recht zu verfemen?
Macht sie zu dem, was ihr sucht,
Wie ihr sie machtet, müßt ihr sie nehmen!“

Einen eigentlichen Aufschwung nahm die Literatur erst in den Befreiungskriegen und Revolutionen, und aus jener Zeit ist einer der Größten Vicente Riva Palacio. Er liebte sein Vaterland glühend und verteidigte es nicht nur in Wort und Schrift, sondern zeichnete sich auch auf dem Schlachtfeld aus und nahm selbst am blutigen Drama von Querretaro teil. Seine Dichtungen umfassen eine ganze Skala menschlicher Leidenschaften und Gefühle. Er beherrschte sie alle: Scherz und Ernst, Humor, tiefes Naturempfinden und den jauchzenden Hymnus an das Vaterland.

Ein Beispiel von Intelligenz und Tüchtigkeit der eingeborenen Rasse ist Ignacio Altamirano, Indianer von reinstem Blute, wie auch Mexikos größter Staatsmann, Benito Juarez. Sein Leben war ein arbeitsames und vielseitiges. Er gründete literarische Gesellschaften, Museen, Lyzeen, Schulen und redigierte Dutzende von Zeitungen und Zeitschriften. Er ist der Dichter des häuslichen Lebens.

Guttierez Najeras wie flüssiges Silber gleitende Verse sind voller Gedanken und eigenartiger Bilder. Er ist der Dichter des Schmerzes; Schwermut ist der Grundton seiner Werke. Ein Gedicht von wunderbarer Schönheit ist seine „Schubertsche Serenade". Die Verse klingen wie Musik, und wie Schubert seine Seele in Töne legt, so legt Najera seine Sehnsucht in Worte.

„So, so spräche meine Seele — wenn sie könnte!
Und so im innersten Busen
Schluchzen und weinen ungehört meine Leiden."

Einem ganz eigentümlichen Charakter begegnen wir in Antonio Plaza. Sein Leben war eine einzige Kette von Widerwärtigkeiten. Von der Gesellschaft ausgestoßen, gehaßt, verachtet und verfolgt, zahlte er mit gleicher Münze. Seine Kritiken sind das Schärfste und Gewagteste und nicht sehr wählerisch im Ausdruck. Man entsetzte sich über seine Gottlosigkeit und unverhüllte Wahrheit, die niemand, ja sich selbst nicht verschonte. Er glaubte an nichts, respektierte nichts, nicht andere und nicht sich selbst. Um der Verzweiflung zu entgehen, sucht er Vergessen in Bacchanalen, aus denen er nur zu bald erwacht; dann möchte er wieder empor, doch sein grausames Geschick zieht ihn immer wieder hinab. Er wurde an sich selbst irre, und so mußte dieser glänzende Geist verbluten. Plaza liebte nur eines: seine Familie; ihr galt all seine Liebe. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Als sein jüngster Sohn durch einen Unglücksfall starb, da konnte auch er nicht mehr leben; langsam siechte er in schmerzvollem Leiden dahin; nicht einmal einen schnellen Tod hatte ihm sein Geschick gegönnt. Er litt an der fixen Idee, lebendig begraben zu werden, und kurz vor seinem Tode schrieb er an den Friedhofwächter, er solle seine Leiche so lange im Totenhaus lassen, bis der Körper in Zersetzung übergehe, und ihn erst dann begraben. Seine Familie blieb im Elend zurück und lebte von Almosen weniger Freunde. Erst nach seinem Tode begannen seine Werke bekannt zu werden und sind heute in seinem Vaterlande und in allen Ländern spanischer Sprache außerordentlich verbreitet.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, die mexikanische Literatur systematisch aufzuzählen. Wenn der eine oder andere dadurch veranlaßt wird, einen Blick in diese eigenartige Welt zu tun, so ist mein Wunsch erfüllt. Es ist mir nicht bekannt, ob es Übersetzungen mexikanischer Dichter gibt; jedenfalls würden sich solche lohnen. Wer der spanischen Sprache mächtig ist, sollte nicht zögern, wenigstens die sehr gute Anthologie: „Jojas de la Literatura Mexicana" (zu beziehen durch Editorial Ibero-Americano, Madrid, Desengaño 9, 11 y 13) kennen zu lernen.

Aus der Reihe mexikanischer Dichter will ich nur noch einen hervorheben, der durch sein Leben und tragisches Ende unsere Anteilnahme hervorruft: Manuel Acuña. Er ist einer von den zu jung Verstorbenen, die uns die schmerzhafte Frage lassen: Was hätte dieser Mann noch leisten können, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen! Er starb 27 Jahre alt durch Selbstmord; was er in seinem kurzen Leben geleistet hatte, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Manuel Acuña wurde im Jahre 1849 in Saltillo geboren. Seine Eltern, die in bescheidenen Verhältnissen lebten, und die der Knabe über alles liebte, erteilten ihm den ersten Unterricht. Mit 18 Jahren kam er nach der Hauptstadt, um Medizin zu studieren. Hier trat er auch mit seinen ersten poetischen Versuchen hervor, die von Erfolg begleitet waren. Bald war er der Führer der damaligen literarischen Bewegung in Mexiko. Die Jugend scharte sich um ihn, denn er war es, der neues Leben und modernes Empfinden in die Literatur seines Vaterlandes brachte. Sein Ruhm wuchs täglich; die Gesellschaft vergötterte ihn, und niemand ahnte, daß

dieses sprühende Leben bereits vom Tode angehaucht war. Mitten in seinen Triumphen fand man ihn eines Morgens tot — er hatte Gift genommen.

Unter allen Dichtern seiner Heimat ist keiner, der unserm Empfinden so nahekommt wie Manuel Acuña. Seine Verse sind frei von allem Gezierten und Gesuchten; sie sind die Einfachheit selber, aber reich an Gefühl und Zartheit. Man wird beim Lesen unwillkürlich an Lenausche Lyrik erinnert. Acuña ist nicht nur Lyriker, er ist auch scharfer Denker. Seine Dichtung „Vor einer Leiche", die er als Mediziner mit dem Seziermesser zerlegt, ist voll tiefer philosophischer Gedanken, zwischen denen poetische Perlen eingestreut sind.

Sein letztes Gedicht, ein Nokturno „An Rosario", ist der prächtigsten eines; es ist ein Schrei aus der Tiefe einer gequälten Seele und schlechterdings unübersetzbar; diese Knappheit des Ausdrucks und die innere Harmonie der Verse ist nicht wiederzugeben. Es ist sein Schwanengesang, in dem er dem Leben sein letztes Lebewohl zuruft. Manuel Acuña war ein Idealist, der sich im Leben nicht zurechtfinden konnte; gerade seine naturwissenschaftlichen Studien machten ihn zum Pessimisten und Grübler. Er war der Wirklichkeit nicht gewachsen; so warf ihn eine unglückliche Liebe vollends nieder.

Aus dem Nachruf, den ihm sein Landsmann Justo Sierra widmet, greife ich wenige Verse heraus.

„Palmen, Triumph und Lorbeer, und Dämmern
Einer glücklichen Zukunft, in einer Stunde
Von Ekel und Einsamkeit
Gabst du dahin für dein Recht;
Das traurige Recht zu sterben, mein Bruder.

Das Drama deines Lebens war dir
Seit deiner Wiege im Innern geschrieben.
Es war ein Keim, der in der Seele dir gärte,
In deiner Seele, die Unendliches suchend
In einer verkrüppelten Welt im Ekel ertrank."

A. Gamerdinger (Planta Juando)



Pierre de Coulevain

In ihrem persönlichsten Buche spricht die Dame, die sich Pierre de Coulevain nennt, auch von der Aufgabe der Kritik. Nicht der erste beste, sondern nur der durch Prüfung erwiesene Kenner sei zum literarischen Richter berufen, und dieser kundige Thebaner müsse gewissenhaft, wohlwollend und gerecht vorgehen, um ein guter Kritiker zu heißen. Einverstanden! Aber ich stimme nicht ihrer Forderung bei, daß der gute Kritiker sich damit begnüge, Anlage, Sprache und Ausführung eines Buches zu studieren und auf die Auffassung des Verfassers zu achten. Als Ausländer zumal beanspruche ich größere Unabhängigkeit.

Wer ist Pierre der Coulevain? Eine Dame, wie gesagt. Mehr wissen wir nicht. „Lebend und tot will ich meine Anonymität wahren," schreibt sie in einem Briefe an mich. Wenn Leute, die sich für eingeweiht ausgeben, uns verraten, daß sie die Mitte des Lebens überschritten habe, so darf man dies unbedenklich glauben; ihre Werke zeigen die Schwächen und Vorzüge des gepriesenen reiferen Alters. Ebenso unbedenklich darf man behaupten, daß sie nach Erziehung und Stellung der höheren Schicht der französischen Gesellschaft angehört. Ihre Aufmerksamkeit widmet sie den Leuten, die in den alten Palästen und vornehmen Hotels der Großstädte wohnen oder verkehren; die Personen ihrer Bücher entstammen der Aristokratie lateinischer Rasse und der fünften Avenue zu Newyork; sie weilt gern als Gast auf den behaglichen Gutshöfen des englischen Landadels. Die Kreise dieser Bevorzugten, Weitgereisten, dieser Weltbürger, die sich nicht um nationale Scheidewände kümmern, die am Fortschritte der Kultur, am Verkehr unter den Völkern, oder wenigstens an den Tollheiten der Mode teilnehmen, sind ihre Kreise; diese Welt des verfeinerten Genusses, der geistigen Regsamkeit, der künstlerischen In-

teressen ist so ausschließlich die ihrige, daß sie von keiner anderen weiß und uns in keine andere einführt.

Annie Villars aus Newyork, die Heldin ihres ersten Romans (Noblesse américaine) besitzt 60 Millionen. Trotz dieser ansehnlichen Mitgift ist sie eine begehrenswerte Partie, und sie würde es auch ohne sie sein. Auf einer Europareise lernt sie in Paris den verarmten Marquis Jacques d'Anguilhon kennen. Sie heiratet ihn und umgibt ihn mit neuem Glanze und verschwenderischer Fülle. Und doch betrügt er sie nach kurzer Zeit. In zorniger Aufwallung verrät eines Tages die Mitschuldige das Geheimnis; ein Zusammenleben der Gatten scheint nicht mehr möglich. Aber bei Annie siegt die kühle Vernunft über das empörte Rechts- und Schamgefühl; ihrem Sohne und sich selbst zuliebe bleibt sie an ihrem Platze und läßt sich, als die reuige Christiane de Blanzac freiwillig den Tod gesucht hat, versöhnen und zu dem frohen Glauben überreden, daß sie dem Glücke für Lebenszeit ihren Zoll entrichtet habe. Die Leidenschaft, philosophiert sie, sei über Jacques gekommen wie eine Krankheit, etwa wie die Pocken; nun sei er gegen einen Rückfall schutzgeimpft. Nur eine Französin könne einen Franzosen verstehen. Vermutlich geht aber selbst vielen Französinnen das Verständnis für diesen Jacques d'Anguilhon ab, der mit Christiane seit der Jugend befreundet, von ihr beraten und unterstützt, die Hand der reichen Amerikanerin gewonnen hat, um dann mit derselben verwitweten Christiane die jugendfrische, gradsinnige und großmütige Annie zu hintergehen. Nach seiner Meinung wird die Frau mit dem Ehemanne so völlig eins, daß dieser, ohne ein Unrecht an ihr zu begehen, auch außerhalb des Hauses sich für weibliche Reize interessieren darf.

Wer weiß, vielleicht entwickelt sich Jacques zu einem vernünftigen und arbeitsamen Manne nach dem Herzen der Yankees. Am Schlusse der Noblesse américaine tritt er mit seiner Frau die erste Reise nach ihrer Heimat an. Die Verfasserin läßt ihn aber nicht ganz aus den Augen. In ihrem folgenden Werke (Ève victorieuse) erscheint er noch einmal, um die überseeischen Freunde Annies zu bewirten, und wir hören später, daß er sich für die Volksvertretung hat wählen lassen. Eine Rolle spielt er in diesem Buche nicht; er und seine Frau dienen nur als Bindestrich zwischen den beiden Romanen, die trotz dieses Zusammenhangs und mancher gemeinschaftlicher Züge einander nicht bedingen. Auch der Neuyorkerin Dora Carroll wird ihre Fahrt nach der Alten Welt zum Verhängnis; ihrem Verlobten daheim zieht sie den römischen Grafen Sant' Anna vor. Es kostet manche schmerzliche Lehre, bis sie, die Eigenwillige, sich in die zwiespältige Gesellschaft Roms eingewöhnt. Und ob ihr das Frauenleid ihrer Landsmännin Annie erspart bleibt? Aber diese über den Roman hinausgreifende Sorge läßt die Verfasserin gleichgültig. Nicht Dora Carroll, sondern ihre jugendliche Tante Helene Ronald ist die Ève victorieuse. Das ist eine kluge Frau, auch nicht ganz unerfahren, aber schwach genug, um an Sant' Anna Interesse, Gefallen zu finden. Selbst als sie, durch seine freche Zudringlichkeit beleidigt, ihn in die Schranken gewiesen, als er sich bald darauf ihrer Nichte zugewendet hat, bleibt er der Mittelpunkt ihrer Träume; auch die Rückkehr zu ihrem Manne, ihr Übertritt zum Katholizismus bringt ihr die Ruhe nicht wieder; erst ein Brahmine, ein geheimnisvoller Seelenarzt, befreit sie von ihrer Not: er suggeriert ihr die Kraft gegen die schlimme Erinnerung an den Italiener. Es dauert lange, bis sich diese durch erborgte Stärke siegreiche Eva die Rolle eingesteht, die sie in Europa gespielt hat, die Rolle der in den Eselskopf verliebten Titania.

Vielleicht ist diese Bewertung ihres Versuchers unbillig, zu hart. In der Ehe mit Dora Carroll erreicht Lelo von Sant' Anna ungefähr das Mittelmaß; er ist mehr träge als unbegabt. Aber was geht uns seine Ehe an, uns, die wir gern glauben, daß er kaum zu mehr taugt, als der Ahnenkette seines Hauses ein Glied anzufügen, oder die Buntfarbigkeit des römischen Straßen- und Gesellschaftsbildes um sein bißchen Erscheinung zu steigern. Die Erzählerin benutzt aber gar den Palast der Sant' Anna, um von hier aus ihre Leser in das Rom der Übergangszeit einzuführen, in dem Schwarze und Weiße sich das Gebiet streitig machen, in die Haupt-

stadt des neuen Italien, die von überall her fremde Gedanken und Sitten aufnimmt. Darüber verlieren wir die Heldin des Buches beinahe aus den Augen, haben es auch gar nicht eilig, sie wieder einzuholen. Die Not der Gedankensünderin hat uns nicht allzu rauh ans Herz gegriffen. Zudem sind wir gewiß, daß Nichte und Tante sich wiedersehen werden, daß aus dem römischen Leben der einen für die andere Selbstbesinnung, Sieg und Freiheit hervorgehen muß. Im Grunde genommen, müssen wir auf zwei Geschichten hören, und die Geschichte der Dora Carroll ist nicht übermäßig anziehend, auch gar nicht neu. Aber sie liefert den Anlaß zu lehrreichen Bemerkungen, zu vielsagenden Formulierungen und allerlei Nebensächlichkeiten. Während Dora, die Oberflächliche, Kurzsichtige, Leichtherzige sich mit einem billigen Glücke an der Seite des windigen Römers zufrieden gibt, gewinnt die siegreiche Eva aus ihrer europäischen Krise das Verständnis für die Tüchtigkeit und die in festem Boden wurzelnde Sittlichkeit des Neuyorkers. Eine These, für die der Roman mit seiner Landes- und Volkskunde den Beweis liefern soll! Schon in der Noblesse américaine verrät sich der Hang zum Lehrhaften; aber die gradlinig ausschreitende Erzählerin verliert sich nicht im dichten Buschwerk geistreicher Rassenvergleiche, gesellschaftlicher Charakteristiken, historisch-politischer Gespräche. Sie überläßt es dem selbständigen Leser, Annies Entschlüsse und Schicksale aus ihrer amerikanischen Erziehung zu erklären oder über andere Möglichkeiten für den Verlauf und Ausgang der Geschichte nachzusinnen. Und so verfährt der rechte Erzähler wohl immer; er stattet seine Personen so hinreichend aus, daß ihre Eigenart und ihre Unterschiede in allen Lagen ohne Kommentar den wachen Augen offenbar werden. Dieses dem natürlichen Bedürfnis angepaßte Verfahren hat Pierre de Coulevain schon in der Ève victorieuse vernachlässigt, in ihren beiden folgenden Werken aber noch gründlicher und sorgloser mißachtet.

Sur la Branche heißt das nächste, ein Selbstbekenntnis. Heimatlos! Ihre Heimat hat die Erzählerin an dem Tage verloren, als sie ihren Mann begrub, und da hat sie auch gleichzeitig die Lust verloren, eine neue zu suchen. Sie entdeckte ja, daß der Verstorbene sie betrogen hatte, daß der Sohn einer Verwandten sein Kind war. Erst mit den zunehmenden Jahren hat ihr ungeheurer Groll der Nachsicht Platz gemacht, ja, das Geschick fügt es, daß sie den Verrat an ihr selbst mit mütterlicher Teilnahme an jenem jungen Manne vergelten muß, in dessen Leben sie hilfreich und entscheidend eingreift. Es lohnt sich, dieses seltene Los einer Hintergangenen und Vereinsamten, menschliche Gebrechen anderer durch echte Menschlichkeit zu sühnen, als einen natürlichen, sogar notwendigen Vorgang zu motivieren. In der Tat leuchtet manche Bemerkung unerwartet wie ein Blitz in das Herz der gepeinigten Frau hinein. Aber diese Beichte eines empfindlichen Gewissens büßt an Wirkung ein unter der ungesichteten Fülle des Tagebuchs, in dem die Verfasserin über ihre Erlebnisse in Paris oder in französischen Bädern, am Mittelmeer oder im Black country Englands berichtet; sie lebt ja wie der Zugvogel „auf dem Zweige". Nicht ganz unähnlich dem gedankenbeschwerten Childe Harold. Und wie Byron die Betrachtungen seines Ritters durch Einschub von Strophen ausweiten konnte, so ließen auch Pierre de Coulevains (hier Frau de Myères genannt) Aufzeichnungen sich beliebig vermehren; ihrem Buche mangelt es eben an Rundung, Geschlossenheit, vorwärts drängendem Flusse. Es ließe sich umgekehrt ohne Schaden für die Komposition daran auch kürzen. Mich wundert fast, daß die Verfasserin ihre Mitteilungen über Staffordshire nicht gestrichen hat; sie sind für den Kern der Geschichte zu entbehren, wenn von einer solchen überhaupt geredet werden kann. Zudem hat sie den Teil des Buches, der dem englischen Landleben gewidmet ist, in ihrem letzten Buche (l'Ile inconnue) nochmals behandelt, treffender und eingereiht in einen größeren gleichartigen Zusammenhang.

Unbekannt mag England, die Ile inconnue, der großen Mehrzahl der Franzosen sein. Aber der Titel klingt doch reichlich gespreizt. Als ob nicht früher schon für französische Leser sehr tüchtige Bücher über Großbritannien geschrieben worden wären, unter denen die von Taine, Max O'Rell und Hamerton keineswegs veraltet sind! Pierre de Coulevain hat uns

über das Inselvolk freilich manches mitzuteilen, das anderen Augen entgangen ist. Nicht nur ist die Ile inconnue ein französisches Buch, das die Schriftstellerin ihren Landsleuten als Spiegel zugedacht hat, sie ist auch ein durchaus weibliches Buch; durch den Federnamen Pierre de Coulevain könnte nur der getäuscht werden, der nicht weiß, was bei Frauen Interesse und Verständnis findet, oder der übersieht, wie auch die gebildete Frau zu Verallgemeinerungen neigt. Einem glücklichen Zufall verdankt sie die Einladung zu einer vornehmen Familie in der Umgebung Londons, wo sie längere Zeit zubringt. Ihrer Wirtin, einer Witwe, fällt mit einer bedeutenden Erbschaft auch ein hübsches Landgut anderswo in England zu; sie zieht dorthin um. Ihre beiden ältesten Kinder verloben sich, sie gewinnen zu ihren alten neue Freunde. Endlich kehrt auch der jüngste Sohn aus Amerika heim. So vergrößert sich der Personenkreis, und damit erweitert sich für den französischen Gast die Umschau über das fremde Volk. In der Erfindung ist die Ile inconnue nicht origineller als etwa eins jener Schulbücher unserer Nachbarn, in denen eine Familie durch Studium, Heirat oder Berufsgeschäfte über alle Provinzen verstreut wird und so dem Verfasser die Gelegenheit verschafft, seiner Lesergemeinde Frankreich mit der etwas erquälten Lebendigkeit des planvollen Ungefährs darzustellen. Eine solche Geschichte hat nicht mehr Sonderart und Zweckbedeutung als das Lattenwerk unter dem Schlinggrün am Hause oder als die Dauben und Reifen des Fasses, in das man einen guten Jahrgang füllt.

Von den Personen der beiden zuletzt genannten Bücher läßt sich Pierre de Coulevain gelegentlich als romancier schmeicheln. Bei aller mitteleuropäischen Höflichkeit bin ich zu aufrichtig, um in diese Anerkennung einzustimmen. Nur ihr erstes Buch ist in Wahrheit ein Roman, durchweht von Leidenschaft und erfüllt von dem bunten Spiel des Lebens. In den beiden folgenden drängen sich allerlei Nebenabsichten in die Aufgabe der Erzählerin; der Leser, der gern ein Einzelschicksal verfolgen möchte, muß sich durch ganz uninteressante Menschen und breite Reflexionen stören lassen. In der Ile inconnue ist die Erfindung zu dürftig, um Aufmerksamkeit zu verdienen; in den Mitgliedern einer einzigen Familie soll ein Volk abgeschildert werden: Wahrheit und Dichtung also, von denen eins zu kurz kommen muß. Besitzt diese Schriftstellerin die Gabe, ein Stück der gegenwärtigen Menschheit abzugrenzen und daraus eine Welt im Kleinen, eine allezeit und allen verständliche Welt zu gestalten? Wenn schon, dann ist es zu bedauern, daß sie sich in einer ausländischen oder internationalen Gesellschaft gefällt, die uns notgedrungen fern und fremd bleibt oder sozial zu hoch über dem Durchschnitt steht, um nicht dem psychologisch veranlagten Leser den Blick nach oben zu verleiden. Dieser Gesellschaft stehen die erzählten Vorgänge gut zu Gesicht; zum Ehebruche führen sie oder sie entwickeln sich aus ihm, dem Ehebruche als brutal-selbstsüchtigem Betruge, dem Ehebruche als der unentschlossenen Begehrlichkeit der Nichtbefriedigten, dem Ehebruche als dem sinn- und liebeleeren Fehltritte einer schwachen Stunde; und die dem Alkohol verfallene Mrs. Beaumont (Ile inconnue) mit ihrem schmählichen Ende vervollständigt das Gesamtbild der vier Bücher, ohne es vorteilhaft zu heben. Mit den klaren oder dunklen Menschenschicksalen in den Erzählungen ist der Glaube an eine göttliche Weltleitung recht gut zu vereinen, aber nicht jener gläubige, fast fatalistische Optimismus Pierre de Coulevains, der dem Ungetreuen und Schuldigen beinahe die Verantwortung abnimmt.

An die dichterische Kraft bei dieser bücherschreibenden Frau glaube ich also nicht, an jene Kraft, die zum Erdichten und Verdichten drängt und dafür auch befähigt. Und sie selbst, scheint mir, glaubt auch nicht recht daran. Wohl um dieses Unvermögen auszugleichen, hat sie ihren Blick scharf und ihre Teilnahme am Menschlichen rege erhalten, hat sie den Kreis ihrer Beobachtungen von Buch zu Buch erweitert. Es liegt ihr mehr daran, ihre Eindrücke von der Fremde treu festzuhalten, das Beobachtete zusammenzustellen und miteinander zu vergleichen, Grundlinien aufzuspüren und allgemeine Wahrheiten zu formulieren. In den beiden ersten Werken bringt sie das Amerikanertum nach Frankreich und Italien, um darzustellen, wie es sich in die alte gesellschaftliche Kultur Europas einfügt und sie beeinflußt. Die Ile inconnue und zum Teil



Sur la Branche sind Studien über England vom französischen Standpunkte aus. In kurzweiliger Folge wechselt der Gegenstand: die Gesellschaft mit ihren Erfordernissen und Auswüchsen, der Staat als historische Form, seine Kräfte und seine Aufgaben, das religiöse Bekenntnis nach Wirkung und Geltung, die Frau vor und in der Ehe, und mancher andere. Die zugespitzte Form der Bemerkungen, die Neigung zu voreiliger Abstraktion, das Bestreben, ihre Erfahrung zu Leitsätzen von dogmatischer Kürze auszumünzen, die Umschau nach kleinen Funden verraten überall die Frau, eine Französin von temperamentvoller Lernfreudigkeit und unfranzösisch reichem Wissen. Wie zu erwarten, fehlt es nicht ganz an gewagten, mitunter gar unrichtigen Behauptungen, wozu ich die Überschätzung französischer Vorzüge und Leistungen, sowie manche Ansicht über katholisches Wesen rechne. Es sind ihr auch ein paar Geschmacklosigkeiten unterlaufen. Nirgends drängt sich die lehrhafte Absicht so weit vor, daß sie den Leser verstimmen könnte. Die erzählende Form bewahrt die Verfasserin davor, je eintönig und langweilig zu werden; sie gestattet es, ihre reiche Erfahrung zum Erlebnis der freierfundenen Personen, zum Stoff für Briefwechsel und Tischgespräch zu machen. Gleichnisse und Bilder kommen ihr wie ungesucht zu Hilfe, aber sie blenden oft mehr, als daß sie überzeugten; comparaison n'est pas raison.

Die Aufgabe dieser Art von Literatur, des ethnographischen oder völkervergleichenden Romans, dürfte ebenso schwierig und auch ebenso undankbar sein wie die des historischen. Es ist eine Doppelaufgabe: der Phantasie die Weiten zu erschließen und das Bedürfnis nach Wissen, nach Erkenntnis zu befriedigen. Ob bei Pierre de Coulevain der Gewinn aus der Belehrung erheblich größer ist als das Vergnügen an der Erzählung, mag unentschieden bleiben. Viel Neues und Eigenes war weder über die Engländer noch über die Amerikaner mehr zu sagen, nachdem die obengenannten Franzosen, sowie Bourget, Demolins u. a. als Leute von Geschmack und Ernst beide Völker dargestellt hatten; auch brauchen die Darbietungen unseres Polenz und Karl Peters oder des Schweden Steffen nicht notwendig jenseits der Vogesen unbekannt und ungelesen zu bleiben. Pierre de Coulevain aber gar mit Mme de Staël, der Entdeckerin des geistigen Deutschlands, auf eine Stufe zu heben, verrät eine unzulängliche Fähigkeit zu kritischem Wägen; es genügt bereits, an die Verschiedenheit der Zeitlage vor hundert Jahren und an die Verschiedenheit des Kreises zu denken, in den die bewegliche Genferin bei uns eingetreten ist. Als Roman verkleidet, hätte das Buch De l'Allemagne den ersten Napoleon nicht so heftig aufgebracht. In einer Hinsicht erreicht Pierre de Coulevain die ältere Schriftstellerin, im äußeren Erfolge. Es scheint auf den ersten Blick kaum möglich, mein Gutachten über die vorhin besprochenen Werke mit ihrem ungewöhnlichen Absatze in Einklang zu bringen. Meines Bedünkens erklärt sich dieser zunächst aus dem Verlangen der französischen Gebildeten, über die anglo-amerikanische Rasse immer wieder von einem Kundigen Auskunft zu erhalten, ausführliche und zuverlässige. Wer jenes Ausland zuletzt besucht hat und das Neueste, Intimste von ihm zu melden weiß, darf seines Publikums gewiß sein. Und welches Interesse an dem Schriftsteller gar erst, wenn er die Oberschicht jenseits wie diesseits des Ozeans schildert! Was die Tageszeitungen über die Ehen der Marlborough und Dufferin, der Rochefoucault und Chimay, der Colonna und Ruspoli mit reichen Amerikanerinnen klatschen und mutmaßen, hofft der Snob aus dieser Art von Werken zu ergänzen. Aus Neugier für das Persönliche hat er auch die Ich-Erzählung Sur la Branche freudig begrüßt, weil er daraus ein halbwegs treues Konterfei von Pierre de Coulevain zu gewinnen meinte. Als könnte nicht auch eine sogenannte Autobiographie erdichtet sein und irreführen! Und schließlich bringen es wirkliche Vorzüge meistens auch zu einem Erfolge. Was an dieser Schriftstellerin tüchtig und der Anerkennung wert ist, habe ich nicht übersehen. Oder sollte mir jemand das nachsagen wollen?

Dr. Joseph Hengesbach



Neue Bücher

Die sieben Wochentage und andere Erzählungen von Adolf Schmitthenner. Stuttgart und Leipzig 1909, Deutsche Verlags-Anstalt.

Acht Stücke, die bislang in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken verstreut gewesen sind, und ein überhaupt ungedrucktes („Die vier Fichten") haben sich zu einem weiteren Nachlaßbande zusammengefügt, der noch einmal ein getreues Abbild von Schmitthenners künstlerischer Eigenart darbietet. Einen besonders starken Eindruck empfangen wir von seiner Phantasie, die nun doch einmal das Urelement jeglicher Poesie ist und bleibt. Seine mitunter fast überreiche Erfindungsgabe entfaltet sich gleichermaßen in der Richtung der historisch-romantischen Novelle und des reinen Märchens. Dazwischen liegen ein paar Skizzen, die wehmütig-rührende Wirkungen auslösen, so vor allem die halb in Märchenstimmung getauchte Geschichte von der kleinen Helene, die dem geliebten Vater ihren Schlaf und damit zugleich ihr junges Leben zum Opfer darbringt. Aber auch der Humor ist in dem Buche nicht unvertreten. Ganz übermütiger Laune voll ist „Der Pfarrkranz", worin die lustigen Streiche der an diesem ehrwürdigen Institut beteiligten Theologenkinder mit Behagen geschildert sind. Eine humoristische Nebenströmung geht restlos in dem ernsten Hauptstrom der ans Tragische streifenden geschichtlichen Novelle „Die Frühglocke" auf. Sie bedeutet den Höhepunkt der Sammlung und hätte auf Titelverleihung besseren Anspruch gehabt als das phantasievolle, aber etwas überladene Märchen „Die sieben Wochentage". Wie ein tapferes Heidelberger Mägdelein ihren zum Tod verurteilten Liebsten dadurch rettet, daß sie bei nächtlicher Weile die Glocken, die seine Hinrichtung einläuten sollen, der Schwengel beraubt, und wie ihr schließlich gar der wohlwollende Pfalzgraf Ottheinrich selbst bei der unheimlichen Arbeit helfen muß, ist mit glücklicher Einfühlung in den Geist jener Kulturepoche aufs lebendigste erzählt. Hier und auch sonst kommt dem Dichter seine knappe und gedrängte Darstellungsweise zustatten, die in hohem Grade stimmungerzeugend wirkt. Ein paar Redewendungen, die uns altmodisch anmuten, aus dieser köstlichen Novellensammlung auszumerzen, wäre kaum Pietätlosigkeit wider den heimgegangenen Autor. Daß sich z. B. mitten in einer realen Erzählung ein Aprikosenbäumchen und eine Spargelstaude miteinander unterreden sollen (S. 73), will uns heute nicht mehr recht in den Sinn.

R. Krauß

*

Lorenz Terentius (Felix Lorenz): Die Paddenpuhler. (Berlin, Harmonie, M 2.50, geb. M 3.50.)

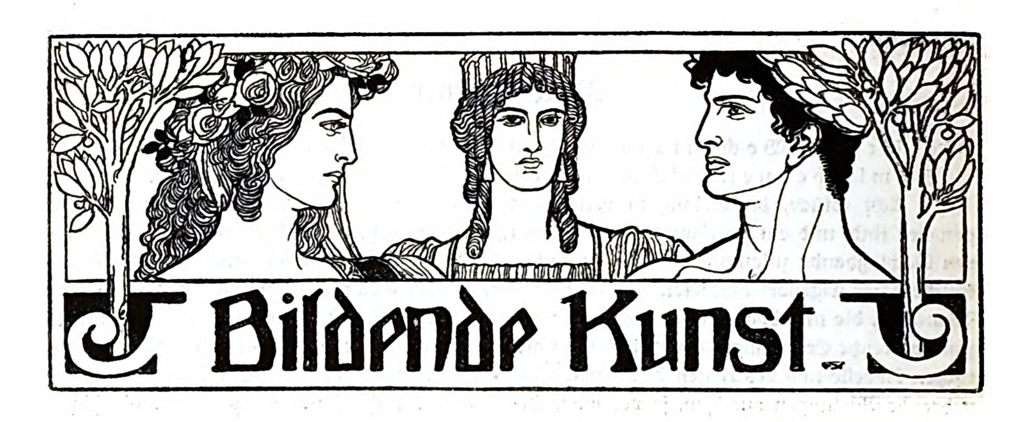
Der Verfasser ist unverkennbar ein satirisches Talent. Aber hier hat er sich in geistiger und seelischer Beziehung die Arbeit zu leicht gemacht. Bei der Verhöhnung von Vorrechten der Geburt ist auch der Gedanke nicht mehr neu, daß es mit der Reinerhaltung des blauen Blutes manchmal recht bedenklich aussehen mag. Nicht viel mehr hat sich der Verfasser bei der Formgebung angestrengt. So haftet dem Ganzen etwas Journalistisches im üblen Sinne des Wortes an.

*

Detleff Vanselow: Kaleidoskop. Satiren. (Berlin, Modernes Verlagsbureau.)

Unverkennbar ein satirisches Talent, wie vor allem das letzte Stück zeigt. Wenn sich der Verfasser seine Aufgabe nicht zu journalistisch stellt, dürfte er auf dem bei uns nicht allzu reich angebauten Gebiete noch gehaltvollere Früchte pflücken, als in diesen allzu leicht hingeworfenen Stücken.





In der Stadt Correggios

Aus meinem italienischen Reisetagebuche (18. und 19. Mai)

Von

Dr. Karl Storck

— —, aber ich verspüre selbst die Notwendigkeit, mich einmal nicht mit den kurzen Notizen zu begnügen, sondern die Überfülle der Eindrücke dieser glücklichen Stunden in geschlossener Form mitzuteilen, bevor sie von neuen abgelöst werden. Denn es wirkt berauschend, so von Ort zu Ort zu ziehen und sich überall das Schönste herauszusuchen, was ein glückliches Zeitalter in unbegreiflicher Fülle geschaffen hat. Ein bacchantischer Rausch — man wird nicht müde, verlangt stets nach mehr; die Augen scheinen klarer, die Empfindungsnerven feiner zu werden. Ein inneres Jauchzen ist in uns, eine Seligkeit, deren Art jener himmlischen der Anschauung Gottes verwandt sein muß, so wie das geniale künstlerische Schaffen in seiner Schöpfergewalt dem Göttlichen verwandt ist.

Man mag vieles an den italienischen Bahnen auszusetzen haben, — ihre Fahrpläne sind für einen leistungsfähigen Reisenden ganz musterhaft. So habe ich gestern vormittag den Schönheitstraum der Certosa als Wahrheit gesehen — jetzt ist mir, als sei es schon viel länger her, und wird mir nun selber zum Phantasiegesicht; — die Nachmittagsstunden reichten völlig für Piacenza, und es war erst sechs Uhr, als der Zug in Parma eintraf.

Hier feierlicher Empfang mit Musik. Es ist eine Art von Schützenfest und der Platz am Bahnhof voller Buden, darunter auch ein Zirkus. Seine Kapelle — vier kardinalrot gekleidete Musiker, eine hell quiekende Klarinette an der Spitze — fahren in einer Droschke, dahinter in einem großen Wagen die acht weiblichen Schönheiten, über die der Zirkus verfügt. So ziehen sie durch die Stadt. So war's einst daheim im Dörfchen, aber Parma hat fünfzigtausend Einwohner. Von diesen zogen ein gut Teil, nicht etwa bloß Kinder, hinterdrein. Da war mir der Weg gewiesen, und auf einmal sah ich mich vor meinem Gasthof. — — —

Gern kehrte ich ein, denn so alt Parma ist, jetzt trägt es einen neuen Charakter, d. h. es ist charakterlos, wäre es wenigstens, wenn nicht überall wieder in

stolzer Zurückhaltung ein alter Palazzo stände. Sie wirken in ihrer Raumverschwendung doppelt groß gegenüber der sonstigen Enge und in ihrer durch die Klarheit halb anziehenden, halb stolz zurückhaltenden Schönheit doppelt feierlich, aristokratisch bei dem pöbelhaften Gewimmel rundum.

Inzwischen war es sieben Uhr geworden. Dem Dom wenigstens wollte ich einen Antrittsbesuch machen, einen Blick noch hinaufsenden in die Kuppel, die des längst geliebten Correggio Wunderwerk auf Erden zu behalten sucht. Denn es selber strebt ja so gen Himmel, daß es den Bau zu sprengen scheint.

Ich erhoffte nicht eben viel zu sehen. Die Reiseführer beklagen neben dem traurigen Zustand der Freske das schlechte Licht: beste Beleuchtung mittags um zwölf Uhr, heißt es im Baedecker. Indes, ich konnte und wollte morgen ja wiederkehren.

In den Stadtanlagen der Italiener bleibt das Bewundernswerteste das „Platz"-Empfinden. Plätze, wie sie z. B. in Berlin fast alle sind, zerschnitten von Straßen, die — wenn sie an sich schön sind — ruiniert werden durch einen wildgewordenen Verkehr, gibt es hier nicht. Der Mailänder Domplatz ebenso wie die dortige Piazza Cardusio beweisen in der Hinsicht nur Mailands nach Norden gehende Natur. Andere Städte aber, z. B. Bologna, wissen auch gegenüber dem stärksten Verkehr den Plätzen den Charakter sicherer Ruhestellen zu wahren. Was der Hof dem einzelnen Palazzo, ist der Platz für die Stadt: Schauplatz des Lebens, aber des geselligen, beschaulichen, nicht des hastenden oder gar ängstlichen. Mit Vorliebe sind die Plätze so angelegt, daß man durch kleine Seitengassen von der Hauptverkehrsstraße darauf gelangt. In wenigen Schritten aus der Hast der Straße und des Verkehrs eben in den Hof, wo man sicher ist. Auch der freie Raum wird möglichst gewahrt. Ein Denkmal oder Brunnen, eine Säule stört nicht viel, — aber die Dome stellen sich mit ihrer Front in die allgemein gezogene Linie, sie stehen — wieder macht der Mailänder eine Ausnahme — nicht von allen Seiten frei, obwohl die bei uns grassierende Freilegungssucht auch in Italien manche erfaßt hat. Immerhin, die meisten Plätze sind eben von vornherein so angelegt, daß es da nichts freizulegen gibt.

So steht man auch in Parma in kurzer Abwendung von der verkehrsreichen Strada Garibaldi fast plötzlich auf dem Domplatz, dessen Schönheit um so überraschender wirkt, als der Zugang so schmal ist, daß man nichts im Vorblick vorweggenossen hat. Man steht gebannt vor den im Winkel zueinander stehenden, für die Erinnerung nun dauernd untrennbaren und doch durchaus organisch für sich selbständigen Dom und Baptisterium, die der kräftige Campanile in den Formen durch Vermengung der beiden Gegensätze des Breit- und Rundbaus und ihre Auflösung ins Hohe vermittelnd verbindet. Die breite Fassade des Domes mit ihren drei von rötlich schillernden Marmorlöwen bewachten Toren bekommt durch die dreifache Säulengalerie etwas Leichtes, so daß man dann beim Eintritt erstaunt vor der weiten Größe und der schweren Feierlichkeit dieses romanischen Dreischiffes steht. Aber wie in allen diesen Kreuzbauten zieht es einen hin zur Kuppel, hier um so mehr, weil sie ihr erhöhtes Licht auf die zum Chorraum hinaufführende Treppe fallen läßt. Also hinan und hinaufgeschaut in den achtseitigen Raum!

Und dieser Raum wird lebendig; es ist, als finge es droben an, sich zu bewegen; Beine, Gewänder, Körper, alles schwebt hinauf, weiter; die Heiligen in den Bogenzwickeln schauen hinauf, sehnsuchtsvoll der himmlischen Jugend nach, die hinabgestiegen war und jetzt jauchzend mit dem seligen Leibe der Jungfrau hinauffliegt zur Verklärung. Je länger man hinaufsieht, um so größer wird der Raum, bis sich überhaupt der Begriff des Geschlossenen auflöst: frei führt hier ein ungeheurer Luft- und Lichtstrom hinauf in den Himmel.

Das werden immer die beiden großen Richtungen der Raumbehandlung bleiben: einerseits Bändigung des Unendlichen unter die volle Beherrschung der Hand des Künstlers, so daß dieser das Gefühl erhält, gestalten zu können, was vorher formlos war; — andererseits Überwindung dieses begrenzten Raumempfindens und dadurch Wecken des Gefühls für das Wesen des Unendlichen. Nur aus stärkstem Bewußtsein der Form erwächst diese echte Sehnsucht nach Überwindung ihres schärfsten Ausdrucks, der eben in jener völligen Beherrschung der Beugung des an sich Fessellosen unter die scharf festgelegte Regel beruht. So ist es bei Beethoven, während ein Bach in seiner ungeheuren H-Moll-Messe die gewaltigsten Eindrücke dadurch erreicht, daß die strengsten Formgesetze auf die größten Maße angewendet werden, obschon sie ursprünglich nur für ganz kleine Gebilde gewonnen waren.

In der Freskomalerei haben wir immer diese beiden Bestrebungen, deren eine sagt: Dein Bild darf kein Loch in die Wand machen, sondern muß dein Bewußtsein, daß du in einem geschlossenen Raum bist, noch erhöhen; dein Gefühl der Freiheit, das ein Wesentliches ist für allen Kunstgenuß, erwächst hier aus dem Bewußtsein, daß nichts da ist, was nicht im Tatbereich deiner Sinne liegt: alles ist gewissermaßen dein Werk.

Im andern Falle aber bringt dir der Künstler jenes Gefühl der Freiheit bei, das im Unbegrenztsein liegt. Da wölbt sich keine Decke, sondern Himmel, da hemmen keine Wände, sondern dein Blick schweift in Fernen, die die perspektivische Kunst über alle Naturmöglichkeit hinaus dir in die Bannmeile deines Auges bringt. In Lionardos Abendmahl zeigt sich zum ersten Male stark dieses Bestreben; es ist das Wesentlichste der Kunst Correggios, deren kühnstes Ergebnis die Ausmalung dieser Kuppel ist. Droben in der Kuppel flutet das durch die Bogenfenster hereinströmende Licht der Abendsonne wie flüssiges Gold. Ich stehe gebannt im Schauen; die erst geblendeten Augen erkennen immer reicher das gewaltige Werk. Da redet mich auf einmal einer an: es ist der Küster, der fragt, ob ich nicht oben in die Kuppel steigen wolle. Das hatte ich mir vorgenommen für morgen beim Mittagslicht, das am günstigsten sein sollte. Ach wo, meint der Alte, schöner könne es überhaupt nicht sein, und dann sei jetzt der Blick von draußen, daß er sicher so bald nicht wiederkäme, wie an diesem hellen Abend. Das entscheidet. Der Baedecker schreibt von der Kuppel: „Beschwerlich aber lohnend“, vom äußeren Umgang: „Nur für Schwindelfreie“. Ich möchte diese Worte geändert wissen, denn sie wirken offenbar sehr abschreckend, wie daraus hervorgeht, daß die Treppe hinauf von Spinngeweben versperrt war. „Kein Mensch scheue die Mühe, in die Kuppel hinaufzusteigen“, sollte es heißen; „er wird sich überreich belohnt fühlen.“ Ob der äußere Umgang

für zum Schwindel Neigende gefährlich ist, kann ich nicht entscheiden; jedenfalls ließe sich dem dann leicht dadurch abhelfen, daß der Führer immer von einer zur andern Bogensäule ein kleines Seil spannte. Denn auch dieser Blick ist überwältigend schön, einmal durch die schier unbegrenzte Weite, dann fast noch mehr durch den Überblick über das Gewimmel der Dächer der unten dicht herandrängenden Stadt, mit den herausragenden Kuppeln und Türmen. Vor allem aber ist nur von hier aus die ganze Gewalt des dicht vor uns emporsteigenden Baptisteriums zu erfühlen. Die fünf Stockwerke mit ihren luftigen Säulenstellungen scheinen auseinander zu wachsen. Ungeheuer fast und von einem titanischen Sturmgeiste belebt türmt sich der achteckige Bau, daß man an das Streben der Turmerbauer von Babel denken möchte, wäre nicht oben die Krönung des Ganzen mit den Pyramiden und dem Türmchen so von Gott- und Weltseligkeit erfüllt, so freudig und in Harmonie mit dem Weltall. Und treten wir nun hinein zum inneren Rundgang um die Kuppel, in deren Bemalung sich jetzt durch vier Bogenfenster ein naher Blick bietet, so erschließt sich uns auch das Wesen der Natur Correggios.

Als Meister der Anmut, der süßen Grazie hat man ihn gepriesen oder gescholten, je nach der Geschmacksrichtung, die wechselt, während die Kunstwerke sich gleichbleiben. Andere haben bei ihm vor allem die unvergleichliche Technik gepriesen oder gescholten, je nachdem sie mehr auf die erstaunliche Leichtigkeit sahen, mit der er die größten Schwierigkeiten überwand, oder auf die üblen Folgen, die seine Art bei den zahllosen Nachahmern hervorrief. Aber auch manche der Lobpreiser schelten ihn wenigstens einen Virtuosen, der die Schwierigkeiten nach Möglichkeit gehäuft habe, um in ihrer spielenden Überwindung den Genuß eines immer siegreichen Könnens voll auszukosten.

Was zunächst die Virtuosität betrifft, so ist sie ein höchster Wert aller Kunst, solange sie nicht inhaltlos wird. Wenn

Kunst und Können

zusammenhängen, so muß doch im möglichst hoch gesteigerten Können ein Wert liegen, der nur dadurch abgeschwächt werden kann, daß wir die Empfindung erhalten, dieses Können werde an unwürdige Dinge verschwendet oder schädige Wichtigeres. Wenn aber der Inhalt groß und kühn ist, kann das Können gar nicht zu groß sein, denn es wird auch so kaum möglich, daß die körperliche Formgebung zur überzeugenden Gestaltung des in schrankenloser Phantasie Erschauten ausreicht.

Unserer deutschen Kunst ist für das in ihr besonders häufige sehr große Wollen ein völlig ausreichendes Können leider so selten vergönnt gewesen, daß es nicht wundernehmen kann, wenn uns ein gesundes Verhältnis auch zur echten Virtuosität fehlt, beziehungsweise wenn wir zu leicht gegenüber virtuos gearbeiteten Werken deren tiefen Gehalt, ihre wunderbare Einheitlichkeit übersehen. Und wenn niemand bei einem Gedichte Goethes oder einem Liede Schuberts an dem restlosen Zusammengehn von Inhalt und Form zu tadeln findet, so versagen doch schon viele gegenüber der Formschönheit des „Tasso“, die Goethe doch erst in wiederholtem Anlaufe gewann. Er erscheint ihnen leicht kalt, sie fühlen nicht die Glut des Empfindens, die heiße Leidenschaft des Erlebens, die

in diese Marmorpracht der wie von selbst hinfließenden Verse hineingehämmert ist. Genau wie bei der Musik Mozarts nur wenige das ungeheure persönliche Ringen des Komponisten fühlen, der uns nichts mehr von den Kämpfen zeigt, die es ihn gekostet hat, in diese Welt reiner Schönheit zu gelangen.

Das ist es: unsere deutsche Kunst ist so sehr aus Kämpfen und Krämpfen geboren worden, daß wir vermeinen, etwas von diesen Kämpfen im Kunstwerk finden zu müssen, wenn wir es als lebensvoll und lebenswahr empfinden sollen. Das muß bei der bildenden Kunst die besondere Gestalt des Kampfes zwischen Inhalt und Form annehmen. Denn die bildende Kunst wächst am natürlichsten als Erhöhung schöner Lebensform. Gerade diese aber ist unserem Volke mit dem Dreißigjährigen Kriege verloren gegangen und noch lange nicht — das merkt man gerade in Italien auf Schritt und Tritt — wiedergewonnen worden. Im Bürgertum des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit war diese natürlich gewachsene Lebenskultur vorhanden. Darum auch die damalige deutsche Kunst in sich geschlossen und einheitlich ist, wie nur eine. Und wenn sie unserer Natur entsprechend nicht so süß und sinnlich sein kann wie die südliche, so ist sie nicht minder zuversichtlich und sieghaft. Darauf kommt es an. Gott bewahre uns vor einer an Problemen armen Kunst; nicht der Kampf bleibe uns erspart, der allein erfrischt und vorwärts treibt. Aber ein Elend ist es, wenn das Problem immer *zwischen* dem *Wollen* der Phantasie oder des Geistes und dem *Können* der Hand und des Auges liegt. Dürer ist gewiß an Problemen überreich und hat, wie kaum ein anderer, aus dem Reiche der Phantastik und des inneren Schauens Stoffe für die körperliche Darstellung in der Welt des Sehens sich geholt. Und doch spricht er das trostreiche und selbstbewußte Wort: „Alle Kunst ist in der Natur; wer sie daraus kann reißen, der hat sie.“ Ja, wer es eben *kann*! Darauf kommt es an. Daß es ein Kampf ist, steht in diesem Satze. Die Waffe aber, die zum Siege zu verhelfen vermag, ist das *Können*. Alle großen Künstler sind darum auch große Könner gewesen und haben sich unablässig um die Steigerung des Könnens gemüht; das ist ja eigentlich selbstverständlich: denn mit je besseren Waffen ich in den Kampf ziehe, um so größer ist die Aussicht auf Sieg. Es ist zum guten Teil sicher die Folge der Zerstörung unserer äußeren Lebenskultur, wenn bei uns in Deutschland diese Dinge nicht so selbstverständlich sind, wie sie es sein sollten. Freilich wirkt auch unser Einspännertum und der Charakter unserer Kunst als Ausdruck des Innenlebens dazu mit, daß wir in der Kunst so wenig Schultradition haben. Freilich könnte sich diese Überlieferung nur aufs Technische beziehen, aber da wäre sie unbedingte Notwendigkeit für ein glückliches Gedeihen. Und je schulmäßiger, sagen wir ruhig: je handwerksmäßiger dieses rein Technische übermittelt würde, um so besser. Dieselbe Grundlage sprachlich-grammatischer, ja orthographischer Kenntnisse, die wir bei jedem Schriftsteller als selbstverständliche Voraussetzung seines Berufes annehmen, muß es auch bei den andern Künsten geben. Wie später sich einer den eigenen Stil schafft, seinen Wortschatz mehrt, das ist seine Sache. Aber man soll den Gaul nicht beim Schwanze aufzäumen und nicht dort anfangen wollen, wo man aufhören sollte. Das ist aber in unserem heutigen Kunstleben immer öfter der Fall. Unsere Opernkomponisten schließen an „Tristan und Isolde“ an, die jüngsten Symphoniker an Richard Strauß'

letztes Werk. Es gehört aber nicht nur viel Erleben zu dem Inhalt solcher Werke, sondern auch zur Form. Sonst ist diese niemals wahrhaft, auch niemals natürlich. In der bildenden Kunst ist es noch schlimmer, zumal in der Malerei. Aber auch in der Bildhauerei ist Rodins Art, die bei ihm geworden ist, bei denen, die sie als fertig übernehmen, oft ein Deckmantel für die schlimmste Unfähigkeit, einen Körper in allen anatomischen Linien richtig zu modellieren. Und nun gar in der Malerei, wo die natürlich gewachsene und in vielen Fällen durchaus notwendige Technik des Impressionismus als das zunächst sich Darbietende übernommen wird. Da sind dann die Leute, die wirklich zeichnen, die durch Linie oder Farbe komponieren können, außerordentlich selten. Dafür wird dann unendlich viel geredet, aber wenig Brauchbares geschaffen, weil eben wenig gekonnt wird. Die Kunstkritik hat diese Entwicklung mitgemacht, ja trägt ein gut Teil Schuld daran. Das kommt daher, daß sie immer mehr das Gefühl für ihre eigentliche Aufgabe verloren hat. Sie will nicht mehr dienen: der Kunst durch ein starkes Nacherleben, dem Publikum durch ein Hinführen zur Kunst durch dieses Vorerleben derselben, durch Aufweisen der Art des Künstlers und seiner Arbeit, durch ein Nachspüren der Kräfte, auf denen die Wirkung eines Kunstwerkes beruht — das alles ist ihr nicht genug, trotzdem es so viel ist —, nein, sie will um ihrer selbst willen dasein. Und doch, wie wenig ist das im Grunde, wie unfruchtbar muß es sein, zum Selbstzweck zu machen, was doch immer nur ein Mittel zu einem Höheren sein dürfte!

Nun ist es aber leicht erklärlich, daß gerade geschlossenen, vollkommenen Werken und Kunsterscheinungen gegenüber die kritische Betrachtung naturgemäß aufs Dienen angewiesen ist. Viel ergiebiger für eine sich selbst in all ihrer Herrlichkeit spiegelnde Kritik sind die problematischen Erscheinungen, die Unfertigen, die Gescheiterten, die „Interessanten". Nun leugne ich keineswegs die außerordentliche Wichtigkeit dieser Erscheinungen, gebe auch gern zu, daß künstlerische Bestrebungen und Absichten sich hier oft besser nachweisen und analysieren lassen als bei Werken, bei denen es dem Künstler gelungen ist, die Spuren seiner Mühe ganz zu verwischen. Aber daran lassen es sich jene vielberufenen „interessanten" Kunstschriftsteller nicht genügen. In ihrem Bestreben, immer neu und verblüffend zu sein, erheben sie die Unfertigen und Problematischen auf Kosten der Vollendeten. Jene werden zu den wirklich Großen gestempelt, während man sich an diesen für ihre erhabene Unnahbarkeit, für ihr Höhenmenschentum durch ein leichtfertiges Abtun oder überlegenes Herabziehen ihrer Vorzüge rächt. Wir erleben das gerade wieder mit Marées. Ich gebe von vornherein zu, daß dieser ein großer Anreger gewesen ist und in noch höherem Maße sein kann. Durch das, was er gewollt hat, durch die Untersuchung der Ursachen, weshalb er seine Ziele nicht erreicht hat. Aber verhängnisvoll muß es sein, aus einem Manne, der nicht ein einziges Mal gekonnt hat, was er wollte, einen übergroßen Künstler machen zu wollen. Und ein Verbrechen ist es, um die Folie zu gewinnen, andere viel Größere herabzusetzen, wie in diesem Falle den urgewaltigen Schöpfer und gewaltigen Könner Arnold Böcklin.

* * *

Diese Betrachtung hat mich weit hinweggeführt vom Meister

Antonio Allegri da Correggio.

Aber gerade sein Schicksal ist bezeichnend für den Wechsel der kunstästhetischen Einschätzung. Zu seinen Lebzeiten (1494—1534) an kleinem Orte wirkend und nur wenigen bekannt, setzte ihn ein Jahrzehnt nach seinem Tode der große Geschichtschreiber Vasari an die verdiente Ehrenstelle zu den Begründern der klassischen Kunst; am Ende dieses 16. Jahrhunderts war er dann dank den Bemühungen der ihm nacheifernden Carracci der meistnachgeahmte Künstler bei der allgemein um sich greifenden Gewölbemalerei. Das 17. und 18. Jahrhundert feierte ihn mehr um seiner Anmut und der süßen Schönheit seiner Gestalten, um des Zaubers seiner Farben willen schließlich als eine Art Ahnherrn des Rokoko. Im 19. Jahrhundert ist sein Ruhm immer mehr verblaßt, obwohl ich nicht glaube, daß sich ein Ehrlicher dem Zauber der Anmut, den seine Gemälde in unseren Galerien ausstrahlen, entziehen kann. Ihn in seiner Größe erkennen kann man aber nur in Parma angesichts der Fresken in den Kuppeln des Domes und von S. Giovanni Evangelista, sowie des Zimmers im Convento di S. Paolo.

Gerade aus den Kuppelfresken freilich ist der Vorwurf der Virtuosität gefolgert worden, und auch des Künstlers neuester Biograph, Georg Gronau, sieht in der späteren Domfreske insofern einen künstlerischen Abstieg von der Höhe der Kuppel in S. Giovanni, als ein Übermaß der Beweglichkeit und der Empfindung die Gestalten zu sehr verzerre, „daß er für den Stolz, zeigen zu können, daß es für ihn kein Hemmnis mehr gab, die Klarheit und den Adel der Form preisgegeben habe“. Selbst wenn dieses Werturteil über die Werke an sich bestehen bleiben sollte, müßte es heißen: daß Correggio einem unerhört großen Gedanken all seine Kunst dienstbar gemacht und selbst jene alle bestrickende Eigenschaft der lichtvoll klaren Anmut der Wahrhaftigkeit zum Opfer gebracht habe. Oder glaubt man etwa, daß es ihm leicht gefallen sei, auf jene Schönheit der Form zu verzichten, die er sich in so unvergleichlicher Weise zu eigen gemacht hatte? Kann man daran zweifeln, daß es ihn, den doch wenig bekannten, von keinem Fürsten, keinem Papste gestützten Künstler, schwere Kämpfe gekostet hat, seinen ungeheuerlich neuartigen Plan ins Werk zu setzen? Jener Kanonikus, der, über das Fresko befragt, es als ein Ragout aus Froschschenkeln bezeichnete, hat sicher viele Urteilsgenossen gehabt; und dem Künstler, der sich an keine Vorbilder halten konnte, der auf einem neuen Gebiet gleich das Unerhörteste wagte, mag oft vor den Schwierigkeiten seines Unternehmens, vor den Konsequenzen seines Grundgedankens geschwindelt haben.

Es fällt uns, die wir Hunderte gemalter Kuppeln gesehen haben, schwer, uns in die ganz seltsamen Schwierigkeiten hineinzudenken, die dieses Unterfangen für den ersten Versucher gehabt hat. Denn, da er die Aufgabe auch gleich am besten gelöst hat, hat er für alle Späteren die im Wesen der Sache beruhenden Schwierigkeiten behoben. Correggio aber wagte ganz Neues, selbst wenn er Mantegnas Deckenmalerei in der Camera degli Sposi zu Mantua und Melozzo da Forlis Ausmalung der Halbkuppel der Tribuna in der Apostelkirche zu Rom gekannt haben sollte.

Correggios Kuppelmalerei ist aus einem tiefen Erfassen dieser Bauweise erwachsen. Die Kuppel ist, ein Seitenstück zum Turmbau des Nordens, zunächst als Außenarchitektur zu betrachten. Im Gegensatz zum himmelragenden Turme strebt sie nicht dem Blick des Beschauers gewissermaßen zu entwachsen, sondern sucht ihm in freier Höhe, scharf abgezeichnet von der Luft, das schönste Gebilde einer idealen Linienführung vor Augen zu stellen. So haben alle Kuppeln, von außen betrachtet, etwas zur Erde Niederkommendes; es gibt eigentlich kein klareres, so stark das Gefühl architektonischer Kunst weckendes Bauwerk. Darum auch die Baumeister immer wieder gern Kuppeln auf ganz niederen Grundmauern ausgeführt haben. — Ganz anders wirkt die Innenansicht der Kuppel. Die Notwendigkeit, beim Hinaufsehen den Kopf weit zurückzulehnen, erweckt ein Gefühl außerordentlicher Höhe, das — gerade bei unbemalten Kuppeln — durch die Wirkungen des Lichtes noch gesteigert wird. Denn die von den verschiedenen Seiten, von oben und unten her durcheinanderflutenden Lichtströme lösen die festen Formen auf. Kommt noch hinzu, daß die Weihrauchwolken sich droben sammeln. So verschwindet alles, der Raum löst sich auf. Man kann bei vielen Kuppeln, z. B. der des Mailänder Domes, nachweisen, wie die Baumeister diesen Wirkungen entgegengearbeitet und in uns das Gefühl der Raumbeherrschung bis in die höchsten Höhen wachgehalten haben. Andererseits liegt etwas berauschend Phantastisches in diesem schwimmenden Raume hoch droben. Es kann einem werden, als ob man auf einer Halde liege und in die gewaltige blaue Himmelskuppel hinaufschaue.

Phantastisch ist es und die Phantasie weckend: Die Kuppel ist der geschaffene Raum für Gesichte. Wir befinden uns ja in der Kirche, im irdischen Wohnhause Gottes. Die Kuppel schwebt über den Betern drunten, wie der Himmel, und — „es ist, als wollt' er öffnen sich" und unsern irdischen Augen einen Blick eröffnen in seine Herrlichkeit.

Correggio fordert selbst diese Art der Betrachtungsweise ganz deutlich beim ersten der beiden Kuppelfresken in San Giovanni. Man pflegt das Werk als „Himmelfahrt Christi" zu bezeichnen, wodurch der Beschauer an die in den Evangelien erzählte Auffahrt Christi vor seinen Jüngern, wie sie ja auch in der Kunst zahllose Male dargestellt worden ist, erinnert wird. So allgemein diese Bezeichnung und Auffassung des Bildes ist, so ist sie doch entschieden falsch. Es handelt sich hier gar nicht um den auf Erden spielenden Vorgang der Himmelfahrt Christi, sondern um eine „Vision" des greisen Johannes auf Patmos. Die hier vorgeführte Szene spielt gar nicht auf Erden, sondern im Himmel. In himmlischer Seligkeit lagern die Apostel auf dem Gewölk, völlig heimisch in dieser Welt, wie das vertraute Gebahren der Engel zeigt, und genießen jene höchste Seligkeit des Verzücktseins in der Anschauung Gottes, Jesu Christi, ihres Herrn, der hier in höchster Verklärung schwebt. Aber es lagern — und hier liegt der Beweis für meine Auffassung — nur elf Apostel im Kreise. Es fehlt aber nicht etwa Paulus, der jenem Vorgange nicht beigewohnt hatte; er lagert mit nach innen gekehrtem Blick, der ruhigste von allen, neben dem aufgeregt den Arm gen Himmel reckenden Petrus und preßt die Hände auf das übervolle Herz. Nein, unter diesen seligen Himmelsfürsten fehlt —

Johannes, er, der als Jüngster einst den Vorgang der Himmelfahrt seines geliebten Herrn auf Erden miterlebt. Er aber wurde weitaus der Älteste von allen und mußte noch auf Erden weilen, als alle seine Genossen längst mit ihrem Heiland vereint waren; die Sehnsucht zehrte an ihm, die Sehnsucht nach dem himmlischen Lande; und sie machte ihn zum Dichter: in kühnen Gesichten erblickte er die größten Dinge ferner Zeiten. Seinem Sehnen eröffnet sich auch der Blick in den Himmel, wo er seine einstigen Genossen in Herrlichkeit thronen sieht, der Herr aber so in ihrer Mitte schwebt, wie einst in jenem glorreichsten Augenblicke, da er vor ihren Augen hinauffuhr in die Welt des ewigen Lichtes.

Diese Vision des Heiligen, dessen Namen die Kirche trägt, hat Correggio darstellen wollen. Er hat es so deutlich gemacht, daß er den Seher selber zeigt, wie er in einer Verzückung von unwiderstehlich hinreißender Gewalt das himmlische Gesicht genießt. Der gewaltige Greis sitzt als einzige Figur, so von allen übrigen geschieden, auf einem Felsen am Rande der Kuppel; auf gebreiteten Schwingen trägt ihm der Adler das Buch; aber jetzt vermag der Greis nicht zu schreiben: sein halboffener Mund stammelt Liebe und Anbetung, seine Arme möchten die Herrlichkeit sehnend umfassen.

So aufgefaßt, bildet das Bild auch die rechte gedankliche Ergänzung zu dem Fresko, das einst die Halbkuppel über dem Chore schmückte und die Krönung Mariä darstellte. Hier die Verherrlichung der Mutter durch den göttlichen Sohn; in der Kuppel dann er selber in seinem göttlichen Glanze. Und auch das dritte Fresko dieser Kirche schloß sich mit beiden zu einem großen Gedankenkreise zusammen: neben den greisen Seher Johannes tritt der jugendliche Evangelist. Er ist in die Lünette über einer Seitentür des linken Querschiffes hineingemalt, für mich die schönste Raumfüllung eines halben Bogens, die ich überhaupt kenne. Der kraftvolle Jüngling lauscht der Inspiration, während die Hand wie von selber die erlauschten Worte niederschreibt. Schon entreißt der Adler eine neue Feder seinem Gefieder, auf daß kein Aufenthalt entstehe.

Aber auch das Gemälde der Domkuppel ist eine Vision: ein Bild, wie es wohl ein Dante erschauen mochte. Dargestellt ist der Augenblick, in dem Maria im Himmel anlangt, zu dessen Königin sie berufen ist. Eine unendliche Schar von Engeln war zur Erde hinabgeschwebt, den heiligen Leib der entschlafenen Gottesmutter hinaufzuholen. Voll jauchzender Lust bringen sie nun die Herrliche emporgetragen. Mit weitgespannten Armen schwebt die Reine in das ihr zukommende Reich. Die Bewohner des Himmels aber stürmen ihr entgegen, voran ein Erzengel, der sich förmlich niederstürzt, hinter ihm zu unzählbaren Scharen gedrängt die Gestalten des Alten Bundes und Engel, unabsehbare Massen von Engeln. Dort droben in äußerster Höhe, nur zu ahnen, der Urquell alles Lichtes, vor dem auch Dante auf seiner Wanderung geblendet die Augen schloß.

Man muß bedenken, daß immer nur das Gemälde in der eigentlichen Kuppel als Ganzes zu sehen ist, daß also auch dieses für sich seinen geschlossenen Inhalt haben darf. Hier stehen die Apostel auf dem Tambour, gewissermaßen noch auf der Erde; die Heiligen in den Zwickeln darunter stellen dann die Verbindung mit der Kirche her.

* * *

Ich bin in der glücklichen Stimmung des Reisenden, genußfreudig und genußfähig. Die kritischen Bedenken, die daheim in der Arbeitsstube sich wohl auch einstellen würden, können hier im halbtrunkenen Sehen all dieser Herrlichkeiten gar nicht erst aufkommen. Gewiß, ein fliegender Menschenkörper behält immer etwas Befremdendes; mag sein, daß die Verzücktheit der Apostel sich in übertrieben konvulsivischen Bewegungen äußert. Andererseits wollen wir doch nicht vergessen: diese Bilder sind für gläubige Menschen geschaffen, die den dargestellten Vorgang glauben, die ihn in religiöser Sehnsucht geradezu miterleben können. Daß denen gegenüber diesen hehrsten Offenbarungen überhaupt eine Verzückung zu groß erscheinen kann, dürfte sich schwerlich bejahen lassen.

Mir wird als das unvergeßliche Erlebnis von der Gesamtwirkung der Domkuppel bleiben: ein zuletzt körperlich fühlbares Hinaufgerissenwerden in überweltliche Höhen. Ein Gefühl, wie ich es bis heute nur bei der schönsten Aufführung von Beethovens Neunter gehabt habe, wurde mir hier viel körperlicher, sinnlicher zuteil. — Unter den Blicken aber durch die Kuppelfenster droben wirkt der auf die Maria emportragende Engelsgruppe beglückend, wie es eben der Anblick einer Schar herrlich gesunder, überseliger Kinder vermöchte. Ja, dieses Hundert strampelnder Beinchen, die wohl seinerzeit in dem etwas massiv veranlagten Domherrn die Erinnerung an ein Ragout von Froschschenkeln wachgerufen haben, sind der Inbegriff jener unschuldigen Fleischeslust, die die Mutter für die Frucht ihres Leibes empfindet.

Überhaupt die Engel und Amoretten bei Correggio! Das ist eine Welt für sich. Die Engel sind die Buben und Mädels des Himmels, so wie wir es uns als Kinder selber gedacht haben, daß es den in Unschuld verstorbenen Kindlein im Himmel ergehe. Ich kenne nur noch einen Künstler, der mit solcher Geistesfülle, einem solchen Reichtum an sprühenden Einfällen diese beglückende Naivität verbindet, wie Correggio: das ist M o z a r t. Überreich an köstlichen Einzelzügen und doch in allem einem beherrschenden Gesamtgedanken untergeordnet, wie eine Orchesterpartitur dieses Meisters wirkt die Ausmalung jenes Schlafgemaches der Äbtissin des Convento S. Paolo, in dem alle entzückende Anmut des liebenswürdigsten Rokoko mit einem tiefen Empfinden verbunden ist, das dem bloßen esprit stets unerreichbar blieb. Diese einzigartige Gartenlaube, die die Mondgöttin selber zum Heim ihrer schönsten Träume erkor, birgt jenen von Amoretten gebildeten Jagdzug der Diana, in dem die Kinderliebe des Meisters sich am packendsten auslebt. Und dasselbe instinktive Stilgefühl, wie es Mozart auszeichnete, eignete diesem 25jährigen, als er die sechzehn Lünetten grau in grau mit mythologischen Szenen so ausmalte, daß diese wie Rundplastik wirken und so den Übergang von der durch Malerei vorgetäuschten Laube in den wirklichen Raum zwanglos vermitteln.

Mozart gleicht er auch darin, daß, obzwar ihm der Ausdruck der Gewalt und Größe nicht versagt ist — die neben Michelangelo bestehenden Apostelgestalten in der Kuppel von S. Giovanni beweisen es —, er doch sein Eigenstes gibt in der Darstellung eines ruhigen Sichauslebens schöner Empfindungen. Das erleben wir in der Galerie vor den Gemälden. Insbesondere fesseln hier die „Madonna della Scodella“, so genannt nach dem Schüsselchen, das Maria in der Hand hält,

und die „Madonna des heiligen Hieronymus“, die gemeinhin im Gegensatz zu der die Dresdener Galerie zierenden „Nacht“ als „Tag“ bezeichnet wird. An dem letzteren Bilde läßt sich vor allem auch Correggios Kunst der Komposition studieren. Sie arbeitet zunächst architektonisch mit Linien. In freier Landschaft ist die Madonna samt ihrem Knaben zu einer „heiligen Unterhaltung“ vereinigt mit der heiligen Magdalena und dem heiligen Hieronymus. In riesenhafter Größe ragt dieser zur Linken. Eine scharfe Linie geht von seinem vorgestreckten rechten Beine durch den Kopf und wird hier fortgesetzt von einem Baumstamme, der die linke Ecke oben erreicht. Nach dieser Ecke zielen noch zwei andere Linien, deren eine von dem zum Schutze gegen die Sonne aufgespannten Vorhange gezogen wird, während die mittlere, wichtigste die drei schönsten Köpfe der Gruppe zusammenbringt. Von dem unaussprechlich süß hingeneigten Kopfe der heiligen Magdalena führt sie über den Jesusknaben zur Madonna. Daß sie hier abbricht, ja durch das liebe Engelsgesicht zur Seite abgezogen wird, erhöht noch die Aufmerksamkeit für diesen Mittelpunkt des Bildes, zumal dahinter die ganz im Sonnenlicht schwimmende Landschaft sich öffnet. — Als zweites Mittel des Aufbaus, dieses Mal mehr zum Zusammenbringen, dient die Farbe: rot sind rechts oben der Vorhang, links unten der Mantel des Hieronymus, sowie in der Mitte links zur Seite derselbe Mantel und Marias Untergewand. Gelb ein Dreieck vom Löwenkopf zum Gewand des Engels und hinüber zu der heiligen Magdalena. Der dritte starke Ton ist blau, der von des Hieronymus Lendentuche sich fast unmittelbar fortsetzt zum Überkleide Marias und in ihrem Kopftuche gipfelt. Wie einfach und zwanglos ordnet sich das alles an und doch wie fein und tief durchdacht! Wunderbar ist der Reichtum des Lebens in diesem Bilde. Von den Hauptpersonen wagt man es kaum erst auszuführen. Ich empfinde es als besonders fein, wie das Jesuskind, das hier so gar nicht mehr ist als ein Kind, trotzdem der geistige Mittelpunkt des Ganzen ist. Dadurch daß es in kindlichem Begehren nach dem Buche des Engels langt, ist dieser damit verbunden; der große Hieronymus schaut etwas verlegen anf das kleine Geschöpf, das doch den Inhalt seines Lebens bildet; Marias beseligtes Mutterlächeln und dann diese unvergeßlich süße Zärtlichkeit, mit der Magdalena in feinster weiblicher Sinnlichkeit ihr Antlitz an das Beinchen schmiegt und das Füßchen zum Kusse greift. Links unten sitzt feierlich ernst der Löwe, rechts aber hat solch ein himmlischer Schlingel — Verzeihung! es ist ein Engel — die Nase fürwitzig in Magdalenas Salbengefäß gesteckt, seinen Inhalt genauer zu untersuchen.

Kaum minder anregungsreich ist die „Madonna della Scodella“. Hier schneidet die eine große Schräglinie das Bild in zwei fast gleiche Teile, wodurch reichlich Raum für die wunderbar ruhige Landschaft gewonnen wird. Der Jesusknabe ist hier etwas älter, in der schönsten Kinderzeit, wo sie allen gern Liebes erzeigen möchten. So hängt er hier an der Mutter, die ihn mit einem jener unbeschreiblichen Blicke umfängt, die das höchste Ausdrucksmittel der tiefschwarzen Augen Correggios sind; aber auch Joseph erhält ein Händchen, nicht bloß, um die Datteln zu empfangen, die er vom Baum gepflückt hat. Wo die heilige Familie Rast hält, können natürlich Engel nicht fehlen. Auf einer Wolke sind sie herabgeschwebt, und während die einen den Ast der Palme niederbeugen, daß Joseph leicht die

Früchte pflücken könne, hat der eine Bube rechts den Esel am Pflocke festgebunden, der links aber hat im Krug frisches Quellwasser geholt, mit dem er nun Marias Schüsselchen füllt.

Im Vergleich zu diesen beiden vermögen die beiden andern großen Tafelbilder der Galerie keinen so ungemischt günstigen Eindruck zu machen. Auf der „Kreuzabnahme“ ist der Leichnam Christi von erschütternder und doch vornehmer Realistik, wogegen für mein Gefühl der Schmerzensausdruck der Frauen nicht recht überzeugt. Beim „Martyrium der Heiligen Plazidus und Flavia“ komme ich über den Stoff nicht weg. Psychologisch interessant ist, daß Correggio offenbar die Wonnen des Martyriums darstellen wollte, was ihm zumal bei der Frau gelungen ist, die in einem Zustand beseligter Entrücktheit den Todesstoß empfängt. Ganz herrlich ist die Waldlandschaft, in deren geheimnisvolles Dunkel die Szene verlegt ist.

So bietet das kleine Parma wie kein anderer Ort die Gelegenheit, Correggios Lebenswerk nach allen Richtungen kennen zu lernen. Nur jene Mythologien sind nicht vertreten, in denen Correggio mit seiner schönsten Formenkunst und seiner zartesten Malerei die höchste Sinnenfreude gefeiert hat, auch hier durch natürliche Naivität und die vornehme Empfindungsweise alles Heikle glücklich umgehend. Erinnert nicht auch diese Fähigkeit an Mozart? Wie dieser, ist Correggio jung gestorben; kaum vierzig Jahre alt ist er geworden und hat in sorgfältigster technischer Arbeit eine solche Fülle geschaffen, daß man wohl denken möchte, er habe sich im Schaffen verzehrt. Geheimnisvoll ist sein Leben. Wie Mozart muß er die Fähigkeit besessen haben, anderswo gewonnene Eindrücke sich so zu eigen zu machen, daß alles den Stempel der eigenen Persönlichkeit trägt; wie Mozart stand er zu Anfang der Zwanziger, wo andere unsicher tappen, als ein völlig Fertiger da. Woher er im kleinen Parma diese Anregungen gewonnen, wo er auch nur diese berückend schönen Modelle gefunden haben mag, das ist eines jener tiefen Geheimnisse im Leben der Kunst, die unerklärbar bleiben. Dafür bleibt uns die dauernde Freude am Wirken eines solchen „Licht- und Liebesgenius“, — wie schön paßt Richard Wagners Bezeichnung für Mozart auf den ihm wahlverwandten Maler!

* * *

Die Kunst und Persönlichkeit Correggios beherrscht einen so völlig in Parma — man versucht immer wieder, sich den so denkbar unphiliströsen Mann in diese Verhältnisse einer kleinbürgerlichen Stadt hineinzudenken —, daß es wohl jeden der Kunst in Praxis oder Wissenschaft Beflissenen dazu drängen muß, gerade an dieser Stelle sich ein klares Verhältnis zu dem Meister zu gewinnen.

Ich bin dadurch den Geschehnissen, wie sie für mich folgten, vorausgeeilt. —

Schwer nur vermochte ich mich von der Kuppel droben loszureißen, von diesem weiten Blick, der einem im Norden noch die Alpenkette vorspiegelte. Der Sakristan war ganz laute Begeisterung; ich glaube, er hatte mir nur deshalb so lebhaft zur Besteigung der Kuppel geraten, weil er selber wieder einmal hinaufgewollt hatte. Jetzt stieg er, mit dem Wachsstock die leicht zu verfehlenden Tritte sorgsam ableuchtend, voraus in die Tiefe. In den mächtigen romanischen Bogenhallen schwimmt bereits dämmernde Dunkelheit. Aber mein Führer will mir doch noch einiges zeigen. So leuchtet er mit Kerzen A n t e l a m i s „Kreuzabnahme“

ab und führt mich dann mit besonderem Eifer vor eine Freske zur Linken des Eingangsportales. Zunächst vermag ich kaum etwas zu sehen, dann unterscheide ich, dem Lichtschein nachgehend, die vor der Madonna kniende Gestalt eines älteren Mannes. Jetzt löscht der Sakristan das Licht — da leuchten mich groß die Augen des betenden Mannes an. Und sooft ich jetzt aus dem Dunkel hinsah, glänzten aus der Finsternis ringsum die Augen. Das im Führer nicht erwähnte Fresko soll ein Werk des Cristofero Caselli gen. da Temperelli (1450—1520) sein, von dem auch mehrere Bilder in der Galerie hängen. Darunter eine Madonna als reife, ja durch Schmerz herb gewordene Frau und eine andere Madonna mit zwei Heiligen und sechs köstlich naiven Musikantenengeln.

Antelamis 1178 entstandene Kreuzigungsgruppe, wohl das bedeutendste Werk der italienischen Plastik vor Niccolo Pisano, habe ich erst am nächsten Morgen in seiner fast miniaturhaften Sinnigkeit bewundern können; der betende Alte aber hatte bei Tageslicht viel von seiner Macht eingebüßt, obwohl er auch jetzt als tüchtiges Kunstwerk bestand.

Die frühen Morgenstunden dienen den Kirchenbesuchen. San Giovanni liegt gleich hinter dem Dom und birgt die wunderbaren oben beschriebenen Fresken Correggios, der außerdem die Entwürfe für die von Erfindungskraft und Anmut strotzenden Friese und Faszien der Bogen lieferte. — Nur wenige Schritte zurück zum Baptisterium (von 1196—1302 gebaut), das in seiner Mischung von gedrungener Kraft mit Eleganz der Bewegung durch die Säulenstellungen einen Eindruck stolzer männlicher Vollreife macht, geradezu als Erklärung wirkt für die Kraftmenschen der Renaissance. Die Plastik in den Portalen — sie soll auch von Antelami sein — hat etwas vom Mönchtum in der Überfülle gedankenhafter Beziehungen und der Unbeholfenheit in allem Körperlichen. — Die Küster verweisen immer zunächst auf das Seltsame, das ja immer auf das Volk den stärksten Eindruck macht. So hier der große achteckige Taufbrunnen, der aus einem einzigen riesigen Marmorblock gearbeitet ist. In dessen Mitte der erhöhte Platz für vier gleichzeitig taufende Priester; denn da nur zweimal im Jahre getauft wurde, war bei der Fruchtbarkeit des Volkes reichliche Arbeit. Für die Raumwirkung der sechzehn Seiten des Innern ist eine fein abgestimmte Unregelmäßigkeit der Breite der Flächen und der Stärke der Säulen sehr geschickt ausgenützt.

Nun noch zu der über einem griechischen Kreuz aufgebauten Kirche Madonna della Steccata, dann bleiben noch eine Reihe von Stunden für die Galerie. Herrlich schwebt hier wieder die Kuppel. Drei Grabmäler wecken Erinnerungen an die wechselvolle Geschichte der Stadt Parma und des zugehörigen Herzogtums. Da ruht ein Sforzino Sforza; das prachtvolle Werk Giovanni Franc. da Grados zeigt den Mann schlafend auf Helm und Buch — ganz echt hohe Renaissance: schwertgeübt die Hand, scharf der Geist; der Waffe und dem Buch mit gleicher Leidenschaft ergeben; machtgierig, grausam, hart und dabei von zartester Empfänglichkeit für alle Schönheiten in Kunst und Leben. Gegenüber einer der berüchtigten Farnese, die sich gegen Haß und Aufruhr zweihundert Jahre als Herrscher zu behaupten wußten. Man behält für diese Usurpatoren und Despoten der Renaissance trotz ihrer Grausamkeit und Wildheit immer die Sympathie, daß sie sich auf ihre

eigene Kraft stellten, daß sie eigentlich stets die Hand am Schwerte ihre Stellung verteidigen mußten. Und daß sie in dieser Lage diese Genußstimmung aufbrachten, so den Drang fühlten, ihr vielleicht bald gewaltsam beendetes Dasein in riesigen Bauwerken historisch zu monumentalisieren, — das verleiht diesen kleinen Stadttyrannen eine persönliche Größe, die kaum einer der mächtigen Vertreter des späteren Absolutismus aufbringt. Was einem diesen Absolutismus so verhaßt macht, ist die Herrschaft einer kalten Diplomatie, die mit dem Schicksal der Völker umgeht, als handle es sich um das Mischen eines Kartenspiels. Auch daran werden wir hier lebhaft erinnert durch das Grabmal des Feldmarschalls Grafen Neipperg († 1829) — übrigens eine tüchtige klassizistische Arbeit von Bartolini —, der die Aufgabe hatte, nach Napoleons I. Tode die Herzogin Maria Luise in morganatischer Ehe zu trösten. Ihr hatte 1815 der Wiener Kongreß das Herzogtum Parma in seiner Besorgtheit um das Wohlergehen alles souveränen Blutes kurzerhand überwiesen. Nach ihrem Tode (1847) fiel Parma dann wieder an die Bourbonen. Schon ein Jahr später wurde Karl II. vertrieben, sechs Jahre darauf sein Nachfolger auf der Straße erdolcht, bis endlich 1859 die Befreiungsstunde schlug.

O, man kann es den Italienern wohl nachfühlen, wie nach ihrer Kleinstaaterei, die unvergleichlich tragischer und drückender war als die deutsche, die Jahre 1859 und 1870 wirken mußten, und nimmt die Masse der Garibaldi- und Viktor-Emanuel-Denkmäler gern in Kauf, trotzdem an ihnen künstlerische Freude kaum zu erleben ist. Der Kunst scheint es bei der Herrschaft der Wenigen doch besser zu gehen, als unter der Demokratie.

Die Galerie ist in dem riesigen, von den Farnese aufgeführten Palazzo della Pilotta untergebracht, der, düster nach außen, mit anderthalb Meter dickem Mauerwerk — man kann es in einigen der gegen das Flüßchen Parma gelegenen Säle gut sehen — eine Festung, im Inneren ein prachtvolles Treppenhaus, schöne Prunkräume, aber auch wohnliche Zimmer birgt. In der antiken Sammlung ergötzt durch köstliche Haltung der selig „trunkene Herkules", und man steht überrascht vor dem Figürchen von 25 cm Höhe, das so monumental erfaßt ist, daß es ohne Schaden die Vergrößerung ins Zehnfache ertragen würde. Wundervolle Intarsien aus der Abtei Torrechiesa und ein Rokokoschreibtisch mit ganz prächtig eingelegten Szenen aus Reinecke Fuchs fesseln die Aufmerksamkeit beim raschen Durchschreiten. In der Gemäldegalerie ist die Spannung auf Correggio so groß, daß manches andere darüber zu kurz abgetan wird. Auch soll ja hier keine Aufzählung versucht, nur das irgendwie besonders Auffallende erwähnt werden. Dazu gehört eine im Himmel thronende Madonna aus der Schule Botticellis wegen der sehr vereinzelten Auffassung der Himmelskönigin als alter Frau. In der Sammlung der Bildnisse packt Sebastiano del Piombos Bildnis des Papstes Clemens VII. Das aschfahle Gesicht zwingt sich schwer zur Milde. Man fühlt, diese Renaissancepäpste waren aus demselben Holze, wie die Fürsten der Zeit. Nochmals erleben wir an Toschis zahllosen Aquarellen, das gewonnene Gesamtbild durch die Nachbetrachtung der Einzelheiten vertiefend, die Fresken des Domes und von San Giovanni.

Und in dieser Stimmung, übervoll durch die Gaben dieses reichen Geistes, verlassen wir die Stadt Correggios.



Neue Bücher

Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 8 *M*.

Ich hoffe, durch meine Ausführungen über Correggio wie durch die dem vorliegenden Hefte beigegebenen Abbildungen in manchem Leser das Verlangen nach eingehenderer Kenntnis des Lebenswerkes dieses Meisters wachgerufen zu haben. Dazu bietet vorzügliche Gelegenheit einer der Bände der „Klassiker der Kunst“, die in ihrem roten Gewande bald überall bekannt und damit auch beliebt geworden sind. Die Lebensarbeit Correggios wird hier in einer sonst nirgends erreichten Vollständigkeit geboten. Bei der Art seiner Hauptwerke ist es besonders wichtig, daß so viele Einzelstücke daraus gezeigt werden. — Georg Gronaus Text gibt eine gute Übersicht über die geschichtlichen und persönlichen Zusammenhänge der Kunst Correggios, für die der Verfasser ein warmes Empfinden hat. Daß ich nicht in allem übereinstimme, ergibt sich aus meinen vorliegenden Ausführungen. Bedauert habe ich, daß Gronau so gut wie gar nichts Kulturgeschichtliches beibringt und auch von Correggios Leben nichts mitteilt. Ich weiß, daß hier fast alles Legende ist. Aber es konnte ja auch als Legende mitgeteilt werden. Denn diese hat außerordentlichen psychologischen Wert für die Art, wie die Zeit sich mit dem Rätsel dieses Mannes abgefunden hat. St.

*

„Meister der Farbe.“ Europäische Kunst der Gegenwart. (Abonnementspreis für zwölf Monatshefte 24 *M*, Einzelheft 3 *M*, Einzelblatt 1 *M*.)

Der Beginn eines neuen Jahrgangs gibt willkommene Gelegenheit, den Bezug dieser vorzüglich geleiteten Kunstsammlung aufs neue angelegentlichst zu empfehlen. Die gewählte Form der Zeitschrift ist eigentlich nur äußerlich, bedeutet aber insofern eine Bereicherung der anderen ähnlich gestalteten Veröffentlichungen des Verlags, als in jedem Heft auch einige textliche Beiträge gebracht werden. Im soeben abgeschlossenen Jahrgang sind das insbesondere Künstlerbriefe und -erinnerungen. Den Schwerpunkt aber bildet die immer großartiger sich entwickelnde Sammlung farbiger Kunstblätter, deren jedes Heft sechs bringt. Die Dreifarbendrucke sind technisch einwandfrei, einem jeden ist aus fachmännischer Feder ein Erklärungsblatt beigegeben, das das Wichtigste für den Künstler und das Bild enthält. Die Auswahl der Bilder erfolgt mit der Objektivität des echten Museumsleiters, der nicht persönlichen Liebhabereien nachgeht, sondern ein Gesamtbild des allgemeinen Kunstschaffens veranschaulichen will. Ein besonderer Vorzug der Sammlung liegt in dem Bemühen, auf Ausstellungen auftauchende bedeutendere Werke gleich dieser Sammlung einzuverleiben, bevor sie in Privatbesitz übergehen und damit der Öffentlichkeit sehr oft ganz aus den Augen kommen.

*

Heys „Fünfzig Fabeln für Kinder“ und desselben **„Noch fünfzig Fabeln für Kinder“** in Bildern, gezeichnet von **Otto Speckter.**

So echt kindlich zu dichten, wie der alte Hey, ist seither kaum mehr einem gelungen, und Speckters Bilder sind von köstlicher Naturfrische und vollendeter Naturbeobachtung. In dieser Neuausgabe sind dabei die Bilder in ihrer ursprünglichen, für die Lithographie berechneten Gestalt neu wiedergegeben. Diese ursprüngliche Form ist durchweg besser als die spätere, für den Holzschnitt gelieferte Bearbeitung, welch letztere nicht einmal immer von Speckters Hand stammt. Die beiden schmucken Bändchen sind bei **Alfred Janßen in Hamburg** erschienen und kosten nur je 60 ₰.





Meister der Vokal- und Instrumentalmusik des 15. und 16. Jahrhunderts

Ein praktischer Beitrag
von
H. Oehlerking

In den letzten Jahren ist nicht nur durch Neuausgabe längst vergessener Werke früherer Zeiten die notwendigste Bedingung zu deren Wiederbelebung erfüllt, tüchtige Chor- und Orchesterleiter boten uns auf ihren Konzertveranstaltungen häufiger aus den wieder fließenden alten Quellen gar köstliche Proben, vokaler sowohl wie instrumentaler Art. Mag die vor drei bis vier Jahrhunderten entstandene Instrumentalmusik oftmals mehr den Historiker interessieren als dem modernen Ohr künstlerischen Genuß gewähren: die Vokalmusik, vor allem das weltliche Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts, stand auf hoher Stufe der Entwicklung und Vollendung, sie ist an Klangschönheit und Formvollendung den zeitgenössischen Erzeugnissen ebenbürtig, vielfach sogar überlegen. Die folgenden Ausführungen stellen sich die Aufgabe, auf diejenigen Quellen, Meister und Meisterwerke des 15. und 16. Jahrhunderts hinzuweisen, welche sich auf Grund mehrfacher praktischer Versuche für die „Musikalische Renaissancebewegung“ sowohl wie auch für die Neubelebung unserer Konzertprogramme als ganz besonders wertvoll erwiesen haben.

Die im Jahre 1452 verfaßte Handschrift des „Lochheimer Liederbuches“ ist die älteste Quelle dreistimmigen Kunstgesanges. Niedergeschrieben wurde diese Sammlung von einem Dilettanten „Wolflein von Lochhame“ im niederbayerischen Dorfe Lochheim. Das Original lag lange in der Bibliothek zu Wernigerode a. Harz. Die Wiederherausgabe erfolgte 1867 durch einen Elberfelder Kunstfreund, Wilhelm Arnold, und den bekannten Musikgelehrten H. Bellermann. Es enthält 42 weltliche Lieder, worunter 5 dreistimmige, 2 zweistimmige, die übrigen einstimmige Sätze. Die bekanntesten und schönsten Sachen aus diesem „Gesennspuch“

sind folgende: „Der walt hat sich entlaubet“. Dieses Liedlein stellt in der Innigkeit und Zartheit des Wortausdrucks, der Reinheit und Klangschönheit des Tonsatzes das Ausgezeichnetste dar, was wir an mehrstimmiger Vokalmusik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts besitzen. Nach damals üblichem Brauch liegt die Melodie im Tenor. Ein ebenso ausdrucksvolles wie keusches und inniges Liebeslied ist die herzige Weise „All mein gedenken, die ich han“. Besonders hübsch und eindringlich gestaltet sich der Vortrag dieses Liedes mit Begleitung des damals üblichen Lieblingsinstrumentes, der Laute. (Neuausgabe u. a. in den von H. Scherrer im Verlag G. D. Callwey-München herausgegebenen Heften „Deutsche Volkslieder und Balladen zur Guitarre. Preis à Heft 1 M.) Voll köstlichen Humors ist das siebenstrophige Bänkelsängerlied „Ich spring an diesem ringe“: die frewelein von franken sind die feinsten Dirnen, denen zuliebe der humorvolle Verfasser sogar das Spinnen noch erlernen will; die „frewelein vom Reine sind hübsch und feine, die können seiden spinnen, die newen liedlein singen“. Resigniert klingt der Schluß aus:

Den frewelein soll man hofieren |
alzeit und weil man mag
Die Zeit | die kommet schiere |
es wirt sich alle tag.
Nun bin ich worden alte |
zum wein muß ich mich halten
all dieweil ich vermag.

Der Herausgeber dieses Liedes, dessen Melodie ein moderner Komponist nicht leichter, volksliedmäßiger und einschmeichelnder hätte setzen können, fügt die Fußnote hinzu:

„Do halt ich's auch mit.“

Kückens allbekanntes Soldatenlied für Kinder „Wer will unter die Soldaten?“ hören wir vierhundert Jahre vorausklingen in dem altdeutschen Wanderliede „Wohl auf, wer baß will wandern, wohlauf zum Vaterland! Der säum sich hier nicht lange, dieweil er mag von dannen, mach sich dort baß bekannt, mach sich dort baß bekannt“. Es entstammt einer Handschrift „geistlicher Lieder in weltlichen Weisen“ des Klosters Hohenfurth aus dem 15. Jahrhundert. Unser fröhliches Wanderlied zählt zu der Reihe derjenigen weltlichen Gesänge welchen die Kirche, nach vergeblicher Bekämpfung geistliche Texte (hier die auf das himmlische Vaterland gerichtete Wanderschaft) unterlegte und sie in dieser neuen Gestalt zum Dienst des religiösen Lebens heranzog. (Das Wanderlied findet sich in „Bunte Bühne“, 2. Folge Nr. 1 Gesammelt von R. Batka, herausgegeben vom Kunstwart.)

Neben dem dreistimmigen Kunstgesang begegnen wir dann auch „Geseng mit vieren“, nämlich für Diskant, Alt, Tenor und Baß. Der Nürnberger Arzt und Komponist Georg Forster charakterisiert in seiner Liedersammlung „Ein außzug guter alter vn newer Teutscher liedlein, einer rechten Teutschen art, auf allerley Instrumenten zu brauchen, außerlesen“ nach der Anschauungsweise des 16. Jahrhunderts auf den Titelblättern der einzelnen Stimmen die Singstimmen also:

Im Discantus:

Ir Kneblin vnd ir Meidlein vein
Ewer Stimlein schellen also fein.
Den Discant lernent vnbeschwert,
kein andrer stim euch zugehört.

Im Altus:

Der Alt gehört Jungsellen zu.
Die lauffen auf vnd ab on rhu.
Also ist auch des Altes weiß.
Drumb lerne mich mit allem fleiß.

Der Alt wurde also von Männerstimmen mit gut ausgebildetem Falsett gesungen.

Im Tenor:

Mein art und weiß in mittelsmaß,
gen andern stimmen ist mein straß.
Die habent acht auf meine stimmen.
Den Mennern ich für andern zim.

Der Baß muß sich folgendes Verslein gefallen lassen:

Mein ampte ist im niedern stat.
Drumb wer ein bstanden alter hat
Und brommet wie ein Ber,
Der komm zu meiner stimme her.

Etwa vom Jahre 1500 an wurde meist vierstimmig, hier und da auch schon fünf- und sechsstimmig gesungen. Der cantus firmus liegt noch immer im Tenor. Tätigen Anteil an der fortschreitenden Entwicklung des Kunstgesanges hatte u. a. Heinrich Finck, der von 1480—1506 bei den polnischen Königen Johann Albert und Alexander in Diensten stand. Über das Verhältnis des Künstlers zu seinen hohen Herren berichtet eine Anekdote, in welcher sich Alexander scherzweise über Fincks Besoldung ausläßt: „Wenn ich einen Finken in einen Käfig setze, so kostet er mir jahrüber kaum einen Dukaten und singt mir auch." Ambros sagt in seiner Geschichte der Musik über unsern Meister: „Finck ist in seiner reckenhaften Tüchtigkeit, in seiner anspruchslosen Güte, in seinem treuen, innig empfindenden Gemüte, sogar in seinen gelegentlichen Schroffheiten und Härten ein echter, deutscher Meister". 1536 gab der Großneffe zu Nürnberg Fincks Werke heraus, von denen das wundervolle „Ach herzigs Herz" zu den schönsten Perlen lyrischer Vokalmusik gehört. Besagte, von Hieronymus Formschneider besorgte Sammlung hat den Titel: „Schöne auserlesene Lieder des hochberümpten Heinrici Finckens sampt andern neuen liedern, von fürnemsten dieser kunst gesetzt lustig zu singen, und auff die Instrument dienstlich, vor nie in druck ausgegangen." Unter Fincks Zeitgenossen prangt Paul Hoffheimer, der Organistmeister Kaiser Maximilians I., jener vortreffliche Sänger, den der König von Ungarn zum Ritter des goldenen Spornes ernannte, den der Kaiser in den Adelsstand erhob und dessen Lob er nach des Künstlers Tode in lateinischen Versen sang. Das Lied „Ich hab' heimlich ergeben

mich eim schönen Helden“, in welchem ein Hoffräulein ihre heimliche Liebe zu einem Ritter besingt, ist, wie alle Lieder Hoffheimers, voll Kraft und Klang, klingt hier und da wohl etwas antik, ist aber immer warm und zu Herzen gehend.

Einer der bedeutendsten Bearbeiter von Volksliedern ist Heinrich Isaac (1450—1517), der Symphonistiker an Kaiser Maximilians Hofe, einer der größten Meister aller Tonkunst. Das angeblich vom Kaiser selbst gedichtete „Innsbruck, ich muß dich lassen“, ist eines der schönsten Lieder aller Zeiten; die Melodie liegt nicht im Tenor, sondern im Sopran. Dieses einzig hübsche Lied wurde bald allgemein bekannt und beliebt. Die Melodie legte man geistlichen Liedern — O Welt, ich muß dich lassen, Nun ruhen alle Wälder — unter. Über Isaacs Kunst sind alle Zeitgenossen voller Verwunderung. Er selber war Kapellmeister an der Kirche San Giovanni und Lehrer der Kinder des Fürsten Lorenzo von Medici zu Florenz, daselbst zugleich Geschäftsträger Maximilians I., wofür er jährlich 150 Gulden bezog. Wie seine „Fest- und Maskenlieder für den Karneval“ in echt italienischer Anmut und Leichtigkeit erstrahlen, so leuchtet er uns in seinen Messen und Motetten in aller Meisterschaft als Kirchenkomponist entgegen. Unser vielseitiger Künstler hat auch schon erfolgreich die Tanzmusik kultiviert. Unter den Instrumentalstücken dieser Art ist besonders die „Padovana“ zu erwähnen: ein reizender, anmutiger Tanz zu „fünffen auff kleine und grosse geygen“, so formvollendet, daß er als eine moderne Komposition angesehen werden könnte. Der Tanz kam in zwei Hauptformen als Schreit- oder Schleif- und Sprungtanz vor. Bei der ersten Art faßte der Tänzer eine der zwei Tänzerinnen an der Hand und nahm mit langsamen, schleifenden Schritten einen Umgang durch den Saal, während Lauten und andere Saiteninstrumente dazu ertönten. Der Vortänzer oder die Vortänzerin stimmte zu der Musik auch wohl ein frisches Tanzlied an. Wegen der langen herabwallenden Gewänder (swanz, swänzelin) war eine schnelle Bewegung oder ein Drehen wie bei unseren Rundtänzen (Walzer) ausgeschlossen. Die Geistlichkeit eiferte gegen diese weltlichen Vergnügungen in strengen Sittenpredigten, worin die Tanzschleifen Pfauenschweifen verglichen werden, auf denen die Teufelchen tanzen. In den Strafreden heißt es u. a.: bedürfen die Frauen solcher Schwänze, so würde Gott sie sicher mit etwas Derartigem versehen haben. Hinsichtlich des Schleppenunfuges schrieb eine Frankfurter Kleiderordnung vor, daß auf vornehmen Hochzeiten „über 5 Paar nit dantzen, wegen der langen Schleif oder Schweif, so die Frauen an den Röcken tragen, etlich Ellen lang“. — Ihrer eigenen Ausführung wegen wurden die Sprungtänze in der Regel draußen getanzt. Ein altes Gedicht erzählt von einer Tänzerin: „Sie sprank mer danne eines klafters lank unt noch höher“.

Wie Kraniche, Löwen, Bären sei, so wird berichtet, durcheinandergesprungen worden. Eine edlere Ausbildung der Tanzmusik war daher nur im Anschluß an die ruhigere und gemessenere Bewegungsart der Schreittänze (Padovana, Passemezzo, Courante) möglich. — Im Anschluß hieran ist der „Fuggerin Dantz“ für zwei Lauten, komponiert von dem Sohn des berühmten, im Dienste des Grafen Fugger zu Augsburg stehenden Hans Newsiedler namhaft zu machen. Gedruckt findet sich der „Fuggerin Dantz“, für zwei Lauten geschrieben, in einem Lautenbuch des



Melchior Newsiedler 1574 zu Straßburg. Der erste Teil begleitet in geradem Taktteil den Schrittanz; der andere Teil heißt „Hupauff" und hat dreiteiligen Takt. — Die heitere Vokalmusik jener Zeit findet würdige Pflege durch den Kapellmeister Sr. Römischen Königlichen Hoheit Arnold von Bruck (wahrscheinlich aus Bruck in Aargau gebürtig). Von den elf in der Sammlung von H. Formschneider enthaltenen weltlichen Liedern sind vor allem drei „frische Geseng" unsern Chören für Aufführungen sehr zu empfehlen. In dem launigen und kraftvollen, selbstgedichteten Trinkliede „So trinken wir alle diesen Wein mit schalle" muntert der Komponist seinen Freund Theoderich Schwarz von Haselbach und Ebermaßdorf also auf:

„Trink, mein liebes Dieterlein,
so wird dich nimmer dürsten!"

Durch den Refrain „Trinks gar aus!" wissen die fünf Stimmen dem Trinker gar nicht eindringlich genug zuzurufen, er möge das edle Getränk sich herrlich munden lassen. — Wunderlieblich und hochpoetisch ist „Der gutzgauch (Kuckuck) auf dem Zaune saß", eine reizende Spielerei des Kuckucksrufes. Von dem Autor dieses in seinen technischen und rhythmischen Verhältnissen echt volkstümlichen Liedes sagt Ambros: „Lorenz Lemblin (zu deutsch Lämmlein) senger und capellmeister des Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig zu Heidelberg — zeigt vor allem in seinen Liebesliedern den warmen, treuen Schlag des deutschen Herzens". — Voll Innigkeit und Gemütstiefe, ursprünglichem, wenn auch manchmal etwas derbem Humor, ist das Lied „Ich soll und muß einen bulen haben", worin sich das verliebte Maidlein um jeden Preis einen Schatz wünscht, selbst wenn sie ihn sich aus der Erde graben müßte. Der Tonsetzer Ludwig Senfl, welcher am Hofe Kaiser Maximilians aufwuchs, ein Schüler Isaacs wurde, Musikus des Herzogs Wilhelm von Bayern ward, von Luther und seinem Freunde, Kapellmeister Johann Walter, gleich hoch geschätzt ist, hat auf dem Gebiete des deutsch-weltlichen Liedes Unvergängliches geschaffen und muß als der letzte Vertreter der von fremdem Einfluß ganz unberührt gebliebenen deutschen Liedkomposition angesehen werden; bald nach seinem Tode (1555 in München) hält von Italien her das Madrigal seinen Einzug. Zu den schönsten Kompositionen Senfls gehört eine Kantate auf den Tod Maximilians, für die katholische Kirche mehrstimmige Lieder, Motetten, Magnifikate, Psalmen, Metten, Intraden; für die protestantische Kirche Choräle (Ach Gott vom Himmel — Durch Adams Fall — Jesus Christus, unser Herr). Sehr hoch stand Senfl in der Gunst des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem er verschiedene Werke dedizierte. Von ihm erhielt er für die damalige Zeit kostbare Geschenke, „zweiundzwantzigk Ellen preißischen Tamast", einen goldenen Pokal u. dgl. Ambros stellt L. Senfl sogar mit Mozart auf eine Rangstufe. — Die ausgiebigste Quelle alter Volksliedsammlungen ist die des Arztes Georg Forster, 1539—56 entstanden.

Eine köstliche Perle lyrischer Poesie ist das Echolied: „Hallo! Welch ein schönes Echo!" des berühmten Orlandus Lassus, der hier mit einfachen Mitteln ein bezauberndes musikalisches Unterhaltungsstück (Eccho zu zween Kören) entwirft. (Enthalten in der zweiten Folge der „Bunten Bühne", Nr. 8). O. Lassus ist der letzte Meister und Vollender der niederländischen Schule, einer der allerbedeutendsten



Meister. 1557 berief ihn Herzog Albert V. als Kapellmeister nach München, 1570 gab ihm auf dem Reichstage zu Speier Kaiser Maximilian II. den Reichsadel, 1571 ernannte ihn der Papst zum Ritter des goldenen Sporns. Im selben Jahre lud König Karl IX. von Frankreich den bayerischen Hofkapellmeister mit seiner aus 90 auserlesenen Künstlern bestehenden Kapelle nach Paris ein und überschüttete ihn mit Ehren und Auszeichnungen aller Art. Nach drei Jahren kehrte Lassus nach München zurück, wo er seine unsterblichen Meisterwerke (2337 Nummern) schuf. Am 14. Juni 1594 erlöste ihn der Tod von wahnsinnähnlicher Schwermut, die infolge großer Überanstrengung ihn zuletzt umnachtete. Im Münchener Nationalmuseum steht sein Leichenstein, das Standbild seit 1850 auf dem Promenadenplatz daselbst. Hervorragend ist Lassus in allen Ausdrucksformen; wunderbar tiefernst und tragisch in den Bußpsalmen und Motetten, lieblich scherzend in den köstlichen, hübschen Chansons. Unsern Männerchören kann u. a. das sehr dankbare „Landknechtsständchen" (Herzallerliebstes Mädel) aufs wärmste empfohlen werden. (Bunte Bühne, erste Folge, Seite 51.)

Jakob Regnart, um 1580 Sänger der Kapelle Rudolfs II., machte zuerst den Versuch, das Madrigal (Schäfergedicht) in Deutschland einzubürgern. Das Madrigal hatte eine feine, dichterische Form, und so mußte sich auch die musikalische Behandlung vielseitig entwickeln. Manche Madrigale haben in der Oberstimme den leicht verständlichen Cantus firmus; andere bringen entsprechend dem gedanklichen Inhalt verschiedene Themen, noch andere führen ein gewisses Motiv kontrapunktisch durch. Ein wesentlicher Unterschied von dem echt deutschen Lied des 15. und 16. Jahrhunderts besteht in dem Fehlen eines dem Volksliede angehörigen Cantus firmus. Nach Form und Inhalt waren die Madrigale für feine, gebildete Kreise, für den Salon als bessere „Hausmusik" berechnet. In einfachen Bürger- und Bauernhäusern hielten die „Villanellen" (Frottole) Einzug. Prätorius schildert die Villanellen also: „Bawerliedlein, welche die Bawern und gemeine Handwerksleut singen: daher denn auch die Komponisten offt mit sonderem fleiß ein 4, oder 5 Quinten, gleich wohl gar selten hintereinander her setzen contra regulas Musicorum: gleichwie die Bawern nach der Kunst nicht singen, sondern nach dem es ihnen einfallet: Und ist ein Bawrisch Musik zu einer Bawrischen Matery". Die Texte dieser „Bawrischen Musik" waren nach heutigen Begriffen nicht immer von unantastbarer Ehrbarkeit und Schlichtheit. Regnart gab 1576 „kurtzweilige teutsche Lieder nach der art der Neapolitanen oder Welschen Villanellen" heraus, die bis 1611 mehrere Auflagen erlebten. Auf der Rückseite des Titelblattes widmet Regnart „Jedem der Music verständigen Leser" diese Verse:

Laß dich darumb nit wenden ab,
daß ich hierin nit brauchet hab,
Vil Zierlichkeit der Music.
Wiß, daß es sich durchaus nit schick
Mit Villanellen hoch zu prangen;
Und wöllen dadurch preiß erlangen,
Wird sein vergebens vndt umbsunst,
An andre ort gehört die Kunst.

Eines der bekanntesten und dankbarsten Lieder aus der vorhin erwähnten Sammlung ist „Schabab zu dreyen stimmen“; es beschreibt den Galgenhumor eines verstoßenen Liebhabers; zugleich bietet es ein treffliches Beispiel der von Prätorius bezeichneten fehlerhaften Quinten, die jedoch beim gesanglichen Vortrag die Situation ungemein anschaulich und drastisch malen. — Ein Meister des Humors ist auch Anton Scandellus, erst Zinkbläser der kursächsischen Kapelle, dann Kapellmeister, † 1580. Das Lied „ein henlein weiß“ zu vieren läßt in drolliger Weise das Gackern der Hühner vernehmen. —Als eine köstlich duftende Nachblüte des mittelalterlichen deutschen Liedes muß das schöne Abschiedslied „Gott behüt dich“ von Lenhard Lechner angesehen werden, in der sich großer Beliebtheit erfreuenden Sammlung „Neue lustige Teutsche Lieder, nach der art der Welschen Canzonen“. Lechner, ein Nürnberger Schullehrer, veröffentlichte dieses Werk 1570; später wurde er wohlbestallter Kapellmeister des Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern; schon nach einem Jahre entflieht er nachts mit ganzer Familie zu seinem Gönner, dem Herzog von Württemberg in Tübingen. — Einer der glänzendsten Meister ist der Autor des zarten, innigen Liebesliedes „Jungfrau dein schön Gestalt“, Leo Haßler, geboren 1564 in Nürnberg, Schüler von Andreas Gabrieli in Venedig, dessen Kunst er in die Heimat mitbrachte und in seinen herrlichen Motetten selbständig weiter bildete. Aus innerem Drange schuf er ein neues einheitliches Kunstwerk. Zeugen davon sind (1596): „Neue teutsche Gesäng, nach art der welschen Madrigalien und Chansonetten“ (zu welch letzteren auch obiges Lied gehört) und „Lustgarten deutscher Gesäng, Balletti, Galliarden und Intraden, 1601“. Die evangelische Kirche verdankt unserem Meister eine Anzahl herrlicher Choralmelodien, z. B. das der Oberstimme des fünfstimmigen Liebesliedes „Mein Gemüt ist mir verwirret“ entlehnte geistliche Lied „Herzlich tut mich verlangen“, welchem S. Bach in der Matthäuspassion in dem erschütternden Choral „Wenn ich einmal soll scheiden“ einen Ehrenplatz gegeben hat. Leo Haßler war von 1585 an in der Kapelle des berühmten Augsburger Handelsherren Fugger tätig, von 1601 an ist er Organist und Kapellmeister in der Vaterstadt Nürnberg. Kaiser Rudolf II. adelte den hochangesehenen Komponisten, von welchem die Zeitgenossen sagten, „daß dieser Zeit seines gleichen in Teutschland nit ist, vnd auch vnter den Teutschen bis auf diese Zeit kein solcher Componist gefunden worden“. 1608 nahm er kursächsische Dienste, er starb 8. Juni 1612 zu „Frankfurt am Meyen“, wohin er seinen Herrn zum Reichstag begleitete. — Ein drolliges, derbes Wirtshauslied „Wolauf, jr lieben geste“ hat uns Thom. Sartorius hinterlassen; es findet sich vor in einem Manuskript der berühmten bischöflichen Bibliothek in Regensburg und ist neu aufgenommen in Renners Madrigaliensammlung. Ums Jahr 1640, nachdem der 30jährige Krieg schwer auf Deutschland lastete, schweigt für die Folge das unbegleitete weltliche Lied ganz. — Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts war es üblich, die Gesangstimmen ganz oder teilweise auf Instrumenten ausführen zu lassen, deren Wahl meist ins Belieben der Ausführenden gestellt ist. Die seltsamsten Zusammenstellungen kommen dabei vor, wie M. Prätorius in seinem „Syntagma musicum“ wörtlich anführt: „Immaßen ich denn einsmals die herrliche aus der maßen schöne Motetame des trefflichen Komponisten Jaches de Werth, Egressus Jesus;

à 7 vocum mit 2 Theorben, 3 Lauten, 2 Cithern, 4 Clavicymbeln und Spinetten, 7 Violen de Gamba, 2 Querflötten, 2 Knaben, 1 Altisten und einer grossen Violen (Baßgeige) ohne Orgel oder Regal musicieren lassen. Welches ein trefflich-prechtigen, herrlichen Resonnantz von sich geben, also, dass es in der Kirchen wegen des Lauts der gar vielen Saiten fast alles geknittert hat". — Andreas Gabrieli und sein Neffe und Schüler Johannes Gabrieli, diese beiden Meister der von den Niederländern begründeten venetianischen Schule, befreiten die Tasten-, Streich- und Blasinstrumente von der Vormundschaft der Vokalmusik und benutzten zur Chorbegleitung ein obligates Orchester als selbständigen Klangkörper, dessen einzelne Instrumente ihren Klangfarben gemäß behandelt wurden. Als interessante Proben aus der ersten größeren Entwicklungsperiode der Instrumentalmusik sind folgende Sachen anzuführen: eine Canzone für 8 Streichinstrumente von Johannes Gabrieli; Intrada (bestehend aus mehreren kurzen Sätzen, festlichen, elegischen oder leidenschaftlichen Inhaltes) auff 6 Linken von H. L. Haßler; eine gravitätische Padovana für 4 Krummhörner von dem Thomaskantor J. H. Schein (1586—1630); endlich von Ph. Simpson eine Allemande (deutscher Tanz) auff kleine und grosse geygen, die aber in melodischer und rhythmischer Arbeit schon größere Fortschritte aufweist und verheißungsvoll das allmähliche Nahen einer Zeit ankündigt, wo sich auch die Instrumentalmusik zu höchster Vollkommenheit entwickeln sollte.



Das 45. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Stuttgart

Zum ersten Male haben sich die deutschen Tonkünstler in der schwäbischen Hauptstadt zur alljährlichen Revue versammelt. Das Musikleben in Stuttgart floß bis vor nicht allzu langer Zeit in patriarchalischer Beschaulichkeit dahin. Das ist nicht immer so gewesen, denn weiter zurückliegende Epochen zeigen Namen, die auf ein reges und künstlerisch hochstehendes musikalisches Treiben schließen lassen. Besonders die Oper fand unter der Regierung des prunkliebenden und großzügigen Herzogs Karl Eugen (1744—93) sorgliche Pflege. Männer wie Jommelli, Nardini und in späteren Zeiten Daniel Schubart, R. Zumsteeg, Konradin Kreutzer und Lindpaintner standen mit an der Spitze des Hoftheaters. In jüngster Zeit nun hat man dem Stuttgarter Musikleben durch die Berufung und Ernennung Max Schillings' zum Generalmusikdirektor einen neuen Impuls gegeben. Die Wirksamkeit Schillings' erstreckt sich naturgemäß in erster Linie auf die Oper, die schon vorher in Max Pohlig und Alois Obrist verständnisvolle Reorganisatoren aufzuweisen hatte, und auf die künstlerische Ausgestaltung der sinfonischen Konzerte der Hofkapelle.

Die in Stuttgart vorhandenen Kräfte waren jedenfalls solcher Art, daß Schillings es bereits bei Antritt seiner Tätigkeit ohne Besorgnisse wagen konnte, den Allgemeinen Deutschen Musikverein für 1909 zu Gast zu laden. Nicht so zahlreich wie im Vorjahre in München, wo von den 1100 Mitgliedern des Vereins fast die Hälfte versammelt war, aber doch in stattlicher Zahl hatten sich die Tonkünstler in der ersten Juniwoche in der württembergischen Residenz versammelt. Unter ihnen zählte man eine Reihe der besten Namen, wie Richard Strauß, S. von Hausegger, Engelbert Humperdinck, Hans Sommer, Wilhelm Kienzl u. a. Es waren für dieses

Jahr nur ein Orchester- und Chorkonzert, dagegen zwei Kammermusikkonzerte und drei Opernvorstellungen vorgesehen. Bei letzteren handelte es sich nicht um Uraufführungen, sondern um die Darbietung der drei Opernwerke, die im Laufe des letzten Jahres an der Stuttgarter Hofoper ihre überhaupt erste Aufführung erlebt hatten, und die das Gros der Festbesucher noch nicht kannte. Es waren dies die Opern „Maja" von Adolf Vogl, „Mifé Brun" von Pierre Maurice und „Prinzessin Brambilla" von Walter Braunfels. Ferner verzeichnete das Programm einen von praktischen Vorführungen begleiteten Vortrag des bekannten Genfer Professors E. Jaques Dalcroze über „Musikalisch-rhythmische und ästhetische Gymnastik".

Das Fest wurde eingeleitet mit einem Empfang der Festteilnehmer seitens des württembergischen Königspaares im königlichen Schloß Wilhelma. Dieser reizvolle Empfang spielte sich in dem wundervollen Gartenhof des ganz im maurischen Stil gehaltenen Sommerschlosses ab, und zwar in ganz zwangloser Weise. Diesem einleitenden offiziellen Akt schloß sich später auch ein solcher seitens der Stadt Stuttgart im neuerbauten Rathaus an. Hier waren es die von der Stadtverwaltung in eigener Regie geführten schwäbischen Weine, die, von anmutigen Töchtern der Stadt kredenzt, unter den Tonkünstlern eine übersprudelnde Festeslaune auslösten.

Mißgünstige Seelen haben dem Allgemeinen Deutschen Musikverein gelegentlich zugerufen, daß bei dem enormen Musikgetriebe unserer Tage seine Mission längst erfüllt sei, und daß seine Tendenz, in erster Linie junge Talente ans Tageslicht zu fördern, heute keinen erkennbaren Wert mehr besäße. Demgegenüber kann nur immer wieder betont werden, daß der Verein mit seinen rein idealen Tendenzen gerade in unserem heutigen, ausschließlich nach materiellen Gesichtspunkten sich regelnden Musikleben ein viel wichtigerer Faktor als früher geworden ist. Welcher Konzertunternehmer oder -veranstalter übernähme wohl das Risiko der Manuskript-Uraufführung eines größeren sinfonischen Werkes, besonders wenn es sich um die Schöpfung eines bisher Unbekannten handelt? Und geschieht dann eine solche Aufführung nicht an einer ganz exzeptionellen Stelle, so bleibt sie im günstigsten Falle ein lokales Ereignis, dessen Erfolg weder für die weitere Verbreitung des Werkes noch für eine Verlagsverwertung von nennenswerter Bedeutung ist. Anders wenn der Allgemeine Deutsche Musikverein für ein neues Werk, für einen bisher unbekannten Namen eintritt! Bei seinen alljährlichen Tagungen ist ein großer Teil der Konzertveranstalter, -Dirigenten und Musikalienverleger anwesend. Der Erfolg eines Werkes vor einem Parkett von Fachleuten ist hier von weittragender Bedeutung, zumal auch die maßgebende Fach- und Tagespresse in eingehender Weise von den künstlerischen Resultaten der Tonkünstlerfeste Notiz nimmt. Erwiesen ist es jedenfalls, daß die Novitäten eines jeden Konzertwinters sich in erster Linie aus denjenigen Werken rekrutieren, die ihre Feuerprobe in den Aufführungen des jeweilig vorhergegangenen Tonkünstlerfestes bestanden haben. So ist es in den letzten Jahren stets gewesen. Man wird daher nicht behaupten können, daß der vom edlen Franz Liszt begründete und auch heute noch in demselben fortschrittlichen Geiste sich betätigende Allgemeine Deutsche Musikverein eine überflüssige Institution geworden sei; auch dann nicht, wenn die Aufführungen einmal weniger epochale Resultate zutage fördern, wie beispielsweise in diesem Jahr.

Es war diesmal in der Tat ein schlechtes Erntejahr. Die Musikkommission versicherte, die Einsendungen seien kaum je so dürftig gewesen (freilich nicht der Zahl nach!). Man mußte — entgegen der üblichen Tendenz — zu einer Anzahl von Werken greifen, die bereits vorher Aufführungen erlebt hatten, nur um die Programme nicht allzu farblos zu gestalten. Am schwächsten war es um die beiden Kammermusikkonzerte bestellt. Es kam mancherlei Annehmbares, aber nichts eigentlich Bedeutendes heraus. Als das namhafteste Werk muß immerhin das Klavierquintett von Hans Pfitzner bezeichnet werden, trotz seiner inneren Unklarheiten und der formellen Zerfahrenheit. Man spürt aber doch allenthalben den Hauch einer vollen Künstlerseele und sieht die Hand des selbständig gestaltenden Schöpfers. Der erste Satz mit seinem straffen, machtvollen Aufbau trägt etwas von monumentalem Charakter in

sich. Im ausgedehnten Schlußsatz verliert sich der Komponist dagegen in nebelhafte Fernen, die bereits außerhalb der Grenzen des mit den Mitteln des Kammermusikstils Erreichbaren zu liegen scheinen. In dem jungen Knud Harder, der mit einem Streichquartett op. 4 vertreten war, tritt uns ein noch Werdender entgegen. Knud Harder steht noch nicht über der Materie, seine Gedanken sind vorläufig nicht bedeutend, sein Ausdruck ist nicht genügend konzentriert. Aber warme, echte Gefühlstöne zeigen sich hier und da. Man steht schließlich von dieser Musik mit hungrigem Magen auf, ohne freilich die Hoffnung aufgegeben zu haben, in fernerer Zeit aus dieser Feder vielleicht noch Wertvolles zu empfangen. Positiveres weiß Joseph Haas in seiner H-Moll-Sonate für Violine und Klavier dem Hörer zu sagen. Diese Sonate hat Gesicht und Gestalt. Letzteres allerdings mehr als ersteres. Haas ist ganz gewiß kein Himmelsstürmer, er ist kaum zu den Modernen gemäßigter Couleur zu zählen. Seine Musik trägt Züge von Brahms und läßt nur gelegentlich Wagnersche Einflüsse erkennen. Der Komponist liebt es, sich knapp und klar auszudrücken; das ist ein unleugbarer Vorzug. Alles in allem: Diese Sonate ist ganz erfreulich, ohne jedoch irgendwie bedeutend zu sein. Als eine ernste, vom rein fachtechnischen Standpunkt aus beachtenswerte Schöpfung erwies sich die Sonata eroica in Cis-Moll für Klavier von Waldemar von Baußnern. Der Komponist bietet hier freilich mehr gedachte als empfundene Musik. Aber man kann wohl seine Freude haben an der klar gegliederten Architektonik und dem kraftvoll männlichen Charakter dieser Kunst, die zwar des sinnlichen Reizes entbehrt, jedoch niemals in toten Formalismus versinkt. Schade nur, daß so gar keine persönliche Note aus diesen Tönen spricht.

Ein übermäßig breiter Raum war der Liedproduktion eingeräumt. Eine ganze Reihe von bekannten und unbekannten Namen traten auf den Plan. Die originellsten Gaben spendete hier der Schweizer Volkmar Andreä, dem jedoch der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß er die Grenzen der Gattung mehrfach erheblich überschreitet. Ein anderer schweizerischer Tonsetzer, der noch sehr junge Othmar Schoeck, entpuppte sich als ein echtes lyrisches Talent, dem nur noch die volle Selbständigkeit der Sprache fehlt, um ganz Eigenes und seelisch tief Ergreifendes schaffen zu können. Formensinn und melodische Phantasie — welch seltne Gaben! — paaren sich bei ihm in erfreulicher Weise. Geringeres Interesse riefen Gesänge des bisher gänzlich unbekannten Kurt von Wolff wach. Es sind Erstlingsgaben einer sympathischen, gesunden, aber zu wenig differenzierten, zu gefühlsschwachen Persönlichkeit. Auch Konrad Ansorge war mit einer Gruppe Lieder vertreten, die den zart empfindenden Poeten und sinnigen Naturschilderer erkennen ließen. Fehl am Ort waren die Duette für Sopran, Alt, Violine und Pianoforte von Rob. Wiemann. Das Publikum der Tonkünstlerfest-Konzerte bedarf keiner liebenswürdig-gefälligen Konzessionen.

Die sich nach den geringen Ergebnissen der beiden Kammermusikmatineen bei der Mehrzahl der Festteilnehmer einstellende flaue Stimmung wich erst nach dem Orchesterkonzert einer rosigeren Festeslaune. Paul Scheinpflug aus Bremen, der hier den Reigen mit seiner „Ouvertüre zu einem Lustspiel von Shakespeare" eröffnete, hat mit diesem keck hingezeichneten, launig inspirierten Stück einen guten Wurf getan. Es fehlte nicht viel daran, so mußte die Ouvertüre wiederholt werden. Scheinpflug geht diesmal, entgegen seinen früheren Neigungen, keine absonderlichen, gewaltsam gebahnten Wege, sondern er tummelt sich auf sicherem Boden. Man machte ihm sonst mit Recht den Vorwurf, daß er es nicht verstände, Maß zu halten und seine Ideen in deutlich erkennbare, logisch entwickelte Formen zu kleiden. Hier zeigt er nun, daß er das, was ihm bisher fehlte, gelernt hat. Diesem Gewinn gegenüber, der bei der phantasiereichen und empfindungsstarken Schöpfernatur Scheinpflugs in Zukunft wertvolle Resultate zeitigen dürfte, verschlägt es nichts, daß in der Lustspiel-Ouvertüre die Tonsprache und das gedankliche Material keineswegs himmelstürmend sind. Erfreuliche Eindrücke hinterließ auch der an zweiter Stelle stehende „Apostatenmarsch" für Männerchor und Orchester von Rudolf Siegel, der den bizarren Humor der zugrunde liegenden Gottfried Kellerschen Dichtung

prächtig widerspiegelt. Ein zweites Männerchorwerk „Bismarck" (Text von E. Scherenberg) von dem jetzt in Mainz lebenden Otto Naumann büßte an Wirkung durch die nicht genügend ausgefeilte Wiedergabe ein. Es ist ein in edlem Pathos gehaltenes, musikalisch fein gegliedertes Tonstück, das den Ausführenden keinesfalls leichte, dafür aber künstlerisch interessante Aufgaben stellt. Mit der üblichen Männerchorliteratur hat dieser ganz in fortschrittlichem Geiste gehaltene Chorsatz nicht das mindeste zu tun. Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man diese Bismarck-Komposition als eine der bemerkenswertesten Gaben des Konzerts (wenigstens in fortschrittlich-tendenziösem Sinne!) bezeichnet.

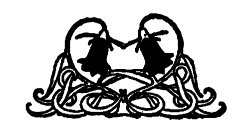
Der „Symphonische Epilog zu einer Tragödie" von dem Münchener Ernst Böhe leidet an dem Übermaß der Länge. Das vom Komponisten benutzte Gedankenmaterial reicht für die geschaffene Form nicht aus, es müßte denn in viel plastischerer Weise verarbeitet werden. Böhe ist kein großer Gestalter. Seine Stärke liegt in der Gewandtheit der Farbengebung, in der meisterlichen Beherrschung des rein Instrumentalen. Seine Kunst wirkt distinguiert, farbensatt, aber es fehlt ihr der eigentliche Nerv. Der wohnt der Musik des Tübinger Universitäts-Musikdirektors Fritz Volbach zwar ebenfalls nicht im Übermaß inne, aber letzterer hat das Glück, sinnfällige, gut profilierte Ideen zu produzieren, und dann weiß er dieselben in konkrete, unmittelbar in die Augen springende Formen zu gießen. Volbach ist kein Neutöner, er ist vielleicht nicht einmal ein Kompromißmusiker. Nein, er macht in seiner H-Moll-Symphonie gar kein Hehl daraus, daß er sich in den überlieferten symphonischen Formen außerordentlich wohl fühlt, und daß ihm auch die Ausdruckstechnik verflossener Epochen für seine Zwecke vollauf genügt. Trotz der unverkennbaren konservativen Tendenz seiner Symphonien hatte er — wenigstens mit den drei ersten Sätzen derselben — einen starken Erfolg. Und das nicht etwa, weil man sich in mehr reaktionär gesinnten Kreisen über die Offenherzigkeit dieses künstlerischen Bekenntnisses besonders freute, sondern ganz einfach, weil Fritz Volbach „etwas Handgreifliches" eingefallen ist. Schöner wäre es freilich noch, wenn diese Einfälle nicht nur Tages-, sondern auch Zukunftswert besäßen. Das freilich wird man abstreiten müssen. — Schließlich gab es noch eine musikdramatische Kostprobe: die Schlußszene aus dem Mysterium „Mahadeva" von dem in Wien ansässigen Felix Gotthelf. Den Stoff zu diesem in religiös-ethische Nebel gehüllten Musikdrama hat der Autor in Anlehnung an Goethes „Der Gott und die Bajadere" dem Sagengebiet der buddhistischen Mystik entnommen. Natürlich kann man aus dem dargebotenen winzigen Torso keinerlei Schluß auf die Wirkung des Ganzen ziehen. So viel war freilich zu erkennen, daß Gotthelf als Musiker stark unter dem Einfluß Richard Wagners (Tristan, Parsifal) steht. Der breit ausgesponnene, rein instrumentale Abschluß wirkte in seinem apotheosenhaft verklärenden Kolorit immerhin recht stimmungsvoll. Als Schlußstein hatte man dem Orchesterabend Liszts „Festgesang an die Künstler" angefügt. Das selten genug aufgeführte, edel intentionierte, inhaltlich aber stark zerbröckelnde Werk kam in musterhafter Wiedergabe (Orchester, Männerchor und Doppelquartett) trotz seiner Schwächen zu glanzvoller Wirkung.

Ich hätte nun wohl noch mancherlei über die drei Opernaufführungen zu sagen. Aber der zur Verfügung stehende Raum verlangt gedrängte Kürze, und da will ich mich auf die notwendigsten Andeutungen beschränken. Es handelt sich ja schließlich auch nicht um Uraufführungen, sondern um Wiederholungen. Allerdings sind die betreffenden Werke außerhalb Stuttgarts bislang so gut wie unbekannt geblieben. Die „Maja" von dem Münchner Adolf Vogl bedeutete eine merkliche Enttäuschung. Das Werk leidet an einem ungeschickt gearbeiteten Textbuch und ist musikalisch, trotz einzelner aparter Momente, noch unselbständig. Zieht man freilich in Betracht, daß der Dichterkomponist kaum über 23 Jahre war, als er diese ebenfalls ein antikes indisches Motiv behandelnde Oper schuf, dann erscheint die Begabung Vogls in einem wesentlich günstigeren Lichte. Ob sie je ausreichen wird, Bühnenwerke mit lebenskräftigem Atem zu schaffen, das muß die Zukunft lehren.

Pierre Maurice dagegen, der Komponist von Misé Brun, hat echtes Theaterblut in den Adern. Ihm ist ein ganz unterhaltsames Opernbuch in die Hände geraten, das zwar ein bißchen stark nach Gartenlauberomantik duftet und im wesentlichen nach den bewährten Rezepten der großen französischen Oper älteren Stils zurechtgemacht ist, aber seine Wirkung selbst auf ein anspruchsvoller gestimmtes Publikum nicht verfehlt. Die Musik ist ein geschickt gemischter Extrakt von Puccini und Massenet und mit manch pikanten eigenen Zutaten versehen. In den Rahmen einer fortschrittlichen Tonkünstlerversammlung paßte dieser Abend kaum hinein, aber er verlief schließlich — zumal bei der prächtigen Aufführung — ganz unterhaltsam. Bei weitem das ausgeprägteste Profil trägt die „Prinzessin Brambilla" des hochbegabten, ebenfalls noch jungen Walter Braunfels. Die ersten Berichte über die Stuttgarter und Münchener Aufführung des Werkes klangen nicht sonderlich empfehlend. Es ist gut, daß hier das Tonkünstlerfest Gelegenheit zu einer erheblichen Revision der kritischen Meinungen gab, und daß das Resultat derselben die bedeutenden, jedoch nicht ohne weiteres in die Augen springenden künstlerischen Qualitäten dieser Opernschöpfung in ein besseres Licht setzte. In Braunfels steckt eine ganze Persönlichkeit. Daß er den Wagemut und die Fähigkeit bewies, den äußerlich zwar belebten, aber innerlich toten Brambilla-Stoff Th. Arn. Hoffmanns musikdramatisch zu verwerten und bis zu einem gewissen Grade auch zu gestalten, das allein beweist schon viel für Braunfels' Begabung. Stärker als der Bühnendichter ist unstreitig der Musiker in ihm. Die Partitur trägt eine eigene Note. Was der Musik fehlt, das ist die sinnliche Ausdruckskraft in den Momenten seelischen Affekts. Der Stoff gibt ja allerdings kaum Gelegenheit, in wirkliche Tiefen zu steigen. Die Wiedergabe des speziell an die Chorkräfte und an die Regie außerordentliche Anforderungen stellenden Werkes bildet ein Ruhmesblatt für die Stuttgarter Hofoper. In Punkto Regieführung und Inszenierung ließen übrigens alle drei Aufführungen die künstlerisch gestaltende Hand Emil Gerhäusers, den Schillings von München mit nach Stuttgart geführt hat, erkennen. Ebenso könnten die ins Treffen geführten Solokräfte, speziell die Vertreter der männlichen Partien, den Neid manch anderer Bühne erwecken. Nicht immer auf der gleichen Höhe stand dagegen das Orchester. Bei Schillings' feinfühliger Direktion machte sich doch zuweilen der Mangel einer nur durch die Länge der Zeit zu erlangenden kapellmeisterlichen Routine bemerkbar.

Ich bin am Ende meines Berichts. Als ergänzend wäre hinzuzufügen, daß in der ziemlich stürmisch verlaufenen Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" Richard Strauß, der eine abermalige Neuwahl als Präsident aus zwingenden privaten Gründen ablehnte, einstimmig zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde und an seine Stelle Max Schillings rückte. Auch sonst gab es noch mancherlei Veränderungen innerhalb der leitenden Kreise, so vor allem den fast vollständigen Ersatz des bisherigen Musikausschusses durch jüngere, sezessionistischer gefärbte Kräfte. Es steht daher zu erwarten, daß das Programm der nächstjährigen, in Zürich stattfindenden Tonkünstlerversammlung ein wesentlich anderes, fortschrittlich entschiedeneres Gepräge tragen wird.

Paul Schwers





Unsere Nationalbühne

Ein Weckruf ans deutsche Volk

In den ersten Tagen unseres Jahres brachten unsere Tageszeitungen gewissenhaft, wie sie es nun mal bei — ausländischen Dingen sind, folgenden Bericht: „Das englische Nationaltheater. Aus London wird mitgeteilt: Die Ausführung des vielbesprochenen Planes des Shakespeare Memorial-Komitees, die Errichtung eines großen englischen Nationaltheaters in London, ist nunmehr beschlossene Sache: in der letzten Sitzung des Komitees hat der Plan einstimmige Billigung gefunden. Die Kommunalverwaltungen Londons und der größeren Städte werden sich voraussichtlich an dem Unternehmen beteiligen und Subskriptionslisten auflegen, so daß das neue Theater in erster Linie aus freiwilligen Spenden der Nation errichtet wird. Das neue Nationaltheater wird sich keineswegs auf die Aufführung der Shakespeareschen Meisterwerke beschränken, wenngleich alljährlich eine Reihe von Shakespeare-Zyklen vorgesehen sind. Auch moderne englische Autoren sollen zu Worte kommen. Eine besondere Körperschaft wird gebildet, der anerkannte Vertreter der Literatur, der Musik, der Kunst und der Wissenschaft angehören, die berufen sind, die Oberaufsicht über die Theaterleitung zu übernehmen.“ Und war die Zeitung gar ein Blatt für „Gebildete“, oder stand auf ihrem Programm „deutsche Kultur“, so erweiterte sie ihre Mitteilung zu einem langen Aufsatz in liebevollstem Eingehen auf den „überaus wichtigen Kulturplan“.

Deutsche Kulturpläne sind immer noch nicht „spruchreif“, wenn sie nicht gerade den Geldsack berühren. Und so schweigt man denn auch gründlich über deutsche Pläne zur Gründung einer deutschen Nationalbühne. Gegen ihr eigenes geistiges Vaterland haben natürlich all die Zeitungen und Zeitschriften keine Kulturpflicht.

Ehe denn der allererste Gedanke eines englischen Nationaltheaters auch nur geahnt werden konnte, war ein Jahrhundert bereits in Deutschland der allgemeine Gedanke an eine Nationalbühne Wort und Fleisch, ich meine den Plan zu einem „deutschen Nationaltheater“ in Hamburg. Johann Friedrich Löwen, der künstlerische Leiter des Hamburger Theaters, gewann einen Lessing, um mit ihm seine Kunststätte zu einer deutschen Musterbühne zu gestalten. Was Lessing wirkte, ist bekannt. Auch wie schnell der Traum eines „Nationaltheaters“ für die Kunsterziehung des deutschen Publikums und zur sittlichen und künstlerischen Hebung des Schauspielerstandes ausgeträumt war.

„Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind!“ so klagte Lessing am Schluß seiner „Hamburgischen Dramaturgie“, die ein einziges großes Mahnwort an Deutschland ist. Lessings Gedankenerbe trat Schiller an. Er betonte wie noch kein deutscher Dichter vor und nach ihm die Kulturmission

unserer Dichtkunst, er glaubte an die „Schaubühne als eine moralische Anstalt", weil sich bei ihm die ästhetischen, sittlichen und kunsterzieherischen Ansichten in lebensvollem Einklang befanden, weil er ein inniges Hand-in-Hand-Arbeiten von Dichter, Publikum und Schauspieler — das Bühnenideal! — annahm. Er wandelte Lessings klagenden Verzicht in eine mutige, zukunftsvolle Prophezeiung um: „Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten, wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation."

Wie man unsern großen „Patrioten" im 19. Jahrhundert behandelt hat! Hätte man sich, statt ihn unwürdig phrasenhaft zu verhimmeln, in seine philosophischen und ästhetischen Schriften vertieft, man hätte beim Auftauchen der Festspiel-Idee aufmerksam werden müssen. Nichts geschah! Das große Jahr 1870/71 konnte nicht bringen, was aus der Kultureinheit erwachsen muß. Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts hatte zuviel mit „Programmen" zu tun, um ans — Deutsche zu denken. Auch wurde die ganze Bühnenenergie ans Ausland verwendet, ich denke auch an Ibsen, wenn ich ihn auch ohne Scheu unser nenne.

Die Frage der deutschen Nationalbühne als eine nationale Angelegenheit brachte dann erst wieder der vielverlästerte Adolf Bartels in Fluß, als er 1905 seine Denkschrift „Das Weimarer Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend" ins deutsche Land sandte. Im Widerspruch mit ihm und auf eigenem Pfad erschien endlich Paul Schulze-Berghofs Weckruf in seinem tiefgründigen, wichtigen Werk „Die Kulturmission unserer Dichtkunst" (1908 bei Fritz Eckardt in Leipzig erschienen). Sein großer Gedanke ist „die Nationalbühne als Volks- und Reichstagssache".

„Den großen Gedanken an eine Nationalbühne, um den die Sehnsucht und Hoffnung länger als ein Jahrhundert ihre grünen Ranken gewunden hat, den großen Gedanken nach einer nationalen Musterbühne, nach einem dramatischen Festspielhaus haben wir uns durch die pädagogischen Sentimentalitäten unseres zerfahrenen Zeitalters zerpflücken und zerstückeln lassen. Alle Vorkämpfer der Nationalbühnenidee wollten eine Pflegestätte für die vollendetsten Formen der dramatischen Dichtung, wo dem Schönheitssinn in praktischer Tagesarbeit lauter und rein gedient wird, wollten einen durch die Tradition geweihten Kunsttempel, wo der Lebensodem in dem befreienden Rhythmus reinerer Sphären durch die Brust aller wogt, die danach verlangen, und wo das Gemüt des welterfahrenen Mannes, des in der Lebensesse durchglühten Menschen Erbauung, Erhebung finden und der geläutertste Geschmack seine Feste feiern kann. — Nun ruft man auf einmal nach einer Nationalbühne für die Jugend." Mit Recht weist Paul Schulze-Berghof auf die gefährliche ästhetische Überpäppelung der unerfahrenen Unmündigen, nennt auch eine Anzahl begründeter Bedenken gegen den Bartelschen Plan, der ja nunmehr zum ersten Male Wirklichkeit wird. Man soll den guten Grundgedanken nicht allein auf Weimar einstellen. Man veranstalte nationale Festspiele für die Jugend über ganz Deutschland. Außerdem bilde überhaupt mehr als bisher die Kunstwallfahrt einen wichtigen Teil der Erziehungsarbeit.

Weimar wird sich jedenfalls nicht zur „ständigen Nationalbühne" entfalten, wie Adolf Bartels hofft. Das Wesen der Nationalbühne läßt sich nicht an den Charakter einer Hofbühne fesseln. Sind nicht Goethes schlechte Erfahrungen am Weimarer Hoftheater vielsagend genug? Das Nationaltheater darf nicht vom persönlichen Geschmack eines Fürsten oder seiner Höflinge abhängen, auch nicht durch höfische Repräsentationspflichten beengt werden. Hier hat Richard Wagner in seinem „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters" schon das Richtige gefühlt. „Eine Nationalbühne — das liegt schon im Worte — kann nur aus dem Geiste der Nation hervorgehen und muß von ihm getragen und erhalten werden . . ., muß eine Angelegenheit des ganzen Volkes werden, ein Staatsinstitut, dessen Existenz

mit der Nationalidee selbst untrennbar verbunden ist. Sie darf von keinem persönlichen Machtwillen, keinem Regierungssystem ihre Lebensbedingungen empfangen, sondern allein von der Körperschaft, die den Volkswillen, den Geist der Nation verkörpert und unmittelbar zum Ausdruck bringt: also vom

Deutschen Reichstag.

Der Reichstag muß Gesetzgeber und Gesetzeshüter sein, soweit der äußere Bau und die Organisation der Verwaltung in Betracht kommen. Er müßte also zunächst den von einer Kommission, einem Nationalausschuß — der sich aus Mitgliedern des Reichstags, Vertretern der Regierung und der Künste zusammensetzt, wobei ich besonders an solche Köpfe denke, die bereits Belege für ihre Initiative auf dem Gebiete der Kunst- und Kulturpolitik erbracht haben — entworfenen Plan der Gründung, des Ausbaus und der Leitung gesetzlich festlegen."

„Im Anschluß an diese Forderung muß ich gleich noch einem Einwurf begegnen, der sehr wenig stichhaltig ist, aber von allen bequemen, müden und bedenklichen Geistern als Gegenargument vorgebracht wird, nämlich dem Einwande, daß es Naivität oder vertrauensseliger Dunst wäre, vom Reichstage in dieser Sache irgend etwas zu erwarten.

Wohlan, vielleicht jetzt.

Aber sind wir es nicht gewesen, die die Abgeordneten aufstellten und wählten? — Also laßt uns besser werden, und bald wird's besser sein! —

Laßt uns nur in der Angelegenheit der Nationalbühne einen Willen bekunden, der sich mit Recht als Volkswille bezeichnen darf, und die politischen Vertreter des Volkswillens werden auch den Weg finden; werden ihn um so leichter finden, als sich von der Regierung her sicherlich ein gleiches Empfinden und Streben zu ihnen gesellen wird.

Laßt uns nur schöpferisch gesonnen und zur Tat bereit sein, und die heute vielleicht noch nicht sehr zur Initiative gestimmte Volksvertretung wird schöpferisch handeln und die Möglichkeit einer nationalen Kulturtat als Ausdruck des einheitlichen Volksempfindens schaffen."

Gleich hier sei gesagt, daß in der Parlamentsrede des Abgeordneten Müller-Meiningen bei der Theaterdebatte vor kurzem so etwas wie das verheißungsvolle Erwachen zum Kultur- oder wenn man will Kunstgewissen zu spüren war. —

Auf zur Tat! Wir haben für unseren Zeppelin und für — Messina, in wenigen Tagen beinahe, Millionen durch freiwillige Beiträge zusammengetragen, wir sollten für ein Nationalheiligtum nicht auch das erforderliche Grundkapital aufbringen können?! Oder sollten wir schon ganz verkrämert sein? Dann würde unserem Goethedienst und unsrer pomphaften Schillerfeier von 1905 auf einmal das Urteil gesprochen sein. Wenn dagegen die Rede vom großen „Erbe" unserer großen Geister Schiller und Goethe mehr als eitle hohle Phrase ist, wann wäre eine bessere Gelegenheit als eben hier, uns ihrer würdig zu erweisen!

Auf zur Tat!

„Ja, hier wäre einmal neutraler Boden, auf dem sich alle Parteien zu einem gemeinsamen Werk vereinigen könnten, zu einer Schöpfung, die berufen wäre, den Geist des edlen, rein menschlichen Empfindens, den brüderlichen Geist der nationalen Einheit, das Licht der Erkenntnis und des gegenseitigen Verstehens, das mit seinem versöhnlichen Schimmer die schroffen Gegensätze der äußeren Formen mildert, ins Land hinauszutragen. —

„Die Nationalbühne, herausgeboren aus dem praktischen Kultursinn des Volkes, und als ein Wahrzeichen für den einheitlichen Rhythmus des völkischen Herzschlages", gehört dann „als die Burg der deutschen Dichtung und Volksseele mitten in und hoch über der Brandung der politischen Parteien und den Untiefen der praktischen Tagesinteressen und sozialen Kämpfe" nach Berlin, in „die Theaterstadt Deutschlands", den Herzmuskel des modernen Lebens. Vom „Krankheitsherd für unsere jetzigen Theaterzustände in Deutschland" könnte auch wieder eine gesunde und vernünftige Theaterpolitik ausgehen.

Die Nationalbühne hat „das Amt des dramatischen Erziehers" zu übernehmen, dazu

die Talentsuche und Talentprüfung; die „neue Schauspielkunst, die sich wieder auf die Macht des Wortes besinnt", zu schaffen, großzügige Festspiele und Zyklen zu veranstalten; die Nationalbühne wird ihrer hohen Pflicht genügen „als der literarische Führer und Berater der Bühnen bei dem Vordringen in das Zukunftsland, als Hochschule der dramatischen Dichtung und Schauspielkunst, als Volksschule für die Bildung des Geschmacks und des poetischen Gefühls".

Der aus heiligem Gefühl und aus großen Gedanken hervorquellende Weckruf muß wie ein Echo von ganz Deutschland aufgenommen und immer mächtiger anschwellend weitergetragen werden, hin zum Gewissen der Presse, der großen Kultur- und Kunstvereine wie der einzelnen, hin zum Enthusiasmus der akademischen Jugend, der Führer, Erzieher und Lehrer des deutschen Volkes, hin zu allen, denen ihr Deutschtum ein großangelegtes Kulturprogramm, eine heilige Verpflichtung allen anderen Völkern gegenüber und — sich selbst bedeutet.

Die Tat gilt, die Tat, ihr Deutschen!

Auf denn zur Tat! **Friedrich Schönemann**



Zur Kulturgeschichte des Ringes

Sehr fesselnde, lebendige Illustrationen zur Kulturgeschichte des Ringes bot die außerordentliche Sammlung eines Frankfurter Kunstfreundes und Juweliers, Robert Koch, die für kurze Zeit von dem Salon Friedmann und Weber zu einem Gastspiel im Rahmen der Ausstellung „Die Dame in Kunst und Mode" gewonnen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Die Ausstellung des Mode-Gesamtkunstwerkes bot vom Interieur des Schlaf-, Toilette- und Badezimmers an über die Exterieure der langfließenden Statuenkleider bis wieder zurück zu den intimeren Interieurs der Spitzen- und Battistdessous viel Geschmackvolles, an alles war gedacht, an die Requisiten der Reise mit der Bahn und vor allem mit dem Auto, an die stilgerechte Aufmachung für Wagen, Pferd und für das Genre Trotteur. Dazu die schillernde Fülle der Bibelots, der Fächer, Flacons, Pompadoure, der Gürtelschließer, Filigranketten, emailverzierten Schmuckkämme und Spangen ... eine Trophäenschau, ein Triomfo der Frau.

Das Wertvollste aber blieb jene Serie zierlich kleiner Kästchen, die mit ihrem Inhalt der Ringe eine erlesene Kulturbeute darboten, Schauspiele jahrtausend alten Erbteils.

Aus ägyptischen Pyramiden, aus pharaonischen Königsgräbern erscheinen vergrabene Schätze. Fürstenfingerreife sind es aus mannigfaltigem Material, aus Bronze, Ton, Glasfluß. Und fürstlich sind auch die aus mattem gelben Gold gebogenen Ringe mykenischer Frühzeit. Sie wecken Schicksalsstimmung, die Unheilsatmosphäre der Atridengräber, wie man sie in der Szene von d'Annunzios Citta morte empfindet, in der die Kleinodien der erlauchten Grüfte von verwegener Hand ihren heiligen Orten entführt werden und nun ihren alten Fatumsfluch neu wirken für die vermessenen Hände, die ihren Frieden gestört.

In alten Kulturen sind die Ringe niemals bloßes Ornament, Eitelkeits- und Zierschmuck. Sie dienen vielmehr stets als Ausdruck einer hohen Macht und Würde, Amtsinsignien stellen sie dar und als Wahrzeichen tragen sie auf der steinernen oder metallenen Platte geschnitten, graviert das Wappen zur Besiegelung feierlicher Dokumente.

Man kann an solchen alten Petschierreifen interessante Beobachtungen machen, wie konstruktiv und ausdrucksstark die Komposition und der Bau, die zusammenhangsvolle Gliederung der Teile, des eigentlichen Reifens und der Mittelplatte ist.

Außerordentlich organisch, wie wir es heut wieder lieben, ist diese Bindung, und gleichsam lebendig bewußt die Führung und Zusammenschließung. Häufig ist der Reif zweifach,

der obere biegt sich dann halbkreisförmig um den oberen Teil des Siegelsteins, der untere entsprechend um den unteren. Oder der Ring gabelt sich kurz vor dem Erreichen seines Mittelstücks und die Verzweigungen funktionieren dann in gleicher Weise.

Statt solcher zusammengeschlossenen Gliederung der Einzelteile gibt es auch eine gewisse Ganzheit und Unität der Komposition. Dann entwickelt sich der Rundreif allmählich von beiden Seiten zum breiten Bande, in das an der breitesten Stelle der Stein, meist ein Karneol, eingebettet ruht. Diese breiteren Umrahmungsteile werden oft, ihrer stärkeren Bedeutung halber, ornamental akzentuiert, mit Gravier- und Treibarbeit, oder, was besonders reizvoll ist, sie werden gitterförmig durchbrochen. Und dies Motiv haben die geschmacksgelehrigen Pariser Juweliere mit Vorliebe aufgenommen.

Ähnlich konstruktive Lösungen bemerkt man ferner bei den merovingischen, gotischen, fränkischen Ringen. Spiralflechtwerk findet sich hier und darin eingefaßt die wuchtige Metall-Siegelplatte. Oft ist darin als Signet das Kreuzmonogramm Christi eingraviert.

Großes, kulturelles Interesse, mehr historischen als geschmacksanregenden Charakters, beanspruchen die Zeremonialringe, Petri Fischerring, das Wahrzeichen des Papstes, der Dogenring, mit dem sich der Herr Venezias dem Meere vermählte, die jüdischen Trauringe des sechzehnten Jahrhunderts, sie sind pompös-repräsentatives Rüstzeug, sakraler Prunkzierat. Es ist bei ihm kaum auf das Verhältnis vom Schmuck zum Finger gedacht, der Finger wird zur Nebensache, zum Mittel lediglich, um ein Symbol zu tragen, zum Werkzeug, die majorem gloriam einer heiligen Verkündigung sichtbar anzuzeigen.

Das sind Architekturen aus Gold und Steinen von wuchtiger Bildung; nur der Rundreif erinnert noch an das Wesen des Ringes, das Mittelstück ist massiges Emblem, im Hochrelief und skulptural. Bei den katholischen Kultringen ist es Nachbildung der Formen von Mitra und Tiara, bei den jüdischen stellt es Miniaturen der Stiftshütte in grünem Email mit Steinen dar.

Symbolik spielt zu allen Zeiten beim Ring eine Rolle. Sehr bemerkenswert bei den bäuerlichen, die heut von neuem sehr geschätzt und z. B. noch als Agraffenschließen der Krawatten getragen werden.

Die Verlöbnisreifen bildet man aus verschlungenen Händen, sie fassen einander oder sie halten ein brennendes Herz als Mittelstück. Todesringe kommen vor als Giftbehälter mit Schädel und Kreuzknochen als Mittelstück.

Die berühmten auch symbolischen ehernen Tauschringe der Freiheitskriege fehlen nicht, die zum ehrenvollen Zeichen des Opfers auf dem Altar des Vaterlandes getragen wurden und die Devise zeigen: „Gold gab ich für Eisen".

Diesem streng katonischen Emblem der Bürgertugend stehen Grazienkünste gegenüber: Z. B. die gracilen Filigranspiele der Giardinetti. Sie haben als Schmuckstück eine Blumenkorbvignette, zierlich aus Silberdraht geflochten, und in ihren Maschen blitzen als Blüten und Früchte grüne, rote und blaue Steinchen auf. Und durch die mattschimmernde, bleiche Silberfassung wird die Koloristik der Steine noch gehoben, eine Erfahrung, die man sich auch heut wieder zunutze gemacht hat, nur daß man für diesen Mondscheinton jetzt Platin verwendet.

Ein großes Kapitel für sich nehmen die Ringe der Empfindsamkeitsperiode ein. Bei ihnen erscheint das Mittelstück meist in der Art der Stammbuchsymbole oder als Diminutivum der Freundschaftsdenkmale in Gefühlslandschaften. Ein verglastes Viereck oder Oval bildet den Rahmen, und darin sieht man in zierlicher Elfenbeinschnitzerei Urnen, Vasen auf Postamenten mit Genien und Liebesgöttern. Häufig sitzen sie — was man auch von den Rückseiten der Miniaturen her kennt — auf einem aus Haaren in Mattenmusterung geflochtenen Hintergrund. Ferner gibt es auch unter dieser Verglasung kleine Bildnisse, auf Elfenbein gemalt oder als Silhouette.

Nach dem Okzident der Orient. Viel Phantasie erweisen gerade die exotischen Ringe. Häufig haben sie Amulettcharakter.

Große Türkisen, in Cabochon- oder Plattenform, durch Sprunglinien geädert, erhalten diese Zeichnungen mit Gold ausgefüllt, dazu ebenfalls mit Gold sozusagen plombierte Gravierungen kabbalistischer Ornamente.

Syrischer Herkunft sind breite Silberbänder, auf denen in Draht aufgelötete Spiralen liegen, und von ihnen klirrt herab dreifacher Plättchenbehang. Chinesische Reifen gibt es aus reinem Gold, weich und biegsam. Ihre Enden sind nicht geschlossen, sondern übereinandergelegt, und sie werden nach dem Fingermaß dehnbar gemacht. Ihr Schmuckstück ist ein Schriftornament, vertieft in einem Viereck eingeschlossen.

Unerschöpfliche Variationen, unendlich wie der Ring selbst in seiner uralten Symbolik.

Felix Poppenberg

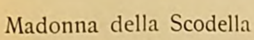


Das neue Frauenideal

Wie alles auf dieser Welt, ist auch der Begriff der Weiblichkeit etwas Fließendes und Wandelbares. Denn — was ist Weiblichkeit? fragt Adele Schreiber in der „Umschau". Wenn es unweiblich ist, an Stelle des Hilfsbedürftigseins das Helfenkönnen zu setzen, an Stelle des Schutzbrauchens das Schutzgewähren, dann ist unser neues Frauenideal unweiblich. Wenn es unweiblich ist, nicht mehr zusammenzubrechen, sondern mit der Kraft des Überwindens aus alten Trümmern sich neues Leben aufzubauen, dann sind die neuen Frauen unweiblich. Und in demselben Sinne unweiblich ist es wohl, an die Stelle des Nichtwissens das bewußte Handeln zu setzen, an die Stelle des Opferlamms die starke, sichere Persönlichkeit, an die Stelle der Entsagung den Kampf, an die Stelle der passiven Geduld den aktiven Mut, die handelnde Tugend, denn Tugend ist Glückgeben, und Geben ist Handeln (Multatuli), und so ist denn das neue Frauenideal nicht das der Selbstentäußerung, sondern das der Selbstbehauptung ...

Und wenn ehedem das Frauenideal sich immer im Extrem verkörperte, dem einen als Dämon, Weib, Sphinx, Rätsel, dem andern als lichter Engel, als Gottheit, der man Altäre baute, dem dritten als willfährige Sklavin und dienende Magd, so soll sich heute aus all diesen Übertreibungen das Ideal herauskristallisieren der Frau als Mitmensch und Mitkämpfer. Der Kampf der Geschlechter gegeneinander wandelt sich zum gemeinsamen Kampf der beiden Geschlechter gegen zerstörende und hemmende Kräfte der Aufwärtsentwicklung, ein Kampf, in dem es nicht heißen darf: Hie Mann, hie Weib, sondern: Hie Fortschritt, hie Reaktion! In je mehr Punkten Mann und Weib sich ergänzen, um so vollendeter kann über Zeit und physischen Wandel hinweg die Anziehungskraft bleiben, können neue Ekstasen erblühen zwischen Menschen, die sich so vollkommen verstehen und begreifen, wie wir es bisher nur in Ausnahmefällen berühmt gewordener Liebespaare kennen. Durch die Freiheit der Frau und die Achtung vor ihrer Persönlichkeit gewinnt der Mann ebensoviel an Glücksmöglichkeiten. Und wenn ein altes Wort lautet: ‚Die beste Frau ist die, von der man nicht spricht', so wollen wir dem nun freilich nicht das Wort entgegenstellen: ‚Die beste Frau ist die, von der man am meisten spricht', wohl aber dürfen wir behaupten: ‚Die beste Frau ist diejenige, die nach ihrer Überzeugung handelt, gleichviel, ob man darüber spricht oder nicht."

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Madonna della Scodella

Correggio





Die heilige Magdalena (Ausschnitt aus dem „Tag“)   Correggio



Madonna della Scodella (Ausschnitt)   Correggio







Johannes auf Patmos   Correggio



Johannes der Evangelist   Correggio



Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Correggio“

Die Himmelfahrt Christi | Correggio



Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Correggio“

Wandgemälde an der Kuppel (Ausschnitt) Correggio

Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Correggio“

Deckengemälde — Correggio




Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Correggio“

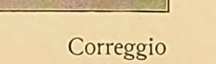
Engelsgruppe aus dem Fresko
in der Halbkuppel von
S. Giovanni Evangelista





Correggio

Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Werke „Correggio“



Clemens VII.



Sebastiano del Piombo

Ruine

Carlo Böcklin





XI. Jahrg. August 1909 Heft 11

Die Wissenschaft vom Leben

Von

Wilhelm von Schnehen

Unter den mannigfaltigen Erscheinungen der Natur, so wunderbar sie auch alle ohne Ausnahme sein mögen, ist doch sonst keine, die uns so mit immer neuem Staunen erfüllt, so immer wieder zu sich hinlockt und unser ganzes Sinnen so gefangennimmt, wie jene eigenartigen Gebilde, die wir Organismen oder Lebewesen nennen. Und wenn sich unser Geist auch staunend eine Zeitlang in die unermeßlichen Tiefen des Himmelsraumes und seine kreisenden Sternenheere verloren oder sinnend über den geheimnisvollen chemischen Eigenschaften jener kleinsten Bausteine der Natur, der Atome oder Moleküle der Materie, gebrütet hat, so kehrt er doch schließlich immer wieder zur Betrachtung jener lebenden Gebilde zurück. Gleichsam als ob er hier allein aller anderen Wunder Lösung finden müßte! Und in der Tat: scheint es nicht, als wenn in ihnen wirklich alle Rätselhaftigkeit der Welt in eins zusammengefaßt wäre und der ganze Wert aller übrigen Dinge am letzten Ende nur an diesen gemessen werden könnte und gemessen werden dürfte? Ja, wenn man von dem Menschen oft und mit Recht schon bemerkt hat, daß er ein kleines Abbild der Welt im kleinen, ein Mikrokosmos sei, so gilt dasselbe doch im Grunde [illegible] von [illegible] ein Lebewesen, wie klein und gering es auch an sich sein möge. [illegible] nicht, wenn wir den einheitlichen harmonischen Zusammenhang [illegible]



Ruine Carlo Böcklin



XI. Jahrg. August 1909 Heft 11

Die Wissenschaft vom Leben

Von

Wilhelm von Schnehen

Unter den mannigfaltigen Erscheinungen der Natur, so wunderbar sie auch alle ohne Ausnahme sein mögen, ist doch sonst keine, die uns so mit immer neuem Staunen erfüllt, so immer wieder zu sich hinlockt und unser ganzes Sinnen so gefangennimmt, wie jene eigenartigen Gebilde, die wir Organismen oder Lebewesen nennen. Und wenn sich unser Geist auch staunend eine Zeitlang in die unermeßlichen Tiefen des Himmelsraumes und seine kreisenden Sternenheere verloren oder sinnend über den geheimnisvollen chemischen Eigenschaften jener kleinsten Bausteine der Natur, der Atome oder Moleküle der Materie, gebrütet hat, — er kehrt doch schließlich immer wieder zur Betrachtung jener lebenden Gebilde zurück. Gleichsam als ob er hier allein aller anderen Wunder Lösung finden müßte! Und in der Tat: scheint es nicht, als wenn in ihnen wirklich alle Rätselhaftigkeit der Welt in eins zusammengefaßt wäre und der ganze Wert aller übrigen Dinge am letzten Ende nur an diesen gemessen werden könnte und gemessen werden dürfte? Ja, wenn man von dem Menschen oft und mit Recht schon bemerkt hat, daß er ein kleines Abbild der Welt im ganzen, ein Mikrokosmos, sei, so gilt dasselbe doch im Grunde schon von jedem Lebewesen, wie klein und gering es auch an sich sein möge. Und umgekehrt auch: wenn wir den einheitlichen harmonischen Zusammenhang der Welt

und das stete geheimnisvolle Widerspiel ihrer Kräfte mit einem Worte kennzeichnen wollen, so sagen wir von ihr, auch sie sei ein einziger großer Organismus: ein Kosmoorganismus oder ein lebendiges All! So werden tatsächlich und ganz unwillkürlich uns die lebenden Gebilde der Natur, obwohl äußerlich betrachtet so winzig im Vergleich mit vielen anderen, doch zu einem Symbol oder Maßstab des Ganzen. Und wenn die Naturwissenschaften heute in gewissem Sinne unsere ganze Weltanschauung bestimmen und insoweit auch mit Recht bestimmen, als wir nichts, was ihren gesicherten Ergebnissen widerstreitet, noch als wahr anerkennen dürfen, so wird das im besonderen Maße von der Biologie oder Wissenschaft vom Leben gelten müssen. Je nachdem, welche Stellung wir zu den biologischen Grundfragen einnehmen, je nachdem wird sich unsere Ansicht von der Natur auch im ganzen gestalten. Und je nachdem, ob wir dort an der Außenseite der sinnlichen Erscheinungen haften oder mit dem Geiste in ihr Inneres, ihr eigentliches Wesen hinabtauchen, je nachdem wird man auch sagen dürfen, ob wir in das Wesen der Welt selbst eingedrungen sind oder nicht.

Nun vollzieht sich aber gerade in dieser Wissenschaft vom Leben seit etwa zehn Jahren ein bedeutsamer Umschwung: ein Umschwung, der, zuerst schwach und kaum beachtet, aber nun mit jedem neuen Monde dieses zwanzigsten Jahrhunderts immer weitere und tiefere Kreise ziehend, über kurz oder lang das ganze jüngere Geschlecht der Naturforscher in eine völlig neue Richtung hineindrängen und ihre Ansichten über das Wesen und die Ursachen der Lebenserscheinungen von Grund aus umgestalten muß. Zwar wogen augenblicklich die Meinungen noch wirr durcheinander. Das Alte wehrt sich mit der Macht der Gewohnheit überall noch gegen das Neue. Hier werden diese, dort wieder jene Lehren aufgestellt. Die eine Richtung bekämpft die andere. Und dem oberflächlichen Blick könnte es scheinen, als ob bisher aus all diesen Kämpfen noch nichts Bleibendes und Sicheres herausgekommen wäre. Aber bei näherem Zusehen offenbaren sich dem Auge des unbefangenen Betrachters doch in all den scheinbar so verschiedenen Ansichten schon gewisse gemeinsame Züge. Ja, aus dem Wirrwar durcheinanderflutender Meinungen hebt sich immer deutlicher ein klar erkennbares Ziel heraus, dem sie allesamt bewußt oder unbewußt zustreben. Und es dürfte darum — bei der erwähnten Bedeutung gerade dieser Fragen für unsere allgemeine Weltanschauung — den Lesern des Türmers nicht unwillkommen sein, wenn wir diese ganze neuere Entwickelung der Wissenschaft vom Leben kurz an ihren Augen vorüberziehen lassen, die wichtigsten Strömungen aus den minder wichtigen herausheben und jenes Ziel, dem sie alle zustreben, näher zu bestimmen suchen. —

Der Mann, der mehr als alle anderen vor oder nach ihm der Wissenschaft vom Leben während dieser letzten vier bis fünf Jahrzehnte seinen Stempel aufgedrückt und mittelbar durch sie auch die weiteren Kreise der Gebildeten in seinen Bann gezogen hat, ist, wie bekannt, Charles Darwin. Und was man auch über seine einzelnen Annahmen, Lehren und Erklärungsversuche denken mag, im ganzen wird Darwin immer als ein großer Bahnbrecher und ein Forscher ersten Ranges geschätzt werden müssen. Sein bleibendes Verdienst besteht darin, daß er den alten Glauben an die Beständigkeit der Arten widerlegte, durch eine Fülle

von Beispielen die große Wandelbarkeit der Lebewesen über allen Zweifel erhob, uns die heute festen Arten als ehedem flüssige, aber mit der Zeit fest gewordene verstehen lehrte und so der Deszendenztheorie oder Abstammungslehre den erfahrungsmäßigen Boden gab, dessen sie bei seinen beiden Vorgängern Geoffroy St. Hilaire und Lamarck noch entbehrt hatte. Darwin ist also, wenn auch nicht der eigentliche Begründer oder Urheber der Abstammungslehre, so doch jedenfalls der, der sie endgültig zum Siege geführt und damit auch die Einsicht in die wahre Stellung des Menschen in der Natur mächtig gefördert hat. — Aber Darwin wollte mit seinem großen, bahnbrechenden Werke über „Die Entstehung der Arten“ keineswegs nur die Tatsache eines solchen stammesgeschichtlichen Zusammenhanges der Lebewelt unserer Erde erweisen. Er wollte auch die Wege, die Gesetze und die Ursachen klarlegen, nach denen sich die voneinander abstammenden Lebewesen im Laufe der Zeiten umgewandelt haben.

Die übergroße Vermehrung einer jeden Art, so erklärte er, muß bei den beschränkten Raumverhältnissen unserer Erde unvermeidlich zu einem unaufhörlichen scharfen Wettbewerb um Raum, Nahrung, Licht, Luft, Wasser und alle anderen notwendigen Lebensbedingungen führen. Dabei werden die Individuen, die durch kleine zufällige Abweichungen in Gestalt, Bau, Farbe oder anderen Eigenschaften den jeweils gegebenen äußeren Umständen besser als ihre Artgenossen angepaßt sind, diese nicht so begünstigten Mitbewerber überleben. Und indem sie nun ihre nützlichen Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen, wird sich, so meinte Darwin, bei einem andauernden Wechsel der äußeren Verhältnisse im Laufe der Zeit durch allmähliche Steigerung solcher kleiner nützlicher Abweichungen schließlich eine ganz neue, der Außenwelt besser als die frühere angepaßte Art herausbilden: und zwar ohne irgendeine absichtlich solche Zweckmäßigkeiten ihres Baues hervorbringende Vernunft, allein aus der rein mechanischen Wirkung der fortgesetzten Auslese in jenem äußeren Kampfe ums Dasein.

Daß diese so nur mit wenigen Worten kurz angedeutete Selektionstheorie oder Lehre von der natürlichen Zuchtwahl als ein vermeintlich unausscheidbarer Bestandteil der Abstammungslehre von der großen Mehrzahl aller damaligen Biologen mit Jubel begrüßt wurde und trotz des Widerspruches einzelner älterer Kollegen bald zur allgemeinen Anerkennung gelangte, das ist heute leicht zu begreifen. Schwamm doch das damalige Geschlecht der Naturforscher ganz in dem materialistischen oder mechanistischen Fahrwasser; waren sie doch alle (selbst jene Gegner der Abstammungslehre) mit Du Bois-Reymond überzeugt, daß im Grunde die naturwissenschaftliche (mechanistische) Erkenntnis die einzige wissenschaftliche Erkenntnis, der Gedanke an Naturzwecke aber eine kindliche Vermenschlichung der Naturkräfte sei und darum auch die Lebensvorgänge ohne irgendwelche zwecktätigen Lebenskräfte aus dem bloßen Zusammenwirken der physikochemischen Kräfte und Gesetze erklärbar sein müßten. Und nun bot sich ihnen hier in dieser Zuchtwahllehre des großen englischen Naturforschers scheinbar eine solche völlig ausreichende Erklärung, bot sich ihnen in dieser vermeintlich so einfachen und einleuchtenden Lehre der erhoffte und bisher doch immer noch vergeblich gesuchte Zauberschlüssel, um die Rätsel des Lebens ohne Ausnahme

zu lösen und zugleich mit der ganzen Mannigfaltigkeit der Lebensformen auch ihre wunderbaren Zweckmäßigkeiten in Bau und Verrichtungen aus rein materiellen Ursachen oder mechanischen, blind und ohne Zweck wirkenden Naturkräften zu erklären.

Indes, als der erste Rausch der Begeisterung vorüber war und man die einzelnen Behauptungen und Beweise Darwins näher nachzuprüfen anfing, da stellten sich den schärfer Blickenden auch mehr und mehr die vielen, vorher nur im Eifer übersehenen Lücken und Mängel seiner Zuchtwahllehre heraus. Zunächst nämlich zeigte schon die einfachste Überlegung, daß die Auslese im Kampfe ums Dasein doch immer nur die Ausscheidung der schlechter angepaßten oder unzweckmäßigen Formen bewirken und erklären kann, aber nicht die Entstehung zweckmäßiger Formen. Und ebensowenig deren Übertragung von den Eltern auf die Nachkommen. Denn wenn die Variabilität oder das Abänderungsvermögen der Organismen nicht individuell verschiedene, mehr oder weniger der Außenwelt angepaßte Formen ergäbe, so würde ja die Zuchtwahl unter ihnen gar keine zweckmäßige Auslese treffen können. Und wenn nicht außerdem die nützlichen oder zweckmäßigen Eigenschaften der sieghaften Individuen durch Vererbung auf ihre Nachkommen übertragen würden, so hätte jedenfalls die Auslese keinen dauernden Erfolg, sondern würde ohne Zunahme der Zweckmäßigkeit oder Anpassungshöhe immer auf derselben Fläche sich bewegen. Die ganze positive Leistung bei der fortschreitenden Anpassung und Höherbildung der Lebewesen fällt also nicht der Auslese im Kampfe ums Dasein, sondern vielmehr dem Abänderungsvermögen der Lebewesen sowie ihrer Fähigkeit zur Vererbung anheim. Und da diese beiden Grundeigenschaften der Lebewesen von Darwin einfach als unerklärte und auch durch ihn nicht verständlicher gemachte „Erfahrungstatsachen" hingenommen worden waren, so war es auch ein Irrtum zu meinen, daß die aufsteigende Entwicklung der Lebewelt durch die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl mechanisch wirklich erklärt oder ihrer Erklärung auch nur irgendwie nähergerückt sei.

Nun hatte Darwin freilich anfangs gemeint, die individuellen Abweichungen als ganz unbestimmt, allseitig und nach allen Richtungen hin gleichmäßig verteilt ansehen zu können, so daß das gelegentliche Vorkommen einzelner, bei diesem oder jenem Wechsel äußerer Verhältnisse nützlicher Abänderungen sich gewissermaßen als ein Spiel des Zufalls darstellte und keiner weiteren Erklärung zu bedürfen schien. Aber er selbst hatte diese notwendige Voraussetzung einer rein mechanischen Zuchtwahllehre, die unbestimmte allseitige Variabilität gegen Ende seines Lebens schon wieder preisgegeben und offen eingeräumt, daß nur häufig wiederkehrende oder gleichzeitig in großer Anzahl auftretende nützliche Abweichungen wirklich zur Bildung einer neuen Art führen können. Und die seitherige Entwickelung der Biologie hat mit jenem Glauben an das Spiel des Zufalls als ausreichende Erklärung der jeweils nützlichen Abänderungen völlig aufgeräumt. Einmal nämlich zeigten alle näheren Untersuchungen, daß die individuellen Abweichungen keineswegs nach allen Seiten hin erfolgen, sondern wenige ganz bestimmte Richtungen einhalten, also



auch auf ganz bestimmte Ursachen zurückweisen. Und zum anderen erkannte man mehr und mehr, daß jene kleinen individuellen Unterschiede, die Darwin seiner Theorie zugrunde gelegt hatte, selbst bei künstlich durch den Züchter herbeigeführter Inzucht sehr bald eine gewisse unüberschreitbare Grenze erreichen, und wenn sich selbst überlassen, rasch wieder durch Kreuzung verloren gehen. Sie schwanken eben, wie es J. Reinke treffend ausgedrückt hat, gleich einem Pendel um einen festen Mittelpunkt herum: um einen Mittelpunkt, der durch die beständigen Merkmale der Art oder Rasse bestimmt wird. Darum können diese gewöhnlichen kleinen Unterschiede der einzelnen Artgenossen voneinander in der Natur offenbar nicht zur Bildung einer neuen Art führen. Und auch bei der künstlichen Züchtung läßt sich beobachten, daß die so erzielten neuen Abarten oder Rassen sich meist nur in äußeren, nebensächlichen Merkmalen von der Stammform unterscheiden. Wo sich dagegen die Abweichung von dieser ursprünglichen Form auf innere, wesentliche Merkmale erstreckt, da ist auch bei der künstlichen Züchtung die neue Form fast immer plötzlich erschienen. Den Gärtnern und Züchtern waren solche Fälle sprunghafter Rassenbildung längst schon bekannt, und nachdem sie durch verschiedene Forscher, wie z. B. Eimer, Standfusz, Hofmeister, Korschinsky und vor allem Hugo de Vries eingehend untersucht und als tatsächliche Vorkommnisse über allen Zweifel erhoben sind, neigen sich die Biologen mehr und mehr der Ansicht zu, daß die aufsteigende Entwicklung der Lebewelt nicht durch allmähliche Umbildungsvorgänge im Sinne Darwins, sondern nur durch eine Reihe plötzlicher Übergänge oder „heterogener Zeugungen“ (nach Kölliker) erfolgt sein könne. Um so mehr, da uns die Paläontologie oder Vorwesenkunde in den von ihr zutage geförderten Versteinerungen früherer Lebewesen fast immer nur scharf voneinander geschiedene Formen ohne irgendwelche fließende Übergänge kennen lehrt und endlich auch die Embryologie darauf hinführt, daß alle neu auftretenden wichtigeren Organe eines Lebewesens von ihm nicht erst nachträglich im Laufe seines selbständigen Daseins unter dem Einflusse äußerer Umstände erworben, sondern schon in der allerersten Zeit seiner Keimesentwicklung durch freiwillige, von innen heraus erfolgende Zellenteilung angelegt werden.

Entscheidender aber ist es, daß sich die natürliche Zuchtwahl, die nach Darwin ja die allmähliche Anhäufung jener kleinen zufälligen Abänderungen bewirken sollte — selbst wenn man diese Wirkung anerkennt —, doch jedenfalls nur auf nützliche Eigenschaften oder Merkmale der Lebewesen richten kann, nicht aber auf solche, von denen ein Nutzen im Kampfe ums Dasein in keiner Weise zu ersehen ist. Und gerade solche für die Wohlfahrt des einzelnen Lebewesens nutzlose Eigenschaften (wie z. B. die Zahl der Blätter, Zähne oder Wirbelknochen) sind es, durch die sich die verschiedenen Klassen, Gattungen, Familien und Arten der Pflanzen und (mit gewissen Einschränkungen) auch die Tiere voneinander unterscheiden. Darwin selbst hat das gegen Ende seines Lebens anerkennen müssen und daher in der fünften Auflage seines ersten Werkes die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl auf die äußeren Anpassungsmerkmale oder „physiologischen Charaktere“ eingeschränkt. Auch wirft er selbst schon die Frage auf, „welchen Vorteil ein Infusorium, ein Eingeweide-

wurm oder selbst ein Regenwurm davon haben könne, hoch organisiert zu sein" (N. Z. 139), und vergißt nur, daraus den Schluß zu ziehen, daß der ganze Fortschritt von niederen zu höheren Stufen der Organisation sich aus bloßen Nützlichkeitsrücksichten oder aus dem Vorteil eines hoch entwickelten Baues für die einzelnen Lebewesen oder Arten selber niemals erklären läßt. Im Gegenteil, die niedrig stehenden, einfach gebauten Lebewesen sind, was den Kampf mit der Außenwelt und die Anpassungsfähigkeit an die mannigfachsten äußeren Verhältnisse anbelangt, den höheren entschieden überlegen. Und wenn die Entwicklung der Lebewelt trotzdem über sie hinaus zu höheren, weniger anpassungsfähigen Formen fortgeschritten ist, so muß der Grund dafür ganz wo anders gesucht werden als in irgendwelchen gar nicht vorhandenen Vorteilen einer höheren Organisation für den Kampf um das Dasein.

Aus diesen und vielen anderen Gründen, deren Aufzählung wir uns hier ersparen können, haben sich die neueren Biologen mehr und mehr von Darwin abgewendet. Die Abstammungslehre freilich darf (wenige kaum nennenswerte Ausnahmen abgerechnet) allgemein als anerkannt gelten; die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl dagegen mit ihrem Anspruch auf ausreichende Erklärung der zweckmäßigen organischen Gebilde rein aus mechanischen Ursachen begegnet immer lauteren Zweifeln, immer entschiedenerem Widerspruch. Und auch die, die aus Angst vor der sonst unvermeidlich werdenden Annahme zweckmäßig wirkender Kräfte noch an ihr festhalten, verschließen sich doch meist nicht mehr der Einsicht, daß sie in der von Darwin selbst ihr gegebenen Form nur die Ausscheidung unzweckmäßiger, aber nicht die Entstehung zweckmäßiger Formen oder gar deren Vererbung auf die Nachkommen erklären kann. Nur meinen sie, diese zweifellosen Lücken dadurch im Sinne der mechanischen Naturbetrachtung ausfüllen zu können, daß sie den Gedanken der Auslese im Kampfe um das Dasein weiter ausdehnen, als es Darwin getan hatte. Die namhaftesten Vertreter dieses sogenannten Neudarwinismus sind W. Roux und A. Weismann.

Roux ging zunächst von dem richtigen Gedanken aus, daß die einzelnen Organe und Zellen aller vielzelligen, höher organisierten Individuen selbst wieder Individuen niederer Stufe oder kleine, relativ selbständige Lebewesen darstellen, und er glaubte nun, auch zwischen ihnen einen Kampf um Nahrung und Raum annehmen zu können: also einen Kampf der Gewebeteile oder Zellen jedes höheren Organismus als die eigentliche Ursache der zweckmäßigen Anpassung seiner Organe an die ihnen von der Außenwelt abgeforderten Tätigkeiten. Aber leider fehlt hier die eine unentbehrliche Voraussetzung einer wirklichen Auslese im Kampfe ums Dasein, nämlich die überzählige Vermehrung der miteinander in Wettbewerb tretenden Kämpfer. Und wenn Roux sich statt dessen darauf beruft, daß die stärkere Inanspruchnahme ihrer Tätigkeit auf die einzelnen Gewebe als Ernährungsreiz wirke und so zu ihrer weiteren Ausbildung führe, während sie bei mangelnder Tätigkeit verkümmern, so ist das in gewissem Umfange richtig. Man denke z. B. an die Muskeln des Ringkämpfers. Aber diese Wirkungen des vermehrten Gebrauchs oder Nichtgebrauchs erstrecken sich doch nur auf Länge, Gewicht und inneren Bau der betreffenden Organe, aber nicht auf ihre Form. Auch ist

dabei ihr Dasein immer schon vorausgesetzt, ihre erste Entstehung also nicht erklärt. Und noch weniger ist dies ihre Fähigkeit, sich den an sie gestellten Anforderungen durch Verstärkung oder Umlagerung ihrer Teile in eben dieser Weise zweckmäßig anzupassen: eine Fähigkeit, die wir doch bei unorganischen Gebilden (z. B. bei Wagenachsen) keineswegs finden und also als eine eigentümliche Grundeigenschaft alles Lebens anerkennen müssen. Der Reiz ist eben immer nur der äußere Anlaß zur Ernährung, diese selbst aber ohne allen Zweifel eine aktive Leistung oder zweckmäßige Selbsttätigkeit jeder Zelle. Und daß normale Reize diese Tätigkeit der Zelle anregen, während zu starke Reize sie beeinträchtigen, das ist ebenfalls eine zweckmäßige Einrichtung, die keinerlei Gegenstück in der unorganischen Natur hat und jeder rein mechanischen Erklärung spottet. Vor allem aber bleibt auch bei Roux genau wie bei Darwin jenes große, mechanisch unerklärte Rätsel der Vererbung, ohne die keine Zuchtwahl, auch die der Teile nicht, je die Wunderwelt des Lebens hätte schaffen können.

Dem suchte Aug. Weismann durch die Annahme einer „Germinalselektion" oder Zuchtwahl zwischen den verschiedenen Keimteilchen abzuhelfen. Alle späteren Entwicklungsvorgänge sollen danach schon in der Keimzelle eines jeden Lebewesens als ein Mosaik von Sonderanlagen oder „Determinanten" materiell vorgebildet sein und alle individuellen Unterschiede nur von der ungleichmäßigen Ernährung dieser unsichtbaren Träger aller einzelnen Sondermerkmale herrühren. Mit anderen Worten: Weismann denkt sich die verschiedenen Anlagen zu den einzelnen Körperteilen räumlich nebeneinander auf die einzelnen materiellen Teile der Keimzelle verteilt und will nun alle im Laufe der Stammesgeschichte eingetretenen Formwandlungen und das Innehalten der jeweils dabei eingeschlagenen Richtung aus dem Kampf ums Dasein oder Kampf um die Nahrung zwischen jenen unsichtbaren Keimteilchen erklären: da, wie er meint, besser genährte Teile, weil sie kräftiger seien, auch dauernd mehr Nährstoffe an sich ziehen (??) und so ihr einmal erlangtes Übergewicht über ihre Nachbarn bewahren müßten. Aber dabei ist einmal jene wundersame Fähigkeit der Ernährung, des Wachstums und der Selbstteilung, die gerade an den Zellen erklärt werden soll, einfach als selbstverständliche Eigenschaft ihrer unsichtbaren Teile schon vorausgesetzt. Das heißt die Frage nach dem Wesen des Lebens ist nur zurückgeschoben, aber nicht gelöst. Und zum anderen ist der ganze Versuch, die Vererbung durch ein solches Mosaik von Sonderanlagen zu erklären, auf so unhaltbaren, grob materialistischen Voraussetzungen aufgebaut, daß er notwendig fehlschlagen muß und tatsächlich auch seinem eigenen Urheber unter den Händen fehlschlägt. Denn wer soll den eigentümlichen inneren Bau jener Keimteilchen bei ihrer Vermehrung durch Selbstteilung aufrechterhalten? Wer das angebliche Nebeneinander aller Sonderanlagen in der Keimzelle zu dem ganz andersartigen Nebeneinander von Organen und Geweben in dem fertigen Organismus entfalten oder die in zerstreuter Ordnung in die einzelnen Körperteile gelangenden Sonderanlagen des Keimes wieder richtig zusammenfügen? Zu alledem sind offenbar ordnende und leitende Kräfte über den materiellen Anlagen unbedingt erforderlich, und Weismann selbst sieht sich schließlich wider seinen Willen genötigt, solche leitende Oberkräfte

unter dem Namen „vitaler Affinitäten“ einzuführen. Das heißt: er gesteht am Ende selbst zu, daß die von ihm für „allmächtig“ ausgegebene natürliche Zuchtwahl selbst bei ihrer an sich schon sehr zweifelhaften Ausdehnung auf gewisse unsichtbare Keimteilchen mit bestimmten Sonderanlagen **nicht** imstande ist, die zweckmäßigen Gebilde und Vorgänge der organischen Natur auf mechanische Weise zu erklären.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß, wie bereits erwähnt, die meisten anderen Naturforscher sich von dem Glauben an die artschaffende Bedeutung der Auslese im Kampfe ums Dasein mehr und mehr abwenden und nach einer anderen Erklärung umsehen. Dabei greifen sie denn meist auf jene beiden älteren französischen Forscher zurück, die lange vor Darwin schon für die Abstammungslehre eingetreten waren: nämlich auf **Geoffroy St. Hilaire** und **Jean Lamarck**. Und man bezeichnet daher diese Richtung der modernen Biologie auch als **Neulamarckismus**. Ihr richtiger Grundgedanke ist der, daß in den einzelnen Lebewesen selbst die Fähigkeit ruhen muß, sich zur Erhaltung ihres Daseins unmittelbar den veränderten Verhältnissen der Umgebung anzupassen oder neue, von außen an sie herantretende Anforderungen durch eine zweckmäßige Abänderung ihrer Tätigkeiten oder ihrer Formen zu beantworten. Auf die Annahme einer solchen **Anpassungsfähigkeit** als der Grundeigenschaft alles Lebens lief, wie wir sahen, auch die ursprünglich nur als Erweiterung der Zuchtwahllehre gedachte Gewebeselektion W. Roux' schon hinaus. Und die Tatsache solcher unmittelbaren Anpassungen an die Außenwelt läßt sich nach den zahlreichen Beobachtungen der letzten Jahrzehnte heute nicht mehr in Abrede stellen. Ebensowenig wie die, namentlich von Weismann, lange Zeit hindurch bestrittene **Vererbung** dieser so durch Anpassung neu erworbenen Merkmale. Schon Darwin selbst hatte u. a. darauf hingewiesen, wie die europäischen Hunde in Neuguinea ihre Ohrform, ihre Stimme, ihr Haar u. a. in auffallender Weise verändern. Ähnlich verlieren unsere Schafe in tropischen Gegenden in wenigen Generationen ihre Wolle. Aus den gefiederten Akazien sind in der trockenen Luft Neuhollands solche mit ungefiederten Blättern entstanden, die nur in den ersten Blättern des Keimes die Neigung zur Fiederung noch bewahren. Auch die Alpenblumen weisen uns mit ihren Unterschieden von den nah verwandten Arten niederer Höhenlagen unzweideutig auf eine mit ihnen unter dem Einflusse äußerer Umstände vorgegangene Wandlung zurück. Und das gleiche tun die Getreidearten und Waldblumen, die sich z. B. in ihrer Vegetationsdauer den verschiedenen Klimaten und Höhenlagen erblich angepaßt zeigen. Ja, Bonnier hat an verschiedenen Pflanzen eine solche unmittelbare Anpassung direkt nachgewiesen, indem er Teilstücke eines und desselben Stockes verschiedenen Kulturbedingungen aussetzte und auf diese Weise mehrere verschiedene Abarten erhielt. Ob man dabei mit **Geoffroy St. Hilaire** den Einfluß der äußeren Umstände oder mit **Lamarck** die Wirkung des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs der Organe in den Vordergrund stellt, ist im Grunde einerlei. Denn die veränderte Gebrauchsweise setzt immer schon als deren Anlaß irgendwelche Änderung der äußeren Umstände voraus und die Veränderung der äußeren Umstände kann immer nur durch die ver-

änderte Rückwirkung der Organismen selber an diesen irgendwelche neue zweckmäßige Erscheinungen hervorrufen. In beiden Fällen handelt es sich also um eine selbsttätige Anpassung oder reaktive Zwecktätigkeit des Organismus, die sich zunächst in einer zweckmäßigen Änderung der gewohnten Verrichtungen und dann weiterhin auch in zweckmäßigen Änderungen des Baues äußert.

Daß es sich aber in den angeführten und vielen anderen ähnlichen Fällen unmittelbarer Anpassung nicht bloß um ein untätiges Erleiden, sondern eben um eine zweckmäßige Eigentätigkeit der Organismen selber handelt, kann um so weniger zweifelhaft erscheinen, als wir bei ihnen ein solches eigentätig zweckmäßiges Verhalten auch sonst deutlich beobachten können. So richtet sich z. B. an einer Fichte, die den Gipfeltrieb verloren hat, ein Seitensproß empor und führt das Wachstum des Baumes weiter. So läßt die Miere an steilen Felswänden einige ihrer äußeren Blätter herabfallen und verkümmern, um ihre Stile dann als Stützen zu gebrauchen. So bilden sich zerschnittene Regenwürmer zuerst das Kopfende neu, das wegen seiner Ganglienknoten am wichtigsten für sie ist, und schieben erst nachträglich andere Ringe zwischen neuen Kopf und alten Stamm ein. Ja, es entsteht selbst aus einem Froschembryo, dem auf einer frühen Stufe seiner Keimesentwicklung eine ganze Hälfte seiner Zellen künstlich weggeschnitten wird, nicht etwa eine Mißgeburt, sondern vielmehr ein ganzer Frosch, nur halb so groß, als er eigentlich hätte sein sollen. Und wenn man einem Salamander die Augenlinse herausschneidet, so wird diese von den ursprünglich zu ganz anderen Tätigkeiten bestimmten und ausgebildeten Nachbarteilen durch zweckmäßige Umbildung einiger Zellen wiederhergestellt.

Aber wenn die Tatsache solcher unmittelbar zweckmäßigen Anpassungen schlechterdings nicht mehr zu bestreiten ist, und wenn wir namentlich im Hinblick auf so wunderbare Vorgänge wie die letzterwähnten nicht an einer sie hervorbringenden Eigentätigkeit der Organismen zweifeln können, so sehen wir uns damit doch nur vor der neuen Frage, was die Lebewesen zu einer so unverkennbar zweckmäßigen Gestaltung und Umgestaltung ihres Baues befähigt. Daß es sich dabei nur um eine Art von mechanischer Selbstregulation, wie bei materiellen Systemen (z. B. Maschinen) handele, kann nur der behaupten, der sich die eigentlichen Schwierigkeiten gar nicht zum Bewußtsein gebracht hat. Aber wer ist es dann, der durch eine zweckentsprechende Leitung die Stoffwechsel- und die Formbildungsvorgänge des Organismus so beeinflußt, daß trotz aller äußeren Störungen das typische Ziel der Entwicklung erreicht wird, und wo das zur Erhaltung des Lebens nicht genügen würde, eben eine neue, den veränderten Verhältnissen der Außenwelt besser angepaßte Form in die Erscheinung tritt? — Manche Neulamarckisten, besonders einige Zoologen unter ihnen, haben wohl an eine bewußte Zwecktätigkeit der sich anpassenden Individuen gedacht und gemeint, daß die einzelnen Lebewesen mit bewußter Absicht die Verrichtungen ihres Leibes ihren jeweiligen Bedürfnissen gemäß einrichten und so auch allen neuen, von außen an sie herantretenden Anforderungen entsprechend abändern könnten. Aber das ist offenbar eine

ganz unhaltbare Annahme. Man bedenke doch nur, wie wenig sogar wir Menschen einen unmittelbaren Einblick in die geheimnisvolle Werkstatt unseres Leibes besitzen, geschweige denn einen wirklichen Einfluß auf die darin sich unaufhörlich, auch während unseres Schlafes abspielenden, tausendfach verschiedenen und ganz unübersehbar verwickelten Lebensvorgänge. Und nun sollten wir eine solche uns selber fehlende Kenntnis und Fähigkeit zur bewußten Leitung aller dieser inneren organischen Vorgänge nicht nur den Tieren, sondern auch den Pflanzen andichten: den Pflanzen, bei denen wir im Hinblick auf den Mangel eines jeden Nervensystems doch nicht einmal ein einheitliches Bewußtsein für das ganze Individuum voraussetzen dürfen!? Nein, das ist offenbar unmöglich. Und ebenso unmöglich ist es, die einheitlich zweckmäßige Anpassung eines höheren Organismus etwa aus der vernünftigen Überlegung oder dem bewußt zweckmäßigen Zusammenwirken seiner einzelnen Teile oder Zellen zu erklären. Denn diese Teile haben sicher von den wechselnden Bedürfnissen des Gesamtorganismus, denen sie mit ihrer Tätigkeit dienen, keine bewußte Kenntnis; und wenn sie sie hätten, dann doch jedenfalls nicht die Neigung, ihre einzelnen Sonderzwecke und Tätigkeiten als Teile denen jenes höheren Ganzen freiwillig unterzuordnen!

Und wie schon die unmittelbare Anpassung des einzelnen Lebewesens nicht aus dem ungeleiteten, rein nach mechanischen Gesetzen erfolgenden Tanz seiner Atome oder Moleküle und auch nicht aus bewußter Zwecktätigkeit des ganzen Organismus oder seiner lebendigen Teile zu erklären ist, so ist es noch weniger die Vererbung der so durch Anpassung neu erworbenen Eigenschaften, ohne die doch die ganze aufsteigende Entwicklung des Lebens unmöglich gewesen wäre. Gewiß wird ja bei dem materiellen Zusammenhange aller Teile des Organismus jede äußere Anpassung dieses oder jenes Körperteiles durch chemische und dynamische Reize mannigfacher Art umbildend auch auf die im Inneren verborgen liegenden Keimzellen zurückwirken müssen. Aber daß die so veranlaßten reaktiven Abänderungen der Keimzellen derart sind, daß sie den künftigen Lebewesen ohne ihr Zutun gerade jene von den Eltern erst mühsam durch Anpassung erworbenen neuen Eigenschaften schon mit auf ihren Lebensweg geben, das ist das Wunderbare, mechanisch Unerklärliche an dem ganzen Vorgange der Vererbung von Anpassungsmerkmalen. Und diese auf die künftigen Bedürfnisse der neuen, erst werdenden Lebewesen berechnete zweckmäßige Abänderung der Keimanlagen kann man offenbar auf die bewußte, für ihre Nachkommen sorgende Zwecktätigkeit der elterlichen Lebewesen ebensowenig zurückführen, wie etwa auf die vorausschauende Klugheit der Keimzellen selber. Vollends nicht in jenen Fällen sprunghafter Höherbildung des Typus, wo aus dem Schoße einer mütterlichen Pflanzen- oder Tierart durch sogenannte „heterogene Zeugung" mit einem Schlage in weiter Abweichung von der Stammform eine ganz neue, höher organisierte Art hervorgeht. Es bleibt also als einzige Erklärungsmöglichkeit nur die Annahme unbewußt geistiger Kräfte oder zweckmäßiger Tätigkeiten: eine Annahme, zu der sich denn auch die klarer blickenden und von den materialistischen Vorurteilen der Vergangenheit nicht mehr befangenen Vertreter des Neulamarckismus zum Teil schon be-

kannt haben. So, um nur einige zu nennen, z. B. Joh. Reinke, Fr. Reinke, G. Wolff, H. Driesch, O. Hamann, R. H. Francé, Ad. Wagner u. a.

Und so sehen wir denn, wie sich bei der Frage nach den Wegen und den Ursachen der aufsteigenden Entwicklung des Lebens die verschiedenen heute einander noch gegenüberstehenden Richtungen der modernen Biologie tatsächlich ein und demselben deutlich erkennbaren Ziele nähern. Die Vertreter der Mutationstheorie (de Vries) oder Theorie der „heterogenen Zeugung" (Kölliker), die gegenüber den allmählichen Umwandlungsvorgängen des Darwinismus mit Recht die plötzliche Entstehung neuer Arten betonen, müssen diese sprunghaften Umgestaltungen der organischen Formen entweder ganz unerklärt lassen oder sich zu der Annahme innerer zweckmäßig wirkender Kräfte bequemen. Die Neulamarckisten, die im Gegensatze zu der indirekten, passiven Anpassung durch natürliche Zuchtwahl ebenso mit Recht eine direkte, aktive Anpassung der einzelnen Organismen selber behaupten und tatsächlich nachgewiesen haben, stehen damit vor der Wahl, diese unmittelbare, selbsttätige Anpassung entweder im Widerspruche mit allen psychologischen Erfahrungen auf bewußte Zwecktätigkeit der Lebewesen selbst oder aber auf unbewußte, zweckmäßig wirkende Kräfte zurückzuführen. Und der Hauptvertreter des Neudarwinismus, Aug. Weismann, der diese unvermeidlichen Folgen des lamarckistischen Grundgedankens richtig erkannt und, um ihnen zu entgehen, eben seine Lehre von der „Germinalselektion" aufgestellt hatte, — A. Weismann selbst sieht sich am Ende doch gezwungen, die Unzulänglichkeit dieses seines eigenen Erklärungsversuches einzugestehen und über den materiellen Sonderanlagen seiner Keime noch besondere „vitale Affinitäten" anzunehmen: d. h. leitende und ordnende Kräfte immaterieller Art, die sich nur noch durch ihr verschämteres Auftreten von den unbewußt geistigen „Lebenskräften" jener eigentlichen Neovitalisten unterscheiden. Damit aber lenkt die Wissenschaft vom Leben unverkennbar in die Bahnen ein, die ihr Eduard v. Hartmann schon vor dreißig Jahren in seiner Schrift „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" gezogen hat. Und wenn das letzte Werk des großen Denkers, das wenige Wochen vor seinem Tode noch erschienene „Problem des Lebens" (Verlag von H. Haacke, Sachsa) erst in weitere Kreise hineindringt, dann wird der Sieg der Hartmannschen Naturanschauung auch entschieden sein: dann wird der Geist, den eine mechanistisch gesinnte Naturwissenschaft so lange für ein bloßes Anhängsel oder nachträgliches Erzeugnis der Natur angesehen hat, wieder als deren bestimmender Grund, als ihr Herr und Meister anerkannt werden und der Materialismus in dem geistigen Leben unseres Volkes keine Stätte mehr haben. —





Die Briefe des alten Josias Köppen

Von

Marie Diers

(Schluß)

Im November.

Meine liebe Tochter Else, wenn ich doch nur den alten Pastor Friedrichs noch hätte oder wenigstens meine gute Madame Ricke, dann wäre doch mal einer, mit dem ich sprechen könnte. Mit Kolling-Möhrs geht das nicht, was der wohl dazu sagen würde, daß ich mit dem Gewehr nach dem Tannenschlag wollte. Für den ist so was nicht.

Ich habe schon gedacht, wenn es gegangen wäre, wie es sollte, und der lütte Heinz wäre mir nicht dazwischengelaufen, wo ich dann wohl hingekommen wäre? Liebe Else, ich glaube, ich habe keinen Raum, weder hier noch dort.

* * *

Im Januar 1897.

Liebe Else, das Weihnachtsfest ist vorbei. Ob Du wohl einmal zu uns herniedergesehen hast? Der Baum steht wieder in der guten Stube wie damals, als Ihr noch Kinder wart und hier alles froh und leicht herging. Dein kleiner Jung' hat sich auch recht gefreut. Ich habe ihm einen ganzen Haufen Kinderzeugs eingekauft, eine Mühle, die Sand mahlt, eine Trompete, Bleisoldaten, einen Schubkarren und alles solche Sachen. Mamsell meinte aber, das wäre zu viel auf einmal, das verdürbe die Kinder, wenn sie so viel kriegten, und weil sie sonst gut ist mit Heinz, dachte ich, sie möge recht haben. Aber nun hat der Jung' doch so bei und bei alles nachbekommen. Wenn ich vom Feld kam, und er mir entgegenlief, dachte ich: Was hat er denn an mir altem Knast zu sehen? und bin heimlich mit ihm in die Kammer gegangen, habe mir den Schlüssel vom Bord gelangt, und er mußte sich die Augen zuhalten. So hat er nun alles gekriegt. Na, laß man, das schadet ihm nichts.

Einmal im Fest hat er zu mir gesagt: „Großvater, wo ist Vaters Klavier?"

Das hat mir ordentlich einen Schreck gegeben, ich habe gesagt: „Das ist verkauft", und bin fortgegangen, daß er nicht weiter fragen soll. Was will der Junge

mit Vaters Klavier? Was sollte das hier noch herumstehn? Er hat doch hier den ganzen Hof und das Vieh und sein Spielzeug, was denkt er an so alte Sachen?

* * *

Am heiligen Ostersonnabend 1897.

Ich schreibe, Else, und schreibe Dir, und manchmal denke ich, ich bin wohl schon ein Narr und ein Halbverrückter, daß ich das tue. Aber dann ist mir wieder so, als ob mir Gott selber die Feder in die Hand gäbe und sagte: „Schreibe du nur!" und als ob es seine Gnade und Barmherzigkeit wäre, daß ich das täte. Denn sonst ist die Erde für mich öde und leer, und ich gehe herum, habe keine Stätte, wo ich Ruhe finde, und keinen Ort, das schwere Herz zu entlasten, als bei Dir, mein liebes, teures Kind im Himmelreich.

Dein kleiner Jung' ist gesund und ist auch schon ein Stück gewachsen. Er läuft herum, und alle Leute haben ihn gern. Ja, solange der noch unmündig ist, muß ich auch noch auf dem Posten sein. Dann kriegt er die Pachtung von Greeschenbock und macht so weiter. Viel Vergnügen gibt's ja bei der Landwirtschaft nicht, und die Sorgen muß man ja mit jedem Butterbrot essen. Das tut mir oft leid, wenn ich den sorglosen kleinen Kerl so umherspringen sehe, aber was soll ich dabei machen? Ich kann's nicht besser geben, als ich's habe, und ein sichres Dach über dem Kopf, gute Nahrung und ehrliche Arbeit hat er hier wie nirgends.

Aber bis so weit ist's noch lang. Er ist knapp sechs Jahr alt. Und alles in allem muß ich noch an die zwanzig Jahr aushalten. Dann bin ich über die achtzig fort! Ach, Dirning, ich denk' oft, das ist doch zu lange Zeit! Wie soll ich die hinkriegen? Denke: Jahr für Jahr, Jahr für Jahr. Noch zwanzigmal das heilige Osterfest begehen, noch zwanzigmal säen und wieder ernten. Es wird einem beinah schwindlig dabei.

Aber was gehn muß, das muß. Was soll der lütte Jung' machen, wenn der Großvater auch weg ist? Tante Calla schreibt ja öfter an ihn und schickt ihm kleine Geschenke, aber sie ist auch schon über die sechzig. Was soll solche alte kränkliche Person in der Stadt mit solchem lebendigen kleinen Bengel? Nein, nein, der gehört schon mal hierher, und die Zeit wird auch vergehn, und dann wird ja auch mein irdisch Teil geläutert und gereinigt sein, daß wir uns alle wiedersehn in Freuden: Mutter, Willi, ich und Du, mein Dirning. So lang muß das alte Zeug eben noch aushalten.

* * *

Sonntag, den 23. Mai 1897.

Heute ist ein großer, stiller Tag. Heute ist Dein Geburtstag, mein heimgegangenes Kind. Ich habe es Deinem Jungen gesagt, und wir sind im Feld gewesen, und er hat einen großen, mächtigen Strauß gepflückt.

Elsing — heut' vor einem Jahr kamst Du nach Haus. Als wenn es so sein sollte, grade an Deinem Geburtstage. Aber es war an einem Sonnabend, und der Tag vor Pfingsten. Wie wir um den See fuhren, da gingen die Glocken in Friedensee, die das Fest einläuteten. Da habe ich gedacht: Gingen sie doch für mich! Gingen sie doch für mich! Aber, Elsing, der Tod läßt sich nicht rufen.

Ich schicke Dir tausend und tausend Grüße. Ich habe Heinz gesagt: Ich schreibe heute an Mutting im Himmel, soll ich sie grüßen? Ja, das soll ich tun. Wenn er aufgeregt ist, dann haben seine Augen solche blaue Tiefe wie der Himmel im Sommer. Er kann so hell singen wie ein kleiner Vogel. Ob Du das auch wohl gewußt hast? Manchmal, wenn ich ihn suche, steckt er im Stall, wo Siegfried die Harmonika spielt. Er kann schon selbst darauf spielen, ganze Melodien, das hört sich niedlich an.

* * *

Montag, den 4. Oktober 1897.

Heute der Hauslehrer für Heinz angekommen. Heißt Herr Windschläger, sieht ganz freundlich aus. Ich habe ihm gesagt: „Der Jung' ist zart, überanstrengt soll er nicht werden." Er ist natürlich nur ein Elementarlehrer, kein Studierter, das hat der Pastor mir geraten für den Anfang. Sparen will ich nicht an dem Jungen, er soll kriegen, was er braucht.

* * *

Im Dezember 1897.

Kolling Möhrs muß mal wieder klöhnen. „Der Jung' hat die Krankheit seiner Eltern, der Jung' hat die Anlage seines Vaters. Paß mal auf, Josias, was du an dem erlebst. Musikant und schwindsüchtig."

„Na", sage ich. Ich sitze da und weiß erst nichts, dann geht's los. Alles durcheinander.

Mit Frau Möhrs ist auch reine nichts. Die sagt die eine Minute so, die nächste anders. Das macht, sie ist von ihrem Kolling ganz verdröhnt, und nun ist sie entwurzelt und hat alle Sicherheit verloren.

Ich bin von Dreesow aus gar nicht gleich nach Hause gefahren, sondern erst über Pöpplitz und zu Doktor Malte. Habe sonst nichts mit Doktoren zu tun, hatte Malte zuletzt bei Mutters Tod im Haus. Der ist auch unterdes grau geworden und noch hagerer, als er schon war. Sagt': „Ich muß den Jungen sehen. Möglich ja, möglich nein. Wie lange hat der Vater die Krankheit gehabt?" Ich wußte es nicht.

* * *

Am ersten heiligen Weihnachtsfeiertag.
Abends.

Meine liebe gute Diern! Nun ist das auch wieder einmal vorüber. Vorher ängstigt man sich davor, weil es so viel Angreifendes für das Herz hat, und dann plötzlich ist's wieder herum. So komme ich Dir immer näher, Schritt für Schritt.

Dein Jung' ist doch ein schnurriger Jung'. Er ist anders, als ihr alle wart und als ich als Kind gewesen bin. Er hat alle seine Spielsachen heute unter dem Baum stehen lassen und ist im Saal gewesen und hat auf dem alten Klavier getippt.

Weißt Du noch, Du hast ja mal bei Deiner Erzieherin ein Jahr lang oder noch länger Stunden darauf gehabt, konntest schon ganz niedlich spielen. Zu meinem Geburtstag hast Du mal einen ganz feinen Walzer darauf gespielt. Ich sagte noch zu Mutting: „Na, dann kann das Tanzen ja gleich losgehen mit uns zwei", aber sie lachte mich aus und wollte nicht mehr. Nachher haben wir das Klavier ganz

vergessen, es war auch immer zu viel zu tun. Nun hat es Herr Windschläger eines Tages in der Kleiderkammer entdeckt, wo es zugedeckt stand. Er fragte mich, ob er's in den Saal stellen lassen könnte. „Das müssen wir stimmen," sagte er. „Das ist ja fein. Da klingt ja die ganze Christfeier besser, wenn dazu gespielt wird." — „Ja, meinetwegen, wenn Sie sich das übernehmen wollen," sage ich, „denn man zu." Er wollte das auch.

Kriegt mein Heinz doch die größten Augen, wie am heiligen Abend das Spielen losgeht. So heiße Backen, daß ich denke, er hat Fieber. Na ja, Weihnachten ist für Kinder ja auch das höchste auf der Welt.

Ach, mein Elsing, weißt Du noch:

Schönstes Kindlein in dem Stalle
Sei uns freundlich, bring uns alle
Dahin, da mit süßem Schalle
Dich der Engel Heer erhöht!

Es war eine schwere Stunde. Mir sind die Tränen nur immer so runtergelaufen und die Leute haben geguckt. Aber was hilft das all. Was man nicht mehr tragen kann, da bricht man eben drunter zusammen. Unser Herr Jesus ist auch mit seinem Kreuz hingefallen. Man steht dann ja auch wieder auf.

Ach, bitterlich hab' ich auch vermißt die liebe, gute Stimme von unserem alten Pastor Friedrichs. Der neue spricht so forsch. Aber es kann ja nichts ewiglich dauern.

Heute hat nun der Heinz den ganzen Tag im Saal gesessen und getippt. Ich sagte zu Mamsell, sie sollte ihn lassen, im Saal war ja auch geheizt. Aber zum Wundern war's doch. Schöner Schnee draußen, und er hatte einen Schlitten gekriegt.

Na, Kinder sind Kinder. Die können wir Große oft nicht berechnen.

* * *

Sonntag, den 17. April 1898.

Elsing, mein Kind, mir ist immer so, als müßte ich Dich zu Hilfe rufen. Es geht ja ganz gut mit Deinem lütten Jungen, er wächst doll und ißt auch ganz schön. Ich hab' ihn auch gern, und er faßt mich an die Hand und läuft mit mir, wohin ich gehe, und redet, was er will. Darum ist es nicht.

Aber er hat's so mit dem ollen Klavier. Da habe ich neulich einen solchen großen Schreck gekriegt. Mir fiel ein: Er wird am Ende auch Musikant, und das hat er von seinem Vater. Darum ist er auch ganz anders wie ich als Junge war und wie Willi war. Ich will ja gar nicht über ihn klagen, Elsing, habe auch gar keinen Grund, es ist ein lieber, feiner Jung'. Aber wenn er nun auch Musikant wird, dann fängt ja das alte Elend von neuem an.

Ach, Kind, mir ist so angst und heiß, ich weiß nicht, was das werden soll. Der lütte Jung' ist so unschuldig und so freundlich, ich mag ihn nicht kränken. Wenn Du mir doch antworten könntest! Aber da ist keine Stimme, die vom Himmel kommt.

* * *

Am nächsten Tag.

Ich habe heimlich das Klavier zugeschlossen, den Schlüssel abgezogen und ihn in den Teich bei der Schmiede geworfen. Nun kann ich sagen, wenn Heinz fragt, ich weiß nicht, wo er ist. Woher soll ich wissen, wie es da unten aussieht, wo er liegt, und an welche Stelle er gefallen ist.

* * *

Zwei Tage später.

Heinz sucht und sucht. Ich habe gesagt, ich wüßte nicht, wo er liegt. Dabei bin ich rot geworden, aber der Jung' hat's nicht gemerkt. Ich habe doch nicht gelogen. Wenn ich ihn suchen sollte, wüßte ich wirklich nicht an welcher Seite. Laß man, er wird's vergessen, ist ja noch ein kleines Kind.

Nicht, Elsing, ich habe doch eigentlich nicht gelogen?

* * *

Den Sonntag darauf.

Das Klavier geht wieder. Das war nicht mit anzusehen mit dem Jung'. Herr Windschläger sagte, in keiner Stunde paßte er mehr auf. Er lief rum und suchte und fragte alle Leute. Und ich quälte mich auch. Wenn ich ihn unter meinem Fenster fragen hörte, stieg mir alles Blut ins Gesicht, und bei Tisch konnte ich ihn kaum ansehen. Das machte: ich hatte ihm doch eigentlich was vorgelogen. Jetzt bei der schönen Witterung haben wir ja auch wieder angefangen, im Saal zu essen. Da stand nun das alte Ding, stumm und dumm und glotzte mich an. Grade an der Wand, daß ich es immer sehen mußte. Mir wurde schon ganz schlecht davon, und jeden Tag wurde es schlimmer statt besser. Da habe ich zu Schmied Kehrhahn geschickt, er soll das Schloß man aufbrechen. Nun ist mir ordentlich wohl, nun ich das Getippe wieder bis hierher höre. Und der Jung' hat seit gestern wieder dickere Backen gekriegt, kommt mir vor.

Der olle Lügenschlüssel kann da ja bei den Fröschen und Unken verfaulen.

* * *

31. Juli 98.

Heute war hier Erntegottesdienst, und Pastor Heilemann predigte im Saal. Der war geschmückt mit Grün und Blumen wie alle Jahr und der neuen Erntekrone in der Mitte. Und dann hat Heinz den Choral gespielt. Mit beiden Händen, ganz allein! Und so richtig wie ein Großer. Wir haben dazu gesungen. Ich habe immer nach dem lütten Kerl hingucken müssen, Mamsell hat ihm drei Sofakissen untergelegt, und die Sonne schien grade auf seinen kleinen blonden Kopf. Mit einem Male mußte ich denken: „Das ist unser kleiner Küster“, und dabei kriege ich mitten im Gesang das Lachen, weil ich an den alten Wendland in Friedensee denke, wie der immer mit der spitzen Nase in dem Notenbuch steckt beim Orgelspielen. Und zu gleicher Zeit wird mir so weich, daß mir die Tränen runterlaufen. Und da höre ich's auch schon unter den Leuten schluchzen. Es ist ihnen allen so nahgegangen, sagt Mamsell, der kleine vater- und mutterlose Jung', und spielt da so schön mit beiden Händen. Ganz genau und deutlich hat man den Choral gehört: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut, dem Vater aller Güter.

Nachher kam der Pastor und drückte mir die Hand und gratulierte mir zu unserem kleinen Küster. So sagte er auch. Es ist doch im Grunde ein netter Mann, wenn er auch nicht viel Interesse für einen einfachen alten Landmann und seine Sorgen hat.

Das war ein schöner Sonntag, und ich grüße Dich, mein liebes Kind im Himmelreich.

* * *

13. September 1898.

Der Klavierspieler aus Pöpplitz hier, hat 5.50 Mark berechnet, ist sehr viel. Heinz wollte es, er lachte über mich, daß ich nicht hörte, daß die Töne falsch wären. Ich fand, sie stimmten ganz schön. Der Stimmer sagt, es ist ein gutes Instrument, aber es hat zuviel kalt gestanden, da haben die Saiten sich zusammengezogen. Nun meint Herr Windschläger, wir wollen es in die blaue Stube stellen, wo Heinz Schule hat. Er würde gut lernen, wenn er es vor sich sähe. Heinz sagt auch so.

Liebes Elsing, Dein Jung' spielt so schöne Choräle. So recht langsam und feierlich, daß einem ordentlich das Herz bewegt wird. Ich meine immer, Du mußt sie hören können in Deiner Herrlichkeit.

Die blaue Stube ist ja ganz gut fürs Klavier. Aber sie ist doch weiter ab und ich kann's nicht so schön hören, ich muß die Tür immer ein Ritzchen aufmachen nach dem Flur. Wo der Jung' doch bloß diese stille, feierliche Musik her hat?

Daß er noch mal so schöne Choräle spielen könnte, hast Du gewiß auch nie gedacht. Ich habe mir schon gesagt: Er wird gewiß noch einmal Pastor. Dann wäre es mir ja auch recht. Ich bin nicht so einseitig wie mein alter Kolling, der sich nichts andres denken konnte, als daß sein Ferdinand auch Landwirt werden muß.

Mit dem Küster, das war ja man ein Spaß. Küster braucht der kleine feine Jung' nicht werden. Müßte sich ja viel zu viel über die ungezogenen Gören ärgern. Aber Pastor, das wäre schön. Ach, mein Elsing, das hättest Du auch noch erleben müssen: Dein lütter Jung' auf der Kanzel! Wie Dein Herz wohl gehüpft hätte.

Und der würde auch einen anderen Kirchengesang einführen als der olle bödelige Wendland.

Ach so, ich denke gleich an Friedensee. Es kann ja auch wo anders sein. Aber Friedensee ist sonst eine schöne Pfarre. Der Herr Pastor will ihn nächstens mal da auf die Orgel mitnehmen. Da wird der Jung' Augen machen!

* * *

Am dritten Pfingstfeiertag 1899, den 23. Mai.

Meine liebe, gute Else!

Heute ist wieder Dein Geburtstag, und drei Jahre bist Du nun schon nicht mehr auf Erden. Ach, Kind, die Zeit geht dahin, als flögen wir davon. Die Glocken läuten die Feste ein und die Menschen zu Grabe. Und ein neues Geschlecht kommt auf und geht in unseren Spuren.

Heinz wächst tüchtig, er schießt ordentlich in die Höhe. Er ist ein ganz heller Bengel, aber er hat manchmal so etwas Träumerisches in den Augen, daß ich schon Angst hatte, er lebt nicht lange. Aber Malte sagt, das wäre Unsinn, das

hätte damit gar nichts zu tun, und er könne ebenso alt werden wie alle wir Köppens, die wir nie geträumt hätten.

Er sieht auch anders aus als unsere Familie. Er ist feiner in den Knochen und hat schmalere Schultern, und sein Kopf ist lang und blond. Neulich hat es mich mal ordentlich getroffen: Er sieht ja aus, wie Kurt Harring aussah, als er hier bei mir in meiner Stube stand, in einer der bittersten Stunden meines Lebens.

Ich habe damit zu tun gehabt, aber dann kriegte ich es unter. Ich sagte mir: Wenn Du es nicht unterkriegst, dann darfst Du nicht an Else an ihrem Geburtstage schreiben. Sie sind jetzt alle beide in einer besseren Welt, und es kommt Dir nicht zu, Dir, der Du noch hier unten bist, Groll und Hader mit hinaufzutragen in jene Welt. Aber nun ist's auch gut. Und er ist ja auch des Jungen Vater, was soll der Junge ihm nicht ähnlich sein? Ich habe schon gedacht, Elsing, wenn Dein Mann in seiner Jugend in einem soliden, gottesfürchtigen Hause erzogen wäre, ob er da nicht am Ende auch Choräle gespielt und Pastor oder so was geworden wäre, statt der wilden, wirrsinnigen, haltlosen Musik zu verfallen, die kein Glück und keinen Segen bringt?

* * *

31. Dezember 1899.

Nun geht das alte Jahrhundert zu Grabe. Ach, wer hätte gedacht, daß ich alter Knast, ich alter, morscher Pfahl noch dastehen würde, wenn das neue hereinbraust, während rings um mich her alle meine Lieben gestorben sind. Meine Frau, meine Kinder, mir ist es, als ließe ich euch zurück im alten und ging ohne euch ins neue. Was hilft's, ob ich will oder nicht will, Gott hat gesprochen.

Mein kleiner Jung', der kommt ja nun mit mir. Der wird im neuen Jahrhundert sein Leben und Treiben finden. Als Kind verläßt er das alte, im neuen wird er ein Mann werden. Das neue gehört dem kommenden Geschlecht, nicht uns.

Ich bin jetzt sechsundsechzig Jahre alt. Alt genug, um bald abgewirtschaftet zu haben. Aber Heinz muß erst im Amte sein und festen Boden unter sich haben.

Jetzt schläft er, der kleine Jung'. Ich war drüben und habe ihm leise die Hand auf die Bettdecke gelegt, zum Abschiedsgruß im alten Jahr, im alten Jahrhundert. Werde du nur ein tüchtiger Mensch, dann soll schon alles recht sein.

Wenn ich zurückblicke auf mein vergangenes Leben, so muß ich erzittern. Ich war auserlesen zu viel Glück und viel Kummer. Bald steht das Uhrwerk still.

Meine Else, sieh herab auf Deinen jungen Sohn! Leite ihn mit Deinen verklärten Augen, wenn ich armer irdischer Mensch zu schwach und zu kurzsichtig bin. Er hat schöne Gaben, laß sie ihn gebrauchen zu Gottes Ehre und der Menschen Wohlgefallen.

— — Es fängt an zu schießen. Die Glocken von Friedensee kommen in abgerissenen Tönen durch den Wind. Ich habe das Fenster aufgemacht.

Mein Weib, mein Willi, meine Else! Lebt wohl, und tausendmal wohl in der alten Zeit. Ihr wart mein Glück und mein Leben.

Und nun mutig voran, weil Gott es will. Als Dein Stellvertreter, mein Elsing, an Deinem Kinde!

* * *

Februar 1900.

Herr Windschläger muß leider zu Ostern abgehen. Er rät mir, ich soll Heinz nach Pöpplitz aufs Gymnasium geben. Du lieber Gott, den kleinen, kleinen Kerl! Was soll der wohl da draußen in der fremden, kalten Welt, so weit weg von Großvater. Wie er wohl weinen müßte jeden Abend! Nein, da wird nichts draus. Kriegt er eben einen neuen Lehrer.

* * *

Sonnabend, 21. April 1900.

Heute der neue Hauslehrer eingetroffen. Heißt Herr Max. Sieht lange nicht so nett und gemütlich wie Herr Windschläger aus. Na, ran darf er aber nicht an den Jungen, tun darf er dem nichts! Dafür bin ich auch noch da.

* * *

Im Juni.

Mir ist noch ganz heiß. Aber mir ist alles egal. Mag er seine Sachen packen, wenn er meint, daß ich ihm zu grob gekommen bin. Ist mir ganz egal.

Was er alles von dem Jungen verlangt! Ist ja wohl rein mall! Und dann soll Heinz nicht Klavier spielen, weil „ihn das zerstreut". Nun möchte ich wissen, warum der Junge nicht Klavier spielen soll! Alle die schönen Choräle, als ob das gar nichts wert wäre. Ich habe doch innerlich gelacht. Herr Max hat nach dem Schlüssel gesucht und wollte das Klavier abschließen. Ja, da suche du nur bei den Unken im Teich. Dir ist schon ein klügerer zuvorkommen, mein Herr von der Brille.

Dann hat er, bloß weil der Jung' so recht langsam und ergreifend spielte:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,

ihn auf seine kleinen Finger gehauen mit dem Lineal, daß sie anschwollen. Der Heinz ist ja so schrecklich stolz, er hätte kein Wort gesagt, aber die Mamsell hat's mit angehört und kam zu mir gerannt.

Ich? na, ich puste noch davon. Zwei Stühle hab' ich umgerannt. Mag er doch packen, der Lump, mag er doch. Soll mir nur lieb sein.

Da möchte ich doch wirklich fragen, warum solch ein kleiner Kerl nicht Klavier spielen soll, wenn es ihn freut.

* * *

21. September 1900.

Heute ist der neue Hauslehrer eingetroffen, heißt Herr Beerlein. Komischer Name. Hoffentlich fällt's dem Heinz nicht auf, wenn die Jungens erst mal lachen, dann ist's alle. Sieht sonst ganz nett und lustig aus. Heinz hat nun drei Monate Ferien gehabt, wird ihm wohl nicht schaden. Er ist ja so klug. Er hat immerfort gespielt, nicht nur Choräle, auch anderes. Zum Erntefest haben die Knechte das Klavier in die Scheune getragen, da hat er bis elf Uhr mit Siegfrieds Harmonika zur Begleitung Tänze gespielt. Ich war auch da, es klang fein.

* * *

4. August 1901.

Heute ist Heinz zehn Jahre alt geworden. Und der Tag brachte ein großes Ereignis.

Er hatte gesagt, er wolle nichts geschenkt haben, aber er wolle mir an seinem Geburtstag einen Wunsch sagen.

Es war ein schöner, heißer Tag, und ich war früh in der Ernte gewesen. Wie ich zur Vesper nach Hause komme, steht Heinz in meiner Stube und wartet. Ich denke noch: Was hat der Jung' bloß für eine klare Haut! gar nicht so grob und braun wie die von uns andern. Und dann sah er heute noch so ganz besonders aus, als wenn er einen Glanz um sich hätte, und seine Augen waren so blau, so daß ich noch bei mir dachte: Wie ein verlaufener Prinz!

„Na, Heinz," sage ich zu ihm, „guten Morgen. Hast in dein neues Jahr reingeschlafen? Ich gratulier dir auch, mein Jung'."

„Danke, Großvater. Kann ich jetzt?" fragt er. Er geht immer gerade drauf los, wenn er was will.

Ich tu' erst, als verstehe ich nicht, und bödele so ein bißchen damit hin. Aber er läßt nicht locker. „Du weißt's doch, Großvater!" sagt er und kriegt vor Ungeduld ganz schwarzblaue Augen. „Du hast's mir doch versprochen."

„Ja, das hab' ich wohl. Dann nur heraus damit."

Es war also das: Heinz will Musikstunden haben, ganz ordentliche, regelrechte. Ist ja auch wohl ganz natürlich, soll er auch haben, sogar Frida Möhrs hat welche gehabt. „Aber wer soll sie dir geben? Herr Beerlein versteht's doch nicht."

Der Jung' lacht mir ins Gesicht. „Der Organist in Pöpplitz. Herr Beerlein sagt, das ist ein Künstler."

„Aber Jung', der fährt doch nicht bis hier heraus."

„Nein, Großvater. Dazu muß ich nach Pöpplitz auf die Schule."

Das sagt er so schlank heraus, als müßte es nur so sein.

Ich bin ordentlich erschrocken gewesen. „Aber Jung', du willst von Großvater fort? Ganz allein in die fremde Stadt?"

Ja, er wollte.

Ich habe noch nichts dazu gesagt. Es ist mir doch schnurrig. Nun kriegt der lütte Kerl auch schon Flügel. Den ganzen Tag bin ich herumgegangen wie dumm. Ach, Elsing, ob's wohl richtig ist?

* * *

Sonnabend, den 5. Oktober 01.

Heute ist Heinz nach Pöpplitz fort.

* * *

8. Oktober.

Heinz ist in die Sexta aufgenommen.

* * *

21. Dezember, morgens.

Der Wagen ist vom Hof, heute kommt Heinz zu den Ferien.

* * *

8. Februar 1902.

Ach, der Winter nimmt diesmal wohl gar kein Ende, und die Zeit wird einem so lang. Es ist alles so stumm und leer im Haus. Kein Schritt, der springt, und kein Klavierton von drüben her. Was kann einem das bißchen Aufstehen und Zu-

bettgehen oft sauer und langweilig sein. Ich will man morgen nachmittag nach Pöpplitz fahren und nach dem Jung' sehen. Die Frau Rätin meint ja, er fühle sich wohl bei ihr. Sie hat ihn auch lieb. Aber mit der Schule geht's man schlecht. Na, er ist ja auch noch jung und so klug! Was braucht der sich anzustrengen. Der weiß mal mehr als alle Gelehrten, wenn er erst auf der Kanzel steht.

* * *

6. September 1903.

Heute bin ich siebzig Jahre alt geworden. Im Hause weiß es keiner und braucht's auch nicht zu wissen. Ich weiß doch, daß jemand an mich denkt und mir seine Grüße sendet, und ich fühle mich Dir, mein Elsing, wieder ganz nah. Ich habe auch Deine gestickte Weste an, die Du mir in der schönen Zeit geschenkt hast, aber ich habe den Rock zugeknöpft, daß niemand es sieht. Heinz hat mir auch geschrieben, einen lütten, fahrigen Brief, wie so Jungens schreiben. Das ist schon gut.

Die Musikstunden kosten viel Geld, und ich habe ihm gesagt, nun könnte es doch genug sein. Mehr kann ja keiner. Die Orgel kann er schon spielen mit seinen kleinen Händen. Aber er sagt, nein, es wäre noch nicht genug. Na, dann meinetwegen noch ein Weilchen. Aber nach der Schule fragt er nichts. Die Frau Rätin sagt, er wird wohl sitzen bleiben. Das wäre schlimm. Ich habe es ihm gesagt. Ach, Elsing, wenn er einen so anguckt mit seinen himmelblauen Augen, Du könntest auf den Jungen nicht lange böse sein. Laß ihn man, er wird schon zurechtkommen.

Es ist heute eine drückende Hitze gewesen, und jetzt scheint der Vollmond gerade in meine Stube. Ach, mein Kind, wie gehen wir alle im Kreise herum, denken, wir bringen was vor uns, und am Ende ist es nichts. Wie habe ich gedacht, als Du und Willi noch Kinder wart, was ich alles könnte, und wie ich Euch leiten könnte nach meinem Willen. Ja, Gott im Himmel, was ist draus geworden!

Und jetzt stehe ich da, und der kleine Jung', den ich so ins Herz geschlossen habe, der geht auch, wie er will. Er ist zwölf und ich bin siebzig. Er geht bergauf und ich gehe bergab. Ich wundere mich nur, daß ich früher immer dachte, wir könnten die Menschen lenken wie Kutschpferde, und jeden Weg, den man wollte, mit ihnen fahren.

Ja, Dirning, es gibt Leute, die sind nicht besser als Kutschpferde. Ausgewachsene Männer, denke an Ferdinand Möhrs. Ach, und da gibt's Menschen, die lernen ihr Lebtag nicht ohne Sielzeug gehen. Na, die laß man, die können sich ja einspannen lassen. Aber die besten sind's nicht.

Als ich Deinen Jung' neulich so recht gründlich ausgebüttelt habe wegen des schlechten Lernens und er mich anguckte, halb mit schlechtem Gewissen und halb trotzig, da ist's in mich reingefahren wie ein Blitz. Ich weiß nicht was. So das Gefühl, ich müßte ihn wohl besser zufrieden lassen. Er wird ja doch nicht der alte Josias Köppen, und wenn der noch so vortrefflich wäre.

Weißt Du, mein Elsing, was haben mir bei Dir alle meine Briefe und Reden, mein Schelten und Bitten und alles geholfen? Keinen Muck. Du bliebst, wie Du warst, und tatst, was Du wolltest. Hast Deinen Kurt nicht verlassen, weder im Leben noch nach dem Tode. Jetzt geht's mir auf, wie das wohl alles hat kommen müssen. Aber nun bin ich siebzig Jahr, mit dem einen Fuß schon in der Grube,

und verdiene kaum mein bißchen Essen mehr — und Du bist tot und hörst nicht mehr, was ich Dir zu sagen habe.

Was sind wir doch für Toren, die sich ihr Schulgeld wieder rausgeben lassen sollten! Nun sitze ich da mit wackligem Kopf und kriege mit siebzig Jahren noch eine Lektion. Aber jetzt hat niemand mehr einen Profit davon. Ach, Dirning, mein Dirning, das schmeckt bitter.

* * *

Im November 1904.

Meine liebe Else! In diesem letzten Jahr habe ich etwas Neues dazugelernt, und ich komme zu Dir, es Dir zu sagen. Ich habe das Wort, das ich Dir sagen will, schon manchmal gedacht, so vor mir hergetragen wie eine Fahne, aber ich habe es nie zu einem Menschen gesagt. Jetzt schreibe ich es für Dich auf:

Ich habe Respekt vor Deinem Sohne Heinz.

Das ist nichts zum Lachen, das ist so ernsthaft und wahr wie die Bibel.

Meine liebe Tochter, es ist das Schönste auf der Welt, das man sich leisten kann: so recht tiefen, starken Respekt zu haben vor einem andern. Das macht das Herz so weit und froh, ordentlich als ob man flöge. All mein Lebtag habe ich das zu wenig gehabt, Respekt vor einem Menschen.

Heinz ist erst dreizehn Jahr, aber das macht es doch gar nicht. Ich sage ja nicht, daß er fehlerlos ist und keine Dummheiten machte. Elsing, ich habe ihm noch in den Herbstferien eine riesige Maulschelle gegeben, weil er das geladene Gewehr im Flur hat stehen lassen. Was hätte da draus passieren können! Nein, parieren und so, das muß er, und ich geniere mich auch nicht vor ihm, wie manchmal früher, als er noch so ganz, ganz lütt war, wo ich mir kaum traute, ihn anzufassen oder mit ihm zu reden.

Elsing, das verstehst Du doch, das ist alles anders gemeint. Das hat mit Gewehr und Maulschellen und solchem Kram gar nichts zu tun. Das ist drüber weg, so hoch, wie die Wolken über die Erde gehn.

Ich meine so: der Heinz Harring ist eben der Heinz Harring. Er ist, was er ist. Und aus dem, was er ist, kommt hervor, was er tut und was er will. Da kann man nicht so einfach mit Knütteln dazwischenschlagen.

Man denkt ja erst, man kann's. Keiner wird klug geboren. Aber wir können Gott danken, wenn wir noch mit weißen Haaren mal im Leben klug werden.

Ich sehe jetzt den Jungen so froh an. Er fehlt mir auch nicht, wenn er weg ist, weil ich dann an ihn und seine Wege denke.

Das heißt, ich weiß ja noch gar nicht, was seine Wege sind. Das sind die dammligen Väter, die nicht über ihre Scheunen wegguden können. Ich dachte mir ja dann, er sollte Pastor werden, aber ich glaube, es wird nichts draus. Ich frage ihn noch nicht, er ist noch viel zu jung und zu dumm. Es wird schon kommen.

Aber, liebes Elsing, wenn man weiß, daß jeder Mensch geht, wie er muß, und wie es der liebe Gott ihm mitgegeben hat, dann kriegt man eben den schönen, tiefen Respekt. Denn dann sagt man sich: Das ist Gottes Kreatur, nicht deine. Da hast du gar nichts dran zu zwiebeln. Laß du nur die Hände davon und schaue still zu bei Gottes Werk.

Man sollte nicht denken, wie das leicht macht, Elsing. Man ist dann plötzlich alle Erdenlast los, wenn man seinen eigenen plumpen Körper nicht überall mit hineinmischen muß.

* * *

1. März 1905.

Nun ist der Winter auch wieder vorbei. Mein Kind, mir ist, als wäre mein alter Leib gewachsen, als könnte ich gerader und straffer gehn. Und doch ist mir in diesem Winter zur heiligen Weihnacht etwas geschehen, was ich früher nicht hätte ertragen können. Euer Sohn, Else und Kurt Harring, wird, was sein Vater war.

Ich will mich nicht verstellen, auch nicht vor Euch verklärten Toten, als wäre ich ein Held und ein Heiliger. Ich bin ein armer irdischer Mensch mit langsamem Schritt, der sein Lebtag in schwerem Ackerboden gegangen ist.

Ich hab's nicht gewollt. Ich hab' alles vergessen, was ich gelernt hatte, und habe um mich geschlagen wie ein Wütender und mit Gespenstern um den Jungen gekämpft. Ich sagte und brüllte: „Alles, aber das nicht!" Ich habe ins Feld geführt, daß das mir schon einmal mein Leben zerstört hätte. Und der Junge stand da und sagte nicht: „Du alter Narr, was geht mich das an, was hat das mit *meinem* Leben zu tun?"

Nein, er sagte es nicht. Aber Gott erleuchtete seinen tölpeligen Knecht doch noch zur rechten Zeit, daß er sich an seinen Kopf schlug und es sich selber sagte.

Kurt und Else Harring, ich kann heute zu Euch beiden emporblicken und zittre und zage nicht. Ich habe obgesiegt über das alte widerspenstige Fleisch. Ich kann Euch dermaleinst Euren Sohn in Ehren zuführen.

Nun ist es so still und groß in mir. Kinder, ich sehe jetzt auf Euer Leben und Treiben, das ich so verachtete, als Ihr noch auf Erden wart. Ich stelle es mir jetzt oft vor. Ihr habt in engen, armen Verhältnissen gelebt, und ich trotziger alter Narr habe Euch keine Last abgenommen, keine Stunde verschönt. Das ist *meine* Sache jetzt.

Aber Eure Sache war die Liebe, die Euch aneinander hielt. Hätte ich meine Lisa verlassen? Elsing, und von Dir forderte ich es, als ob Du ein Spiel Karten aus der Hand werfen solltest. O, über meine blinden Augen!

Gott hat auch die Musik erschaffen. Habe ich nicht beten müssen mit gefalteten Händen, wenn Heinz am Klavier saß und spielte?

Ich habe mir viel eingebildet, daß ich mehr war als Kolling Möhrs. Elsing, das war auch eine von den süßen Einbildungen, die wir uns aus der Zuckerdose stehlen wie naschige Jören. Er war ein bißchen mehr Klotz, das ist am Ende alles.

Ja, der Winter ist vorbei. Wenn jetzt der Sommer kommt, geht die Arbeit wieder los. Aber ich bin auch der Alte wie früher nicht mehr. Meine Knie sind oft so schwach, daß ich mich mitten drin hinsetzen muß. Sonst ist mir aber sehr wohl.

* * *

Freitag, den 7. Juli 1905.

Eben ist der Wagen vom Hof, und nun keine drei Stunden mehr, und Heinz ist wieder auf fünf ganze Wochen hier.

Ich freue mich diesmal so sehr, wie wohl noch nie. Am 4. August wird der

Jung' vierzehn Jahre. Solch ein großer Mensch! Er geht ins Leben, ich hinaus. Wer weiß auch, wie lange ich es noch mache.

Da habe ich mir gesagt: Jetzt behandelst du ihn nicht mehr als Kind. Kannst du wissen, ob Gott dir noch lange Zeit läßt, mit ihm zu reden von allem, das dich bewegt und dir das Leben wert gemacht hat? Wenn er jetzt kommt und bei dir in deiner alten Stube sitzt, wo so viel Jahrzehnte in Lust und Leid hindurchgegangen sind, dann sag du ihm: Heinz, so ist's gewesen und so ist's jetzt. Und das Leben, Jung', das ist von Gott geheiligt.

Wie er gucken wird, der Jung', mit seinen lebendigen blauen Augen! Wir werden uns schon was zu erzählen wissen, der Heinz und ich. Mir ist's so ungeduldig auf sein Kommen, ich kann's gar nicht erwarten. Es ist halb zwölf. Vor zwei ist er nicht hier.

So ein seltsam gespanntes Gefühl habe ich in mir, beinahe wie ein Schwindel. Aber es ist nur die Freude. Mir ist, als finge mein eigentliches Leben jetzt erst an. Nun werde ich haben, was ich nie gehabt habe: ein Kind und einen Freund in einer Person.

(Zwei Stunden später.) Ich war draußen bis am alten Steinbruch, wo die Lupinen stehn. Es ist doch mächtig heiß heute, und der starke Geruch hat mich ganz taumelig gemacht. Ich hatte Mühe, nach Haus zu kommen. Hier ist's kühler, hier will ich warten. In einer knappen halben Stunde ist er da. Dann wollen wir —

* * *

Hier waren die Briefe zu Ende.

* * *

Der Knabe erwachte wie aus einem tiefen, langen Traum. Er fuhr empor und sah sich um.

Die kurze Sommernacht war vorüber, schon drang die erste Morgenhelle durch das Fenster. Im Gebüsch vor der Haustür zwitscherten die Vögel. Heinz löschte die Lampe und stellte sich an das Fenster. Am Himmel flogen zerrissene eilige Wolkenfetzen vor dem lichten Hintergrund. Frisch wehte die Luft des jungen Tages, der heraufgezogen kam.

Dann ging der Knabe in das Nebengemach.

Still unter den stillen Lichtern lag der alte Josias Köppen. Sein Enkel löschte die Lichter und stieß weit das Fenster auf, daß die Schauer der Frühe über das letzte Lager gingen. Dann setzte er sich zu ihm und faßte seine Hand.

Keine Spur von dem Grauen, das Karl Möhrs ihm prophezeit hatte, war in ihm. Er saß auch nicht mehr da wie am Abend zuvor, ein fassungsloses, kindjunges, flatteriges Herz. In ihm hatte sich die Seele geweitet und gedehnt und ihre Flügel ausgespannt. —

Er ließ seine Hand auf der stillen, kalten ruhn. Heilige Andacht füllte den ganzen Raum um ihn her. „Großvater, du hast zu mir gesprochen. Von jetzt ab rede ich zu dir.“





Zentrum und Konservative

Eine Betrachtung

von

Lothar Engelbert Schücking

Wenn man die Geschichte des preußischen Parlamentarismus verfolgt, kann man leicht konstatieren, daß die Macht des Zentrums im engsten Zusammenhang damit steht, wie Preußen regiert wird und ob in dem Kampf zwischen Konservativen und Liberalen diese oder jene erfolgreicher sind. Ein Kampf der Konservativen gegen das Zentrum ist aussichtslos. Das haben die letzten Reichstagswahlen von 1907 deutlich gezeigt. Es ist sehr interessant, zu untersuchen, weshalb ein solcher Kampf immer aussichtslos sein muß, und weshalb die Konservativen immer gut tun, sich an das Zentrum zu halten und mit ihm einen großen Parteiblock zu bilden. Man kann in den katholischen Provinzen Preußens am eingehendsten die Gründe studieren. Dort herrscht die Kirche. Nicht so, wie der Protestant anzunehmen pflegt, daß zu jedem wichtigen Stadtverordnetenbeschluß das Plazet der Kirchenbehörde offiziös eingeholt werden müßte. Im Gegenteil, die Herrschaft der Geistlichkeit ist den Katholiken oft am lästigsten und sie wehren sich nicht selten in Einzelheiten mit staunenswerter Unabhängigkeit. Aber die Kultur ist katholisch und klerikal. Die Pfarrgemeinden bauen auf dem Lande die Krankenhäuser, die geistlichen Orden haben die Krankenpflege geradezu gepachtet. Die Feste sind zum großen Teil kirchliche Feste. Theater spielen die von Kaplänen geleiteten Gesellenvereine. Die besten Musikchöre sind die Domchöre. Die wissenschaftlichen öffentlichen Vorträge halten Patres oder durchaus von der Kirche beeinflußte Gelehrte. Unter Kontrolle von Geistlichen stehen vielfach Arbeitsnachweise und Volksunterhaltungen. Geistliche leiten das Volksbibliothekswesen. Geistliche treten für das Arbeiterwohl ein durch Gründung von Vereinen, christlichen Gewerkschaften. Windthorstbünde organisieren die akademisch gebildete Jugend. Volksvereine und Katholikenversammlungen kommen den demokratischen Bedürfnissen auf öffentliche Versammlungen und Vereinsleben entgegen, gar nicht zu reden von den vielen Sodalitäten und Jungfrauenvereinen. Geistliche Orden, wie die Ursulinenschwestern, beschäftigen sich mit dem Mädchenschulwesen. Kurz, in der katholischen Familie ist zuweilen fast jedes erwachsene Mitglied auf irgendeine Weise klerikal organisiert. Und der Staat, die konservative preußische Regierung? Sie hat ihre konservative Kriegervereinsorgani-

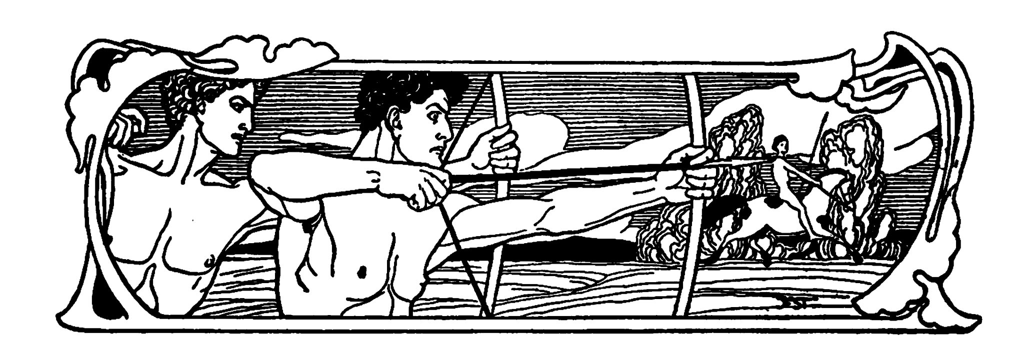
sation, die aber in katholischen Gegenden niemals antiklerikal funktionieren kann, da sie dort nur aus sonst sorgsam klerikal geleiteten Katholiken besteht.

Die preußischen Hofhistoriographen pflegen immer wieder zu behaupten, die preußische Verwaltung habe Glänzendes geleistet in der Angliederung der neu erworbenen Provinzen Preußens. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Die konservative Verwaltungspolitik mußte ihrer ganzen Natur nach stets eine Politik der verfehlten Gelegenheiten sein. Sie hat wenig geleistet. Sie hat niemals ein Programm gehabt, das den Katholiken irgendwie imponieren konnte. Und ihr einziger liberaler Vorstoß im Kulturkampf war so ungeschickt und ungerecht, daß er mit dem großen Fiasko enden mußte. Der Katholik, dessen Leben, dessen Kultur mit den halboffiziösen Einrichtungen der Kirche eng verwachsen ist, fragt der konservativen Regierung gegenüber immer wieder: Welche Wohltaten erweist der konservative preußische Junkerstaat dem Volke? Welche Fürsorge erweist er den breiten Massen? Und er geht in seiner Erinnerung zurück und konstatiert, daß alles Gute von der Gemeinde, den andern Selbstverwaltungskörpern und der Kirche kommt. Als vor einigen Jahren einer westfälischen Gemeinde 20 000 Mark zur Urbarmachung eines Moores zugewiesen werden sollten, lehnte die Gemeinde dies Geschenk schleunigst ab. Die ältesten Leute konnten sich nicht erinnern, daß der preußische Staat jemals etwas hatte schenken wollen. Das Angebot des Oberpräsidenten erschien deshalb allen so unheimlich, daß man es nicht akzeptieren wollte. Eine solche Tatsache redet Bände. Der Konservatismus hat überhaupt kein Programm, das dem Inhaber eines klerikalen Kulturprogramms imponieren könnte. Hat jemals ein Regierungspräsident Arbeitervereine und Frauenbünde begründet, Vortragskurse und Gemäldegalerien eingerichtet? Hat der Konservatismus jemals etwas getan, um demokratischen Neigungen gerecht zu werden, staatsbürgerlichen Bedürfnissen, konstitutionellen Anforderungen?

Es soll nun allerdings durchaus nicht behauptet werden, daß die klerikale Kultur wirkliche Werte habe, abgesehen von sozialen Leistungen. Es ist zweifelhaft, ob es besser ist, keine Volksversammlungen abzuhalten oder solche, in denen man vorträgt, daß der Papst ein Gefangener sei. Die katholischen Kaplansbibliotheken sind absolut keine wünschenswerten Volksbibliotheken. Der katholische Frauenbund wird unmöglich die Frauenemanzipation in die richtigen Wege leiten. Was katholische Geistliche als Wissenschaft vortragen, ist nie „voraussetzungslos“. Aber alles in allem handelt es sich im Katholizismus um ein geschlossenes System mit viel Idealismus, im Konservatismus um nackte Machtfragen. Was Idealität des Lebens und der Weltanschauung angeht, stehen die Tendenzen des Zentrums zweifellos sehr viel höher als die des gegenwärtigen Konservatismus, der bestenfalls mit dem Abhub liberaler Ideen wirtschaftet.

Beide, Zentrum und Konservatismus, stehen dem Liberalismus feindlich gegenüber. Er will Kultur, ein Programm, dem die Konservativen allerdings wenig entgegenzusetzen haben, das Zentrum aber seine niedere klerikale Kultur. Es versteht sich von selbst, daß das Zentrum vom Liberalismus und Sozialismus alles, vom Konservatismus nichts zu fürchten hat, es ist selbstverständlich, daß Zentrum und Konservatismus Bundesgenossen werden.





Die Bluthunde der Konquistadoren

Ein Beitrag zur Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte Amerikas

Von

A. Theinert

Nach alten spanischen Chroniken

Das genaue Jahr, in dem die Spanier die ersten Bluthunde mit sich nach Amerika genommen haben, geben die alten Geschichtschreiber nicht an, es läßt sich aber aus beiläufigen Bemerkungen der Schluß ziehen, daß Bluthunde, wenn nicht die erste, so doch gewiß die zweite Expedition des Kolumbus begleitet haben. In den Berichten ist zu lesen, daß Eingeborene mit dem „apereado" bestraft, d. h. den Hunden vorgeworfen worden sind.

Mut und Tapferkeit läßt sich den Konquistadoren nicht absprechen; mit tollkühnem Selbstvertrauen griffen kleine Abteilungen hundert- und tausendfach mehr Köpfe zählende Massen an, nur muß man sich dabei immer vergegenwärtigen, durch welche enorme physische und geistige Überlegenheit die Spanier das numerische Mißverhältnis ausgleichen konnten. Die Eingeborenen Haitis hatten nicht einmal ihre Armmuskeln gehörig entwickelt, ihnen mangelte es an der einfachen natürlichen Kraft. Von einer den Körper stählenden Arbeit wußten sie nichts; sie „kitzelten" die Erde mit einem zugespitzten Stecken, und die Erde „lachte" Yams, Mais und tropische Früchte im Überfluß. Große Raubtiere, die den Menschen hätten gefährlich werden können, gab's auf der Insel nicht. Die einzige auf Nahrungserwerb abzielende Tätigkeit, die den Haitiern Mühe verursachte, sie zur Findigkeit anspornte und einigermaßen mit der ernsten Seite des Lebens bekannt machte, war der Fischfang auf dem Meere. Allerdings brachen durch gelegentliche Landungen der Karaiben die Schrecken des Krieges über die Insel herein; die Wildheit und Grausamkeit jener braunhäutigen westindischen Piraten sind aber sehr wahrscheinlich von den Spaniern stark übertrieben geschildert worden, in der Absicht, daraus die eigenen, an Karaiben und anderen Stämmen verübten Scheußlichkeiten zu entschuldigen.

Den körperlich zarten, buchstäblich ganz nackten, nur mit hölzernen Schwertern und Keulen bewaffneten Indianern der Antillen (Bogen und Pfeile waren

nur auf wenigen der Inseln im Gebrauch) traten urplötzlich starke, durch dicke Lederkoller, Eisenharnische und Helme geschützte Männer gegenüber, die Hieb- und Stoßwaffen von gutem Stahl führten, Musketen und Kanonen hatten und außerdem noch über Tiere verfügten, die den Eingeborenen als veritable Ungetüme erscheinen mußten: Pferde und große Hunde, diese eigens darauf abgerichtet, den Menschen, auf die sie gehetzt wurden, Hals oder Unterleib zu zerfleischen.

* * *

Zunächst will ich aus dem Inhalt der Chroniken ein paar Episoden herausgreifen, die als charakteristisch gelten können für die oft willkürlich grausame oder übermütige Verwendung von Bluthunden, und dann eine Historie aus den Tagen des Ferdinand Cortez niederschreiben.

* * *

Als die spanische Herrschaft auf der in Hispaniola umgetauften Insel Haiti bereits fest etabliert war, sandte Bartholomäus Kolumbus eines Tages zwei seiner Soldaten nach einem entlegenen Distrikte, die Verladung des von den dortigen Eingeborenen als Tribut abzuliefernden Kassavabrotes zu überwachen.

Die beiden Spanier ließen sich im Schatten des Waldrandes nieder, und die Indianer schleppten im Sonnenbrande, unter Leitung ihres Kaziken, die gefüllten Bastkörbe nach den Booten, die den Verkehr zwischen dem Strande und dem einen Büchsenschuß von diesem entfernt im Meere draußen verankerten Frachtschiffe vermittelten.

Der Kazike, ein phantastisch mit Federnschmuck herausgeputzter Mann, rannte geschäftig hin und her, sein Völkchen aufmunternd und antreibend. Er gab sich, Anerkennung und Lob erwartend, große Mühe, den besten Willen zu bekunden.

Der eine Spanier hatte seinen Bluthund bei sich und hielt das jeder Bewegung der auffallenden Erscheinung des Kaziken folgende Tier fest an der Leine; den andern Spanier aber fing, nachdem er die Situation eine Weile ruhig überschaut hatte, der Übermut zu plagen an.

„Meinst du nicht auch, Kamerad,“ fragte er, auf den Hund deutend, „daß es einen köstlichen Spaß abgeben würde, ihn auf den bunten, wichtigtuenden Kerl dort loszulassen? — Soll ich ihn hetzen?“

„Heilige Jungfrau! — Mach keine Dummheiten! Siehst du nicht, daß ich ihn kaum noch bändigen kann?“

„Um so besser; ich möchte fürs Leben gern sehen, was der herumstolzierende Pfau für ein Gesicht schneidet, wenn er den Hund kommen sieht. — Pack ihn, Almanzor, pack!“

Der Hund, der schon während des Zwiegespräches der Männer wie rasend sich gebärdet hatte, schoß auf das gegebene Wort mit aller Kraft vorwärts, seinen Herrn mitreißend.

Ob nun dieser von der grausamen Sportlust des Kameraden angesteckt wurde, oder ob er wirklich die Bestie nicht mehr halten konnte, item er ließ die Leine fahren, und in der nächsten Minute wühlte Almanzors blutige Schnauze in den Eingeweiden des unglücklichen Kaziken.

Die entsetzten Indianer nahmen Reißaus; mit dem Brotladen war's vorbei. Eine Abteilung der Schiffsbesatzung, die ans Land kam und nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe marschierte, fand alle Hütten verlassen. Die Bevölkerung war in die Bergwildnisse geflohen.

Die Folge dieser Affäre war ein Aufstand. Der in seinem Häuptling so schwer beleidigte Stamm griff, von den Nachbarstämmen unterstützt, zu den Waffen. Zwölf Spanier gerieten in einen Hinterhalt und wurden getötet; der erste größere, und zwar diesmal mit Energie und Ausdauer von den Haitiern geführte Unabhängigkeitskampf nahm damit seinen Anfang. Erst nachdem Tausende der Aufständischen erschlagen und erschossen, zu Tode gehetzt und verbrannt worden waren, beugten die Überlebenden sich wieder unter das schwere Joch der Eroberer.

* * *

In San Juan, dem heutigen Portoriko, war ein Bluthund unter dem Namen Bercerrillo (Kälblein) weit und breit berühmt und berüchtigt. Dieser Hund hatte durch seine in den Kämpfen mit den Insulanern bewiesene unbändige Wut große Verdienste um die spanische Sache sich erworben, so daß ihm offiziell, zugunsten seines Herrn, der Rang eines Kavalleriesergeanten mit entsprechendem Sold und Anteil an der gemachten Beute zuerkannt wurde.

Verglichen mit den Haitiern waren die San-Juan-Indianer weniger verächtliche Krieger, aber auch sie erschraken, wenn sie nur den Namen jenes Hundes aussprechen hörten. Der Chronist schreibt, zehn Männer mit Bercerrillo seien im Gefecht so viel wert gewesen wie fünfzig ohne ihn. Der Hund erreichte ein hohes Alter, fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde und wurde mit militärischem Schaugepränge begraben.

Eine kleine Anekdote, die ich verzeichnet gefunden, beweist, daß Bercerrillo bei aller Wildheit gelegentlich auch einer milderen Regung folgte.

Don Juan Ponce de Lern, Gouverneur von Portoriko, wollte einmal Briefschaften an einen mehrere Meilen von der Hauptstadt entfernt wohnenden Ritter gelangen lassen und beauftragte eine alte Indianerin mit dem Botendienst. Die Frau mußte die Kathedrale von San Juan passieren, vor deren Portal die jungen Hidalgos, den Beginn der Messe erwartend, herumlungerten und schmerzlich den Mangel schöner „Niñas“ empfanden, auf deren empfängliche Herzen sie so gern Eindruck gemacht haben würden mit ihren wallenden Barettfedern, prächtigen Wehrgehängen und zierlich gezwirbelten Bärten. Der glückliche Besitzer oder richtiger Kriegskamerad Bercerrillos war mit diesem ebenfalls zur Stelle, und einer der übermütigen Gecken machte den Vorschlag, der alten Indianerin durch den Hund den Weg verlegen zu lassen. Sollte der auch die Sache ernst nehmen und zupacken. so wär's ja weiter nicht schade um die braune Hexe.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und das arme Weib sah sich dem gefürchteten, zähnefletschenden Tiere gegenüber. In ihrer Angst und Hilflosigkeit kniete sie nieder und redete Bercerrillo, ihm die Papiere vorhaltend, mit zitternder Stimme an: „Mein Herr Hund, ich, deine Dienerin, soll diese Briefe der christlichen Exzellenz auf der anderen Seite des Flusses bringen. Laß mich gehen und tu mir nichts zuleide, Hund, mein Herr!“



(Der Chronist weist hier besonders auf die bei den Eingeborenen der Antillen übliche Etikette hin, nach der die Eingangsworte einer Anrede am Schlusse in umgekehrter Reihenfolge wiederholt wurden.)

Bercerrillo erwies sich gnädig; er begnügte sich damit, seiner Verachtung der roten Rasse in zwar etwas drastischer, aber doch harmloser Weise Ausdruck zu geben: er beschnupperte die Alte von allen Seiten, hob, nach bekannter Hundemanier, ein Hinterbein und schritt dann langsam in den Kreis seiner spanischen Freunde zurück.

* * *

Ähnlich wie auf diesen Inseln trieben's die Spanier auch auf dem amerikanischen Festlande, nur daß sie dort weniger leichtes Spiel hatten. Die Azteken verfügten über ein geordnetes, mit besseren Waffen ausgerüstetes Heerwesen, und in ihrem Lande gab's große Raubtiere: Bären, Jaguare, Pumas, mit deren Gefährlichkeit zu rechnen man gewöhnt war; aber auch von den Festlandsindianern wurden die Bluthunde bald über alles gefürchtet.

* * *

Nach langem, schwerem Ringen hatte Cortez, der größte der in jener großen Zeit auftretenden Capitanos, sich endlich zum Herrn von Mexiko gemacht und ruhte nun mit seinen tapferen Mannen in der eroberten Hauptstadt von den Strapazen der Kampagne aus.

Um diese Zeit kamen ihm Gerüchte zu Ohren von einem im Westen Mexikos gelegenen mächtigen Reiche, Michoakan genannt, dessen Könige von jeher Erbfeinde der Montezumas gewesen.

Über dieses Reich wünschte der spanische Feldherr genauere Kunde zu erhalten, und es sollte eine Gesandtschaft dahin abgehen, deren Führung dem Montaño, einem erprobten, auch in Diplomatenkünsten wohlerfahrenen Haudegen, übertragen wurde. Diesem unterstellt wurde ein gewisser Peñabosa und noch zwei andere Spanier, alle gescheite, kriegstüchtige Männer.

Montaño muß einen für die damalige Zeit nicht geringen Bildungsgrad besessen haben, da er eigenhändig den ausführlichen, von scharfer Beobachtungsgabe zeugenden Bericht über die Expedition nach Michoakan verfaßt hat. Was den Peñabosa anbelangt, so war dieser der Herr Lobos, eines Bluthundes, der seinesgleichen nicht hatte in ganz Neuspanien. „So groß und stark war er," schreibt der Chronist, „so mutig und gewandt im Kampfe, so sehr gefürchtet von den Heiden, daß Scharen von Hunderten ihm nicht standzuhalten wagten."

Die vier Kastilianer wurden begleitet von zwanzig aztekischen Edelleuten, von einem Dolmetsch, der neben Azteka auch etwas Spanisch sowie Taraska und Otomi, die beiden in Michoakan gesprochenen Idiome, verstand, und von zwei land- und wegkundigen Hausierern. Ein Troß eingeborener Träger war mit Proviant für die Gesandtschaft und mit Geschenken für den zu besuchenden Herrscher beladen.

Die erwähnten Hausierer gehörten einer privilegierten Kaste an, deren Mitglieder mit ihren Waren das alte Kulturamerika von Peru bis Kalifornien bereisten und in Friedens- und Kriegszeiten als allgemein anerkannte Neutrale internationalen Schutz genossen.

Nachdem alles bestens geordnet war, trat man in der Frühe eines schönen Oktobermorgens den Marsch an: die Spanier begierig, neue Länder und Völker kennen zu lernen; die mexikanischen Edlen froh, dem gedemütigten Vaterlande eine Weile den Rücken kehren zu können, und die beiden Hausierer stolz auf die Ehre, einer so vornehmen Gesellschaft als Führer dienen zu dürfen. Einzig die Gefühle der geplagten Träger waren keine gehobenen; apathisch marschierten sie, gebeugt unter der Schwere ihrer Bürden, inmitten des nach indianischer Manier in langer Einzelreihe sich fortbewegenden Zuges.

Auf der mexikanischen Hochebene ist der Herbst die schönste Jahreszeit. Auen und Wälder prangten in der Umgegend des spanischen Hauptquartiers im herrlichsten Schmuck der Natur. Die Felder aber lagen brach, die Adobehütten waren verödet, viele zusammengestürzt. Was Menschenhände geschaffen, trug im Bereich der alten Residenz der Montezumas den Stempel des Verfalls. Die wenigen Eingeborenen, die auf ihren Heimstätten geblieben waren, flohen beim Herannahen der landeinwärts ziehenden Karawane und verbargen sich in der Wildnis.

Als Montaño mit seinem Gefolge am Fuße der ersten westlichen Bergkette angelangt war, nahm die Landschaft einen anderen, Frieden atmenden Charakter an; bis hierher waren die Spanier verwüstend noch nicht vorgedrungen. Dörfer tauchten auf, in Maisfelder eingebettet; Fruchtbäume säumten den Pfad; Scharen kleiner bunter Vögelchen zirpten und zwitscherten um die Wette; Reiher und Kraniche stolzierten gravitätisch an den Ufern der Teiche und Bäche; aus dem Dickicht schallte der Gesang der Spottdrossel; wie lebende Brillanten und Smaragden schossen Kolibris von Blüte zu Blüte, wetteifernd mit großen blau- und goldschillernden Faltern.

Höher und höher wand sich der Zug an der Berglehne empor. Die immergrünen, mit langen grauen Flechtenfestons behangenen Lebenseichen und andere Laubbäume wurden selten und seltener; stattliche Koniferen: Tannen, Fichten und Zedern bildeten jetzt den Hauptbestand des Waldes. Eichhörnchen huschten um die Stämme und jagten sich auf den Ästen; Füchse und Coyoten (Präriewölfe) schlichen über den Weg; Hirsche ästen in den Lichtungen.

Erst gegen Sonnenuntergang wurde die Paßhöhe erreicht, und fröstelnd in der Abendkühle stiegen die Wanderer abwärts, herzlich froh, als die Führer vom Pfade abschwenkten, einer unter überhängenden Felsen wohlgeschützten Ansiedelung zu, wo Nachtrast gehalten werden sollte. Mächtige Feuer flackerten bald zum dunklen Himmel auf, und nach Einnahme einer tüchtigen Mahlzeit suchte jeder das ihm in einer der Hütten angewiesene Nachtquartier auf, die müden Glieder zu strecken.

So vergingen drei Tage ohne ein bemerkenswertes Ereignis, am vierten aber kam, nach beschwerlicher Kletterei über wild zerklüftetes Terrain, die michoakanische Grenzstadt Tajimarra in Sicht, tief unten in einem fruchtbaren Tale gelegen.

Die Stadt existiert heute noch, aber fernab von den modernen Verkehrswegen hat sie längst ihre frühere Bedeutung verloren.

Die Herrscher der damaligen indianischen Kulturreiche in Nord- und Südamerika verfügten über einen gut organisierten Post- und Kundschafterdienst;

sie erfuhren stets rechtzeitig, was in ihren eigenen und den benachbarten Staaten vorging, und so hatten denn Montaño und seine Leute die Grenze von Michoakan kaum überschritten, als ihnen schon der Kazike von Tajimarra, von ihrem Kommen unterrichtet, mit großem Gefolge entgegenkam, sie im Namen seines Königs begrüßte und als geehrte Gäste nach der Stadt geleitete.

Diese war von einem starken Walle umgeben, sechs Fuß dick und zwölf Fuß hoch, aus massiven, glatt behauenen und genau gefügten eichenen Blöcken zusammengezimmert, mit dominierenden Türmen und einer Brustwehr. Ein großartiges Werk, wenn man bedenkt, daß die Michoakaner ebenso wie die Azteken keine eisernen Werkzeuge hatten, das Eisen überhaupt nicht kannten, bis sie mit Europäern in Berührung kamen.

Auf dem Hauptplatze Tajimarras umringten Jünglinge und Mädchen die Gesandten. Gesangsvorträge in hohen Fistelstimmen wechselten ab mit dem ohrenbetäubenden Lärm von Flöten, Hörnern und Trommeln. Im Vorhofe des Tempels hieß man die Träger ihre Lasten ablegen; den Spaniern und aztekischen Edelleuten wurden freundliche, mit Schemeln und Tischen möblierte Gemächer angewiesen, an deren Wänden breite Bänke hinliefen, mit sauberen, fein geflochtenen Matten und künstlerisch gewobenen Baumwolldecken belegt und dazu bestimmt, als Schlafstätten zu dienen. Die Gäste wurden gebeten, sich's bequem zu machen, Wasser zum Waschen wurde ihnen gebracht, und nach einer Weile trugen Diener verschiedene Fleisch- und Fruchtgerichte auf und Gefäße mit starken, aus Mais und dem Safte der Agave gebrauten Getränken.

Montaño und seine weißen Gefährten waren ob solcher Aufnahme höchlichst vergnügt, die Azteken aber stimmten die Fröhlichkeit herab durch Aufzählung verschiedener Beispiele von der Treulosigkeit und Grausamkeit der Michoakaner. Sie ließen Andeutungen fallen, daß alle Liebenswürdigkeit wahrscheinlich nur Maske sei, daß man die Fremden sorglos machen wolle, um sie später desto leichter überwältigen und abschlachten zu können. Die gute Verpflegung, meinten sie, dürfte der Anfang eines Mästungsprozesses sein, durch den die für ein Opfermahl Bestimmten den Göttern wohlgefälliger gemacht werden sollten.

Diesen Warnungen der Freunde schenkten die Spanier gebührende Beachtung. Sie untersuchten ihre Arkebusen und anderen Waffen aufs sorgfältigste; Peñalosa nahm Lobo den Maulkorb ab, und ein regelmäßiger Wachtdienst wurde organisiert, wie man's in Feindesland zu tun gewohnt war.

Doch die Nacht verlief ruhig, und am Morgen kam der Kazike, begleitet von einem Trupp seiner Untergebenen, die er, mit Proviant beladen, der Gesellschaft zur Verfügung stellte. Er habe Auftrag von seinem Monarchen, so erklärte er, die Fremdlinge mit der größten Achtung und Aufmerksamkeit zu behandeln und sie nach ihrem nächsten Rastort eskortieren zu lassen.

So schickte denn Montaño seine mexikanischen Träger mit einem Briefe an Cortez heimwärts und trat wohlgemut den Weitermarsch nach der Hauptstadt Michoakans an. Zuvor aber wurden von eingeborenen Künstlern farbige Skizzen angefertigt, welche die Spanier gehend, liegend und essend in grotesker Manier darstellten. Auch Lobo, die fürchterliche Bestie, über deren Kraft und Wildheit

die ungeheuerlichsten Geschichten unter den Indianern zirkulierten, wurde porträtiert und die Bilder durch Expreßboten an König Sinziecha befördert, ihn vorzubereiten auf den Anblick der weißen Männer und ihres vierbeinigen Gefährten.

Die weitere Reise der Gesandten ins Innere des Landes glich einem Triumphzuge. Von den Notablen jeder Stadt, in der sie Rast hielten, wurden sie bis zur nächsten Station begleitet und den dortigen Behörden feierlichst übergeben. Die Bevölkerung der am Wege gelegenen Dörfer strömte in hellen Haufen herbei und konnte sich nicht sattsehen an den Fremdlingen mit den großen Bärten, wunderlichen Kleidern und fürchterlichen Waffen.

Angesichts der ihnen überall entgegengebrachten Freundlichkeit entschlugen sich die Spanier nach und nach, trotz der öfters noch wiederholten Warnungen ihrer aztekischen Anhänger, jedes Gedankens an drohende Gefahr, und in heller Freude jubelten sie auf, als sie um Mittag des sechsten Tages nach dem Abmarsche von Tajimarra den herrlichen Wasserspiegel des Patzkuarosees vor sich ausgebreitet sahen und die Wälle und Türme der in lieblichen Hainen und Gärten halbversteckten michoakanischen Hauptstadt Tzintzontzan erblickten.

Eine ungeheure Menschenmenge, die, wie der Chronist berichtet, die ganze weite Ebene am Seeufer bedeckte, kam den Sendboten des Cortez entgegen. Allen voran Sinziecha, der große „Caltzontzin“, umgeben von achthundert Edelleuten, der Elite der Nation, und begleitet von zehntausend Kriegern. Einer der michoakanischen Granden umarmte den Montaño und seine weißen Gefährten im Namen des Monarchen, überreichte ihnen prächtige Blumensträuße und hieß sie willkommen.

Mit Musik und fliegenden Bannern, deren Gold- und Federnschmuck die schrägen Strahlen der niedergehenden Sonne verklärten, bewegte die Prozession sich nach der Stadt und vor den Herrscherpalast, in dessen Innern den Ankömmlingen luftige, phantastisch dekorierte Zimmer angewiesen wurden. Diener schleppten Gefäße voll Wasser herbei, und nachdem die bestaubten Reisenden sich gründlich gereinigt und einen Imbiß verzehrt hatten, erschien Sinziecha in ihrer Mitte. Er wollte sich persönlich davon überzeugen, wie man seine Gäste untergebracht. Im Verlaufe des Austausches von Höflichkeitsformalitäten glaubte Montaño die Hand des Monarchen küssen zu sollen, der aber trat, als er den Spanier auf sich zukommen sah, ein paar Schritte zurück, und zwei Höflinge sprangen rasch dazwischen, eine profane Berührung der geheiligten Persönlichkeit zu verhindern. Der König sprach längere Zeit zu einem seiner Großwürdenträger, der einen Satz um den andern dem vornehmsten der Azteken verdolmetschen ließ, und dieser machte dann seinerseits die Spanier mit dem durchaus freundlichen Inhalt der Rede bekannt.

Nachdem die Audienz etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, empfahl sich Seine Majestät, kam aber spät am Abend, umgeben von Fackelträgern, wieder, gerade als die Spanier mit einem für sie aufgetischten opulenten Mahle fertig geworden waren. Diesmal zeigten die Züge des Königs einen ernsten, finstern Ausdruck. Eine Abteilung Bewaffneter nahm Montaño und den Seinen gegenüber Aufstellung, Barriere bildend zwischen dem Herrscher und der Gesandtschaft. Jener sagte etwas in strengem Tone, was dieser folgendermaßen übersetzt wurde:

„Wer seid ihr? Wo kommt ihr her? Was suchet ihr? Warum seid ihr aus fernem Lande hierhergekommen? Gibt's in eurer Heimat keine Speise, keinen Trank? Was hat Montezuma euch zuleide getan, daß ihr sein Land erobert und verwüstet habt? Glaubt ihr mit mir es ebenso machen zu können? Seht euch vor, es könnte euch anders ergehen hier als in Mexiko, dessen Los ich beklage, obwohl sein Herrscher und ich bittere Feinde gewesen sind."

Dieser plötzliche, ganz unerwartete Umschwung in der Gesinnung des königlichen Gastfreundes verursachte den Spaniern großes Unbehagen, sie kamen sich vor wie in die Falle gegangene Mäuse; doch ließen sie sich von der sie beschleichenden Sorge nichts anmerken, und mit erhobener, furchtloser Stimme hielt Montaño eine Gegenrede. Er sprach von der Macht und Gewalt, aber auch von der Güte und dem Edelsinn des Cortez; er erwähnte des großen Kaisers, der seine Capitanos über das weite Meer geschickt habe, den Völkern dieser entlegenen Gegenden Wohltaten zu erweisen, vorab die Seelen der im Heidentum Befangenen vor der ewigen Verdammnis zu erretten. Zum Schluß berief er sich auf das Zeugnis seiner mexikanischen Begleiter, die gewiß alle seine Aussagen nur bestätigen könnten.

Diese vom Dolmetsch mit blumenreichen Redewendungen ausgeschmückte Erwiderung schien auf Sinziecha Eindruck zu machen. Eine Weile verharrte er schweigend in Nachdenken versunken, dann erklärte er, mit sich selber zu Rate gehen zu wollen. Inzwischen möchten die Fremdlinge, seines Schutzes sicher, in Tzintzontzan verweilen; später werde er ihnen seine Entscheidung verkünden.

Nachdem der König und sein Gefolge sich entfernt hatten, hielten die Spanier Kriegsrat. Sie unterschätzten jetzt nicht mehr das Kritische ihrer Lage, beschlossen aber, dreist und unerschrocken aufzutreten und ihrem Rufe als „unüberwindliche Kinder der Sonne" Ehre zu machen. Die Azteken sollten wie ebenbürtige Verbündete und gute Kameraden behandelt, ein regelmäßiger Sicherheitsdienst mit ihnen vereinbart, alle Waffen im besten Zustande und parat gehalten und Lobo zur Steigerung seiner Wildheit auf halbe Ration gesetzt werden.

Vor dem Quartiere der Gesandtschaft gab's die ganze Nacht keine Ruhe; Leute kamen und gingen fortwährend da draußen, und der dadurch aufgeregte Bluthund hörte drinnen nicht auf zu knurren und zu bellen, so daß, trotz Müdigkeit und Abspannung, niemand ordentlich schlafen konnte.

Als die Spanier bei Tagesanbruch die Türe öffneten und ins Freie traten, fanden sie den Hof von etwa zweihundert Kriegern besetzt, eine Wachmannschaft, die stündlich abgelöst wurde. Gleich nach dem Morgenessen kamen zwei königliche Beamte, steckten mit Pflöcken eine Linie quer durch den Hof ab und bedeuteten die Fremden, diese Linie bei Todesstrafe nicht zu überschreiten.

Eine so willkürliche, strenge Verordnung steigerte natürlich das Mißtrauen der Männer, die nun unverkennbar Gefangene waren; Montaño aber bewahrte unentwegt seine Kaltblütigkeit und ersuchte die Höflinge, ihrem Herrn und Gebieter die Versicherung zu überbringen, daß alle Mitglieder der Gesandtschaft dem Befehle willig Folge leisten würden, wennschon dessen Zweck ihnen unerfindlich. Als friedliche Sendboten seien sie nach Michoakan gekommen und in dieser Eigenschaft erwarteten sie, im beiderseitigen Interesse, das Land wieder zu verlassen.

Der Tag war vorübergegangen, die Abendmahlzeit eingenommen. Montaño und seine Gefährten saßen auf der Schwelle ihres Gemaches, die wohltuende Kühle der Nachtluft genießend. Da rötete sich der Himmel über ihnen, heller Feuerschein fiel auf die weißen Gewänder und Bronzeornamente der jenseits der abgesteckten Grenze lagernden Indianer; der Tempelturm aber, von dessen Zinne die Beleuchtung ausging, war diesseits der Grenze unsichtbar. Wilde, unheimliche Musik erschallte, zeitweise übertönt vom dumpfen Dröhnen der gigantischen, aus Goldblech und Schlangenhaut gefertigten Opfertrommel.

Das Geräusch der Tritte einer zahlreichen barfüßigen oder nur mit leichten, schmiegsamen Sandalen beschuhten Menge war vernehmbar: das Volk marschierte nach den Klängen schriller Pfeifen durch die Straßen Tzintzontzans und umtanzte die Götzenbilder. Bald wurden auch menschliche Stimmen laut; scheußliches Geheul, Wehschreie und Gebrüll vereinigten sich mit den instrumentalen Dissonanzen zu einem so diabolischen Chorus, daß den aufhorchenden Spaniern das Blut in den Adern stockte und die Haare auf den Köpfen sich sträubten.

Die Mexikaner, um die Bedeutung dieser Geschehnisse befragt, wußten keine tröstliche Auskunft zu geben. Das sei, so erklärten sie, der Beginn der Herbstfeste, deren Schlußakt wahrscheinlich die Abschlachtung und Opferung der Fremdlinge bilden würde, der Spanier und der Azteken. Montaño schreibt, ihm sei später auf das bestimmteste von wohlunterrichteter Seite versichert worden, König Sinziecha hätte wirklich, den Einflüsterungen der Priester Gehör schenkend, den Opfertod aller Mitglieder der Gesandtschaft gewollt und erst nach langem Widerstreben durch die Gegenvorstellungen eines am Hofe hochangesehenen Ratgebers sich umstimmen lassen.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls blieben die Spanier und ihr Anhang strikte auf die ihnen angewiesenen Quartiere beschränkt und der Tortur unterworfen, Tag und Nacht, und besonders in der Nacht, den markerschütternden Tönen zu lauschen, den Widerschein der Altarfeuer zu beobachten und in ihrer Phantasie die fürchterlichsten Bilder sich auszumalen von den Vorgängen in der Stadt, wo, begleitet von grausigem Zeremoniell, den für diese Feste aufgesparten Kriegsgefangenen auf den Tempelzinnen durch Priesterhände die Herzen aus der Brust gerissen und die noch zuckenden Leiber der unten harrenden Volksmenge zur Befriedigung ihrer kannibalischen Gelüste zugeworfen wurden.

Solche seelischen Qualen mußten Montaño und seine Gefährten achtzehn Tage erdulden. Sie gaben sich alle Mühe, die Diener auszuforschen, die die Mahlzeiten auftrugen, diese Leute aber ließen bei aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Benehmens kein Wort über die Lippen. Auch das Essen war den Spaniern verleidet, sie konnten nie den Argwohn verbannen, das eine oder andere Gericht sei aus Menschenfleisch zubereitet.

Endlich nach einer Nacht, in der's, dem Lärm nach zu urteilen, toller hergegangen sein mußte denn je zuvor, kam ein Tag unheimlicher Stille. Auch in der folgenden Nacht regte sich nichts; die Stadt schien ausgestorben, aber am nächsten Morgen erschienen vier Höflinge, die vier vornehmsten Azteken abzuholen und dem Könige vorzuführen, der sie zu sprechen wünschte.

Ehe er sie gehen ließ, nahm Montaño die zur Audienz Befohlenen abseits und schärfte ihnen ein, als Vertreter der Gesandtschaft dem Sinziecha mit Unerschrockenheit und Würde gegenüberzutreten. „Schildert in lebhaften Farben", so instruierte er sie, „die unwiderstehliche Macht des Cortez, seine dem Donner und Blitz des Himmels entlehnte Artillerie, seine Menschen tragenden Pferde, seine Hunde, von denen jeder einzelne Hunderten von Indianern gewachsen ist. Vermeldet dem Könige," so schloß er, „daß wir vier weißen Männer hier mit unserem Lobo die ganze michoakanische Kriegsmacht nicht fürchten. Haben wir bisher jeder Feindseligkeit uns enthalten, so ist's geschehen, weil der große Capitano befohlen hat, dem Herrscher dieses Reiches freundlich zu begegnen."

Die mexikanischen Edlen versprachen, genau Folge zu leisten, und machten sich, den Dolmetsch mitnehmend, auf den Weg zum Könige.

Der Tag verging, und sie kehrten nicht zurück, was die Spanier nicht wenig beunruhigte.

Der nächste Tag brach an, und immer noch waren die Fünfe nicht da, aber bald nach Mittag kamen sie mit fröhlichen Gesichtern und berichteten, sie hätten zu Sinziecha gesprochen, wie wenn Cortez mit seinem ganzen Heere vor den Toren der Stadt stände. Der König habe ihren Reden große Aufmerksamkeit geschenkt, sie bewirtet und versprochen, Montaño und seine Gefährten zu besuchen und die Gesandtschaft mit reichen Geschenken zu entlassen.

Eine Stunde später erschien dann auch wirklich der Monarch, umgeben von einer Schar festlich gekleideter Jünglinge. Vierzig seiner Granden folgten ihm und eine ungeheure Menschenmenge, von der Montaño sagt, daß sie zwanzigtausend Köpfe gezählt habe. Alle Männer waren bewaffnet, schwenkten mit wilden Gesten Bogen, Pfeile und Wurfspeere und schrien und lärmten wie besessen.

Die Spanier hielten sich für verraten. Im Glauben, der Augenblick der Katastrophe sei gekommen, machten sie Musketen und Armbrüste schußfertig, und Peñalosa nahm Lobo den Maulkorb ab, sich gelobend, den Bluthund zuallererst auf den König zu hetzen.

Doch die nervenspannende Ungewißheit dauerte nur kurze Zeit. Sinziecha schritt in die Mitte des Hofes, seinen mit Gold und Edelsteinen reichverzierten Bogen gesenkt und aus dem ebenso kostbaren Köcher alle Pfeile auf den Boden schüttelnd. Freundlich lächelnd winkte er den Spaniern, die, solcher Aufforderung folgend, dicht an die Grenzlinie herantraten, dem Monarchen ihre Reverenz machten und sich den Anschein gaben, als wenn Mißtrauen nie in ihrer Seele gewohnt hätte.

Der König winkte nach rückwärts, und ein Trupp Indianer schleppte lebendes und totes Wild aller Art herbei, es vor der Türe des Gesandtschaftsquartiers abzulegen.

„Achtzehn Tage bin ich", ließ Sinziecha sich vernehmen, „durch Pflichten gegen die Götter, die uns eine gute Ernte beschert haben, abgehalten worden, euch, meinen Gästen, mich zu widmen, aber zum Zeichen, wie sehr ich euch achte und hochschätze, habe ich gestern mit meinen eigenen königlichen Händen diese Tiere erlegt und gefangen, die ich euch zum Geschenk anbiete. Noch weiter der sinkenden

Sonne zu mag ich euch nicht ziehen lassen, denn dort hausen Stämme, die euch nicht so freundlich aufnehmen würden wie ich. Reiset also morgen nach Mexiko zurück mit den Gaben, die ich, für Cortez und den mächtigen Kaiser jenseits des Meeres bestimmt, noch senden werde. Die vornehmsten meiner Vasallen sollen euch begleiten und dem Cortez eine Botschaft von mir verkünden.

Das Verbot, die abgesteckte Grenze zu überschreiten, wurde aufgehoben, die Wachtmannschaft zurückgezogen; keiner der Spanier aber verspürte Lust, in der Stadt Umschau zu halten. Immerhin streckten sie sich bei einbrechender Nacht ruhigeren Herzens als bisher auf ihren Lagerstätten aus, und auch die Azteken gaben zu, daß die Möglichkeit einer glücklichen Rückkehr nach Mexiko jetzt nicht mehr ausgeschlossen sei.

Am folgenden Morgen marschierten verschiedene Trupps bündeltragender „Peons“ in den Hof. Die Lasten wurden abgelegt, die Hüllen entfernt und ihr Inhalt vor den staunenden Spaniern ausgebreitet: feine Baumwollengewebe, mit Goldfäden durchwirkt; Federmäntel von wunderbarer Farbenpracht; weiße, gelbe und rote Sandalen; Mokassins aus weichgegerbtem Hirschleder und eine Menge von Gold- und Silberornamenten. Alle diese Kostbarkeiten wurden auf untergelegten Matten in Partien abgeteilt: in der Mitte je eine große für Cortez und den Kaiser, ringsum kleinere für die Mitglieder der Gesandtschaft.

Nachdem alles geordnet, kam Sinziecha, Abschied zu nehmen von seinen Gästen. Er wiederholte die Versicherungen seiner Freundschaft, empfahl die acht michoakanischen Edelleute, die mit nach Mexiko reisen sollten, dem Wohlwollen der Spanier und stellte diesen ein zahlreiches Gefolge von Jägern und Lastträgern zur Verfügung.

Kastilianer und Mexikaner sprachen ihren Dank aus, und der König zog sich zurück. Die Geschenke wurden verpackt, und damit und mit reichlichem Proviant beladen, traten die Peons den Marsch nach Osten an. Frohen Mutes wollten Montaño und seine Genossen folgen, als ihnen im letzten Augenblick noch von etlichen Granden Sinziechas der Weg vertreten und vermeldet wurde, es sei der sehnlichste Wunsch ihres Gebieters, den berühmten Hund Lobo zu besitzen. Der König hoffe, die großherzigen weißen Männer und Kinder der Sonne würden seinen Wunsch erfüllen und das Tier als Andenken zurücklassen.

Durch solches Ansinnen wurden die Spanier schwer betroffen. Mit sechs Tagemärschen durch Michoakan vor sich sollten sie von dem Hunde sich trennen, der ihnen eine so große Sicherheit gewährte durch die abergläubische Furcht, die er den Indianern einflößte. Die Lage schien ihnen kritischer denn je, sie argwöhnten Verrat und falsches Spiel. Peñalosa war so empört, daß er sich nicht beherrschen konnte; im derbsten Kastilianisch verfluchte er den König mitsamt seinem Lande und Volke und verschwor sich hoch und teuer, unter keinen Umständen Lobo aufgeben zu wollen, den er aus seinem Heimatsdorfe mit in die Fremde gebracht hatte.

Montaño beratschlagte mit den beiden anderen Spaniern, dann auch mit den Azteken, und diese gaben ihre Meinung dahin ab, daß wahrscheinlich die Götter Michoakans dem Könige durch Priestermund ihre Mißbilligung der ungehinderten Abreise der weißen Fremdlinge und der indianischen Erbfeinde verkündet

und als Ersatz für die vorenthaltenen Menschenopfer die Opferung jener furchtbaren Bestie verlangt hätten, die schon so vielen Männern der roten Rasse den Tod gebracht. Der Hund müsse ausgeliefert werden, wolle man nicht neuerdings die Lage verschlimmern.

Nach vielem Hin- und Herreden willigte Peñalosa endlich ein, sich von Lobo zu trennen. Schweigend, in ingrimmiger Wut, führte er ihn nach einer Säule der Vorhalle und band ihn dort mit der Leitleine fest.

Dem Sinziecha ließ Montaño sagen, sie alle schätzten sich glücklich, etwas zu besitzen, das Gnade vor den Augen eines so mächtigen Monarchen gefunden, und er möge geruhen, Lobo als Geschenk anzunehmen. Die Sendboten des Königs dankten in dessen Namen, und die Gesandten verließen den Hof, dem laut aufheulenden Bluthunde den Rücken kehrend.

Als sie die Stadt hinter sich hatten und von der ersten Anhöhe im Osten einen letzten Blick auf Tzintzontzan warfen, sahen sie von den Tempelzinnen dort Rauch und Flammen aufsteigen, und der Lärm der großen Opfertrommel klang gedämpft an ihre Ohren.

Spanier und Mexikaner hielten zusammen eng geschlossen; die acht michoakanischen Abgesandten nahmen sie in die Mitte, gewissermaßen als Geiseln, fest entschlossen, sie beim ersten Anzeichen von Verrat niederzumachen. So marschierten sie ostwärts, die Schwerter locker in den Scheiden, die Harnische festgeschnallt und gute Wache haltend Tag und Nacht.

Am dritten Tage wurden sie von einem Trupp Hausierer überholt, die Tzintzontzan nach ihnen verlassen hatten. Die Leute erzählten den Spaniern, was bald nach deren Abreise in der Hauptstadt sich zugetragen:

Man hatte dem Lobo Schlingen übergeworfen, dem Kampfunfähiggemachten die Beine an den Füßen zusammengefesselt und eine Stange zwischendurchgeschoben. So trugen vier Priester den Hund in feierlicher Prozession, unter Beobachtung von Zeremonien, wie sie nur der Opferung eines Gefangenen allerhöchsten Ranges voranzugehen pflegten, durch die menschenwimmelnden Straßen nach dem Tempel. An den Stufen des Hochaltars nahm der Oberpriester das mit zugeschnürter Schnauze leise winselnde Tier in Empfang und redete es folgendermaßen an:

„König aller wilden Tiere, der du das Leben so vieler Männer eines uns feindlichen, aber blutsverwandten Stammes genommen hast, deine Zeit ist abgelaufen; die Vergangenheit muß gesühnt werden. Ich bitte die Götter, dein Herz anzunehmen und zu verzeihen, daß wir ihnen nicht die Herzen deiner Herren dargebracht haben, die in unserer Gewalt waren."

Zwei Priester hatten Lobo inzwischen mit dem Rücken auf den konvexen Opferstein gelegt; der Oberpriester hob den Arm; die nie irrende Rechte stieß das haarscharfe Obsidianmesser in die Brust des Tieres; die Linke griff rasch in den gemachten Einschnitt und fuhr mit dem herausgerissenen Herzen über das Gesicht des grinsenden Götzenbildes.

Schwerlich wird wohl jemals ein anderer Hund der Held eines mit so viel schauerlichem Pomp in Szene gesetzten Dramas gewesen sein.

Der Bericht der Hausierer war nicht dazu angetan, beruhigend auf die Nerven des Montaño und seiner Gefährten zu wirken. Die herrliche Landschaft, durch die sie wanderten, erfreute sie nicht; für die Geschicklichkeit der michoakanischen Jäger bezeugten sie kein Interesse; sie aßen und tranken mit Mißtrauen und großer Vorsicht; aus jedem Busch am Wege erwarteten sie im Hinterhalt liegende Feinde hervorbrechen zu sehen.

Als am siebenten Tage endlich Tajimarra erreicht war, weigerten sie sich, in der Stadt zu übernachten; sie lagerten im Freien, und nicht eher atmeten sie freier auf, bis sie den See von Mexiko erblickten und eine Abteilung Reiter, die Cortez ausgesandt hatte, die schon verloren Geglaubten zu begrüßen und in die Stadt zu geleiten.

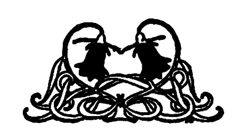


Nacht

Von

Karl A. H. Ilg

Ich horche schlaflos in die Nacht hinaus.
Gleichmäßig rinnt der Regen durch die Schwärze,
Gleich Ton um Ton, als wollt er nimmer enden,
Als strömte immer neue Nacht vom Himmel,
Um Leben, Hoffnung, alles zu ertränken.
Nun schwimmt ein wehes Kinderweinen
Von irgendwo herüber durch das Dunkel
So furchtbar einsam wie auf wüsten Wassern;
Es ist, als wimmerte ein Sternlein leis
Aus bodenloser Finsternis des Weltalls.
Ist's Kinderweinen? Ist es nicht der wehe,
Hilflose Laut der bangen Menschenseele,
Die ringt und sinkt in ungeheuren Nächten? . . .
Mir ist, mir selbst entstieg der Klagelaut.
Doch horch! Nun redet eine Mutterstimme.
Die nimmt das Weinen sanft in ihren Kahn
Und trägt's dahin, bis es verstummt.
Mein Gott,
Ich fühle deine Hand. Ich sah dich schreiten
Licht durch die schwarze Tiefe und du nahmest
Mich in die Arme deiner Gottesmacht.





Ein Charakterbild des Fürsten Bülow

Eine eigene Würdigung des Fürsten Bülow als Staatsmannes und Menschen behält sich der Türmer für eines der nächsten Hefte vor. Er hält dergleichen „Nekrologe“ weder auf Lager, noch läßt er sie im Fabrikbetrieb herstellen. Inzwischen wird eine Studie des Freiherrn Alfred von Berger, des bekannten Leiters vom Hamburger Schauspielhause, in der „Neuen Freien Presse“ interessieren. Daß sie die Gold- und Rosafarben etwas reichlich, etwas sehr reichlich sogar aufträgt, kann den Türmer um so weniger hindern, das Bild hier wiederzugeben, als er sich ja eine selbständige Charakteristik des Fürsten ausdrücklich vorbehält.

Von jedem Menschen, der in der großen Öffentlichkeit steht, schreibt Herr von Berger, entwickelt sich in den Köpfen der Zeitgenossen ein Bild seiner inneren Persönlichkeit, welches von naiven Leuten für ein getreues, das Wesen des Menschen erschöpfendes Charakterporträt gehalten wird. Dieses Bild läßt sich vergleichen den mehr oder minder karikierten physiognomischen Abbreviaturen seiner äußeren Erscheinung — zeichnerische Sigel möchte ich sie mit einem der Stenographie entlehnten Gleichnis nennen —, welche in den Witzblättern figurieren. Diese werden der Hand des Zeichners schließlich so geläufig, daß sie sich, wie ein Namenszug, mit einem einzigen schnellen, ineinandergeschlungenen Bleistiftstrich aufs Papier werfen lassen. Bismarck war mittels des Rundbogens der kahlen Schädelkuppel, der berühmten drei Haare, der Säcke unter den Augen, der dicken Brauen und des struppigen Schnurrbartes von jedem Geübten im Nu zum Sprechen ähnlich zu treffen — man denke: Bismarck, dessen von unerschöpflicher Ausdrucksfülle beseelte Züge Lenbach nur in jahrelangen, mit der Treue wahrer Begeisterung gepflogenen Bemühungen zu entziffern und teilweise wiederzugeben vermochte! Auch das Charakteristische der Erscheinung Bülows hat der journalistische Impressionismus längst in einem zeichnerischen Bonmot festzuhalten versucht. Dieses beruht auf dem gescheitelten, an den Schläfen glatt anliegenden Haar, dem Lächelngrübchen in den vollen Wangen und der weichen Spaltung des rundlichen Kinns. Sieht Fürst Bülow wirklich so aus? Gewiß ist er in seinen Karikaturen auf den ersten Blick zu erkennen, wenn auch die Natur seinen Kopf nicht, wie den Bismarcks, in monumentalen Zügen, welche die Karikatur nur zu unterstreichen brauchte, modelliert hat. Aber wer dem Reichskanzler jemals in angeregter Unterhaltung über nicht ganz gleichgültige Gegenstände gegenübergesessen hat, der mußte gewahren, daß Geist und Temperament in diesem für gewöhnlich so höflichen und verbindlichen Antlitz in gar eigenartiger Weise spielten und Ausdrucksnuancen darin hervorlockten, welche mit ein paar talentvollen Strichen nicht zu erhaschen sind; wenn ihn der Gegenstand innerlich berührt, dann erlöschen die freundlichen Grübchen, dann blinkt etwas Stählernes und Durchdringendes in den Augen, das Gesicht, das sonst nur der Außenwelt zuzulächeln scheint, bekommt einen tiefernsten, nach innen gekehr-

ten Ausdruck, und auch das sonst auf einschmeichelndes Salongeplauder gestimmte Sprechorgan hat auf einmal einen anderen Klang. ... Fürst Bülow hat auch seinen mimischen Nervenapparat zu sehr in der Gewalt, als daß es bei ihm jemals, wie bei Bismarck, zu urdramatischen, wie von Shakespeare gedichteten Ausbrüchen kommen könnte; aber ein Moment wirklicher innerer Bewegung genügt dem nicht ganz stumpfen Beobachter, um die landesübliche Karikatur Bülows Lügen zu strafen.

Für noch viel falscher halte ich sein im Publikum legendär gewordenes Charakterbild. Seine „geschmeidigen Umgangsformen“, seine „Liebenswürdigkeit“, seine „geistige Kultur“, seine vielbesprochenen Zitate, das alles sind nur die Lächelgrübchen seines geistigen Antlitzes; keine Maske zwar, die er bewußt vornimmt, um die ihr hart widersprechende Wahrheit dahinter zu verstecken, denn seine angenehme, gewinnende Art, sich zu geben, hängt, wie sein lächelnder Ausdruck, mit seinem inneren Wesen lebendig zusammen, aber doch etwas, was nur einen Teil dessen, was in ihm ist, offenbart. Fürst Bülow ist ein feiner und bedeutender Menschenkenner, das weiß ich aus zahlreichen Beispielen, aber er selbst ist sehr schwer zu kennen. Obwohl er gesprächig und mitteilsam ist, hatte ich von ihm immer den Eindruck, daß er ein großer, sehr großer Schweiger ist. Die größten Schweiger sind überhaupt nicht die stummen, sondern jene, die viel reden; denn denen merkt man es nicht an, wie tief sie schweigen. Wer weiß, ob Fürst Bülow in die innerste Geheimwerkstätte seiner Gedanken, wo er seine endgültigen Urteile bildet und seine Entschließungen zuschleift, überhaupt jemals einem fremden Auge Einblicke gestattet? Es ist etwas an ihm, was an den Turm ohne Fenster und Pforte, dessen Besatzung Flügel haben müßte, erinnert, mit welchem Herzog Alba im „Egmont“ verglichen wird, wobei man freilich alle Gedanken an das finstere Wesen und die feierliche Verschlossenheit des Toledaners verbannen muß. So ein Turm muß nicht notwendigerweise düster und unzugänglich aussehen; er kann mit einladend blühenden Kletterrosen hoch hinauf übersponnen sein, die gar nicht bemerken lassen, daß er weder Türen noch Fenster hat, wenigstens keine, durch die man hineinsehen kann. Fürst Bülow scheint stets geneigt, achtungsvoll und freundlich, ja beinahe zustimmend zuzuhören und seine eigenen Meinungen offen zu entwickeln.

Er versteht es, mit jenem Ausdruck intimsten Verständnisses zuzuhören, der auch zurückhaltende Naturen zum Sprechen animiert, hin und wieder entwischt ihm, wie unwillkürlich, ein: „Das ist sehr fein, was Sie da bemerken“, und sein Lächeln ist dann etwas anders als sein gewöhnliches Lächeln. Es ist wie das eines Arztes, der bei der Untersuchung seine vorher im stillen gefaßte Diagnose bestätigt findet. Es läßt ahnen, daß er nicht nur zugehört, sondern über den, der zu ihm spricht, und die Gründe, warum er so und nicht anders spricht, sich im Zuhören sein Urteil bildet. Mancher mag ihn schon verlassen haben mit dem Gefühl, den Reichskanzler überzeugt und gewonnen zu haben, ohne es sich träumen zu lassen, daß er ihm nur Stoff und Gründe zur Festigung seiner eigenen, gänzlich abweichenden Ansicht geliefert hat. Fürst Bülow findet lebhafte Freude daran, geistreiche Worte zu hören und zu sprechen, aber ich glaube nicht, daß er sein Urteil jemals durch das Blendende eines geistreichen Aperçus hat beirren lassen. Er hat eine Eigenschaft, die mir, dem die Phantasie, die mir in meinem Beruf dient, im Leben gelegentlich noch immer einen Streich spielt, stets besonders imponiert hat: die Fähigkeit, beim Erfassen und Beurteilen einer Situation (und nicht nur einer politischen) die verfälschenden, die Erkenntnis verwirrenden Einflüsse des Gefühls und des Widerscheins, der Phantasie, auszuschalten und die Dinge vollkommen zu sehen, wie sie sind, und vorherzusagen, wie sie kommen werden. Er weiß bei anscheinend hochgespannten Situationen jene ebenso unwahrscheinlichen als, wenn sie eingetreten sind, bis zur Banalität selbstverständlichen Entwicklungen und Ausgänge voraus, wie sie nie ein Poet ersinnen würde, sondern nur die prosaische Wirklichkeit dichtet. Man hat ihn oft einen belletristischen, feuilletonistisch angehauchten Redner genannt. Der Anschein davon entspringt seinem starken Bedürfnis nach gewählter Form. Im Wesen aber kann niemand die schwierige Kunst, die Dinge, wenn er will, ganz illusionsfrei in scharf



umrissener Deutlichkeit zu gewahren, virtuoser beherrschen als er. Nüchtern zu sein, wenn man es nicht sein muß, weil einem die Geisteskräfte fehlen, welche zur Illusion nötig sind, ist eine sehr wertvolle Gabe, um das Weltwesen zu durchschauen. Diese Gabe macht den Fürsten zum geborenen Berater. Mehr als einmal habe ich, ermutigt durch seine immer gleiche Freundschaft, den mit einer ungeheuren Verantwortung belasteten Staatsmann bei folgenschweren Entschließungen in meinem eigenen kleinen Leben um seinen Rat gebeten. So vor zehn Jahren, als mir die Direktion des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg angeboten wurde. Noch entsinne ich mich der Sicherheit, mit welcher er alle Für und Wider ergriff und gegeneinander abwog und schließlich das Ergebnis herausfolgerte, daß ich, so namenlos schwer mir die Trennung von der Heimat wurde, annehmen müsse. Fürst Bülow liebt es, sich nach dem Diner im Rauchsalon mit seinen Gästen in zwanglosem Geplauder über alles mögliche zu verbreiten. Immer aber, wenn das Gespräch einen Gegenstand berührte, der den Staatsmann interessierte, bemerkte ich, wie Folge und Vortrag seiner Gedanken sich zu unerbittlicher logischer Strenge zusammenzog, gleich einer sonst heiteren Stirne, die sich in sinnende Falten legt. Ich kann mir vorstellen, daß Fürst Bülow auch als treuer Berater durch die eisig objektive Klarheit, mit welcher er die Bilanz einer verwickelten Situation zieht, unheimlich, ja grausam erscheinen kann. Oft hörte man von ihm sagen, ihm fehle die gewaltige Bismarck-Energie, die eiserne Hand. Fehlt sie ihm wirklich? Ich habe die feste Überzeugung, daß er, wenn Notwendigkeit und Pflicht es von ihm heischte, vor nichts zurückbeben würde. Ich halte ihn für völlig furchtlos, wenn er dies auch weniger durch eine Heldengebärde als dadurch an den Tag legt, daß er auch in außergewöhnlichen Situationen, welche höchst gesunde Wangen erblassen und feste Nerven schlottern machen könnten, so ist wie immer. Oft wurden seine glatten und einnehmenden Eigenschaften gerühmt, um ihm die starke Persönlichkeit absprechen zu können. Naturen, deren Grundzug selbstlose Sachlichkeit ist, laufen häufig Gefahr, so beurteilt zu werden. Wenn Fürst Bülow jemals heftige Leidenschaften gehabt haben sollte, so hat er sich dazu erzogen, sie als Beweggründe seines Handelns unwirksam zu machen. Erworbene Gelassenheit, diese kostbarste Eigenschaft für jeden praktisch Wirkenden, ist die Grundfarbe seines Temperaments. Das Publikum, im Leben und im Theater, hat für jene Art Stärke, die sich in den Hemmungen kundgibt, weniger Verständnis und Vorliebe als für die Stärke, die sich in den leidenschaftlich ausbrechenden Naturkräften der Seele zu offenbaren scheint. Einen Athleten der Selbstbezwingung wird es immer für schwächer halten als den von übermächtiger Leidenschaft Hingerissenen. Fürst Bülow hat seinen Ehrgeiz, wenn er je welchen hatte, ganz und gar zum Trieb veredelt, seine Pflicht voll zu erfüllen. Der Rausch des Machtgefühls hat ihm nie den Kopf benebelt. Vor allem ist er völlig frei von Haß und Rachsucht. Ich habe ihn sehr oft von seinen schärfsten Gegnern und erbittertsten Feinden mit der gerechtesten Schätzung ihrer Eigenschaften und mit der menschlichen Teilnahme für ihre persönlichen Schicksale sprechen hören; und das ohne alle Affektion und Pose, nur vor der Fürstin und mir, so natürlich und unbefangen, wie er seinem schwarzen Pudel Mohrchen und dem Teckel Erdmännle schöntat. Und er sprach nicht nur so, er handelte auch in diesem Sinne. Die Kardinaltugend seines Charakters ist vielleicht die Gerechtigkeit, diese fast mehr dem Intellekt als dem Herzen entstammende, der Mathematik verwandte, kalt gescholtene, echt Kantsche Tugend, die aber seltener und wertvoller ist als manche glänzende Eigenschaft, deren Besitz den Ruf eines tiefen Gemütes zu verschaffen pflegt. Auf tausend gefühlvolle Seelen kommt kaum ein gerechter Geist.

Die starke, tief in der nährenden Scholle der deutschen Erde ruhende Wurzel der selbstlosen Sachlichkeit Bülows, die Kraftquelle seines gesamten Wesens ist seine unbegrenzte Liebe zum Vaterland und zum deutschen Volk und die durch nichts erschütterbare Anhänglichkeit und Treue für den Kaiser und das Haus Hohenzollern. Er äußert diese Gefühle nur in den allerseltensten Fällen in großen Worten, aber sie sind für ihn die selbstverständliche, dem Bereich der in ihm so mächtigen Reflexion entrückte Voraussetzung all seines Tuns und Lassens; auch der

Anpassungsfähigkeit seines beweglichen, diplomatisch geschulten Kopfes an „die Forderung des Tages", wie Goethe die Pflicht mit schlichtem Namen nennt. Man könnte fragen, ob die nachdrückliche Betonung des deutschen Patriotismus und der preußischen Königstreue besonders geeignet ist, um Bülows Charakterbild von dem anderer Persönlichkeiten eigentümlich abzuheben. Denn patriotisch und loyal sind sie ja bekanntlich alle innerhalb der schwarz-weißen wie der schwarz-gelben Grenzpfähle. Freilich mit dem Unterschied, daß bei manchen die Gesinnung nicht viel tiefer ins Wesen reicht, als der Ölfarbanstrich in das Holz besagter Pfähle eindringt. Bülows Vaterlandsliebe und Königstreue ist schon etwas, was man nicht alle Tage und nicht unter jedem besternten Frack oder Uniformrock vorfindet. Diese Gesinnungen sind bei ihm Wesenskern und Mark. Wie ein echter Jesuit der Kirche, mit welchem Vergleich er nicht etwa beim Zentrum eingeschmeichelt werden soll, gehört Fürst Bülow mit Haut und Haar, mit jedem Pulsschlag und Gedanken dem Kaiser, dem deutschen Volk und dem Reich. Die Empfindung, daß Fürst Bülow so ist, ist die Grundlage des Vertrauens, das er in breiten, von Parteileidenschaften nicht erregten Schichten des Volkes genießt und das er ins Privatleben mit sich nimmt. Für sehr viele gute Deutsche — ich weiß das aus zahllosen Äußerungen, die ich selbst gehört habe — war der Gedanke, daß Fürst Bülow Reichskanzler ist, eine Quelle der Beruhigung, und wenn er es nicht mehr ist, wird es der Gedanke sein, daß in Rom, in Flottbeck oder in Norderney ein solcher Mann lebt, den man holen kann, wenn man seiner bedarf. Fürst Bülow gehört zu jenen Persönlichkeiten, deren Wert stärker empfunden wird, wenn sie fehlen, als wenn man sie besitzt.

Wie wird der Fürst sich ins Privatleben finden? Ich glaube, gut. Die Wahrheit des Wortes, daß man von jedem Thron wie ins Grab steigt, wird auch er fühlen, wenn er das Haus in der Wilhelmstraße endgültig verläßt; auch ist die Trennung vom Amt, wenn Mann und Amt aus einem Stück sind, etwas wesentlich anderes als der Abschied von einer nur durch lebenslange Gewohnheit schier unentbehrlich gewordenen Tätigkeit. Aber ich glaube, die schwer erworbene Kunst und Kraft der Entsagung, die Fürst Bülow üben mußte, um zehn Jahre lang deutscher Reichskanzler zu sein, wird ihn nicht im Stiche lassen, wenn es gilt, nicht mehr Reichskanzler zu sein. Der Gefahr, welcher selbst Bismarcks Genie nicht ganz entrinnen konnte, daß seine Kräfte, denen ihr Stoff und Gegenstand weggekommen ist, im Leeren arbeitend, ihm die Muße zur Pein machen, wird Fürst Bülow nicht erliegen. Wie er in den letzten Jahren mit der Fürstin den äußeren Rahmen der künftigen Lebensführung weise und sorgfältig vorbereitet hat, so besitzt er gewiß auch schon heute den Inhalt, welchen er den geräumigen Tagen der Muße geben wird. Wenige Menschen haben so viele Hilfsquellen edelster Lebensfreude in sich selbst wie das Fürstenpaar Bülow. Ich habe den Fürsten niemals beneidet, solange er Reichskanzler war, aber ich gestehe, jetzt könnte ich ihn beneiden. Wie in seinen früheren Zeiten, in welchen er sich seine gediegene geistige Kultur schuf, kann er jetzt wieder frei in der Welt des Geistes leben, aus der er als Reichskanzler nur hin und wieder eine duftige Blüte als Zitat im Knopfloch trug.



Die Reform unserer Strafgerichte und unseres Strafverfahrens

Das lang Erwartete, endlich ist es Ereignis geworden, die verbündeten Regierungen veröffentlichten den Entwurf zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und den fünfhundert Paragraphen umfassenden Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung nebst einer annähernd vierhundert Seiten Folio umfassenden amtlichen Begründung. Diese beginnt mit dem offenen und deshalb besonders sympathischen Eingeständnisse, daß von

allen Reichsjustizgesetzen des Jahres 1877 die Strafprozeßordnung am wenigsten befriedigt habe. In der Tat begannen die Klagen fast mit dem Tage, an dem sie in das Leben trat, nahmen an Heftigkeit von Jahr zu Jahr zu und wollten bis auf den heutigen Tag nicht verstummen. Den Hauptausgangspunkt der Reformbestrebungen bildete die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit der Einführung der Berufung gegen die Urteile der mittleren Strafgerichte, d. h. der ausschließlich mit gelehrten Berufsrichtern besetzten Strafkammern an den Landgerichten. Heute können diese Urteile bekanntlich nur mit dem sehr eingeschränkten Rechtsbehelfe der Revision beim Reichsgerichte angegriffen werden. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Berufung ist niemals in den weitesten Volkskreisen geschwunden, zurzeit hat sie — so muß die erwähnte amtliche Begründung unumwunden einräumen — derart an Boden gewonnen, „daß man ihre Zulassung ... als eine fast allgemeine Forderung der öffentlichen Meinung bezeichnen muß". Bald trat eine immer wachsende Zahl weiterer Reformvorschläge hervor: die Zuziehung der Laien zu allen Instanzen der Strafgerichte, also namentlich bei den Strafkammern, die Reform oder die gänzliche Beseitigung der Voruntersuchung wurde lebhaft erörtert, man verlangte Hebung der Stellung der Verteidigung, Einschränkung des gesetzlichen Zwanges zur Strafverfolgung, der Zeugnispflicht und der Eidesleistung namentlich in Bagatellsachen, schließlich das Problem der Behandlung der Jugendlichen erregten die öffentliche Meinung lebhaft. Mit Rücksicht auf den Widerstreit der Meinungen, der sich bei vielen grundlegenden Fragen in der öffentlichen Diskussion bemerkbar machte, berief die Regierung im Jahre 1903 eine Kommission zur Beratung der Reform des Strafprozesses. Aus 2 Universitätslehrern, 10 Richtern, 4 Staatsanwälten und 5 Rechtsanwälten bestehend, begann sie ihre Beratungen am 10. Februar 1903 und beendete sie am 1. April 1905. Ihre Verhandlungen und Beschlüsse, niedergelegt in zwei starken Bänden Protokolle, und die sehr reiche Kritik, die diese in der Tages- wie Fachpresse sowie in juristischen Vereinigungen fanden, bilden die Grundlage der jetzt veröffentlichten Entwürfe.

Die wichtigste Neuerung in der Organisation der Strafgerichte wird die Zuziehung der Laien auch zu den Strafkammern bilden. Sie sollen in der Besetzung von 2 Berufsrichtern und 3 Schöffen entscheiden. Damit ist der dringlichsten Forderung der öffentlichen Meinung über die Reform unserer Strafgerichte Genüge getan. Die Mitwirkung der Laien bei der Strafrechtspflege bietet so große und bei einer unbefangenen Prüfung als ausschlaggebend anzuerkennende Vorteile dar, daß alle etwaigen Bedenken gegen ihre Zuziehung verstummen müssen. Auch die amtliche Begründung räumt denn unumwunden ein: „Nach den unter der Herrschaft der Reichsjustizgesetze gemachten Erfahrungen haben die Schöffengerichte ihre Aufgabe in befriedigender Weise gelöst. Sie haben außer Zweifel gesetzt, daß die Mitwirkung der Laien für die Aufklärung des Sachverhaltes wie für die Beurteilung der festgestellten Straftat eine wertvolle Hilfe bietet ... Es ist anzuerkennen, daß die Schöffen auf dem Gebiete des täglichen Lebens Erfahrungen mitbringen, die dem Richter in gleichem Maße nicht immer eigen sind. Sie können durch die Kenntnis persönlicher und örtlicher Verhältnisse, insbesondere der Ausdrucksweise der Bevölkerung, mitunter auch durch ihre Bekanntschaft mit örtlichen oder beruflichen Anschauungen und Gewohnheiten den Richtern wertvolle Aufklärungen geben und bei der Urteilsfällung zu einer dem Volksempfinden entsprechenden Entscheidung beitragen." Hoffentlich wird dann in Zukunft zufolge der Beteiligung der Laien an den Strafkammern die vielverbreitete und in manchen Fällen gewiß nicht unberechtigte Mißstimmung und das Mißtrauen gegen die mitunter weltfremde und zu harte Rechtsprechung der Strafkammern verschwinden. Hält man sich diese unstreitigen und von der amtlichen Begründung selber mit den oben wiedergegebenen Worten warm anerkannten Vorzüge einer Mitwirkung der Laien vor Augen, so erscheint es geradezu als befremdlich, daß in der Berufungsinstanz, die der Entwurf gegen die erstinstanzlichen Strafkammerurteile löblicherweise nach dem Vorgange der Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898 einführen will, lediglich ge-

lehrte Berufsrichter entscheiden sollen. Eine leidige Halbheit und Inkonsequenz, was man mit der einen Hand spendet, nimmt man wieder mit der anderen. Schwerlich vermögen die zur Begründung hierfür von der Regierung angeführten Erwägungen, auch im Auslande sei eine Mitwirkung der Laien in der Berufungsinstanz im Strafverfahren unbekannt, so namentlich in England, und weiter würden sich namentlich in den östlichen Provinzen Preußens einfach nicht ausreichende Schöffen ausfindig machen lassen, zu überzeugen. Hat man einmal eine Maßregel als heilsam und segensreich erkannt, so ist nicht einzusehen, weshalb der Umstand, daß man im Auslande mit ihrer unumschränkten Durchführung noch nicht Ernst gemacht hat, ihrer völligen Verwirklichung im Wege stehen soll. Den zweiten Einwand, es fehle an geeignetem Materiale für die Schöffen in der Berufungsinstanz in den östlichen Provinzen Preußens, können wir auf Grund unserer eigenen Erfahrungen im Osten der Monarchie nicht für begründet erachten. Der Bezirk eines Landgerichts, an das grundsätzlich die Berufungssenate angegliedert werden sollen, ist gerade in der Ostmark so groß, daß sehr wohl aus den im Durchschnitt etwa reichlich eine Viertelmillion betragenden Gerichtseingesessenen die zur Auswahl in Betracht kommenden geeigneten paar Dutzend Schöffen ausfindig gemacht werden könnten. So unterliegt das Laienelement doch wieder der Kontrolle der Berufsrichter, und alle Urteile, die irgendwie das Mißfallen der Anklagebehörde gefunden haben, können ohne weiteres an die nur mit Fachjuristen besetzten Berufungssenate gebracht werden. So läßt sich der Gedanke nicht ganz von der Hand weisen, daß schließlich die Mitwirkung der Laien nicht viel mehr als eine Staffage und schöne Dekoration bilden werde. In dieser Befürchtung verstärkt den kritischen Beurteiler erheblich die Erwägung, daß über die Berufungen gegen die Urteile der Schöffengerichte ebenso wie heute auch in Zukunft nur Berufsrichter entscheiden sollen. Der Entwurf bedeutet hier sogar gegenüber dem bisherigen Zustande eine direkte Verschlechterung insofern, als in Zukunft die Berufungsstrafkammer am Landgericht stets und nicht nur in Übertretungs- und Privatklagesachen in der Besetzung von 3 Richtern entscheiden soll. Daß auf die Weise dem Angeklagten zwei Richter entzogen werden sollen, ist um so bedenklicher, als nach dem Entwurfe die Zuständigkeit der Schöffengerichte durch Zuweisung einer ganzen Reihe von Vergehen und selbst der Verbrechen des Diebstahls und des Betrugs in wiederholtem Rückfalle, für deren Aburteilung bisher die Strafkammern zuständig waren, eine wesentliche Erweiterung erfahren soll. Es mag zugegeben werden, daß die Garantien einer guten Rechtsprechung nicht unbedingt in einer Häufung der Richterzahl zu bestehen brauchen, aber mißlich in hohem Grade bleibt es immer, die Anzahl der Mitglieder eines Gerichtskörpers, an die das Volk seit Jahrzehnten gewöhnt ist, ohne zwingenden Grund herabzusetzen. Geradezu peinlich aber muß es wirken, wenn die amtliche Begründung (S. 149) diese Neuerung nur mit fiskalischen Erwägungen, nämlich mit der Ersparnis von Richterkräften zu rechtfertigen sucht. Solche Momente sollten bei Gestaltung der Rechtspflege, am meisten aber in der Strafrechtspflege überhaupt gar nicht in Betracht gezogen werden dürfen.

Die Vorschriften über die Schöffengerichte bei den Amtsgerichten sind im ganzen und großen unverändert geblieben. Nur soll zur Entlastung der Laienrichter von Bagatellsachen künftig der Amtsrichter ohne Zuziehung von Schöffen in allen Übertretungen, d. h. bei allen den Delikten, die nur mit Haft oder Geldstrafe bis zu höchstens 150 ℳ bedroht sind, und bei einigen leichten Vergehen Recht sprechen. Man wird diesem Vorschlag unbedenklich zustimmen können, denn einmal empfinden die Schöffen ihre Mitwirkung bei solchen wenig wichtigen Sachen selber eher als Belästigung denn als Auszeichnung, und ferner bietet die Ermittelung des Sachverhaltes kaum irgendwie Schwierigkeiten, diese liegen fast stets auf rein juristischem Gebiete und setzen sehr häufig — man denke etwa an die Frage der Rechtsgültigkeit einer Polizeiverordnung — sehr eingehende rechtliche Spezialkenntnisse namentlich auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechtes voraus.

Fast gänzlich unberührt sind weiter die Schwurgerichte geblieben. Wir gestehen auf die

Gefahr hin, vom Türmer oder seinem Leserkreise deshalb herben Tadel zu empfangen, daß uns deren bisherige Organisation dringend reformbedürftig erscheint. Die bisherige völlige Zerspaltung des Gerichts in die Geschworenenbank, die lediglich auf die Feststellung der Schuldfrage angewiesen ist, und in den aus drei gelehrten Richtern bestehenden Gerichtshof, der nur die Höhe der Strafe bestimmt, hat zu so vielen Mißverständnissen und Mißgriffen der Geschworenen geführt, daß uns die Ausgestaltung oder richtiger noch die Umwandelung der Schwurgerichte in große Schöffengerichte, wie sie schon der Friedbergsche Entwurf im Jahre 1877 und 1904 auch die Strafprozeßkommission vorgesehen hatten, unabweisbares Bedürfnis erscheint. Die Schuldfragen, über welche die keinerlei rechtliche Schulung besitzenden Geschworenen urteilen sollen, sind oft so schwerer Art — man denke etwa nur an den so schwierigen „Ursachenbegriff" und die „öffentliche Urkunde" —, daß trotz eingehender Rechtsbelehrung des befähigtesten Vorsitzenden Fehlgriffe fast unvermeidlich sind. Eine gemeinsame Beratung der Geschworenen, deren Zahl etwa auf 9 herabzusetzen wäre, und der 3 Berufsrichter würde all diesen Unzuträglichkeiten vorbeugen, und ein harmonisches Zusammenwirken von Laien und Berufsrichtern würde dem Interesse des Angeklagten und der Allgemeinheit nur dienlich sein. All die Vorzüge der Beteiligung des Laienelementes an der Strafrechtsprechung, die wir oben geschildert haben, würden jetzt erst voll zur Geltung gelangen können. Dann entfiele auch die wahre Ungeheuerlichkeit, daß der Spruch der Geschworenen, selbst wenn er die Tat des Angeklagten als Mord charakterisiert, niemals mit Gründen versehen zu sein braucht. Während bei einem Verstoß gegen irgendeine gleichgültige Polizeiverordnung die deshalb ergehende Bestrafung zu ein paar Mark Geldstrafe einer oft sehr eingehenden Begründung bedarf und eine solche auch erhält, so vernimmt der wegen Mordes von den Geschworenen verurteilte Verbrecher bekanntlich weiter nichts von dem die Todesstrafe verkündenden gelehrten Gerichtshof der 3 Richter, als daß er zufolge des Wahrspruches der Geschworenen nach § 211 StGB. mit dem Tode bestraft worden sei. Schwerlich wird man dies rechtfertigen oder gar begründen können, es sei denn, daß man zwölf zufällig als Geschworene zusammengekommene Männer für unfehlbar und ihre Stimme als ungetrübtes Gottesurteil bezeichnen wolle, wozu man schwerlich Lust und Anlaß verspüren wird. Auch diesen schweren Übelstand würde eine Umgestaltung der Schwurgerichte in Schöffengerichte von Grund aus beseitigen, erst dann wird dem Verbrecher sein Recht bei einer Verurteilung wahrhaft zuteil, d. h. er erfährt, weshalb und warum er verurteilt ist; das heutige Verfahren prellt ihn darum. Selbstredend hat diese Mitwirkung der Berufsrichter an dem Zustandekommen des Schuldspruches zur Voraussetzung wie zur Folge, daß die Geschworenen nun ihrerseits auch bei der Festsetzung der Strafe selbst beteiligt sind. Auch die politischen Gründe, die man — mit Recht oder Unrecht, das bleibe hier ganz dahingestellt — öfter für die Notwendigkeit der Schwurgerichte angeführt hat und wohl auch vereinzelt noch anführt, würden bei einem bedeutenden Vorwiegen des Laienelementes bei den „großen Schöffengerichten" (die an die Stelle der Schwurgerichte zu treten hätten), so wie wir es hier vorschlagen, wegfallen. Daß die Geschworenen übrigens stets in der Geschichte objektiv geurteilt und als unbefangene Hüter der Volksrechte sich bewährt hätten, ist eine durchaus irrige Vorstellung.

Die Vorschriften über die Schöffen und Geschworenen haben wesentliche Änderungen gegenüber dem bisherigen Rechte nicht erfahren. Freudig zu begrüßen ist hier die eine sehr wichtige Neuerung, daß endlich den Laienrichtern Tagegelder, deren Höhe zu bestimmen dem Bundesrate überlassen bleibt, gewährt werden sollen. Erst so wird es möglich sein, unseren Schöffen- und Geschworenengerichten den Charakter von Klassen- und Standesgerichten der wohlhabenden Volksschichten, den sie bisher vorwiegend besaßen, zu nehmen. Mit erfreulicher Offenheit gesteht die amtliche Begründung es zu, „das bisherige Recht hat zu dem unerwünschten Zustande geführt, daß wenig bemittelte Personen von dem Laienrichteramte ausgeschlossen wurden, obwohl sie an sich hierzu sehr wohl geeignet waren. Es liegt aber im Inter-

esse des Ansehens der Rechtspflege, daß die Ausübung des Laienrichtertums allen dazu fähigen Personen ermöglicht wird, auch wenn sie nicht in der Lage sind, eine Vermögenseinbuße dafür zu tragen.“ Hoffentlich werden nun auch in Beherzigung dieser wahrhaft goldenen Worte die einzelnen Justizverwaltungsbehörden bei der Aufstellung der Listen zu den Schöffen- und Geschworenenämtern — die Vorschriften hierüber sind im wesentlichen unverändert geblieben — alle Bevölkerungsschichten ohne Rücksicht auf Konfession und Partei in gleicher Weise bedenken und nicht etwa, wie leider bisher in vielen Gebietsteilen, die handarbeitenden Schichten ausschließen. Als sehr bedauerlich und im offenen Widerspruche mit den obigen Auslassungen der amtlichen Begründung stehend muß es bezeichnet werden, daß nach wie vor von dem Amt eines Laienrichters die Volksschullehrer ausgeschlossen bleiben sollen. Man fragt sich vergebens nach dem „Gesetze vom zureichenden Grunde“ für eine solche Degradierung eines ganzen höchst achtenswerten und für die Volksbildung hochverdienten Standes zu Staatsbürgern zweiter Klasse. Kaum ein anderer Beruf steht zufolge seines Rekrutierungsgebietes und seiner dienstlichen Tätigkeit dem Volke so nahe als der Volksschullehrer, durch dessen Ausbildung der allergrößte Teil unserer Jugend hindurchwandert. Er steht den Nöten des arbeitenden Mannes und den Triebfedern, die ihn zu einem Fehltritt brachten, besonders nahe, er kennt das häusliche Elend, den Schmutz und all die Häßlichkeiten, in denen und aus denen heraus die verbrecherische Tat reifte, besonders gut, so gut wie, vom Arzte abgesehen, wohl kein zweiter; sollte er nicht deshalb ein ganz besonders qualifizierter Laienrichter werden? Man fragt: Womit hat der Volksschullehrer diese Zurücksetzung und Kränkung verdient? Die Antwort der amtlichen Begründung S. 177, die Interessen der Schulverwaltung forderten die Aufrechterhaltung dieses Verbotes, kann unmöglich genügen; wie leicht kann selbst in den Landschulen vorher für einen Ersatz gesorgt werden, im schlimmsten Falle wäre es auch kein Unglück, wenn bei der vielleicht dreimal im ganzen Jahre erfolgenden Einberufung des einen Lehrers zum Amte eines Schöffen oder Geschworenen der Unterricht eben ausfiele.

In diesem Zusammenhange der Bildung der Strafgerichte sei auch gleich hervorgehoben, daß für die Vergehungen der Jugendlichen besondere Gerichte, „Jugendgerichte“, und ein besonderes Strafverfahren vorgesehen werden. Damit sind die Wünsche, die wir in unserem Aufsatz über die Reform des Strafrechts im Juliheft des Türmers 1908 ausgesprochen hatten, rascher, als wir es gedacht hatten, in gesetzgeberische Vorschläge umgearbeitet worden. Der heutige Zustand, wonach jeder Jugendliche, wenn er nur die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seines Tuns erforderliche Einsicht besessen hat, verurteilt werden m u ß, trägt dem Umstande nicht Rechnung, daß Straftaten Jugendlicher sehr oft nur auf mangelnde Erziehung zurückzuführen sind, und daß dann durch staatliche Einwirkung auf die Erziehung dem allgemeinen Interesse meistens besser gedient wird als durch Bestrafung. Die Vorlage verfolgt mit Recht das Ziel, da, wo Erziehungsmaßregeln am Platze sind, eine Bestrafung der Jugendlichen ganz zu vermeiden. Der straffällige Jugendliche soll in Zukunft, grundsätzlich wo dieses der Fall ist, nicht vor den Strafrichter, sondern vor den Vormundschaftsrichter gebracht werden. Um das zu ermöglichen, kann in Zukunft der Staatsanwalt bei allen Straftaten der Personen zwischen zwölf und achtzehn Jahren, also auch bei Verbrechen, von der Erhebung der öffentlichen Klage absehen, wenn dessen Bestrafung nicht im öffentlichen Interesse liegt, er hat alsdann die Akten dem Vormundschaftsgerichte vorzulegen. Erachtet dieses den Jugendlichen der ihm zur Last gelegten Tat für schuldig, so hat es entweder eine Mahnung gegen ihn auszusprechen oder ihn der Zucht seines Vaters oder Vormundes oder einer Erziehungsbehörde oder der Schulbehörde zu überweisen. Aber auch nach Erhebung der Anklage kann das Jugendgericht, wenn es nach der Beschaffenheit der Tat, dem Charakter und der bisherigen Führung des Täters anstatt einer Strafe Erziehungs- oder Besserungsmaßregeln für ausreichend erachtet, diese anordnen. In allen Strafsachen soll ferner dem Jugendlichen ein Verteidiger oder Beistand bestellt werden. Die Hauptverhandlung gegen ihn soll

von den Verhandlungen gegen Erwachsene derart gesondert werden, daß eine Berührung mit den erwachsenen Angeklagten möglichst vermieden wird, die Öffentlichkeit kann nach dem Ermessen des Gerichts ganz oder teilweise aufgehoben werden, endlich soll eine Untersuchungshaft nur ganz ausnahmsweise vollstreckt werden, wenn sich deren Zweck nicht durch andere Maßnahmen, namentlich durch Unterbringung in einer Erziehungsanstalt, erreichen läßt. Gelangt sie zur Vollstreckung, so soll der Jugendliche nicht in demselben Raume mit erwachsenen Gefangenen zusammengebracht werden, es sei denn, daß sein geistiger oder körperlicher Zustand ein anderes erfordert. Über die Strafvollstreckung finden sich leider entsprechende Vorschriften in dem Entwurfe nicht.

Die Novelle zum Gerichts-Verfassungs-Gesetz schafft weiter die Möglichkeit, daß an einzelnen (im Regelfalle den größeren) Amtsgerichten durch Anordnungen der Landesjustizverwaltung besondere Abteilungen, Jugendgerichte gebildet werden. Zu Schöffen sollen in erster Linie Lehrer, Lehrherren, Mitglieder von Fürsorgevereinen oder sonstige Personen gewählt werden, die auf dem Gebiete der Jugenderziehung besondere Erfahrung besitzen. Nach den Abänderungen des Bundesrats sollen bei den Jugendgerichten auch Volksschullehrer zum Amte eines Schöffen befähigt sein. Hier werden die meisten Verbrechen der Jugendlichen zur Aburteilung gelangen, denn der Staatsanwalt soll auch wegen der an sich zur Zuständigkeit der Strafkammern der Landgerichte gehörigen Verbrechen dort Anklage erheben können.

Was nun die für das eigentliche Strafverfahren geplanten Neuerungen betrifft, so will im Gegensatz zu dem heutigen Rechte, wonach der Staatsanwalt verpflichtet ist, wegen aller und jeder strafbaren Handlungen die Anklage zu erheben, sie mögen noch so geringfügig sein, sog. „Legalitätsprinzip", und eine Ausnahme nur für die im Wege der Privatklage zu verfolgenden Vergehen der Beleidigungen und leichten Körperverletzungen zugelassen ist, der Entwurf grundsätzlich in allen unwesentlichen Strafsachen den Staatsanwalt von dieser Anklagepflicht befreien. Im einzelnen soll er von einem Einschreiten absehen können, wenn dieses nur zu einer unwesentlichen Erhöhung einer dem Täter bereits wegen anderer Straftaten auferlegten oder in Aussicht stehenden Strafe führen würde. Vor allem aber soll in Zukunft in allen den Sachen, die vor den Amtsgerichten ohne Zuziehung von Schöffen verhandelt werden, also namentlich bei Übertretungen, nur dann der Staatsanwalt die öffentliche Anklage erheben, wenn die Verfolgung wegen Geringfügigkeit der Verfehlung nicht geboten erscheint. Bei dem einfachen Hausfriedensbruch, der gefährlichen Körperverletzung, der Bedrohung mit der Begehung eines Verbrechens und endlich bei der einfachen Sachbeschädigung soll der Staatsanwalt nnr dann Anklage erheben, wenn dies im öffentlichen Interesse liegt, sonst ist der Verletzte auf die Privatklage verwiesen.

Mit Recht hat sich die Mehrheit der deutschen Juristenwelt auf das schärfste hiergegen ausgesprochen. So sympathisch es auch an sich erscheinen mag, die Staatsanwaltschaften und Gerichte nicht mit Kleinigkeiten zu überlasten, so kann doch dieser sehr geringfügige Vorteil gegenüber den außerordentlichen Gefahren und Nachteilen nicht im leisesten in das Gewicht fallen. Was heißt öffentliches Interesse? Eine abstrakte, allgemeine Gültigkeit beanspruchende Erläuterung dieses Begriffes wird sich nie aufstellen lassen, es würde also in letzter Linie die höchst subjektive Ansicht des jeweiligen Staatsanwalts darüber entscheiden, ob im öffentlichen Interesse die Anklageerhebung geboten sei oder nicht. Eine außerordentlich erschreckende Rechtsunsicherheit würde die unvermeidliche Folge sein, in der einen Provinz würde Staatsanwalt X. bei einer gefährlichen Körperverletzung das öffentliche Interesse für eine Strafverfolgung als gegeben ansehen, in der anderen Provinz wird es Staatsanwalt Y. mit derselben Gewißheit verneinen. Man erwidere auch nicht, daß hier ebenso wie in den wichtigsten anderen Fällen der Verletzte die Möglichkeit der Privatklage habe, der Fall Moltke-Harden beweist jedem, der überhaupt sich belehren lassen will, klar und deutlich, eine wie außerordentlich vorteilhafte Stellung der Verletzte einnimmt, wenn der Staatsanwalt die öffentliche Anklage erhebt; nur

dann ist er in der Lage, die Richtigkeit seiner Angaben als Zeuge eidlich zu erhärten, der Ausgang des ganzen Prozesses hängt oft davon ab. Sicher wird auch der Staatsanwalt die Entscheidung, ob ein öffentliches Interesse vorliege oder nicht, nach bestem Wissen und Gewissen treffen, aber die Gefahr eines Mißbrauches, die Möglichkeit, daß bei seiner Stellungnahme politische, religiöse, gesellschaftliche, kurz das ganze Heer der nicht streng sachlichen Erwägungen mitspiele, ist nicht ausgeschlossen, und das erscheint namentlich in bewegten Zeiten um so bedenklicher, als der Staatsanwalt als abhängiger Verwaltungsbeamter zum unbedingten Gehorsam gegenüber allen Weisungen seiner Vorgesetzten verpflichtet ist. Wir können deshalb den Ausführungen der beiden bekannten Strafprozessualisten Gerland (Jena) und Köhler (München) nur beistimmen, wenn sie auf dem 29. Deutschen Juristentag in Karlsruhe am 11. September 1908 jede Durchbrechung des Legalitätsprinzips als eine Herbeiführung der Möglichkeit einer Klassenjustiz bezeichneten. Es sollte doch auch dem begeistertsten Anhänger des „Opportunitätsprinzips“ zu denken Anlaß geben, wenn auf ebenderselben Versammlung zwei unserer bekanntesten Staatsanwälte, der Oberstaatsanwalt Högel in Wien und Staatsanwalt Feisenberger in Magdeburg dringend vor der Durchlöcherung des Legalitätsprinzips warnten, mit der höchst bemerkenswerten Begründung, man mache damit der Staatsanwaltschaft ein wahres Danaergeschenk und man laste ihr eine Aufgabe auf, der sie nicht gewachsen sei. Das Legalitätsprinzip beseitigen oder auch nur, wie es der Entwurf vorschlägt, zu durchlöchern, hieße eine der wichtigsten Garantien für eine gleichmäßige, unabhängige Rechtsprechung, eine Voraussetzung für das Vertrauen des Volkes in die Rechtsprechung ernstlich erschüttern.

Einen wesentlichen Punkt der Reform bildet die Umgestaltung des Vorverfahrens. In ihm ist nach dem heutigen Rechte die Stellung des Angeschuldigten und auch seines etwaigen Verteidigers eine durchaus unbefriedigende und wenig geschützte. Zunächst braucht, wenn nicht später die Voruntersuchung eröffnet wird, eine verantwortliche Vernehmung des Beschuldigten überhaupt nicht stattzufinden, und auch während der Voruntersuchung ist ihr Zeitpunkt dem Ermessen des Untersuchungsrichters überlassen. Auch ist die volle Bekanntschaft des Beschuldigten mit allen ihn belastenden Umständen durchaus nicht genügend gesichert. Von dem Stande der Ermittelungen erhält er nicht genügend Kenntnis, die Beweiserhebungen der Staatsanwaltschaft finden regelmäßig in seiner Abwesenheit statt, und setzt er selber, was mit Schwierigkeiten verbunden, die Vernehmung von Entlastungszeugen durch, so darf er hierbei gleichfalls in der Regel nicht zugegen sein. Auch die Stellung des Verteidigers ist heute im Vorbereitungsverfahren sehr gedrückt und seine Tätigkeit ungemein erschwert. Die Akteneinsicht darf ihm nur als Ausnahme gewährt werden, sein mündlicher wie schriftlicher Verkehr mit dem in Untersuchungshaft befindlichen Beschuldigten wird in einer für ihn geradezu unwürdigen Weise durch untergeordnete Gefängnis- oder Gerichtsorgane auf das genaueste kontrolliert. So erfahren heute, wie die amtliche Begründung selber zugeben muß, die meisten Angeklagten die Gesamtheit der gegen sie sprechenden Anschuldigungen und Verdachtsmomente erst mit der Zustellung der Anklageschrift oder im Verfahren vor den Schöffengerichten, wo eine solche nicht mitgeteilt wird, überhaupt erst in der Hauptverhandlung, unvorbereitet gehen sie in diese hinein. Mit Rücksicht hierauf verlangt eine in der Juristenwelt ziemlich weit verbreitete Strömung die gänzliche Beseitigung der ganzen Voruntersuchung und damit auch des Untersuchungsrichters. An ihre Stelle soll — dies schlägt namentlich der bekannte Strafrechtslehrer v. Liszt vor — eine streitige mündliche Vorverhandlung vor einem Einzelrichter treten, der die von jeder Partei, dem Angeschuldigten wie dem Staatsanwalte, selbständig gesammelten Beweise erhebt, also namentlich die Zeugen vernimmt, den Angeklagten hört und über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheidet. Wird dieses eröffnet, so soll die ausführlich zu haltende Anklageschrift die einzige Orientierung für den Vorsitzenden bilden, die Akten des vorbereitenden Verfahrens sollen vom Gerichtstische verschwinden. Dieser Vorschlag hat gewiß sachlich sehr viel für sich. Ein gewandter Verteidiger ist ihm kürzlich wieder in dem Straßburger Strafrechts-

lehrer van Kalker in der Frankfurter Zeitung (1. Morgenblatt vom 27. September 1908) erstanden. Er weist mit Recht auf den schweren Übelstand hin, daß heute das Ermittelungsverfahren durch die Dazwischenkunft des Untersuchungsrichters in zwei sachlich nicht gebotene Abschnitte auseinandergerissen wird. „Der Staatsanwalt verschwindet zunächst, um erst in der Hauptverhandlung, ausgestattet mit den Protokollen des Untersuchungsrichters, wieder aufzutauchen. So bekommt der in der Hauptverhandlung zur Vertretung der Anklage Berufene im Vorverfahren Belastungs- und Entlastungsmaterial überhaupt nicht zu sehen, und der mit diesem Material Vertraute (der Untersuchungsrichter nämlich) hat in der Hauptverhandlung überhaupt nichts zu sagen. Der Staatsanwalt, der seiner ganzen beruflichen Ausbildung nach für die im Strafverfahren gegebenen Aufgaben gründlich vorbereitet ist, muß den wichtigsten Teil dieser Aufgaben an den Untersuchungsrichter abgeben, der, nicht selten gegen seine Neigung in diese Stellung berufen, nach zwei oder drei Jahren, also gerade dann ausscheidet, wenn er die besonderen Schwierigkeiten seines Amtes zu beherrschen gelernt hat." Leider sieht der Entwurf von einer solchen grundlegenden Umgestaltung ab. Immerhin bedeuten auch so die Reformen des Entwurfs wesentliche Schutzmaßregeln für den Angeschuldigten und eine erhebliche Stärkung der Verteidigung. Er führt nämlich im Vorverfahren grundsätzlich für alle Beweiserhebungen die sog. „Parteiöffentlichkeit" ein, d. h. sie erfolgen in Anwesenheit des Anklägers, des Beschuldigten und seines etwaigen Verteidigers. Weiter hat in allen wichtigeren Sachen der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter die Pflicht, dem Angeschuldigten in einer mündlichen Schlußverhandlung alle Belastungsmomente vor Augen zu führen. Der Verteidiger erhält ferner grundsätzlich schon im Ermittelungsverfahren das Recht der unbeschränkten Akteneinsicht, sein mündlicher Verkehr mit dem Angeschuldigten unterliegt keinerlei Beschränkung, ebensowenig sein Briefwechsel mit ihm. Endlich soll dem Angeklagten im Verfahren vor den Schwurgerichten und vor dem Reichsgericht noch die Befugnis zustehen, in einem besonderen mündlichen Vortermine dem Gerichte seine Einwendungen gegen die Anklageschrift und die Eröffnung des Hauptverfahrens mündlich vorzutragen. Die Notwendigkeit eines besonderen gerichtlichen Eröffnungsbeschlusses soll in Zukunft fortfallen, auch damit wird, so paradox dies auf den ersten Blick klingen mag, die Rechtslage des Angeschuldigten entschieden gebessert, denn meistens wird er nur nach einer oberflächlichen Prüfung des Akteninhalts erlassen und bildet leicht eine Präokkupierung der erkennenden Strafrichter in der Hauptverhandlung.

In dankenswerter Weise sollen weiter die Hauptmängel bei dem Erlaß von richterlichen Haftbefehlen beseitigt werden. Geblieben ist zwar der ungemein elastische Begriff der Verdunkelung des Tatbestandes als Grund der Verhaftung, aber beseitigt ist die rein schematische Begründung des Fluchtverdachtes, die das heutige Recht zuläßt. Nach den jetzt geltenden Bestimmungen genügt es nämlich zur Annahme des Fluchtverdachtes ohne weiteres, daß ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet. Diese formale Art der Begründung ist nach dem Entwurf unstatthaft. Für eine gründliche Nachprüfung der Berechtigung des Haftbefehles ist dadurch Sorge getragen, daß der Verhaftete das Recht erhält, seine Einwendungen gegen den Haftbefehl mündlich dem Richter vorzutragen, während ihm bisher nur ein schriftliches Beschwerderecht zustand. Auch soll die Untersuchungshaft nur ausnahmsweise, wenn kein anderes Mittel der Sicherstellung des Beschuldigten zu Gebote steht, angeordnet werden, insbesondere können gegen den Verdächtigten Aufenthaltsbeschränkungen oder andere Auflagen angeordnet werden.

Sehr wichtige Neuerungen bringt der Entwurf über die Zeugnispflicht und die Eidesform. Namentlich erfährt eine völlig neue Regelung der Zeugniszwang gegenüber der Presse. Das geltende Recht läßt hier bekanntlich keine Einschränkung zu. „Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß die gerichtliche Praxis bei dem Gebrauche ihrer Zwangsbefugnis ... zuweilen des richtigen Augenmaßes entbehrt und über den Zeugnispflichtigen Maßregeln verhängt,

die zu der Bedeutung der Strafsache nicht im richtigen Verhältnis stehen." (Amtl. Begründung S. 159.) Deshalb sollen nach dem Entwurfe Redakteure, Verleger und Drucker einer periodischen Zeitschrift das Zeugnis über die Person des Verfassers oder Einsenders eines darin abgedruckten strafbaren Aufsatzes unter der Voraussetzung verweigern dürfen, daß die Bestrafung des Redakteurs auf Grund des § 20 des Reichspreßgesetzes, also wegen Fahrlässigkeit bei der Aufnahme erfolgen kann, und weiter, daß nicht der fragliche Artikel den Tatbestand eines Verbrechens, also etwa Anstiftung zum Hoch- oder Landesverrat in sich schließt. Man wird dieser Regelung, die endlich einen seit Jahrzehnten ausgesprochenen Wunsch der Presse und aller billig Denkenden erfüllt, nur zustimmen können. Man wird der amtlichen Begründung durchaus zugeben müssen, daß bei dem Tatbestand eines Verbrechens das Interesse des Staates an der Verfolgung des Täters und an seiner Bestrafung allen anderen Rücksichten unbedingt vorgehen muß. In weniger bedeutenden Sachen, namentlich im Privatklageverfahren, soll die Zeugniszwangshaft ganz ausgeschlossen, ihr Höchstmaß weiter von 6 auf 3 Monate herabgesetzt werden. Zur Vermeidung unnötiger Bloßstellung des Zeugen sollen verfängliche Fragen, also solche, die ihm selber oder einem seiner Angehörigen zur Unehre gereichen, nur dann ihm vorgelegt werden, wenn das gesamte Gericht (nicht etwa nur der Vorsitzende) sie für unerläßlich erachtet. Ebenso dürfen Fragen nach etwaigen Vorstrafen nur in Beziehung auf eine ganz bestimmte Bestrafung und nur dann gestellt werden, wenn sie das Gericht zur Beurteilung der Glaubwürdigkeit des Zeugen für unerläßlich erachtet. Zur Verhütung unnötiger Eidesleistungen sollen weiter in allen Strafprozessen die Beeidigungen der Zeugen dann unterbleiben, wenn alle Prozeßbeteiligten damit einverstanden sind; weiter gestattet der Entwurf die uneidliche Vernehmung ganz allgemein in betreff solcher Teile der Aussage, die für den Zeugen verfänglich sind. Gerade diese Vorschrift wird gewiß wesentlich zur Verhütung bedenklicher Eidesleistungen beitragen. Die religiöse Form der Eidesleistung ist geblieben und damit auch eine ständig fließende Quelle des Konfliktes und der Gewissensbedrängnis der zahlreichen freigeistigen Schichten unseres Volkes. An Stelle des Voreides wird der Nacheid gesetzt, d. h. die Beeidigung wird erst nach der Vernehmung zur Sache erfolgen.

Ein besonderes Augenmerk richtet das neue Gesetz auch auf die Beschleunigung des Verfahrens; ein schleuniges Verfahren ohne Erhebung einer besonderen Anklage und ohne Zuziehung von Schöffen wird daher zugelassen werden, wenn der Beschuldigte auf frischer Tat betroffen ist, denn hier können die Augenzeugen der Tat regelmäßig sofort zur Gerichtsstelle gebracht werden. Bei einer richterlichen Verhaftung des Beschuldigten ist dagegen das schleunige Verfahren nur mit seiner Zustimmung gestattet, es ist endlich stets zulässig beim Antrag des Täters.

Die Vorschriften über die Hauptverhandlung sind im ganzen und großen unverändert geblieben. Höchst bedenklich erscheint der Vorschlag, in allen Beleidigungsprozessen dem Gericht die Befugnis beizulegen, auf Antrag auch nur eines der Beteiligten die Öffentlichkeit ganz oder zum Teil auszuschließen. Hierdurch können die anderen Prozeßbeteiligten, die sehr häufig ein wohlbegründetes Interesse an der öffentlichen Verhandlung haben, schwer geschädigt werden. Jeder möge eben so leben, daß er bei einer taktvollen und umsichtigen Prozeßleitung des Strafrichters zum mindesten als Zeuge das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen braucht. Mit Recht betont der berühmte Strafrechtslehrer Kahl am Schluß seines Aufsehen erregenden Vortrags im März 1908 vor dem Kaiser: „Das allgemeine Wohl bedingt und erfordert die ganze Flut des Lichts der Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit ist berechtigt, notwendig und gut, weil und soweit sie dem Zwecke dient, die beiden ewigen Grundsäulen aller Rechtspflege überhaupt zu tragen: die Gerechtigkeit und die Wahrheit."

Nach alledem: eine erschöpfende Reform an Haupt und Gliedern bringt der Entwurf nicht, er beschränkt sich auf Verbesserungen der Einzelheiten. Mag man auch gewiß manches an ihm tadeln und besser wünschen, eine ausgezeichnete Grundlage zur Weiterarbeit bietet

das mit einem erstaunlichen Fleiß, großem Scharfsinne und, was zu betonen leider durchaus nicht selbstverständlich ist, in einem mustergültigen Deutsch und einer sehr klaren, flüssigen Sprache abgefaßte Gesetzgebungswerk jedenfalls.

Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Vergangenes und Künftiges aus der Chemie

Unter obigem Titel hat Wilhelm Ostwald einen Band Essays von Sir William Ramsay in deutscher Übersetzung herausgegeben (Leipzig 1909, Akademische Verlagsgesellschaft). W. Ramsay ist der berühmte Entdecker der Edelgase in der Atmosphäre und hervorragender Vertreter einer neuen Gestaltung der Atomtheorie. Während im ganzen abgelaufenen Jahrhundert die chemischen Elemente und deren Atome in den Augen der Chemiker als die unveränderlichen Bausteine des Weltgefüges galten, ist diese Ansicht mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ins Wanken geraten. Auf der im August 1907 stattgehabten Versammlung der British Association zu Leicester ward von den bedeutendsten Physikern und Chemikern Englands die Frage erörtert, ob an der Lehre von der Beständigkeit der Elemente und ihrer Atome noch länger festgehalten werden könne, wobei die Anschauungen der alten Zeit und der neuen Zeit kräftig aufeinanderstießen. Im Vordergrund jener denkwürdigen Aussprache stand die Elektronentheorie der Materie, nach der das Atom im bisher für die Chemie gültigen Sinne nicht die letzte Einheit des Stoffes ist, sondern gebildet wird aus viel kleineren, elektrischen Einheiten, den Elektronen. Nach dieser Theorie unterscheiden sich die Atome der verschiedenen Elemente voneinander durch die Menge der sie zusammensetzenden Elektronen; da diese Menge veränderlich ist, so bildet die Umwandlung eines Elements in ein anderes fortan ein Problem, und man kann vielleicht die Erzeugung von Gold und Silber aus Wasserstoff und Sauerstoff oder irgendeinem anderen Element als Zukunftstraum chemischer Forschung vor Augen sehen.

Auf jener Versammlung sprach Ramsay über seine neuesten Entdeckungen mit der für jeden wahren Naturforscher charakteristischen Vorsicht. Er sagte, was auch die Konstitution des Atoms sein möge, sicher wäre, daß es davon ablösbare Elektronen gäbe. Sei es auch vielleicht noch zweifelhaft, ob der Verlust von Elektronen das Atom verändere, so sei es zweifellos, daß der Gewinn an Elektronen dies tue. Ramsay teilte dann zwei wichtige neue Entdeckungen mit, deren Tragweite einleuchtet, sobald man berücksichtigt, daß die Emanation der radioaktiven Substanzen im Ausschleudern von Elektronen besteht. Als er Radium in eine Glasröhre einschmolz und dicht daneben ein Stück Nickel legte, bedeckte sich die Oberfläche des Nickels unter dem Einflusse der vom Radium durch das Glas hindurchgeschleuderten Elektronen mit einem Überzug von radioaktiver Substanz, der sich durch chemische Behandlung vom Metall ablösen ließ. Er schloß daraus, daß eine Art von Umwandlung eines Elements in ein anderes stattgefunden habe, indem das Nickel in einen durch Radioaktivität charakterisierten Stoff verwandelt worden sei. Die zweite Entdeckung ist folgende. Ramsay hatte schon früher nachgewiesen, daß Radium, welches sich durch seine Emanation erschöpft hat, in das gasförmige Helium übergeht. Isoliert man jene Emanation des Radiums, so entsteht daraus neben Helium noch etwas anderes, das vielleicht Blei ist. Wird die Radium-Emanation in Kupferlösung geleitet, so erzeugt sie das Element Argon; wird sie dagegen in Wasser aufgefangen, und werden die dabei gebildeten Gase aus dem Wasser herausgepumpt, so ist das Endprodukt nicht Helium, sondern das mit diesem verwandte Element Neon. Das sind in der Tat wichtige Anhaltspunkte für die Möglichkeit der Verwandlung chemischer Elemente ineinander.

Die von Ostwald übersetzten Aufsätze Ramsays sind teils geschichtlichen und geographischen, teils chemischen Inhalts. Unter letzteren interessieren am meisten diejenigen, die sich auf das Radium und seine Erzeugnisse beziehen, weil sie dem eigensten Arbeitsgebiete Ramsays angehören. Es sind jedoch die letzten Entdeckungen Ramsays darin noch nicht enthalten, und darum schien es mir nützlich, gerade auf diese im Eingange hinzuweisen; nur der Umwandlung der Radium-Emanation in Helium wird bereits gedacht. Ramsay wird auch nicht müde, hervorzuheben, daß wir uns erst in den Anfängen eines Wissens von der Materie befinden. „Nichts ist sicherer," sagt er, „als daß wir nur eben begonnen haben, einiges von den Wundern der Welt zu erkennen, in der wir leben, weben und sind." Schon die ungeheure Wärmemenge, die vom Radium in seiner Emanation entwickelt wird, ist für uns ein erstaunliches Rätsel; sie ist mehr als drei Millionen mal so groß als die Wärme, die ein gleich großes Volumen Knallgas bei der Explosion entwickelt.

Die Überschriften der einzelnen chemischen Essays des lesenswerten Buches lauten: Wie Entdeckungen gemacht werden. — Die Becquerel-Strahlen. — Was ist ein Element? — Über die periodische Anordnung der Elemente. — Radium und seine Produkte. — Was ist Elektrizität? — Die Aurora borealis. — Sehr interessant ist auch die lediglich für die deutsche Ausgabe niedergeschriebene „autobiographische Skizze" Ramsays. Aus den in dieser Selbstbiographie mitgeteilten sachlichen Angaben erfahren wir noch, daß es Ramsay auch gelungen ist, durch Einwirkung der Radium-Emanation auf eine Kupferlösung einen Teil des Kupfers in Lithium zu verwandeln.

Die Übersetzung dürfte im allgemeinen dem englischen Original angemessen ausgefallen sein; doch ist sie nicht frei von Flüchtigkeiten. So lesen wir S. 175: „Andererseits verfolgte Langley mittels eines äußerst empfindlichen Apparats zum Nachweis von Wärmewellen, deren Länge bis 30 μ ging". S. 195: „Dieses Gas war so lange übersehen worden, weil es sich neben etwa seinem hundertfachen Betrage eines andern Gases in der Luft befindet, das ihm ziemlich ähnlich ist, nämlich Stickstoff." S. 246: Die Maschine „wird durch den Unterschied der beiden Dampfdrucke aus den Lösungen in Betrieb gesetzt werden, indem der Dampf von der verdünnten Lösung zu konzentrieren geht". Dabei glaubt der Übersetzer, wie er im Vorwort ausspricht, „imstande gewesen zu sein, eine sachlich und persönlich treuere Wiedergabe der Äußerungen des großen schottischen Forschers zu bewerkstelligen, als eine noch so genaue Wortübersetzung es getan hätte. Vielleicht ist es mir sogar gelungen, jenes eigentümliche Resonanzphänomen zu erzeugen, demzufolge denen, die den Autor persönlich kennen, der Klang seiner Stimme aus dem gedruckten Buch entgegentönt". Dieser Anspruch des Übersetzers scheint mir etwas übertrieben zu sein.

J. Reinke



Reisewerke

Zwanglos seien in nachfolgendem einige Schriften angezeigt, die, ohne Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit zu machen, neben reinen Reiseerlebnissen oder Naturschilderungen doch tiefere Einblicke in Land und Leute geben und Stellung zu manchen geographischen oder volkswirtschaftlichen Fragen nehmen wollen.

Die Studienreise des Staatssekretärs Dernburg nach Deutsch-Ostafrika hat Dr. O. Bongart, einer der Reiseteilnehmer und Berichterstatter eines großen deutschen Blattes, anschaulich geschildert. Gute afrikanische Erfahrung spricht aus dem sicheren Urteil, mit dem die Exkursion, ihre Absichten und ihre Erfolge besprochen werden. Bongart ist frei von Überschätzung unsrer Kolonien, er sieht aber die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die sie bergen. Leidenschaftslos erörtert er die Streitfragen: Eingebornenfrage, Eisenbahnfrage, Geldfrage und die andern

sich aufdrängenden Probleme. Ob überall gut informiert, ist ja wohl zweifelhaft; das Entgegenkommen amtlicher Kreise gegen Zeitungskorrespondenten ist nicht zu groß. Das selbständige Urteil, der klare Blick entscheidet vielleicht gelegentlich am sichersten. Jedenfalls ist die Lektüre der Schrift dem zu empfehlen, der mühelos einen wenigstens allgemeinen Eindruck von Deutsch-Ostafrika und von den nächsten wirtschaftspolitischen Maßnahmen erhalten will.

Wer unsere Kolonien aus wundervollen farbigen Bildern kennen lernen will, der subskribiere auf das soeben im Erscheinen begriffene Prachtwerk „Die deutschen Kolonien", das in 40 großen, außerordentlich schön ausgeführten Tafelbildern und über 210 ebenfalls künstlerischen farbigen Textbildern unter textlicher Mitarbeit von kolonialen Fachmännern, wie Major Bethe, Hauptmann Dominik, Stabsarzt Dr. Kuhn, Geheimrat Fritsch, Direktor Hupfeld, Prof. Paasche, Prof. Krämer und Hauptmann Volkmann, von Major Kurd Schwabe in der Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller & Hüttich, Berlin SW., Lindenstr. 71/72 herausgegeben wird. Freilich kostet das Werk schon in der Vorzugssubskription 200 ℳ, einschließlich der beiden von Künstlerhand entworfenen Einbände. Aber da es in 10 Lieferungen zu je 20 ℳ in ein- bis zweimonatigen Zwischenräumen zur Ausgabe gelangt (in einer Auflage von 1000 nummerierten Exemplaren), so dürfte sich zu den Fürstlichkeiten (der deutsche Kaiser obenan), Ministerien, Banken, Bibliotheken, Großindustriellen, die bisher auf der Subskriptionsliste stehen, doch auch noch mancher schlichtere Kolonialfreund als Abnehmer gesellen.

Alfred Meebold hat Skizzen zu einem stattlichen Bande vereinigt, die „möglichst unabhängig von den Ansichten anderer nur aus der unmittelbaren Anschauung gewonnene Einblicke in Fragen und Zustände des heutigen Indien" wiedergeben sollen. Das bei R. Piper in München verlegte Werk fällt schon äußerlich durch die sorgfältige Ausstattung, dann durch die Auswahl der Illustrationen auf, die nicht die allen Indienbüchern geläufigen photographischen Ansichten, sondern Zeichnungen des Verfassers zum Gegenstande haben. So liegt ein Skizzenbuch im eigentlichen Sinn vor uns, mit all der bunten Mannigfaltigkeit, dem Subjektivismus, der Anschaulichkeit, die der eine mit lautem Lob, der andere nicht ganz ohne Tadel registrieren wird. In jedem Fall: der Band ist in hohem Maße anregend geschrieben. Er läßt sehr starke Schlaglichter auf kulturelle, soziale, politische Zustände fallen, die gerade augenblicklich zur Zeit der sich steigernden Unruhen fesseln. Der Band verrät den feingebildeten Beobachter, der über den Dingen steht und doch weiß, daß er in sie hineingehen muß, um sie ganz zu verstehen. Ob dies Eindringen in indische Geisteswelt dem Europäer möglich ist, bleibt ja dahingestellt. Vielleicht war es dem Verfasser, der ein wenig spiritistisch beeinflußt, vielleicht nur beeinflußbar zu sein scheint, in mehr als einer Richtung möglich, dieser abseits liegenden Lebensanschauung nahezukommen. „India mystioa", das warm getönte zweite Kapitel, sei hiefür genannt. — Der Geograph, der Botaniker werden vielleicht weniger die Entdeckungen als die anmutige Naturbeobachtung dieses Reisenden anerkennen, der ganz gewiß die wunderbare Kunst des Reisens virtuos beherrscht, der aber auch der Kunst der Reisebeschreibung neue und wirkungsvolle Seiten abgewonnen hat.

Ein interessantes Kapitel aus Indiens Geschichte unter der Herrschaft der europäischen Handelsgesellschaften stellt Severin Rotis „Fürstentum Sardhana" (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung) dar. Ziemlich verworren erschien bisher das Bild jenes Walter Rainhard, des deutschen Abenteurers, der im achtzehnten Jahrhundert den verschiedensten indischen Fürsten Vasallendienste gegen die Engländer leistete, schließlich selbst zum Fürstenrange aufstieg und seiner hochbegabten Witwe, der Begum Sumru, ein starkes Reich hinterließ. Die nicht immer glückliche Darstellung ist in geringem Maße tendenziös, insoferne als sie den von den Forschern recht unfreundlich betrachteten Charakter ihres Helden in manchem beschönigt; es ist ihr ein Bedürfnis, den rastlos tätigen, energischen, aber maßlos brutalen Eroberer am Ende seines Lebens als mit seiner (der katholischen) Kirche ausgesöhnt darzustellen. Abgesehen hiervon kann das Buch als eine selbständige Arbeit gelten; die beigegebenen Illustra-

tionen haben nicht unmittelbar Bezug auf die wiedergegebenen Vorgänge, dienen aber wohl dazu, bei diesem oder jenem den lebendigen Eindruck des Landes entstehen zu lassen, durch das die Geschichte führt.

Der Subjektivismus, dem das obengenannte Skizzenbuch Meebolds huldigt, kehrt wieder bei dem eigenartigen Reisewerke Rudolf Zabels: „Meine Hochzeitsreise durch Korea während des Russisch-Japanischen Krieges" (Altenburg, Stephan Geibels Verlag). Es ist nicht ganz leicht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Rückhaltslos muß die treffliche Schilderung anerkannt werden; ein durchaus selbständiger Stil zwingt Dinge unter die Feder, die nicht leicht darzustellen sind. Aber das Urteil des Verfassers erscheint — ob dies tatsächlich zutrifft, entzieht sich der Kritik — sehr stark von den subjektiven Eindrücken einer entbehrungsreichen Reise beeinflußt; was unter andern Umständen nicht zu sehr in die Wagschale fallen würde, ist hier, wo es sich um Stellungnahme zum Japanisch-Russischen Kriege handelt, mehr als störend. Uns erscheint es nicht so unbegreiflich wie dem Verfasser, wenn der japanische Generalstab ein scharfes Auge auf die Kriegsberichterstatter hat, wenn auch zugegeben werden mag, daß man hierin sehr weit ging. Die Japaner, mit denen Zabel zu tun bekam, zeigen sich alle von der gleichen abscheulichen, fremdenfeindlichen, gehässigen Seite; es sind ganz bösartige Menschen; die Koreaner repräsentieren sich nicht viel besser. Konnte nicht versucht werden, etwas von den gewiß sehr unangenehmen Reiseerinnerungen abzusehen oder doch wenigstens dem Hang, zu verallgemeinern, etwas weniger nachzugeben? Dann hätte auch die wenig sympathische Darstellung der Differenzen mit dem deutschen Gesandten, hätten die nicht seltenen Fälle stark handgreiflicher Selbsthilfe faulen Dienern gegenüber nicht den breiten Raum einnehmen dürfen, der die zahlreichen hochinteressanten Zeichnungen von Land nud Leuten durchbricht. Diese, dann nicht zum wenigsten die tüchtigen Leistungen des Verfassers und seiner mutigen jungen Frau selbst, werden dem sehr gut ausgestatteten Band manchen Leser gewinnen.

Dem näheren Orient gehört das Werkchen Volksleben im Lande der Bibel von Max Löhr (Leipzig 1907, Verlag von Quelle & Meyer, IV u. 137 S. kl. 8°; geb. ℳ 1,25) an. Eine gute Schilderung der syrisch-palästinensischen Lande zusammen mit den angrenzenden Gebieten von Arabien. Wer die Heilige Schrift mit Verständnis lesen will, muß sich zunächst eine gewisse Kenntnis des Bodens zu verschaffen suchen, auf welchem die Erzählungen des Alten und Neuen Testamentes sich abspielen. Diesem Zweck dient in ganz hervorragender Weise ein leider zu wenig bekannt gewordenes Büchlein des verstorbenen Geographen Alfred Kirchhoff, aber auch die vorliegende Schrift kann hiefür bestens empfohlen werden. Der Titel scheint ja zunächst nur ethnographische Belehrung in Aussicht zu stellen, allein es wird auch die Landeskunde als solche keineswegs vernachlässigt. Die Abbildungen dienen ebenfalls dazu, die sterile Natur des Landes, „in dem Milch und Honig fließt", welches aber auch vor dreitausend Jahren kaum viel anders als heute aussah, zu veranschaulichen.

Aus dem Weiten ins Engere, auf liebe vaterländische Erde führt das reizende Bändchen „Bodensee" in Karl Krabbes Monographienverlag „Städte und Landschaften". Wilhelm v. Scholz hat der warmen Liebe für die grünen Gestade an dem wechselvollen See tiefen Ausdruck gegeben. Diese Skizzen sollen an Ort und Stelle gelesen werden, sie gehören in die Hand des Bodenseebummlers und auch in die des Historikers oder des ernsten Reisenden; ein kleines und anspruchsloses Gegenstück zum wuchtigen Gemälde des Ekkehard.

Von Alexander Baumgartner S. J. liegen Reisebilder aus Schottland in dritter, vermehrter Auflage vor. (Mit zwei Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. XIV u. 369 S. gr. 8°, 5.50 geb. 8 ℳ) Die Reisewerke dieses Autors sind bekannt; zumal seine isländische Reisebeschreibung hat viele Freunde gefunden. Auch diese Charakteristik Nieder- und Hochschottlands bekundet den scharfen Beobachter, der sich Land und Leute genau betrachtet und auch den geschichtlichen Hergängen seine Aufmerksamkeit schenkt. Das naturwissenschaftliche Element tritt allerdings etwas in den

Hintergrund und wird nur gelegentlich, so bei den Wundern der Hebriden, mehr berücksichtigt. Die Ausstattung ist die wohlbekannte vornehme der Verlagshandlung, und die Abbildungen spielen eine nicht unwichtige Rolle für die Erläuterung des Textes.

Eine Eigenschaft muß man allerdings hier wie sonst mit in Kauf nehmen: es ist die, welche sich aus der Ordenszugehörigkeit des Verfassers ergibt. Alles, was mit der katholischen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart zusammenhängt, wird mit größter Ausführlichkeit abgehandelt. Selbstverständlich ist gar manches auch für denjenigen Leser, der für seine Person auf einem anderen Standpunkte steht, von wirklichem Interesse, aber im großen und ganzen wird doch auch mancher aufrichtige Katholik das Gefühl haben: weniger wäre mehr. So ist z. B. die Auffassung der sozialen Frage, welche da und dort zutage tritt, eine allzu subjektive, denn das menschliche Elend und der organisierte Kampf gegen dieses fehlten auch in alten Zeiten nicht und finden sich auch heute noch in Ländern, die von den religiösen Umwälzungen unberührt geblieben sind.

Eine Art Anthologie auf dem Gebiete der Reiseliteratur ist die Sammlung: Aus fernen Zonen, Originalberichte berühmter Forscher und Reisender, herausgegeben von Johannes Hennigsen. (Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, O. Spamer. 286 S. gr. 8°.) Aus einigen bekannten Reisewerken hat der Herausgeber mit Geschick gewisse Kapitel ausgewählt und zusammengestellt, welche wohl in erster Linie für die reifere Jugend bestimmt sind, aber auch weitere Kreise zu interessieren vermögen. Verhältnismäßig wenig geographischen Stoff bieten die Auszüge aus Peters' Durchzug durch das Masai-Land und aus Ehlers' Bereisung von Französisch-Hinterindien, indem da wesentlich das persönliche Moment zur Geltung kommt. Die anderen sechs Bestandteile stammen aus Nansen (Eiswanderung nach Trennung vom „Fram"), Wißmann (Innerafrika), Haeckel (Aufenthalt im Urwalde von Ceylon), Chun (Die Andamanen), Rein (Charakteristik des japanischen Volkscharakters) und F. Naumann (Palästinas Land und Volk). Das Buch wird sich gewiß seinen Leserkreis erwerben, denn weil es vieles bringt, kann es jedem etwas bringen.

Ein anderes, zunächst ebenfalls für die reifere Jugend bestimmtes, aber auch für jeden Freund der Erdforschung wertvolles Sammelwerk ist das von Viktor Ottmann unter dem Titel „Die Eroberung des Erdballes" herausgegebene, das aus den Beobachtungen, Erlebnissen und Taten der geographischen Forscher und Weltreisenden vom Altertum bis zur Gegenwart das Wichtigste und Interessanteste zusammenträgt, von der Entwicklung der Weltkarte bis zum Kampf um den Nordpol mit Polarschiff und Luftballon. Besonders wertvoll sind dabei auch die zahlreichen dokumentarischen Illustrationen, die nach Möglichkeit den Büchern der betreffenden Zeitepochen entnommen wurden und so die Anschauungen der jeweiligen Zeit ebenso widerspiegeln, wie es der Text mit Erfolg versucht. Weitere in sich abgeschlossene Bände sollen diesem ersten zwanglos folgen und werden in gleicher Weise wie das ebenfalls von Ottmann im selben Verlage von W. Spemann, Berlin und Stuttgart, schon im 8. Jahrgange herausgegebene und ähnlich ausgestattete „Große Weltpanorama" (Preis 7,50 M), das als ein Jahrbuch der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild vornehmlich auch Reiseberichte aus fernen Zonen, Länder- und Völkerstudien, daneben aber auch belehrende Aufsätze aus allen Gebieten der Naturkunde, aus Astronomie, Geologie, Botanik, Technik und Kulturgeschichte enthält, dazu einige spannende Erzählungen aus dem bunten Leben der Gegenwart, Jagdgeschichten, Notizen über allerlei Naturkuriositäten bietet, ihr Teil dazu beitragen, namentlich der Jugend den Sinn für das Streben aus dem Engen ins Weite, für die deutsche Kulturarbeit draußen und daheim in unterhaltender Weise zu wecken und zu fördern.

S. Günther



Militarismus im Restaurant

Aus Berliner Verhältnissen hat Oskar A. H. Schmitz die Beobachtungen geschöpft, die er in einer Plauderei der „Frankf. Ztg." niederlegt, sie treffen aber auch auf andere große Städte zu.

Das ideale Hotel oder Restaurant, das nicht gerade ein Luxushaus sein will, müsse den Eindruck eines komfortablen erweiterten Bürgerhauses machen: Bisweilen erscheint zwischen den Gästen der Wirt, dessen ruhige Würdigkeit verrät, daß er sich auf Behaglichkeit und gute Ernährung versteht; aus diesem Verhältnis heraus ist er zu seinem Beruf gekommen und hat eine ähnlich veranlagte, selbst in die Küche blickende Frau gewählt. Dieser liebenswürdige Mann, dem einige Jahre, die er auswärts verbracht hat, eine gewisse anspruchslose, heute im Aussterben begriffene Weltmännischkeit verliehen haben, dieser Mann „bedient" seine Gäste, so gut er irgend kann, und ist stolz darauf. Er schreckt vor dem Begriff des Dienens nicht zurück, denn er fühlt, daß darin eine nicht wertlose Menschlichkeit und ethische Vollkommenheit liegen kann, die sich ihm täglich bestätigt durch das achtungsvolle Wohlwollen, mit dem seine Gäste aus allen Ständen ihm begegnen.

Diese sympathische Figur ist heute und besonders in Berlin mehr oder weniger durch den Geschäftsführer ersetzt, einen Mann, dessen Äußeres keinerlei Beziehungen zur Kunst der Bewirtung, sondern nur ein fixes Verstehen für den mechanischen Apparat eines Großbetriebes verrät. Seine Kleidung und Manieren drücken „Schneidigkeit" aus, jene fausse élégance, die im modernen Deutschland so wenig angenehm berührt. Er hat etwas von einem Wachtmeister an sich, und alles Menschliche scheint ihm fremd. Mit schnarrender Stimme, die den Gästen seine Tüchtigkeit beweisen soll, treibt er die Kellner an; in unterwürfiger Verständnislosigkeit nimmt er die Wünsche nichtberlinischer Gäste entgegen (ich rede von mittleren Restaurants, wo eine Mahlzeit durchschnittlich drei bis fünf Mark kosten mag).

Bei Kellnern findet man häufig eine Art Menschlichkeit, die aber durch schlechte Behandlung arroganter Gäste bisweilen scheu geworden ist, bisweilen sich hinter irgendeiner sonderbaren Haltung verbirgt. Von einem gefälligen Empfang des Gastes ist keine Rede. Man wird nicht bedient, sondern abgefertigt. Man merkt, auch der Kellner hat nicht die mindeste Beziehung zu seinem Beruf, er trägt Teller und Speisen hin und her, sucht sich's dabei natürlich so bequem wie möglich zu machen und empfindet es als Schikane, wenn man darauf besteht, alles gerade so zu erhalten, wie man es bestellt hat. Bisweilen versucht er den traurigen Trost, das von ihm irrtümlich Gebrachte sei billiger als das Bestellte. Er hat keine Beziehungen zum Essen, höchstens zu der Größe der Portionen und zum Preis. Ich verlangte in einem Kaffeehaus der Friedrichstadt spät abends etwas leichtes Gebäck zum Tee. Der Kellner bringt Käsetorte. Man vergleiche damit die interessanten Konferenzen, die man mit italienischen und französischen Kellnern bei der Zusammenstellung einer Mahlzeit hält. ...

Ich sagte vorhin, der altmodische Wirt „bediente" seine Gäste; der moderne Geschäftsführer macht „Vorschriften". In den meisten Berliner Restaurants ergibt sich die Schwierigkeit, ob das, was der Gast wünscht, den bestehenden Vorschriften nicht zuwiderläuft. Man erwartet zum Beispiel eine Mahlzeit; plötzlich sieht man auf einem Buffett Hummern stehen, die doch wohl den Gast zum Bestellen reizen sollen. Man ruft dem danebenstehenden Pikkolo zu, er möge einem schnell, ehe das Folgende aufgetragen wird, eine von den fertigen Portionen herüberbringen. Der Pikkolo gerät in höchste Verlegenheit und weigert sich. Er ruft einem zu, er dürfe nicht bedienen, er stehe hier nur zur Aufsicht. So will's die Vorschrift. Inzwischen wird der Fisch aufgetragen, und für ein hors d'œuvre ist's zu spät.

Am charakteristischsten für die dem Gast auferlegten Vorschriften ist ein Weinrestaurant, in dem man eine besondere Kultur voraussetzen könnte, da ein großer Berliner Künstler dort bis an sein Lebensende seinen Stammsitz hatte. Es ist eine allgemeine deutsche, von den Frem-

den lästig empfundene Unsitte, Restaurants in Bier- und Weinlokale zu scheiden, zumal diese Scheidung heimlich den Unterschied zwischen sorgfältiger und summarischer Küche ausdrückt. Ein Wirt, der seinen Gästen irgend etwas, was in der Nähe zu haben ist, verweigert, sei es Bier oder sonst etwas, ist ein schlechter Wirt; wenn es seine Unkosten erfordern, kann er ja die Preise so hoch ansetzen, wie nötig ist, aber alles Verlangte muß da sein. In den großen Hotels ist man ja auch zu diesem Prinzip übergegangen. In dem genannten Lokal nun sieht man Menschen Bier trinken, man verlangt auch ein Glas, aber das ist nicht so einfach. „Nur im Anschluß an Wein", erwidert wörtlich der Kellner.

„Ich habe aber neulich auch Bier bekommen."

„Damals hat der bei Ihnen sitzende Herr Wein bestellt."

Da man mich in dem Restaurant kennt, erhalte ich Bier, aber der Geschäftsführer läßt zum Zeichen, daß sein Lokal keine Bierstube ist, eine leere Bordeauxflasche neben mein Glas stellen, deren Anblick ich ohne Schwierigkeit ertrage. Ein andermal habe ich die Absicht, Wein zu trinken, will aber schnell vorher ein kleines Glas Pilsener haben. Geht nicht, erst Wein, dann Bier, schreibt der Geschäftsführer vor. Ich muß erst versichern, daß ich nachher auch wirklich Wein bestelle.

Einmal besuche ich dasselbe Restaurant, um einige Zeitungen nach dem Essen durchzublättern.

„Die Zeitungen sind heute weggeschlossen."

„Warum?"

„Es ist Vorschrift."

Neugierig lasse ich den Geschäftsführer kommen und erfahre, daß Sonntags allerdings die Zeitungen weggeschlossen werden, damit die Gäste nicht zu lange sitzen bleiben.

Eines Nachts wollen wir in ziemlich vorgerückter Stunde einen eben anbrechenden Geburtstag feiern und bestellen Champagner. Aber vorher wünschen wir etwas kalten Aufschnitt zu essen.

„Die Küche ist eben geschlossen worden."

„Dann schließen Sie sie wieder auf, der Aufschnitt ist ja fertig."

„Bedauere. Wir haben die Vorschrift ..."

„Aber eben hat ein Herr am Nebentisch sogar noch ein warmes Gericht bekommen."

„Das war zu der vorschriftsmäßigen Zeit bestellt und mußte noch berücksichtigt werden."

Ich gehe zu dem benachbarten Aschinger und hole eine Düte voll belegter Brötchen; dem Kellner sage ich: „Diese Brötchen hätten Sie holen sollen, wenn sie wirklich im Hause nicht mehr herzustellen waren." Der Kellner sagt in einem Anflug von Menschlichkeit, er hätte es gewiß gern getan, aber die Vorschrift verbiete es ihm. Ich bitte: eine Vorschrift des Wirtes oder Geschäftsführers, die dem Kellner etwas verbietet, was den Gast zufriedenstellen würde!

Jeder Fremde hat es in Berlin erlebt, daß er von einem mit Mühe eroberten angenehmen Platz weichen mußte, weil es an diesen bevorzugten Tischen nur Wein gibt. Wein trinken ist vornehm, denkt der Berliner Wirt; wer zufällig zu etwas anderem Lust hat, muß bei der Plebs sitzen. Vornehme Leute haben keine Gelüste, die nichts kosten.

In einer Bar der Friedrichstadt sehe ich einen Fremden vergeblich versuchen, eines der anwesenden „Fräuleins" an seinen Tisch zu laden. Sein Tisch ist im ersten Stock, das Fräulein gehört aber zu der „Abteilung", die heute im Parterre das Berliner Nachtleben schürt. Morgen abend wechselt die Gruppierung. „Vor zwei Uhr is nischt zu machen", erklärt der Kellner. So lange muß jede, vom Wirt bezahlt, an ihrem Platz bleiben und das tun, was man hier, seltsam genug, „animieren" nennt.

Diese Vorschriften sind natürlich gar nicht böse gemeint, sondern sie verraten die noch kindische Freude am Mechanismus, am Apparat, der überall da, wo es sich um „Kultur" handelt, unsichtbar bleiben müßte. Daher das Entzücken des Berliners über „Mammutlokale", die fünf-

tausend Personen zu gleicher Zeit fassen. Hier feiert der Apparat Triumphe. In kultivierten Städten gilt es dagegen als ein Vorzug, wenn ein Lokal nur wenig Menschen fassen kann, was natürlich durch höhere Preise für den Wirt ausgeglichen werden muß. Auf dieser leicht zu schaffenden Intimität beruht der Reiz der teuren Pariser Restaurants.

Wodurch soll freilich der Geschäftsführer oder Kellner erzogen werden, wenn der Gast selbst ihn nicht durch bestimmte, sichere Forderungen erzieht? Aber der Durchschnittsberliner kennt weder die würdige Einfachheit der alltäglichen Mahlzeit noch das Raffinement der festlichen. Man erzählt mir, daß der Mittelstand teilweise dürftig lebt, um hier und da sich diesem abscheulichen „Schlemmen" zu überlassen, wobei natürlich die „Vorschriften" der Geschäftsführer kritiklos als zur „Vornehmheit" gehörig hingenommen werden.

Ein ähnlicher Geist wie in den Restaurants herrscht in anderen Berliner Einrichtungen. Man könnte auf die umfangreichen Faszikel hinweisen, die beim Einkauf in Warenhäusern ausgestellt werden müssen, wenn man eine Zahnbürste kauft. Aber das Warenhaus ist ein Kapitel für sich.

Eines Tages will ich auf der Potsdamer Brücke einem Jungen eine Zeitung abkaufen. „Ick darf nich auf der Straße verkoofen, nur in der Elektrischen." Ich muß also zum Schein für die Dauer unseres Geschäftes mit ihm einen Trambahnwagen besteigen, was gar nicht in meiner Absicht lag; und solch ein Verkehrshindernis wird einem zugemutet in der Stadt der idealen Verkehrsmittel. Das Erstaunliche ist weniger, daß solche Vorschriften existieren, als daß es eine Bevölkerung von Fleisch und Blut gibt, die sich im Augenblick daran zu erinnern vermag.

Die Mechanisierung des Lebens ist wohl amerikanischer Herkunft und heute international. In Berlin tritt sie nur deshalb so unsympathisch hervor, weil sie sich mit dem Militarismus verbindet. Die sachliche Ökonomie der Kräfte, denen der kluge Mechanismus ursprünglich dienen soll, wird dadurch, daß der Apparat selbst Zweck wird, zur größten Unsachlichkeit. In Berlin gibt es Einrichtungen, deren theoretische Vorzüglichkeit die Leute so berauscht, daß sie tatsächlich darüber das vergessen, was eigentlich geleistet werden soll. Ob das je anders werden kann, ist fraglich, denn so leicht es ist, gescheite Einrichtungen aus der Fremde einzuführen, so schwer ist es, jene feinere, liebenswürdige Menschlichkeit zu züchten, die in dem Lande der humanistischen Studien, der besten Schulen und der allgemeinen Bildung so viel zu wünschen übrig läßt, ob es sich nun um die tiefsten Fragen der Konfessionen, der Kunstpolitik oder die Wirtshäuser handelt.



Zarte Weiblichkeit

Oefters, so liest man in der „Köln. Volksztg.", hört man die Behauptung, die ritterliche Höflichkeit der Herren sei im langsamen, aber sehr merklichen Absterben begriffen. Ja, von Gegnern aller neuen Frauenbestrebungen, und zwar nicht nur von männlichen, wird dieser Umstand damit begründet, daß die nach Gleichstellung der Rechte und Pflichten strebende Frau ja auch keinen Anspruch mehr auf die Vorrechte habe, die ihr eben als der Schutzlosen von den Stärkeren gerne und freiwillig zugestanden worden seien.

Wer sich aber unbefangenen Auges nach den Beweisen für diese Fragen umsieht, wird selten finden, daß die wahre Höflichkeit des stärkeren Geschlechtes gegen die Frauen zu wünschen übrig läßt, jener Anstand, der überhaupt unter allen Menschen mit Herzensbildung gefordert werden kann, und der nichts mit überflüssiger und fader Galanterie zu tun hat und nichts mit Komplimenten. Selbst einfache Männer lassen es in dieser Beziehung selten an dem Nötigen fehlen, viel seltener als unsere jungen Mädchen und jüngsten Herren.

Hier ist wirklich auf der Straße recht oft eine merkbare Abnahme der Höflichkeit zu merken. Ist es nun das Gefühl ihrer jungen Wichtigkeit als Erwachsene oder Erwachsende, oder ist es ein Auswuchs des rücksichtslosen Amerikanismus, der jetzt wie eine Kinderkrankheit durch die Welt geht?

Zu zweien und dreien eingehenkelt kommen unsere Backfische und jüngsten Damen über die schmalen Trottoirs und fordern stolz ihr Jahrhundert in die Schranken, ohne daß es ihnen einfällt, sich auch nur einen Zoll breit einzuschränken zugunsten eines Entgegenkommenden. Mögen es auch viel ältere, ja selbst alte Leute sein, es ist gleich! Mögen sie sehen, wie sie sich an der Rotte Korah vorbeidrücken, mit oder ohne Schaden. Gehen aber solche jungen Ladys gar mit einem Gentleman, er mag aussehen wie er will, so pflegen sie erst recht blind und taub für die Forderungen der Straßenhöflichkeit zu sein.

Es ist überhaupt nicht notwendig, daß man in engen Straßenzügen Arm in Arm geht, wenn man nicht wirklich geführt werden muß. Auf verkehrsreichen, schmalen Wegen stellt so ein fest verbundenes Paar, das sich unter keinen Umständen zu trennen gewillt ist, immer eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen das Straßenpublikum dar, das haben gewiß schon recht viele empfunden. Nur nicht die Betreffenden selber, die in der Seligkeit der jungen Liebe selten die wütenden Blicke der Unbeteiligten merken, oder die einen gelegentlichen Zusammenstoß noch als „Unverschämtheit!“ oder mit einem wütenden „Na!“ quittieren, obgleich sie selber diese Belehrung über den Straßenanstand verdient hätten.

Ein Verstoß gegen die allerelementarste Höflichkeit, den man auch vielfach bei unserer Jugend trifft, ist das naive Mustern der Vorübergehenden, das auch nicht allzu selten mit einer lauten Kritik verbunden ist.

Man soll schon den Kindern diesen häßlichen Fehler von Grund aus abgewöhnen und ihnen immer vorhalten, daß auch den anderen schwerlich alles an uns so gefällt, daß sie nicht auch an uns etwas auszusetzen fänden! Jede boshafte und schnippische Äußerung der Heranwachsenden aber muß strenge gerügt und bestraft werden.

Am besten freilich wirkt in der Erziehung zur Höflichkeit in der Öffentlichkeit das eigene Beispiel. Ein Kind, welches beständig das Kritisieren anderer hört, wird bald mit der eigenen Kritik anfangen, ohne daß die Eltern es überhaupt merken oder als Fehler empfinden.

Auch in Eisenbahncoupés, Straßenbahnwagen usw. wird man oft empfinden, daß gerade junge Damen es an den richtigen Verkehrsformen leider recht häufig mangeln lassen. Das junge Mädchen, das die Füße auf unseren Sitz legt, wenn wir einen Augenblick aufgestanden sind, ist nichts seltenes mehr. Sie sieht uns groß an, wenn wir uns diese Anwendung einer an und für sich recht nützlichen Hygiene verbitten oder unsern Platz unwillig abstäuben. Oder sie steht auf und versperrt die Fensteröffnung nach der Aussichtsseite recht gründlich mit ihrer ganzen Person.

Nicht unsere strebenden Frauen stellen eine Gefahr vor für das Aussterben jener Höflichkeit, die jeder anständige Mensch seinem Nebenmenschen schuldet, sondern eben dieses verzogene, anmaßende Zerrbild des American girl, das überall den besten und breitesten Platz in der Welt beansprucht. Und nur deswegen, weil es da ist, nicht, weil es schon irgend etwas geleistet hat. In späteren Jahren, wenn sein Dasein keine besondere Augenweide mehr für die Menschheit bietet, wird es vielleicht, wenn es so weiter geht, selbst unter dem Mangel der Höflichkeit leiden, an deren Herabsetzung es eifrig geholfen hat. Oder aber es wird seine Kinder wieder zu genau so rücksichtslosen Straßenhelden erziehen!

Unsere jungen Mädchen wollen es gar nicht gerne hören, daß sie als Backfische die weiblichen Flegeljahre verkörpern. Nun, manchmal mag es wohl scheinen, als wenn dieser unbeliebte Übergang in bezug auf die Straßenhöflichkeit sogar noch in weit höhere Jahre mit hinübergeschleppt worden wäre! Schön ist das aber nicht, und auch kein Lob für die mütterliche Erziehungskunst!

Und, so möchte der T. diese paar berechtigten Bemerkungen ergänzen: wer ist der schlimmste Drängler oft an den Eisenbahnschaltern und Theaterkassen, beim Einsteigen in die verschiedenen Bahnen usw.? Du ahnst es nicht, welche männliche Ellenbogenkraft zarte Weiblichkeit bei solchen Gelegenheiten entfalten kann. Und besonders gegen die schwächere, weil vornehmere und feinere Mitschwester.



Glückliche Jugendzeit

„Ist sie wirklich so glücklich?" fragt Karl Spitteler in einer von K. H. Mauser (Basel) herausgegebenen „Festschrift schweizerischer Dichter" zugunsten der Kinderfürsorge. „Ich glaube, wir verwechseln den poetischen Schimmer, den unser Heimweh über die Jugendzeit zurückwirft, mit dem wirklichen Gefühlszustand der Jugend. Unwillkürlich betrachten wir das Kind für einen halben Menschen, Kinderleiden für kleine Leiden, Kinderschicksale für Diminutivschicksale.

In Wirklichkeit ist das Kind, was sein Gemüt betrifft, ein Vollmensch wie wir, mit eben so großem Ichgefühl, mit der nämlichen Leidensfähigkeit. Seine Schicksale sind keineswegs kleiner als die unsrigen; das Kind wird von den Naturnotwendigkeiten und von den Härten der Natur nicht durch Schonung privilegiert, vermag auch durch keine elterliche Fürsorge vor den schlimmsten Erlebnissen der Erwachsenen geschützt zu werden: vor Krankheit, vor Schmerzen, vor chirurgischen Eingriffen, vor Unfällen, Katastrophen und Tod. Ein vierzehnjähriges Kind mit Zahnschmerzen leidet darunter nicht weniger als ein Vierzigjähriger; bei einem Eisenbahnzusammenstoß werden die Kinder nicht gelinder zerquetscht und verspüren dabei nicht geringere Qual als die Erwachsenen.

Im Gegenteil, die Grausamkeiten des Naturweltlaufes treten an das Kind häufiger heran als an den Erwachsenen; es ist öfter krank, fiebert häufiger, erleidet ungleich mehr Unfälle, liefert dem Tode massenhaftere Opfer. Der Natur gegenüber ist das Kind ein Mensch, der sich noch ungenügend angepaßt hat, der sich noch nicht an die Welt zu gewöhnen verstanden hat und ihr daher wehrloser gegenübersteht. Das ist ein sehr ernster, keineswegs zu belächelnder Zustand. Auch sein Gemüt besteht die Proben der Natur und des Schicksals schlechter als der Erwachsene, weil es noch nicht mit langen Zeitläufen zu rechnen versteht, weil es darum den Trost: es wird später wieder besser, nicht versteht, weil es ferner die moralischen und geistigen Trost- und Stärkemittel noch nicht besitzt. Wie oft und wie bitter weint ein Kind! was für eine Verzweiflung beschleicht es bei einem grauen Regentag; wie endlos und hoffnungslos erscheinen ihm die Schulsorgen und Schulplagen! Es hat zwar vernommen, aber es vermag es noch nicht mit dem Herzen zu glauben, daß das jemals aufhören werde; deshalb, weil es das Zeitmaß nicht hat; und es kann das Zeitmaß nicht haben, weil für das Kind der Lebensanfang in mythischer Vorvergangenheit, in einer Art privater Ewigkeit zurückliegt. Und nicht zu vergessen, das Kind erleidet niederschlagende Seelenzustände, von denen der Erwachsene gar nichts mehr weiß. Zum Beispiel die Langeweile, der tägliche Plagegeist des Kindes, das noch nichts aus sich selber herauszuschöpfen hat, alles von außen beziehen muß. Und dann die Furcht! die Angst! Furcht vor Tieren, in den ersten Lebensjahren sogar vor jedem unbekannten Menschengesicht, Angst vor Gespenstern, Angst vor der Einsamkeit oder Fremde, kurz Weltangst, Angst in den Träumen und leider sehr bald und fortan immer mehr Angst vor den Strafen. Ja, die Strafen! Wäre es auch nur darum, daß ein Kind, ein Bub oder ein Mädchen dem ewigen Ermahnen, dem Schelten, den drohenden Strafen im Elternhaus oder in der Schule unterworfen ist, daß es zittern muß, wenn es ‚seine Aufgabe nicht kann', so würde ich das Glück der Jugend bestreiten. Es ist denn doch in der Tat



vom Schlimmsten, was einem Menschen widerfahren kann, daß er in die Lage versetzt wird, vor einem anderen Menschen zittern zu müssen oder sich von ihm schelten zu lassen, ohne das Recht zu haben, ihm zu erwidern.

Kurz, ich bin der Ansicht, die Jugendzeit und vor allem das Kindesalter ist alles andere eher als ein beneidenswerter und glücklich zu preisender Zustand.

Und die Moral davon? Ja, muß denn jede Wahrheit einen Moralschweif haben? Ist denn die Wahrheit ein Angestellter des Erziehungsdepartements? Übrigens wenn man durchaus will, so wüßte ich schon einen Moralschluß zu dem Gesagten: die Kinder öfters trösten, ihnen täglich zeigen und ihnen auch offen gestehen, daß man sie lieb hat, und sie weniger unaufhörlich erziehen, ermahnen, verbessern, tadeln, maßregeln und schelten.

Wir werden in der Jugend viel zu viel gescholten."



Gewalttat

Die einmütige Verdammung, so führte Professor Wilhelm Foerster in einem zu Paris gehaltenen Vortrage (nach der „Ethischen Kultur") aus, mit der man wenigstens theoretisch der Lüge begegne, finde man nicht entfernt in der Beurteilung der furchtbaren Gefahren und der tiefen Übel der Gewalttat. Ja es gebe in gewissen sozialen Schichten sogar eine Art von exaltiertem Kultus der Gewalttat. „Ohne Zweifel ist man einig darin, sie zu bekämpfen und sie fast ebenso entschieden abzulehnen wie die Lüge, da wo es sich um Konflikte oder Übeltaten zwischen Privaten handelt. Aber auf dem Gebiete der sozialen Entwickelung wird die Gewalttat von oben oder unten noch als unvermeidlich betrachtet und um so mehr als gerechtfertigt angesehen, von je größeren Verhältnissen die Konflikte sind, und je mächtiger die in leidenschaftliches Tun sich umsetzende Gemeinschaftsenergie ist.

Wie es in der Tat scheint, ist man von dem Gedanken erfüllt, daß diese Konflikte, um gelöst, und diese Kollektiv-Leidenschaften, um beschwichtigt zu werden, Akte von Gewalt gebieterisch erfordern.

Und doch gibt es keinen wahren Grund, nicht auch für diese Lösungen und diese Beschwichtigungen die Erwägungen der Gerechtigkeit und Weisheit und die Gefühle hoher Großmut anzurufen, die ihre so wohltätige Anwendung schon in einer großen Anzahl sozialer Konflikte finden. Wie ist es nun möglich, daß die kriegerische Form der Gewalttat fort und fort noch gutgeheißen und gepriesen wird, nicht nur von den leitenden Mächten, sondern auch von den Massen?

Was die leitenden Autoritäten anbetrifft, so begehen sie dabei den Irrtum, infolge einer schmerzlichen Verkennung der sozialen Wirklichkeiten zu glauben, daß sie ihre Macht besser sichern, wenn sie dieselbe auf den sozusagen maschinenmäßigen Gehorsam großer bewaffneter Organisationen stützen, während doch die wahrhaften und allein sicheren Grundlagen der Disziplin, der Ordnung und der Achtung in der Weisheit und der sozialen Harmonie beruhen, verbunden mit Güte, Mitgefühl und Großmut.

Nun aber werden und bleiben diese Grundlagen um so mehr geschwächt, je höher der heroische Kultus der Gewalttat gesteigert wird, und diese Schwächung offenbart sich gegenwärtig viel gefährlicher als in den alten Zeiten, in denen die instinktiven Abhängigkeitsgefühle in den Massen noch einen überwiegenden Einfluß besaßen.

Auch die Geschichte, gewissenhaft ausgelegt, wird den leitenden Mächten sagen, daß die Lösungen von Konflikten und Schwierigkeiten durch das Mittel der Gewalttat nur vorübergehende Erfolge und nur scheinbare Beschwichtigungen bringen, gefolgt von noch ernsteren und immer mehr wachsenden Schwierigkeiten

In den Massen hat der Kultus der Gewalttat und der kriegerischen Einrichtungen seine Quelle zum großen Teil in der Freude an den rhythmischen Eindrücken, welche die Menge empfindet angesichts jener großen Vorführung von harmonischer Disziplin und überhaupt von anscheinend harmonischer Gemeinschaft einer großen Zahl von Menschen im Dienste eines anscheinend erhebenden Zweckes. Außerdem lebt in vielen edlen Seelen in der Menge, und hauptsächlich in der Jugend, der begeisternde Gedanke, der die Jahrhunderte erfüllt hat: Dulce et decorum est pro patria mori — süß ist's und glorreich, zu sterben fürs Vaterland. Das ist es, was die Gewalttat für einen Teil der öffentlichen Meinung noch immer erhebt und adelt und ihr die Bestrebungen und Überzeugungen der Friedensleute als vergleichsweise niedrig erscheinen läßt."

Somit werde es eine der größten Aufgaben sein, zu verkünden, „daß unendlich viele Anlässe zu ganz anderen Arten von Hingebung als zu den mit Gewalttat verbundenen in der Menschenwelt vorhanden sind, nämlich zu unablässigen Hingebungen für das Vaterland und die Menschheit, die sich ganz ebenso bis zu dem hohen Entschluß, ja bis zu dem höchsten Glück steigern können, das Leben für das Wohl der Gemeinschaft zu opfern, der man so viel Wohltaten verdankt. Und diese jedem Akt von Gewalt abgeneigten Hingebungen werden sich immerdar als Notwendigkeit herausstellen, andere retten zu helfen und überhaupt an großen Werken der Forschung und wissenschaftlicher wie technischer Arbeit mitzuwirken, insbesondere auch bei der Lösung großer Aufgaben des Schutzes und der Lenkung gegenüber den Naturerscheinungen und den irdischen wie kosmischen Kräften, einschließlich der mikrokosmischen Gewalten.

Endlich wird man, in dem gleichen Gedankengange, imstande sein und die Verpflichtung haben, große Horizonte zu öffnen auch gerade für Arbeiten und Unternehmungen, welche Organisation und Gemeinsamkeit erfordern und in weitem Umfange die Gelegenheit und selbst die Notwendigkeit bieten werden, in der hingebendsten Disziplin auch den rhythmischen Sinn und das harmonische Zusammenwirken zu kultivieren, frei von den alten Schroffheiten hartnäckiger und durch persönliche Eitelkeiten geschärfter Autorität."



Die Religion der neuen Zeit

Die „Christliche Welt" gibt ein Kapitel aus dem Werke Walter Rauschenbuschs „Christianity and the social Krisis" (New York, The Macmillan Company) wieder, das in den Vereinigten Staaten andauernd großes Aufsehen erregt und schon mehrere Auflagen erlebt hat. Türmerleser wird der nachstehende Absatz besonders interessieren:

„Eine auffallende Verminderung zeigt ... die alte Sehnsucht nach dem Jenseits. Wir Neuen glauben auch an Ewigkeit und Unsterblichkeit, aber wir sind nicht mehr weltmüde. Viele von uns wissen noch aus unserer Jugend, wie damals Todesverlangen und Himmelssehnsucht als sicheres Kennzeichen inniger Frömmigkeit galten. Das hat abgenommen. Uns bedeutet das Heil den Sieg über die Sünde und nicht das Entrinnen vor der Hölle. Diese veränderte Stellung verleiht dem ganzen diesseitigen Leben höhere Würde. Es ist nicht mehr eine Last, die man loswerden möchte, sondern ein hohes Gut, das um seiner selbst willen ernster Arbeit wert ist. Die christliche Hoffnung geht nicht mehr ganz auf in der persönlichen Seligkeitshoffnung; es ist jetzt Raum daneben für die soziale Hoffnung.

Ebenso ist das asketische und weltflüchtige Ideal, welches über ein Jahrtausend das christliche Leben beherrschte, fast völlig entschwunden. Naumann schildert in einer seiner Andachten sehr hübsch, wie nach einer begeisterten Lobpredigt über die christliche Ehe in einem protestanti-

schen Dome die unter den Steinfließen begrabenen Heiligen auftauchen und mit erstaunten und langen Gesichtern dies kuriose veränderte Evangelium erörtern. Das mittelalterliche Evangelium ist heute auf den Kopf gestellt. Früher der Preis des jungfräulichen Lebens, heute das Lob der Ehe und der Familie. Früher der Ruf zur freiwilligen Armut; jetzt die Verherrlichung des Christentums, weil es den einzelnen und die Völker kulturfähig und reich macht. Früher wurde mit Begeisterung gepredigt, man müsse den Leib kasteien und das Fleisch durch Hunger und Nachtwachen mürbe machen und abtöten; jetzt wird man eingeladen, sich dem Christlichen Verein Junger Männer anzuschließen, am Turnreck das Fleisch zu stärken und mit Brausebad und Frottierhandtuch die Haut in einen christlichen Zustand zu versetzen. Wenn in kommenden Jahren sich das heutige Evangelium des Individualismus einmal in das Evangelium des Sozialismus verwandeln sollte, so wird dieser Umschwung immer noch nicht halb so gewaltig sein wie der totale Frontwechsel, mit dem das Christentum dem aszetischen Ideal den Rücken gekehrt hat. Noch halten sich aszetische Reminiszenzen in den hochkirchlichen Fastengebräuchen. Noch hört man in der Seelsorge oft den Gedanken, daß Trübsal der sicherste Weg zu Gott sei, und daß nur nationales Unglück ein Volk zum religiösen Leben zurückführe. Das Mißtrauen gegen die intellektuellen, künstlerischen und politischen Lebensäußerungen im deutschen und englischen Pietismus, die Neigung, sich auf die stillen Kreise des Familien- und Berufslebens zurückzuziehen, sind auch noch abgeschwächte protestantische Formen der aszetischen Weltflucht. Die römisch-katholische Kirche, ihren mittelalterlichen Überlieferungen getreu, verherrlicht noch immer den Klosterberuf als die höchste Blüte des religiösen Lebens. Aber wenn ihre mittelalterlichen Heiligen die paar Mönche sehen würden, welche die katholische Kirche in Amerika produziert, würden sie den Totengesang über ihrer Kirche anstimmen und die verstorbene Frömmigkeit mit Jammer zu Grabe tragen. Nicht fort von der Welt, sondern hin zur Welt drängt die Religion der neuen Zeit. Die Religion verbraucht nicht mehr ihre gewaltige Kraft dazu, Menschen aus dem sozialen Leben herauszureißen und von Familie, Eigentum und Staat zu isolieren. Deshalb hat sie jetzt freie Hand, diese Kraft auf die Verchristlichung des täglichen Lebens zu konzentrieren. Sie sucht nicht mehr in getrennten klösterlichen Gemeinschaften das Ideal des christlichen Kommunismus zu verwirklichen. Deshalb sollte sie jetzt das gesamte Gemeinschaftsleben der Menschen christlich umgestalten. Der aszetische Enthusiasmus ist vorbei. Ist damit überhaupt die christliche Selbstaufopferung verraucht, dann bedeutet das einen Reinverlust an Religion, ein Kapitulieren des Christentums an die Welt. Wird dagegen die alte aufopferungsfähige Begeisterung der Religion auf die Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft verwendet, so bedeutet das eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit ..."



Moderne Schulnöte

Aus dem Herzen geschrieben wird vielen Eltern sein, was der konservative „Reichsbote" über dieses immer größere Kreise aufreizende Kapitel schreibt. Wohl wagten sich hier und da Klagen über den Unsegen der modernen „Schulreform" (!) hervor, aber die meisten Eltern sagten: Was sollen wir dagegen machen? Der einzelne könne gar nichts gegen gesetzliche Maßnahmen ausrichten. „Und so fügt sich das Gros der Eltern seufzend und grollend in das Unvermeidliche, in die Neuordnung der Dinge, auch wo der gesunde Menschenverstand und die Erfahrung der Väter und Mütter, die ihrerzeit doch auch eine gute Schule durchlaufen und Jahre auf ihre wissenschaftliche Ausbildung verwendet haben, keinen Sinn und Verstand in den Forderungen des neuen Systems zu entdecken vermag. Entlastung des Schülers und der Hausarbeit und möglichste Aneignung des Bil-

dungsstoffes in der Schule selbst — das war ehedem die Parole, mit der die Schulreform für sich zu werben suchte. Bis jetzt ist aber nichts davon zu merken. Im Gegenteil. Nach fünf- und mehrstündigem Tagesunterricht müssen nach wie vor ebenso lange, umständliche schriftliche Arbeiten zu Hause angefertigt werden, und aus der Ratlosigkeit, mit der auch begabte Kinder, die oben sitzen und gut lernen und auffassen, mitunter dieser häuslichen Aufgabe gegenüberstehen, müssen die Eltern leider den Schluß ziehen, daß die Vorbereitung auf das aufgegebene Pensum in der Schule nur ungenügend war, oder daß die moderne Art des Unterrichts ganz unzweckmäßig ist.

Wie sollte auch eine Entlastung der Schüler stattfinden können, wo die Schulreform z. B. im Mädchenunterricht die Pensa erweitert und die Anforderungen nur noch enorm erhöht hat? *Was für ein Unsinn, was für eine Verkennung der weiblichen Natur* ist es auch, die jungen *Mädchen* in dem Umfange mit *Mathematik* zu plagen, wie es jetzt geschieht. *Wer heckt solche Ideen aus*, und warum wird dieser Forderung einiger extremer Bildungstreiber, die in ihrer Neuerungssucht und einseitigen Lust an abstraktem Theoretisieren anscheinend ganz die Fühlung mit den Lebensrealitäten verloren haben, so willig nachgegeben?

Wie stimmt auch zu dieser Vermehrung der Anforderungen der moderne Hang zur Schulschwänzerei, für die alle erdenklichen Decknamen herhalten müssen? Trotz der Erschwerung des Bildungsganges, trotz der Verschärfung der Pensa diese Vergeudung von Zeit für oft recht entbehrliche Dinge. Alle Augenblicke muß der Unterricht, dessen Kosten beständig erhöht werden, ausfallen, weil Partien gemacht, Museen besucht, Ausstellungen besichtigt werden müssen oder sonst irgendwo sich ein Anlaß zur Freigabe des Unterrichts findet. Wozu muß zum Beispiel der Unterricht in den Berliner Vororten und zumal in den Mädchenschulen ausfallen, wenn das Militär auf dem Tempelhofer Felde eine Parade vor dem Kaiser abhält? Glaubt man wirklich dem Patriotismus zu nützen, wenn man Kinder damit verleitet, sich in das lebensgefährliche Straßengedränge eines solchen Berliner Paradetages hineinzubegeben? In den meisten Fällen werden sie von ihren Eltern gar keine Erlaubnis dazu bekommen — aber der Schultag geht verloren, damit sich vielleicht dieser oder jener Lehrer einmal den Einmarsch ansieht. Von der Parade selbst sehen die meisten rein gar nichts. Und solche Schulausfälle finden statt in dem kurzen Sommersemester, wo erst recht die Zeit ausgenutzt werden müßte, finden statt in unmittelbarer Ferien- und Festtagsnähe, wie zum Beispiel vor Pfingsten, im Vorjahr sogar einmal kurz nach den großen Sommerferien, wo doch wahrhaft in fünf Wochen Zeit genug zur Erholung war. So hat denn eben erst der Himmelfahrtstag einen Ruhetag in die Woche eingeschoben, da muß eine höhere Mädchenschule sofort am Montag vor Pfingsten (8—10jährige dabei) eine ganze Tagespartie an den Müggelsee machen, und das von einem westlichen Vorort aus und in derselben Woche, wo vielleicht noch ein freier Paradetag in Aussicht steht und dann die Pfingstferien wieder winken. Die oberste Schulbehörde hat den Mädchenschulen zu alldem gar noch im Monat einen Extratag zur freien Ausübung ihrer Liebhabereien geschenkt!

Wo soll das noch hin?

Nein, die moderne Schulrichtung überspannt ihr hohles Bildungs- und Freiheitsideal in unzulässiger Weise, und man wird bald die bösen Folgen davon am Volkskörper spüren. Aber wie traurig, wenn dann erst eine ganze Generation davon schwer geschädigt worden ist. Die moderne Schulreform ist damit aber auch auf dem besten Wege, Unfrieden zwischen Haus und Schule zu säen, und nichts könnte unheilvoller für das Gedeihen beider aufeinander angewiesener Institutionen sein. Auch die Lehrmittelfrage gehört noch in dieses Kapitel der erhöhten Anforderungen, mit denen die Schule vielfach die Eltern wahrhaft schikaniert. An jeder Schule andere Bücher, und immer die neuesten Auflagen eines Schulbuches, an dem nur unerhebliche Änderungen, nicht einmal Verbesserungen, vorgenommen worden sind. Und solche

Änderungen fallen den Herausgebern von Lehrbüchern, an denen schon fünf bis sechs weise Schulmänner herumgedoktert haben, merkwürdigerweise fast Jahr um Jahr ein. Die Schulbuchfabrikation scheint von gewissen Pädagogen wie ein geldschmeißender Industrieartikel betrieben zu werden, und die Eltern wissen nicht, wie sie sich gegen diese Zumutungen, die auch im Zeichenunterricht und anderen Nebenfächern auftreten, wehren sollen. Wie ein Souverän verfügt die Schule über die Kasse der Eltern. Altbewährte Schulbücher, die ganzen Generationen die besten Dienste geleistet haben, sind ganz von der Bildfläche verschwunden und durch fragwürdige Neuschöpfungen ersetzt worden, die erst die Probe auf ihre praktische Brauchbarkeit bestehen müssen.

Das etwa sind die Klagen und Bedenken, die von der modernen Schulreform in allen Elternkreisen geweckt werden, welche regen Anteil an dem Schulwohle ihrer Kinder nehmen. Möchten die maßgebenden Instanzen sie beherzigen, und wenn die Hauptsache auch nicht allsogleich von ihnen wieder abgestellt werden kann, so doch dahin wirken, daß wenigstens alle Auswüchse, alle üblen Nebendinge, die nur Ärger und Unfrieden schaffen, möglichst bald gemildert oder ganz beseitigt werden. Wir gönnen gewiß auch den oberen Klassen einen Museumsbesuch oder eine Klassikervorstellung, wir gönnen allen Großstadtkindern ihre Partie. Doch alles im rechten Maße und zur rechten Zeit. Die moderne Schulpartie hat sich aber in den Großstädten schon eher zu einer Plage für Schule und Haus ausgewachsen. Sie findet für den kurzen, ferienreichen Sommer viel zu häufig statt und hat allmählich ganz unzulässige Formen angenommen. Es geht zu weit, schon Kindern von acht Jahren Eisenbahn- und Dampferfahrten auf ganzen Tagestouren zuzumuten, vor allem wenn die Eltern keine Zeit haben sollten, ihre Kinder dabei zu beaufsichtigen und zu beköstigen. Auch beim besten Willen können nicht ein oder zwei Lehrkräfte vierzig so unselbständigen Kindern, die sich noch nicht einmal die schweren Coupétüren öffnen können, an solchen Tagen ausreichend zur Seite stehen oder ihnen die im Großstadtverkehr doppelt nötige elterliche Fürsorge ersetzen. Vielleicht ist diese Frage für Großstädte überhaupt in ein Stadium getreten, wo sie eine andere Lösung heischt, denn die Familien machen schon selbst Sonntags mit ihren Kindern genug Ausflüge. Fort also zunächst mit allen Auswüchsen des modernen Schulbetriebes, wenn die Eltern Zutrauen zur Schulreform gewinnen sollen. Bis jetzt sehen sie nichts von Vorteilen dabei, sondern neigen auf Grund ihrer Beobachtungen eher der Ansicht zu, daß die moderne Schulreform nur ein Wagnis, nur der Anfang eines unheilvollen Experimentes sei, das uns keinen Segen bringen werde.

Mit bangen Herzen sehen die Eltern auf ihre im schnellen Wachstum begriffenen elfjährigen Töchter, die von 8—2 Uhr in der Schule sitzen müssen, dann zu Hause Klavierstunden haben und nach dem Mittagessen noch 2—3 Stunden häusliche Schularbeiten machen müssen. Was soll da aus der körperlichen Entwickelung des Kindes werden? Und wozu diese Schultreiberei? Die Mädchenschulen sollen mit ihren Leistungen an die höheren Knabenschulen hinangeführt werden, um dann einzelnen das Universitätsstudium zu ermöglichen. Darunter müssen alle leiden."

Wie lange noch?!



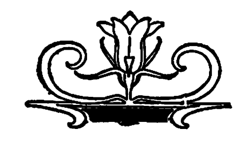
Die Kellnerin

Ein jeder von uns, philosophiert „Beatus Ille" im „März", geht dann und wann einmal ins Wirtshaus. Der eine tut's gern, aus tiefer innerer Neigung, der andere weniger gern, sondern vielmehr, weil er Hunger und Durst hat. Alle aber sind wir gleichmäßig daran interessiert, daß der Ort, wo wir zwischen der Arbeit ausruhen und uns körperlich erfrischen wollen, behaglich sei.

Es mag sein, nein, es ist gewiß, daß im allgemeinen stets der Kellner die höchste Stufe der Exaktheit in der planvollen Bedienung der Gäste erreichen wird. Von einem gutgezogenen Londoner waiter leise und diskret bedient zu werden, von einem klugen und menschenkundigen Manne, der die ergebene Würde des vornehmen Hausbediensteten beherrscht, unsere Wünsche schweigend errät, immer da ist, wenn er gebraucht wird, nichts gehört hat, was er nicht hören soll, taktvoll verschwindet, wenn er überflüssig ist, — ja das ist ein Vergnügen besonderer Art. Aber wie die Dinge liegen, ist es uns selten beschieden, denn der deutsche Kellner erreicht auch in seiner Maienblüte diesen trefflichen englischen Typ äußerst selten. Er ist entweder unangenehm servil, aufdringlich und redselig; oder, wenn er sich für sehr vornehm hält und die Allüren irgendeines renommierten Hauses zu wahren hat, ist er arrogant. Im Durchschnitt bleibt er, trotz seinem oft redlichen und öfter noch drolligen Bemühen, ein formloser Geselle, ein unfreiwilliger Zerrspiegel deutscher Verkehrssitten. Man kann ihm keinen besonderen Vorwurf draus machen. Wir selber sind schuld an seiner Unzulänglichkeit.

Zugegeben: die Kellnerin, wie sie im deutschen Süden umgeht, ist kein Ideal an Verläßlichkeit und Genauigkeit. Sie vergißt, verwechselt, verwurstelt leichter einmal ihre Aufträge. Und doch „bedient" sie besser, nämlich taktvoller. Sie hat von Natur die größere Anpassungsfähigkeit, sie braucht nicht erst servil zu werden, sie kritisiert innerlich weniger als ihr männlicher Kollege, der im stillen längst seine Trinkgeldberechnung gemacht hat und das Maß seines Entgegenkommens nach dem Stiefelschnitt des Gastes bemißt. Die Kellnerin wird die erlesenste Form der sachlichen und sachkundigen Bedienung nie erreichen, wird nie recht fachmenschlich sein. Aber sie bleibt eben deshalb mehr bei ihrer Sache, bleibt natürlicher, umgänglicher und liebenswürdiger. Mag sein, daß wir männlichen Gäste das deutlicher spüren als die weiblichen, daß unsere instinktive Sympathie fürs andere Geschlecht da mitspricht. Schließlich sind wir doch in ganz anderem Maße aufs Wirtshaus angewiesen als die Frauen, wobei ich weniger an den abendlichen Stammtisch denke als an die Notwendigkeit, auf Reisen und im täglichen Beruf öffentliche Lokale aufzusuchen.

Diese kleinen Mängel in der weiblichen Bedienung aber, dieses Fehlen des rein Geschäftsmäßigen, — das ist es gerade, glaube ich, was uns die öffentliche Abfütterung erträglich und bis zum gewissen Grade sogar behaglich macht. Ich empfand den Unterschied unangenehm genug, als ich kürzlich ein altes Café in München nach Jahren wieder betrat. An Stelle der Theres und der Anna, die einen mit „Grüß Gott!" willkommen hießen, eilten geschäftige und geschniegelte Herren in weißen Jacken von Tisch zu Tisch. Das Lokal war großstädtisch umfrisiert worden, erglänzte von Spiegeln und bronzierten Kronleuchtern, war nun so richtig öde. Ich gehe nie wieder hin. Denn gottlob: noch gibt es ja rund um die Frauentürme und auch anderswo im Süden stille Plätze genug, wo das weibliche Element sein altes Recht behauptet und ein gewisses häusliches Behagen auch im schnöden Wirtshause schafft. Wie heißt es doch in einem ernsten Werke über die sexuelle Aufklärung der Jugend sehr richtig? „Mit leiser Stimme und sanfter Hand führt die liebende Frau den ungestümen Mann zu heiterer Anmut!" — Na also!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zivilisation und Kultur

(Vgl. S. 197, Heft 8, und S. 499, Heft 10)

Mit Kulturopfern bezahlen wir nach dem inhaltreichen Essay des Dr. Wilhelm von Medingen (S. 197) unsere freiheitliche Entwicklung und unsere modernen Errungenschaften. Das trifft allerdings für unser heutiges Leben zu, aber nicht weil es naturnotwendig so sein muß, sondern weil wir einen wesentlichen Faktor in der modernen Zeit ganz vernachlässigt haben: wir haben Zivilisation lange mit Kultur verwechselt, wir haben über der Zivilisation die Kultur ganz vergessen. Zivilisation und Kultur verhalten sich zueinander wie Verstandesbildung und Herzensbildung. Zivilisation ist höchste Verstandesausbildung, ist Ausbildung von Wissen und Scharfsinn, ist Erraffen und Aneignen von Erfahrungen und Wissensstoffen in der Richtung auf Macht und auf Kraft des Geistes, auf äußeren Erfolg, auf höchste Klugheit; hier die innere Leere der Verstandesbildung. Kultur ist höchste Herzensbildung, ist lebendiger Glaube und Gemütstiefe, ist Verarbeitung der Erfahrungen und der Wissensstoffe in der Richtung auf Tugend und Adel der Seele, auf innere Veredelung, auf höchste Weisheit; hier die innere Kraft der Gemüts- und Herzensbildung. Dort Verstandesbildung, hier Gemüts- und Herzensbildung; dort die Macht des äußeren Erfolges, hier die Macht des inneren Seelenadels. Vergrößerung der Zivilisation hat nicht notgedrungen eine gleichzeitige Einbuße an Kulturwerten zur Folge. Sondern nur bei einseitiger Betonung der äußeren Seite des Erfolges („Wissen ist Macht"; Geldmachen um jeden Preis) verkümmert notwendigerweise die kulturelle Seite, der innere Adel im Menschen. Wissen, Wissenschaft (lebendiges Wissen, welches neues Wissen aus sich hervorbringt) und Zivilisation sind dem Glauben, der Religion und der Kultur untergeordnet; sie sind im Menschen nur der Born, aus welchem die Kultur als lebendiger Quell fließen soll, sie sollen immer neue Quellen der Kultur fassen und erschließen, ein erhabener Bronn von Wassern des Lebens. Zivilisation erweitert und verbreitet die Erkenntnisgebiete; Kultur vertieft diese und gibt ihnen die Richtung auf das Ewige. Zivilisation und Kultur sollen so in lebendiger Wechselwirkung zueinander stehen, derart, daß zwar Kultur das Höhere von beiden ist, beide sich aber gegenseitig emportreiben. Dient die Zivilisation dem Menschen nicht dazu, die Kultur zu vermehren, dient sie lediglich den äußeren Zwecken der Macht und des Erfolges, nicht aber den tieferen Zwecken innerlicher Veredelung, dann verschüttet die Zivilisation den lebendigen Quell der Kultur; dann bezahlen wir allerdings mit Kulturopfern die modernen Errungenschaften und die freiheitliche Entwicklung der Zivilisation; wohlgemerkt aber nur bei einseitiger Ausbildung der Verstandeskräfte, des Wissens und

der Zivilisation auf äußere Macht hin. „Die Vollendung des Menschen und sein einziges Vorbild“ ist aber in der Tat nicht höchster Erfolgs- und Verstandesmensch, sondern „das in der Sphäre der Kunst und Schönheit, des philosophischen Gedankens und des religiösen Gemüts schöpferisch tätige und schaffende Genie“. Es gilt, die niederen Triebe des Intellekts durch die Erhebung der moralischen Persönlichkeit im „Stirb und werde“ niederzuzwingen. Zivilisation muß sich in Kultur umformen oder muß vielmehr der Kultur den Weg bereiten; Intellekt und Gemüt müssen sich in lebendiger Wechselwirkung gegenseitig emporheben. So erhebt sich der Mensch zur höchsten Stufe des Edelmenschen (Herrenmenschen). Der Grundzug eines solchen Edelmenschen (Herrenmenschen) — dieser im Gegensatz zum Erfolgs- und Geschäftsmenschen (Unternehmer) — beruht notwendigerweise auf Gnade und auf Demut; auf Gnade, weil die großen Erkenntnisse dem Edelmenschen aus dem Quell seiner innerlichen Kultur ohne sein Zutun selbsttätig hervorbrechen; auf Demut, weil der Edelmensch sich dabei seiner Kleinheit immer voll bewußt bleibt. Ein wesentlicher Grundzug ist aber doch noch ganz außer acht gelassen, das ist die Würdigkeit. Der Mensch muß sich der Gnade würdig erweisen durch treue innere Arbeit an sich selbst; ohne solche innere Arbeit wird ihm die Gnade nicht rein zuteil. Daß die Religionen diesen wesentlichen und grundlegenden Grundzug der Würdigkeit und der selbsterneuernden Arbeit gänzlich außer acht lassen und die Gnade ganz in den Vordergrund stellen, so daß die Notwendigkeit der Würdigkeit dagegen ganz zurücktritt, das ist meines Erachtens ein schwerer Mangel und eine Entwertung der Religionen. Sind wir uns aber dessen bewußt, daß alles Wissen, alle Bildung des Verstandes und des Intellekts und alle Zivilisation nur dazu dienen darf, unsere Herzens- und Gemütsbildung in wahrer Kultur immer tiefer und edler zu gestalten, damit das Göttliche aus unserer Seele in immer reinerem und vollerem Strahl hervorleuchten und hervorbrechen kann wie ein lebendiger Lebensquell, der seinerseits neu befruchtet und heiligt, und daß wir der Gnade uns erst durch treue innere Arbeit würdig machen müssen, dann ist Zivilisation nicht mehr der Todfeind der Kultur, sondern ihr Wegbereiter. So gelangen wir zu einer reinen freiheitlichen Entwicklung, zu einem erhabenen guten Willen. — Von diesem Punkt aus verstehen wir nun auch die „Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer“. Die ausschließliche einseitige Ausbildung des Intellekts bei völliger Vernachlässigung des Gemüts ließ den modernen Menschen seine innere Freiheit verlieren. Er verlor seine Herrennatur, er wurde zum Erfolgs- und Geschäftsmenschen, zum Unternehmer. Zum Herrenmenschen kann sich aber jeder Mensch, ob hoch, ob niedrig, nach dem ihm gewordenen Pfunde emporarbeiten, wenn er sich die innere Freiheit erringt und innerlich erarbeitet, wenn seine Herzens- und Gemütsbildung im Streben nach äußerer Freiheit und Macht nicht durch leeres Wissen und kalten Geschäftssinn ertötet wird. Er wird so erst in Wahrheit ein Kulturmensch. Je größer sein innerer Adel (Intellekt und Gemüt in lebendiger Wechselwirkung) wird, auf eine desto höhere Stufe des Menschentums hebt er sich dann empor.

„Der Reiz zu leben“ liegt nicht „in der Ungleichheit der Schicksale“, sondern im schöpferischen Schaffenstriebe (hieraus ergibt sich auch das Niederdrückende maschinenmäßiger Fabrikarbeit). Die Überwindung der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, des Leides, der Genußsucht, niederer Triebe stärkt die Schaffenskraft. Die innere Gewißheit, daß der Mensch emporsteigen kann, wenn er selbst sich dessen durch treue Arbeit und treues Schaffen würdig macht: das ist die beseligende und befreiende Kraft, die den Menschen einem immer höheren Ziele entgegentreibt. Hier die Herrennatur im Menschen, die die innere Veredelung über alles stellt. Daß dem Menschen bei festem Willen aus übergroßen Widerständen übermenschliche Fähigkeiten erwachsen, das steht außer allem Zweifel. Andrerseits erwachsen die Edelkräfte im Menschen nur in der Stille, in Harmonie und Ruhe; in harter Fronarbeit ums tägliche Brot, die dem Menschen keine Zeit zur Selbst-Einkehr läßt, muß die Edelnatur in jedem Menschen verkümmern (desgleichen auch im Müßiggange). Die Edelnatur in

jedem Menschen zu erwecken, das ist das neue Ideal, das ist die Grundbedingung für eine Gesundung und Heiligung des Menschengeschlechtes. Jeder Mensch ein Tempel Gottes, jeder Mensch ein lebendiger Born göttlichen Geistes, der der Erschließung harrt. Das ist die wahre Herrennatur im Menschen, die den Menschen weit über den Nietzscheschen Übermenschen erhebt, welch letzterer zum wahnwitzigen „Übermenschen" entarten muß, jeder Ehrfurcht vor Göttlichem und Heiligem bar. Das ist der Gott-Mensch, das Mensch-Ideal. Hier der erhabene gute Wille in reinster Klarheit in Schiller-Fichte-Schopenhauerscher Auffassung, nur weiter verklärt zu göttlicher Reinheit. So wird uns „das Leben aus einem Gewerbe wieder zu einer Kunst", so wird der Mensch aus einem Unternehmer wieder zu einem Herrenmenschen, aus einem Erfolgs- und Geschäftsmenschen wieder zu einem Edelmenschen.

Hier das neue Kulturideal der Menschheit. Eine Überflutung der Persönlichkeit durch die Massen ist dann nicht mehr zu befürchten. Es bildet sich vielmehr eine lebensvolle Menschengemeinschaft. Nicht Kosmopolitismus, sondern organisch gegliedertes Menschentum, gegliedert in Familien, Kreise, Stämme, Völker. Nicht eine einförmige Masse, sondern ein vielgestaltiger Organismus der Menschheit.

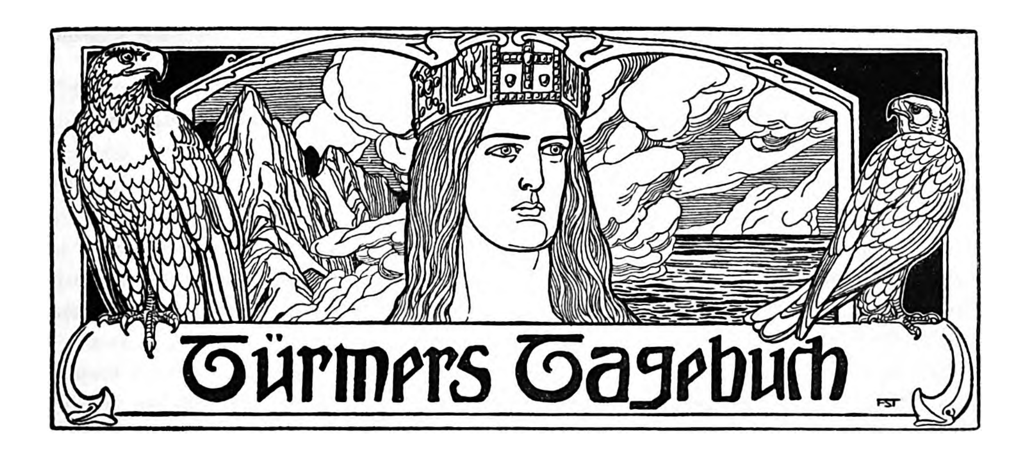
Geniale Epochen waren vorwiegend unpraktisch und mehr idyllisch-weichlich (das Goethesche Zeitalter); dagegen ist „in unserer wirtschaftlichen Zeit das Streben ganz auf Güter der Zivilisation gerichtet". Einseitige Ausbildung der Kultur oder der Zivilisation führen notgedrungen zu solchen Erscheinungen und zur Halbheit. Eine lebensvolle gegenseitige Durchdringung beider, der Zivilisation und der Kultur, führen hingegen zu dem idealen Zustand eines starken Kulturvolks.

Zeiten mußten vergehen, bis das Menschengeschlecht sich dessen bewußt geworden ist, daß der Mensch eine Seele hat, daß es nicht bloß eine Verstandesbildung, sondern auch eine Gemütsbildung gibt, daß die höchste Ausbildung des Intellekts nach der Macht- und Erfolgseite hin nicht der einzige Lebenszweck des Menschen sein kann, sondern daß die innere Veredelung des Gemüts zu einer moralischen Persönlichkeit, zu einer Persönlichkeit mit erhabenem, gutem Willen das alleinige Lebensziel ist, das allein dem Leben erst vollen und wahren Wert verleiht. „Der Schrei nach Kultur, der heute immer lauter ertönt", ist die gewaltige Sehnsucht nach dem Göttlichen, die sich durchringen und das Menschengeschlecht heiligen wird; es ist nicht „der sehnsüchtige Ruf eines Kranken nach dem entschwindenden Leben", sondern ein Siegesruf, der jetzt erst leise anhebt, aber zu brausender, alles bezwingender Sphärenharmonie voll allgewaltiger Ewigkeitsakkorde anschwellen wird. Es ist die Morgenröte einer neuen Zeit mit einem neuen Ideale, einer neuen Zeit, die einem neuen Kulturideale entgegenstrebt: dem Ideale, daß das Menschengeschlecht die Bestimmung hat, sich in treuer Arbeit emporzuarbeiten zu einem Herrenmenschentum, zu innerem Seelenadel. Hier ein neues Menschheitsideal, welches jedes Menschenherz wieder mit Adel und Freude zu erfüllen vermag, welches den Menschen wieder aus dem Staube zum Edelmenschen emporhebt.

Schaffen und helfen wir, daß jeder Mensch, ob hoch, ob niedrig, in treuer innerer Arbeit zum Edelmenschen, zum Herrenmenschen sich emporarbeitet. Mehr als Gedankenfreiheit tut dem Menschen jetzt Seelenfreiheit not. Schaffen wir den Seelen Freiheit, daß sie im Emporringen ihre Schwingen entfalten können dem Ewigen entgegen!

Deutsches Volk, gedenke deiner Adels-Bestimmung! In hoc signo vinces. K. W.





Nach geschlagener Schlacht — Die große Tatsache — Unsere Intellektuellen — Unheimliche Propheten

So ist es also gekommen, wie es kommen mußte. Wenn wir nämlich unserer Rechnung nicht die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit zugrunde legen, sondern die realen Machtverhältnisse. Daß in Wirklichkeit der Geist des Feudalismus und Klerikalismus im offiziellen Preußen-Deutschland noch immer der herrschende ist, bei jeder ernstlichen Machtprobe obsiegen muß, ist am Ende keine Entdeckung von heute morgen. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die Vertreter dieses Geistes in der Minderheit sind, daß sie, in nüchternen Ziffern ausgedrückt, zu den Andersgesinnten sich allerhöchstens wie vier zu sieben verhalten. Wo verbürgt denn überhaupt Mehrheit an sich schon Herrschaft? Aber Feudalismus und Klerikalismus verfügen eben über die parlamentarische und damit die maßgebende Mehrheit.

Eine Zufallsmehrheit freilich, die von heute zu morgen sich in die Minderheit wandeln würde, wenn sie der Feuerprobe neuer Wahlen ausgesetzt würde. Aber dieses „Wenn" tritt eben nicht ein, und *daß es nicht eintritt, beweist erst ihre eigentliche Stärke.* Denn es beweist, daß ihre Herrschaft sich nicht so sehr auf die Stimmen der Wähler gründet, sondern auf ganz andere Faktoren, auf Faktoren, die unabhängig sind vom Willen und vielleicht auch von den Interessen des Volkes...

Die Schlacht ist geschlagen, und die Barden der verschiedenen Lager haben ihre Harfen gestimmt. Heldenlieder sind's freilich nicht, die sie ihnen entlocken konnten. Einer Not des Landes sei abgeholfen, meint immer noch optimistisch genug der Herausgeber der „Täglichen Rundschau", „und doch will selbst bei den Mehrheitsparteien ... kein rechtes Gefühl der Befriedigung oder Genugtuung aufkommen, noch kann den Bewilligern der Steuern für ihre Leistung ein aufrichtiger Dank abgestattet werden. Diese Steuerbewilligung ist eine Reform unter Ausschaltung der Reformgedanken, und ihr haften so viele Mängel der Überhastung und Parteisucht an, daß sie am Tage der Geburt schon nach Reparatur schreit. Haben doch selbst die Regierungsvertreter die ... angenommenen Steuern nur

mit Kennzeichnungen wie unannehmbar, kaum annehmbar, unvollkommen, höchst mangelhaft, sehr bedenklich, zu empfehlen gewußt! Was die Reform bringen sollte, eine klare Grenzlegung zwischen den Finanzen des Reichs und denen der Einzelstaaten, ist nicht erreicht, kaum ernstlich angestrebt worden; das Reich wird auch in Zukunft den Bundesstaaten auf der Tasche liegen müssen. Und ferner ist schon heute klar, daß dieser Reichsfinanzreform eine zweite folgen wird, schon weil die bewilligten 500 Millionen nicht einkommen werden. Von Schuldentilgung und finanzieller Rüstung des Reichs für den Kriegsfall ganz abgesehen. Wenn diese zweite Reform kommt, so kommt auch trotz aller Beteuerungen des Herrn Heydebrand (konservativen Wortführers) die Forderung nach einer allgemeinen Besitzsteuer wieder, und die Erbanfallsteuer wie das Gesetz über das Erbrecht des Reichs erleben Urständ. Dann wird man nicht zum zweiten Male mit dem Familiensinn und dem allgemeinen Stimmrecht operieren können; denn dann hat das Zentrum nicht mehr nötig, die Konservativen aus taktischen Gründen gegen die Überzeugung seiner eigenen Leute zu unterstützen, weil es dann keinen Block mehr zu sprengen und keinen Bülow zu stürzen gibt ...

Selbst die konservativen Sieger können sich ihres Sieges nicht freuen, denn es liegen zu viele Leichen auf dem Schlachtfeld. Zunächst der Kanzler selbst. Herr v. Heydebrand hat eine große oratorische Kunst aufgeboten, um zu beweisen, daß die Stellungnahme der Konservativen gegen den Kanzler notwendig und nicht von bösen Absichten begleitet war; aber er hat doch nicht zu leugnen vermocht, daß der Kanzler sein Amt verläßt, weil die Konservativen ihm das Verbleiben auf seinem Posten unmöglich gemacht haben, da sie seine Schöpfung, den Block, zertrümmerten, sich mit dem Zentrum verbündeten und ihm die Erbanfallsteuer weigerten, obwohl er ihnen am 12. April ausdrücklich erklärt hatte, daß er von der Annahme dieses Gesetzes sein Ausharren im Amte abhängig mache. *Fürst Bülow ist vom Zentrum durch die Konservativen gestürzt* worden — an dieser *geschichtlichen Tatsache, die Fürst Bülow selbst bestätigt*, ändern weder die Redekünste des Herrn v. Heydebrand etwas, noch die kühnen Behauptungen gröberer Patrone, die im Volksdemagogenton die Schuld einfach den Liberalen zuschieben und also dem angeblich von ihnen so hochverehrten Staatsmann insinuieren, daß er über die Gründe seines Abgangs selbst nicht im klaren sei. Wir wissen wohl ..., daß zum Sturze des Fürsten Bülow mehrere Strömungen beitrugen, und daß er den Konservativen allein nicht hätte zu weichen brauchen — aber die Hauptakteure bei seinem Sturze waren die Herren Heydebrand und Genossen, oft freilich vom Zentrum geschoben, wo sie allein zu handeln glaubten. Es wird noch die Zeit kommen, wo die *Kulissenvorgänge* dieser Reichsfinanzreform und dieses Kanzlersturzes geschrieben werden, und dann wird die heutige Rede des Herrn v. Heydebrand eine eigenartige Illustration erfahren.

Der Kanzler geht; seine Regierung aber bleibt und der Bundesrat auch, trotzdem beide in diesen Tagen eine unabsehbare Einbuße an Autorität erlitten haben. Die ‚Verbündeten Regierungen‘ zahlen ihre Umfälle, ihre Beugen unter das Diktat der Mehrheit, das der Etablierung einer Parlamentsherrschaft nahe-

kam, mit einer Verminderung ihres Ansehens, die in unserer autoritätsbedürftigen Zeit doppelt bedauert werden muß. ... Als den schwersten Schaden aber erblicken wir die Außerachtlassung der Gerechtigkeit bei dieser antisozialen Gesetzgebung. Die Belastung des Volkes mit mehr als 400 Millionen Konsumsteuern hätte durch eine allgemeine Besitzsteuer gerechtfertigt werden müssen, die Mehrheit aber wälzte ihre sogenannten Besitzsteuern nur auf einzelne Klassen ab. Derartiges verträgt ein Volk, dem das allgemeine Stimmrecht gegeben ist, nicht, und die Sozialdemokratie wird der bürgerlichen Gesellschaft wieder mit dem Scheine eines Rechtes entgegentreten können. Unsere Rüstung gegen die Umsturzpartei zeigt eine Blöße, weil unser Gewissen nicht mehr frei ist ..."

Kräftiger — ich muß hier schon die „Harfe" fallen lassen — stößt Herr von Gerlach in der „Welt am Montag" ins Horn. Warum, so fragt er, wenn es Bülow so bitter ernst war um die patriotische Pflicht der Finanzreform, — warum konnte er im Winter 1907/08 seinen Patriotismus so energisch bezähmen? „Damals war die Finanzreform genau so nötig wie ein Jahr später. Schon damals steckten wir bis über die Ohren drin in der Pumpwirtschaft. Aber damals sagte Bülow denen, die zu Finanzvorlagen drängten: Finger davon! Er ahnte, daß der Block die Finanzreform nicht überleben werde. Die Liebe zum Block legte seinem patriotischen Finanzreformeifer Zügel an. Jetzt stöhnt man über die 1½ Millionen Schulden, die jeder Tag der Zögerung dem Reiche bringt. Damals konnte man dem Reiche vielehundert Millionen ersparen. Aber dann hätte ja der Block und Bülows Kanzlerschaft schon ein Jahr früher ihr Ende finden können! ...

War Bülow ein Charakter, so mußte er dem Kaiser das Ultimatum stellen: Reichstagsauflösung oder sofortige Demission! Wäre er ein charakterloser Mensch, so hätte er sich dauernd der neuen Mehrheit angepaßt. Seine Naturanlage trieb ihn dazu, die Diagonale zwischen Charakter und Charakterlosigkeit zu suchen: er wurde befristeter Reichskanzler.

Die Folge davon ist Verwirrung und Blamage ohnegleichen. Wir haben keine Regierung mehr, wir haben nur noch Regierungsvertreter. Spricht einer dieser Regierungsvertreter von dem ‚Standpunkt' der Regierung, so erhebt sich so brüllendes Gelächter, daß er nicht mehr weiterreden kann. Erklärt ein anderer Regierungsvertreter, die Regierung müsse dies und das als unannehmbar bezeichnen, so wird ihm prompt erwidert: ‚Dann wird sie es also in der dritten Lesung akzeptieren.' So offen wird mit den Herren Regierungsvertretern im Reichstag Schindluder getrieben. Und sie können sich nicht dagegen wehren. Sind sie doch selbst schuld daran, daß niemand ihre Worte ernst nimmt. Wer einmal die Nachlaßsteuer für die conditio sine qua non der Finanzreform erklärt und dann alles daransetzt, um die Finanzreform ohne Erbschaftssteuer durchzudrücken, dem glaubt man nicht, auch wenn er einmal zufällig die Wahrheit spricht. Wer heute die Kotierungssteuer in den Abgrund der Hölle verdammt und morgen die zur Talonsteuer umgetaufte Mißgeburt liebevoll in seine Arme schließt, dem kann auch der zahmste Hansabündler nicht bescheinigen, daß er den kaufmännischen Kardinalsatz von ‚Treu und Glauben' hochgehalten habe.

Wir haben keine Regierung mehr, wir haben nur noch Regierungsvertreter, die es samt und sonders verdienen, mit dem Blockkanzler zugleich aus der politischen Zeitlichkeit abzuscheiden. Der eine blamiert sich so, der andere anders, aber blamieren tun sie sich alle. Ob der eine die Brände als Motiv für die Zündhölzchensteuer anführt, ob der andere es nicht für Aufgabe des Reichs erklärt, den Alkoholismus zu bekämpfen, ob der dritte die reaktionäre Mehrheit anfleht, daß es einen Hund jammern könnte: ‚Erschweren Sie uns die Situation nicht dadurch, daß Sie uns immer weiter zu Konzessionen zu drängen suchen, die wir mit unserem Gewissen nicht vereinbaren können', der Eindruck bleibt immer gleich vernichtend.

Die Vertreter der sogenannten Regierung blamieren sich. Darauf käme am Ende wenig an. Aber sie diskreditieren gleichzeitig das Deutsche Reich. Das wiegt schwer.

Wenn es überhaupt noch ein erfreuliches Moment in dieser jammervollen Situation gibt, so ist es das: hier handelt es sich nicht bloß um eine Blamage der augenblicklichen Regierungsvertreter, hier handelt es sich vielmehr um den Zusammenbruch des ganzen deutschen Regierungssystems. Nicht das ist das eigentlich Schlimme, daß uns jetzt 500 Millionen unsinniger Steuern von den Konservativen und dem Zentrum aufgezwungen werden. Das Schlimmste ist, daß uns Parteien mit gemeinschädlichen Gesetzen bedenken, die gar keine offizielle Verantwortung dafür tragen. Hätten wir es nicht mit dem Scheinkanzler Bülow, sondern mit dem Kanzler Heydebrand und dem Vizekanzler Spahn zu tun, so wüßte das deutsche Volk wenigstens, wem es die Verantwortung aufzubürden hat.

Auch parlamentarisch regierte Staaten haben nicht immer gute Regierungen. Aber sie haben wenigstens immer eine Regierung. Ist sie schlecht, so kann sie vom Volke zur Verantwortung gezogen und gestürzt werden. Wir sind hilflos der Regierung ausgeliefert, die uns eine unverantwortliche Stelle aufoktroyiert. Und beliebt es dieser Stelle, uns zeitweilig an Stelle der Regierung nur das Trugbild einer Regierung aufzunötigen, so können wir auch nichts machen."

Doch, meint der „Vorwärts", das Bürgertum könnte schon was dagegen machen, wenn es nur den ernstlichen Willen, den Mut dazu hätte. An dem mangle es aber sehr. Ganz anders die Konservativen: „Herr v. Heydebrand, der ‚heimliche König von Preußen', der in Wirklichkeit erreicht hat, was Wilhelm II. wie Fürst Bülow vergeblich erstrebt haben: zugleich Kaiser und Kanzler zu sein, Herr v. Heydebrand hat im Reichstage gesagt: ‚Die Partei, die nichts anderes für sich hätte und für ihre Macht als die formalen Bestimmungen eines Wahlgesetzes, würde auf die Dauer doch keinen festen Grund haben.' Der konservative Führer hat recht! Die parlamentarische Macht der Konservativen und des verbündeten Zentrums ruht allerdings auf den formalen Bestimmungen eines Wahlgesetzes, auf der Ungerechtigkeit der Wahlkreiseinteilung im Reiche, die es zuläßt, daß die Erwählten von vier Millionen die von sieben Millionen überstimmen. Sie beruht auf den Bestimmungen des preußischen Dreiklassenwahlrechts, das die Gegner der Junker zu einer hoffnungslosen Minorität verewigt, das ihnen die Herrschaft in Preußen, die preußische Verwaltung und Regierung

und damit die Führung im Bundesrate gewährt. Wenn aber diese Bestimmungen zu ‚so festem Grunde' werden konnten, daß die Partei, die im Reichstag 63 Mandate besitzt, ihren Willen als oberstes Gesetz dem deutschen Volke auferlegen kann, dann trägt die Schuld das deutsche Bürgertum, das immer wieder die Arbeiter im Stiche läßt, wenn es den entscheidenden Kampf gilt. Nie hätte Herr v. Heydebrand sein gewagtes Spiel gegen das deutsche Volk gewinnen können, hätte er nicht die Gewißheit gehabt, daß seine bürgerlichen Gegner es bei ohnmächtigen Protesten bewenden lassen, daß sie sich der parlamentarischen Zufallsmajorität beugen und eher das Junkerjoch sich auferlegen, als von der parlamentarischen Majorität den Appell an die überwältigende Majorität des Volkes zu wagen ..."

Nicht erkämpfen, erlisten möchte das Bürgertum sich die Macht, und so werde es immer wieder zum Besiegten, weil es die Macht wolle ohne den Mut der Mittel, die zum Ziele führen.

So seien die Vertreter des deutschen Proletariats allein geblieben in diesem langen Kampfe: „Sie blieben allein im Beginn, als die bürgerlichen Parteien sich weigerten, den Kampf gegen die neue Belastung der arbeitenden Klassen aufzunehmen. Sie blieben allein, als es zu Ende ging, als der schwarze Schnapsblock seinen Sieg in Sicherheit bringen wollte, und als es den Versuch galt, ihm im letzten Moment den Sieg zu entreißen. Die Reichstagsauflösung wäre zu erzwingen gewesen, wenn die sozialdemokratische Fraktion, die zum Kampfe bereit war, die immer wieder versuchte, der Durchpeitschung der Steuern entgegenzutreten, von den liberalen Parteien die für den Erfolg unentbehrliche Unterstützung erhalten hätte. Sie blieb versagt; denn lieber ertragen deutsche Liberale die härtesten Unbilden von oben, bevor sie es wagen, sich den Unteren anzuvertrauen. Lieber politisch in die Knechtschaft zurückstürzen, als mit dem gefürchteten Proletariat im Bunde zu siegen, das ist der bürgerlichen Weisheit letzter Schluß gewesen, wie immer, so auch heute." Herr v. Heydebrand habe recht: nicht die formalen Bestimmungen des Wahlgesetzes allein, das Versagen des deutschen Bürgertums sei es, „das die Junker zu Herren Deutschlands macht". Die bürgerliche Feigherzigkeit, die, um die Macht zu gewinnen, nicht den Einsatz der politischen Befreiung wage, das sei der Grund des deutschen Jammers.

„Was aber kann diesen Jammer besser beleuchten als die unglaubliche Tatsache, daß die schon durch ihr Ausmaß beispiellose und durch ihre sozial verderblichen Wirkungen einschneidendste Steuervermehrung zustande gekommen ist ohne eine Regierung, die dafür die politische Verantwortung tragen will! Zwischen liberalen und konservativen Blättern ist eine heftige Fehde darüber entbrannt, ob Fürst Bülow die Finanzreform verantwortlich unterzeichnen soll oder nicht. Kann die Jämmerlichkeit unseres Konstitutionalismus noch heller beleuchtet werden? Unterzeichnet Fürst Bülow, so verleugnet er selbst den Sinn seiner Demission, die ja bedeutet, daß er die Verantwortung für das Werk des Schnapsblocks nicht übernehmen kann; vollends lächerlich wirkt aber die Unterzeichnung durch einen neuen Mann, der nachträglich verantworten soll, worauf er keinen Einfluß genommen hat."

In Wirklichkeit zeige dieser Streit, daß die angeblich über den Parteien

stehende Regierung gar nicht existiert, nie existiert hat. Doch wäre es sehr gefehlt, deshalb von Parlamentsherrschaft zu sprechen. Was wirklich sei und bleibend, das sei „die Herrschaft der Junker“, und nur das Instrument dieser Herrschaft wechsele: „In normalen — für Deutschland normalen — Zeiten herrschen sie durch die Krone und durch die Regierung. Lockert sich aber diese Herrschaft einen Moment lang, so stürzen sie die Regierung durch das Parlament, wie sie umgekehrt das Parlament auflösen lassen, wenn es ihnen für die Erfülung ihrer Forderungen nicht mehr geeignet erscheint. Und nur das unterscheidet die politischen Perioden voneinander, ob die Junker ihre Herrschaft stützen lassen von klerikalen oder liberalen Helfern!“

Man habe das deutsche Regierungssystem Scheinkonstitutionalismus getauft. Man solle es besser Scheinabsolutismus nennen. Denn selbst das „persönliche Regiment“ sei bloße Form. Dahinter verberge sich aber als Wirklichkeit „der Absolutismus der Junker, der als fester Grund bleibt, wie immer auch die Oberfläche zu wandeln sich scheint“.

Wie lange noch? fragt das sozialdemokratische Zentralorgan. Selbst zur Konfliktszeit anfangs der sechziger Jahre, als der Fortschritt der Regierung fortgesetzt das Budget verweigerte, habe das liberale Bürgertum jeden Gedanken, an Stelle des Dreiklassenwahlrechts ein weniger plutokratisches zu setzen, entrüstet von sich gewiesen. Denn damals sei es selbst vorübergehend von dem bestehenden Wahlrecht begünstigt worden. Bei Überreichung einer Dankadresse an die fortschrittlichen Abgeordneten Berlins sagte damals von Unruh: „Nach dem klaren Inhalt von Artikel 115 der beschworenen Verfassung ist die Wahlverordnung vom 30. Mai 1849 ein integrierender Teil der Verfassung geworden. Jede Änderung der Verfassung im Verordnungswege ist also unleugbar ein Verfassungsbruch.“ Friedrich Wilhelm IV., bemerkt in Parenthese der „Vorwärts“, hatte sich nämlich später den Scherz gestattet, die von ihm selbst gewaltsam oktroyierte Verfassung feierlichst zu beschwören.

„Das Drängen der Arbeiter nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht fand selbst bei den entschiedensten Fortschrittsmännern taube Ohren; man behauptete, die Masse müsse für ein solches Wahlrecht erst erzogen werden. Das Mißtrauen gegen die Arbeiterklasse, mehr eine Folge des bösen sozialen Gewissens der Bourgeoisie, als der Haltung der Arbeiterklasse selbst, die damals ja noch im Schlepptau des Bürgertums segelte, ließ die Bourgeoisie zu keinem ernsthaften Kampfe gegen das Junkertum kommen. Und weshalb hätte auch das Bürgertum einen solchen Kampf aufnehmen sollen? Es hatte ja die Freiheit, die es meinte, errungen: die Freiheit des Kapitals ... Knapp und klar drückte das Lassalle in seinem ‚Arbeiterlesebuch‘ mit den Worten aus: ‚Handelte es sich bei uns heute um die sozialen Freiheiten für die Bourgeoisie, um die es sich 1789 in Frankreich handelte, um die Kapitalfreiheit und alle jene materiellen Interessen, die mit ihr verbunden sind, nun, unsere Bourgeoisie würde vielleicht dieselbe Energie finden wie damals die französische. Aber um diese materiellen Fragen handelt es sich nicht mehr. Unsere Regierungen haben sich vorgesehen. Sie haben die soziale Seite der 1789er Revolution von selbst und zum Teil seit langem

eingeführt; und die bloß politische Freiheit vermag die Bourgeoisie nicht ins Feuer zu bringen, vermag sie nur zu frommen Wünschen und unschuldigen Redeübungen zu stimmen.'

Die schlappe, undemokratische Haltung des Fortschritts selbst in diesen besten Jahren, die der preußische Liberalismus je erlebt, zwang ja gerade Lassalle, das Proletariat zur Bildung einer eigenen, selbständigen Partei aufzurufen: ,Die Vertretung des Arbeiterstandes in den gesetzgebenden Körpern Deutschlands', sagte er in seinem Antwortschreiben an das Leipziger Zentralkomitee, dies ist es allein, was in politischer Hinsicht seine legitimen Interessen befriedigen kann.' Aber, ,hinter der Reaktion stehen Klassen mit der höchsten Energie, die Nägel und Zähne daransetzen; hinter der politischen Freiheit steht keine Klasse, steht nichts als eine Handvoll Ideologen und Gefühlsmenschen'. Könne es da jemand wundern, daß die politische Freiheit seit 15 Jahren Schritt für Schritt von der Reaktion besiegt wurde? Könne es da jemanden wundern, daß die Bourgeoisie niemals imstande sein werde, ihren Kampf mit dem Militärstaat siegreich auszufechten? ,Es ist also gerade das größte Interesse der politischen Freiheit, ein Klasseninteresse, ein soziales Interesse hinter sie zu werfen, und zwar gerade das Interesse der an Zahl und Kraft so unendlich überwiegenden unbemittelten Klassen.'

Und die politische Aufgabe der zu schaffenden selbständigen Arbeiterpartei schilderte Lassalle so: Sich überall als eine selbständige und durchaus von ihr (der Fortschrittspartei) getrennte Partei zu fühlen und zu konstituieren, gleichwohl die Fortschrittspartei in solchen Punkten und Fragen zu unterstützen, in welchen das Interesse ein gemeinschaftliches ist, ihr entschieden den Rücken zu kehren und gegen sie aufzutreten, sooft sie sich von demselben entfernt, die Fortschrittspartei eben dadurch zu zwingen, entweder sich vorwärts zu entwickeln und das Fortschrittsniveau zu übersteigen, oder aber immer tiefer in den Sumpf von Bedeutungs- und Machtlosigkeit zu versinken, in welchem sie bereits knietief angelangt ist, das muß die einfache Taktik der deutschen Arbeiterpartei gegenüber der Fortschrittspartei sein."

Jeder politisch interessierte Arbeiter wisse, wie wenig es möglich war, das liberale Bürgertum vorwärts zu treiben. Vielmehr sei die andere Eventualität eingetreten, die Lassalle ja nur zu klar voraussah: die fortschrittliche, heute freisinnige Bourgeoisie sei immer tiefer in den Sumpf der Bedeutungs- und Machtlosigkeit gesunken.

Das sozialdemokratische Organ begegnet sich hier mit dem „Berliner Tageblatt". Man wäre wirklich versucht, meint das bürgerliche Blatt, auch in Preußen jene weltberühmt gewordene Frage von neuem aufzuwerfen: „Was ist der Bürgerstand? Alles! Was bedeutet er? Nichts!" Und weshalb das? Weil es ihm an dem erforderlichen politischen Selbstbewußtsein fehle oder bis jetzt gefehlt habe. Diese politische Haupttugend habe in Preußen bisher einzig und allein der „Junker" gehabt und geübt. Deshalb habe er es auch zu solchem politischen Ansehen, zu solcher politischen Macht gebracht.

„Preußen ist, von dem halbasiatischen Rußland abgesehen, der Beamtenstaat schlechthin. Aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammen-

gesetzt, verdankte Preußen seiner von den Königen geschaffenen und fest organisierten Bureaukratie das Zusammenwachsen seiner vielfach auseinanderstrebenden Elemente zu einem wirklichen Staatsganzen. Hieraus entwickelte sich bei dem Beamtenstand ein Selbstgefühl, das für den erwerbenden Bürger mit der Zeit unerträglich werden mußte. Als dann nach einem beispiellos glanzvollen Aufstieg unter einem genialen Fürsten ein ebenso beispielloser Zusammenbruch erfolgt war, da erkannten weitblickende Staatsmänner in der übertrieben entwickelten Bureaukratie mit einen Hauptgrund der Zertrümmerung der friderizianischen Monarchie. Der unsterbliche preußische Reformminister Stein erachtete es daher als eine Hauptaufgabe seiner inneren Gesetzgebung, den preußischen Bürger zur Mitverwaltung der Staatsangelegenheiten heranzubilden. Dazu sollte vornehmlich seine Städteordnung dienen. Der bis dahin zu schweigendem Gehorsam erzogene Bürger sollte durch die Städteordnung allmählich zu der ihm zugedachten tatkräftigen Anteilnahme an den Staatsgeschäften vorgebildet, befähigt oder, wie man jetzt zutreffend sagt, politisiert werden. Bekanntlich blieb die grandios geplante Steinsche Reform in manchen wesentlichen Teilen stecken. Dem ideenreichen Minister und seiner durchgreifenden Tätigkeit legten die Vertreter der Beharrungsmächte unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Er galt ihnen als ein Jakobiner wie andererseits sein Mitarbeiter an dem Reformwerk, Hardenberg, von dem genialen Junker Marwitz nie anders als ‚der Vezier' genannt wurde. Wie dann später nach den heroischen Anstrengungen des preußischen Volkes die innere Entwicklung wieder zurückgeschraubt wurde, das ist ja hinlänglich bekannt. Die starr am Althergebrachten und an ihren ererbten Vorrechten festhaltende Junkerpartei war wieder obenauf und der Bürger wieder in seine ehemalige stumme Gehorsamspflicht zurückgedrängt. Indem aber die volkswirtschaftlich damals sehr aufgeklärte preußische Bureaukratie für die Hebung der gewerblichen Tätigkeit sorgte — man denke nur an Männer wie Beuth, Maaßen, Motz, Kunth und an die Gründung des Zollvereins —, legte sie den Grund zum Emporkommen eines bürgerlichen Wohlstandes. Die zum Wohlstand gelangte bürgerliche Schicht mußte das Mißverhältnis zwischen ihren Leistungen für den Staat und ihrer politischen Rechtlosigkeit je länger desto schmerzlicher empfinden. Aus diesem Mißverhältnisse sind dann schließlich die schweren Stürme der Revolution von 1848 über Preußen heraufbeschworen worden.

Aber diesem augenblicklichen Aufblitzen des allgemeinen Volkswillens folgte sehr bald eine ebenso allgemeine Volkserschlaffung, so daß der satirische Dichter mit leider nur zu gutem Rechte seinen Spott ergießen durfte über ‚das Volk wie katzenjämmerlich, das eben noch so schön besoffen'. Daß die Dinge damals so verliefen, daran trug nicht am letzten Ende die mangelhafte Politisierung des Bürgertums die Schuld, und an diesem Mangel verpuffte auch die sogenannte ‚neue Ära' im Beginn der Regierung König Wilhelms I. Wiederum bekam die kleine, aber allmächtige Partei Oberwasser. Als dann sehr bald der genialste aller preußischen Junker das Staatsruder in seine Hände bekam, den Kampf gegen den sogenannten ‚inneren Düppel' mit der ihm eigenen souveränen Rücksichtslosigkeit einleitete und durchführte und dann seine staatsmännische Siegeslaufbahn zurücklegte, da

ereignete es sich zum dritten Male, daß das erwerbende, durch seine Leistungen in Wahrheit den Staat erhaltende Bürgertum fast wieder in die frühere Helotenstellung zurückgedrängt wurde. Diesmal aber mußte dieses Mißverhältnis noch viel schärfer empfunden werden, da die wirtschaftliche Bedeutung des Bürgertums sich unvergleichlich gegen die früheren Jahrzehnte gehoben hatte.

Aber dem materiell zu so großen Kräften gelangten Bürgertum gebrach es eben an politischem Selbstbewußtsein, und es empfand für die Besorgung der Staatsgeschäfte, die doch im wesentlichen sich mit seinen eigenen Interessen identifizieren sollten und mußten, nicht die genügende Neigung. Die Betätigung des Bürgertums am Staatsleben erschöpfte sich mit seiner Stimmabgabe am Wahltische, und auch das geschah widerwillig genug. Je mehr aber der Bürger als politischer Faktor zurücktrat, um so stärker kam naturgemäß der ‚Herr Landrat' empor. Und so erwuchsen im Verlaufe der letzten zwei oder drei Jahrzehnte parlamentarische Zustände, die in Wahrheit geradezu eine Verhöhnung des Bürgertums bedeuten."

Daß die Masse des Bürgertums trotz ihrer politisch trägen, wohlhäbigen Genügsamkeit im Staatsleben nicht eine noch kläglichere Rolle als die des geduldigen Schleppenträgers spielt, das, meint Robert Hessen im „März", verdanke es hauptsächlich dem Vorhandensein der — Sozialdemokratie: „Man möchte sie am liebsten vertilgen; aber solange sie da ist, muß man gewisse demokratische Allüren wenigstens heucheln, ohne dadurch eine peinliche Verlegenheit, eine im Innersten bohrende Unruhe beschwichtigen zu können.

Hier finden wir vielleicht auch den Schlüssel zu dem ganzen Rätsel. Die Sozialdemokratie gilt ‚oben' für etwas so Unbegreifbares, Widersinniges, Entsetzliches, daß *alles, alles, was ihr konträr ist* und das Weiterspinnen überlebter Vorstellungen ermöglicht, vom Kriegerverein unten bis zum feudalen Junkertum oben, *kritiklos gehegt und gepflegt* wird."

So wäre es denn am letzten Ende wiederum die ††† Sozialdemokratie, die „das Vaterland" und „das große Finanzreformwerk gerettet" hat. Denn hätte nicht die Furcht vor einem Anwachsen dieser Partei die Gemüter und Gebeine des Bundesrats und des Reichskanzlers beherrscht, so wäre der Reichstag — daran ist wohl kein Zweifel — aufgelöst worden und Bülow im Amt geblieben. Die Sozialdemokratie also und nicht die „verbündeten Regierungen" der konservativen und Zentrumspartei hat Bülow gestürzt. Dies sollten sich besagte „verbündete Regierungen" zu ihrer Rechtfertigung nicht entgehen lassen. Sie müßten dann andererseits allerdings auch das „Verdienst" an dem „großen Finanzreformwerk" der Sozialdemokratie einräumen. Gibt es noch eine „staatserhaltendere" Partei? Möge sie schon den Kanzler gestürzt haben, wenn nur der Staat, das Vaterland gerettet ist! Und das „deutsche Gemüt", die „deutsche Familie"! Ja hat sich, in diesem Lichte betrachtet, die Sozialdemokratie nicht als die einzige wahrhaft zuverlässige „nationale" Partei erwiesen?

* * *

„Was hatte man uns", so liest man in einer Artikelserie der „Frankfurter Zeitung", „nicht immer erzählt von ‚altpreußischer Tugend', die kein anderes Ge-

bot kennt als den kategorischen Imperativ der Pflicht, von ‚altpreußischer' Treue, die ohne Wimperzucken im ärgsten Kugelregen in die Bresche tritt, wenn der Vordermann fiel! Kindermärchen sind's, die die Amme künftighin im Plusquamperfektum herplärren mag! In den Kämpfen der letzten Monate und Wochen haben sie ihr wahres Gesicht gezeigt, die Herren von der Regierung, die immer ihre Autorität gegenüber dem beschränkten Untertanenverstande herauskehren möchten, und die Herren Agrarier, die ‚mit Gott für König und Vaterland' ihre Getreidezölle einheimsen. ... Furcht vor dem Volke hatten sie alle beide. Furcht vor dem Volke, sobald auch nur die leiseste Andeutung einer künftigen Reform des preußischen Wahlrechtes fiel, und Furcht vor dem Volke, als nach der Ablehnung der Erbanfallsteuer die ganze Nation atemlos auf das befreiende Wort wartete, das den Reichstag auflösen ... sollte, den schwarz-blauen Block zum Teufel zu jagen. Dann freilich, als Fürst Bülow dieses erlösende Wort nicht sprach, sondern ohne Kampf das Feld geräumt hatte, da war es auch mit der Furcht zu Ende. Warum auch fürchten? Bis zur nächsten Reichstagswahl sind, wenn nicht aufgelöst wird, noch zwei volle Jahre — bis dahin kann das gute Volk längst alles vergessen haben, was es jetzt empört. Der deutsche Michel hat einen breiten Rücken und eine Lammes-Sanftmut dazu, und man kennt ja die altbewährten Mittel, ihn immer wieder gefügig zu machen: die Klerikalen werden ihm erzählen, daß sie wieder einmal die Religion gerettet haben, die durch die liberale Nachlaßsteuer ausgerottet werden sollte, und die Agrarier werden ihm beweisen, daß die Erbanfallsteuer unfehlbar die Familie zerstört hätte und der Anfang vom kommunistischen Staate gewesen wäre. So wird man auch künftig wieder dem Volke Sand in die Augen streuen. Und im Vertrauen darauf, daß es blind bleibt, macht man diese Finanzreform. Vierhundertzwanzig Millionen neue Steuern müssen aufgebracht werden — der einzige Gesichtspunkt der agrarischen Mehrheit aber, der diese ungeheure Mehrlast zu verteilen hat, ist der, den Großgrundbesitz von jeder Steuer frei zu halten: das Volk soll zahlen, herrschen will sie. Mit einer beispiellosen Demagogie hat sie die Nachlaßsteuer zu Fall gebracht, mit dem gleichen Zynismus auch die denaturierte Erbanfallsteuer beseitigt und jede allgemeine Besitzsteuer verhindert. Das war das Ziel, und danach alles übrige leicht zu erledigen, zumal da es auf etwas mehr oder weniger Unsinn der Mehrheit nicht ankam. Mehr als dreihundert Millionen wälzt man durch indirekte Steuern auf die breite Masse des Volkes, mit dem Rest bepackt man Industrie und Verkehr ...

Furchtbar werden die neuen Verbrauchssteuern auf den ärmeren Schichten lasten. Doppelt furchtbar, weil sie zusammenfallen mit einer schweren wirtschaftlichen Depression, die überall die Arbeitseinkommen herabdrückt und Hunderttausende arbeitslos auf die Straße setzt; dreifach furchtbar, weil ohnehin schon durch die gewaltige Teuerung der notwendigsten Lebensmittel in zahllosen Familien bittere Sorge herrscht. Und die angeblichen ‚Besitzsteuern' der Mehrheit? Sie werden diese Last nur noch verschärfen, statt sie zu mildern. Denn es ist eine glatte Unwahrheit, daß sie gleichmäßig den Besitz belasten und dadurch wenigstens den Versuch eines gerechten Ausgleichs für die indirekten Steuern

bedeuten. Gegen Industrie, Verkehr und Handel sind sie zum allergrößten Teile gerichtet ...

Und doch ist es gut, daß es so gekommen ist. Denn nur durch solche Exzesse eines skrupellosen Übermutes konnte das Volk aufgerüttelt werden, sich endlich einmal auf sich selbst zu besinnen. Schon beginnt es zu wirken. Bevölkerungsgruppen, die sich jahrzehntelang aller Teilnahme am politischen Treiben entfremdet hatten, werden lebendig und nehmen den Kampf auf: Gewerbe, Handel und Industrie schließen sich zum Hansabund zusammen, der den dreihunderttausend Mitgliedern des Bundes der Landwirte bald die doppelte Zahl organisierter Anhänger entgegenstellen wird. Uralte Abhängigkeitsverhältnisse werden gesprengt: die Bauern sind es müde geworden, immer noch, hundert Jahre nach den Edikten des Freiherrn vom Stein, von dem Großgrundbesitz am Gängelbande geführt zu werden und ihm für seine Sonderinteressen Vorspanndienste zu tun; so entsteht der neue Bauernbund, der sich direkt gegen den Bund der Landwirte richtet. Unnatürliche Koalitionen, die doch unser ganzes öffentliches Leben seit Jahrzehnten aufs verhängnisvollste beeinflußt haben, zerschellen und machen einer natürlichen Gruppierung Platz: die Großindustrie, bisher mit dem Großagrariertum auf Gedeih und Verderb verbunden und von ihm für seine Zwecke mißbraucht, findet jetzt ihren Platz an der Seite von Handel, Gewerbe und Verkehr. ...

Mit innerer Gewalt *scheidet sich* alles, was nach Zukunft verlangt, von den immer nach rückwärts gerichteten Mächten der Vergangenheit. Und in dieser Scheidung selbst liegt ein Stück Zukunft. Die Entrüstung, die jetzt ob des Treibens des konservativ-klerikalen Blocks die Nation in allen ihren Schichten durchdringt, wird diesmal nicht, wie so oft schon, nach kurzer Zeit unschädlich verraucht sein (Na, na? D. T.). Sie wird bleiben und wachsen; und sie will Taten. Denn was jetzt im Volke gärt und wühlt, das ist mehr als der Ingrimm über die Hunderte Millionen ungerechter Steuern ... Es ist ein plötzlich mit instinktiver Gewalt erwachtes Gefühl dafür, daß die Steuern bloß ein Vorwand, ein äußerer Anlaß sind, während in Wirklichkeit um etwas ganz anderes gekämpft wird: *um Licht und Luft und Freiheit nicht nur für heute, sondern noch viel mehr für morgen und übermorgen!* Und was bisher immer nur von einer Minderheit vergeblich gepredigt wurde, das ist, vielfach noch mehr gefühlt als gedacht, jetzt endlich mit einem Schlage zur Frage des ganzen Volkes geworden — das Besinnen darüber, was wir waren, was wir sind und wohin wir steuern.

Eine einzige Reihe von *Ziffern* gibt die Antwort auf diese Frage, die Ziffern nämlich, die das *Bevölkerungswachstum Deutschlands* darstellen. Und die lauten folgendermaßen:

1870	40 805 000
1880	45 095 000
1890	49 241 000
1895	52 001 000
1900	56 046 000
1905	60 314 000
1908	63 017 000

Begreift man, was diese Ziffernreihe sagt? Sie bedeutet eine beispiellose Revolution, die sich in den kaum vier Jahrzehnten seit der Gründung des Reichs auf deutschem Boden vollzogen hat. Wo früher 40 Millionen Menschen wohnten, da führen heute 63 Millionen den Kampf ums Dasein, und keine zwei Jahrzehnte mehr, dann werden es 80 Millionen sein, doppelt so viel wie zum Beginn der Epoche. Jahr für Jahr bleiben aus dem ewigen Weben von Geburt und Grab 900 000 Menschen übrig, die sich neu einen Platz am Lichte erringen müssen. Das ist die große, alles bestimmende Tatsache unserer Zeit, die Grundtatsache der deutschen Geschichte der Gegenwart. Und wir haben nicht darüber zu diskutieren, ob diese Tatsache freudvoll oder leidvoll ist, ob sie die Glücksmöglichkeiten des einzelnen vermindert oder vermehrt. Tatsachen sind gut oder schlecht — sie sind! Nur danach haben wir zu fragen, welche Richtlinien sie unserem Willen geben, Und können uns höchstens noch darüber klar werden, daß mit der Entwicklung unserer Volkszahl auch der Bestand unserer Kultur in der Geschichte der Menschheit unlösbar verknüpft ist. Ob wir uns behaupten werden vor deh von Osten herandrängenden Völkermassen, die schon jetzt unsere Grenzen überfluten, die erst als wandernde Scharen zur Aushilfsarbeit kamen, aber bald auch dauernd sich festsetzten und jetzt bereits im Herzen von Westfalen große polnische Enklaven bilden — das ist eine Frage, die nicht zum wenigsten auch durch unseren Geburtenüberschuß entschieden werden wird. Und darum werfe man auch noch einen Blick auf die nächste Tabelle, die, einer lehrreichen Studie von Lujo Brentano über die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien entnommen, interessanten Aufschluß über den Ursprung unseres Geburtenüberschusses gewährt.

	Geburten	Sterbefälle	Geburten-Überschuß
	auf 1000 mittlerer Bevölkerung durchschnittlich jährlich		
1841/50	36.1	26.8	9.3
1851/60	35.3	26.4	8.9
1861/70	37.2	26.9	10.3
1871/75	38.9	28.2	10.7
1876/80	39.2	26.1	13.2
1881/85	37.0	25.8	11.2
1886/90	36.5	24.4	12.1
1891/95	36.3	23.3	13.0
1896/1900	36.0	21.3	14.7
1901/05	34.8	19.9	14.9

Verblüffend, revolutionär auch dieses Ergebnis! Nicht eine stetige Zunahme der Geburten bewirkt das dauernde Wachstum unserer Volksmenge; die Zahl der Geburten geht im Gegenteil seit den siebziger Jahren relativ zurück, langsam,

aber unverkennbar. Wenn trotzdem der Geburtenüberschuß konstant bleibt und sogar wächst, so liegt das nur an der noch stärkeren Verminderung der Sterblichkeit. Es ist das typische Bild aller Völker von höherer, älterer Kultur. Sie üben nicht mehr, wie die Völker einer tieferen Stufe, die ‚furchtbare Verschwendung von Kraft und Vermögen, Menschenleben zu rufen und fortzuwerfen'; sie sind sparsam, neues Leben zu schaffen, noch sparsamer aber in der Erhaltung des vorhandenen — sie werten das Leben. Aber auch damit stehen wir erst am Anfang: England, die Niederlande, Dänemark, die Schweiz, auch die Vereinigten Staaten von Amerika haben wesentlich niedrigere Sterblichkeitsziffern als wir.

Das ungeheure Problem, das unsere ganze Politik beherrschen müßte und das den meisten doch erst jetzt ganz allmählich zum Bewußtsein kommt, wird dadurch grell beleuchtet. An neunhunderttausend Menschen wachsen jährlich unserem Volke zu! Sie brauchen Nahrung und Arbeit zu Bedingungen, daß der Bevölkerungszuwachs nicht den Lebensstandard der ganzen Bevölkerung herabdrückt, daß die Sterblichkeit nicht wieder steigt, sondern sinkt. Und sie brauchen gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten, damit sie zu sittlichen Persönlichkeiten, zu freien Bürgern im Staate heranwachsen können, damit unser Volk nicht mit jedem Jahre mehr ein Volk von Hörigen werde. Licht und Luft und Freiheit für morgen und übermorgen! Von Grund auf hat der Bevölkerungszuwachs unsere Lebensverhältnisse revolutioniert. Wir sind ein neues Volk geworden, mit ganz neuen Möglichkeiten, ganz neuen Notwendigkeiten. Aber unsere politischen Verhältnisse spiegeln nichts von dieser Umwälzung wider, sie sind die gleichen geblieben, als wären wir noch das Vierzig-Millionen-Volk von 1870. Das ist es, was man jetzt zu begreifen beginnt."

Nur die sich als die geborenen und privilegierten Führer gebärden, scheinen es nicht begreifen zu können oder zu wollen. Denn sonst würden sie nicht eine Politik treiben, deren Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit nur noch durch die zur Schau getragene Selbstgefälligkeit überboten wird.

Werden sie wirklich ihres „Sieges" froh werden, die „Sieger" von gestern abend? Wird der Nachfolger des von ihnen gestürzten Fürsten Bülow ein noch „agrarischerer" Reichskanzler sein? Liegt solches überhaupt im Bereiche der Möglichkeit? Durch die Wahl Bethmann-Hollwegs hat der Kaiser wenigstens Eins zu verstehen gegeben: daß er sich auf keinerlei einseitige Klassen- und Interessenpolitik, keinerlei Radikalismus festlegen lassen will, und ganz gewiß auch nicht auf den agrardemagogischen. Weil Bülow nach seinen eigenen Worten sich „nicht für einen Wahlkampf begeistern konnte, der nach rechts hätte geführt werden müssen", deshalb konnte ihn die — Rechte stürzen. Wäre er weniger konservativ gewesen, so hätten ihn die Konservativen nicht stürzen können. Eine blutige Ironie der Geschichte! Und — eine Lehre!

* * *

„Die Schwarz-Blauen", also rückt ihnen Naumann in der „Hilfe" zu Leibe, „gehen jetzt ins Land und tun so, als ob sie das Vaterland gerettet hätten. Das

ist ein Schwindel! ... Die ganze Politik der Schwarz-Blauen wirkt nur auf noch immer steigende Erhöhung aller Preise. Das ist der Unterschied der Besitzsteuern von den Gewerbesteuern, daß die ersteren keine Preiserhöhungen zur Folge haben. Ein besteuertes Gewerbe muß notwendig teurer werden, und wenn gleichzeitig so viele Gewerbe neu besteuert werden, dann gibt das einen Ruck nach oben bei allen Preisen. Wir erleben auf diese Weise die Folge der Zollerhöhungen zum zweiten Male. Was nützt uns angesichts solcher Torheit die Erhöhung der Beamtengehälter? Mit ihr wird der Zollschaden ausgeglichen, aber noch nicht der Steuerschaden. Und so geht es allen Angestellten und Arbeitern: alles wird teurer, seht, wie ihr mehr einnehmt! So führt diese Steuermacherei zur Schärfung der Lohnkämpfe. Wir werden noch viel von ihr zu leiden haben.

Wenn jetzt das Bürgertum nicht aufwacht, dann ist ihm nicht zu helfen. Eine solche Mißwirtschaft stinkt zum Himmel, und nur die grenzenlose politische Gleichgültigkeit weiter bürgerlicher Kreise ist daran schuld. Wie kommt es denn, daß die Schwarz-Blauen haben siegen können? Weil sie organisiert sind ... Sie haben ihren Bund der Landwirte und ihre klerikalen Vereine. Was aber hat der deutsche Liberalismus, was dem ähnlich wäre? Wo hat er ganze Berufsschichten organisiert? Wo stehen die Männer, die in Versammlungen arbeiten wollen? Wo sind die Opfer, ohne die kein Erfolg möglich ist? Wer jetzt noch nicht begreift, daß gearbeitet und geopfert werden muß, der ist ein Troddel. Der Hansabund fängt an, sich zu entwickeln. Laßt ihn nicht sitzen! Wenn auch dieser Versuch fehlschlagen sollte, dann dauert es mindestens zehn Jahre, ehe ein neuer gemacht werden kann. Und welcher Unrat kann in zehn Jahren von den Schwarz-Blauen beschlossen werden! ..."

Der Hansabund hat viele Hoffnungen erweckt. „Vielen," schreibt die „B. Z. a. M.", „die händeringend oder mit dem Achselzucken der Entsagung in den träge fließenden Strom unseres öffentlichen Lebens geblickt haben, ist dieses erste Kräuseln der Wellen ein Zukunftszeichen. Die ‚Intellektuellen', nicht nur die Akademiker oder die Ideologen, sondern alle, denen das Leben mehr bedeutet als eine Summe von Einzelerscheinungen, haben am längsten und treuesten bei der Arbeit am öffentlichen Geiste ausgehalten, bis dann auch sie die Ermüdung fruchtloser Kämpfe überkam. Jetzt mutet sie die Schilderhebung des Gewerbsmannes wie ein Erwachen an, das vielleicht neues Leben in sich trägt.

Sie haben ja schon selbst ihre Schilderhebungen gehabt, auf eigene Faust. Zweimal in kurzem Anlauf bei dem Zedlitzschen Volksschulgesetz und bei der Umsturzvorlage, dann zu dauernder Streitbarkeit im ‚Goethebund', um den ‚Kampf gegen geistige Finsternis und leibliche Knechtung' zu führen. Der Goethebund lebt heute noch, tut aber weder der ‚Knechtschaft' noch der ‚Finsternis' großen Abbruch, höchstens daß er mal für einen von der Zensur bedrohten Bühnenschriftsteller ein gutes Wort einlegt; nebenbei stiftet er Schillerpreise. ... An seiner Wiege standen fast ausschließlich die schöngeistigen Literaten und die wissenschaftlichen Theoretiker; die Intellektuellen der Praxis, zumal die Journalisten, dann aber auch die Ärzte, Rechtsanwälte, ja selbst freigesinnte Geistliche wiesen von An-

fang an darauf hin, daß man aus dem ästhetischen Bedürfnis einer Minderheit heraus keine Volksbewegung entfachen könne, sondern für den Kampf gegen den geistigen Druck eine breite politische und wirtschaftliche Basis suchen müsse.

Ein Gegenstück zum Goethebunde, aber mit dem gleichen Prognostikon sanften Entschlafens, müßte man in dem Hansabunde sehen, wenn er versuchte, eine politische Bewegung zu entfachen allein auf der Basis gewerblicher Interessen oder gar auf der Basis von Steuerfragen. Wichtig genug ist beides für die Politik, aber es erschöpft den Inhalt der Politik durchaus nicht. Schule, Kirche und erkenntnistheoretische Wissenschaft, Sozialpolitik und die Fragen der politischen Gleichberechtigung, Selbstverwaltung und der Kampf gegen die Bureaukratie, das sind Dinge, die unabhängig von den Tagessorgen des Berufes alle Volkskreise berühren und gerade für die Intellektuellen den Inbegriff der öffentlichen Interessen darstellen. ..."

Wenn sich der Hansabund zu einem solchen Kulturbunde entwickelte, könnte er unendliche Kräfte sammeln und auslösen. Wird er's? Kann er's? Werden die gewerblichen Kreise genügendes Interesse für die allgemeinen geistigen und Kulturbedürfnisse, die „intellektuellen" für die wirtschaftlichen und politischen Fragen aufbringen? Ich fürchte, gerade unsere „Intellektuellen" werden zuerst versagen. Ist aber schon mit einem rein wirtschaftlichen Programm keine wahrhaft volkstümliche, tiefergreifende Bewegung zu entfachen, so erst recht nicht mit der Sonderkultur beruflicher und artistisch-literarischer Interessen.

* * *

„Spielerisch" möchte ich die Art nennen, wie sich viele Intellektuelle mit den Forderungen des öffentlichen Lebens abfinden. Nur leicht und locker, an der Oberfläche, haften die Eindrücke. Was einen gestern angeblich auf das tiefste bewegte, mit „flammender Begeisterung" oder „sittlicher Entrüstung" erfüllte, läßt heute schon ziemlich kalt, wenn es nicht ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden ist. Viel nervöse Geschäftigkeit, wenig entschlossener Wille, noch weniger mannhafte Taten.

Auch der auf St. Nimmerleinstag abgeschobene Eulenburgprozeß wird keine tieferen Spuren hinterlassen, es sei denn die gründliche „Aufklärung" weiter, bisher noch unberührter Kreise über die dabei zutage geförderten Schmutzereien. Ganz naiv, wie etwas Selbstverständliches, wird in den Zeitungen erzählt, wie dies oder jenes Café in der oder der Straße ein beliebter Zusammenkunftsort passionierter (oft auch pensionierter) Hundertfünfundsiebziger sei, die dort in aller Öffentlichkeit ihr Wesen treiben. Erpressungsprozesse, Selbstmorde aus diesem Zusammenhange bilden schon fast eine so regelmäßig wiederkehrende Rubrik wie die Militärmißhandlungen und die Ausschreitungen von Schutzleuten gegen das Publikum. Und das eine läßt uns so kalt wie das andere, als müsse das alles so sein, sei ein unveräußerliches Gemeingut des deutschen Lebens und gehöre nun einmal zur öffentlichen Ordnung. Wir haben uns wirklich zu Gemütsathleten entwickelt!

Und unsere Strafjustiz? „Wir sind Richter, aber auch Menschen, und wenn wir gegen einen Mann in diesem Zustande verhandeln würden, so würden wir Unmenschen sein", sagte der Landgerichtsdirektor Kanzow im letzten Eulenburg-

prozeß. „Welche Töne!“ bemerkt dazu Hans Leuß in der „W. a. M.“. „Wie klingen solche Worte eines preußischen Richters! Wenn ich die Worte als Töne aus einer unbekannten Welt bezeichne, so wachen in meinem Erinnern andere Eindrücke auf aus einem mir wohlbekannten, sehr realen Weltbezirk. In den kurzen und starken Ausdruck, in dem Herr Kanzow die Unmenschlichkeit von den Richterstühlen fortweist, mischt sich in meinem Ohre das Gebrüll der Mißhandelten in den preußischen Strafanstalten. Ich höre einen unglücklichen alten Mann wimmern, den geisteskranken Gefangenen W., der als Simulant behandelt wurde, aus dem harten Dunkelarrest nur selten herauskam. Eines Tages im Winter wurde er gewaltsam aus dem Bette gezerrt, weil er erklärte, nicht aufstehen zu können, gewaltsam in die Reihe der Gefangenen zum ‚Spaziergange‘ gebracht, fiel auf dem Hofe um und wurde dann in die Zwangsjacke gesteckt. Der Direktor trug in die Akten die Bemerkung ein: ‚Es widerstrebt mir, gegen einen Siebzigjährigen körperliche Züchtigung vorzuschlagen; er soll aber bis Nachmittag in die Zwangsjacke gesteckt werden.‘ Nun erklärte der Arzt, daß er schon seit Wochen Zweifel an dem Geisteszustande des alten Mannes habe! Trotzdem hatte er ihn als Simulanten weiter peinigen lassen. Am selben Tage, nachmittags, starb der alte Mann, ‚an Altersschwäche‘, so steht in der Akte; in Wahrheit an den Arreststrafen, von denen selbst jüngere Gefangene furchtbar geschwächt werden.

Ich höre das Gebrüll des ebenso und weit schwerer wegen Simulation disziplinierten Gefangenen M., der sogar zweimal je eine halbe Stunde lang auf den Bock geschnallt und mit je 30 Peitschenhieben zerfleischt wurde, weil der Arzt ihn für einen Simulanten erklärte, obwohl der Wahnsinn ganz offenbar war. Der Arme wurde so lange in Arrest gebracht und geprügelt, bis er sich erhängte.

Ich sehe den armen S., den sie aus der Zuchthauskirche tragen mußten, und der zehn Tage darauf an schmerzhaftem Bauchfellkrebs starb. Bis zu jenem Tage war der Unglückliche als Simulant angesehen und bestraft worden. ‚Wir wollen sehen, wer den dicksten Kopf hat, du oder ich!‘ so herrschte vierzehn Tage vor dem Tode des Krebskranken diesen der Arzt an.“

Und das seien nicht etwa Ausnahmen: „Trotzdem Geheimrat Krohne in seinem Handbuch der Gefängniskunde die Simulation von Geisteskrankheit in den Strafanstalten für äußerst selten erklärt, wurde wenigstens in der Anstalt Celle jeder Geisteskranke zunächst als Simulant diszipliniert, und das blieb so, obgleich sich immer nachher herausstellte, daß wirklich Geisteskrankheit vorlag. Die Peitsche und der Arrest, andauernde kalte Duschen, gelegentlich mit rohen Worten in der Akte verordnet, waren die Symptome der ‚Menschlichkeit‘ gegen diese Elenden.

In der Mark Brandenburg ist in den letzten Jahren ein sicher geisteskranker Mensch geköpft worden, und in der ‚Kreuzzeitung‘ erließ der Landgerichtsrat Freiherr von Medem zwei schnaubende Leitartikel, weil der Gefängnisarzt in Greifswald es dem Gesetze gemäß gehindert hatte, daß der geisteskranke Mörder Teßnow

im Zustande der Bewußtlosigkeit, des epileptischen Anfalls, auf das Schafott geschleppt wurde.

Und wo ist die schöne Menschlichkeit, wo ist die Gerechtigkeit gegenüber dem Unschuldigen, den man vor wenigen Jahren im Regierungsbezirk Schleswig geköpft hat? Niemand denkt daran, durch ein Wiederaufnahmeverfahren wenigstens die Schmach von dem unschuldig Gerichteten zu nehmen!...

Man möchte wünschen, daß recht oft Fürsten und Millionäre vor die Schranken gebracht würden, damit sich in ihrer Behandlung die Justiz erst zu der schönen Humanität erziehe, die ihr leider sonst nicht eignet."

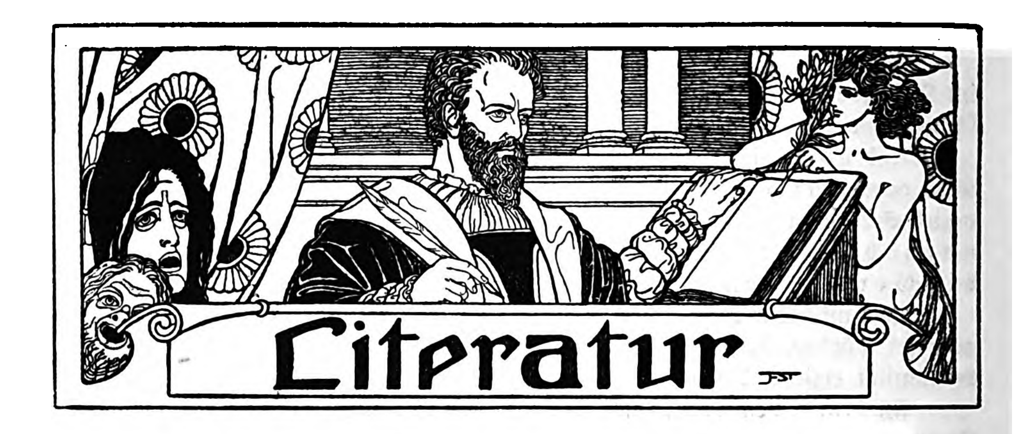
An dem selben Tage, an dem Fürst Eulenburg in Moabit seinen schweren Ohnmachtsanfall erlitt, hatte sich eine einfache Frau vor dem dortigen Schöffengericht wegen Unterschlagung und Betruges zu verantworten. Sie wurde dabei von einem schweren Herzkrampf befallen. Man brachte sie nach dem Gerichtsgefängnis zurück.

Fürst Eulenburg hatte bereits, wie der Oberstaatsanwalt feststellte, Versuche gemacht, Zeugen zu beeinflussen, es lag und liegt, wie der selbe Oberstaatsanwalt betonte, der dringende Verdacht vor, daß er diese Versuche fortsetzen wird. Fürst Eulenburg wurde sofort aus dem Gerichtsgewahrsam entlassen, seiner Familie und — rund heraus — der Freiheit wiedergegeben. Auch jede weitere Überwachung seiner Person ist aufgehoben worden.

Niemand bezweifelt wohl noch ernstlich, daß Fürst Eulenburg in der Tat ein schwer kranker Mann ist. Aber noch weniger hat jemand daran gezweifelt, daß dies der Ausgang der ganzen Haupt- und Staatsaktion sein werde. In keinem Stadium des Prozesses ist es mir gelungen, auch nur ein einziges Menschenkind aufzutreiben, das einen anderen Ausgang für möglich hielt, das nicht mit voller Zuversicht den nunmehr in Wirklichkeit erfolgten voraussagte und sich in diesem unerschütterlichen Glauben auch nur einen Augenblick wankend machen ließ. Lauter Propheten! Was sind die „großen" und „kleinen" des Alten Testaments dagegen! Müßte einem bei solch erstaunlich sicherer Prophetengabe nicht eigentlich etwas — unheimlich werden?

Wenn wir nur weniger schöne Worte machen wollten, dann würden wir zum mindesten den Widerspruch zwischen Worten und Wirklichkeit nicht so peinlich empfinden. Noch schöner wär's freilich, wenn wir uns wenigstens ernstlich bemühten, beide in Einklang zu bringen. Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, keiner überhebe sich; aber diese sehr wahre und sehr nützliche Erkenntnis schließt doch nicht aus, daß wir wenigstens mit den — schon unseren Reinlichkeitssinn — am schwersten beleidigenden Widersprüchen aufräumen. Wir sind eben heute, wie es in jenem Aufsatze der „Frankf. Ztg." hieß, „ein neues Volk geworden, mit ganz neuen Möglichkeiten, ganz neuen Notwendigkeiten". Und dieser Tatsache müssen wir uns anbequemen, ob wir wollen oder nicht. Und je früher wir's tun, um so schmerzloser ist das Verfahren.





Das Wunder in der Dichtkunst

Von

Rudolph Vogel

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat —"

Mit diesen Worten eröffnet das Märchen vom Froschkönig die berühmteste Märchensammlung unseres Volkes: jeder, der es unternimmt, über Märchen, ja über Dichtkunst überhaupt zu reden, sollte sie beständig vor Augen haben; denn in ihnen prägt sich das Wesen alles Dichtens aus. Alles Dichten wurzelt im Wünschen; und das Reich der Dichtkunst ist das Reich, wo unser Wünschen noch „hilft", wo — um mit unserm großen Tondichter zu reden — „unser Wähnen Frieden findet". Fände unser Gemüt diesen Frieden in der Wirklichkeit, so brauchte es der Dichtkunst nicht; also soll und muß uns das Dichten nicht in die Wirklichkeit hinein, sondern aus der Wirklichkeit herausführen. Schlichter und eindringlicher als unser Volksmärchen kann kein Ästhetiker diese Grundwahrheit ausdrücken.

Aber in jenen Worten liegt mehr. Das Mütterchen, dem Wilhelm Grimm das anmutige Märchen nacherzählte, war sich des Gegensatzes zwischen Dichtung und Wirklichkeit vollkommen bewußt und bekannte sich dazu. Sie ist weit davon entfernt, dem Hörer Dichtung für Wirklichkeit zu geben, ihm etwas „aufzubinden". Sie weiß es und sagt es, daß das Wünschen nichts hilft — sie weiß es nur zu gut; denn auch sie hat vergeblich gehofft und gewünscht. Gerade deshalb führt sie das Herz des Hörers in die „alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat". Wahrer, aufrichtiger kann nichts sein.

Ich habe an anderer Stelle — unverstanden, wie immer in diesem Falle (s. die Vorrede zum dritten Bande meiner Märchen) — das Märchen, im Gegensatze zum Roman, als die in sich selbst wahrhaftige Gattung der Dichtkunst bezeichnet. Vielleicht begreift man mich heute besser. Wahrhaftig ist, wer sich gibt als das, was er ist, wer in seinem Tun und Sagen sich und seinem eigensten Zwecke treu bleibt. Darum ist eine Dichtung, welche sich die größtmögliche

Mühe gibt, um für Wirklichkeit genommen zu werden, und darüber ihres obersten Zweckes, uns über die Wirklichkeit hinauszuführen, vergißt, in sich unwahrhaftig. Jeder „realistische" Roman versucht uns etwas aufzubinden; er will uns verführen, für wirklich zu halten, was nie wirklich war. Damit belügt er uns ganz greulich. Er verführt uns, auf Grund einer Dichtung Schlüsse aus einer fiktiven Wirklichkeit auf die tatsächliche Wirklichkeit zu ziehen, welche notgedrungen zu Täuschungen und Enttäuschungen schlimmster Art führen müssen. Die Folgen liegen klar vor aller Augen. Gerade ein Pädagoge wie Dr. Biedenkampf in Frankfurt sollte wissen, daß die größten Verwüstungen in den Gemütern der Kinder, die schlimmsten Trübungen des „Wirklichkeitssinnes" nicht den Märchen mit ihren Wundern, sondern den Abenteurer-, Indianer-, Räuber-, Detektivromanen zur Last fallen, welche — im offensichtlichen Gegensatz zum Märchen — sich im Erheucheln der Wirklichkeit bis in die kleinsten Züge gar nicht genug tun können. Ein richtiges Märchen aus der Zeit, „wo das Wünschen noch geholfen hat", hat noch nie ein gesundes Kindergemüt aus dem Geleise gebracht: jene romanhaften Geschichten dagegen grassieren wie eine Seuche, eben deshalb, weil sie mit ihrem erlogenen rationalistischen Gebaren Dichtung und Wirklichkeit heillos durcheinanderbringen. Und wer da meint, daß es sich dabei nur um eine Kinderepidemie handle, ist in schwerem Irrtume. Was an „unverstandenen" Jungfrauen in der Welt der Wirklichkeit herumläuft, kommt zu neunundneunzig Hundertsteln auf das Konto der Romanleserei. Kein Mädchen ist je deshalb sitzen geblieben, weil kein Märchenprinz mit der goldenen Kutsche kommen wollte; wohl aber hat gar manche die Zeit verpaßt, weil der wackere Mann, der um sie warb, nicht den Udos oder Kunos ihrer Lieblingsschriftstellerin glich, oder weil sie hinter jedem muntern und dreisten Burschen einen Sudermannschen Lüderjahn witterte. Es ist unglaublich, wie oft man selbst bei alten, sonst verständigen Leuten die verschrobensten Ansichten über gesellschaftliche oder soziale Verhältnisse gewisser Lebens- und Berufskreise, z. B. des Bauern- und Arbeiterstandes, vorfindet: immer, wenn man genauer nachforscht, entdeckt man alsdann, daß diesen schiefen Urteilen und Schlüssen nicht Fehler der eigenen Beobachtung zugrunde liegen, sondern der Einfluß jener Belletristik, welche sich darin gefällt, „der Wirklichkeit ihre feinsten Züge abzulauschen", um den Leser desto sicherer über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß jede Dichtung, sei es auch die allerrealste, notgedrungen — Dichtung bleibt.

Das ist die innere Unwahrhaftigkeit aller Wirklichkeitsdichterei. Sie will nicht für das gehalten werden, was sie ist und ihrem dichterischen Zwecke nach sein und bleiben muß, vielmehr setzt sie alle dichterischen Mittel, alle Kniffe und Pfiffe einer raffinierten Darstellung in Aktion, um den Leser über ihr eigenstes Wesen zu täuschen und für Wirklichkeit genommen zu werden, um dem Wirklichkeitsfanatismus des entarteten Zeitgeschmackes entgegenzukommen. Jede Lüge hat kurze Beine. Kein Wunder, daß jene unsinnige Fiktion notgedrungen in Absurditäten endet. Oder ist es nicht absurd und lächerlich, wenn uns so ein Wirklichkeitsdichter die geheimsten Regungen, Gedanken und Pläne seiner Helden enthüllt, gleich als ob ein jeder mit einem Guckloch im Kopfe herumliefe?! — Der wahrhafte Dichter darf das; denn er läßt uns nicht darüber im Zweifel, daß

der Held ein Geschöpf seiner Einbildungskraft ist, und als sein Schöpfer muß er wissen, was der Held fühlt und denkt: wer uns aber weismachen will, sein Held sei ein von ihm beobachteter Wirklichkeitsmensch, der mutet uns zu, mitten in der Wirklichkeit an ein Wunder zu glauben. Nur dadurch, daß uns dieser Hokuspokus tagtäglich vors Auge geführt wird, hört er auf, lächerlich zu wirken und wird zu einer der als selbstverständlich hingenommenen Konventionslügen, ohne welche die Wirklichkeitsdichterei nicht fertig wird. Es ist bekanntlich die einzige nicht, denn die Urlüge, eine Dichtung könne, solle oder müsse Wirklichkeit geben, muß notwendigerweise immer neue Lügen gebären — nur flüchtig sei an jene erstaunliche Gottheit, Zufall mit Namen, erinnert; sie hat zur Störung des „Wirklichkeitssinnes“ Schlimmeres getan als alle Hexen und Geister der wahren Dichtung.

Gerade zum Schutze des Wirklichkeitssinnes kann man die Demarkationslinie zwischen Wirklichkeit und Dichtung gar nicht scharf genug ziehen. Die Wirklichkeit darzustellen ist Aufgabe der Naturwissenschaft, der Zeit- und Sittengeschichte und muß es bleiben. Es gilt festzustellen, was war und was ist in dem von der Wirklichkeit selbst gegebenen tatsächlichen Zusammenhange. Was auch dabei herauskommen möge: es drängt sich uns mit Notwendigkeit auf und richtet sich nicht nach unserm ästhetischen und moralischen Urteil. Was uns gefällt oder nicht, davon ist nicht die Rede; es frägt nicht nach unsern Wünschen. Wir wünschen wohl; aber das Wünschen „hilft nichts“.

Wollen wir eine Welt haben, wie wir sie uns wünschen, so müssen wir sie schaffen. Das ist Dichtung. Aber das können wir offenbar nur in einer Weise, indem wir das, was in der Wirklichkeit unserm Wünschen entgegenstand, nämlich ihre eiserne Notwendigkeit, für die Dichtung aufheben und uns aus dem Reiche der notwendigen Wirklichkeit in die Freiheit der unserer Willkür unterstehenden Vorstellungen hinüberretten. Erst damit und nur dadurch allein wird die dichterische Schöpferkraft, die im Wünschen schlummert, entfesselt, diesen Schritt tut jeder Dichter, er muß ihn tun, wenn es nicht beim Wünschen bleiben soll, wenn aus dem Wünschen etwas Neues, Schöpferisches, kurz Dichtung hervorgehen soll.

Dieses entscheidenden Schrittes aus dem Zwange der Wirklichkeit in die Freiheit des Dichtens muß sich jeder Dichter im tiefsten Herzen bewußt sein, wenn er nicht statt eines Dichters ein haltloser, salbadernder Träumer, weder Fisch noch Fleisch sein will. Nur im Bewußtsein dieser Freiheit kann er planmäßig schaffen, sich mit fester und sicherer Hand die Welt zimmern, in der das Wünschen hilft, d. h. in der seine dichterische Idee zum reinen, vollkommenen Ausdruck kommen kann. Denn die Welt des Wirklichen an sich ist immer ideenlos, ist harte, brutale Kausalität, an der jeder Versuch, Willen und Zweck hineinzutragen, scheitert. Jede Idee ist Dichtung und bedarf, um anschaulich zu werden, einer Welt, die vom Zwange der Notwendigkeit frei ist, damit sie sich der Idee gemäß gestalten läßt. Wer eine Idee dichterisch zu einem in sich harmonischen Ganzen herausgestalten will, muß die Wirklichkeit zerbrechen. „Il faut casser les œufs pour faire une omelette“, sagt der Franzose in einem klaren, aber etwas hausbackenen Gleichnis. Mit erschütternder Gewalt schildert uns der große deutsche Dichter in seinem Faust den Vorgang. Die Stelle wird so selten richtig verstanden, daß sich die Mühe

lohnt, in diesem Zusammenhange ihrer zu gedenken. Im dunkeln Drange nach einer vollkommeneren Welt flucht Faust der Welt der Wirklichkeiten, die ihm in des Tages Lauf „nicht einen Wunsch erfüllen wird — nicht einen!“ — Da ertönt der Geister Chor:

„Weh! weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt!
— — — —
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber!“

Und dann erschallt der mächtige Ruf an sein Herz:

„Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!“

Das ist der Gang, den der Dichter einschlagen muß, um Dichter zu sein: er muß die Welt außer sich zerbrechen, um sie in seinem Busen prächtiger, seinen Wünschen gemäß, wieder aufzubauen.

Denn das ganze Verfahren wäre offenbar ebenso brutal als zwecklos, wenn er nunmehr weiter nichts täte, als die zerbrochenen Eier mühselig und notdürftig wieder zusammenzuflicken — was dem Ideale der Wirklichkeitsdichterei gleichkommen würde. Vielmehr tritt in der Art, wie er verfährt, der Unterschied zwischen Wissenschaft und Dichtkunst mit aller denkbaren Schärfe zutage. Der Naturforscher und Geschichtschreiber muß die Dinge so sehen, wie sie sind; er steht unter dem Zwange der Dinge und seiner Sinne, die ihm ihre Anschauung übermitteln — der Dichter schaltet frei im Reiche seiner Vorstellungen, seiner inneren Anschauung. Nichts hindert ihn, gerade die Dinge zu sehen, die er will, und sie so zu sehen, wie er will. Er kann sie kommen und gehen, erscheinen und verschwinden lassen, kann sie sehen, wie sie in Wirklichkeit sind und nicht sind, kleiner, größer; schöner, häßlicher; besser, schlimmer; wichtiger, unwichtiger. (Man vergleiche etwa den Don Carlos der Geschichte mit dem der Schillerschen Dichtung.) Er kann alles sehen, was in der Vorstellung möglich ist, ohne groß nach dem in Wirklichkeit Möglichen zu fragen.

Und das gleiche gilt auf dem Gebiete der Zusammenhänge alles Geschehens. Die Wissenschaft beugt sich den Tatsachen äußerer Abfolge, also einer äußeren Ursächlichkeit, welche sie auf Gesetze, also auf Notwendigkeit zurückzuführen bemüht bleibt — dem Dichter steht in seiner vorgestellten Welt das Reich der inneren Zusammenhänge offen. Niemand kann ihm in jener Welt, die seine eigene Schöpfung ist, verwehren, Zusammenhänge zu setzen, wie er will, und zu lösen, wie er will, Willen und Zweck nach freiem Ermessen auch dort zu statuieren, wo die Wissenschaft nur das sinnlose Walten toter Kräfte zu entdecken vermöchte.

Das souveräne Recht zu diesem Verfahren — ich wiederhole das ausdrücklich — steht dem Dichter deshalb zu, weil es sich um eine Welt handelt, die er selbst sich in seiner Vorstellung schafft, und er ist genötigt, von diesem seinem Rechte

Gebrauch zu machen, weil die Welt der Wirklichkeit dem unbezwinglichen Sehnen, Hoffen, Wünschen unseres Gemütes schlechterdings nicht genügt, weil er als Dichter eine Welt der Vorstellung braucht, in der „das Wünschen hilft". Er muß der unzulänglichen Wirklichkeit das Unwirkliche gegenüberstellen, das eben deshalb den Erfahrungen und Gesetzen der Wirklichkeit nicht untersteht und unterstehen darf. Jede Dichtung ist ein Protest des Herzens gegen die brutale Tyrannei der Wirklichkeit, sie zeigt uns, was wir möchten, im Gegensatz zu dem, was wir finden. Mit der Betonung dieses Gegensatzes zieht der Dichter die scharfe Demarkationslinie, und eben durch diese klare und bewußte Gegensätzlichkeit wird echte Dichtung den Wirklichkeitssinn nicht sowohl trüben, als vielmehr verschärfen. Wie Faust stehen wir vor ihr und rufen:

„Ein Schauspiel! — — aber ach, ein Schauspiel nur!

Bezeichnet man als Wunder alles das, was den Erfahrungen und Gesetzen der Wirklichkeit widerspricht, und zieht man die soeben gemachten Ausführungen zu Rate, so kommt man zu dem nur scheinbar paradoxen Satze, daß es auf dem Gebiete echter Dichtung überhaupt kein Wunder geben kann. Denn da ich in einer echten Dichtung keine Wirklichkeit suche noch überhaupt zu suchen berechtigt bin, so wüßte ich gar nicht, weshalb ich mich verwundern sollte, wenn mir etwas aufstößt, was, unter dem Gesichtspunkte der Wirklichkeit betrachtet, als ein Wunder erscheinen müßte, was aber im Reiche der dichtenden Vorstellung im geringsten nicht wundernehmen kann, sobald es sich nur aus der Idee und dem Zusammenhange der Dichtung als eine nötige, nützliche und wohlgefällige Vorstellung ergibt. Die Probe auf die Richtigkeit dieses Satzes kann ein jeder selbst machen, wenn er sich mit ganzer Seele in eine echte Dichtung vertieft und einlebt. Unter dem Gesichtspunkte der Wirklichkeit ist der „Faust" von Anfang bis Ende eine Kette von lauter Wundern. Lebt man aber erst einmal in dieser Welt, steht man unter dem Banne der Ideen, welche diese Welt schufen, um uns die tiefsten Geheimnisse des Menschenherzens zu enthüllen, so erscheint uns alles selbstverständlich, ja wir würden uns wundern, wenn's anders käme, wenn Wagner-Biedenkampf recht behielte und der gespenstische Pudel doch nur ein natürlicher Pudel wäre. Wunder wird all dies erst dann, wenn die Dichtkunst versucht, einen selbstmörderischen Kompromiß mit der Wirklichkeit einzugehen, sich, statt frei den eigenen Gesetzen zu folgen, Rücksichten auf eine ihrem innersten Wesen fremden Machtsphäre aufzuerlegen. Denn im gleichen Augenblicke, wo die Dichtung sich als Wirklichkeit gebärdet, werden jene in der Dichtung als selbstverständlich hingenommenen Vorgänge anstößig und wecken den Widerspruch des auf die Wirklichkeit eingestellten Gemütes. Ich habe als Kind gute Märchen ohne alle Zweifel und Bedenken angehört: wenn aber einer versuchte, mir etwas „Wunderbares" als wirklich aufzuschwätzen, lachte ich ihm ins Gesicht. So war ich ein echtes Märchenkind und bin trotzdem nie abergläubisch gewesen.

Alles wohl überlegt, tritt also jeder Dichter mit einer petitio principii seinem Hörer gegenüber: „Versetze dich in eine Welt der Vorstellungen, die ich dir zu dem Zwecke geschaffen und in sich selbst harmonisch geordnet habe, um in ihr meine



dichterische Idee in verständlicher und wohlgefälliger Weise vorzuführen. Kannst du das nicht oder willst du es nicht, so bleib draußen! Dichtung zwingt sich keinem auf, wie die Wirklichkeit, die sich jedem aufzwingt. Aber trittst du ein, so bequeme dich ihrem Vorstellungskreise an, den ich geschaffen und gewählt habe, um meine dichterische Absicht ins Werk zu setzen."

Damit ist eigentlich alles klar — vor allem eins: daß der Dichter gar nicht gegen die Wirklichkeit fehlen **kann**, sondern nur gegen Geist und Absicht seiner Dichtung. Ein Dichter, der uns wider den Geist seiner Dichtung eine rationalistische Erklärung aufnötigen wollte, die uns aus dem freiwillig betretenen Vorstellungskreise hinausdrängt, versündigt sich ebenso schwer wie einer, der uns mit Wundern zusetzt, wo Idee und Zweck der Dichtung einen natürlichen Verlauf der Dinge erwarten läßt, ja fordert. Im ersten Falle wird er zum Pedanten Wagner-Biedenkampf, im zweiten zum Taschenspieler; in beiden zerstört er die notwendige innere Einheit des Vorstellungskreises, ohne die eine Dichtung nicht bestehen kann.

Diese innere Einheit, diese völlige Übereinstimmung mit sich selbst war es, die ich im Auge hatte, als ich sagte: Das Märchen ist, wie jede echte Dichtung, **in sich selbst wahrhaftig**. Ich hoffe nun verstanden zu sein.



Der Weg zu Dante

Wenn der „gebildete Deutsche" in die Lage kommt, die größten Dichter aller Zeiten aufzuzählen, so ist er um die Antwort nicht verlegen: Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare und Goethe. Hat der Betreffende ein Gymnasium durchgemacht, so sind ihm die beiden Griechen wohl bekannt, aber auf der Schule auch gründlich verekelt worden. Das Verhältnis zu Goethe und Shakespeare ist meist etwas freundlicher. Man sieht ihre Dramen auf der Bühne und wirft wohl auch dann und wann einen Blick in ihre Werke. Zwischen den beiden Gruppen steht Dante. Ein großer Name, aber auch kaum mehr als das, ein Klang ohne aktuelle Bedeutung. Man weiß, daß er eine Göttliche Komödie geschrieben hat, eine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, die aber weder sehr göttlich noch sehr komisch ausgefallen ist. Der Leser scheitert gewöhnlich schon bei den mystischen Tieren des ersten Gesanges, dem Löwen, der Wölfin, dem Leoparden; und gelingt es ihm mit heißem Bemühen, dieses Rätsel zu lösen, so hält sein Interesse im besten Fall bis zum fünften Gesang an, bis zur Begegnung mit Francesca da Rimini. Dann legt er das geheimnisvolle Buch aus der Hand.

In keinem Lande wird Dante so wenig gelesen wie in Deutschland. Unsere Übersetzungen sind mindestens ebensogut wie die der Engländer und Franzosen, wir besitzen vortreffliche Erläuterungen zur Komödie und wissenschaftlich wertvolle Biographien ihres Verfassers; wir haben Dantekenner und Danteforscher, aber ein Publikum hat der große Florentiner bei uns nicht. Karl Voßler hat es neuerdings versucht, „einem weiteren Kreis gebildeter Laien das Verständnis der Göttlichen Komödie zu erschließen". Als Einführung liegt eine zweibändige Entwicklungsgeschichte vor, der eine fortlaufende Erklärung des „heiligen Gedichtes" folgen soll. Soweit man nach dem ersten Teil urteilen kann, ist es ein vorzügliches Buch, das dem Kenner und dem Forscher Genuß und Belehrung bietet, aber wenn der Verfasser wirklich den Zweck ver-

folgte, über diese kleine Schar der Getreuen hinaus eine größere Gemeinde um Dante zu sammeln, so hat er diesen Zweck völlig verfehlt. Trotz seiner Trefflichkeit wird das Werk dem Dichter nicht einen neuen Verehrer, der Komödie nicht einen Leser gewinnen. Im Gegenteil, es muß die Scheu des Laien vermehren, wenn er sieht, daß er bei den Ägyptern und Phöniziern anfangen soll, um eine Dichtung des vierzehnten Jahrhunderts zu verstehen. Erstaunt fragt er sich: Hat denn Dante von diesen Antiquitäten etwas gewußt? Und bei Voßler findet er die richtige Antwort, daß der Florentiner von den vielen Philosophen, Schriftgelehrten und Kirchenvätern, deren Weisheit in den beiden Bänden vorgetragen wird, nur ganz wenige und auch diese wenigen nur recht unvollständig gekannt hat. Warum soll das Ei klüger sein als die Henne, der Leser mehr wissen als der Dichter? Diese Zusammenstellung, die das Werden der mittelalterlichen Weltanschauung schildert, besitzt hohen Wert, ist für den Historiker unentbehrlich, aber sie bildet nicht die geeignete Einführung in die Göttliche Komödie. Statt zu erleichtern, erschwert sie das Verständnis und hätte ebensogut durch eine Abhandlung über die Sprache oder über die Geschichte Italiens ersetzt werden können. Was sollen dem Laien die Ausführungen über die Philosophie der Stoiker, wenn Voßler selbst zu dem Schluß kommt, daß Dante seinen Stoizismus nicht von ihnen gelernt hat, sondern daß er angeboren war? Die Erörterungen über Augustinus und seinen Gottesstaat werden mit der Bemerkung abgebrochen, daß ein persönliches Band zwischen dem älteren Werk und der Komödie nicht existiert. Sie sind also entbehrlich. Der Erklärer gibt auch zu, „daß der Inhalt der Dichtung, die stufenweise Vereinigung des Menschen mit Gott, weder einer streng philosophischen noch einer streng sittlichen Behandlung oder Exekution fähig ist", aber er betrachtet das Problem doch nur von diesen Seiten und läßt das Kunstwerk, das unmittelbare Erzeugnis des Dichters, außer Augen. Das zeigt sich auch im einzelnen.

Gewiß war Dante Mystiker, und gewiß waren ihm die Anschauungen des heiligen Franz und Bonaventuras bekannt. Aber nicht durch sie ist er zum Mystiker geworden; das hieße Ursache und Folge verwechseln. Voßler nimmt die Vermutung auf, der Dichter habe als Knabe eine Minoritenschule besucht. Dagegen läßt sich nichts einwenden, aber sicher brachten die Franziskaner ihren Zöglingen nichts anderes bei als den trockenen Memorierstoff, der den Gehalt des damaligen Unterrichts ausmachte, auf keinen Fall den pantheistisch angehauchten Mystizismus ihres Stifters und Meisters. Dieser läßt sich überhaupt nicht lehren, sondern muß erlebt werden. Mystiker wurde Dante mit innerer Notwendigkeit, weil jeder Versuch, die Religion, das Streben zu Gott, dichterisch zu erfassen, zur Mystik führt. Bei ihm sowohl wie bei Milton und bei Klopstock, obwohl weder der englische Puritaner noch der sächsische Protestant eine Ahnung von den Viktorinern oder dem Doctor seraphicus besaßen. Mystik — so kann man das Wort kurzweg erklären — ist Religion als Poesie, und wo die Mystik aufhört, nicht nur bei Dante, sondern bei allen Sängern des Glaubens, da hört auch die Dichtung auf und verstummt vor dem öden Gerede der Theologen.

Auch die Bedeutung Beatricens wird verkannt, wenn sie einseitig nur von religiösen und philosophischen Gesichtspunkten betrachtet wird. Nicht weil sie etwas Überirdisches darstellt, also angeblich nur ein Symbol ist, kann Dante sich erst mit ihr auf der Höhe des Läuterungsberges vereinigen, sondern auch hier liegen die Ursachen in ihm, in der Person des Dichters. Wie den Gläubigen des Mittelalters nicht das Leben, sondern nur das Sterben des Heilandes interessierte, so besaß auch der Tod der angebeteten Frau für den tief und rein empfindenden Liebenden eine weit höhere Bedeutung als ihr Dasein. Es ist kein Zufall, daß die Geliebten der drei größten Lyriker des Mittelalters, die Dantes, Cinos da Pistoja und Petrarkas, in der Jugend verscheiden, denn erst dadurch werden sie bedeutungsvoll. Auf Erden kann sie der Dichter nicht gebrauchen, denn in dieser Welt ist eine Vereinigung mit der ersehnten Frau unmöglich. Weder außerehelich, denn das ist Sünde, noch durch Heirat, denn sie ist zwar erlaubt, aber doch nur eine Konzession an das verwerfliche Fleisch. Es bedurfte der Reformation, um die Verherr-

lichung von Romeos und Juliens Liebe oder von Brutus' und Porzias Ehe möglich zu machen, vorher sind sie einer poetischen Behandlung unfähig und unwürdig. Diese verdient nur die göttliche Minne, der Amor purus. Er tritt um so reiner auf, je mehr die körperliche Annäherung ausgeschlossen ist, also am reinsten, wenn der Tod die Geliebte in das Himmelreich entrückt hat. Die Scheidung in himmlische und irdische Liebe, in den Amor purus und mixtus, beruhte aber damals auf keiner spitzfindigen Konstruktion, sondern entsprang der lebendigen Empfindung jedes einzelnen von dem Unwert der Welt. Und dieses Gefühl, nicht eine scholastische Spekulation, verweist die Geliebte in eine überirdische Sphäre. Erst dort ist eine Vereinigung mit ihr erreichbar, natürlich nicht mehr körperlich, sondern ganz geistig. Und dazu muß der Liebende werden wie die Verklärte selbst, frei von aller Sünde; er muß sich durch Hölle und Fegfeuer zu ihr hinaufläutern. Aus der Liebesvorstellung des Dichters ergibt sich Idee und Aufbau der Göttlichen Komödie mit zwingender Notwendigkeit. Alles drängt darauf hin, die Erklärung des Werkes nicht aus der Philosophie und Theologie, sondern aus der Gefühlswelt des Verfassers zu versuchen. Voßler nennt selber die Wanderung durch die drei Reiche das „persönlichste Gedicht", aber sein Buch erweckt den Eindruck des Gegenteils und läßt für die Persönlichkeit des Dichters kaum einen Platz.

Die Eigenart Dantes drückt allen seinen Werken, nicht nur dem größten, sondern auch der Vita Nuova, dem Conivivio und der Monarchie den Stempel seines Geistes auf. Die Komödie hat man oft mit dem Faust verglichen, noch berechtigter wäre es, dem Neuen Leben den Werther gegenüberzustellen. In beiden Dichtungen handelt es sich um die erste Liebe eines jungen Menschen, dem eine Vereinigung mit dem Gegenstand seiner Neigung nicht vergönnt ist. Während aber Werther den Verlust nicht verwindet, übersteht ihn Dante, und gerade der Schmerz gibt ihm Kraft zu neuen Taten. Das ist wichtig: nicht wie dem schwermütigen Petrarka nur zu klagenden Sonetten. Voßler nennt diese Jugendliebe unsittlich. Der Ausdruck könnte auch auf Werthers Empfindung angewendet werden, wenn man damit jedes übermäßige Schwelgen in sinnlichen Vorstellungen treffen will. Ich sehe keinen Grund zu diesem Tadel. Bei einem Jüngling von Dantes Veranlagung mußte die erste Liebe in solcher Ausschließlichkeit und Allgewalt auftreten, die den Organismus eines jeden minder Energischen vernichtet hätte. Diese alles verzehrende und verschlingende Leidenschaft bleibt ihm sein ganzes Leben lang treu, in der Liebe, in der Wissenschaft und in der Politik. Er arbeitet nicht, sondern er kämpft. Ob er liebt, philosophiert, der Theologie nachgrübelt, den Diplomaten spielt, als Staatsmann auftritt oder auf dem Schlachtfeld ficht, überall setzt er seine ganze Persönlichkeit ein. Er kann überhaupt nichts in Ruhe und beschaulicher Erwägung tun, sondern alles geht im Sturm; er ist ganz Temperament, ganz Wille und Leidenschaft im Leben wie im Dichten. Überall stößt er sich dabei an die Widerstände seiner Zeit. Ein maßloser Stolz erfüllt ihn, und das Ideal seines Glaubens ist die Demut; eine glühende Sinnlichkeit beherrscht ihn noch an der Schwelle des Greisenalters, und seine Religion gebietet die Enthaltsamkeit. Nur mit Schaudern darf er sich seinen innersten Trieben überlassen, denn er ist und bleibt ein Sohn des dreizehnten Jahrhunderts. Der Zwiespalt wird bestimmend für Dantes dichterisches Schaffen.

Und trotz der heißen Leidenschaft, trotz der hinreißenden Phantasie und der glühenden Sinnlichkeit kann dieser Mann handeln so praktisch wie nur je ein Italiener. Die Verbindung anscheinend unvereinbarer Eigenschaften findet sich in der Renaissance häufig, am häufigsten freilich bei den Südländern. Wenn Benvenuto Cellini sich vor innerer Wut kaum fassen kann, so reißt er wohl besinnungslos den Dolch aus der Scheide, aber den Stoß selber verübt er mit der ganzen Kaltblütigkeit und Virtuosität eines geschulten Fechters. Auch Machiavelli gleicht in dieser Beziehung Dante, nur besitzt der Mann des sechzehnten Jahrhunderts kein Gewissen mehr. Durch das unverrückbare Festhalten am Sittlichen steht unser Dichter über diesem zweitgrößten Sohne Florenzs, und gerade seine Ehrlichkeit und sein Rechtsbewußtsein, die für keinen Kompromiß zu gewinnen sind, haben Dante den Vorwurf des Utopismus eingetragen. Vor

allem seine Politik soll unzweckmäßig und unmöglich gewesen sein. Freilich das Kaisertum war schon einmal vor dem Papst erlegen. Aber Bonifazius VIII. und Klemens V. besaßen nicht mehr die Macht der Innozenze; eine Wiederaufnahme des Verfahrens war, wie das Beispiel Philipps des Schönen von Frankreich beweist, aussichtsvoll. Nur mußte ein deutscher König über die Alpen kommen, der es nicht nur dem Namen, sondern dem Wesen nach war. Dante konnte von der Zersplitterung Deutschlands keine Ahnung haben, er konnte nicht wissen, daß sein angebeteter Heinrich eine Puppe der Territorialfürsten war, der nach Italien kam, um sich den Nimbus und die Macht zu erwerben, die ihm in der Heimat fehlten. Und selbst der landlose Luxemburger Graf hätte dort mehr erreicht, wenn er den klugen Rat des Dichters befolgt und sich nicht an den Mauern der norditalienischen Städte verbissen hätte. Ein kühner Vorstoß nach Süden, der den Gegner ins Herz traf, hätte, zur rechten Zeit unternommen, das Schicksal des Feldzuges wenden können.

Erst als seine letzte Hoffnung zusammenbricht, begibt Dante sich auf das Gebiet der Spekulation. Er flüchtet nach Utopia. Lange genug hatte sein Riesengeist allen Enttäuschungen getrotzt. Er überlebte den Verlust Beatricens, er ertrug die Verbannung aus dem einzig geliebten Florenz und die beständigen Niederlagen seiner Partei, ja sogar der Tod seines kaiserlichen Lieblings entmutigte ihn nicht. Im nächsten Jahre steht er wieder mit den Ghibellinen in Waffen gegen die Vaterstadt. Ja trotz aller Enttäuschungen besitzt der Alternde noch die Kraft, in dem sonst gehaßten Lucca einen neuen Liebesfrühling zu durchleben. Erst als der letzte Feldzug ohne Erfolg verläuft, ist er gebrochen. Sehnsucht nach Ruhe erfüllt ihn, und er entsagt. Damals entstand seine „Monarchie", ein staatspolitisches Traumgebilde, das nicht mehr der praktische Staatsmann, sondern der heimatlose Verbannte nach der Vision einer Vergangenheit gestaltete, von der er wußte, daß sie niemals existiert hatte. Nichts ist dem Dichter geblieben als seine Kunst und sein Stolz. Er will Weltbürger werden, er, der Florenz über alles liebt. Die Heimkehr steht ihm offen, aber er kann sie nur durch eine demütigende Strafe erkaufen. Eine Partei für sich nennt er sich selber, der Unbehauste, der sein Brot vor fremden Türen erbetteln muß. Dieser unbändige Stolz, verbunden mit dem glühenden Haß gegen seine Feinde, diktiert ihm die Komödie, nicht philosophische Dialektik oder scholastische Theologie. Der Mann des Mittelalters wagt es, sich zu einer Höhe zu erheben, von der er Herrscher, Völker und Städte brandmarkt, von der er Päpste und Kaiser in die Hölle verdammt.

> Wen da der Dichter hineingesperrt,
> Den kann kein Gott erretten!

Die Komödie ist Dantes Lebenswerk, in dem sich alle äußeren und inneren Wandlungen des großen Mannes widerspiegeln. Der erste Entwurf stammt aus den frühen Jahren nach dem Tode der Geliebten. Als dann der Verfasser immer tiefer in die politischen Wirren seiner Zeit hineingezogen wurde, wuchs das Liebesgedicht zum Kampfgedichte aus, und dieses wieder zum weltumspannenden Lehrgedicht, als der Alternde sich von dem praktischen Leben zurückgezogen. Von dem ersten Plan, der auf die Verklärung der irdischen Geliebten im Jenseits abzielte, blieb nur der Rahmen, in den der Dichter alles, was er erlebt und gedacht, hineinwob. Veränderungen waren dabei unvermeidlich. Die Beatrice des Paradieses ist kein Weib mehr, sondern nur noch eine Idee. Aber ging es Goethe anders, wenn am Schlusse des Faust Gretchen als Una Poenitentium wiederkehrt? In den langen Jahren ist ihm wie Dante die Jugendliebe zur Idee geworden. Aber selbst diese Abschwächung ist in beiden Fällen ein Erlebnis, keine Konstruktion.

Ungleich Shakespeare, der auch die Forderungen seines Theaters befriedigen mußte, schrieb Dante nur unter dem Zwang der inneren Notwendigkeit. Die Neigung zu Beatrice gab ihm die Fülle des Gefühles und die Begeisterung für Virgil die Sprache. Mit Goethe hätte er sagen können:

Einer einzigen angehören,
Einen einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.

Die beiden Gestalten der Jugendgeliebten und des römischen Sängers wirken bestimmend auf sein Leben ein; in der Bekanntschaft mit ihnen liegt auch seines „Wertes Vollgewinn". Schon Comparetti hat darauf hingewiesen, daß, wenn Dante der Anschauung der Scholastiker folgte, er Aristoteles, „den Meister derer, welche wissen", zum Führer hätte wählen müssen. Die Tendenz des Lehrgedichtes verlangt den Philosophen, aber die persönliche Neigung des Dichters trieb ihn zu dem Verfasser der Äneide, in der klaren Erkenntnis, wieviel er jenem verdankte, in dem Bewußtsein, daß Virgil ein Erlebnis für ihn war, so bedeutungsvoll wie das erste Zusammentreffen mit Beatrice.

Bei keinem Dichter decken sich Leben und Werk so innig wie bei Dante. An Subjektivität des Willens übertrifft er selbst Goethe und Byron. Und gerade ihn versucht man immer nur aus Vor-, Mit- und Umwelt zu erklären, gerade bei ihm vernachlässigt man das Persönliche. Alle möglichen philosophischen und theologischen Systeme werden ihm untergeschoben, nur um festzustellen, daß Dante sie an der entscheidenden Stelle nicht befolgt hat. Aus dem wunderbar geschlossenen Bau der Komödie wird ein Sammelsurium von Steinen und Steinchen, die bald von Augustin und Origenes, bald von dem heiligen Franz oder Thomas herrühren sollen. Dante schuf sich alles: Sprache, Form und Inhalt. Aber in den Arbeiten der Erklärer und Biographen ist für diese Riesenpersönlichkeit so wenig Platz wie vor sechshundert Jahren in dem undankbaren Florenz.

Max J. Wolff



Tennyson

(Geb. am 6. August 1809)

Welche Vorstellung haben wir Deutsche von Alfred Tennyson? Wir alle haben das liebliche und doch so tragische Idyll „Enoch Arden" gelesen, und die Erinnerung daran liegt in uns wie eine Stunde wehmütigen Glückes, in der wir der reinen Poesie. der Kunst der Sprache und einem fremden, rührenden Schicksal restlos hingegeben waren — wir verdanken diesem Dichter eine Stunde seligster Vergessenheit. Das ist doch wohl Anzeichen und Wesen echter Kunst, wenn wir ganz in ihr aufzugehen, uns ganz in ihr zu vergessen vermögen! Das kann nur ein *Dichter* bewirken!... Aber haben wir Tennyson *selbst* aus dieser Dichtung vernommen? Sein eigentliches Wesen, seine *Persönlichkeit*? Wir haben vielleicht nichts andres aus seinen Werken, sondern nur dies zwar von Empfindung gleichsam durchtränkte, aber doch ganz objektiv behandelte Idyll gelesen. Wir haben aber einiges über ihn gehört, und vielleicht nicht gerade Gutes. Die um die Wende der achtziger Jahre emporkommenden Modernen, Dichter, Literarhistoriker und ihre Nachschwätzer, haben ihn nicht besonders geschätzt: er war ja der Poëta laureatus der Königin Viktoria, er ward — nachdem er die Würde allerdings zweimal zurückgewiesen hatte — *Lord* Tennyson, — man hat ihn gern herabgesetzt, ihn einen Epigonen, einen Formkünstler genannt. Er, der der größte Lyriker Englands hieß — Carlyle, Dickens Thackeray schätzten ihn höher als Byron und Shelley —, ja der größte Lyriker des Jahrhunderts, erschien bald als ein mehr durch Protektion als Verdienst emporgekommener Dichter des Hofes und der Gesellschaft. Etwas von diesem harten Urteil ging in unsere Vorstellungen über: sein Bild verblaßte in uns.

Wenn wir seine Dichtungen nun wieder und mit reiferem, unbefangenem Empfinden lesen, so werden wir bald erkennen, daß Tennyson mehr war als der Dichter von „Enoch Arden", daß er in der Tat der Dichter des königlichen England war, von dem eine wie Harfenklang und Meerflut rauschende Harmonie königlicher Balladen seit Jahrhunderten nach Deutschland herüberklingt, ein eigentümlicher Chor lyrischer Melodien — voll Eigenart und rätselhafter, unser Innerstes ergreifender Tiefe. Shelley und Keats haben diesen mystischen Zauberklang — doch in ganz persönlicher Färbung; Burns und Moore, Wordsworth, Felicia Hemans und Coleridge haben ihn ebenfalls, doch in volkstümlichen schottisch-keltischen, irisch-englischen, romanisch-germanischen Nuancen — jeder in seiner Weise. Auch Tennyson hat ihn; er hat — möchte ich sagen — allerdings von allen diesen Dichtern etwas und doch Eigenes; er ist Eklektiker — aber doch ein Eklektiker mit ursprünglich starker Begabung und von eigener Zucht und Bildung. Das nationale Wesen der englischen Poesie lebt und webt kräftig und zart in seinen Balladen, Legenden und eigentümlich sehnsuchtsvoll-melancholisch gestimmten Liedern, und es ist gewiß, daß dieses bei ihm in einer reinen klassischen Form erscheinende Wesen ihn zum Lieblingsdichter des königlichen England gemacht hat. Seine Kunst nannte ich soeben eine klassische. In der Tat: man kann sie auch von diesem Gesichtspunkte ausgehend charakterisieren. Sie ist nicht dunkel, getragen von den schweren Flügeln verträumter Phantasie und aus dem Unbewußten emportauchender Vorstellungen und Gedanken, wie die Shelleys, sie ist nicht analytisch, von persönlichsten Beziehungen und von Arabesken, Gelegenheitseinfällen, von genialen Ungezogenheiten überwuchert wie die Byrons — sie ist auch nicht naiv, einfach, spröde und doch biegsam wie die Verse Burns' und Moores, sie ist nicht kräftig realistisch, scharf und bitter — wie Salzgeruch des Meeres — wie die Coleridges oder Thomas Hoods. Sie ist klassisch schön, flüssig, klar, anschaulich, rhythmisch vollendet — aber zugleich erfüllt von Eigenleben, in jeder Zeile voll Seele; sie ist klassische Kunst, belebt und lebendig gehalten durch ihren urtümlichen nationalen Charakter, der nie so echt zum Ausdruck kommen würde, wenn dieser Dichter nicht eben ein D i c h t e r wäre.

Und welches ist nun dieser englische Klang? Wie und wo zeigt er sich bei Tennyson? Kann man das letzte, das innerste Wesen der Poesie definieren? Ich glaube kaum ...

Die Beete lagen blumenleer,
Mit Moos bekrustet dick und braun;
Längst hielt kein Band und Nagel mehr
Den Pfirsichstrauch am Gartenzaun.
Am Türschloß hing der Griff heraus,
Verfallen Stall und Scheuer lag,
Lauchüberwuchert war das Dach,
Auf dem umschilften Meierhaus.
Sie sagte nur: „Mein Los ist trübe,
Er kommt, er kommt nicht mehr."
Sie klagte: „Tot ist seine Liebe,
Ach, daß im Grab ich wär'!"

Sie weinte bei des Abends Tau,
Und früh, wenn der Tau im Gras noch lag;
Sie konnte nicht das weiche Blau
Des Himmels sehn bei Nacht und Tag;
Nur wenn die Nacht ganz ohne Stern,
Die Fledermaus schon nicht mehr flog,
Hob sie den Fenstervorhang hoch
Und sah ins dunkle Feldland fern.
Sie sagte nur: „Die Nacht ist trübe,
Er kommt, er kommt nicht mehr."
Sie klagte: „Tot ist seine Liebe,
Ach, daß im Grab ich wär'!"

Dies ist der Anfang der Liebesballade „Mariana" (in der schönen Übersetzung von Wilhelmine Prinzhorn). Ich habe diese Verse gewählt, weil jenes suggestive Wesen der englischen Poesie hier ganz in der weichen Melodik, in dem schmeichelnden Fluß der Verse, in dem Zusammenklang von Musik und Bild, von Natur und Seele sich äußert, — also in einer i n n e r l i c h e n Weise zur Geltung kommt. Wie gesagt, ich muß es dem Leser überlassen, das, was ich meine, herauszufühlen; ich bin überzeugt, daß jeder, der mit Ohr und Seele in ein Gedicht hineinzuhorchen versteht, diesen ganz heimlichen Zauber auch in dieser Verdeutschung deutlich heraushören wird. Dieser Zauber umspinnt unsere Sinne, unsere Nerven — ohne sie zu quälen; er wird allerdings zu einem Dämon, wenn er die unheimlichen Gewalten der Natur und der Seele repräsentiert — ist er doch selbst die rätselhafte Seele des Menschen, die durch den

Dichter, durch die Kunst allein sich zu offenbaren vermag. Vielleicht sind wir jetzt dem Wesen der englischen Poesie näher gekommen: sie ist die Poesie des menschlichen Herzens, — freilich wie jede natürliche Poesie; aber in ihrem Typus ist sie es vielleicht mehr, vielleicht intensiver als die Lyrik manches anderen Volkes. Es ist charakteristisch, daß die englische Poesie — auch die Tennysons — einen vorwiegend balladesken Klang hat, somit in ihrem Wesen Volkspoesie ist, somit einen urtümlichen, ich möchte sagen, mit der Natur selbst und ihrem Wesen innig zusammenhängenden, naiv-mystischen Charakter bewahrt hat. Fast alle englischen Dichter haben in diesem Urklange den Höhepunkt ihres Schaffens gefunden, ich erinnere an Poes Ballade „Der Rabe", an Coleridges „Der alte Matrose", an Wildes Zuchthausballade. Shakespeares Dramen „Lear", „Macbeth", „Hamlet" sind derartige Riesenballaden. Diese Dramen konnten vielleicht nur dem keltisch-germanischen Geiste gelingen, ebenso wie die seelisch-persönliche, sentimentalische Lyrik des Petrarca, Michelangelo, Tasso, Ariost — die niemals als eine späte Frucht allein des Römertums bezeichnet werden kann — und Dantes „Göttliche Kunst" und die Renaissance in Italien überhaupt ein Erzeugnis romanisch-germanischen (gotischen) Geistes sind.

Ballade von Oriana.

Mein Herz vergeht in Traurigkeit,
Oriana,
Mein harrt nicht Ruhe weit und breit,
Oriana,
Wenn Feld und Wald es überschneit,
Und laut des Nordwinds Sturmwind schreit
Oriana! —
Treibt es mich einsam fern und weit,
Oriana . . .

Bevor der Tag die Nacht bezwang,
Oriana,
Der Hahn zum erstenmale sang,
Oriana,
Bei Wasserrauschen und Windesdrang,
Erscholl der Kriegerrosse Gang,
Oriana! —
Rief laut des hohlen Hornes Klang,
Oriana! . . .

Man kennt dieses wirkungsvolle Wiederholen von Namen, leitenden Worten, Interjektionen in der englischen Poesie seit Herder her; aber welch eine tief erregende, ja herzaufwühlende und wieder abschwellende, beruhigende Wirkung wird tatsächlich durch dieses autochthone Mittel erzeugt! Wie ein Harfenschlag mächtig bald, bald geisterhaft zart und süß verhallend klingt hier das Leitwort Oriana in die Kunst der Worte hinein . . . Das ist dasselbe, hier auch äußerlich deutlich markierte nationale Wesen der englischen Lyrik.

Eine besondere Vorliebe hat Tennyson denn auch für die Ballade, und zwar für die Ballade nach englischen, schottischen oder altkeltischen Motiven, oder für ihr Gegenstück, für die breit ausgesponnene lyrisch-epische Erzählung, das heroisch-balladesk gestimmte Idyll. Auch „Enoch Arden" und die „Königs-Idyllen" sind Balladen oder Romanzen. Ebenso liebt er den Legendenstil. Zu seinen schönsten und bekanntesten Balladen und Legenden gehören „Godiva", „Lady Clara Vere de Vere", „Die Schwestern", „Die Dame von Shalott". Sie alle hat Ferdinand Freiligrath meisterhaft übersetzt (vgl. Ferdinand Freiligraths Sämtliche Werke, herausgegeben von Ludwig Schröder, Leipzig, Max Hesses Verlag). Auch Karl Bleibtreu bringt in seiner schätzenswerten „Geschichte der englischen Literatur" reichliche, und zwar ausgezeichnet übersetzte Proben Tennysonscher Gedichte. Ebenso Wilhelmine Prinzhorn in ihrer Anthologie „Von beiden Ufern des Atlantik" (Halle a. S., Verlag Haendel). Wären diese Balladen deutsche Originalgedichte, wir würden sie den besten Balladen der gesamten deutschen Literatur zur Seite stellen müssen, und wir haben doch auch eine sehr reichliche Zahl von Meisterballaden aufzuweisen.

Ich möchte hierbei gleich die Verserzählungen erledigen. Man findet einige derselben, „Die Königsidyllen" (in ihrer ersten Zusammenstellung), übersetzt von Dr. Karl Weiser, in Reclams Universalbibliothek. Die „Königsidyllen", 1859 erschienen, umfaßten zuerst fünf Stücke, zuletzt (1885) zwölf; sie behandeln Episoden aus dem Sagenkreise König Arturs und des heiligen Grals. Sie sind durch manche Beziehungen innerlich miteinander ver-

bunden. Charakteristisch ist für diese hochromantischen Dichtungen die feine realistisch-romantische Kunst der Schilderung. Man könnte diese wortschöne und doch dramatisch-lebendige Kunst eine echt epische nennen, wenn sie an sich nicht so zart lyrisch gestimmt wäre. Man könnte sie Wielands Verserzählungen vergleichen; doch übertreffen sie die Dichtungen des älteren Meisters durch die reinabgetönte Prägnanz der Worte, durch den edleren Stil der Sprache. Ich nenne einige dieser Gedichte: „Die Hochzeit von Geraint", „Balin und Balan", „Lancelot und Elaine", „Merlin und Vivien", „Pelleas und Ettarre" — die Titel erinnern an Maeterlinck. Ritterkämpfe, romantische Fahrten, Liebesabenteuer bilden ihren Inhalt, doch liegt auch immer eine eigentümliche mystische Stimmung über diesen feinen Gebilden einer edlen Phantasie.

P e r s ö n l i c h e n Empfindens voll dagegen sind die kleineren Phantasien Tennysons. Diese Allegorien — Allegorien im besten poetischen Sinn des Worts — sind wiederum außerordentlich charakteristisch für Tennyson persönlich und für die englische Dichtkunst. Sie sind malerisch in erster Linie, breit entworfen, subtil im einzelnen durchgeführt, üppig und voll Glanz in den Farben und andrerseits wohllautend in der Sprache, fließend, getragen von einer inneren Melodie, auf und nieder wogend auf den Wellen eines natürlichen Rhythmus, der beseelt wie Musik zu sein scheint und Nerven und Gemüt in eigentümlicher Spannung hält.

D i e L o t o s e s s e r

„Mut!" sagte er und wies zum nahen Strand,
„Zur Küste führt der Strömung Wogenschlag!"
Im Zwielicht kamen sie zu einem Land,
Das scheinbar stets in halber Dämmrung lag.
Wie man im müden Traum wohl atmen mag,
So seltsam schwül und schwer die Luft dort zog.
Der gelbe Vollmond aus den Wolken brach;
Gleich niederwärts gekehrtem Rauche kroch
Klanglos und wasserarm der Strom vom Bergesjoch.

Ein Land der Ströme! Schleierdünnem Flor
Und graudurchsichtigem Rauch der eine glich,
Der andre drang durch Licht und Schatten vor —
Ein schläfrig Tuch von Schaum, der träge schlich.
Der Strom vom innern Lande wälzte sich
Zum Meer; drei Berge ragten fern im Süd,
Drei stumme Gipfel, deren Schnee nie wich;
Sie standen dort vom Spätrotschein umglüht,
Aus Buschwerk klomm die Fichte, tropfenübersprüht.

Und nun schildert der Dichter das Land der Lotophagen mit einer nicht enden wollenden Fülle klangvoller Worte und märchenschöner Bilder. Wir lauschen diesen wundervollen Harmonien wie einer weichen, träumerischen Musik, aus der sich, umschlungen von Arabesken, das Motiv der heitermelancholischen Resignation bald deutlich abhebt, bald von rein musikalischen Akkorden überholt wird.

Wie süß doch wär's, bespritzt von milchigem Schaum,
Halboffnen Augs zu lauschen kaum,
Befangen wie im Traum.
Zu träumen, träumen gleich dem Ambralicht,
Das jener Höhe Myrrhenbusch umflicht.
Zu hören unser Flüstern wechselweis,
Zu schaun die Brandung, die zu bilden sucht
Formschöne Linien, plätschernd leis.
Verzehrend Tag bei Tag des Lotos Frucht,
Zu öffnen völlig Geist und Phantasie
Dem Einfluß sinnender Melancholie.
Wehmütig brütend, lebend in Erinnerung
Mit alter Zeit Gestalten, da wir jung —
Jetzt überhäuft von eines Hügels Gras,
Zwei Handvoll weißen Staubs, den man zusammenlas.
(C a r l B l e i b t r e u.)

Für diese fast rein lyrischen Schilderungen oder idyllischen Elegien verwendet Tennyson mit Vorliebe antike Motive, weil diese sich in geschmackvoller und origineller Weise deuten und sinnbildlich pointieren lassen. Die schönsten dieser Phantasien sind neben den Lotosessern „Ulysses", „Önone", „Önones Tod", „Demeter und Persephone". Der große Seelenmaler,

der allen aus „Enoch Arden“ bekannt ist, zeigt sich auch in allen diesen Gedichten in seiner ganzen ursprünglichen und reifen Meisterschaft. Bleibtreu nennt die etwas breit angelegte reflexionäre Phantasie „Locksley Hall“ sein Meisterstück, dieses zeige ihn als echten Dichter von Gottes Gnaden, als größten lebenden und leitenden Dichter der Viktoria-Epoche.

Diesen epischen und episch-lyrischen Gedichten stehen die rein lyrischen Dichtungen Tennysons in nichts nach. Das eigentümlich melodisch innerliche nervöse Wesen der englischen Poesie erkennen wir auch in ihnen. Tennysons Lyrik, nicht persönlich tief und originell im höchsten Sinne, ist doch fast immer eigenartig beseelt und — ich möchte sagen: englisch-romantisch, liedhaft. Bedeutend in ihrer Art sind seine Liebesgedichte.

Frag mich nicht mehr! Mond zieht die See empor.
Die Wolke mag vom Himmel wohl sich neigen
Und die Gestalt des Caps, der Berge zeigen.
Doch wann gab ich dir Antwort, lieber Tor!
Frag mich nicht mehr!

Frag mich nicht mehr! Wie könnt' ich Antwort geben?
Dein Antlitz kummerhohl und ohne Licht —
Ich lieb' es nicht — Doch sterben sollst du nicht:
Ich ließ dein Lieben hoffen für dein Leben.
Frag mich nicht mehr!

Frag mich nicht mehr! Bestimmt ist mein Geschick.
Wider den Strom vergebens kämpf' ich an!
Laß treiben mich hinab zum Ozean!
Nichts mehr! Ich bebe schon bei einem Blick —
Frag mich nicht mehr!

Dies Gedicht, nicht klar und einfach wie ein Volkslied, hat doch infolge seiner schwebenden, unbestimmten Gefühlsseligkeit eine ähnliche Wirkung wie ein Volkslied. Es ist ein echt englisches, sentimentales — im besten Sinne: sentimentales Lied. Noch viele Gedichte ähnlicher Art könnte ich zitieren, wie z. B. „Crossing the Bar“, das berühmte, oft übersetzte „Grablied“, „Das Bettlermädchen“, „Der sterbende Schwan“ (herrlich, ganz im englischen Geiste von Freiligrath übersetzt; in seiner Art, namentlich in den psalmenartig, immer mächtiger dahinbrausenden Schlußversen ist dies Jugendgedicht Tennysons geradezu genial), „O Schwalbe, Schwalbe, fliege hin gen Süden“ (wiederum von Bleibtreu trefflich übersetzt). In Bleibtreuscher Übersetzung gebe ich noch folgende reizvolle Verse wieder:

Jetzt schläft das Karmosin-Blatt, nun das weiße;
Nicht mehr wogt im Palastgang die Zypresse,
Porphyrner Becken goldne Inschrift bleicht,
Die Feuerfliege wacht: wach du mit mir!

Jetzt schleicht der weiße Pfau wie ein Gespenst —
Und wie ein Geist weißschimmernd nahst du mir.

Jetzt ruht die Erd', ganz Danaë den Sternen ...

Tennysons Dramen erwähne ich in der folgenden biographischen Skizze.

Alfred Tennyson wurde am 6. August 1809 in dem Pfarrhause des Dorfes Somersby in Lincolnshire geboren. Als Knabe von acht Jahren kam er zu seinem Großvater, dem Pfarrer von Louth, um die lateinische Schule daselbst zu besuchen. Nach Abschluß der Schulzeit verlebte er einige Jahre in seinem Heimatsorte. „Und hier, wo einsame, meerumschäumte Küstenstriche und unheimlich düstere Moorgründe der Landschaft ein ganz eigenartiges Gepräge geben, erwachte in ihm jene tiefe, fast leidenschaftliche Liebe zu der Natur, die später in seinen Dichtungen so reizvoll zum Ausdruck kam. Er streifte oft nächtelang am Meeresufer umher, wanderte am Saume der braunen Moore mit ihren wehenden Binsen und wallenden Nebeln, völlig von dem schwermütigen Zauber der Gegend umsponnen. Der englische Literarhistoriker Collier machte die treffende Bemerkung, daß in manchen von Tennysons früheren Gedichten, wie z. B. in ‚Mariana‘, ‚Der sterbende Schwan‘, die Eindrücke, welche er als Jüngling in Lincolnshire empfangen, unverkennbar hervorträten, während später, nachdem sich der Dichter auf der Insel Wight angesiedelt hatte, auch seine Stimmungsbilder die wunderbare Schönheit, den leuchtenden Farbenschmelz seines neuen Aufenthalts wiederspiegelten.“

Mit seinem Bruder Karl bezog er 1828 die Universität Cambridge und wurde im Trinity College immatrikuliert. Schon 1827 hatte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Poems of two Brothers“ herausgegeben. In Cambridge wurde er mit Arthur Henry Hallam befreundet, der ihn vielfach zum Dichten anregte. „Der Liebenden Gedichte“, das Preisgedicht „Timbuctoo“ (1829) und ein Bändchen „Poems, chiefly lyrical“ (1830) entstanden in diesen Jahren. Doch wurden diese Werke höchst ungünstig rezensiert, was sich der junge Dichter so zu Herzen nahm, daß er neun Jahre hindurch schweigsam blieb. Erst 1842 veröffentlichte er seine dritte Sammlung in zwei Bänden. Sie enthielt bereits Dichtungen wie „Locksley Hall“, „Godiva“, „Clara Vere de Vere“ und wurde von der Kritik außerordentlich gut aufgenommen. „Dem Einzuge eines Siegers und Befreiers“ glich nun seine Laufbahn, wie ein englischer Kritiker sagt. „Tennyson ist seitdem der Lieblingsdichter der Engländer geblieben, den Geschmack fast unumschränkt beherrschend. Und trotz seines hohen Alters mußte er noch bis zu seinem Tode als der Hauptvertreter der neueren Poesie Englands, als der typische Dichter des Zeitalters der Königin Viktoria betrachtet werden.“ Im Jahre 1847 veröffentlichte er die größere allegorische Dichtung „The Princess“; die in diese eingestreuten Lieder sind voller Zartheit und von volkstümlich-edler Einfachheit. 1850 ließ er den Zyklus Totenklagen „In Memoriam“ über den frühen Tod Hallams folgen. Richard Wülker äußert sich über diesen Zyklus folgendermaßen in seiner „Geschichte der englischen Literatur“: „So vollendet und hübsch einzelne von diesen Gedichten, so sind ihrer als Klage für einen der Welt ganz unbekannten Freund doch zu viele.“ In der Tat, die Gedichte, von denen viele — möchte ich hinzufügen — tief und originell in der Stimmung sind, wirken als Ganzes doch monoton. — Schon vorher war dem Dichter ein Jahresgehalt von 200 Pfund Sterling ausgesetzt, was den Neid Bulwers erregte und einen unerfreulichen literarischen Streit zwischen den beiden Dichtern veranlaßte. Im Jahre 1850 wurde Tennyson — nach dem Tode Wordsworths — zum Poëta laureatus ernannt. Als Inhaber der Laureateship verfaßte er die Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, ferner die berühmte und ausgezeichnete Ballade „The Charge of the Light Brigade“ (1854), die eine Episode aus dem Krimkriege verherrlicht.

Ich übergehe einige unwesentliche Veröffentlichungen, die „Königsidyllen“ erwähnte ich bereits. „Enoch Arden“ erschien 1864 mit anderen poetischen Erzählungen.

Seit 1875 ist Tennyson auch als Dramendichter aufgetreten. Die meisten seiner Dramen sind Buchdramen geblieben. Hervorzuheben sind „Queen Mary“, in dem die Geschichte der Vorgängerin Elisabeths, und „Harald“, in dem der Untergang der angelsächsischen Herrschaft dargestellt wird. „Nach englischen Berichten soll aber sowohl Tennysons letztes Drama ‚The Foresters‘ oder ‚Maid Mirian‘, aufgeführt im März 1892 im Londoner Lyzeumtheater, das Stoffe der altenglischen Balladendichtung behandelt, als auch das ältere ‚Becket‘, das den großen Kardinal Thomas a Becket zum Mittelpunkt hat und im Februar 1893 auf derselben Bühne zur ersten Darstellung kam, sehr bühnenwirksam sein, ja eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden haben.“

Tennyson war bis in sein hohes Alter hinein dichterisch tätig, er veröffentlichte noch zuletzt die Gedichtsammlungen „Demeter and other Poems“ und „The Death of Oenone and other Poems“, denen so vollendete Gedichte wie „Romneys Remorse“ und so lyrisch tiefgestimmte wie „Crossing the Bar“ angehören. Unter den Klängen des zuletzt genannten Abendliedes wurde der am 6. Oktober 1892 auf seinem Landsitz Aldworth bei Haslemere gestorbene Dichter am 12. Oktober in der Westminsterabtei beigesetzt. Er wurde von seinem ganzen Volke betrauert. Seine Ruhestätte befindet sich zu Füßen Chaucers, dicht neben der Gruft des Dichters Robert Browning.

Hans Benzmann



Paracelsus

Einen neuen
Gedanken braucht die arme Welt,
Der, sich des Daseins zu erfreuen,
Den Menschen lehrt und auf die Erde stellt
Als auf den Boden, der ihm frei,
Wo er sein eigner Herr und Richter sei.

Paracelsus begegnet uns in der Literatur auf Berührungsebenen mit dem Fauststoff. Vielleicht kann man den kühnen, jeder Überlieferung spottenden Naturdenker, der von 1493 bis 1541 lebte, ein Urbild des Faust nennen. Der Gegensatz von toter Buchgelehrsamkeit und lebendiger Natur ist vorhanden, ebenso die Zwitterpersönlichkeit von Geisterbeschwörer und Forscher.

Wir wissen von Leonardo da Vinci, wie leicht in jenem Zeitalter der Verdacht entstand, ein Mensch sei im unerlaubten Besitz verborgenen Wissens. Jeder eigene Gedankengang erschien von vornherein teuflisch. Dazu trug noch bei, daß die mittelalterlichen Wahrheitssucher die verschlungensten Pfade und seltsamsten Hohlwege zur Erkenntnis zu wandeln liebten. Diesem liegt wohl die Anschauung zugrunde, daß Philosophie nichts anderes ist als ein hellseherisches Auffinden noch dunkler oder unzureichend erklärter Lebenskräfte und -mächte.

Gemischt aus genialem Erkennen und Unbildung, zügelloser Wissensphantastik und plump-überheblicher Spielerei, erscheint Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (der Name bezeichnet den Menschen!) an der Grenze zweier Zeitalter als der Luther der Natur, der Dürer der Naturwissenschaft. Der moderne Mensch spricht aus seinem bekannten Spruch:

Eins andern Knecht sol niemant sein
Der für sich bleiben kan allein!

Der moderne Naturwissenschaftler kündigt sich an in seiner „Schule des Lichtes der Natur", im grundsätzlichen Fordern der „Erfahrung", der scharfen Beobachtung, in seiner Erkenntnis: „der Mensch ist gebildet nach der großen Welt" und „was von der erden kompt, das würt dasselbig wider". Die Jesuitengelehrten nahmen sehr bald den Kampf gegen den „Paracelsischen Dampf" auf. Da sie des Denkers nicht Herr werden konnten, schlugen sie weidlich auf dem Menschen herum, dessen Leben wohl mit manchem Grund „epikurisch" genannt wurde. —

Unsere Zeit des Entwicklungsgedankens ist reif für die künstlerische Behandlung dieses merkwürdigen Problems: Paracelsus, in dem neben dem allgemeinen Märtyrertum des „Neuen" eine uns ganz „modern" anmutende tiefe Tragik steckt. Es ist die Überhebung des fanatisch-einseitig auf rein ursächliches Lebenserkennen gerichteten Naturdenkers.

Karl Hepp gestaltet in seiner Dichtung „Paracelsus" (259 S., erschienen im Modernen Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin-Leipzig 1907, Preis 4 M) in dem Lebensgang eines sagenhaften mittelalterlichen Arztes die Tragödie des modernen Naturforschers und noch allgemeiner des modernen Menschen, der sein Lebensbild auf dem Grunde des Naturwissens baut. Dem Zweifel, dem „als ‚Schrift' gilt, was andere Dinge nennen", folgt die gänzliche Abkehr vom Glauben der Kindheit und damit ein Kämpfen mit allen Mächten zwischen Himmel und Erde. Der Heiler der Leibesnot muß zu einem Heiland werden wollen. Der Mensch bedeutet ja eine unzerreißbare Einheit: ein ganzes Leben.

Gewisse Berührungspunkte dieser Geistesentwicklung mit Goetheschem Geist, besonders der Faustdichtung, haben sich fast von selbst eingestellt. Paracelsus erfährt gleich Faust, daß dem Tüchtigen die Welt nicht stumm bleibt, daß die Tat gilt. „Der Narr", der „Erdgeist in ewigem Wechsel", treibt ihn, sich „zum Ganzen auf den rechten Stand zu bringen".

Derselbe gute Geist führt den geistig Verkrüppelten, der vor Wissenshunger verzagen möchte, an die Quellen der Natur, nicht nur um ihn begreifen zu lassen:

> Wunderbarer Form Gewalten!
> Also wirkt ihr Überfluß,
> Daß, wen sie im Banne halten,
> Der zum Dichter werden muß,

sondern um ihn zur Wesensergänzung zu drängen; denn „Der nur faßt des Lebens Wert, Der bedachtsam Geistes Hunger Und Gemüt zugleich ernährt".

Wie Byrons Manfred entführt Paracelsus, der schlichte Naturmensch, allem „Gedänkel": „Hier schauen nur, empfinden und genießen." In Faustesnöten und Manfredstimmungen wird der Glücksucher ein Erkenntnisfinder. Alles Geistige (in tiefen Problemen wie: Antike—Christentum, Rom—Wittenberg, Renaissance—Reformation, Luther—Zwingli, Natur und Menschheit, Philosophie, Kunst und Religion ...) gerät in eine gewisse Kampfstellung zu ihm, dem Menschen einer großen Übergangszeit, spielt seine tragische Rolle in seinem allerpersönlichsten Leben. Das „Schicksal", dem er seine neue Menschheitskultur entgegenschaffen wollte, zerschmettert ihm das Lebensglück. Aber wenn auch sein einzelnes Wollen mit den Atomen seines Leibes zerstiebt, sein großer Kulturgedanke dringt auf Sonnenflügeln in die Zukunft: „Notwendig ist der Sieg"! — Ein Erzieher zur geistigen Selbständigkeit, sucht er zur Aussaat einer neuen Welt die Menschen. Aber er scheitert an seiner Zeit: im Renaissancemenschen ist „die Bestie noch sehr mobil". Das große Ergebnis der Faustdichtung beschließt auch den „Paracelsus": tätige Menschenliebe muß aus neuen Erkenntnissen ein neues Leben formen. Jenes „dritte Reich" muß erarbeitet werden. Was Jesus von Nazareth verkündete, was in genialer Intuition aus Goethe, Schiller, Ibsen und Nietzsche dichtete, was ein Beethoven in seiner „Neunten" musikalisch aussprach, das bildet auch den Kulturtraum des Heppschen Paracelsus:

> Wann wird sich endlich auftun jenes Reich,
> Das Menschenreich, drin Menschenfriede wohnt,
> Darin kein Einzelner allmächtig thront,
> Nur das Gesetz, vor dem ein jeder gleich!
> Ein Reich, in dem die Tierheit überwunden,
> Weil endlich selber sich der Mensch gefunden!
> Weil er die Menschlichkeit zu höhrer Reine
> Gesteigert, seit er als das wahrhaft Seine
> Das Erdendasein würdiger gefaßt
> Und formte, daß dem Starken wie dem Schwachen
> Nach rechtem Maß zufallen Lust und Last,
> Das Leben allen lebenswert zu machen. —

Karl Hepp gibt eine bedeutende Dichtung. Aus allen Szenen ihres großen und kleinen Lebens, besonders aus den grandiosen Renaissancebildern spricht ein großes dichterisches Können. Allerdings liegt eine Einseitigkeit in der Art, wie das innere Erleben abgetan wird. Wir wissen, daß „Schicksal", „Natur", „Notwendigkeit" den Menschen klein machen können, aber den „Zufall", von dem etwas sehr viel in dem Werk aufgezeigt wird, als „Herrn in allen Gassen" anzusehen, verbietet uns dasselbe Gefühl, das einen Michelangelo den Paracelsischen Materialismus beantworten läßt:

> Nennt's wie ihr wollt, nennt es Natur,
> Doch laßt mich glauben an die Gottesspur!

Es widerspricht jeder gesetzmäßigen Lebenserschließung, wenn das alte „Wunder" im neuen ebenso unberechenbaren „Zufall" ersteht. Die alte Willkür soll doch eben zur „Freiheit des Gesetzes" werden. Wie man die Einheit der Welt nennt, bleibt



schließlich gleichgültig. — Die Tragik des Paracelsus liegt auch in dieser sehr beachtenswerten Dichtung: eben die Überheblichkeit (Hybris) des „Physikers", der sich mit der Hoffnung trägt, alle Metaphysik müsse in die Physik einschrumpfen; der nicht begreifen will oder kann, daß niemals die Naturwissenschaft allein die „Lebensrätsel" zu lösen vermag. Die Wissenschaft vom Innenleben (meinetwegen „Metaphysik") ist nimmer zu entbehren. Der Mensch lebt sein eigenes inneres Geheimnis, sein Selbst.

Friedrich Schönemann



Neue Bücher

Adolf Schmitthenner: Das deutsche Herz. Roman. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geh. 4 *M*, geb. 5 *M*.)

Bei diesem Buche lebte Schmitthenner nicht in seinem Elemente. Er hat sich nicht gerade Gewalt antun müssen, um es zu schreiben; aber er mußte Kräfte in sich aufrufen, die sich ihm nicht von selbst einstellten. Es ist das Ergebnis eines starken Willens, einer hoch zu schätzenden künstlerischen Absicht, aber nicht das Werk künstlerischer Notwendigkeit. Die erste Hälfte dieses Satzes gibt den Grund dafür, daß man Schmitthenner keinen Vorwurf machen kann. Das Buch ist entstanden auf die Anregung, die vor einigen Jahren vom „Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur" gegeben worden ist, als er ein Preisausschreiben zur Erlangung eines volkstümlichen Romans gegen die blutrünstige Kolportageliteratur erließ. Man hatte damals eingesehen, daß das Volk eine kaum aussetzende, stark bewegte Handlung verlangte, mit wilden Geschehnissen, seltsamen Vorfällen. Schuld und Sühne, Kraft, starkes Wollen, lichte Tugend und dunkles Laster durften nicht fehlen. Die Farben müssen leuchtend dastehen. — Es ist unendlich schwer, selbst wenn der Stoff sich gefunden hat, aus einer solchen Mischung ein Kunstwerk zu machen. Es würde dazu ein Epiker mit Shakespearenatur gehören. Ich glaube an seine Möglichkeit, aber Schmitthenner war dieser Mann nicht. Viel näher lag ihm das Idyllische, das Herzliche, und wenn es schon große Taten galt: das Fröhliche und Erfreuende. So steckt der Verfasser bei diesem Buche mehr im Episodischen, und es ist eigentümlich, daß trotz der außerordentlichen Fülle von Handlung, trotz des seltsamen und merkwürdigen Geschehens die rechte Spannung sich nicht einstellen will. Schmitthenner würde eben selber viel lieber „verweilen"; sein Dichtertum wird durch den Zwang des raschen Vorwärtseilens eher gestört, und so fehlt ihm selbst die innere Ergötzung.

Dennoch verdient das Buch gelesen zu werden. Es ist gut geschrieben, zeigt eine ganze Reihe gut gesehener Charaktere. Lebendig steigt vor uns auf das Neckartal zwischen Heilbronn und Heidelberg. Und gut geschaut ist die Zeit der ersten Jahrzehnte des schrecklichen siebzehnten Jahrhunderts. Aber wie kann uns Jensen durch die Schilderungen jener Zeit den Atem versetzen! Allerdings ein „Volksschriftsteller" ist er auf keiner Seite. Ich glaube überhaupt nicht, daß der historische Roman den Kampf gegen den Kolportageroman aufnehmen kann. Der Gegenwartsroman muß es tun. Die leidenschaftliche Erfassung der Probleme, die das Volk von heute bewegen, gibt dann dem Dichter die Mittel, das wildeste Geschehen in eine Sphäre zu erheben, die künstlerisch ist und darum auch läutern kann. Für die Vergangenheit hat das Volk viel geringere Anteilnahme als man denkt. Da fesselt dann eben nur das Stoffliche.





Der Aufbau der Form in Natur und Kunst

Von

Paul Seliger

Die Bedeutung von Maß und Zahl sowohl für die natur-philosophische Erkenntnis des Wesens der Dinge wie für die Bestimmung der Gesetze des künstlerischen Schaffens ist schon frühzeitig erkannt worden. Bereits die Chaldäer besaßen eine ausgebildete Zahlentheorie, der sie eine natur-philosophische Deutung unterlegten; auf europäischem Boden tauchten derartige Spekulationen zuerst bei Pythagoras oder, wenn wir den halbmythischen Charakter der altehrwürdigen Philosophenerscheinung berücksichtigen, besser gesagt, in der pythagoreischen Schule auf; inwieweit sie dabei von orientalischen Anregungen abhängig war, entzieht sich vorderhand noch unserer Kenntnis. Jedenfalls aber ist es kennzeichnend für die Fähigkeit der Griechen zu abstrakter Gedankenbildung sowie für ihren metaphysischen Tief- und Weitblick, daß die Pythagoreer nicht von den Maßverhältnissen der sichtbaren Welt ausgingen, was doch wohl das Nächstliegende gewesen wäre, sondern von den musikharmonischen, in Zahlen ausdrückbaren Tonverhältnissen und daß sie diese sofort auf das All übertrugen, indem sie den gegenseitigen Abstand und die Umschwungszeiten der Himmelskörper nach eben diesen musikalischen Verhältnissen bestimmten und von der „Harmonie der Sphären" sprachen, die allerdings der Sage nach von allen Sterblichen allein Pythagoras vernommen hat. Erst aus diesen Voraussetzungen heraus stellte die pythagoreische Schule die Lehre auf, alle Erscheinungen seien nach Zahlen geordnet, alles sei Zahl, d. h. alles bestehe aus Zahlen, die Zahl sei nicht nur die Form, durch welche die Zusammensetzung der Dinge bestimmt werde, sondern auch die Substanz und der Stoff, woraus sie bestehen. Dabei aber heißt es nicht nur: alles ist Zahl, sondern schon von Anfang an: alles ist Harmonie, und so wird alles musikalisch gefaßt: „der Pythagoreismus ist Weltauffassung aus dem Geiste der Musik", wie sich Joel in seinem Buche „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik" (Eugen Diederichs, Jena 1906) ausdrückt, in dem er die geistvolle Hypothese entwickelt, das mystische Allgefühl sei der Keim wie der gesamten antiken Naturphilosophie, so auch der pythagoreischen. Das Problem der Harmonie und

Symmetrie blieb das ganze Altertum hindurch lebendig. Bei Platon steht das formale Interesse an Maß und Harmonie auf allen Gebieten seiner Philosophie im Vordergrunde, und auch das Kunstschöne beruhte für ihn und Aristoteles wie fast für das gesamte Altertum auf dem richtigen Maß, auf Ebenmaß und Verhältnismäßigkeit; häßlich ist, was keinen Teil hat an der Symmetrie. Der Sinn für Rhythmus und Harmonie ist dem Menschen angeboren, andere lebende Wesen haben keine Empfindung dafür. Und als dann in der Renaissance die griechische Philosophie ihre Wiederauferstehung feierte, war es vor allem jene Zahlenharmonie, die von den Naturphilosophen wieder aufgenommen wurde, wie z. B. von Pico von Mirandola, Cardanus und vor allem von Agrippa von Nettesheim in seiner „Philosophia occulta“.

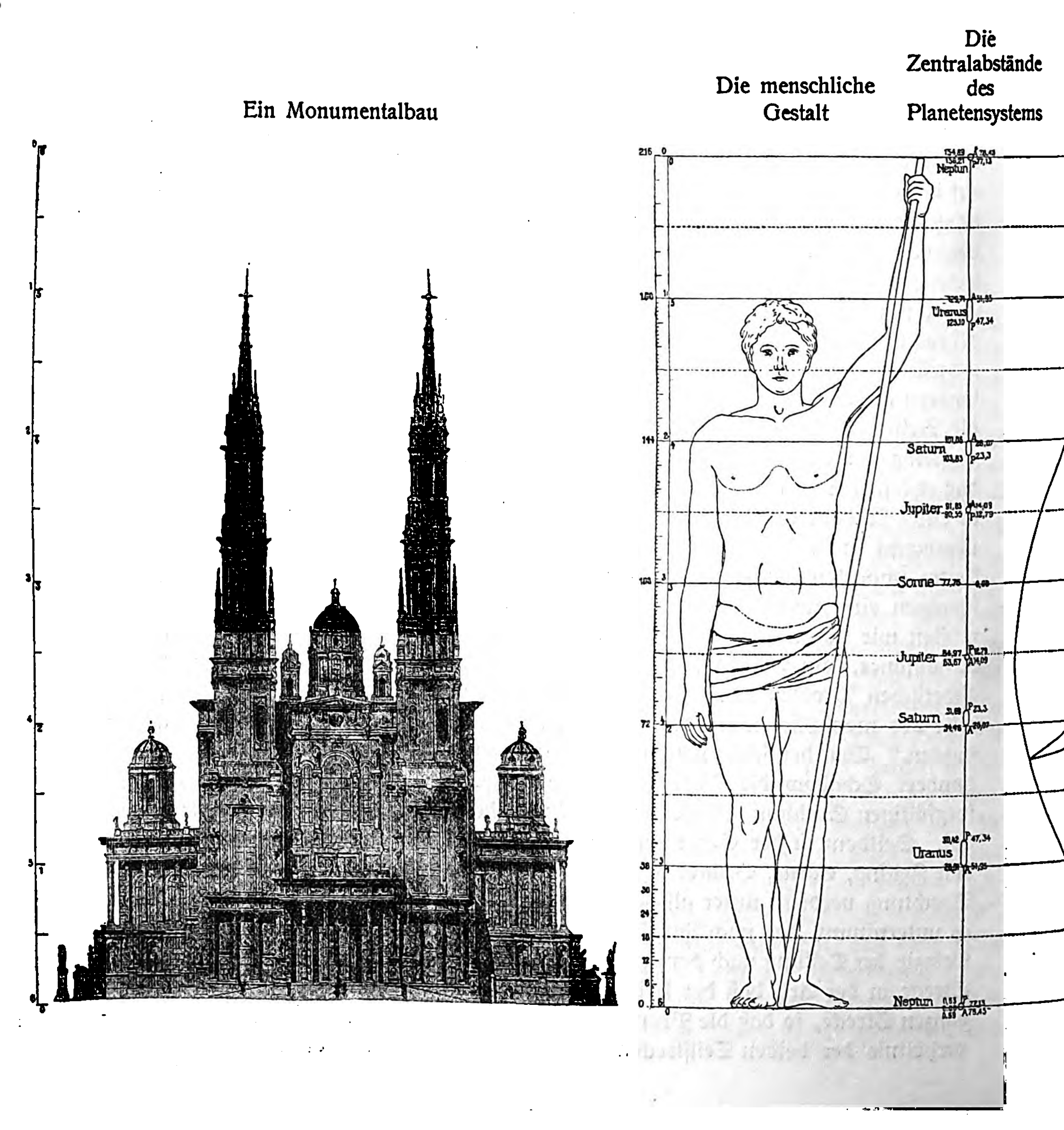
Auch die bildende Kunst hatte schon in ihren Anfängen eine Art von „Kanon“ anerkannt, d. h. ein Maßsystem von solcher Beschaffenheit, daß man aus der Größe irgend eines der Teile auf die Größe des Ganzen und aus der Größe des Ganzen auf die Größe auch des kleinsten Teiles schließen kann; bereits die ägyptische Kunst besaß ein solches System, das dann, wie Diodoros berichtet, griechische Künstler nach Samos und Chios übertrugen; die attische Kunst vor Pheidias hatte das ihre, und wenn speziell der berühmte Doryphoros des Polykleitos als „Kanon“, d. h. als Musterfigur bezeichnet wird, in welcher der Meister seine Kunstregeln zur Anschauung gebracht habe, so ist es nach Collignon gewiß unrichtig, zu behaupten, daß der argeiische Bildhauer als erster ein derartiges System von Verhältnissen aufgestellt habe, sondern die Annahme hat sehr viel für sich, daß der Kanon des Polykleitos gleichsam die Resultante des in den Werkstätten von Argos seit langer Zeit herrschenden Systems gewesen ist. Das Verdienst des großen Bildhauers besteht dann darin, daß er jenes System in zahlenmäßig bestimmte Formeln gebracht und seine Gesetze in einer Abhandlung entwickelt hat, wobei der Einfluß des Pythagoreismus, der überhaupt in den dorischen Städten lebhaften Anklang gefunden hatte, auf Polykleitos unverkennbar ist. „Wenn wir uns von der großen Tragweite solcher Forschungen eine richtige Vorstellung machen wollen,“ fügt Collignon hinzu, „dann müssen wir daran denken, mit welcher Strenge und Genauigkeit die Meister der Renaissance, ein Alberti oder Lionardo da Vinci, sich die Lösung dieser heiklen ästhetischen Probleme angelegen sein ließen, indem sie ihrerseits für die Verhältnisse des menschlichen Körpers die Gesetze der vollendeten Schönheit festzustellen suchten.“ Von deutschen Künstlern unterwarfen Dürer und im neunzehnten Jahrhundert Schadow die Proportionsverhältnisse des menschlichen Körpers einem sorgfältigen Studium und stellten Regeln für den Gebrauch des bildenden Künstlers auf. Seitdem ist der Gegenstand von zahlreichen Forschern behandelt worden, so von Zeising, Carus, Brücke, J. Lange, O. Geyer und anderen. — Eine besondere Beachtung verdient unter all diesen Versuchen der von Zeising insofern, als dieser es unternimmt, das nach ihm der Bildung der Menschengestalt zugrunde liegende Prinzip der Teilung nach dem goldenen Schnitte [— Der goldene Schnitt teilt eine Strecke in der Art, daß der kleinere Teil sich zum größeren verhält wie dieser zur ganzen Strecke, so daß die Proportion entsteht: $a : b = b : (a + b)$. Das Größenverhältnis der beiden Teilstrecken ist in ganzen Zahlen nur annäherungsweise zu

Der Bauplan der höhere

auf den sinnfällig

auf den Zal

besonder

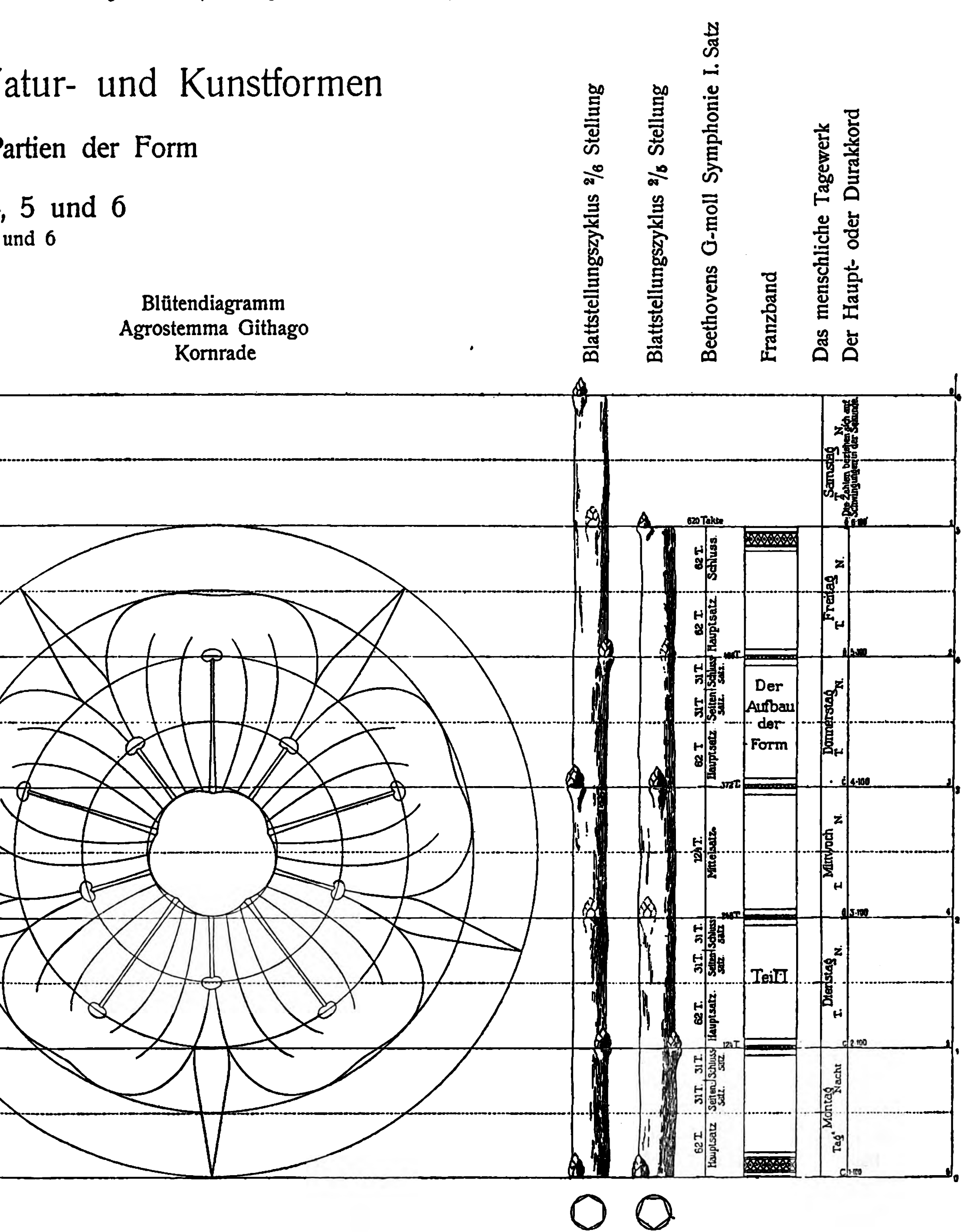


[N]atur- und Kunstformen

[P]artien der Form

[4], 5 und 6

[4, 5] und 6



bestimmen, es ist 3 : 5, 5 : 8, 8 : 13, 13 : 21 usw. Diese Zahlen lassen sich in eine Reihe ordnen, in der jedes folgende Glied durch Addition der beiden vorhergehenden Glieder gewonnen wird. —] auf die gesamte Natur auszudehnen: auf den Bau der Tiere und Pflanzen, auf die Formen der Kristalle, auf die chemischen Verbindungen, auf die Akustik und die harmonische Verbindung der Töne, auf die bildenden Künste, auf die Erscheinungen im Gebiete der Poesie, Sprache, Ethik, Staatskunde, Religion usw.

Weit umfassender als Zeising oder irgendein anderer Forscher hat sich in jüngster Zeit K. Wyneken mit dem mathematisch Bestimmbaren an der Form der Dinge beschäftigt in seinem großen, auf vier Bände berechneten Werke: „Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen", von dem bisher die ersten beiden Bände erschienen sind (Freiburg [Baden], J. Bielefelds Verlag), und zwar der erste mit dem Untertitel: „Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz" (1903), der zweite mit dem Untertitel: Der Kanon der schönen Form. Anleitung zur Herstellung der rhythmischen Grundlage für jedes Kunstwerk in jeder Stilart. Ein Handbuch für Künstler, Techniker und Gewerbetreibende mit Atlas. 1907. Der dritte Teil soll den Titel führen: „Die Bestandteile, Zusammenhänge und Eigentümlichkeiten der bestehenden Zahlenharmonie. Eine Wiederbelebung der antiken Zahlenharmonie", der vierte den Titel: „Der Aufbau der Naturformen, Anleitung zur Analyse der Naturformen und zum Verständnisse der Naturkonstanten". Preis des ersten Teils geh. 6 M., in Leinw. geb. 7 M., des zweiten Teils geh. 15 M., in Leinw. geb. 16.50 M., Atlas 10 M., Text und Atlas zusammen geh. 24 M., in Leinw. geb. 25 M.

Wyneken stellt sich die umfassende Aufgabe, die ganze verwirrende Mannigfaltigkeit der Formen, die uns bei der Betrachtung der Gebilde der Natur und der Menschenhand entgegentritt, insbesondere die Formen mit ästhetisch befriedigenden Verhältnissen auf eine sehr beschränkte Anzahl von Urformen zurückzuführen und für diese ganz bestimmte Eigenschaften nachzuweisen. Die Untersuchung erstreckt sich nicht nur auf Formen, die im Raume für den Gesichtssinn oder in der Zeit und dann für den Gehörsinn zur Darstellung gelangen, sondern auch auf Formen anderer Art, wie die Atomgewichte, die Verbindungen der chemischen Elemente, die räumlichen Abstände und Umlaufszeiten der einzelnen Planeten unseres Sonnensystems usw. Die Untersuchungen des Verfassers erstrecken sich aber noch weiter: er wendet das von ihm aufgestellte „morphologisch-rhythmische Grundgesetz", das sich auf die stetige geometrische und arithmetische Proportion stützt, auch auf das Wirken der Zentralkräfte (Gravitation, Elektrizität, Magnetismus, Licht) an, indem er darauf hinweist, daß deren Intensitäten dem Quadrate der Entfernung umgekehrt proportional sind und daß zwischen den drei Elementen, die die Intensität bestimmen, das Verhältnis von Proportionalen herrscht. Vermöge des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft gewinnt diese Beziehung zwischen den Kräften und dem Gesetze des geometrischen Mittels noch eine weitere Ausdehnung; sie erstreckt sich mittelbar nun auch auf jede mechanische und chemische

Energie, auf Schall und Wärme, da Licht und Elektrizität mittelbar und unmittelbar in jede der vorgenannten Naturkräfte verwandelt werden können. Diese enge Beziehung den verschiedenartigsten Gebieten angehöriger Erscheinungen, zu denen Wyneken auch die obenerwähnte Übereinstimmung der Blattstellungszahlen mit der Reihe der fortlaufenden Annäherungswerte der Teile einer nach dem goldenen Schnitt geteilten Strecke rechnet, führen zu der Schlußfolgerung, daß wir es hier mit jenen innerlich zusammenhängenden Umständen und Tatsachen zu tun haben, die den verschiedenartigsten Erscheinungen jenen Stempel innerlicher Einheitlichkeit aufdrücken, der für die Formen der Natur, aber auch für die der Kunst in so außerordentlichem Maße bezeichnend ist. Diese inneren Zusammenhänge kann man als Harmonie bezeichnen, und vielleicht sind es diese Erscheinungen der Harmonie, die mehr als etwas anderes dazu beitragen werden, so manches Rätselhafte in Natur und Kunst befriedigend zu erklären. So erhofft Wyneken von der Wiederbelebung der Zahlenharmonik, wie sie durch das ganze Altertum und Mittelalter hindurch eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, eine Neubelebung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Forschung, eingedenk des Goetheschen Wortes: „Obwohl nichts d u r c h Zahlen geschieht, geschieht doch alles i n Zahlen.“ Die Naturwissenschaft befindet sich gegenwärtig in einer Krisis. Kleinmut und Mißtrauen in die Grundlagen der eigenen Forschung sind weithin verbreitet, und man gewahrt mit Schrecken, daß so manche Rätsel weder durch die Frage nach den wirkenden Kräften noch durch Erforschung des Kausalzusammenhanges gelöst werden können, während andererseits auch das Nützlichkeitsprinzip im Stiche läßt. Demgegenüber rät Wyneken, die Naturforscher sollten einmal davon ablassen, alle Arbeit allein auf das Energetische und den Kausalzusammenhang des Naturlaufs zu verwenden; und statt dessen sollten sie einmal nach dem „Quantitativen der Dinge fragen“ und einen Teil der verfügbaren Kraft dem großen Probleme der Form widmen. Dessen Bedeutung für die Biologie z. B. erhellt schon daraus, daß die Form stets zerfällt, wo das Leben erlischt, und daß überhaupt das Leben unweigerlich an die Form geknüpft ist. — So eröffnet denn Wynekens Werk über seinen speziellen Inhalt hinaus höchst fesselnde und zukunftsreiche Ausblicke auf die letzten Fragen menschlichen Forschens und Strebens, zumal es auch an Ethik und Religion nicht achtlos vorübergehen will, und stellt sich damit von selbst in die Reihe der Werke ein, die sich bemühen, den Grund zu einer einheitlichen Weltanschauung zu legen und so zugleich den tiefsten Bedürfnissen der Zeit und des Menschengeistes überhaupt entgegenkommen. —

Der Grundgedanke, von dem Wyneken bei der Betrachtung der Form ausgeht, ist von überraschender Einfachheit. Auf der mit Erlaubnis des Verlegers hier in verkleinerter Nachbildung wiedergegebenen Schlußtafel des ersten Bandes sind alle in Betracht kommenden wesentlichen Elemente in anschaulicher Weise dargestellt. Danach zerfällt jede Form, sei es Naturform, sei es ästhetisch gefällig wirkende Kunstform in fünf, bzw. sechs gleiche Teile, deren Teilpunkte mit den augenfälligsten Gliederungspunkten zusammenfallen. Dies wird dargestellt an der Menschengestalt, den Abständen der Planeten von der Sonne, dem Blüten-

diagramm der Kornrade (Agrostemma Githago), dem Blattstellungszyklus in 1/3 (2/6)- und 2/5-Stellung, der Taktgliederung des ersten Satzes von Beethovens C-Moll-Symphonie, einem Bucheinbande, der menschlichen in sechs Tage eingeteilten Arbeitswoche und der Gliederung des Haupt- oder Durakkordes nach der Anzahl der in einer Sekunde beim Anschlagen der betreffenden Töne erfolgenden Schallschwingungen.— Die Zusammenstellung wirkt an sich so überraschend und überzeugend, daß einige wenige Worte zur näheren Erläuterung hinreichen werden.

Die zur Sechsteilung ergänzte Fünfteilung, die bei Wyneken die Bezeichnung „Kardinalteilung" führt (die Zahlen 5 und 6 heißen bei ihm „Kardinalzahlen" oder genauer „rhythmische Kardinalzahlen"), findet sich bei der menschlichen Gestalt dann, wenn man deren größte Ausdehnung bei erhobenem Arm ins Auge faßt; dann reicht nämlich der Ellenbogen bis zur Scheitelhöhe, und die Hand ragt um ein Fünftel über diese hinaus. Bei der weiteren Gliederung der ursprünglichen fünf Teile tritt dann die Sechsteilung entschieden in den Vordergrund, so daß die ganze Gestalt in 216 ($= 6^3$) Teile zerlegt werden kann, von denen 180 auf die Scheitelhöhe entfallen.

Als größte Ausdehnung des Planetensystems betrachtet Wyneken die Entfernung zwischen Neptun und Uranus, wenn diese beiden von der Sonne entferntesten Planeten sich auf entgegengesetzten Seiten des Zentralkörpers befinden. Diese Ausdehnung wird durch die Saturnweite in fünf gleiche Teile zerlegt, wobei die Teilpunkte mit der Sonnenmitte und irgendwelchen möglichen Stellungen der Planeten Uranus und Saturn zusammenfallen, während der Jupiter die Mitte des Ganzen einnimmt. Faßt man jedoch die Neptunbahn als äußerste Begrenzung des Planetensystems, so enthält diese statt fünf Saturnweiten deren sechs; in der Mitte steht dann natürlich die Sonne.

In der Pflanzenblüte sind die einzelnen Teile am häufigsten in vier oder fünf Kreisen angeordnet, und auch die Zahl der innerhalb eines Kreises auftretenden Glieder beträgt in den meisten Fällen 3, 4 oder 5. Die Anordnung der Blätter am Stengel oder Zweig wird nach dem 1834 von Schimper entdeckten und später von Braun weiter ausgebauten „Blattstellungsgesetze" bestimmt. Es wird in Bruchzahlen ausgedrückt, deren Zähler die Anzahl der Umwindungen um den Stengel bezeichnet, die man beschreiben muß, um zu dem nächsten senkrecht über dem Anfangsblatte stehenden Blatte zu gelangen, und deren Nenner die Anzahl der berührten Blätter angibt. Am häufigsten kommen in der Natur die Verhältniszahlen 1/2, 1/3, 2/5, 3/8, 5/13, 8/21, 13/34 usw. vor; diese Reihe wird von den Botanikern Hauptreihe genannt und stimmt in auffallender Weise mit den Verhältniszahlen des goldenen Schnittes überein. Bei 1/2-Stellung steht senkrecht über dem ersten Blatte das 3., 5., 7. usw. Blatt; bei 1/3-Stellung das 4., 7., 10. usw., bei 2/5-Stellung das 6., 11., 16. usw. Am häufigsten kommen bei den höheren Pflanzen die 1/3- und 2/5-Stellung vor. — Die übrigen auf der Tafel dargestellten Verhältnisse sind an sich verständlich.

Diese Gleichteilung verlangt nun aber zu ihrer Ergänzung eine Teilung nach den stetigen Proportionen, die nach Wyneken den eigentlichen Schlüssel zur Erkenntnis der die Form beherrschenden Gesetze bilden. Wird eine unserem Sinne

wahrnehmbare Zeit- oder Raumerfüllung nach irgend einer bestimmt erkennbaren Ordnung in kleine Teile zerlegt, so nennt Wyneken diese Ordnung, wenn sie auf einer stetigen geometrischen Proportion (a : b = b : c) beruht, einen Rhythmus, wenn sie auf einer stetigen arithmetischen Proportion (a — b = b — c) beruht, ein Metrum und stellt dann folgende Sätze auf: „Bei den höheren Natur- und Kunstformen kann man zu jedem Gliederungspunkte mindestens zwei andere Gliederungspunkte derselben Form angeben, die mit jenem einen Rhythmus bilden" („Gesetz des geometrischen Mittels") und: „Bei den höheren Natur- und Kunstformen kann man zu jedem Gliederungspunkte mindestens zwei andere derselben Form finden, die mit jenem ein Metrum bilden" („Gesetz des arithmetischen Mittels"). Das rhythmische Grundgesetz der Natur- und Kunstformen wird dargestellt, sobald sich die obigen beiden Gesetze vereinigt und einander durchdringend ausprägen, wie dies in der Regel dort geschieht, wo das Gesetz des geometrischen Mittels auftritt. — Da die geometrische Proportion ferner als Grundform der übrigen Proportionen angesehen werden kann, so schließt die stetige geometrische Proportion auch die Teilung nach dem goldenen Schnitte mit ein. Das Wort Gesetz soll hier nichts weiter als eine allgemeine Zusammenfassung von Tatsachen, die durch Beobachtung ermittelt sind, bezeichnen. Auch die Keplerschen Gesetze sind cum grano salis zu nehmen, ohne daß sie dadurch im mindesten an Wert verloren hätten. Die Exaktheit hat bei jedem Nachweis mathematischer Größen in Naturformen ihre natürlichen Grenzen, und wer dabei eine absolute Genauigkeit fordert, verlangt etwas, was unmöglich ist und was nicht allein eine Rhythmik, sondern auch die Chemie, Physik und Astronomie unmöglich machen würde. Schon Kant hat es ausgesprochen, daß von absoluter Genauigkeit der Bestimmungen in der Natur nicht die Rede sein könne, „weil die Vielheit der Umstände, die an jeder Naturbeschaffenheit Anteil haben, eine abgemessene Regelmäßigkeit nicht gestattet". Das Grundgesetz hat vor allem als leitenden Faden durch das Labyrinth der Tatsachen hindurch zu einem jeglicher Nachprüfung fähigen künstlerischen Organisationsprinzip zu dienen, das ohne jenes Gesetz nicht verständlich wäre und von dem angenommen werden darf, daß es zu den natürlichen Gestaltungsprinzipien in einem ähnlichen Verhältnisse steht wie die Prinzipien der künstlichen Tierzüchtung zu den natürlichen Entwicklungsgesetzen. Auf jeden Fall ist das rhythmische Grundgesetz genügend allgemein und weit, um der bunten Mannigfaltigkeit der Formenwelt zu entsprechen und den Vorwurf des Schablonenhaften fernzuhalten. Auch ist es der weitesten Ausdehnung fähig, denn es umspannt außer den Natur- und Kunstformen die Kulturformen überhaupt; der Begriff Naturformen kann noch mit auf die Naturkräfte und Naturkonstanten ausgedehnt werden, schließt andererseits aber auch noch Psychologisches, ja Ethisches mit ein. —

Sobald erkannt ist, daß die Formen auf einem mathematischen Gesetz beruhen, so ist sofort klar, daß der Ausprägung eines solchen Gesetzes nicht alle Zahlen gleich günstig sein werden, daß es vielmehr Größen geben muß, denen dabei eine bevorzugte Rolle zufällt. Solche Zahlen nennt Wyneken rhythmisch bevorzugte Zahlen, und rechnet hierzu unter anderen die Zahlen 19, 10, π, außerdem die Primzahlen

von der Form $4m + 1$, also 5, 13, 17, 29, 37, ferner die „Hauptmaßeinheiten“ 63 und 240, die „Großkomponente“ 45 usw. Alle diese Zahlenwerte werden durch umfangreiche verwickelte Rechnungsoperationen gewonnen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Der Bauplan der Natur- und Kunstformen, wie er im ersten Teile des Werkes dargestellt worden ist, muß als der Brennpunkt angesehen werden oder als ein Rahmen, innerhalb dessen sich alle Gesetzlichkeiten vereinigen, um das Organisationsprinzip oder das morphologisch-rhythmische Grundgesetz in vollkommenster Weise auszuprägen und solcherweise bei aller Gleichteiligkeit zugleich einen Höchstbetrag an Proportionalität, Teilbarkeit und anderen mathematisch-rhythmischen Beziehungen jeder Art zustande und zur Geltung zu bringen.

Jede wohlgebildete und wohlgefällige Form, auch eine solche, die auf den ersten Blick in der Hauptgliederung weder vier noch fünf noch sechs gleiche Teile zeigt, kann dennoch auf eine dieser drei Hauptteilungen zurückgeführt werden. Der Bauplan beruht auf der Kardinalzahl 5 und ihren beiden Nachbarn in der Zahlenreihe 4 und 6, wobei die absolute Größe der Einheit noch frei gewählt werden kann.

Die rhythmische Grundlage für eine künstlerische Komposition wird durch rhythmische Teilungen hergestellt. Dieser bedarf es, sobald das mathematisch Bestimmbare an der Form anschaulich dargestellt werden soll, sei es, um gegebene Formen zu zergliedern, sei es, um Formen herzustellen und aufzubauen, oder sei es endlich, um überhaupt nur mit rhythmischen Bestimmungsstücken arbeiten und über sie verfügen zu können. Eine solche Teilung kommt dadurch zustande, daß auf einer geraden Linie gewisse als rhythmische Bestimmungsstücke dienende Strecken abgetragen und durch Teilpunkte kenntlich gemacht werden. Bei den Zeitformen, insofern sie nur eine Dimension haben, lassen sich die Zeitstrecken unmittelbar als lineare Raumstrecken darstellen, so daß eine einzige rhythmische Teilung eine Zeitform völlig erschöpfen kann. Die zweidimensionale Raumform, die Flächenform, macht schon mindestens zwei verschiedene Teilungen nötig: eine für die Vertikalgliederung, die andere für die Horizontalgliederung. Auch bei den dreidimensionalen Formen sind mindestens so viele verschiedene Teilungen erforderlich, wie Dimensionen gegeben sind, also drei. Wie aber die Darstellung der körperlichen Form nach den Regeln der Projektionslehre im allgemeinen drei Ansichten verlangt, jede Ansicht aber als Flächenform zwei rhythmische Teilungen, so werden bei körperlichen Formen bis zu sechs Teilungen wünschenswert sein.

Die Berechtigung, als rhythmische Teilung bezeichnet zu werden, wird nun dadurch gegeben, daß in den Abmessungen und Maßzahlen der Teilung das morphologisch-rhythmische Grundgesetz oder, was dasselbe ist, das rhythmische Organisationsprinzip mit dem Grundsatz der Gleichheit und Proportionalität zum Ausdruck kommt. Die Herbeiziehung des rechten Winkels (Vertikalismus) geschieht auf besondere Weise durch die metrischen Netze.

Als Urgrund der Form bezeichnet Wyneken sodann eine Teilung von 20, 24 und 32 gleichen Teilen, von denen 20 auf den Hauptkörper gehen, weil aus ihr durch verschiedenartige Verwendung des Ganzen oder der Teile und der zwischen diesen bestehenden geometrischen Verhältnisse die rhythmische Grundlage einer jeden un-

mittelbar verständlichen Form gewonnen werden könne und sie sich bei höchster Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit als allumfassend und einzig in ihrer Art erweise. Die näheren Ausführungen des Verfassers über diesen Gegenstand müssen wir an dieser Stelle übergehen, da sie fast nur aus Rechnungsoperationen bestehen, deren Prüfung dem Fachmann überlassen bleiben muß. Doch gewinnt auch schon der Laie aus ihnen den Eindruck, daß es sich hier um sehr gewissenhafte und scharfsinnige Untersuchungen handelt, die um so wichtiger sind, als hier zum erstenmale die Grundlagen der Ästhetik und des Kunstschaffens einer streng mathematischen Betrachtung unterzogen werden.

Ganz im Einklange damit steht es auch, wenn Wyneken auf das Hilfsmittel der metrischen Netze so außerordentlichen Wert legt, wie er es tut. Das Prinzip des Vertikalismus, der Gegensatz des Wagerechten und Lotrechten, der sich vermöge der Richtung der Schwere und der des Horizonts bei eingeschlossenem rechten Winkel geltend macht, beherrscht alle Formen im Bereiche des Sichtbaren, mögen sie ihren Ursprung dem natürlichen Werden oder dem künstlerischen Schaffen verdanken. Auch die für die Formengliederung maßgebende Sinnfälligkeit der Formen, insbesondere auch die Gruppierung um Haupt- und Nebenachsen, sowie die Erscheinung der Symmetrie als unlösbar verbunden mit einer Gegenüberstellung der wagerechten und lotrechten Gliederung.

Für Wyneken kommt das quadratische Netz nur insofern in Betracht, als es für die bildnerische Komposition unentbehrlich ist, um sowohl das Prinzip der gleichen und proportionalen Teile als auch das des Vertikalismus in dem entstehenden Kunstwerke zur Geltung zu bringen. Der Gebrauch dieses Kunstmittels ist uralt. Schon die alten Ägypter bedienten sich seiner, um eine geometrische Unterlage für ihre Reliefs zu erhalten. Auch Bramante hat sich, wie aus den von Geymüller in seinem Werke „Die ursprünglichen Entwürfe für St. Peter in Rom von Bramante, Raffael usw." photographisch wiedergegebenen Grundrissen, von denen der von Wyneken in seinen Atlas aufgenommene hier in verkleinerter Wiedergabe beigefügt ist, der Quadratnetze bei seinen Entwürfen bedient. Ebenso ersichtlich ist es, daß die berühmte, jetzt eingestürzte Loggetta von Jacopo Sansovino am Markusturm zu Venedig auf Grund eines Quadratnetzes konstruiert ist (s. die Abbildung). Die Gesamtbreite wird durch die Mitten der acht Säulen und durch die Mittellinien der drei Portale in zwölf gleiche Teile zerlegt und von diesen Teilen gehen sechs auf die Höhe. Die Gliederung hat so einfache Grundlagen, daß man mit den Vielfachen von 1/24 der Gesamtbreite, also der Hälfte der angenommenen Quadratseite, namentlich mit 1/24, 1/12 und 1/8 die wesentlichen Abmessungen der herrlichen Komposition herstellen kann.

Auch bei Raffaels „Schule von Athen" kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das auf der beigegebenen Abbildung wiedergegebene Quadratnetz für den Aufbau maßgebend gewesen ist. An manchen Stellen erscheint die halbe Quadratseite halbiert, an anderen die ganze gedrittelt. Die Lage der wagerechten Linie, die über die Köpfe der Figuren des Mittelgrundes hinwegläuft, bezeichnet eine ebenso augenfällige Partie des Bildes wie die mittlere lotrechte, die die beiden Hauptfiguren voneinander trennt. Diese Drittel und Hälften der Quadratseite treten



auch anderweitig in der Komposition auf, so unmittelbar unter den beiden Marmorfiguren des Vordergrundes. Unter den lotrechten Hauptlinien des Netzes ist kaum eine, die nicht eine Figurenmitte oder Ähnliches bezeichnet, oder sich in einem erheblichen Teile ihres Verlaufes mit einer der lotrechten Kanten der Architektur in dem Bilde deckt. Eine andere Analyse des Gemäldes gibt Johannes S ö r e n s e n im vierten Teile der „Kunstlehre in fünf Teilen" von Gerhard Gietmann, S. J. und Johannes Sörensen S. J. („Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst", Freiburg im Breisgau 1901, Herdersche Verlagsbuchhandlung, S. 86), die aber auch das konstruktive Verfahren des Meisters im Sinne der Ausführungen Wynekens in das hellste Licht rückt. Nach ihm beträgt die untere volle Breite des Bildes 189 Teile, die Höhe bis zum obersten Punkte des Halbkreises ist gleich 135, diese Zahlen verhalten sich zueinander wie 5 : 7 [das kleinste gemeinschaftliche Maß für beide = 27]. Durch Subtraktion der Breite von der Höhe ergibt sich nun 54 [= 2 . 27]: wir haben also wieder das gleiche Einheitsmaß. Andererseits ist aber zugleich durch diese Operation der goldene Schnitt der Höhe gegeben, 54 : 81 : 135 = 2 : 3 : 5. Das Einheitsmaß 27 fand ferner seine Verwendung für die menschliche Gestalt und zwar, wie sie sich auf dem Hauptplane des Bildes [Platonfigur z. B.] zeigt. Die schöne Teilung der Höhe 54 : 81 benutzte er, indem er den perspektivischen Augenpunkt, auf den die Architekturlinien streng hinweisen, gerade auf den Teilungspunkt 54 verlegte. Um weiter das ungünstige, wenig harmonische Verhältnis der ganzen Höhe zur Breite, 5 : 7, weniger fühlbar zu machen, markierte er in einfacher, aber sprechendster Weise jene Stelle in der Höhenlinie, an der der Teilpunkt 116 eintrifft, durch die scharf hervortretende Linie des Gewölbes, so daß wir folglich wiederum in den Zahlen 116 : 189 oder 13 : 21 zwei Gliedern des klassischen Verhältnisses des goldenen Schnittes begegnen. Auch bei den Gemälden Böcklins, Menzels und Achenbachs zeigt sich die Einwirkung eines der Komposition zugrunde liegenden Quadratnetzes; was Menzel betrifft, so teilt Wyneken mit, daß auf der Ausstellung seiner Werke ein unvollendetes, zum Teil noch die bloße Leinwand zeigendes Bild mit ausgestellt worden ist, auf dem die rechtwinkligen Konstruktionslinien noch sichtbar waren. Auch Lenbach hat sich noch kurz vor seinem Tode öffentlich für den Gebrauch von Kunstmitteln ausgesprochen.

Wir haben im vorstehenden die Darlegungen Wynekens nur in den allgemeinsten Grundzügen darlegen können. Wegen der Einzelheiten muß auf das Werk selbst verwiesen werden, dessen eingehendes Studium jedem, der sich mit Fragen der theoretischen oder praktischen Ästhetik beschäftigt, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Selbst derjenige, der sich mit den Grundanschauungen des Verfassers nicht einverstanden zu erklären vermag, wird doch die Großzügigkeit der Gedankenkonstruktion seines Werkes und die Weite des Blickes anerkennen müssen, mit dem Wyneken bestrebt ist, sämtliche Erscheinungen der Natur und Kunst in einen universellen Zusammenhang zu bringen, und nach allem zu urteilen, scheint er dazu berufen zu sein, der Natur- und Kunstwissenschaft neue Wege zu bahnen.

Sörensen macht ferner darauf aufmerksam, daß in der links im Vordergrunde befindlichen Gruppe der Mathematiker und Musiker sich ein Jüngling mit einer Tafel befindet, auf der in griechischer Sprache die wichtigsten Tonintervalle auf-

geschrieben sind, die Sekunde, Quarte, Quinte und Oktave, die hier im Bilde auch als Zahlenkanon der Welt plastischer Schönheit hingestellt werden. Die Reihe 2 : 3 : 5 entspricht den Verhältnissen der Quinte und Sexte, welch letzteres Verhältnis besonders darum bevorzugt wurde, weil es so gut dem goldenen Schnitt entspricht. — Sodann macht Sörensen noch auf „die merkwürdige, in den Sinnesorganen des Menschen herrschende Übereinstimmung“ aufmerksam, daß nämlich für das Auge die Wahrnehmung von Schönheit in der räumlichen Ausdehnung großenteils an die einfachen Gesetze geknüpft ist, die auch für das Ohr in Beurteilung der Zeitintervalle gelten — ein Satz, der ganz in den Rahmen von Wynekens Ausführungen paßt.



Carstens und Thorwaldsen

Im damals dänischen Schleswig wurde der römisch-neuklassische Meister der Malerei geboren, der mit J. A. Koch einen durch Betonung großer strenger Formen, erhabener edler Empfindungen ausgezeichneten idealistisch-heroischen Ideal- und Konturstil heraufführte: J. A. Carstens (1754—1798). Er war ein Müllerssohn aus St. Jürgen bei Schleswig. Sein Denkmal erhebt sich in Schleswig wie in Kopenhagen. Vom politischen Standpunkt aus betrachtet also ein Däne trotz allen Kampfes gegen die Kopenhagener Akademie, und dreiviertels zum Römer geworden. Und doch gehört er recht eigentlich in seiner persönlichen Eigenart der deutschen Kunst an. Ja, er ist trotz aller hellenischer antiker Stoffe, deren Empfindungen er in der Sprache seiner leidenschaftlich bewegten Zeit malerisch Darstellung verleiht, ein Deutscher. So deutsch, daß kein Außerdeutscher sich je viel um seine Kunst gekümmert oder sie verstanden hat. Empfindungstief, stimmungsvoll, herb-persönlich bis zum Eigensinn, von sicherstem Blick für den Wert des künstlerischen Vorwurfs, im Erfassen des künstlerisch aufzufangenden Eindrucks, das ist er. Seit er als erster 1792 sich in der ewigen Stadt ansässig machte, wurde Rom zur zweiten künstlerischen Heimat nordischer Künstler. Staatsstipendium und Romaufenthalt, das sind nun die Ideale des nordischen Künstlers im frühen 19. Jahrhundert. Thorwaldsen kommt später nach. Zu seiner Zeit die Maler Ernst Meyer und Konstantin Hansen. Trotz römischer Stoffe blieben sie Dänen. In der Musik wurde erst viel später Liszt der Mittelpunkt. Um ihn scharten sich die dänischen Komponisten und Pianisten Niels Ravnkilde und August Winding, dann der junge Norweger Grieg. Und trotz des „Monte Pincio“, trotz „Ausfahrt“ und „Vor der Klosterpforte“ blieb auch Grieg gleich den übrigen ein echter Nordländer. Auch Carstens. Sein feurigster Freund, Fernow, hat in seiner Begeisterung für den Hellenen Carstens gerade die nordische Note seiner Kunst völlig übersehen.

Wie in der ganzen nordischen Kunst bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, so ist ja auch in Carstens' Werken in der Wahl der Stoffe nichts Nordisches oder selbst Norddeutsches. Sie kennen nur die antike Sage oder Geschichte, die homerische Welt, Symbole oder Allegorien. Also anschaulichste Darstellung von Begriffen. Doch in der Kühnheit und Größe der Durchführung seiner Ideen, in seinem tiefen, phantasievollen und dem Mystizismus zuneigenden Empfinden kommt doch bereits ein herber nordischer Zug zum Monumentalen und Heroischen zur Geltung. Es ist nicht unwichtig, daß der Weg zur nationalen Kunst im Nordland über Antike und Italien führte. In Musik wie in den bildenden Künsten. In ersterer förderte die italienische



Schulung im „neuen Stile“ die Entwicklung und Verfeinerung der melodischen Gesangslinie, in letzteren Reinheit und Schönheit der Formensprache und Feinheit der Stimmung.

Den Gipfel dieser Wiederauferstehung der Antike im Schaffen der Nordländer bildet nun der Isländer Bertel Thorwaldsen (1770—1844). Es ist das letzte glanzvolle Aufflackern in der nordischen Kunst, ehe sie die nationale Sprache findet. Thorwaldsen ließ die Antike in seiner Persönlichkeit wieder auferstehen. Freilich in ganz andrem als in dem von uns als streng antik bezeichneten Sinne. Er ahmte sie nicht nach, sondern er lebte sich mit seinen Sinnen in die antike Bildhauerei Griechenlands ein und ließ sie in seinen Werken in dem wieder auferstehen, was seiner eignen Persönlichkeit und Naturanlage am unmittelbarsten entgegenkam. Das war in erster Linie das Liebenswürdige und fein Humoristische, das Idyllische und Anakreontische. Zugleich wurde er Retter und Erneuerer des klassischer strenger Einfachheit zurückgegebenen Reliefs. In ihm lebte wirklich Winckelmannscher Geist. Doch nichts von irgendwelcher kunstwissenschaftlicher Bildung. Er hat die Antike nicht durch verstandesmäßige Reflexionen wieder aufgebaut, sondern sie mit naiven, unfehlbar sicher die Schönheit der sinnlichen Erscheinung wahrnehmenden Sinnen noch einmal künstlerisch nachempfunden. Mit einem Wissen, das unbegreiflich klein war. Mit einem angeborenen Schönheitsgefühl, das alle Wissenschaft überflüssig machte. Für die Gestalten der ewig jungen hellenischen Göttinnen, für den losen, schelmisch lächelnden Schalk Amor und seine Streiche, für die jugendlichen Göttergestalten der versunkenen klassischen Welt können wir uns holdseligere und liebreizendere Verkörperungen als durch des Meisters Hand nicht denken. Die Werke seiner letzten Kopenhagener Periode dagegen — den Christus in der Frauenkirche nicht ausgenommen — scheinen mir die gleiche wärmere Belebung seiner römischen, durch Canova und das ausklingende Rokoko beeinflußten nicht mehr zu besitzen. Sofern man das Heil der bildenden Kunst in der Antike, in der Zurückführung der leidenschaftlichen Unruhe des Barock, der graziös bewegten des Rokoko zur leidenschaftslosen, ruhigen Schönheit einer neuklassischen Welt sieht, muß man ihn den größten nordischen Bildhauer, ja den größten nordischen Künstler überhaupt nennen. Doch darf man sich nicht darüber täuschen, daß seine Kunst darin sich weit von der klassischen entfernt, daß sie an Stelle des warmblütigen, sinnlichen und mit Schmerzen und Leiden erkauften Heldentums der Antike ein weiches, ja oft weichliches und idealistisch verklärtes setzt. Seinen Helden fehlt Männlichkeit und Leidenschaft, seinen Kindern Kindlichkeit, seinen Frauengestalten warmes Leben, Seele. Das erkannte noch nicht seine Zeit, das fühlen wir Heutigen aber mehr denn je. Bezeichnenderweise machte er am stärksten in England Schule. Aber die germanische Ader seiner Kunst war doch so stark, daß ihn die Deutschen zeitweilig zu einem der Ihrigen zu stempeln versuchten. So lebt er mit seinen Werken nicht nur im Nordland, sondern auch noch in Norddeutschland. Namentlich in unseren Ostseestädten, im Schlosse zu Putbus auf Rügen. Statuen Thorwaldsens zieren auch Stuttgart (Schiller) und München (Kurfürst Maximilian); in seinem Geiste schuf Emil Wolf einige der kriegerischen Marmorgruppen auf der Berliner Schloßbrücke. Thorwaldsens Kunst ist eine rein idealistische Kunst. Eine nicht persönliche und, auf den ersten Blick, auch eine nicht nationale. Oder liegt nicht doch schon eine dänische Eigennote in der von vollendetstem Feingefühl und Geschmack getragenen Liebenswürdigkeit und ruhig abgedämpften Leidenschaftslosigkeit dieser adligen Kunst? Besitzen ihre feinbewegten Rhythmen und Linien nicht doch schon ein immanentes musikalisches Element, das gerade in den Werken eines Dänen sich so aussprechen mußte?

Mit Thorwaldsen tritt auch Dänemark, dessen Kunst sich von den übrigen nordischen Reichen stets durch einen im guten Sinne konservativen Grundzug auszeichnete, an die Schwelle des Nationalen. Doch Thorwaldsens großer Nachfolger J. A. Jerichau (1816—1883) und so bedeutende dänische Bildhauer wie H. W. Bissen (1798—1868), Saabye, Peters, Freund, Evens, Bundsgaard schaffen in der Plastik zunächst noch lange im Sinne und Stile ihres Meisters weiter. Schon zu seinen Lebzeiten hatten sie ja manche Schöpfung Thorwaldsens aus-



führen und vollenden dürfen und waren so ohne weiteres tief in seine Art eingedrungen. Mit dem herrlichen Siegesviergespann auf dem zum Mausoleum eingerichteten Thorwaldsen-Museum, mit der Büste Thorwaldsens, dem Flensburger Löwen (Berlin), dem „tapferen Landsoldaten“ (Fredericia) hat Bissen seinem Meister die Treue gewahrt. Und galt es nach Thorwaldsens Tode, Persönlichkeiten wie Oersted und die Nornen (Oerstedpark), volkstümliche dänische Helden-, Königs- und Königinnengestalten wie Friedrich VII. der Nachwelt plastisch aufzubehalten, so fehlen dabei Jerichau und Bissen nie. Dr. Walter Niemann

(Aus des Verfassers kürzlich erschienenem Nordlandbuch. Eine Einführung in die Natur, das Volkstum und die gesamte Kultur des Nordens. Mit 70 Landschaftsaufnahmen und Reproduktionen nach Kunstwerken nordischer Meister. Berlin, Alexander Duncker.)



August Gaul

Der Künstler, von dem wir heute einige Arbeiten im Bilde vorführen, nimmt unter den deutschen Tierplastikern eine Sonderstellung ein. Die Fähigkeit, das Tier in seiner höchsten Eigenartigkeit zu erfassen, die Fülle der Einzelbeobachtungen zusammenzudrängen und ohne kleinliche Wirklichkeitsnachahmung durch glückliche Ausnutzung des Materials die typischen Merkmale zu überzeugender Wirkung zu bringen, sind bei diesem Künstler aufs glücklichste mit scharfer Beobachtung, regem Fleiße und hohem handwerklichen Geschick vereinigt. Ein feiner Sinn für das Humoristische in der Tierwelt kommt hinzu, der um so echter wirkt, als Gaul die Tiere nie posieren läßt; sie leben sich vielmehr ganz naiv, ganz unbeobachtet aus. Die Vorliebe für ruhige Bewegungen begünstigt eine großzügige, monumentale Wirkung auch der kleinsten Gruppen. Der zu Groß-Auheim im hessischen Kreise Hanau geborene Künstler ist jetzt vierzig Jahre alt und steht in der Fülle der Arbeitskraft, die erfreulicherweise in steigendem Maße für öffentlich aufzustellende Werke in Anspruch genommen wird.



Neue Bücher

Die Galerien Europas. (Leipzig, E. A. Seemann.)

Die dritte Folge dieses, die unerschöpflichen Schätze der europäischen Museen in farbigen Wiedergaben den weitesten Kreisen zutragenden Unternehmens, ist nun abgeschlossen. Aus hundert Blättern bestehend, hat sie Bilder aus den Galerien von Petersburg, München und Mailand gebracht. Vor allem unter den letzteren befinden sich manche weniger bekannte, prächtige Stücke. Die Begleittexte von Conrado Ricci, dem Generaldirektor der königlichen Museen Italiens, zeichnen sich durch geschichtliche Sachlichkeit und warmherzige Nachempfindung aus. — Es liegen jetzt in dieser Sammlung dreihundert Blätter vor; mit dem 1. Januar dieses Jahres wurde ihr ein anderer Charakter gegeben. Sie wird von nun ab als ein Seitenstück zu den „Modernen Meistern der Farbe“ auftreten und ebenfalls in Zeitschriftform erscheinen, monatlich ein Heft zu fünf Blättern 2 M. Auch hier werden in jedem Hefte kunstgeschichtliche Aufsätze ergänzend hinzutreten. Allen kunstfreudigen Menschen kann diese Sammlung nur dringend empfohlen werden.





Italien, das Land der Musik!?

Reiseeindrücke

von

Dr. Karl Storck

Das Land der Musik" ist einer jener klischeehaften Ausdrücke, die sich uns beim Hören des Namens Italien von selbst einstellen. Daß man bei näherer Überlegung nur schwer die Begründung für diesen Ruf findet, andererseits in gewissem Sinne aber auch seine Berechtigung nicht bestreiten kann, läßt auf eigenartige Verhältnisse schließen, die nicht so bekannt, ja nicht einmal von den vielen Schilderern Italiens so beobachtet sind, wie man es bei der Liebe aller Künstlerkreise zu diesem Lande als selbstverständlich voraussetzen möchte. Um so mehr entwickelten sich mir einzelne Beobachtungen, die zwar nur die Gültigkeit von Reiseeindrücken beanspruchen können, also dem Zufall viel ausgesetzt sind, zu Folgerungen und Erwägungen allgemeiner Art; daß allerdings meine Eindrücke nicht nur auf der allgemein begangenen Heerstraße aufgesammelt wurden, wird sich wohl aus dem Inhalt des Folgenden ergeben.

Unter den großen Musikgenies, die wir als Mehrer des geistigen und seelischen Weltbesitzes verehren, ist kein Italiener. Kann man überhaupt die Bezeichnung Genie in seinem höchsten Sinne von Schöpfer, Gestalter eines Unpersönlichen, der Welt vorher Unbewußten auf einen italienischen Musiker anwenden?! Es kommt einem höchstens der Name Verdis in den Sinn. Aber auch bei ihm wird man den Begriff Genie erst besonders zurechtrücken müssen. In jener mit ursprünglicher Kraft sich aufdrängenden Bedeutung wie bei einer ganzen Zahl deutscher Musiker gebührt auch ihm dieser Ehrenname nicht. Und daß es sich hier nicht um Rassen- oder Stammesempfindungen beziehungsweise -empfindlichkeiten handelt, zeigt die Tatsache, daß wir weder Verdi noch einem anderen italienischen Musiker gegenüber so das Empfinden genialer Kraft haben wie bei einer ganzen Reihe von bildenden Künstlern und auch etlichen Dichtern desselben Landes. Verdis einzigartige Stellung in der italienischen Musik und in der der Welt liegt in seiner

wunderbaren Aufnahmefähigkeit, die ihm durch sein langes Leben treu blieb und sich letzterdings als glänzendes Stilgefühl, also wesentlich als Kraft der Formgebung, nicht der inhaltlichen Neuschöpfung offenbart. Und so ist jenes seiner Werke, das ihm am eigentümlichsten ist, in dem er nicht ein anderswo Aufgenommenes gemäß seiner eigenen Art oder der seines Volkes ausdrückt, der „Fallstaff" vor allem von formaler Bedeutung, hier geradezu stilschöpferisch. Dagegen fehlen hier jene Arien oder Szenen, die von so zwingender Kraft sind, daß sich für sie die Bezeichnung genial aufdrängt, und die sonst auch jenen seiner Werke nicht mangeln, die als Ganzes verfehlt sind.

Im Zusammenhang mit dieser Tatsache drängt sich uns die andere auf, daß wir für Italien viel öfter als von genialen italienischen Musikerpersönlichkeiten von genialen Werken sprechen können, während bei unserer deutschen Musik — übrigens gilt das von aller deutschen Kunst — wir manchem Künstler gegenüber das Gefühl einer genialen Veranlagung haben, dem kein einziges Werk gelungen ist, das wir als wirklich vollkommen zu bezeichnen wagen würden. Auch bei höchster Einschätzung wird man für Rossini schwerlich den Ehrennamen einer genialen Persönlichkeit in Anspruch nehmen; sein „Barbier von Sevilla" ist aber unstreitig eines der genialsten Meisterwerke aller Zeiten von ursprünglichster und ganz eigentümlicher Eigenkraft. Auch für Mascagnis „Cavalleria rusticana" scheint mir nur die Bezeichnung genial auszureichen, auch in jenem Goetheschen Sinne, daß es ein Werk ist „von dauernder Wirkung und Nachfolge hervorrufend". Ich weiß, daß man ein dickes Heft herausgegeben hat, in dem fast jede Note des Werkes als Anklang oder Reminiszenz „wissenschaftlich" erwiesen wurde. Das ändert nichts daran, daß das Ganze ein genialer Wurf ist. Kann man darum Mascagni als Genie ansprechen? Sein ganzes seitheriges Schaffen zeigt nichts von wirklich schöpferischer Kraft! Übrigens ist die Reihe jener italienischen Komponisten auffallend lang, denen nur ein wirklich packendes Werk gelungen ist. Sie wird noch sehr verlängert durch die Namen jener, denen eine Szene, eine Arie gelungen ist. Wohlverstanden nicht so, wie Tausenden in Stunden hohen Glückes oder tiefen Leides einmal ein gutes Gedicht ersteht. Da pflegt auch dem Kunstwerke nichts Geniales zu eignen; es sind eben gute Gedichte, glückliche Funde, die einem besonders günstigen Zusammentreffen der Verhältnisse zu danken sind. Anders bei diesen Musikstücken. Hier ist nichts von Dilettantismus, sondern ein als tüchtiger Arbeiter erprobtes Talent erweist sich in einem Falle als Schöpfer von zwingender Schlagkraft. Es erheischt keinen besonderen Geistesaufwand, um einen Leoncavallo kritisch zu vernichten; es ist gleich billig, den „Bajazzi" Theatralik, sentimentale Mache usw. vorzuwerfen. Ich glaube aber nicht, daß einer ehrlich zu bestreiten vermag, daß ihn der Prolog und Canios große Arie („Ich bin Bajazzo") bei einer guten Aufführung jedesmal im Innersten packen. Auf dieser innerlich zwingenden Kraft zahlreicher italienischer Arien, gegen die alles verstandesmäßige Ästhetisieren nichts ausrichtet, beruht jene Drehorgel-Volkstümlichkeit, die doch grundverschieden ist von dem als alle ergreifende Seuche wirkenden Umsichgreifen von Operettenschlagern. Die Verschiedenheit offenbart sich schlagend in der Dauerhaftigkeit der Wirkung. Goethe hob als Merkmal „genialer" Werke hervor, „daß sie von Dauer sind". Haben die vielgescholtenen „Schmarren" der Troubadour-



oder Rigolettoarien, die nach der ersten Aufführung jedem im Gehör saßen, in den sechzig Jahren, seitdem sie gesungen werden, auch nur die Spur an Wirkungskraft eingebüßt? Und wie viele Arien ließen sich so aus den alten italienischen Opern zusammenstellen! Dieser Kunstmusik eignet etwas von der zähen Lebenskraft der Volksmusik. Auch diese hat keinen Persönlichkeitsgehalt. Auch das Volkslied ist genial, ohne die Schöpfung eines Genies zu sein.

Es ist natürlich kein Zweifel, daß das italienische Musikschaffen sich auf jenen zwei Gebieten betätigt, genauer sich zwei Erscheinungsformen geschaffen hat, bei denen es nicht darauf ankommt, ein großes Ganzes aus einem Keime organisch zu entwickeln, was das Wesen aller symphonischen Musik ausmacht. Vielmehr sind Messe und Oper Anhäufungen musikalischer Gelegenheiten. Die Oper hätte sonst auch niemals in diesem Maße die Masse in der Gunst der italienischen Komponisten abgelöst, wenn nicht beide in der Hinsicht miteinander musikalisch verwandt wären, daß sie eine Summe von Nummern darstellen, deren jede einzelne für sich behandelt werden kann. Bei der Messe fällt das nicht so auf; aber Gloria und Credo bestehen in Wirklichkeit aus einer ganzen Zahl von nach Geist und Empfinden grundverschiedenen Abschnitten.

Ich meine, es offenbart sich in dieser einseitigen Begünstigung dieser Musikgattungen das Eingeständnis, es weniger auf das große, entwicklungsmäßige Gestalten eines umfassenden Erlebens als auf einen glücklichen Temperamentseinfall ankommen zu lassen. —

Italien, das Land der Musik! — Es gab eine Zeit, da schien es für jeden deutschen Musiker unumgänglich, sich in Italien die letzte Schulvollendung zu holen. Oder auch Italien wurde aufgesucht, so wie es der große Heinrich Schütz tat, um sich zu erkundigen, was es Neues in musikalischen Künsten gäbe. Der Vater Leopold Mozart führte seinen Knaben Wolfgang hin, einmal weil er das italienische Publikum für das sachverständigste hielt; sodann in der Hoffnung auf italienisches Mäzenatentum. Im letzteren hat das Land früher Erstaunliches geleistet. Auch wenn es viel reicher gewesen wäre, als es jemals war, blieb ein solcher Aufwand für Kunst, wie er sich z. B. in der Architektur allerorten offenbart, wenn man fühlbare Opfer brachte. Sie scheute man auch für die Musik nicht; und das Land, das so viele musikalische Söhne hervorbrachte, hatte immer noch Platz für die begabten Fremden, die unter seiner Flagge der Kunst dienen wollten.

Gehen wir diesen Verhältnissen auf den Grund, so erkennen wir als Ursache dieser musikalischen Vorherrschaft Italiens weniger eine natürliche Musikbegabung als das große Formgefühl und die alte Kulturüberlieferung. Als alter Kulturherd, der von einer wunderbar gütigen Natur in überreichem Maße den Feuerstoff zugeführt erhalten hatte, blieb Italien das lockende gelobte Land für alle Begabungen der in die Kulturwelt erst später eingetretenen Völker. Diesen gegenüber, selbst wenn sie stärkere Begabungen hervorbrachten, besaß es den Vorteil eines feineren Verständnisses, wie es durch großen Besitz geschaffen wird. Man hatte Stoff und Gelegenheit zum Vergleich der Kunstleistungen, vermochte auszugleichen, zu mildern und zu steigern — abzuklären. Auch die Fremden — sie sogar in besonderem Maße — erfuhren diese Einwirkung des klassischen Bodens. Aus dem mühsam gewonnenen Ausdruck ihres persönlichen Erlebens erwuchs

ihnen hier die der Allgemeinheit eingängliche Form; sie gewannen hier an Stelle musikalischer Dialekte eine Weltsprache.

So entstand in Italien als erste musikalische Weltsprache der gregorianische Choral, in dem auch verschiedene nationale Bestandteile (z. B. Griechisches, Jüdisches und aus dem ambrosianischen Gesang Italisches) zur Einheit verbunden waren. In einer für diese Frühzeit doppelt erstaunlichen Weise erscheint die Tätigkeit des Papstes, nach dem der Choral benannt ist, als ästhetisch-kritisch; seine Absichten gehen bewußt auf Bildung eines Stiles und scharf charakterisierter Formen.

Am deutlichsten zeigt sich diese ordnende und abklärende Tätigkeit beim kontrapunktischen Stil. Am Ringen um die Mehrstimmigkeit nimmt Italien nicht teil. Aber die Musiker aller Länder beeifern sich, ihre Errungenschaften in Italien vorzuführen. So ist es denn die in Palestrina gipfelnde römische Schule, die dem Stil die höchste Vollendung und die für die Folgezeit vorbildliche Gestalt gibt.

Daß den Italienern die Musik nicht in gleichem Maße innewohnt wie die bildende Kunst oder auch die Dichtung, zeigt sich darin, daß die an genialen Persönlichkeiten überreiche Renaissance keinen Musiker hervorbringt, der als zwingende Persönlichkeit angesprochen werden könnte, denn Palestrina ist in seinem ganzen Wesen Gegner der Renaissance. Übrigens tritt er auch innerhalb der kontrapunktischen Kunst nicht als genialer Neuschöpfer hervor, sondern ebenfalls mehr als Ordner und Abklärer und dadurch Vervollkommner eines Vorhandenen. Die Germanen Josquin Depres und Orlandus Lassus wirken viel mehr als geniale Naturen denn der Römer, dessen künstlerischer Klugheit und geläutertem Geschmack es gelingt, einen Ausweg zwischen den Vorschriften der Kirche und den Wünschen der Kunst zu finden.

Daß dieser Kunstverstand zuzeiten eher den Weg zu einem vom Kunstverlangen gesuchten Ziele findet als selbst das schöpferische Genie, hat sich nie und nirgends so deutlich gezeigt wie in jener Schöpfung der italienischen Oper, die äußerlich als Abschluß der mehr humanistischen Bestrebungen auf Wiedergeburt der Antike erscheint, innerlich aber der beste Ausdruck der Neugeburt der Individualität war. Denn unter allen jenen Florentinern, die das dramma per musica suchten und mit scharfsichtiger Ausnutzung der vorhandenen Musikelemente etwas scheinbar ganz Neues, den stile nuovo der begleiteten Melodie schufen, war kein einziger ein musikalisches Genie, ja kaum ein vollblütiges Temperament. An solchen hatte dann die spätere italienische Oper reichen Überfluß: glückliche Musikantennaturen, die sich um keinerlei Probleme kümmerten und lediglich zu „gefallen" strebten. Daß sie dieses Gefallen nicht durch Gewöhnlichkeit, sondern durch sinnlichen Wohllaut, die allgemeinverständlichste Art der Schönheit, zu erreichen suchten, scheidet sie von den Operettenkomponisten der Neuzeit, hebt sie auf eine kulturell viel höhere Stufe und erklärt endlich die Liebe der Welt zur italienischen Musik. Denn das dürfen wir nie vergessen: die natürlichste Liebe zur Musik beruht auf sinnfälliger Melodie und packendem Rhythmus. Die italienische Kunstmusik hat aus der Volksmusik des Landes, die immer in inniger Verbindung mit der Bewegung — des Vergnügens (im Tanze) wie der Arbeit — geblieben ist, stets eine Fülle rhythmischer Würzen gewonnen, die freilich nur italienische Sänger uns so recht zu Geschmack zu bringen verstehen.



Diese italienischen Sänger sind es wohl, die heute am meisten Italien als Land der Musik von der übrigen Welt preisen machen. Im Grunde genommen sind es ja nur ganz wenige Künstler, die so das Gefallen einer internationalen Zuhörerschaft zu gewinnen verstehen. Was muß man dafür in italienischen Theatern an Enttäuschungen erleben! Aber es ist nicht zu leugnen, daß jene ersten italienischen Sänger eine Klasse für sich darstellen, daß — und hier liegt das Entscheidende — auch die minder Bedeutenden in ihrem Gesang etwas haben, was mir bei deutschen Sängern überhaupt kaum begegnet ist: der Gesang wirkt bei ihnen als natürliche Ausdrucksweise. Man hat das Gefühl, daß ihnen das Singen selber Freude bereite. Der letzte Grund wird sein, daß es ihnen auf das Singen an sich ankommt und nicht auf die Erfüllung einer vom Drama gestellten Aufgabe. Die einzigartige Wirkung Carusos beruht sicher darauf, daß er beides vereinigt; viel häufiger findet sich diese Einheit bei den tiefen italienischen Männerstimmen, die bekanntlich zuerst von der aus dem Volkstum erwachsenen komischen Oper ausgenutzt worden sind.

Wir können zusammenfassen: in der Vergangenheit bewährte sich die Musikveranlagung der Italiener hauptsächlich als formale Kraft der Stilbildung. Daneben waltet ein natürliches Singtalent im Hervorbringen überzeugender Melodien. Dagegen fehlt das eigentlich Architektonische der Musik, wie die Entwicklung eines großen Gebildes aus dem Mit- und Gegeneinander kleiner thematischer Elemente, wodurch auch erst der Ausdruck zusammengesetzter seelischer Inhalte möglich wird: das in der Musik, wofür der Name Beethoven uns besonders geläufig ist, das aber schon vor ihm für die deutsche Musik charakteristisch war, wie es seither die Entwicklung des Musikdramas ermöglicht hat.

Es war notwendig, sich diese geschichtlichen Tatsachen ins Gedächtnis zu rufen, um für die heutigen Verhältnisse das richtige Verständnis zu haben.

* * *

Ich muß gestehen, daß ich zumeist Enttäuschungen erlebt habe, die schwersten in der Kirchenmusik. Ich war auf unwürdige, theatralische Musik gefaßt, aber ich rechnete mit guten Aufführungen. Nun scheinen die strengen Erlasse des jetzigen Papstes sehr reinigend gewirkt zu haben. Die strengen Liturgisten mögen daran ihre Freude haben, weil sie den Buchstaben der Vorschriften gewahrt sehen; der Kunstfreund, aber auch der nach religiöser Erbauung durch die Musik verlangende Kirchenbesucher kann auch zur Zeit der Herrschaft noch so opernhafter Kirchenmusik nicht so schlecht gefahren sein wie jetzt. Denn es hat eine eigene Bewandtnis um die vielgescholtene „unwürdige" Kirchenmusik, als welche auch die unserer Klassiker, z. B. Haydns und Mozarts, von dieser Seite angesehen wird. Ich halte es für selbstverständlich, daß die Kirche für ihre Gebrauchsmusik ihre Gesetze geben kann, und verstände auch, wenn sie eine ganz besondere, etwa altertümliche Musik allein für ihren Gottesdienst zuließe. Aber man sollte für diese Maßnahmen nicht die Wirkung auf das Volk geltend machen. Für die Wirkung der Kunst ist der Ort ihres Erscheinens von außerordentlich starkem Eindruck. Die ganz aus schöner Sinnlichkeit geflossene italienische Malerei der klassischen Periode wirkt an den Kirchenwänden nicht sinnlich aufreizend, sondern beglückend in jener Schönheit, in der man sich doch auch die himmlische Seligkeit vorstellt. Ebenso verhält es sich mit der Musik.



Die sinnlich schön geschwungene Melodielinie, die zu weichlich, zu weltlich gescholten wird, wirkt in der Kirche durch die Macht des Ortes als aus religiöser Empfindung fließend. Ich kann mich für diese Auffassung auf das Zeugnis kirchlich unverdächtiger Männer berufen, z. B. des Würzburger Apologeten Hettinger. Übrigens ist es merkwürdig, daß die katholische Kirche in derselben Zeit, wo sie den geradezu brutal körperlich wirkenden Herz-Jesu-Kult so begünstigt, für die Kirchenmusik so streng ist. Daß eine möglichst sorgfältige Behandlung des Textwortes verlangt wird, erscheint als ganz natürliche Forderung; aber für die religiöse Wirkung auf das Volk bleibt es sicher ziemlich belanglos, ob jede Silbe in einer Sprache, die es doch nicht versteht, ganz vorschriftsmäßig deklamiert wird.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich begreife den Standpunkt des Liturgen sehr wohl und will ihm eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten. Aber wenn es auf Ausnutzung der Kunst innerhalb der Kirche zur religiösen Erbauung des Volkes ankommt, verschieben sich doch die ganzen Verhältnisse.

In Deutschland hatte die cäcilianische Bewegung auch viele gute Einwirkungen. Allenthalben wurden Chorvereine gegründet; die Pflege des mehrstimmigen Gesanges auf dem Lande erfuhr eine vorher ungeahnte Steigerung. Dabei handelte es sich um eine ernste Kunstübung im Dienste einer hohen Aufgabe. Das muß auch dann geistig und seelisch heilsam wirken, wenn die dabei geübte Kunst mehr von ehrlichem Handwerkswillen als von künstlerischen Absichten erfüllt ist. Wenn — und die Zeit dafür scheint gekommen — im deutschen Cäcilienverein eine künstlerische Auffassung der ganzen Frage die Oberhand gewinnt, wird die katholische Kirche über ein Sängerheer von verhältnismäßig guter Schulung verfügen wie nie zuvor.

Aber in Italien konnte nach der ganzen kirchlichen Lage auf derartige Wirkungen nicht gerechnet werden. Man hat das Volk immer so sehr nur als Zuschauer- und Zuhörermasse behandelt, daß man jetzt nicht auf einmal eine tätige Beteiligung am Gottesdienst erwarten durfte. Die Gesangschöre bestehen wohl durchweg, wo sie nicht von Klerikern (z. B. den Seminaristen) gebildet werden, aus bezahlten Sängern. Die Mitgliederzahl ist darum beschränkt; der Gesang wird als „Dienst" erledigt. An Proben war offenbar durchweg gespart worden; die Dirigenten mußten immer wieder den Takt buchstäblich „schlagen", ja hämmern, um nur das Ganze zusammenzuhalten. Trotzdem ich die großen kirchlichen Feste Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam in den ersten Kirchen von Bologna und Florenz miterlebte, hörte ich nicht ein Stück altklassischer Kirchenmusik. Ja, durchweg begnügte man sich mit zweistimmigen Messen, wobei allenfalls die Begleitung von Orgel, Baß und Cello die Dürftigkeit der Polyphonie zu verdecken strebte. Nur im Mailänder Dom war der Eindruck größer, obzwar ich hier nur an einem gewöhnlichen Sonntag war. Das äußere Bild vor allem war prächtig. Die Sänger — Laienmänner und Knaben — hoben sich in ihren weißen Chorhemden leuchtend von der goldenen Empore an der rechten Chorseite ab und wirkten dicht gedrängt als einheitlicher Farbenton gegen das tiefe Grün der Meßgewänder und die Goldmassen der Leuchter und Flammen. Die vier-, in einzelnen Teilen fünfstimmige Messe war würdig im nachklassischen Vokalstil etwa Max Bruchs gehalten und mochte von einem Komponisten stammen, der die akustischen Verhältnisse des Domes ge-

nau kannte. Auf den Riesenraum des Domes rechnend, ließ er oft dieselben musikalischen Sätze erst fortissimo singen, so daß der Schall dann während der pianissimo-Wiederholung fast sichtbar durch die weiten Bogenhallen hinschwebte. Das wirkte dann jedesmal, als ob eine in scharfen Linien durchgeführte Zeichnung die Auflösung in Farben erfahre. Noch stärker war dieser Eindruck des Ineinanderfließens und Sich-wechselseitig-Durchdringens des scheinbar so schroff Geschiedenen im Dom zu Florenz, wo die Sänger an einer Säule unter der Kuppel eine allzu dürftige Emporbühne zur Aufstellung erhalten hatten. Man muß diese Tatsache bei der Betrachtung alter kontrapunktischer Musik in Anrechnung bringen. Die in der gelesenen Partitur oder im engen Raum so scharf sich überschneidende Linienführung erfuhr eine bedeutsame Milderung bei der Aufführung in diesen großen Kirchen mit ihren hohen Gewölben und vielen Seitenhallen. Die Kuppel vor allem hat einen entscheidenden akustischen Einfluß, der für die moderne Musik mit ihrer engen Chromatik und scharf gespannten Harmonik schädlich sein muß, der architektonischen alten Musik aber die fehlende Weichheit und farbige Flächenwirkung brachte.

Was habe ich sehnsuchtsvoll nach den hohen Doppelemporen hinaufgeschaut, die fast in allen Kirchen zu beiden Seiten des Chores sich befanden und nirgends benutzt wurden. Einst haben Meister Willaert und die beiden Gabrieli in Venedig diese architektonische Anlage als eine ebenso herrliche „Gelegenheit“ für ihre Kunst auszunutzen verstanden wie die Baumeister unebenes Gelände oder für den ersten Blick ungünstige Raumausschnitte. Wie herrlich muß es geklungen haben, wenn hüben und drüben im Wettstreit die Chöre sich singend ablösten, bis sie sich dann vereinten im gleichen Ziele, durch höchste Schönheit die Verbindung mit dem Urquell der Schönheit zu einer sinnlich fühlbaren zu machen. Das ist Religion der Kunst, die mit den Mitteln der Kunst, also auf dem Wege über die Sinne erreicht werden muß.

Von alledem war in der italienischen Kirchenmusik nichts zu erleben; vielleicht beruht der Ruhm der Sixtinischen Kapelle zum Teil darauf, daß sie in Italien etwas Einzigartiges ist, während ihre Vorträge altklassischer Kirchenmusik von denen mancher deutscher Chöre, z. B. des Regensburger Domchores, wenigstens erreicht werden.

Daß der gregorianische Choral einem nur wenig Freude bereiten kann, wenn er von alten, meist stimmlosen Domherren vorgetragen wird, leuchtet ein. Aber auch die jungen Seminaristen droben in Fiesole schienen keine Ahnung von der herrlichen Ausdruckskraft zu haben, die diesen melodisch so reichen Gesängen innewohnt. Dagegen ist die italienische Art der Rhythmisierung der großen Neumengruppen des Chorals oft von sprechender Eigenart; aus den uralten gregorianischen Weisen klingt es dann ähnlich wie aus den volkstümlichen Ritornellen, die man draußen auf den Feldern singen hört. Ob hier nicht doch manche Beziehungen vorhanden sind? In diesen Volksgesängen sind so viele diatonisch schreitende Notengänge, die ziemlich regelmäßig wiederkehren, daß man auch hier uraltes Erbgut sehen muß. Und wenn ich an Melodien denke, die ich in Viareggio von den Schifferwerkstätten her klingen hörte oder bei einem abendlichen Spaziergang in den Feldern von Parma vernahm, da stellt sich mir zuerst der Vergleich mit Gesängen der

Naturvölker ein. Der Gesamteindruck war durchaus derselbe; und es dürfte sich eine Untersuchung lohnen, ob nicht auch in diesen italienischen Arbeitsliedern dieselbe Grundtonleiter steckt, wie sie für die Musik der Naturvölker immer sicherer festgelegt wird.

So bin ich vom kirchlichen Choral unvermittelt auf die Volksmusik gekommen und damit auf etwas sehr Erfreuliches. Ja, in der Hinsicht ist Italien ein Land der Musik, als diesen Menschen das Singen eine Lebensnotwendigkeit ist. Bei uns singt das Volk, vor allem die Männer, wenn sie allein sind, nur selten; der Bauer, der Handwerker pfeift oder summt. Der Italiener singt immer und überall, vor allem bei jeder Arbeit. Jeder Maurer, jeder Handwerker singt; der Fuhrmann singt, wenn er nicht auf dem Bauche liegend schläft. Ich habe manches Mal Bauern singen hören, wenn sie die Reben mit Vitriollösung bespritzten. Am schönsten aber steht mir der Volksgesang in Erinnerung von den vielen Wanderungen durchs Toskanerland. Während Freund Böcklin vor seiner Staffelei saß, konnte ich mir ein Lagerplätzchen im Bachgebüsch oder im Schatten eines Baumes suchen. Die Feder lief eilig über die Seiten des Notizbuches, die Überfülle der gewonnenen Eindrücke wenigstens in etlichen Stichworten festzuhalten. Aber es fiel schwer, die Gedanken beisammenzuhalten. Die Sonne, diese Überfülle von Licht, ein silbriges Klingen von tausend Stimmchen in der Luft. Auf einmal — aber der Augenblick kam immer — schwingt eine Stimme herüber. In einer nur auf wenigen Tönen sich bewegenden, halb rezitativischen Melodie singt ein Bursche von „ihr", flehend, klagend, auch wohl arg spöttisch, ja hohnvoll. Und immer zum Schluß der ungleich langen, oft wohl improvisierten Strophen, wie ein Kehrreim, ein Herabfallen der Melodie über vier oder fünf Ganztonstufen nach dem Grundton, der nun möglichst lange ausgehalten wird. Dem Burschen, der wohl aus dem Bache Wasser nach den jungen Pflanzungen trägt, antwortet ein anderer, der von den Ulmenzweigen die Blätter abstreift zur Nahrung für die Seidenwürmer. Zuweilen singt auch ein Mädchen kecklich die scharf zugespitzte Antwort.

Immer wieder überrascht es mich, wie weich hier in der freien Luft die im geschlossenen Raum so trompetenhaft wirkenden Stimmen klingen. Der Ton sitzt eben ganz vorne, die Kehle ist weit geöffnet; das Zugedrückte, Gaumige, was unsere Volksstimmen fast immer entstellt, fehlt hier ganz; dafür stört dann freilich leicht ein breites Plärren. Aber in der Luft draußen verliert sich dieses ganz und bewirkt nur das weite Tragen der Töne. Wie schön war es auch gerade draußen auf den Dörfern, nachts spät im Bette den Liedern zu lauschen, die irgendeiner im Kaffeehaus den zuhörenden Genossen vortrug. Und wie gerne sie zuhören und mit welchem Eifer sie kritisieren, dabei meistens nach der günstigen Seite! Am besten aber merkt man, wie sehr der Gesang in diesen Leuten lebt, an der Art, wie sie plötzlich einen Melodiefetzen hinausjubeln. Das ist wie ein musikalisches Stoßgebet: es singt ganz leise in einem drinnen, bis eine Stelle kommt, die einem so gut gefällt, daß man sie hören muß. So jubeln dann einige Töne hinaus, für den Fremden scheinbar ohne allen Zusammenhang; ich schaue solchen Leuten immer mit innerlicher Genußfreude nach und fühle ihr Von-Musik-Vollsein mit. Ein Seitenstück zu dieser Art musikalischen Mitlebens kann man an jedem Wirtshaustisch erleben. Es ist von einer Oper die Rede. Alsbald summt der und jener ein Stück



daraus. „Wie schön ist diese Stelle!" „Wie wirkt hier die Deklamation!" Alles gleich gesanglich belegt. Man sieht gleich: diese Leute leben von der einzelnen schönen Melodie, fast möchte man sagen: vom einzelnen Ton. Das Drama als Ganzes berührt sie nicht.

Das ist auch der Eindruck im Theater. Es ist bekannt, daß in Italien von altersher nur einige wenige Monate stagione ist, gewöhnlich vom Stephanstag (26. Dezember) bis zum Karneval, spätestens bis Anfang April. Wenn man mit Recht die italienische Oper als gesellschaftliche Veranstaltung charakterisiert, so sollte man doch auch nicht übersehen, daß die ganze Art etliche Züge von der Art der Festspiele trägt. Neben der Kürze der Zeit, auf die die Spiele zusammengedrängt sind, gehört dazu noch die Beschränkung auf ganz wenige, oft auf ein einziges Werk, das dafür um so sorgsamer einstudiert und besetzt werden kann, da die Truppe gerade dafür zusammengestellt wird. Aber ich glaube, gerade die Entwicklung des Theaters zu einer Volksunterhaltungsstätte erheischt die möglichste Ausdehnung der Spielzeit und beschränkt das Festspieltheater auf die Stellung einer allerdings ungemein wertvollen Sondererscheinung, die aber auch neben dem ausgedehntesten Spielbetrieb ihren Platz und ihre wichtige Aufgabe behält. In Italien empfand ich wenigstens die kurze Spielzeit nur als schädigend. Und nicht etwa bloß vom selbstsüchtigen Standpunkt des Reisenden, der gerne gute Opernaufführungen sähe, sondern als schädlich für das italienische Musikleben. Die Schaulust des Volkes ist außerordentlich groß und bleibt auch außer der kurzen Spielzeit rege. Das nutzen dann minderwertige Einrichtungen aus. Von der unheimlichen Ausdehnung der Kinematographen-Seuche kann man sich gar keine Vorstellung machen. Dann hat dadurch, daß die Oper verbannt ist, die Operette um so breiteren Raum gewonnen. Was ist aber für ein ungeheurer künstlerischer Abstand zwischen den in jeder Hinsicht köstlichen komischen Opern der Italiener und dem charakterlosen Mischmasch der „Vedova allegra" (Die lustige Witwe) oder des „Sogno d' un Valtzer" (Walzertraum), die überall auf den Programmen standen, wogegen ich während acht Wochen in so und so vielen Städten nur in Pistoja des alten Paër „Kapellmeister" als Vertreter der komischen Oper zur Aufführung gestellt sah.

Natürlich werden auch außerordentliche Opernaufführungen veranstaltet; aber die Überlieferung wird wenigstens insofern gewahrt, als sie nicht im eigentlichen Opernhause stattfinden. So sah ich zwei veristische Schaueropern Ferreros zu Bologna in einem Variété, an dessen Toren bereits die Plakate für eine bevorstehende Ringkampfkonkurrenz prangten; und selbst der dort hochverehrte Mascagni mußte in Florenz mit seinem „Ratcliff" in das als Zirkus erbaute Politeama ziehn. Man kann sich vorstellen, wie brutal unter solchen Umständen ein modernes Orchester klingt. Über die beiden Werke Ferreros lohnt sich kein Wort, aber auch „Ratcliffs" Fernbleiben von der deutschen Bühne ist nicht zu bedauern, obwohl der dritte Akt dramatisch wuchtig ist. Immer wieder fesselnd ist für den Fremden das Verhalten der Zuhörerschaft. Nicht nur wegen des sofortigen lauten Ausdrucks der jeweiligen Empfindungen, sondern auch weil diese immer nur der Einzelheit gelten und die Rücksicht aufs Ganze völlig außer acht lassen. Man erkennt hier, daß die Nummernoper, das Stück in Stücken für dieses Volk einfach Bedürfnis

ist; daß ein Verständnis für symphonischen Aufbau gar nicht vorhanden ist. Übrigens fehlt bei den Komponisten auch das Können in dieser Richtung. Mascagni versucht in seinem „Sonnenhymnus“ aus der „Iris“, der an seinem Benefizabend zugegeben wurde, eine solche symphonische Entwicklung; aber er gelangt nur zu einer Zerteilung und Wiederholung des thematischen Materials durch alle Stimmengruppen und muß darum die beabsichtigte Steigerung durch rhythmische Beschleunigung erreichen. So glaube ich, daß die italienische Opernkomposition, soll sie überhaupt starke Wirkungen üben, wieder zum Aneinanderreihen geschlossener Einzelnummern zurückkehren wird. —

Wenn man vom musikalischen Erleben in Italien berichtet, darf man der Musik der Straße nicht vergessen, des vielfachen Mandolinen- und Gitarrenspiels, das man zuweilen in virtuoser Vollendung zu hören bekommt. Dann der vielfältigen, so charakteristischen Rufe der Händler, die sich oft Tongänge von ganz eigenartigem Reiz zurechtgelegt haben.

Zum Schluß einige Worte noch von den Glocken, deren Geläute ja die lauteste Musik der Straße ist. Meistens ist es ein Ärgernis für die Deutschen, sobald sie über die Alpen kommen, die Glocken nicht gezogen, sondern geschlagen zu hören. Freilich nicht überall; in Toskana werden die Glocken meistens wie bei uns geläutet. Daß aber auch durch das Schlagen wundervolle Wirkungen erreicht werden können, erfuhr ich in Bologna. Ich war nach der Ankunft bis spät nach Mitternacht durch die mit ihren roten Mauern eigentümlich leuchtenden Gassen und Straßen gewandert. Die überreichen, seltsam erregenden Eindrücke ließen lange keinen Schlaf zu. Ich mußte eben eingeschlummert sein, als mich schwere Töne weckten, die fast greifbar durch das offene Fenster des hochgelegenen Schlafzimmers hereinwallten. Auf großen Glocken wurde das Angelus gespielt. (a f g c) begann es und wiederholte sich so lange, bis man, wie beim Geratter der Eisenbahn, sich ein Wort dazu gefunden. Bei der Botschaft des Engels lag es nahe: O Maria! Doch da ändert sich der Schlag (f g a c). Ist es nicht, als sähe man die Jungfrau ihr Haupt dem himmlischen Boten entgegenheben und demütig ergeben wieder senken? Und nochmals wechselt der Schlag: (a g f c). Et verbum caro factum est; das Wunder der Liebesverbindung zwischen Himmel und Erde ist vollzogen. Doch wie ist mir? Das ist ja die Weise, mit der die Liebesfee Tom dem Reimer versichert: „Nun bist du mein!“ — Ich habe in Italien durch Musik keine schönere Beglückung erfahren, als da die Glocken hoch oben auf dem Turme in Bologna mir in der Weise deutscher Liebesseligkeit erklangen.



Neues von den Temperamenten und ihrer Beziehung zu Musik und Dichtung

Um das Jahr 1890 erregten in Münchener Künstlerkreisen die Konzertvorträge eines Tenoristen, die er zunächst unter dem Pseudonym Claus, dann unter seinem wahren Namen Joseph Rutz hielt, großes Aufsehen. Es handelte sich um die Propagierung einer Reihe neuer Ideen, die sich auf Schauspiel- und Gesangskunst, auf die stilgemäße Wiedergabe von Wort- und Tondichtungen beziehen. Rutz sollte über die Tätigkeit des menschlichen Tonorgans Aufschlüsse zu geben imstande gewesen sein, die weder die Männer der Praxis noch der einschlägigen Fachwissenschaften wie der Physiologie, Phonetik und Psychologie kannten.

Nach langer Zeit des Schweigens ist nunmehr eine Darstellung der neuen Entdeckungen veröffentlicht worden (Dr. Ottmar Rutz, Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme. München 1908, C. H. Beckscher Verlag), die allerdings geeignet ist, das größte Aufsehen zu erwecken. Das Interessanteste bilden hierbei die Experimente, die jeder Leser an der Hand des Buches selbst vornehmen kann. Über diese äußert sich ein berühmter Fachmann, der Leipziger Phonetiker und Germanist, Geheimrat Dr. Eduard Sievers, gegenüber dem Verfasser: „Ich habe gleich gestern damit einen Anfang gemacht, einige der ‚gröberen' Fragen an der Hand Ihres Buches mit einer Reihe älterer Studierender durchzuproben, die auf meine sprachmelodischen Dinge einschließlich der Stimmqualitätsfrage eingearbeitet waren, und unter denen sich wenigstens zwei gute Sänger befanden. Die Resultate waren in den herausgegriffenen Proben zum Teil von geradezu verblüffender Deutlichkeit. Mir unterliegt es schon nach diesen wenigen Proben keinem Zweifel mehr, daß hier wirklich eine Sache von fundamentaler Bedeutung angeschnitten und richtig angeschnitten ist."

Es handelt sich nämlich dabei um die Klangveränderungen, die die menschliche Stimme dadurch erleidet, daß man gewisse große Muskelpartien des Rumpfes verschiedenartig einstellt. Je nachdem klingt nämlich die Stimme derselben Person dunkler oder heller, weicher oder härter, größer oder kleiner. Je nachdem besitzt sie ihre größere Fülle in der höheren oder tieferen Tonlage. Und so weiter.

Bisher hatte man nun angenommen, diese Unterschiede im Klange der Stimme seien mit dem Bau des menschlichen Einzelorgans unveränderlich gegeben, man meinte, sie seien durch die Teile des Tonorgans oberhalb der Kehle, die Form des Rachens, der Mundhöhle bedingt. Die neuen Forschungen haben jedoch den Nachweis erbracht, daß gerade die Teile des menschlichen Körpers unterhalb der Kehle das „Dunkel" und „Hell" der Stimme und ihre andern derartigen allgemeinen Klangeigenschaften bewirken, und daß der Kehle und den Teilen des Tonorgans über ihr nur die Erzeugung der Vokale und Konsonanten nebst einer gewissen Modulierungsmöglichkeit des Stimmtones verbleibt.

Eine tiefdunkle und weiche Stimme wird z. B. dadurch erreicht, daß man durch wagrechtes Vorschieben des Unterleibs eine ständige Erweiterung der Unterleibshöhle herbeiführt und die Luft ganz tief dabei einatmet. Eine ganz helle und weiche Stimme dagegen erzielt man durch Zurückschieben des Inhalt des Unterleibs und gleichzeitiges Vorschieben und Erweitern des Brustkastens, neben hoher Atemführung.

Die Versuche sind geradezu verblüffend. Noch überraschender ist ein Weiteres. Spricht man z. B. Goethesche Gedichte in der zuerst beschriebenen Haltung, so ist ihre Wirkung vortrefflich, spricht man sie dagegen in der zweiten Rumpfhaltung, so klingen sie ganz nüchtern und ausdruckslos. Schiller jedoch muß mit der zweiten Haltung gesprochen werden, für ihn paßt die zuerst beschriebene wieder nicht.

Dieser merkwürdige Umstand kann nur durch eines seine Erklärung finden: jede Wortdichtung drückt wie jede Tondichtung in ihren eigenartigen Melodien und in ihrem Rhythmus

das Gefühlsleben ihres Schöpfers aus. Jeder eigenartigen Gefühlseigenschaft ist als Ausdruck eine bestimmte Art der Rumpfmuskeleinstellung zugehörig, so, wie bekanntlich auch der Trauer, der Freude usw. eine eigenartige Gesichtsmuskeleinstellung als Ausdruck zugehört.

Wer Goethe mit der Rumpfmuskeleinstellung spricht, die hellen Stimmton bewirkt, der wendet das falsche Ausdrucksmittel für Goethes Gefühlsleben an. Seinem Gefühlsleben ist das dunkle Melos der Stimme als Ausdruck zugehörig, Schiller das helle.

Ganz genau das gleiche Resultat gewann Sievers auf Grund seiner Experimente. Er schreibt mir darüber: „Speziell wird Sie vielleicht interessieren, daß eine der Versuchspersonen ganz spontan aussagte, daß sie Goethe unwillkürlich mit schlafferem Körper, Schiller dagegen in mehr gereckter und gespannter Haltung spreche: was ja vorzüglich zu Ihren Beobachtungen (die in dem oben erwähnten Buche „Neue Entdeckungen usw." niedergelegt sind) paßt. Diese gehen ja viel weiter als die meinigen. Ich habe zwar neben dem Sprachmelodischen im engeren Sinn schon seit einer ganzen Reihe von Jahren auch die Stimmqualität mit bei meinen Arbeiten herangezogen, aber doch immer nur so, daß ich auf tatsächlich bestehende Kontraste hinwies und die Gegensätze andeutend benannte oder benennen ließ. Aber zu einem Erklärungsprinzip oder -system war ich nicht vorgedrungen, wie Sie es jetzt geben. Dies System ist ja auf den ersten Blick sehr verwunderlich. Aber daß es auf durchaus richtigen Beobachtungen von Tatsächlichem beruht, ist auch meine Überzeugung."

Dieses Erklärungsprinzip oder -system, von dem Sievers spricht, gipfelt in der Behauptung, daß in den verschiedenen Arten der Rumpfmuskeleinstellung, von denen vorhin zwei Hauptarten angeführt wurden, der körperliche Ausdruck der Temperamente gefunden ist, nach dem die Wissenschaft schon lange sucht. Die jedermann geläufigen Begriffe des sanguinischen, cholerischen, melancholischen und phlegmatischen Temperaments sind nämlich auch von der modernen Psychologie nicht aufgegeben worden, obwohl die diesen Begriffen zugrunde liegenden Vorstellungen, wie z. B. das melancholische Temperament besitze eine Person, in deren „Säften" die „schwarze Galle" vorwiege, natürlich längst aufgegeben sind. Immerhin sucht die Wissenschaft von jeher den Ausdruck der Temperamente in ständigen Eigenschaften des menschlichen Körpers, in seinem Bau, so wie auch der berühmte Arzt des Altertums Galenus, auf den die Prägung jener Begriffe zurückgeführt wird, sie in der ständigen Eigenschaft der grünen oder schwarzen Galle des Blutes oder Schleimes suchte. In der Muskeltätigkeit und Muskeleinstellung wurde der Ausdruck des Gemüts jedoch nicht vermutet und erst durch die neue Forschung erkannt.

So einfach, wie der alte Galen sich die Sache vorstellte, ist sie nun allerdings nicht. Auch die moderne Psychologie, die zuviel mit Apparaten und Meßinstrumenten arbeitet und zu wenig auf die Schärfung der Sinne des Beobachters hinarbeitet, auch zu wenig mit dem lebenden Leibe operiert, kam über einige allgemeine und in ihrer Allgemeinheit stark lückenhafte Grundsätze nicht hinweg. So stellte sie den sicherlich richtigen Satz auf, daß bei großen Gruppen von Menschen, ja ganzen Völkern und Rassen gleiche Gemütseigenschaften, Temperamente zu beobachten seien, desgleichen Ähnlichkeiten im Körperbau. Bei der Charakterisierung der Gemütseigenschaften selbst aber fehlte es an der Berücksichtigung aller seelischen Tatsachen, wie der einzelnen Wärme- und Stärkegrade des Gemütslebens, der Grade seiner Tiefe und Beweglichkeit.

Nunmehr habe ich festgestellt, daß die unveränderlichen Gemütseigenschaften (Temperamente) ihren Ausdruck in denjenigen Rumpfmuskeleinstellungen finden (die Grundlagen einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, der „Körperphysiognomik", habe ich in dem oben zitierten Buche, Teil III, dargestellt), die die Weichheitsgrade und Härtegrade der Stimme bewirken. Je höher die unveränderlich angeborene Wärme der Gemütsbewegungen eines Menschen ist, desto dunkler ist seine Stimme; je kühler er fühlt, desto heller. Je stärker sein Temperament, desto härter geprägt klingt seine Stimme, je milder sein Gemüt, desto weicher der Stimmklang.

Das ergibt für die Wiedergabe von Dichtungen die selbstverständliche Forderung: je heißer die in einer Ton- oder Wortdichtung ausgedrückten Gefühle sind, desto dunkler muß die Stimme sein. Diese dunkle Färbung kann aber nicht mit Mund und Kehle allein, sondern nur durch die richtige Einstellung der Rumpfmuskeln erreicht werden. Denn der Rumpf ist der Hauptresonanzraum des menschlichen Toninstruments, und alle Rumpfmuskeleinstellungen haben eine ähnliche Einstellung der Kehlmuskeln und der übrigen Muskeln des Tonorgans zur natürlichen Folge.

Daß ein Tondichter oder Wortdichter gerade z. B. der eben erwähnten dunkelweichen Färbung der Stimme als Ausdruck bedarf, z. B. Goethe, Mozart, Schubert, Haydn, Pergolese, Leoncavallo, Mascagni, Palestrina usw., erkennt man eben daran, daß die Stimme ausdruckslos klingt, wenn man eine andere Nuance des Stimmtones, hier also die helle, anwendet: die ganze Dichtung verliert, wenn man sie mit der „falschen" Färbung spricht oder singt. Obendrein, und das ist für die Hygiene der Stimme äußerst wichtig, werden die Kehlmuskeln hierbei überanstrengt und beginnen zu leiden.

Die nach diesem Prinzip gemachten Untersuchungen haben vielfach gemütliche Gleichheiten oder auch Verschiedenheiten da konstatiert, wo man sie bisher nicht vermutet oder nur entfernt geahnt. Denn die zuverlässige Beurteilung von Gemütseigenschaften ist insbesondere dann sehr erschwert, wenn, wie bei Werken der Ton- und Dichtkunst, neben dem Ausdruck des Rein-Gemütlichen das Künstlerische, der Sinn der Worte, die dramatischen Momente der etwaigen Handlung, die Charaktereigenschaften der auftretenden Personen und obendrein irgendwelche mit dem Schaffen oder der Person des jeweiligen Dichters assoziativ verknüpfte Ideen und Anschauungen verwirrend auf den Urteilenden einwirken. So hat sich z. B. herausgestellt, daß trotz der deutschen Meistern wie Beethoven oder Schumann häufig nachgesagten „Gemütswärme" die italienischen Tondichter ein heißeres Gemütsleben ausdrücken als jene, aber eben nur im rein-gemütlichen Sinn: über künstlerische Elemente, über das Moment des künstlerisch Wertvolleren und darum tiefer zum Herzen des Hörers Dringenden soll damit nichts gesagt sein. Das nur in diesem Sinne in kühleren Sphären sich bewegende Temperament von Beethoven oder Schiller, Eichendorff oder Weber ist natürlich auch heißer Wallungen fähig, aber derartige Temperaturgrade, wie sie jenes heißere Temperament erreichen kann, sind ihm fremd, da es regelmäßig zu einer höheren Klarheit und Abgeklärtheit strebt. Auch diese Klarheit darf allerdings nur auf das Rein-Gemütliche, nicht aber auf das Künstlerische und das Charakterologische bezogen werden, wenn schon sicherlich Beziehungen zwischen dem Künstlerischen und Gemütlichen bestehen. Auch die Untersuchung der Volksmelodien hat die Steigerung des Wärmegrads bei den italienischen Melodien ergeben: die deutschen, skandinavischen, englischen, indischen besitzen bei aller Innigkeit nicht diese Wärme, die eine — vielleicht ganz äußerliche — italienische oder rumänische Volksmelodie in sich birgt. Es offenbart sich dies, abgesehen von den oben schon erwähnten Experimenten, in der Schnelligkeit der Tempi, in der sich die italienische Melodie bewegt, in Verbindung mit ihrer darum notwendigen Glätte. (Man beachte auch die Neigung der Italiener, die Tempi der weniger heiß gefühlten Musik, namentlich die der deutschen Tondichter, zu überhetzen!)

Ein weiterer bisher nicht scharf erfaßter Unterschied besteht hinsichtlich der Stärkegrade des Fühlens. Das deutsche Temperament schwingt sich nur selten zu solchen Stärkegraden auf, wie sie die Musik Richard Wagners, Liszts, Berlioz', Glucks, Bachs oder auch Mehuls kennzeichnet. Diese Stärke des Fühlens, die ihren Ausdruck in kolossalen dynamischen Steigerungen des Tonschalles, im Fortissimo sucht und, abhold der glatten Melodie, in gebrochenen, kantigen und übergroßen Tonschritten sich ausdrückt, liegt dem deutschen Gemüt regelmäßig ferne. Nicht ein Zufall war es, daß Richard Wagner, der Starkfühlende, sich zu Mehuls Werken, zu Glucks Iphigenien hingezogen fühlte. Diese starke Art des Fühlens habe ich in isländischen und dänischen Melodien, auch in mitteleuropäischen festgestellt, ihre verhältnismäßige Seltenheit in den Ländern der deutschen Zunge wird durch

die Mischung der altnordischen (keltischen?) mit den deutschen Stämmen und dem zeitweiligen Hervorbrechen des starken Temperamentes inmitten des schwächeren, milderen zu erklären sein. Gluck z. B. war seiner Abstammung nach ein Angehöriger des oberpfälzischen Stammes, unter dem ich auch heute noch nach Sprachklang und „Körperphysiognomie" Stark fühlende feststellte.

Alle diese für die Rassenfrage und für die Völkerpsychologie denkbarst bedeutsamen Feststellungen nahmen ihren Ausgang von der musikalischen und der redenden Kunst. Auf diesem Gebiete der Beziehungen zwischen Gemüt, Körper, Stimme und Dichtung findet geradezu eine Vermählung von Kunst und Wissenschaft statt. Der Sänger, der, wie Joseph Rutz, nach dem richtigen „Ausdrucksstimmtone" suchte, der fand damit ein geradezu einzig dastehendes sicheres Mittel der Rassenforschung wie andererseits die Hilfe, die der Künstler in seinem schwierigen Berufe so nötig hat: während nämlich bisher jeder Künstler, Sänger oder Schauspieler, ohne Ausnahme, so hoch er auch stand, eine Reihe von Werken nicht wirksam wiedergeben konnte, weil er immer den seinem Temperament zugehörigen, nicht aber den dem anderen Temperamente des betreffenden Dichters zugehörigen Stimmton anwendete, ist nunmehr der Schrecken der „nicht liegenden" Werke beseitigt. Der Künstler braucht nur die für eine Unzahl von Werken bereits festgestellte oder auch erst durch ihn selbst festzustellende „Ausdruckshaltung" und „Ausdrucksstimme" anzuwenden.

So sieht sich gerade der Künstler, der das schwierigste Instrument, die menschliche Stimme, zu spielen verstehen soll, endlich in der Lage, den häufig widerstrebenden Organismus nach festen Anhaltspunkten zu behandeln.

Die neuen Entdeckungen greifen übrigens noch viel weiter, als bereits angedeutet und hier nur mehr in Kürze verraten sei: innerhalb der angeborenen und unveräußerlichen Gemütsanlage gibt es noch mannigfache Verschiedenheiten der Gemütseigenschaften, so bezüglich der Wärme, der Beweglichkeit, was sich ebenfalls in der Musik und der Sprachmelodie und dem Rhythmus von Dichtungen ausdrückt. Die wärmere Art der Gemütsbewegungen bei jedem Temperamente bevorzugt nämlich zu ihrem Ausdruck die tieferen Tonlagen der Tonskala, die kältere die höheren Lagen, ohne daß natürlich eine völlige Beschränkung auf diese Lagen stattfände. Die Bevorzugung der höheren Tonlagen gewahren wir z. B. bei Mozart, in sämtlichen Werken, bei Beethoven — der in manchen Werken ein wärmeres, in manchen ein kühleres Gefühlsleben ausdrückt — z. B. in den wegen ihrer exorbitanten Höhe bekannten Werken: Neunte Symphonie, Missa solemnis und Fidelio. Richard Wagner drückt in „Tannhäuser", „Tristan und Isolde", dem „Fliegenden Holländer" wärmere Gemütsbewegungen aus als im „Ring", in „Lohengrin", den „Meistersingern", „Parsifal", wie sich deutlich dem Gefühl unmittelbar und aus der Vergleichung der Tonlinien ergibt.

Der Leser probiere selbst, um sich zu überzeugen, eine Stelle aus einem Werke Goethes in tieferer Tonlage seines Stimmumfangs, sei er Tenor oder Baß, Sopran, Alt, und dann in höherer zu sprechen: er wird alsbald bemerken, daß nur die Wiedergabe in höherer Tonlage unter Verlegung der Akzente in die Höhe natürlich und wirksam klingt. Die andre Art klingt parodistisch und dumpf. Heine dagegen oder Eichendorff oder Schillers Wallenstein z. B. sind in der tieferen Tonlage zu sprechen, wenn die Wirkung eine künstlerische und ausdrucksvolle sein soll. —

Das sind nur wenige Beispiele, die, wenn auch nicht vielleicht gleich überzeugend, so doch imstande sind, die Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu lenken und zur Beschäftigung mit der oben genannten Literatur anzuregen. Denn je mehr die bereits gewonnenen Resultate auf ihre Richtigkeit hin nachgeprüft, je größer die Zahl derer wird, die sich durch eigene Beobachtung überzeugen, desto leichter wird die Menge des Neuen, die auf den ersten Blick verblüffend erscheinen mag, Eingang finden und der anfängliche Widerspruch, den manche Behauptungen finden werden, sich in Zustimmung verwandeln. Dr. Ottmar Rutz



Literatur und Katholizismus

Der bemerkenswerteste Vorkämpfer jener katholisch-literarischen Gruppe, die bei allem Festhalten an ihrer religiösen Überzeugung dennoch und grade darum eine energische Beteiligung am modernen Geistesleben verlangt, hat eine neue Programmschrift veröffentlicht (Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens. Von Karl Muth. Kempten 1909, J. Kösel; 172 S.). Diese Schrift verdient Beachtung.

Es ist jedenfalls das Gehaltvollste, was Muth bisher in dieser Frage geäußert hat. Man spürt dahinter männliche Reife, gründliches Nachdenken, reiche Erfahrung.

Muths erste Schrift (1898) warf zunächst die Frage auf: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" Unter dem Decknamen Veremundus griff er ein Jahr danach (1899) schärfer zu und besprach ausführlich „die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken". Nach so suggestiv wirkenden Schriften kam die Frage in lebhafte Erörterung; es erstand im katholischen Literatur-Ghetto Leben und Bewegung. Und so wuchs denn, nach sorgfältigen Vorbereitungen, Muths Monatsschrift „Hochland" (Herbst 1903) organisch aus dieser Bewegung heraus.

Der Herausgeber des „Hochland" hatte Besonnenheit genug, sich nicht auf die schöngeistige Literatur einzuschränken. „Die Literatur", schreibt er in dieser neuen Schrift (S. 14), „ist von dem übrigen Geistesleben nicht getrennt zu denken: ist sie doch erst dessen lebendigster und konkretester Ausdruck." Es galt also, ein Organ zu gründen, „das die geistige Sehkraft schärft, den Stoff und das Wissen der Welt vor unsren Blicken ausbreitet, die seelischen Horizonte erweitert, die Sicherheit des Verstehens erhöht und so die Voraussetzungen schafft, das Leben unsrer Zeit, die Krisen und Probleme des heutigen Menschen nicht nur theoretisch zu erfassen, sondern bis zu einem gewissen Grade seelisch zu verstehen und verstehend mitzuwirken." So begründet er in dieser neuen Schrift rückblickend seine Absicht. Bei alledem war ihm das Christliche die selbstverständliche Grundlage, wie er im Programm deutlich betonte; und auch in der neuen Schrift heißt es mehrfach wiederum unmißverständlich und unverwischt: „Wenn ich Christentum sage, so sage ich Katholizismus" (S. 3). Daß ihm aber auch Mitarbeiter der andren Konfession willkommen waren, soweit ihre Persönlichkeit und ihr Lebenswerk diesem Programm nicht widersprachen, das war keine Verleugnung seiner Stellung, sondern eine Verstärkung: eben durch den Umstand, daß ein charaktervoller, aber auch weitherziger Katholik die Führung hat.

Diese Gattung der Charaktervollen und doch Weitherzigen muß sich in unsren Parteien und Konfessionen erst wieder ausbilden. Sie werden keinen Mischmasch anstreben; sie werden keinem Eklektizismus huldigen; sie werden aber mit einem gleichsam seelischen Tiefblick durch

die notwendigen Formen hindurchschauen in den reinmenschlichen Untergrund, in den religiösen, ethischen und ästhetischen Grundton, der eines Menschen Schaffen bestimmt.

Gleichwohl läßt Muths Arbeitsplan an deutlicher Begrenzung nichts zu wünschen übrig: er will zuvörderst und obenan seine katholischen Glaubensbrüder anregen und zur Betätigung ermuntern. Zur Betätigung positiver Art, nicht zur Polemik. „Eine aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsene Literatur von künstlerischer Vollwertigkeit herbeizuführen, dem Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft auch auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst zu sichern, das ist der ausgesprochene Zweck der Veremundusschrift gewesen" (S. 27).

Es galt demnach einen Kampf mit doppelter Front: es galt die Literaturenge der Katholiken zu erweitern und diese Gruppen in die modern-literarischen Lebenswirbel hineinzuwerfen; es galt aber auch, dem christlich-katholischen Standpunkt treu zu bleiben und bei aller Fühlung mit den Modernen nicht mit den Modernen zusammenzufließen.

Karl Muth führt diese wichtige und nicht leichte Doppelstellung mit einer bewundernswert zähen und umsichtigen Taktik durch. Sein „Hochland" ist ein vornehmes und gehaltvolles Organ, gleichviel wie sich der einzelne Zuschauer zu einzelnen Veröffentlichungen stellen mag. Karl Muth hat das Verdienst, mit der Gesinnungskritik, die sich durch den Kulturkampf in seinem Lager eingenistet hatte, gebrochen und wieder ästhetische Maßstäbe zur Geltung gebracht zu haben. Muth hat wirksam davor gewarnt, Rhetorik mit Poesie zu verwechseln; er hat auf die gestaltende Kraft als auf die Grundlage alles dichterischen Schaffens den entscheidenden Nachdruck gelegt. Kurz, das Wirken Karl Muths fügt sich den Leistungen jener Männer ein, die aus den einengenden Schlagworten der zerrissenen Zeit wieder in eine reinmenschliche und reinkünstlerische Ästhetik emportrachten. In dieser Hinsicht ist besonders das Kapitel „Schöpferische Kritik" (S. 107 ff.) eine beachtenswerte nochmalige Prägung des Muthschen Standpunktes.

Und nun ist es auch für den außerhalb dieser Kämpfe stehenden Literaturfreund überaus wertvoll und erfreulich, daß auch Muths ästhetische Entwicklung beim weimarischen Idealismus landet. Natürlich mit Einschränkungen, wie sie sich aus seinem Standpunkt von selbst ergeben. Aber diese Einschränkungen sind belanglos gegenüber der deutlich empfundenen und klar ausgesprochenen Notwendigkeit, daß wir in eine völligere und tiefer greifende Ethik und Ästhetik vordringen müssen, als sie uns Materialismus, Naturalismus und andere subjektivische Arten, die Welt zerstückelt zu betrachten, liefern konnten. Und so dürfen wir diese neue Schrift, trotz ihrer besondren Färbung und ihres begrenzten Arbeitsgebietes, als einen willkommenen Bundesgenossen betrachten. Keiner von uns meint die klassische Epoche nach ihrem historischen Material nebst Anekdoten und Tatsachenkram: jeder von uns meint vielmehr das *seelische Erlebnis*, die *seelische Wiedergeburt*, aus der sich dann die neuen klassischen Formen bestimmen, wie sie sich damals aus einem analogen seelischen Erlebnis bestimmt haben. In diesem Sinne ist dem prachtvoll prägnanten Kapitel „Klassisch oder romantisch?" (S. 78 ff.) fast Wort für Wort beizustimmen: es empfiehlt den Anschluß an den klassischen Idealismus.

Auf einzelnes in den zwölf Kapiteln dieser Schrift kann hier nicht eingegangen werden. Es genügt uns, die gemeinsame Marschrichtung feststellen zu dürfen. Polemisches konnte dabei von Muth nicht vermieden werden, da er selber von „Ultraschriftstellern" im eigenen Lager zur Polemik herausgefordert wurde. Man lese nach, was der Verfasser über die Zeitschrift „Gral" und Richard von Kralik (S. 134 ff.) zu sagen hat.

Muth faßt schließlich sein Programm in folgende Sätze zusammen: „Ich will kein Wort mehr verlieren über jene törichte, ich weiß nicht von wem aufgebrachte Meinung, die Katholiken könnten sich je literarisch so emanzipieren, daß das akatholische Literaturschaffen nur gelegentlich, aushilfsweise oder höchstens als zeitweilige Anregung in Betracht käme. Es ist schmerzlich genug, daß eine solche Meinung nicht sofort unter einem allgemeinen Gelächter begraben

wurde. Trotzdem stehe ich nicht an, auch eine aus katholischer Lebensauffassung erwachsene Dichtung zu fordern. Und ich fordere sie, wie vor zehn Jahren, so auch heute, nicht weil dies unsrem Selbstgefühl schmeichelt, nicht weil sich ein praktisches Bedürfnis danach regt, nicht aus dem Ehrgeiz einer Parteistimmung heraus, ja nicht einmal im Namen der dichterischen Freiheit, die ohnehin kein Vernünftiger beschränken wird: ich fordere sie allein aus einer höheren Auffassung der Literatur und vor allem im Interesse des geistigen Lebens selber, weil die Erkenntnis und Zuversicht dieses Lebens sich aus einer Wiederholung in der Dichtung erhöht und die in der Wirklichkeit oft gebrochene Lebenseinheit im Spiegel der Kunst wiederhergestellt und sichtbar wird. Ich fordere sie aber auch aus dem Begriff und im Interesse des nationalen Literaturlebens. Eine wirklich nationale Literatur muß alles, was nur irgendwie stark und kräftig im Volke lebt, ohne Rücksicht auf Parteigegensätze, in sich schließen. Nicht nur die Stammeseigentümlichkeiten, nicht nur die Verschiedenheiten der Stände und Klassen, noch die historisch gearteten Besonderheiten des Volkstums müssen darin ihre Vertretung finden. Ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger sind die großen geistigen Unterschiede der religiösen, der kirchlichen Bekenntnisse. In diesen Unterschieden offenbart und bewährt sich oft gradezu das ureigenste Leben einer Nation. Eine Literatur, in der sie nicht Widerhall und Ausdruck finden, wird daher niemals eine nationale in vollkommenem Sinne heißen können. Nur sollen die einzelnen Gruppen sich nicht ausschließlich aus der Befangenheit der Gegensätze heraus betätigen, sondern ihre Eigenart rein und frei entwickeln. So allein wird dem Begriffe der Nationalliteratur auch von dieser Seite her Genüge geleistet und dem Interesse der Gesamtheit gedient sein. Nicht aus dem Streit und Kampf der Gegensätze, sondern aus ihrer Überwindung in dem religiösen Erlebnis, dessen letzter Inhalt die Liebe ist, wird eine große Dichtung in der Zukunft möglich sein."

Die Schrift, die mit diesen bedeutsamen Sätzen schließt, wird nicht verfehlen, Eindruck zu machen.

Und in der Tat, man erwäge einmal bei Betrachtung der gesamten Lage folgendes. Die Neuzeit hat weitherzig das Judentum als gleichberechtigten Mitarbeiter an europäischer Kultur aufgenommen. Wir haben aber bloß wenig über eine halbe Million Juden in Deutschland, dahingegen 18 Millionen Katholiken. Wo bleibt nun neben der starken und auffallenden Mitarbeit des Judentums an deutscher Literatur der entsprechend sichtbare Einfluß der literarischen Katholiken?

Es handelt sich nicht um die Herausarbeitung einer konfessionell-politischen Tendenz; es wird sich vielmehr um die Beisteuer der Stimmungs- und seelischen Gehaltswerte handeln, die sich in den einzelnen Gruppen gleichsam in Sonderarbeit herausgestaltet haben. Eine Betrachtung unter solchen Gesichtspunkten kann die Spaltung in Konfessionen und Parteien als eine Art Arbeitsteilung auffassen; ihr richtiges Zusammenwirken ergibt zuletzt Reichtum, nicht Reibung; wir sind wie die Maschinenteile einer planvollen Maschine, wie die vielfältigen Äste eines gleichwohl organisch einheitlichen Baumes. Herrscht eine Gruppe einseitig vor, so ergeben sich ungesunde Zustände, die sich in Gegenstößen zu lösen versuchen. Aber dies beweist nur, daß unser aller wahrer Wunsch und innerstes Bedürfnis zuletzt doch immer wieder harmonisches Ineinanderarbeiten der einzelnen Teile ist, weil nur dann der Gesamtkörper gedeiht.

Die Frage, die von Karl Muth hier behandelt wird, geht demnach weiter, als es zunächst den Anschein haben mag: sie geht in weiterem Sinne uns alle an. Unter gewissen Einseitigkeiten der letzten Jahrzehnte ist die Literatur gleichsam entgöttert worden; das Animalische oder das psychologisch Zersetzende geriet in Vorherrschaft. Eine Wiedergeburt, d. h. eine energischere Gestaltung der Edelkräfte des höheren Menschen, wird gegenüber den üblichen Schilderungen des animalischen Trieblebens zu erwarten sein. Eine Wiedergeburt ist aber keine Wiederholung oder Steigerung alter Formen, freilich auch keine Verwerfung des Alten: vielmehr ist es ein seelisches Erleben von innen heraus, das sich vermöge der ihm innewohnenden suggesti-

ven Macht und Wärme als gestaltungsstark und lebenweckend erweist, und instinktiv die wirksamen Formen findet. Denn Wirkung ist das Entscheidende, die tiefere Wirkung auf die Seele der Zeit; und zwar von einem Standort aus, der von dem Durcheinander der Tagesmeinungen nicht erreichbar ist, wie das Schiller schon in seinen ästhetischen Briefen überzeugend dargetan hat. Es gilt also vor allem, diesen höheren Standort zu erringen; er wird uns vor Subjektivismus ebenso schützen wie vor Moden und Sensationen; er wird uns die Überlieferungen und den Geist der Nation achten, das Wesen großer Führer und Meister begreifen lehren, wird uns den Sinn und das Ziel des Erdendaseins aus den Lehren und Offenbarungen religiöser und künstlerischer Art ahnen lassen. Damit finden wir aus Willkür, Impressionismus und Vereinzelung heraus wieder den Anschluß an den großen Lebensstrom, der durch die ganze Menschheit fließt.

Dies ist es, was unsre klassische Epoche ausgezeichnet hat: sie suchte die Berührung mit dem Lebensnerv der großen Tradition. Sie suchte — in Klopstock, Herder, Novalis, Schleiermacher einerseits, in Winckelmann, Schiller, Hölderlin, Humboldt, Goethe andrerseits — die Lebenserscheinungen Olympia und Golgatha in einer neuen Synthese zum Ausgleich zu bringen und Kreuz und Rose zu versöhnen. Es ist ein allmenschliches und innermenschliches Problem. Immer wird der Durst nach materiellen Lebensfreuden (Rose) und das Bedürfnis nach einem geistigen Freiwerden und Überwinden (Kreuz) in jedem Menschen und in der ganzen Menschheit seinen Kampf ausfechten und seine Versöhnung suchen. Der Materialist bleibt eng im Diesseits stecken, der abstrakte Idealist verschanzt sich im geistigen Jenseits: der klassische Idealismus aber erstrebt den edlen Ausgleich.

Hier nun steht der Katholik Muth, wie ich schon oben sagte, gelegentlich noch in einer leisen Befangenheit oder folgt wenigstens einer revisionsbedürftigen Auffassung seiner Kreise hinsichtlich der „religiösen Verblaßtheit“ des achtzehnten Jahrhunderts und der klassischen Epoche. Jenes geistig bedeutende Jahrhundert mag theologisch unter dem Einfluß der Aufklärung verblaßten Begriffen gehuldigt haben; aber die Worte religiös und theologisch decken sich nicht; der Aufklärung tritt ein ausgleichendes mystisches oder doch verinnerlichtes und tatfrohes Herzenschristentum gegenüber. Denn jenes Jahrhundert stand unter den Nachwirkungen eines Spener, Zinzendorf und Francke; genau in seiner Mitte starb der gewaltige Bach; es lebten, gleichzeitig mit Kant, ein Swedenborg, Lavater, Jung-Stilling, Claudius, Hamann, Klopstock, Herder, Pestalozzi — und viele andre Geister, die gleichsam einen unterirdischen religiösen Lebensstrom darstellten. Diese oder ähnliche evangelisch gestimmte Erzieher von damals und heute, z. B. Chamberlain, mit dem Worte „Rationalismus“ zu beanstanden (wozu z. B. Meyenberg in seinen gleichwohl schönen und gehaltvollen „Wartburgfahrten“ neigt), und sie sachlich und sprachlich vom Wort Christentum abzutrennen oder doch sehr an die Grenze zu drücken: das ist nicht angängig. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“: eine davon ist auch der klassische Idealismus. Döllinger geht in der Verkennung der Tatsachen sogar so weit, den unhaltbaren Satz auszusprechen (Muths Schrift S. 49, Anmerkung): „Die ganze deutsche Literatur seit Lessing ist der katholischen Literatur und dem Christentum ganz entfremdet.“ Solche unheilvollen Sätze eines Gelehrten, der nicht durch die Literaturformen in den seelischen Grund zu schauen vermochte, bleiben an der Oberfläche und sind mit schuld an der beklagenswerten, trotzig und arbeitslos verharrenden Abseitsstellung der literarischen Katholiken.

Wirkt hier der mittelalterliche Traum von der einen erdumspannenden Hierarchie lähmend nach? Können sie es nicht aufgeben, uns abgezweigte Brüder als Ketzer oder Rationalisten oder Halbchristen oder Unchristen zu empfinden? Indessen möge man doch erwägen: der mittelalterliche Traum von einem einzigen römisch-deutschen Kaisertum mußte ja gleichfalls vielfältigen modernen Formen weichen. Warum soll nicht ein moderner Katholizismus zu dem analogen Entschluß durchdringen, einzusehen, daß jene Spaltung nicht als unmoralisch gewertet werden sollte, sondern ein organischer Vorgang war? Könnte sich nicht

dann nach und nach statt der lange verbitternden Auffassung böswilliger Spaltung die neue Auffassung einer Arbeitsteilung ergeben?

Das würde Segen bringen, denn es ermöglichte uns modernen Deutschen ein unbefangenes Zusammenwirken im Hinblick auf die gemeinsame Wurzel und im Hinblick auf den gemeinsamen Wipfel, den wir auseinanderstehenden Äste desselben Stammes miteinander bilden.

Was aber den kommenden Dichter anbetrifft, der auch den Seelen der deutschen Katholiken etwas wird zu sagen haben, so werden in seinem Bannkreis die konfessionellen Bitterkeiten und andere Feindschaften schweigen. Denn es ist zu vermuten, daß er mit den Stimmungs- und Gehaltswerten dessen, aus dem beide Konfessionen Kräfte beziehen, getränkt sein wird. Während in der äußeren Welt und in den Sphären des Intellekts Theorien, Nationen, Rassen, Konfessionen, Weltmärkte in Wettbewerb und Spannung stehen, wird dort in einem tieferen Seelenring Entspannung stattfinden, Entpanzerung vor den gemeinsamen seelischen Idealen, die wir alle in unsren stillsten Stunden als Stimmen eines übermenschlichen Reiches in uns vernehmen.

F. Lienhard



Ein Nationaldenkmal für Bismarck am Rhein?

Ob gerade unsere Zeit des Schwankens und der Schwäche berechtigt ist, Deutschlands Großkanzler ein ragendes Denkmal zu errichten, kann sehr bezweifelt werden. Überdies bewerten wir heute Steinmale sehr gering, und mit Recht! Wir bekamen zuviel davon aufgedrängt. Das überaus geringe Interesse für das trotz allem grandiose Leipziger Völkerschlachtdenkmal sollte genug sagen. Nur ein Einwurf gilt: Lederers Bismarckdenkmal in Hamburg. Das wirkt allerdings wie eine Offenbarung, überwältigend groß und eindringlich; ist's einmal drin im Menschen, bleibt's in ihm. Und doch, es ist einzig in Deutschland. Wär's nicht besser, es bliebe so? Und wir lernten aus Bismarck, lernten an seinen Großtaten und — Fehlern? Wir versenkten uns in sein Vermächtnis an das deutsche Volk, vertieften uns in seine „Gedanken und Erinnerungen“, an die auch unsere Jugend geführt werden sollte? Ein bleibendes Mal im tiefsten Herzen eines ganzen großen Volkes ist der Größe allein würdig.

Wollte man aber doch ein großes Nationaldenkmal „unserm Bismarck“ errichten, so müßte es der Wille der ganzen Nation sein. Ganz Deutschland müßte sprechen und handeln, so wie es sich für Zeppelin entschieden hat.

Und nun höre man staunend:

1. Kölner Blätter veröffentlichten eine Zuschrift des Abgeordneten Beumer (Düsseldorf), nach welcher Lederer erklärt haben soll, die Elisenhöhe bei Bingerbrück sei hervorragend geeignet für ein geplantes Bismarck-Denkmal.

2. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung in Essen (Ruhr) behauptete das Gegenteil: Professor Lederer bezeichne mit Künstlern wie Schilling und Bruno Schmitz und ebenso mit Geheimrat Bürklin (Karlsruhe) jene Elisenhöhe als gänzlich ungeeignet.

3. Der große Gedanke, ein Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe zu errichten, ist ganz merkwürdig entstanden. Ein Bingerbrücker Hotelbesitzer weiß als Vorsitzender der Nationalliberalen Vereinigung seines Ortes den nationalliberalen Parteivorsitzenden fürs Rheinland zu gewinnen. Man macht unter sich aus, eben die Elisenhöhe ist der einzig geeignete Denkmalsplatz.

4. In einer Kölner Sitzung des Denkmalsausschusses wurde behauptet, eine große Zahl namhafter Künstler und Kunstkenner hätten den ganzen Rhein bereist und tatsächlich die Elisenhöhe die beste Denkmalsstelle genannt.

5. Bei der Ausschußsitzung vom 6. Mai d. J. in Godesberg wird diese Behauptung widerrufen. Man erklärt, daß nur einige Künstler auf die Elisenhöhe geführt wurden und also nur diesen Ort besichtigt hätten.

6. Die bewußte Elisenhöhe ist ein Berghang, den ein Rangierbahnhof mit Lärm umtost und mit Ruß beräuchert. Es gibt tatsächlich bedeutend schönere Plätze am Rhein.

Der allerschärfste Protest ist gegen diese mehr als seltsame Geheimniskrämerei am Platz. Die Sache ist doch zu groß, um als die Angelegenheit eines Verschönerungsvereins oder einer Partei abgetan werden zu dürfen. F. Sch.



Friedensschutz

Der Vortrag, den am 28. April d. J. der französische Friedensapostel Baron d'Estournelles de Constant zu Berlin auf Einladung des „Zentralkomitees für eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich" gehalten hat, ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen (Berlin 1909, L. Simion Nachf.). Der Gedanke an „die französisch-deutsche Annäherung als Grundlage des Weltfriedens" wird an den meisten Stellen nach wie vor ein Lächeln über den Idealismus auslösen, der sich an der Macht der Tatsachen, zumal an der Verantwortlichkeit der Staatenführer, brechen müsse. Doch wer sich auf Tatsachen beruft, muß diese auch kennen und würdigen. Daran lassen es umgekehrt unsere „Idealisten" nicht fehlen. „Man schätzt bei den menschlichen Schwierigkeiten" — sagt d'Estournelles — „die Mitwirkung der freiwilligen Initiativkräfte niemals genügend hoch; man zieht sie wohl gar nicht in Rechnung, während doch gar manches Mal die Erfahrung und die Geschichte uns lehren, daß sie es waren, die alles gerettet haben."

Überraschend ist in dieser Beziehung ein ähnlicher Vortrag, den vor einigen Jahren der amerikanische Friedensapostel Andrew Carnegie als Rektor der schottischen Universität St. Andrews gehalten hat (Druck der deutschen Übersetzung ebenda 1907). „Für das Internationale Schiedsgericht" setzte sich der Redner mit einer besonderen Betonung nicht der sittlichen Forderungen, sondern der historischen Tatsachen ein. Als noch Unkundiger wird man beinahe verblüfft durch den Nachweis der geschichtlichen Vergangenheit dieser Bestrebungen, die derart lediglich als ein weiterer Schritt nach vielen bisherigen, dem einen Ziele zustrebenden historischen Schritten erscheinen. So steht die Macht der Tatsachen wiederum auf Idealistenseite. Auch der „Mitteleuropäische Wirtschaftsverband", der vor kurzem in Berlin tagte, ist ein Stück der Tatsachen und hält sich von vornherein an Ziele, die von weiteren Fernen, wie z. B. Zollvereinen, absehen. Seine Seele ist der Nationalökonom Professor Julius Wolf (der „mitteleuropäische Wolf"), während die Seele des deutschen Anteiles an der „Conciliation internationale" der Astronom Professor Wilhelm Foerster (der „ethische Foerster") ist, der auch jene beiden Vorträge deutsch übersetzt hat. Ein Vortrag von ihm in der Versammlung dieser „Conciliation" zu Paris am 24. März d. J. war gegen die „beiden schrecklichsten Feinde des Menschengeschlechtes: Lüge und Gewalttat" gerichtet. — Man sieht aus alledem auch leicht, daß es sich hier um etwas Umfassenderes und Positiveres handelt als bloß um eine Bekämpfung des Krieges.

Nur scheinbar ist es eine Abschweifung, wenn wir hier einschalten, daß auch im inneren nationalen Leben einige unserer Friedensbestrebungen Analogien zu denen im internationalen Leben darbieten. So der „Lärmschutzverband" — wenigstens durch seine neuerliche Weise, gegen Lärm durch Verbreitung des Wortes „Ruhe ist vornehm" zu wirken. Und während in den Erörterungen über die Münchener Galerien ein Konkurrenzkampf der Berliner Galerien befürchtet war, machte gerade deren Leiter Wilhelm Bode darauf aufmerksam, wie nahe statt dessen ein Zusammenwirken der einen mit der anderen liegt.

Aber werden durch solche Umgehungen des Kampfes nicht Energien geschwächt? Nein: vielmehr werden durch sie nur Hemmnisse beseitigt, an welchen sich die Energien abnützen, die zur Überwindung der Natur, zum sachlichen statt des persönlichen Kampfes nötig sind. — Oder wird nicht das Vaterland vernachlässigt? „Pro patria per orbis concordiam", „fürs Vaterland durch die Eintracht der Welt": so die Devise der „Conciliation"! Also der alte Gedanke, daß ein Zusammengehen der Nationen ihre Besonderheiten fördert, der übrigens längst durch die katholische Kirche verwirklicht ist.

So wird der Friede, wenn wir ihn schützen, auch wieder uns schützen. Dies der doppelte „Friedensschutz". Dr. Hans Schmidkunz

Die Natur-Operette

Ach nur
Für Natur
Hatte sie
Sympathie!

singt der Tenor im „Lustigen Krieg". ... Aus Thüringen kommt die Kunde einer — glänzenden Idee. Dort wird demnächst die famose Pflanze einer Naturoperette aufgehen. Die Naturtheater haben den Schaden angerichtet. Jetzt greift die Seuche um sich, und nun kommt auch noch der lustige Theaterdirektor daher und brüllt: Ach was Tragödie! Etwas Fesches muß es sein!

So geschehen im zwanzigsten Jahrhundert; doch keineswegs in der international galicischen Rummelbummelstadt Wiesbaden, sondern im Herzen Deutschlands, im stillen Thüringerland, in der Nähe Ilmenaus, auf dem klassischen Boden deutscher Dichterwürde.

Man möchte über all die dummen Geschmacklosigkeiten, die inmitten unsres Kulturlebens immer wieder aufplatzen wie Blasen im Brei, mit einem Lachen hinweggehen. Aber es geht nicht. Der Blödsinn wächst und wächst. Mit dem Säen ist's nicht bloß getan. Man muß auch jäten. Welche wunderbaren Wandlungen hat doch der Begriff Theater in den letzten sechzig, siebzig Jahren durchgemacht! Gegen das alte Schema erhob sich die Idee des Gesamtkunstwerks, die Vereinigung von Wort und Musik, die Heranziehung einer glänzenden Ausstattung innerhalb des Bühnenmöglichen zur Erweckung der Illusion — das erhabene Lebenswerk Richard Wagners. Dann die Meininger mit ihrem Naturalismus. Gleichzeitig mit Wagner in völliger Isolierung und Verkennung der anspruchsvollen Ästhetik des Gesamtkunstwerkes die vollständigste Abtötung der Illusion, die roheste Zerstörung aller künstlerischen Gesetzmäßigkeit. Die Meininger schleppten die Natur auf die Bühne herein.

Heute sind wir glücklich so weit, die Meininger — bloß umgekehrt — nachzumachen. Wir schleppen das Theater in die Natur. Welcher Fehler der größere ist, läßt sich schwer sagen. In der bildenden Kunst sind wir uns über die Grenzen der ästhetischen Möglichkeiten ungleich besser klar. Wir wissen, daß das Panoramenbild mit den wirklichen Kohlköpfen im Vordergrund für künstlerische Ansprüche außer Diskussion steht. Wir wissen auch, daß man z. B. einer Dame in Marmor keinen wirklichen Regenschirm in die Hand geben darf. Aber wir scheinen noch nicht zu wissen, daß es fürchterlich ist, eine Handvoll Theaterleute mit den gewohnten Bühnengesten unter freiem Himmel vor wirklichen Felsen herumfuchteln und in diesen Felsen salontirolerartig auf und ab klettern zu sehen, und daß es ebenso fürchterlich ist, Opernmusik mit Opernmanier gesungen im Freien hören zu müssen.

Solche Dinge sind leider mögliche Unmöglichkeiten. Ein Naturtheater ist denkbar. Aber es darf nicht über den Bühnenapparat herkommen. Bloß mit geschickter Umgehung des Szenenwechsels und Benutzung der Landschaft als Prospekt macht man noch kein Naturtheaterstück.

Ein gewandter Regisseur richtet hier nichts aus. Derartige Dinge arrangiert man nicht, — sie müssen geschaffen werden. Und dazu bedarf es einer wirklich schöpferischen Kraft, eines Dichters, für den das Wort Drama eine neue Bedeutung hat, der aus innerm Zwang die alten Formen sprengt und neue fordert. Aber dieser Dichter wird sich auch nach einem neuen Künstlermaterial umschauen müssen. Er darf sich keine Sänger und Schauspieler von der Bühne holen; denn diese sind in Sprache und Gebärde in den geschlossenen Raum eingelebt. Der geschlossene Raum, die Kulissen, das Rampenlicht bildet die Welt, in der der Bühnenkünstler seine Wirkungen ausspielt. Aus dieser Gesetzmäßigkeit herausgerissen, wird er zum Fragment, das ziel- und sinnlos in fremden Dimensionen herumgaukelt. In der freien Natur ist eine andere Sprache, sind andere Gebärden erforderlich als im geschlossenen Bühnenbild. Die Natur ist kein Illusion weckender Rahmen, keine Staffage; sondern ein Etwas, das in komplementäre Gegenwirkung zur Figur tritt. Die Technik des Naturtheaters wird darum eher von Malern als von Theater-Regisseuren ergründet werden. Wir haben noch keine erwägbare Richtungslinie, wenigstens hinsichtlich des Kanons der Bewegung und Gebärde im freien Raum.

Aber freilich, wir haben ja jetzt die Naturoperette, und die ganze Idee des Naturtheaters ist wohl auf dem besten Wege, als eine Posse zu enden. Civis



Von der schwedischen Kunstgewerbe-Ausstellung zu Stockholm

Durch die am 4. Juni zu Stockholm eröffnete Ausstellung für Kunstgewerbe will Schweden nicht allein dem eignen Lande Gelegenheit bieten, einen Überblick über das nationale kunstgewerbliche Schaffen zu gewinnen; es versucht auch den übrigen Kulturländern zu zeigen, welche Erfolge seine eifrigen und langjährigen Bestrebungen, den heimischen Gewerbefleiß wieder zu heben, nunmehr gezeitigt haben. Darum lud es sich hervorragende kunstgewerbliche Autoritäten als Ehrengäste ein: Lichtwark und Muthesius von Deutschland, Thiis von Norwegen, Walter Crane von England u. a. m. Bald durfte man sehr anerkennende Aussprüche dieser Fachmänner in den Zeitungen lesen. Und wenn der eine von der einzigartigen Lage — an der berühmten „Einfahrt" —, der andere von der festlich einladenden und doch vornehm zurückhaltenden Pracht der Bobergschen Bauten besonders entzückt war, so stimmten alle dahin überein, daß diese Ausstellung hohe ästhetische Werte besitze, die den tiefer Blickenden durch die Einheitlichkeit ihrer Wirkung auf eine gemeinsame sichere Grundlage schließen und ihn diese auch bald finden lassen: die ungemein hoch entwickelte Volkskunst. Die bezeichnendsten Worte für das Wesentliche und kulturell Bedeutsame der Ausstellung hat meines Erachtens Lichtwark ausgesprochen, indem er das Zusammenarbeiten der verschiedensten Kräfte des Volkstums zu ihrem Gelingen hervorhob. Er nennt den Einfluß des nicht professionellen Elementes „geradezu frappant" und weist vor allem auf die Textilindustrie hin, die seit 1897, der letzten Stockholmer Ausstellung, erstaunliche Fortschritte gemacht habe. Ferner bemerkte er: „Die Ausstellung erhält ihren markantesten Zug durch die organisatorische Arbeit, die namentlich von Frauen betrieben wird, die heimische Kunstindustrie qualitativ wie quantitativ zu heben."

In ausstellungstechnischer Hinsicht wurde viel Gutes, jedoch nichts prinzipiell Neues geleistet. Rühmen muß man, daß jedem Aussteller sein Platz reichlich gegönnt ist, und daß der Beschauer fast von jedem Raum aus Gelegenheit findet, sich in luftigen Arkaden- und Gartenanlagen zu erholen. Schon nach flüchtigem Durchwandern aber fühlen wir: diese Ausstellung ist ein durchaus einheitliches organisches Gebilde, ein Baum etwa, der aus kraftvollen Wurzeln heraus Stamm, Zweige, Blätter und Blüten getrieben hat. Ihr Zentrales bildet die Volks-

kunst, die auf eine stattliche Reihe von Räumen verteilte Vorführung der in den einzelnen Landschaften geübten Hausindustrie. Und wenn irgendwo, so ist hier ein freudiges Zusammenwirken aller Volkskräfte ersichtlich. Vom kulturhistorischen Verein der südschwedischen Universitätsstadt Lund an bis an die Grenzen von Lappland hinauf — Jämtlands Slöjd-Verein — belebt heute eine reiche Anzahl von kunstgewerblichen Vereinigungen die heimische Industrie. Es flutet gleichsam eine Welle von Begeisterung durch das ganze Land, die alle Stände ergriffen hat. Neben der Gräfin schafft die schlichteste Bauernfrau, eifrig arbeitend oder nur organisatorisch tätig, an der Hebung des Hausfleißes. Einzelne Provinzen haben frühere Kunstzweige völlig zur alten Höhe entwickelt, denn Echtheit des Materials und der Farbe waren die Grundbedingungen, die seine Förderer wiederum schufen. Das regste und vielseitigste Leben durfte sich in Dalekarlien, dem Lieblingsaufenthalt der Künstler des Landes, entwickeln. Von diesen selbst auf das regste angespornt — Anders Zorn und Karl Larsson allen voran —, hat sich heute in Dalekarlien bereits eine blühende Hausindustrie in großem Stil entwickelt, die alles das besitzt, was kunstgewerbliche Führer als Ideal hinstellen: Echtheit und Solidität des Materials und ein persönliches Verhältnis des Ausführenden zu seiner Arbeit, und in der die nationale Vorliebe für frische, heitere Farben, das glücklich-naive Stilisieren der Natur wieder lebendig wird. Wo aber neuzeitliche Anregungen, heutigen Gebrauchszwecken entsprechend, eingreifen mußten, sehen wir der Volksseele niemals etwas ihr Fremdes aufgezwungen: alle modernen Muster und Formen sind aus einem liebevollen Studium des Überlieferten heraus geschaffen worden.

Neben dieser so blühenden Volksindustrie steht eine ebenso reiche Kunstindustrie, die ihren Höhepunkt heute in der Textilkunst erreicht. Der Beschauer, der sich zunächst nur dem Augeneindruck hingibt, empfängt eine ungetrübte ästhetische Freude. Forscht er aber als Denkender nach den inneren Gründen dieser so einheitlich starken ästhetischen Wirkung, so wird er sich bald sagen: Hinter dieser vornehmen Kunstindustrie stehen kraftvollere treibende Mächte, als eine internationale Geschmackskultur; dahinter steht eben die Volkskunst, an die mit glücklicher Erkenntnis für den Wert des Nationalen angeknüpft wurde. Und darum dürfen wir diese edlen Blüten moderner Geschmacksverfeinerung hier als echte Blüten eines fest und sicher wurzelnden Stammes genießen. — Im Gegensatz dazu erscheint z. B. die französische Luxuskunst als künstlich genährte Treibhauspflanze. Warf doch vor kurzem erst Camille Mauclair den Franzosen die völlige Wurzellosigkeit ihres modernen Kunstgewerbes, seine eklektische, dem Volksgeist fremde Vereinzelung vor, die nie zu einem Stil führen kann. (Camille Mauclair: Où en est notre art décoratif? [Revue bleue, 24. avril 1909.])

Man darf vielleicht das Verdienst der Schweden nicht zu hoch anschlagen. Ein leichtes für ein Land, das im Besitz einer so reich entwickelten Volkskunst ist, an diese anzuknüpfen! Doch war auch hier manche Gefahr vorhanden: es fehlt dem Lande an Vorbildern großer Kunst und an Ausbildungsmöglichkeiten, und die jungen Talente ziehen in Scharen nach dem Ausland, zumeist nach Paris. Konnte das nicht zum Verlieren der nationalen Eigenart, zu einem aristokratischen Eklektizismus gleich dem der Franzosen führen? Lehrt jedoch schon ein Blick auf die Werke der hervorragendsten Maler Schwedens, Zorn, Liljefors, Karl Larsson, Richard Berg, Prins Eugen, wie national ihre Kunst geblieben ist, und wie sie ihr Tiefstes und Bestes aus der Heimat holt, so offenbart sich die sieghafte Kraft des Nationalen auch auf kunstgewerblichem Gebiet.

Die organische Verschmelzung des in der Fremde aufgesogenen Elementes mit dem heimischen zu beobachten, ist sehr lehrreich. In der Textilindustrie vollzieht sie sich auf ganz sichere, natürliche Weise. Der Farbenschatz wird bereichert und feiner abgestimmt; das Stilgefühl adelt das naive Dekorationsmotiv zu bewußter Linienschönheit. Lichtwark betonte, daß hier jetzt die volle Herrschaft über die Technik erlangt sei: die schwierigsten Aufgaben, wie die Herstellung großer Gobelins, werden glänzend gelöst, und was an vornehmen Farben-

zusammenstellungen von den textilen Musteranstalten Handarbetets Vänner und Svensk Konstslöjd S. Giöbel geleistet wird, verbindet die ganz verfeinerte moderne Augenkultur mit dem angeborenen Sinn für belebende Farbenharmonien.

Da die heimische Textilindustrie bereits so hoch stand, konnten sich fremde Elemente ja ganz naturgemäß mit ihr verschmelzen. Auf anderen Gebieten — der Holz- und Metallindustrie und der Keramik — aber zeigt sich etwas viel Merkwürdigeres: die unmittelbare Berührung eines urgesunden, naiven, kurz volkstümlichen Elementes mit der raffiniertesten modernen Geschmackskultur. Landkinder aus einer kunstliebenden Provinz beziehen die kunstgewerblichen Anstalten der größeren Städte; sie gewinnen sich ein Reisestipendium und gehen nach Paris oder München, um, unverbraucht, wie sie sind, unglaublich viel aufzunehmen. Aber die Heimat bleibt stark in ihnen. Sie kehren in einsame Waldhütten zurück und beginnen mit dem dörflichen Schmied, Töpfer und Tischler zu schaffen: Geräte von ursprünglicher, volkstümlicher Wucht, unmittelbar den Naturformen entlehnt und gestaltet mit jener instinktiven Sicherheit des Volkes, das in bezug auf Material und Gebrauchszweck das unfehlbar Richtige zu treffen pflegt. Darüber aber liegt vornehmste Farben- und Linienanmut, die das Volkstümlich-Kraftvolle in eine Sphäre geläuterter Schönheit rückt.

Alle diese vielseitigen Talente, Temperamente, Einflüsse und Verschmelzungen, die doch im letzten Grunde im Nationalen aufgehen, verleihen der Stockholmer Ausstellung reiche Abwechslung und zugleich einen starken Einheitszug und machen sie darum zu einer für den heutigen Stand des Kunstgewerbes kulturell beachtenswerten Erscheinung. Hier ist, im Gegensatz zu manchen anderen Ländern, besonders aber zu Frankreich, die Herrschaft des kollektiven nationalen Willens über die einzelnen, sehr stark individualistischen Willen der schaffenden Künstler ersichtlich, die zu einem Stil führen kann. Hinter den Künstlern steht fest und unbeirrt das gesamte Volkstum, und mit ihnen arbeitet Hand in Hand, um nochmals auf Lichtwarks so sichere Beobachtung zurückzukommen, „die Laienwelt, das nicht professionelle Element“.

Anna Brunnemann



Berliner Ausländerei

In einer Plauderei „Der Fremde in Berlin“ („Velhagen & Klasings Monatshefte“) führt Hanns Heinz Ewers den Berlinern einige sehr nötige Wahrheiten über ihre äffische Vorliebe für alles Ausländische zu Gemüte. Unzivilisierte Völker, so gibt er ihnen zu verstehen, hassen den Fremden, zivilisierte wahren ihm gegenüber die Distanz, woraus sich dann die ebenso hübsche als richtige Konsequenz ergebe, daß, je höher die Kultur, um so mehr sich der Haß gegen alles Fremde verliere: „Wenn das richtig ist, dann sind wir Deutsche gewiß das erste Kulturvolk der Erde, ein Volk, das alle anderen viele Meilen hinter sich läßt. Denn uns Deutschen mangelt nicht nur jedes Fünkchen einer Abneigung gegen alles Fremde, wir lieben es, ja lieben nichts mehr als das Fremde, verehren es, treiben einen Kult damit und liegen Tag und Nacht vor ihm auf dem Bauche. Gestern war ich bei Lehmanns zum Hausball; freudestrahlend erzählte mir die Dame des Hauses, daß auch ein Chilene da sei. Ich fragte ihn, wo er herkomme. Aus Antofagasta, sagte er. ‚O, wie interessant!‘ rief die Dame. (NB. Antofagasta ist das trostloseste Loch in ganz Südamerika.) Der Chilene war ein schreckliches Rindvieh, hieß Meyer und aß Fisch mit dem Messer. Frau Lehmann würde sich nie so weit herablassen, den Prokuristen ihres Mannes einzuladen, aber sie war sehr stolz auf die Anwesenheit dieses schmutzigen Schnorrers aus Antofagasta; wenn er nur ein wenig geschickt ist und nicht zu früh seine Pumpversuche macht, wird sie ihm gern einmal ihre Tochter geben. Ich trage so einen hübschen weiten Mantel. ‚Schliefer‘ nennt man die Dinger; man macht sie in Wien. ‚Nein,

wie Sie aussehen!' sagte heute Herr Krause zu mir. ‚Ein Weltreisender, das sieht man! Natürlich aus London?' Er war ganz traurig, als er hörte, daß mein Mantel ‚nur' aus Wien sei. Und wie um mich zu trösten, machte er mir sein bestes Kompliment: ‚Aber wirklich, Herr Doktor, Sie sehen aus wie ein Engländer.' Wenn ich nun nicht glücklich bin, ist mir wirklich nicht zu helfen! Fragen Sie unsere besten Maler, ob sie jemals schon ein Bild nach Paris verkauften? Ganz gewiß nicht! Aber jeder Sammler vom Tiergarten, der nur ein wenig auf sich hält, würde sich schämen, nicht ein paar französische Impressionisten an seinen Wänden hängen zu haben. Oder wann haben je unsere ersten Bühnengrößen in Frankreich, in England, Italien, Skandinavien spielen können? In Berlin aber vergeht kein Monat, in dem nicht in irgendeinem Theater irgendeine fremde Nation ihr Heim aufschlägt, von der Sarah Bernhardt und der Duse bis herab zu dem Grasso und Beerbohm Tree ... Ein ‚anständiger Mensch' in Deutschland läßt sich in London kleiden, trinkt französischen Sekt, raucht russische oder türkische Zigaretten, legt Perserteppiche in sein Zimmer und trägt nur schwedische Handschuhe. Seine Bücher schneidet er mit einer ‚Naraja' auf, und seine Frau geht ins Theater in einer wundervollen andalusischen Mantille. Wenn ihm dann jemand erzählt, daß die Naraja aus Solingen und die Mantille aus Annaberg stammt, fühlt er sich gekränkt und betrogen. Der Engländer zwingt in seinem Lande deutschen Waren den Stempel auf ‚made in Germany', um seine eigene Industrie zu schützen, wir aber kaufen unsere eigenen Waren dann erst gerne, wenn sie mit irgendeiner fremden Etikette versehen sind! Ich gebe zu, daß dieser bedauerliche Mangel an Selbstbewußtsein nicht in allen Teilen Deutschlands gleich stark ist. Der Süden und das Rheinland machen den Kotau vor allem Fremden nur wenig mit; je mehr man aber nach Osten und Norden kommt, um so stärker wird diese blinde Bewunderung, wächst in der Reichshauptstadt zum Siedepunkte. Was früher das Wörtchen ‚von' in sozialer Beziehung bedeutete, das bedeutet jetzt die Herkunft aus irgendeinem südamerikanischen oder balkanischen Raubstaate; in Berlin ist man heute adlig, wenn man nur aus Rustschuk, aus Montevideo oder aus Baltimore stammt, im Notfall genügt auch Przemysl oder Czaslau. Rußland notiert nicht besonders hoch in der Gesellschaftsbörse, desto besser steht Skandinavien: wer aus Upsala oder gar aus Helsingborg stammt, der hat Grafenrang bei uns."



Die Sprache des Byzantinismus

Wie kann das Undeutsche des Byzantinismus anders als undeutsch klingen! Das Allzudevote verhunzt den Leuten die Sprache mit. Hiervon nur zwei kleine Beispiele, die sich alle Augenblicke beschämend vermehren. Nach der „Frankf. Ztg." redete ein Geheimer Regierungsrat bei einer Denkmalsenthüllung in Straßburg den anwesenden Prinzen August Wilhelm unter anderem an: „Für diese Gnade bitten Eure Königliche Hoheit wir ehrerbietigst ..." und „Nun bitte Eure Königliche Hoheit ich untertänigst ..." Dieselbe heillose Angst vor dem persönlichen Fürwort (mit der persönlichen Gesinnung ist's meist ebenso!!) bewegte auch den kaiserlich deutschen Konsul in Manchester, als er an den Kaiser kürzlich ein Danktelegramm sandte: „Eurer Majestät bin ich vom Lordmayor von Manchester und vom Mayor von Salford beauftragt, nach entzückender Rundfahrt durch Hamburg ehrfurchtsvolle Grüße zu entbieten ..." Muß nicht Seine Majestät von der Tiefe der deutschen Servilität überzeugt werden, wenn die Untertänigkeit den allerelementarsten Sinn für die deutsche Sprache erstickt?! F. Sch.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen.
Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Aug. Gaul



Aug. Gaul

Studie

Walter Firle





XI. Jahrg. | September 1909 | Heft 12

Bernhard von Bülow

Von

Dr. Richard Bahr

Nun haben wir wieder einen Reichskanzler. Am Strand des Nordmeeres sitzt er und tauscht Grüße aus mit allen, die seiner freundlich wehmütig gedenken. Seltsam: solange er im Amte war, haben viele von ihnen, wenn nicht die meisten, ihn gegrollt, [illegible] Zeiten hart angefahren oder zum mindesten mit Behagen sich auf der Spötterbank niedergelassen. Jetzt trauern sie. Trauern ganz ehrlich und wenn es an ihrem Willen hinge, sie holten den Fürsten Bülow wieder und hießen ihn von neuem uns regieren. Darin steckt doch wohl mehr als weichmütige, unklare Sentimentalität. Gewiß: auch in solchen Stücken bleibt die Gewohnheit eine Macht. [illegible] lange Jahre hatte dieser Bernhard von Bülow auf der Bühne, die die deutsche politische Welt ist, in vorderster Reihe gestanden. Ein Achtundvierzigjähriger, [illegible] elastisch und frisch hatte er sie im Juni 1897 betreten; als Sechziger, [illegible] Freund Hein schon einmal gegrüßt hat, ging er nun von [illegible]. In diesen zwölf Jahren ist er so und so oft geradezu das Schicksal der Deutschen [illegible] noch häufiger wohl durch mancherlei kleine Regiekunststücke, in denen [illegible] man dafür gesorgt, daß alles Licht auf ihn fiel; daß bei allem, was Nützliches geschah — und es geschah doch auch noch anderes — man ihn allein als den glücklichen Vollbringer ehrte. Solche Erinnerungen haften; [illegible]



Studie Walter [illegible]



XI. Jahrg. September 1909 Heft 12

Bernhard von Bülow

Von

Dr. Richard Bahr

Nun haben wir wieder einen Altreichskanzler. Am Strand des Nordmeeres sitzt er und tauscht Grüße aus mit allen, die seiner freundlich wehmütig gedenken. Seltsam: so lange er im Amte war, haben viele von ihnen, wenn nicht die meisten, ihm gegrollt, ihn zu Zeiten hart angefahren oder zum mindesten mit Behagen sich auf der Spötterbank niedergelassen. Jetzt trauern sie. Trauern ganz ehrlich, und wenn es an ihrem Willen hinge, sie holten den Fürsten Bülow wieder und hießen ihn von neuem uns regieren. Darin steckt doch wohl mehr als weichmütige, unklare Sentimentalität. Gewiß: auch in solchen Stücken bleibt die Gewohnheit eine Macht. Zwölf lange Jahre hatte dieser Bernhard von Bülow auf der Bühne, die die deutsche politische Welt ist, in vorderster Reihe gestanden. Ein Achtundvierzigjähriger, blondhaarig, elastisch und frisch hatte er sie im Juni 1897 betreten; als Sechziger, den leis und verstohlen Freund Hein schon einmal gegrüßt hat, ging er nun von hinnen. In diesen zwölf Jahren ist er so und so oft geradezu das Schicksal der Deutschen gewesen; hat noch häufiger wohl durch mancherlei kleine Regiekunststücke, in denen er Meister war, dafür gesorgt, daß alles Licht auf ihn fiel; daß bei allem, was Nützliches und Ersprießliches geschah — und es geschah doch auch noch anderes — man ihn, ihn allein als den glücklichen Vollbringer ehrte. Solche Erinnerungen haften; haften um

so mehr, als in ihrem tiefsten Kern die Menschenart keineswegs so verderbt ist, wie der Pentateuch es lehrt. Der Mensch als Massenerscheinung hat für den Haß nur ein schlechtes Gedächtnis. Hat auch bei einiger Entfernung für fremde Fehler kein Auge mehr. Das Große, Gute, Leuchtende bleibt; das andere schwindet, sobald nur einmal eine gewisse Distanz hergestellt ist.

Es hat — wir wollen ganz offen reden — an diesem andern der Bülowschen Kanzlerschaft nicht gefehlt. Wen von uns, um nur das eine zu nehmen, das freilich für jede staatliche Gemeinschaft das Bedeutsamste ist, hat des vierten Kanzlers auswärtige Politik denn immer befriedigt? Wer hat nicht gelegentlich geklagt, daß ihr die ruhige Stetigkeit, die selbstgewisse Geräuschlosigkeit mangele, bei der dergleichen Geschäfte allemal am besten gedeihen? Bernhard von Bülow war uns zunächst als Mehrer des Reiches erschienen. Wir hatten Kiautschou, den „Platz an der Sonne" gewonnen, hatten — ich zitiere immer den Kanzler und früheren Staatssekretär — „den jungen Mädchen, den Karolinen-, Mariannen- und Paulineninseln die Tür des Reichs geöffnet". Aber auf Kiautschou folgten die Chinaexpedition und der Sühneprinz, von dem Fürst Bülow nicht ohne leise Selbstironie später einmal bekannte: er hätte an dem einen Sühneprinzen gerade genug gehabt. Dann brach der Burenkrieg aus, bei dem die Haltung unserer Regierung, so korrekt und verständig sie letzten Endes war, doch auch bei der gutmütigsten Interpretation mit früheren Schritten nicht recht in Einklang zu bringen war. Und die mit Tamtam eingeleitete kaiserliche Tangerfahrt schürzte die Knoten der marokkanischen Frage, die uns nach Algeciras führte und mehr als einmal an den Rand des Krieges, und von der wir dann schließlich nach allzu langen Irrungen und Wirrungen in diesem Winter einen recht stillen, recht resignierten und bescheidenen Abschied nahmen. Einmal allerdings hatte Fürst Bülow fest zugegriffen und aller furchtsamen Kritik und Besserwisserei zum Trotz stetig und beharrlich von Anbeginn bis zum Schluß die nämliche Richtlinie befolgt: bei der letzten serbisch-österreichischen Krise. Dafür ward ihm bei der Gelegenheit auch der stolzeste Erfolg seiner staatsmännischen Laufbahn beschieden. Deutschland war mit einem Schlage wieder in die vorderste Reihe der ausschlaggebenden Weltmächte gerückt; unbezwinglich und unnahbar, wenn es nur wirklich wollte. Das Schreckbild der Einkreisung aber, das manche von uns in den letzten Jahren gepeinigt hatte, war ins Schemenreich zerronnen.

Was war an dieser Führung der auswärtigen Geschäfte des Fürsten Bülow eigenstes Werk; wo folgte er gezwungen fremden Spuren, nach seines altersmüden Vorgängers Beispiel bemüht, Schlimmeres zu verhüten? Die Frage wird schwer restlos zu beantworten sein. Denn die Archive reden nicht zu den Zeitgenossen und die Geheimgeschichte der Höfe wird auch den Späteren nicht immer offenbar. Neuerdings haben wir ja wieder die Lesart vernommen — und Fürst Bülow, der für seine Person wenigstens seinen vollen Frieden mit dem Kaiser gemacht zu haben wünschte, ist ihr beigetreten — daß vieles von dem, was an der auswärtigen Politik uns in den letzten Jahren verdrossen hatte, vielleicht das Hauptsächlichste amtlichen Ursprungs gewesen ist und der Kaiser nur im Einverständnis mit seinen offiziellen Beratern sich exponiert hat. Ein späterer Historiker wird trotzdem

gut tun, diese Dinge sehr ernstlich nachzuprüfen. Aber wie die Prüfung auch ausfallen möge: von dem Vorwurf des Sprunghaften, des in Dur und Moll Impressionistischen, des von dem jähen Wechsel der Empfindungen Beeinflußten und Beeinflußbaren wird Fürst Bülow nie ganz freizusprechen sein. Denn er war der Verantwortliche, zudem der einzige verantwortliche Reichsminister, und an ihn haben wir uns zu halten.

Anderes wiegt und wog leichter. Ein Staatsmann, der allerdings dem Fürsten Bülow nicht gerade zärtlich zugetan war, hat mir einmal geraten, doch eine Statistik aufzumachen über die Orden und Beförderungen, die unter dem vierten Kanzler Parlamentariern und Zeitungsleuten zugefallen sind. Ich bin dem Rat nicht gefolgt: was so erwiesen werden sollte, war ohnehin ja mit Händen zu greifen. Ohne Frage: alle diese Dinge gehörten mit zu den Besonderheiten des Bülowschen Regimes. Zuweilen regnete es geradezu Rote Adler und Kronen dritter Klasse, und manches Herz, das gewohnt gewesen war, unruhevoll in Unmut und Opposition zu schlagen, bequemte sich unter dem blinkenden Stern zu gemächlicherer Gangart. Dazu all die kleinen Aufmerksamkeiten, die im Grunde so wenig kosten und doch so sehr verbinden: die Einladungen und Diners im immer sorgfältig abgestimmten kleinen Kreise, die pünktlichen Telegramme bei traurigen und fröhlichen Anlässen und die liebenswürdigen Komplimente, die mitunter schon manchen Dutzendschreiber erreichten. Aber war das wirklich, wie die Katone eifern, bereits Korruption? Zu Zeiten — ich gesteh' es offen — wenn der Groll über einen Gewalt gewann und man in Methode und Taktik des Kanzlers sich wieder einmal gar nicht zurechtfinden mochte, ist es mir selbst so vorgekommen. Aber ich habe doch milder zu urteilen gelernt. Fürst Bülow hatte kein Talent, die Menschen — sich selber nicht ausgeschlossen — tragisch zu nehmen. Wie ihm überhaupt der heroische Gestus, zu dem er in den letzten Amtsjahren, etwa seit 1906, gelegentlich griff, nicht eigentlich lag. So packte er, der schwerlich ein Erzieher der Nation sein wollte, die Menschen bei ihren Schwächen. Höflichkeit aber und Liebenswürdigkeit waren ihm Bedürfnisse seines Naturells. Gewiß war etwas Romanisches darin — auch schon rein äußerlich in der Häufung der Superlative und der schmückenden Beiworte — und auch etwas von jener spezifisch wienerischen Herzlichkeit, die sich so gut mit innerer Eiskühle verträgt. Und war bei all dem doch nicht gemacht und nicht gekünstelt. Er hatte den Drang, sich gefällig zu erweisen; zu leben und leben zu lassen. Schon weil er's in der Kultur der gesellschaftlichen Sitten, der äußeren Lebensformen zu einer in Deutschland nicht alltäglichen Vollendung gebracht hatte....

* * *

Und das war's mit, was ihm seine Erfolge bereiten half: unter den dürren Fachmenschen und Nichts-als-Preußen, die im großen Durchschnitt den deutschen Staat regieren, war dieser Mecklenburger, dem freilich von der schweren heimischen Art kaum noch ein Zug anhaftet, eine eigenartig anziehende Erscheinung. Ein Europäer, der voll Verständnis in das Wesen aller Kulturnationen eingedrungen war. Zugleich einer, der mit Bewußtsein das nicht eben häufige Vermögen übte, sein Leben zum Kunstwerk zu gestalten. Woher es denn auch kam, daß er auf alle, die zu ihm in Berührung traten, einen so starken persönlichen Reiz ausströmte

und in der Kunst der Menschenbehandlung zum Virtuosen, wenn nicht gar zum Meister geworden war. Man hat so viel von dem Bülowschen Märchenglück gesprochen, das den Optimisten mit dem Grübchen im Kinn nicht im Stich ließ; das ihm so und so oft beistand, unbequeme Situationen zu umschiffen und Krisen, die nur noch eine gewaltsame Lösung zuzulassen schienen, geradezu unter den Händen zu entwirren. Und sicher: des Geschickes Mächte haben dem Fürsten Bernhard v. Bülow zeitlebens sich hold und gewärtig gezeigt. Dennoch ist er vielleicht nicht selten dieses Glückes eigener Schmied gewesen. Er hatte eine wunderbare Art, die Menschen zu nehmen; Menschen aller Schichten und jeden Standes, vom Kaiser angefangen bis zum grimmigsten Oppositionsmann. Er hatte erstaunlich viel gelesen: schöne Literatur und Memoiren, Philosophisches und, was im Grunde ja nur ein Teil der Weltweisheit ist, Staatswissenschaften. Und war auf seine Weise wirklich ein vorurteilsfreier Kopf. Er kannte das Relativische in den Dingen und hatte die Gabe, die ihm keine Selbstverleugnung bedeutete, sich in fremde Seelen- und Sinnesart hineinzuversetzen. So war's nicht nur eine gefällige gesellschaftliche Maske, wenn er an der Gasttafel der Landwirtschaftskammer mit den Agrariern der agrarische Reichskanzler war, und die Liberalen, die von ihm kamen, zeitweilig mit dem Bewußtsein erfüllte, daß sie am Fürsten Bülow einen stillen Gesinnungsgenossen besäßen. Er hatte tatsächlich von allen etwas — vom ostelbischen Agrarier freilich das Wenigste — und mit allen vermochte er zu fühlen.

Dennoch ist diese so erstaunliche wie liebenswürdige Ubiquität seines Geistes, die ihn im einzelnen manchen schönen Erfolg einheimsen ließ, am letzten Ende wohl die Ursache gewesen, daß er im großen versagte. Seine Politik war fast immer geschickt, häufig geistreich und führte nicht selten zu leidlichen Zielen. Aber es fehlte ihr die eigentliche Seele; der stolze Zug, den die Deutschen, die trotz der drei Millionen sozialdemokratischer Wahlstimmen das autoritätenhungrigste Volk der Erde sind, bei ihren Führern nicht entbehren mögen. Sie wollen ergriffen und erschüttert werden, in Zorn oder Liebe erglühen können. Und dazu reichte es bei Bülow nicht aus. Ein Mann, in dessen Eigenart sich zu vertiefen für den psychologischen Feinschmecker ein seltener Genuß war und bleiben wird. Ein mit Bedacht schlürfender Gourmet an der Tafel des Lebens mit einem leisen Stich in die Menschenverachtung. Und doch einer, bei dem das Bibelwort von dem Schicksal der Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, herbe Wahrheit wurde. Fürst Bülow hat — wenigstens in den Parlamenten und im politischen Publikum: unter der Kollegenschaft in Ämtern und Ministerien hat es an ihnen nicht gefehlt — vielleicht nie einen Feind gehabt. Aber er hat auch nie jemand mit fortgerissen und begeistert. Auch als Redner nicht; wennschon es entschieden nicht richtig ist, daß er nur von wahllos zusammengerafften Zitaten sich nährte. Wer die zwei Bände Bülowreden durchblättert, die Herr Johannes Penzler, der betriebsame Kompilator, zusammengebracht hat, wird neben Alltäglichem und wohl auch Trivialem doch viel Ursprüngliches finden und überraschend Feines. Und auf dergleichen stößt keiner, der sich nur beim Büchmann ächzend auf die nächste Rede vorbereitet. Das findet nur, wer nachdenklich am Strom des Lebens steht und langsam, mit Geschmack und Bedacht sich seinen inneren Hausrat sammelt. In den Parlamenten von heute

war Fürst Bülow ohne Frage der beste Redner; voll sprudelnder Schlagfertigkeit in der Debatte und immer ein eleganter, kultivierter Fechter. Aber das eigentlich Zwingende, das mitunter schon weit schwächeren Begabungen eignet, ging ihm ab. Dazu war er zu differenziert, zu wenig einseitig und wohl auch nicht wuchtig genug. Man hatte — ob zu Recht oder Unrecht — immer die Empfindung: dieser Mann nahm das Leben wie ein buntes Spiel, an dem in heiterer Grazie teilzuhaben sich schon lohnt; das aber nimmer zum Einsatz des eigenen Lebens lockte. Woher es denn auch vielleicht gekommen ist, daß ihm so recht im Grunde niemand getraut hat und daß er auf die Dauer keine Gruppe zufriedenzustellen verstand....

* * *

Trotzdem haben recht, die jetzt um ihn trauern. Kein Mensch kann mehr geben als er hat. Was aber Bernhard v. Bülow uns gab, war so wenig nicht. Dieser Kanzler, der seinen ganzen Weg in der Diplomatie gemacht hatte und den die Details der Gesetzgebung und Verwaltung so wenig interessierten, daß er den Parlamentariern, die, um über Zoll- und Finanzfragen zu sprechen, zu ihm kamen, nicht selten vollkommen ununterrichtet erschien, hat im großen ganzen keine schlechte innere Politik gemacht. Unter seinen Vorgängern, unter Caprivi sowohl wie unter Chlodwig Hohenlohe, waren die Versuche, dem Drachen Umsturz mit ganzen oder halben Ausnahmegesetzen auf den Leib zu rücken, überhaupt nicht abgerissen. Das hörte nun auf. „Ich halte nicht viel von nervöser Gesetzesmacherei", meinte Bülow einmal zum Grafen Limburg-Stirum, der damals noch als starker Mann einherging. Dabei blieb's, wie oft man auch in ihn drang; immer bei demselben aus vorurteilsfreier Weltbetrachtung erwachsenen Widerstand. Ganz im Sinne der neuhistorischen ethischen Nationalökonomie hielt er es für die Pflicht von Staat und Monarchie, ausgleichend zu wirken zwischen den Gesellschaftsschichten und dafür zu sorgen, daß den ärmeren Klassen die Möglichkeiten des sozialen Aufschwungs nicht verschränkt würden. Menschlich haben die beiden, Fürst Bülow und Graf Posadowsky, einander nicht verstanden, persönlich sind sie sich stets fremd geblieben. Aber der sozialpolitischen Betätigung des Grafen im Bart — das muß um der Gerechtigkeit willen doch festgehalten werden — ist der vierte Kanzler kein Gegner gewesen. Wennschon er nach seiner ganzen Veranlagung diese Dinge wohl immer mehr mit dem Verstand als mit dem Herzen erfaßt hat.

Als Verstandesmensch hat Fürst Bülow es auch durch so lange Jahre mit den Konservativen gehalten. Er mochte sich die Sache etwa so gedacht haben: die waren nun einmal in Preußen-Deutschland bei der Personalunion, in der Regierung und Verwaltung mit der konservativen Partei leben, die starken Bataillone; waren zugleich die geschulteste und rücksichtsloseste Opposition, die wir dermalen besitzen. Deshalb schonte er sie und suchte sich mit ihnen gut zu stellen; säumte auch nicht, das Füllhorn amtlicher Gaben über sie auszustreuen. Endlich einmal — so kalkulierte er und so hat er's bisweilen auch ausgesprochen — mußte der Zeitpunkt doch kommen, wo sie sich für saturiert erklären würden. Wo sie nicht mehr die Sturmglocke läuteten, wenn man auch die anderen Schichten, die im Grunde dies neue Deutschland trugen, zum Mittafeln heranließ. Nach der Verabschiedung des Zolltarifs und der neuen Handelsverträge glaubte er den Moment gekommen

und hoffte nun auf lange Jahre einer friedlichen, leis und vorsichtig ausschreitenden Reformpolitik. Aber das Kalkul war falsch; die wahre Natur unserer preußischen Grundbesitzeraristokratie war in ihm verkannt, die in ihrer robusten Einseitigkeit und ihrem handfesten Diesseitsbehagen nicht dazu neigt, sich um spätere Entwicklungsmöglichkeiten gutwillig aus dem Besitz verdrängen zu lassen. So bezahlte Fürst Bülow den Irrtum des Kalkuls mit seinem Amt.

Darum bleibt doch bestehen, daß er das Ziel richtig erkannt hat und obschon auf Umwegen, die zudem nicht einmal die rechten waren, ihm zugestrebt ist. Für die Aufgabe freilich, die jetzt in Preußen-Deutschland zu lösen ist, hätten seine Kräfte schwerlich gereicht. Denn wenn er auch das „alberne Wort": „Nur keine inneren Krisen" nicht gesprochen haben wollte — er hätte es sprechen können. Kampf und Streit, vornehmlich wenn es ein Kampf bis aufs Messer zu werden verhieß, waren nicht seine Sache, und das Biegen war ihm allzeit lieber als das Brechen. Aber so lange uns noch nicht der Vollender erschien, der zum glücklichen Gelingen führte, was Fürst Bülow schüchtern und tastend begann, wird man des vierten Kanzlers in Respekt und Sympathie gedenken dürfen. Und selbst dann noch. Zum heroischen Vollbringer hatte die Natur Bernhard v. Bülow nicht geschaffen. Aber was sie ihm gegeben hatte, gab er auch uns: seine feine Menschlichkeit, seine erlesene Bildung, sein nicht alltägliches Geschick und eine im Grunde richtige und klare Einsicht in die Dinge, der nur — eine Zeitkrankheit unseres Geschlechts — bisweilen der Mut der Konsequenz und die Kraft, sie in Taten umzusetzen, mangelten. Das mag, am Maßstab des Genius gemessen, nicht zu viel sein. Für den Staat, dessen Arbeit nicht stillstehen darf und der deshalb zuzeiten schon mit dem Durchschnitt vorlieb nehmen müßte, bleibt's immerhin eine ansehnliche Leistung.



Meine Seele

Von

Cornelia Kopp

Und manchmal ist sie eine Königin,
Die unter goldbefranzten Purpurbaldachinen
Lässig in tiefen Seidenpolstern ruht;
Lächelnd die blassen Reize der Glycinen
Hinsterben sieht in heißer Sonnenglut;
Der alle Schönheit ringsum nur zu dienen
Bestimmt ist, als ein karges Kronengut.

Und manchmal ist sie eine Bettlerin,
Die ihre schlechte Armut trägt wie Kerkerketten,
Blutige Füße schleppt durch heißen Sand;
Die aus Verlassenheit und Not zu retten
Sich rührte keiner Liebe weiche Hand,
Und die ihr müdes Haupt zur Ruh' zu betten
Noch keinen harten Stein am Wege fand.





Mutter Wiedenkamp

Erzählung
von
Ernst Clausen

„Das gibt grobes Wetter, Mutter Wiedenkamp."

„Kann stimmen, Peter Flier. Steif Nordwest bei Vollmond, und um zehn Uhr kommt die See herein."

„Ja, und Sommer ist's noch lange nicht. Ich will noch mal nach die Westerdüne von wegen meine Boote."

„Das tut nur, Peter! Die Nacht soll man beten für alle, die auf dem Wasser sind", sagte sie und reckte den Arm aus gegen Norden, wo die See am Watt heraufkam und am Leuchtschiff vorbei in die Elbe hineintrieb. Trotzdem es schon fast dunkel war, sah man, wie der Seegang sich schäumend über den Sand schmiß, als wollte er mit weißen, scharfen Zähnen alles fressen. Peter Flier sah auch hinaus und schob den Kautabak aus der linken Backe zur rechten. Sein weißer Bart bog sich im Winde zur Seite, und Mutter Wiedenkamp mußte mit beiden Händen ihr Kopftuch und die grauen Haare darunter festhalten, die der Sturm herausriß und ihr übers Gesicht trieb.

„So 'ne Nacht war's, wie mein Mann bei Sylt auf Sand und Grund ging, und so 'nen grobes Wetter war's, wie mein Jörn, der Älteste, da draußen sein letzt' Gebet gesagt hat. Ich hab' in der Nacht nicht beten können. Um und um hat's mich getrieben vom Haus auf den Sand und vom Sand wieder ins Haus, aber gewußt hab' ich ganz genau, daß mein Jung' in Seenot war."

Die Frau sprach es mehr zu sich selbst, so wie ihr die Erinnerung kam.

„Weiß noch gut, Mutter Wiedenkamp. Ich hab' in die selbigte Nacht gesehn, wie einer oben auf die Westerdüne stand und die Arme zwei Stunden lang im Kreuz hielt. Ein Mensch war's nicht! Klaas Lührs sein Hund hat die Nacht hinter Ihrem Haus geheult. — Kommt Ihr Jüngster, was der Martin ist, bald wieder?"

„Nein, Peter Flier, noch lang nicht! Gestern hat er von Australien geschrieben. Zu Martini könnt's sein, eher nicht."

„Na," meinte der alte Seebär und warf einen lauernden Blick aus den kleinen, rot geränderten Augen zu der Frau hinüber, „na, denn muß seine junge Frau noch en End' lang Geduld haben. Aber sie hat's ja gut bei Ihnen, und was

unser Lehrer ist, Heinz Jelsen, Ihr Schwesterkind, ist ja auch da und kann ihr en bißchen die Zeit vertreiben."

Eine scharfe Falte grub sich in die Stirn der Frau, aber sie sagte doch zunächst ziemlich ruhig:

„Das ist nicht anders, wenn eine 'nen Seemann heiratet. Hast du sonst noch was auf der Zunge, Peter, was die alten Weiber im Dorf schwatzen? Ich hab' noch 'nen alten Unterrock, wenn du einen für dich brauchst — —?"

Ihre Stimme war von Wort zu Wort schärfer geworden. Peter Flier wußte nun, was es geschlagen hatte, wenn sie ihn „du" nannte. Und er bekam's im Sturm:

„Hättest du deine Nase nicht alle Abend so tief im Grog, Peter, denn stecktest du sie auch nicht tiefer in anderer Leute Sachen, als es dich angeht. Kannst mir auch zu Ostern das Geld bringen. Ich habe die zweihundert Mark hinten in meine Bibel geschrieben. Kannst auch mal die Nase in die Bibel stecken, da steht nix drin, daß Mannsleut' lange Ohren und ein leeges Maul haben sollen!"

Hart und kurz stieß sie die Sätze gegen den Sturm heraus, und Peter Flier wünschte, er wäre erst bei der Westerdüne.

„Ich hab' nix weiter sagen wollen! Aber das sag' ich, den Martin, den Jüngsten, hätt' ich nicht auch aufs Wasser gelassen. Ihr Mann und der Jörn liegen in der Nordsee, und der Zweite ja wohl in Kalkutta!"

„Was sollt' ich machen, Peter Flier, wenn so en Jung' will! Sie hatten's alle im Blut vom Vater her, und von mir auch. Ich bin en Lotsenkind. Wenn's der Herrgott so will, muß man stillhalten."

„Ja, Mutter Wiedenkamp, Sie sagen das so: Wenn's der Herrgott will? Ich denk' immer: Was en Wiedenkampscher Kopp will. Gute Nacht!"

Sie sah ihm nach, wie er breitbeinig gegen den seitlichen Wind über den Sand steuerte.

War es schon so, daß die Leute im Dorf davon sprachen —?

Den derben Lederschuh setzte sie fest auf die Steinplatte vor der Haustür, den Schuh, in dem sie fast sechs Fuß hoch stand, fest noch und gerade trotz ihrer sechzig Jahre. Sie hatte den Rücken nicht gebeugt, auch nicht, als ihre beiden Söhne die letzten Schuhe hergeben mußten, in denen sie mehr als sechs Fuß hoch gestanden hatten, die Wiedenkampschen Riesen. Ja die Frau stand noch fest, auch auf Bibelgrund; zwar etwas stark im Alten Testament, wie der Pastor meinte, aber sie stand drin und hielt daran. Was sie las und was sie dabei fühlte und dachte, das wußte sie. Eine Friesin war sie, und keiner sollte ihr ansehn, wie es im Herzen gerissen und genagt hatte. Platz ums Haus und freier Platz um den Menschen! Es braucht keiner hineinzusehen durch die Fenster, nicht ins Haus und nicht ins Herz! Meine Sache ist meine Sache und nicht deine!

Und doch, als sie jetzt die Tür öffnete und aus der Giebelstube durch das dumpfe Brausen des Nordwest und das Rollen der See der Klang von Geigenspiel zart und fein an ihr Ohr traf, da war's, als ob Mutter Wiedenkamp den Rücken und graden Nacken beugte. Über ihr Gesicht flog es gleich einem kummervollen Schatten, wie kein Mensch jemals einen solchen auf ihrem Gesicht gefunden hatte. Wie Furcht war es und geheime Angst. Nachdem sie eine Weile gelauscht hatte,

schob sie den Holzriegel vor die Tür und stieg dann schwer auftretend die schmale Treppe hinan. Ehe sie eintrat, war ihr Gesicht wieder ruhig geworden, und den Kopf trug sie hoch. So schritt sie zur Kommode, nahm von dort die Bibel, setzte sich damit in den alten Lehnstuhl am Ofen, legte das schwere Buch auf die Knie und begann zu lesen.

Die Hängelampe gab ruhigen Schein, und die schlichten, guten Mahagonimöbel glänzten mit sauber gehaltener Politur. Frau Wiedenkamp war nicht arm. Ihr Mann hatte was darauflegen können für Haus und Ausstattung. Ganz leise schaukelte vom Deckenbalken das dort hängende Schiffsmodell hin und her. Ein fertig aufgetakelter Dreimaster war es, den ihr Ältester vor seiner letzten Reise geschnitzt hatte. An der Wand über der Kommode hingen drei kleine Photographien von Mann und Söhnen, und um jeden der schmalen schwarzen Rahmen lag ein kleiner Kranz von künstlichen Myrten. Ein viertes der Bilder dort war kranzfrei. Das war Martin, der jetzt mit der „Freia" auf Franzisko steuerte.

Nach einer Weile legte dessen Mutter die kräftige Hand auf die Blätter des Buches und lehnte den Kopf gegen das Lederpolster zurück.

Da stand Heinz Jelsen, ihr Schwesterkind. Er wandte ihr den Rücken zu. Sie sah nur die feine schlanke Gestalt und das braune, gewellte Haar seines auf die Geige gebeugten Kopfes. Kein Notenblatt war vor ihm. Draußen heulte der Sturm, und dumpf drohend klang das Brüllen der See, aber im Giebelstübchen quoll sanft und weich singender, jubelnder Ton unter dem Geigenbogen hervor, so zart und rein, so wonnevoll leicht sich hebend, wie ein Menschenherz schlägt in unschuldiger Lust. Abend für Abend spielte hier Heinz Jelsen.

Seine Geige hatte gesungen, als die Nachricht kam von Jörn, des Ältesten, Tod; sie hatte geklungen, als die Kunde kam von Helms, des Zweiten, Sterben in der Fremde. Hier hatte die Mutter geweint und gerungen mit starkem Herzen gegen den Jammer, und nur Heinz Jelsen hatte ihre Not gesehen und ihr Trost gesungen mit seinem Spiel. Wenn er sah, daß sie, so wie heute, im Gram dort saß mit der Bibel im Schoß, dann ging ein mitleidvolles Lächeln über sein gutes Gesicht, und er nahm seine Geige und sang damit Mutter Wiedenkamps Seele weich. Wie hatte sie Heinz so lieb, den sie zu sich genommen vom achten Jahre an, nachdem ihm Vater und Mutter gestorben! Ganz anders war er als die Wiedenkamps, ganz anders! Diese waren Kraft und Wille, Schweigsamkeit und Stolz! Heinz Jelsen war Zartheit und Träumen, Mitteilen und Mitleid! Nun war er schon seit zwei Jahren Lehrer im Dorf. „Wie ein Prinz ist er doch", dachte sie oftmals, wenn er ihr gegenüber in der Kirche unter den derben Fischern saß mit seinem feinen Gesicht und seiner schmalen Gestalt.

In seinem Haar gleißte, goldige Lichter webend, der Schein der Lampe.

Mutter Wiedenkamp schloß eine Weile die Augen, und als sie sie wieder aufschlug, fiel ihr Blick auf ihres Sohnes Martin Frau, die dort in der Sofaecke kauerte, Antje, die Kapitänstochter aus Hamburg. Diese hielt die Augen geschlossen und rührte sich nicht. Ihr dunkles Haar war im Schatten; um so heller leuchtete das weiße schmale Gesicht und die schlanke Hand, in die sie es gestützt hielt. Mutter Wiedenkamps scharfe graue Augen wanderten von dort zu Heinz

und wieder von diesem zurück zu Antje, ihres Jüngsten Weib. Da sah sie auch, wie diese, gleichsam aus Träumen erwachend, die Augenlider langsam hob, und wie der Blick der großen dunkeln Augen eine Zeitlang mit seltsamem Ausdruck auf Heinz ruhte. All das verträumte Sehnen, was jener dort spielte, strahlte aus diesen Augen zurück, deren Lider sich bald wieder senkten. Mutter Wiedenkamp aber nahm die Hand von den Blättern der Bibel und las weiter:

„Und es begab sich, daß David um den Abend aufstund von seinem Lager, und ging auf das Dach des Königshauses, und sah vom Dach ein Weib sich waschen; und das Weib war sehr schöner Gestalt. —“

Heinz Jelsen aber spielte weiter, und Antje wunderte sich, wie schön die Geige klang. Mutter Wiedenkamp aber war es, als könne sie das Spiel nicht mehr hören, als locke es in den Tönen, als täte es ihr körperlich weh, als müsse sie rauh sein wie die See, deren Wogen sich brüllend am Strande selbst fraßen!

„Hörst du das Wetter, Heinz?“ fragte sie hart. „Mancher Mutter Sohn spricht heut' nacht sein letztes Gebet.“

Er zuckte zusammen bei dem Klang ihrer lauten Stimme, und ein schriller Mißton endete das Spiel. Als er Kopf und Blick hob, sah er grade hinein in Antjes große Kinderaugen mit dem bläulichen Weiß um die dunkle Iris. Sie sahen einander an, bis sie sich aus der kauernden Stellung aufrichtete und mit der Hand das krause Haar aus der Stirn strich. Dabei schauerte sie zusammen und horchte aus der Stille der kleinen Stube auf den lauten Sturm.

„Ich fürcht' mich“, sagte sie, indem sie die Hände in die blau und weiß gestreifte Schürze wickelte.

„Ja, Antje, mancher Mutter Sohn spricht heut' nacht sein letztes Gebet! Dein Mann ist auf dem Wasser und dein Vater auch —!“

Antje blickte die alte Frau stumm an. Streng und hart war deren Mund, umzogen von scharfen Linien, die Leben und Leid gegraben hatten. Fest und grade aufgerichtet saß sie im Lehnstuhl mit der Bibel auf dem Schoß. Da sprang Antje auf und horchte wieder, während Heinz still die Geige beiseite legte.

„Was mußt du immer vom Tod sprechen, Mutter?“ fragte Antje.

„Man denkt daran. Ich habe nur noch den einen, den Martin.“

„Er hätte nun schöne Fahrt vor sich, hat er doch geschrieben!“

„Der Brief ist zehn Wochen alt. Wasser ist Wasser! Im Sturm schreit uns der Herrgott ins Ohr. Jetzt geht die See schon bis an die Westerdüne; ich höre es ganz genau. Als der Jörn draußen war, hat die See so hoch gestanden, daß mir oben am Flaggenstock das Salzwasser ins Gesicht flog. Ich denke, Antje, es ist Zeit, daß du nach deinem eignen Haus siehst!“

Antje langte nach ihrem Wolltuch, während die Mutter aufstand und eine Öljacke von der Wand nahm nebst dem Südwester, der daneben am Türpfosten hing.

„Laß mich Antje nach Hause bringen bei dem Wetter“, sagte Heinz Jelsen.

„Nein, Heinz! Ich habe schon bei ganz anderem Wetter draußen gestanden, oft eine ganze Nacht lang, wenn mir in Sorge und Furcht die Luft zu eng wurde in der Stube.“

Ein Windstoß kam, daß man deutlich fühlte, wie der Giebel leicht bebte, und hörte, wie die Kuppel der Lampe leise klirrte. Antje sah scheu zu Heinz hinüber, als könne er ihr helfen.

„Mutter, ich fürcht' mich allein in meiner Kammer! Ich bleib' hier."

Aber die alte Frau drückte den Südwester fest in die Stirn und sah fast aus wie ein Mann.

„'ne Seemannsfrau soll ihres Mannes Haus hüten, wenn er auf dem Wasser ist. Komm!"

Sie schritt mit schweren Schritten voran.

„Gute Nacht, Heinz." Antje hielt ihm die Hand hin.

„Ich werde schon mit ihr reden," flüsterte er, „daß du hierher ziehst, bis Martin zurückkommt. Gute Nacht, Antje, hab keine Angst!"

Er drückte fest die kalte, kleine Hand, um ihr Mut zu machen.

„Halte dich fest an mich, Antje!" meinte die Alte, als der Sturm die beiden Frauen scharf von der Seite faßte, ihnen die Röcke stramm vor die Knie zerrte und surrenden Sand über die Schuhe trieb. „Halt dich an mich, ich bin's gewohnt!"

So stampften beide schweigend nebeneinander mühsam durch den Sand bis zu Antjes Haus, das Martin für sie und sich vor der Hochzeit gebaut hatte.

„Solchen Sturm gibt's in Hamburg nicht, Mutter."

„Kannst recht haben. Die Leute sagen, wenn's in Hamburg still ist, dann pustet's immer noch bei uns."

Nachdem sie eingetreten waren und Licht angezündet hatten, sagte Mutter Wiedenkamp: „So, mach die Läden fest zu! Kannst nachher ruhig träumen. Wenn 'ne Seemannsfrau von ihrem Mann träumt, dann weiß er's, und wäre er noch so weit. — Jetzt geht das Wasser schon übers Westereck weg; man hört, wie es gegen den Damm dahinter bricht."

Ja, die See brüllte, und Antje stand, horchte darauf und schlang die feinen Hände ineinander.

„Mutter, ich fürcht' mich zu Tode allein in der Kammer!"

Ein weicher Ausdruck kam in Mutter Wiedenkamps Augen. Sie wußte noch gut, wie es ist, wenn man mutterseelenallein im Hause bleiben muß bei solchem Wetter.

„Wart, bis was Kleines mit dir in der Kammer schläft, dann hat man keine Angst mehr! Kannst ruhig sein, ich bleibe hier in der Stube, bis du im Bett bist."

Ihre Hand war weich, als sie damit der jungen Frau über die Wange strich: „Bist ja noch jung, Antje; ich weiß wohl!" Sie trat vor den Ofen, um den glimmenden Torfsoden zu schüren und Kohlen aufzulegen. „Zieh dich in der Stube aus, Antje, hier ist's noch warm."

„Du bist heute so gut zu mir, Mutter."

„Meinst —? Ich zeig's nur nicht oft. Manchmal denk' ich, du bist noch wie 'ne kleine Deern. Ich hab' nie eine gehabt, bloß Jungens."

Sie sah zu, wie Antje das Kleid abstreifte. Herb und zart waren noch die Formen der Arme und des schlanken Halses.

„Habt hier abends wohl manchmal zusammen gesessen, du und der Martin?“

Scherzhaft neckend fragte sie, aber ihr Blick ging dabei scharf zu Antje hinüber mit einem Ausdruck, als suchte sie etwas in deren Gesicht. Diese hatte die langen dunklen Haare gelöst, die ihr über die Hüften reichten und die sie nun in zwei starke Zöpfe flocht.

Antje erwiderte nichts. Mutter Wiedenkamp wandte den Blick wieder ab und stierte in die Ofenglut, bis Antje auf bloßen Füßen zu ihr trat: „Gute Nacht, Mutter.“ Sie stand im Unterrock da und hielt die Hand hin, während die alte Frau zu ihr aufsah.

„Ich mein', der Martin wär' heute abend gern an meiner Stelle“, sagte sie ganz gegen ihre sonstige herbe Art im scherzenden Tone. Die junge Frau aber senkte den Kopf, wurde rot und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam die Mutter zu ihr und drückte fürsorglich das Federbett an Antjes zarte Glieder. Es war, als wenn eine Mutter ihr kleines Kind zu Bett bringt. „Schlaf schön, Kindchen!“

„Ja, Mutting, nun fürchte ich mich schon nicht mehr.“

„Laß gut sein; ich bleib' nebenan, bis du schläfst. Die Haustür schließ' ich hinter mir ab. Du hast ja noch einen Schlüssel.“

Damit ging sie hinaus, um sich wieder vor dem Ofen niederzuhocken und zu horchen, wie die See ging. So hütete Mutter Wiedenkamp den Schlaf von ihres Jüngsten Weib. Gedanken gingen durch ihren Kopf, Gedanken mit Sturm und Wellen, Gedanken mit lodernder Flamme im Ofen. „Martin, mein Jung'!“ murmelte sie einige Male vor sich hin. In solcher Sturmnacht war er zur Welt gekommen; Martini war's gewesen, und Martin hatte sie ihn genannt; ja, und zu Martini wollte er heimkommen. Ihr war's, als stände seine riesige Gestalt neben ihr und als blickten seine hellen Augen zu ihr hinunter, die immer gut und freundlich gewesen waren, wenn er die Mutter damit anblickte. Sah er, daß ihre Gedanken bei ihren drei Toten waren, dann legte er wohl die breite Hand auf ihre Schulter: „Mußt nicht immer dran denken, Mutter; hast mich ja noch.“

Ihr Stolz war er, dieser letzte Wiedenkamp, der zweite Steuermann auf der „Freia“, die mit deutschen Waren nach St. Franzisko lief. Wie konnte nur in einem solchen riesigen Menschen, den kein Mann anzurühren wagte, ein Herz stecken so weich und so gutmütig, wenn er mit der Mutter sprach! Zu Männern sprach er wenig und nur, was gesagt werden mußte. Darum hielten sie ihn für stolz im Dorfe. Als er ihr damals mitteilte, daß er zu heiraten gedenke, hatte sie drei Tage lang kein Wort mit ihm gesprochen, und als sie am vierten Tage dann mit ihm sprechen wollte, hatte er nicht geantwortet, sondern den Kopf zur Seite gewandt mit einer tiefen Falte auf der Stirn. Hier kamen zwei Wiedenkampsche Köpfe aneinander; aber sie mußte es erst verwinden, daß eine andere, eine Fremde, nun vor ihr kommen sollte in ihres Sohnes Herzen. Erst als sie sagte: „Sei wieder gut, Martin, kannst deine Braut bringen, ich will sie nehmen wie ein eigen Kind“, hatte er ihr die Hand gegeben, und die Falte war fort, denn er wußte, daß Mutter Wiedenkamp hält, was sie sagt. Sie hatte ihr Wort gehalten und das feine Stadtkind ans Herz genommen. Als sie zuerst Martins Braut erblickte, hatte sie gedacht: Die drückt er ja tot, wenn er sie in den Arm nimmt! Heimlich mußte sie dann oft lächeln,

wie zart und fein der riesige Mann mit Antje umging. Diese war gut und fügsam im Umgang mit der Mutter. Nie war ein unrechtes Wort gefallen.

Die Augen der alten Frau wanderten langsam durchs Zimmer und hafteten eine Weile auf dem Bücherbord zwischen den Fenstern. Die Schwiegertochter hatte etwas gelernt und brachte viele Bücher mit. So kam es, daß nur in Heinz Jelsens Stube und in Martin Wiedenkamps Hause andere Bücher waren neben der Bibel.

Ja, ja, sie wußte noch gut, wie es ist, wenn der Mann auf Jahr und Tag in See ging. Zwar für sie war's leichter gewesen, denn als ihr Mann bald nach der Hochzeit fort mußte, wußten er und sie, daß sie ihn bei seiner Heimkehr nicht mit leeren Händen erwarten würde. Bis dahin sollte der Älteste, Jörn, auf der Welt sein. Damit aber war's hier im Hause ja wohl noch nichts? — Es ging ein Wort in Seemannsmund: Wenn ein Seemann nach Hause kommt unter einem Jahr, dann muß eins mehr in der Stube sein, sonst geht die Frau auf Grund! — Weisheit war in dem Wort, herbe Wahrheit, die gelernt war aus dem Leben, aus Sturm und Wirklichkeit.

Wie zutunlich und freundlich Antje in Mutter Wiedenkamps Augen blicken konnte! Genau so wie Heinz Jelsen!

Sie richtete sich auf und horchte. Draußen dasselbe Getöse in Luft und See, nebenan ein ruhiges, tiefes Atmen! Da streifte sie die derben Lederschuhe ab und ging lautlos an die offene Kammertür, von wo aus sie doch ganz deutlich trotz des Halbdunkels Antjes schwarzen Kopf in den weißen Kissen erkennen konnte. Näher schreitend blickte sie auf das zur Seite geneigte Gesichtchen herab.

„Wie ein Kind, grad wie ein kleines Kind!" — Fast hätte Mutter Wiedenkamps Hand über Antjes krause dunkle Haare gestrichen. Diese bewegte den Kopf, warf sich auf die andere Seite und murmelte Worte vor sich hin. Ganz tief beugte sich Mutter Wiedenkamp hinab; sie wollte so gern Martins Namen hören! Aber mit einem Ruck richtete sie sich auf. „Heinz, Heinz, spiel weiter" — das hatte sie gehört, und leise, mit gesenktem Kopf, schlich die Alte wieder hinaus. Mitten in der Stube blieb sie stehen und legte die Hand aufs Herz. Hart war ihr Gesicht, tiefer und herber wurden die Linien, die dort das Leben gegraben! Als sie sich dann bückte, um die Schuhe aufzunehmen, war es ihr, als triebe der Sturm Kohlendunst ins Zimmer. Sie griff hinauf hinter den Ofen, um zu prüfen, ob vielleicht die Rohrklappe nicht ganz geöffnet sei. So stand sie eine Weile mit erhobenem Arm und mit dem Griff der Klappe in der Hand.

„Warum träumt sie nicht von Martin, ihrem Mann — —?"

Hastig ließ sie das Eisen los, als sei es glühend; hastig riß sie die Lampe vom Tisch und ging damit hinaus. Erst auf der Diele zog sie die Schuhe an, löschte das Licht und trat hinaus. Der dürre Sandhafer am Gartenzaun surrte und flirrte mit pfeifendem Ton, als sie die Tür schloß und nach dem Dorf hinüberspähte. Der Mond war herauf, und sein Licht kam und verschwand hinter den unter ihm durch hetzenden Wolken. Im ganzen Dorf war nur noch ein Licht, und das warf seinen hellen Schein aus dem Fenster ihrer Giebelstube. So war Heinz Jelsen noch dort.

Sie wandte sich kurz und begann zur Westerdüne aufzusteigen. Es tat ihr gut, gegen Sturm und unter den Füßen abrieselnden Sand mühsam sich hinauf-

zuquälen. Oben angelangt und nach Atem ringend konnte sie nicht aufrecht stehen, sondern mußte knien und sich am Flaggenstock halten. Dort kniete Martins Mutter nicht zum erstenmal in solcher Nacht! Ihr Falkenauge flog weit über die See.

So wie das Mondlicht kam und ging, flackerte es schneeweiß auf aus der tobenden See, als griffen Geisterhände hier und dort, nah und fern nach oben. Die Frau bewegte die Lippen: „Kannst ruhig schlafen, Martin, mein Jung'; ich bin da!"

Als sie das gesagt hatte, eilte sie abwärts nach Hause, wo in der Stube Heinz am Tisch saß und in einem Buch las. Sie trat an den Ofen und hielt die starren Hände gegen die warmen Kacheln, während ihr Blick auf ihm ruhte, bis sie fragte:

„Was liest du da, Heinz?"

„Gedichte, Mutter."

„Lies keine Gedichte, Heinz, lies das Leben und die Bibel!"

Er sah sie frei und offen an mit ehrlichen Augen.

„Mutter, laß doch Antje hierher ziehen, bis Martin zurückkommt. Sie fürchtet sich allein in ihrem Hause."

„Hierher in unser Haus, Heinz — —?"

Fast klang es, als lachte ein häßlicher Unterton in ihrer Stimme auf.

„Ja, Mutter, sie kann einem leid tun, so jung, wie sie ist, und so schwach und zart, mutterseelenallein in dem Haus! Wir sollten gut sein mit ihr; Martin wird es gern sehen, oder — hast du etwas gegen sie? Heut' abend warst du so kurz, als du mit ihr sprachst."

Die alte Frau schwieg und hielt den Blick fest gerichtet auf die Myrtenkränze über der Kommode. Erst nach einer Weile kam ihr Blick zurück, um grübelnd auf seinem Gesicht und in seinen klaren Augen zu ruhen. Langsam wischte sie mit der Hand über die Stirn; aber als sie die Hand sinken ließ, war ihr Gesicht freundlicher als vorher.

„Ihr seid beide noch Kinder, du, und die Antje erst recht! Aber in ihrem Haus bleibt sie, das ist anvertraut Gut."

„Dann laß mich so lange in Martins Haus ziehen, Mutter!"

Scharf wieder musterte ihr Blick seine Züge.

„So — meinst du das —?" und nach einer Weile des Nachdenkens: „Nein, Heinz, wenn Martin hierher denkt, und wär's in seiner Todesstunde, dann sollen seine Gedanken die Frau in seiner Kammer finden! Einem, der weit auf dem Wasser ist, soll man die Gedanken nicht verstellen. Gute Nacht, Heinz."

Lange noch lag sie wachend im Bett und lauschte auf Sturm und Brandung, bis sie endlich die Hände faltete und ihr Vaterunser sprach. Die Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung!" sagte sie zweimal auf. Zwischen Wachen und Schlafen schon fuhr sie plötzlich hoch und setzte sich im Bett auf. Was für Stimmen hörte sie durch den Sturm hindurch? Der hellklingende Schrei der Wildgänse war es, die nach Norden zogen. Dann lag sie wieder wach in grübelnden Gedanken, bis es draußen stiller wurde; und Ruhe kam in ihr Mutterherz.

* * *

Als Mutter Wiedenkamp vor der Tür des Pastorhauses am Eisen des Fußkratzers ihre Schuhe reinigte, sah sie in der Ferne an der Westerdüne zwei Gestalten

sich über den sonnenbeschienenen weißen Sand bewegen. Das waren Heinz Jelsen und Antje. Als die beiden zusammen vor einer Stunde fortgingen, trug Heinz ein Buch in der Hand, und Antje ging neben ihm schlank und leicht in einer hellen Bluse mit blauen Tupfen. Osternachmittag war es, und die See still wie ein Teich. Hier und dort stand in dem sonnigen Schimmer, der über dem tiefblauen Wasser flimmerte, ein Segel, schneeweiß. Die einsetzende Flut quoll in tiefen, ruhigen Atemzügen über den flachen Strand herauf und senkte sich leise rauschend zurück vom weißen, wie die Brust eines Mädchens leuchtenden Sande. Nun blieben die Gestalten stehen, und Mutter Wiedenkamps scharfe Augen erkannten, wie die beiden sich niederließen am Fuß der Düne. — Da zog sie die Klingel an der Tür.

Die Fenster ließen weit geöffnet dem alten Pastor Hallinger Sonnenluft und Primelduft, Finkenschlag und Lerchensang in seine Studierstube hinein. Er hatte am Fenster gestanden und alles das dankbar genommen, was solch ein Ostertag über Sand und Wasser, über Scholle und Schaum in ein Menschenherz hineintragen kann. Nun wandte er bei Mutter Wiedenkamps Eintritt dieser sein freundliches Greisenantlitz zu.

„Das ist ein gottgesegneter Feiertag, Frau Wiedenkamp, für uns Alte besonders. Nun hören Sie bloß, welchen Jubel die Stare in meiner alten Linde loslassen! Ich glaube gar, Sie haben hier in meiner Stube nicht gestanden, seit ich den Martin konfirmierte. Was macht der Jung'?"

„Danke für Nachfrage, Herr Pastor! Gut zuwege war er, wie er zuletzt geschrieben hat. Ich wollte mit Ihnen sprechen wegen meinem Schwestersohn, Heinz Jelsen."

„Wegen dem, Frau Wiedenkamp? — Ein guter, fleißiger und kluger Mensch ist er, ein Lehrer nach dem Herzen Gottes und der Kinder, was so ziemlich auf eins herauskommen mag."

„Das streit' ich nicht ab, Herr Pastor", sagte Mutter Wiedenkamp, indem sie mit der Hand die Falten ihres Schwarzseidenen über den Knien glatt strich. Sie saß steil gerade auf dem Stuhl, den ihr der alte Herr geboten hatte. „Ich meine, wenn der Heinz so tüchtig ist, wär's doch am Ende besser, er käme an eine Stadtschule."

Sie hielt ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit die Augen gesenkt, fühlte aber sehr wohl, daß des alten Mannes helle Augen scharf ihr Gesicht musterten.

„Kommt das von ihm oder von Ihnen, Frau Wiedenkamp?"

„Er weiß nichts davon."

„Na, dann denke ich, man soll jeden Menschen für sich selbst denken, sorgen und sprechen lassen. Will er selbst nicht fort, na, dann bleibt er hier."

Er sagte dies mit ziemlichem Nachdruck. Sah er doch, daß die Frau auf einem Umweg zu ihm sprach, den er nicht liebte. Diese stand auf und sagte ebenso bestimmt:

„Nichts für ungut, Herr Pastor; ich hab' Mutterstelle an dem Jungen vertreten."

Der Pastor kannte die Menschen hierzulande nur zu gut. Er kannte die breiten, harten Stirnen und kühl abwehrend blickenden Augen; er kannte dieses verschlossene Wesen und schwere Sprechen.

„Schön, Frau Wiedenkamp, wenn Sie weiter nichts haben, dann habe ich auch nichts weiter für Sie. — — Aber so dumm bin ich nicht, um Ihnen zu glauben, daß Sie nichts weiter hier gewollt hätten!“

Sie, die sich schon zur Tür gewandt hatte, blieb zögernd stehen. Wenn einer so mit ihr sprach, ging Mutter Wiedenkamp nicht hinaus, ohne Antwort zu geben.

„Ja, Frau Wiedenkamp, bloß um das zu fragen, ziehen Sie nicht Ihr Schwarzseidenes an und kommen an einem Osternachmittag ins Pastorhaus!“

Sie stand und sah ihm trotzig, fest ins Gesicht, sah fest hinein in seine klaren, ruhigen Augen und fühlte, daß diese Augen mehr gesehen hatten, als sie hatte zeigen wollen.

„Ich mein' man, Herr Pastor, es ist nicht meine Art, lang zu bitten. Ich sag's grade heraus, ich möchte Heinz Jelsen gern auf 'ne bessere Stelle haben.“

„Wo er besser bezahlt wird also?“

„O, von wegen dessen, Herr Pastor, mein Schwesterkind braucht nicht aufs Geld zu sehen. Da bin ich noch gut für!“

Der alte Herr mußte lächeln über den herben Stolz, mit dem sie ein solches Ansinnen zurückwies.

„Wenn's das nicht ist, Mutter Wiedenkamp, dann frage ich Sie: Ist ein solcher Lehrer für uns zu gut —? Sind unsere Kinder schlechter als die in der Stadt? Na, da schütteln Sie den Kopf —? Das denke ich doch auch. — Einen solchen Lehrer haben wir in den vierzig Jahren, seit ich hier bin, nicht gehabt, und lieb habe ich den Menschen, als wäre er mein eigener Sohn!“

„Mir ist er wie ein eigen Kind,“ erwiderte Frau Wiedenkamp, „aber ich denke, jeder soll auf den Platz, wo er vorwärts kommen kann.“

Nun trat der alte Mann dicht an sie heran und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Mutter Wiedenkamp, Sie lügen ja nicht geradezu, nein, aber Sie segeln grade um eine Handbreit an der Wahrheit vorbei. Deshalb ist es auch nicht, daß Heinz Jelsen fort soll!“

Sie machte eine kurze abwehrende Bewegung mit der Schulter, aber seine Hand blieb dort liegen.

„Und nun, Frau Wiedenkamp, sage ich es Ihnen auf den Kopf zu: Sie wollen den Heinz forthaben wegen dem Gerede im Dorf!“

Da setzte sie ihr hochmütigstes Gesicht auf.

„Als wenn ich mich darum kümmerte, was die alten Weiber im Dorf klatschen!“

„Gut denn, wenn es nicht wegen dem Gerede im Dorf ist, dann ist es wegen dem Gerede, das Mutter Wiedenkamp mit sich selbst spinnt. Was ist mit Heinz Jelsen und der jungen Frau vom Martin?“

Sie zuckte zusammen.

„Nichts ist, Herr Pastor, da sag' ich noch gut für, daß nichts ist! Sonst stände ich nicht hier, und die Antje wär' auch nicht mehr hier!“

Trotzdem sie so sprach, ging ihr Blick unruhig durchs Zimmer. Der Pastor ließ die Hand von ihrer Schulter gleiten und trat ans offene Fenster. Ob diese Frau wohl herausgab, was in ihr sorgte, bangte und fragte? Fast wollte ihn die

Mühe verdrießen, durch den Panzer zu dringen, den eine solche herbe Natur um sich trägt. Eine Weile sah er nachdenklich in den Sonnenschein, der warm auf den Primelrabatten im Garten lag. Die Frau hinter ihm im Zimmer hatte bange Sorge am Herzen, sie lechzte danach, sich mitzuteilen, und konnte doch den Weg nicht finden durch alle die Sperren, die in ihrem Wesen lagen. Ging sie so fort, dann kam sie nie wieder mit ihrer Sorge zu ihm, auch zu keinem anderen Menschen, und er wußte, es handelte sich um Heinz Jelsen, den er liebhatte.

„Frau Wiedenkamp," begann er, ohne vom Fenster zurückzutreten, „daß Sie ein starkes und stolzes Herz haben, weiß ich. Aber ich sage Ihnen auch, daß man sich nicht gern anlügen läßt von einem Menschen, vor dem man Respekt hat."

Er erhielt keine Antwort. Nichts regte sich hinter ihm im Zimmer. Aber als er sich umwandte, sah er, daß die große, stattliche Frau dort tief atmend stand und daß ihre Schultern weit nach vorn gebeugt waren.

„Soll ich mit Heinz sprechen, Frau Wiedenkamp? Ich tue es gern, wenn es Ihnen recht ist."

Da schrie sie auf: „Bloß das nicht — bloß das nicht, um Gottes Barmherzigkeit nicht! Ich weiß nichts, — gar nichts weiß ich, und ich lass' mich totschlagen, nichts Unrechtes ist geschehen, — bis heut' nicht, Herr Pastor!" Sie preßte beide Hände gegen die Brust. „Hier hab' ich 'ne Angst, 'ne Angst, als ginge die Sünde durchs Haus, nein, als stände die Sünde vor der Tür und wartete. Heinz Jelsen ist unschuldig wie ein Kind. Zum Herrgott hat er mich oft hingespielt mit seiner Musik, wenn ich dachte, es gäb' ja wohl keinen guten Gott mehr in der Welt! Ich hör's so gern, Herr Pastor, aber die junge Frau hört's auch gern. Ich versteh' ja sonst nichts davon, aber wenn sie dabei sitzt und zuhört, dann spielt er ganz anders, ganz anders, und dann kommt die Angst! Ich weiß nicht, aber dann denke ich, die Sünde ist in der Musik, und ich könnte die Geige nehmen und sie kaput schlagen!"

Sie schwieg einen Augenblick, kurz und hastig atmend, während der alte Pastor einige Male vor sich hinnickte: „Weiß wohl, weiß ganz gut, Mutter Wiedenkamp!"

„Ja, Herr Pastor, und dann liest er ihr was vor aus seinen Büchern, und sie gehen zusammen aus, heute nachmittag auch. Ich kann doch nichts dagegen sagen. Was soll auch die junge Frau tun? Arbeit hat sie nicht viel im Haus. Wenn ich die beiden ansehe, — wie Kinder sind sie noch, Heinz, und die Antje erst recht, — dann denk' ich, alles ist Unsinn. Nicht rühren mag ich dran! — Dem Heinz kann ich nichts sagen, ich kann's nicht! Wenn er mich dann ansieht mit seinen Augen, dann muß ich mich ja schämen, dann wird's grade so sein, als wär' ich schlecht! Ich könnt's nicht aushalten, wenn er mich so ansieht! — Ich hab' ihn zu lieb, den Jungen!"

Das kam alles heraus in abgerissenen Sätzen, alles, was seit Wochen in schlaflosen Nächten in ihr genagt und an ihr gezehrt hatte. Tränen, die sie heimlich schon geweint, Gram, der sie heimlich gequält, Angst um ihres Letzten, des Martins Glück. So stand sie, und langsam rollten zwei Tränen an den herben Linien ihres Mundes herab.

„Ja, Frau Wiedenkamp, ich glaube auch, daß alles Unsinn ist. Gespenster sind es aus Ihrem langen Leben und aus Not und Gram vergangener Tage.

Allzuviel Leid macht feige. Wann kommt Martin wieder? — So, zu Martini. — Hm, ja, Heinz Jelsen können wir auch nicht von heute auf morgen an eine andere Schule bringen. Recht haben Sie, nicht rühren soll man dran. Wer ins Feuer pustet, dem schlägt die Flamme in die Augen und ins Haus. Das Gerede im Dorf? Sie denken, wenn Ihr Sohn zurückkommt, daß die Leute ihm allerhand zustecken? Die Niedertracht ist immer da, Gott sei's geklagt, zumal Ihre Schwiegertochter keine von hier ist —"

„Meinem Martin, Herr Pastor, sagt keiner was, dem sein Leben lieb ist."

„Hm, ja, ich weiß wohl. Er ist so einer, still vor sich hin, aber wenn es losbricht, denkt man, der Mensch ist toll. Ich weiß noch ganz gut, als der Martin sechzehn Jahre alt war, und einer etwas gegen Sie gesagt hatte, da hat er den Menschen fast totgeschlagen. Ein ausgewachsener Mann war der andere."

„Ja, Herr Pastor, das tut er."

„So denke ich, lassen wir die beiden Kinder in Ruhe und vertrauen dem Herrgott! Es gibt ein Feuer, das keiner löscht, wenn's der Herrgott nicht selbst tut. Aber wir beiden, Mutter Wiedenkamp, wir halten die Augen offen! Wäre es nicht möglich, daß Ihre Schwiegertochter nach Hamburg ginge?"

„Das geht nicht, Herr Pastor. Ihre Mutter ist tot, und ihr Vater ist auf See. Verwandtschaft hat sie auch nicht. Aber jetzt ist's mir schon besser. Auf der Brust hat es mir gelegen. Kein Wort sage ich gegen die junge Frau. Ich weiß, wie's tut, wenn der Mann fort muß bald nach der Hochzeit!"

Der Pastor stand wieder am Fenster. Frühlingswind, linde Luft und Sonnenschein allüberall.

„Also, ich passe mit auf, Mutter Wiedenkamp!"

„Herr Pastor —" sagte sie und hielt ihm die Hand hin.

„Sie brauchen mir nicht zu danken, Frau Wiedenkamp. Ich kenne Sie ganz gut und weiß, daß der Martin Ihr Letzter ist auf dieser Welt."

„Ja, Herr Pastor, und wer dem was zuleide tut, wenn den ein Mensch in Not treibt, ich weiß nicht, was ich tun könnte!"

Sie reckte sich hoch auf, und der alte Mann erschrak vor dem Ausdruck ihres Gesichts.

„Wird schon alles gut werden, Mutter. Lesen Sie nur nicht gar zu viel im Alten Testament! Es steht ein bißchen reichlich viel darin von menschlicher Niedertracht, zu viel von Rache und Zorn. Das Neue ist besser. Sehen Sie mal den Sonnenschein und den blauen Himmel! Man muß ja der ganzen Gotteswelt vertrauen!"

Dabei gab er ihr die Hand, und ihr war es, als sei etwas Frühling auch in ihr altes Herz gezogen. Mit festen Schritten ging sie hinaus.

Der alte Herr sah ihr eine Weile nach.

„Seltsame Menschen! Fest zu, wie verriegelt und versiegelt; aber kommt das Herz zutage, dann ist es wie die See bei Sturm und Flut und geht über Damm und Düne mit Brausen."

* * *

Als Mutter Wiedenkamp aus dem Pastorhause trat, flog ihr Blick nach der Westerdüne. Dort waren noch die beiden Gestalten zu sehen, Heinz und Antje. Ein Flug Möwen taumelte über der tiefblauen Flut und hob sich silberweiß blitzend gegen den Sonnenschein. Mit großen Schritten ging sie die Dorfstraße hinab.

Peter Flier saß im Wirtshaus und sah ihr nach.

„Sie hat doch noch 'nen bannigen Schritt, wenn sie so hinschwenkt in die feine Kledasche. Heinz Jelsen und dem Martin seine Frau sitzen an der Westerdüne in der Sonne. Jung Volk ist jung Volk!"

„Ja," meinte die Wirtin, indem sie die Stricknadel aus der fertigen Maschenreihe zog, „Martin Wiedenkamp hätte sich eine nehmen sollen, die ihre Freundschaft hier hat. Da paßt eins aufs andere."

Als Mutter Wiedenkamp am letzten Haus des Dorfes vorbeiging, stellte Trine Heidmann, die zehn Jahre ihres Lebens darum gegeben haben würde, wenn Heinz Jelsen nur zehn Minuten allein mit ihr an der Westerdüne gesessen hätte, stellte das stattliche Mädchen ihre Tracht Eimer vor der Haustür zu Boden und sagte:

„Guten Tag, Mutter Wiedenkamp. Schön Wetter heut'. Wenn Sie Ihre Schwiegertochter suchen, die sitzt schon en End' lang mit unserem Lehrer am Westereck."

„Das weiß ich grade so gut wie du, Trine Heidmann. Meine Schwiegertochter kann ich allemal finden, da braucht mir keiner suchen helfen. Die beiden sitzen da ganz gut bei dem schönen Wetter! Wenn du Zeit hast, kannst mitkommen. Ich geh' auch hin." Sie sagte es lachend, aber einen Stich gab es ihr doch ins Herz.

„Nee, Mutter Wiedenkamp, danke vielmals, ich hab' zu so was keine Zeit! Krügers Tim hat gestern geschrieben, daß er zu Johanni nach Haus käm', und gefragt hat er, wo der Martin wär' und wie es ihm ginge."

„Dem geht's gut, Trine, aber er kommt erst zu Martini."

Damit schritt sie weiter. Tim Krügers war Martins bester Freund, mit dem er drei Jahre lang zusammen auf demselben Hamburger Schiff gefahren war.

Trine Heidmann hielt den kräftigen braunen Unterarm gegen den Sonnenschein über die Augen und sah, wie die alte Frau an ihrem Haus vorbei schnurgerade über den Strand nach der Düne ging. Das stattliche Mädchen stieß die Haustür auf und trug die Eimer hinein. Wenn Heinz Jelsen nicht wollte, Tim Krügers hatte sie sicher!

* * *

„Wenn ich du wäre, Heinz, ich blieb' nicht hier Lehrer", sagte Antje. Sie lag neben ihm auf dem trockenen Sande, hielt den Kopf in die linke Hand gestützt und ließ aus der rechten Hand die feinen Sandkörner durch die Finger rieseln.

„Wozu sollte ich hier weggehn, Antje? Mir gefällt es ganz gut bei uns, und für die Mutter wäre es doch gar zu einsam auf ihre alten Tage. Kann man in Hamburg so auf dem warmen Sand liegen und das Meer rauschen hören? Kann man da still in einem Buch lesen, wenn die Möwen schreien und kein Mensch einem über den Weg läuft? Letztes Jahr bin ich mit Martin in Hamburg gewesen und war froh, als ich wieder die See hörte, das Westereck sah und den Sand fühlte."

Ohne zu antworten, nahm sie wieder eine Handvoll Sand und ließ die im Sonnenlicht glitzernden Körnchen in drei Strahlen zwischen den Fingern durchrinnen. Er sah ihr zu, bis sie die Augen hob und er verwirrt den Blick wieder in die Blätter des Buches senkte.

„Was liest du da, Heinz?"

„Gedichte von Storm sind's."

„Die sind schön, aber traurig."

„Nicht alle, Antje. Wie nur ein Mensch so etwas dichten kann, so etwas wie das Gedicht ‚Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen'. — Kennst du das?"

„Weiß nicht; lies mal!"

Als er geendet und aufsah, tat sie einen tiefen Atemzug, während eine feine Röte auf ihrem schmalen Gesicht kam und ging.

„Wenn du das liest, Heinz, dann ist's beinahe, als wenn es Musik wäre."

„Ja," lachte er, „und dabei habe ich mein Leben lang noch keine Nachtigall gehört. Hier gibt's keine. Aber wenn ich das laut lese, dann denke ich, ich brauchte nur meine Geige zu nehmen und ich könnte spielen, wie — na, wie soll ich sagen? — wie eine Nachtigall singt."

„In Hamburg gibt es viele Nachtigallen," sagte sie und fügte nach einer Weile hinzu: „Ich glaube, Heinz, hier singt nichts."

„Doch, Antje, Lerchen gibt's. Sieh bloß, da oben!"

Beide sahen zum klaren Himmel hinauf. Das Sonnenlicht lag warm auf ihren jungen Gesichtern, und das Lerchenlied klang froh zu ihnen herab.

„Zu schön ist es, zu schön ist es heute, Antje!" Heinz Jelsen warf sich lang im Sande auf den Rücken, schränkte die Arme unter dem Kopf und sagte noch einmal, indem er die Augen schloß: „Zu schön ist es. Rein verrückt könnte man werden!"

Ja, ihm war zumute, als ränne das warme Sonnenlicht durch jede Ader, als sängen Lerchen in seinem Herzen und als klänge das unbekannte Lied der Nachtigall sehnsüchtig schwellend durch sein Gemüt.

„Was hast du gestern abend gespielt, Heinz?"

Auch den weichen Klang ihrer Stimme ließ er erst ausschwingen in sich, ohne die Augen zu öffnen, ehe er erwiderte:

„Weiß nicht mehr, Antje."

„Wie du gespielt hast, Heinz, habe ich die ganze Zeit an Martin denken müssen. Ich weiß nicht weshalb, und einschlafen konnte ich gar nicht."

„An Martin —?" sagte er langsam und sah seitwärts auf ihre Hand, die halb verborgen im Sande sich stützte. Der Trauring glänzte hell in der Sonne. Plötzlich tat sie einen kleinen Aufschrei und zog die Füße schnell unter sich. Eine etwas höhere Flutwelle war ihr bis an die Sohlen der Schuhe gerollt. Da sprang er auf.

„Weißt du was, Antje? Jetzt bauen wir einen Damm und warten, wie lange es dauert, bis die erste Welle darüber weggeht!"

Er griff schnell nach zwei größeren Muscheln und schob den losen Sand zu einem Damm zusammen. „Paß auf, allemal ist es die dritte Welle, die höher geht!"

Und die dritte Welle kam flüsternd und rauschend wie knisterndes Seidenzeug, aber über Heinz Jelsens Damm ging sie nicht weg. Lachend griff Antje zu und half ihm dämmen. Im Halbkreise zogen sie den Damm vor sich her und freuten sich, wenn die Flutwelle rechts und links daran herauftanzte, ohne hinüberzukommen. Ja, wie zwei Kinder arbeiteten sie lachend mit roten Backen, die die liebe Sonne bräunte. Ihre Hände berührten sich oft, und weil Antje dicht neben ihm kniete, stieß sie einige Male mit der Schulter an die seinige.

„Paß auf, Antje, jetzt kommt eine, die ist groß!"

Er stemmte sich auf den Armen hoch, um der Welle entgegenzusehen, und seine rechte Hand lag dabei fest auf den Fingern von Antjes linker Hand. Diese schloß die Augen und glaubte das Lied zu hören, das er gestern abend gespielt hatte. Sein Blick aber irrte über ihre dunklen krausen Haare, aus denen das Sonnenlicht kupfergoldne Lichter lockte. Sein Blick glitt über das Oval ihrer Wange, auf die der Sonnenschein schon einen leichten bräunlichen Ton gebrannt hatte. Sein Blick irrte an ihrem schlanken Halse herab bis zu Antjes heller Bluse, an ihrem Arm herunter bis zur Hand, die unter der seinen im Sande zuckte.

„Heinz, wer kommt da?" fragte sie und riß ihre Hand los.

„Die Mutter ist es!" Hastig griff er wieder nach den Muscheln. „Rasch, Antje, so hilf doch! Wenn Mutter kommt, kann sie hier bei uns sitzen!"

„Mutter, Mutter, hier!" schrie Antje und schwenkte ihr Tuch.

Langsam kam Mutter Wiedenkamp heran.

„Setz dich, Mutter, wir bauen 'nen Damm!"

„Sieh einer!" meinte diese und sah lächelnd zu den beiden hinunter. „Ich mein', ihr macht's wie die Kinder. Ich glaub', das Spiel ist so alt, wie es Kinder gibt auf der Welt!"

Dabei zog sie ihr Taschentuch heraus, breitete es sorgfältig etwas höher hinauf über den Sand und setzte sich zu ihnen.

„Was hast du für ein Kleid an, Mutter?" fragte Heinz, eifrig weiterschaufelnd. In hellen Tropfen stand ihm der Schweiß auf der Stirn unter der Locke, die immer wieder nach vorn fiel.

„Ich hatt' mit dem Pastor was zu sprechen, mein Jung'."

„Mit unserem Pastor, Mutter? Was denn?"

Eine Zeitlang sah sie ihn fest an.

„Nichts Besonderes, Heinz. Eine alte Frau hat manchmal das Herz voll von Gedanken, von denen so junges Volk nichts weiß. Er meinte, du wärst ein guter Lehrer für die Kinder."

Dieser wurde purpurrot vor Freude, wollte sich aber nichts merken lassen und schaufelte doppelt eifrig weiter.

Die Augen weit über die See gerichtet, saß Mutter Wiedenkamp. In ihr altes Herz schlich sich der Sonnenschein aus dem lustigen Flimmern über dem Wasser. Die Welt schien ihr gut und schön wie dieser Ostertag. Mit warmen Strahlen lag die Sonne auf dem Schwarzseidenen, lag warm der alten Frau am Herzen, das so viel Not, Sorge und Liebe kannte. Die Not sog die Sonne heraus, die Sorge spielte die blaue, flüsternde, schmeichelnde Welle fort, aber die Liebe wurde ge-

duldig und stark und sah aus guten Augen auf diese beiden Kinder hinab, die Dämme bauten gegen die Flut.

Nach kurzer Zeit meinte Heinz, er wolle nach Hause gehen und arbeiten. Die Blicke der beiden Frauen folgten ihm, als er eilig am Strande hinaufging. Sein Buch hatte er im Sande liegen lassen.

Mutter Wiedenkamp wollte mit Antje von Martin sprechen und brachte doch kein Wort heraus. Diese saß ganz still die Hände im Schoß gefaltet und sah, wie die erste Welle doch endlich über den Damm ging, den sie mit Heinz zusammen gebaut hatte. Sie dachte nicht an Martin, auch nicht an Heinz, sie dachte, woher es wohl käme, daß ihr im Herzen immer so schwer und bang würde, wenn Mutter Wiedenkamp neben ihr saß. Hunger hatte die junge Frau nach einem liebreichen Wort, aber das, was Antje ersehnte, konnte ihr eine Natur wie Mutter Wiedenkamp nicht geben. Bald stand auch diese etwas mühsam auf.

„Es wird kalt, Antje, komm!"

Langsam folgten sie Heinz Jelsens Spuren im Sande. Nach dem Abendessen ging dieser in seine Kammer hinunter. Die Mutter nickte im Lehnstuhl über der Bibel ein, und Antje kauerte im Sofa und träumte vor sich hin. Ganz leise, kaum vernehmbar, lag das Rauschen der Flut an den Scheiben der Fenster. Als Antje nach Hause ging, blitzten die Sterne über dem silbern leuchtenden, leichten Branden der Flut. Sie saß noch lange vor dem offenen Fenster ihrer Kammer und lauschte auf den Atem der Frühlingsnacht, der vom Meer her unter den Sternen am Himmel und über ihren Bildern im Wasser herzog. Ab und an rann der jungen Frau eine Träne über die Wange, und sie wußte doch nicht, weshalb sie weinte.

* * *

Peter Flier hatte zwei Stunden lang im Boot gesessen und leise vor sich hin gepfiffen, aber nicht eine Mütze voll Wind kam über die See. Da hatte er in die Hände gespuckt, einen Fluch getan und die Ruder genommen. Wenn aber Peter Flier sich entschloß, mehr als drei Seemeilen weit nach Hause zu rudern, dann war sicherlich in der Luft nicht mehr Wind als unter einer Glasglocke. Über den ganzen Himmel zog sich ein weißlich-trüber Dunst. Das Meer stand wie eine unendlich sich dehnende Stahlplatte gegen den Horizont auf, wo Luft und Wasser blaugrau ineinander sich mengten. Die Möwen lagen zu Hunderten auf dem Wasser hinter dem Westereck, als wäre es ihnen zu heiß, eine Schwinge zu rühren. Ein Abend war es, an dem die Fischer sich träge mit ernstem Gesicht auf die Bänke neben die Haustüren setzen und keiner ein lautes Wort sprechen mag.

Mutter Wiedenkamp hockte auf ihrer Türschwelle und wartete auf Heinz Jelsen und Antje, die oben neben dem Flaggenstock auf der Düne standen und auf einen kühleren Luftzug warteten.

Peter Flier kam mit den Netzen auf der Schulter und den Angelschnüren in der Hand unter der Düne durch. Er konnte kaum die Augen offen halten, so rann ihm der Schweiß unter dem struppigen Haar heraus über die Stirn.

„Heinz Jelsen, ich ging' nach Hause. In 'ner Stunde ist 's Wetter da!" rief er hinauf, indem er mit der Linken nach Osten deutete, wo sich aus dem Stahlgrau eine schwere Wolkenbank langsam am Horizont heraufschob.

„Kannst recht haben, Peter Flier!“ schrie Heinz zurück. „Wir dachten, hier oben sollte doch etwas Luft gehen, aber es ist gerade so heiß wie unten.“

„Ich sag',“ lachte der Fischer, „wenn's uns Alten schon zu warm wird, sitzt so junges Volk erst recht in der Hitze!“ Er kicherte leise vor sich hin und torkelte durch den losen heißen Sand weiter.

Antje aber sagte: „Laß uns nach Haus, Heinz, es blitzt schon.“

„Das dauert noch lange, Antje, noch sehr lange. Angst brauchst du nicht zu haben. So heiß wie in Mutters Stube ist's hier doch nicht.“

Er stand dicht neben ihr am Flaggenstock. Beider Gesichter waren dem drohend aufsteigenden Wetter zugewandt, und Antje fühlte Heinz Jelsens heiße Hand an ihrer herabhängenden Linken. In ihren Augen standen noch Tränen, die sie geweint hatte, weil die Mutter jeden Tag kürzer und härter mit ihr spräche. Nach Atem ringend standen die beiden in furchtbarer Schwüle und sahen das Wetter heraufziehen, das mit Blitz und Donner Kühlung bringen sollte.

„Sie meint es nicht so, Antje. Mußt denken, sie ist 'ne alte Frau und hat den Mann und zwei Söhne begraben.“

Unwillkürlich faßte sie seine Hand, in Dankbarkeit für das gute Wort, aber ihm war's, als sei ihre Hand noch heißer als die seine. Es wurde dunkel. Höher stieg die Wolke, aus der wie niederzuckende blendende Tropfen Blitz auf Blitz in weiter Verzweigung ins Meer schossen. Jedesmal kürzer und härter hallte der Donner, aber nicht das leiseste Rippeln ging über die See, und kein Tropfen Regen fiel.

Ruhelos ging Mutter Wiedenkamp über Diele und Treppe zur Giebelstube hinauf und zurück auf die Diele. Ruhelos ging sie ums Haus und spähte nach der Westerdüne, aber die beiden Gestalten konnte sie schon nicht mehr erkennen gegen den dunklen Hintergrund.

So ging das nicht weiter mit den beiden! Sie mußte mit Heinz sprechen, sie wollte es jeden Morgen tun, und jeden Abend hatte sie es nicht getan, weil sie sich vor Heinz Jelsens Augen fürchtete. So wurde sie schweigsam, hart und herb und gab Antje manches herrisch-verletzende Wort. Wo auch immer Antje und Heinz zusammenwaren, da stand plötzlich die Mutter neben ihnen und hatte für einen der beiden etwas zu tun. Antje aber wurde von Tag zu Tag scheuer, blieb mehr in ihrem Hause oder saß im Vorgarten und träumte vor sich hin, denn zu arbeiten gab es nicht viel für sie. Wenn sie versuchte, an Martin zu denken, konnte sie sich nicht einmal mehr sein Bild ganz deutlich vor Augen führen, so sehr sie sich auch mühte. In ihr Leben war er getreten für wenige Wochen, und seitdem war er nicht mehr da. Sie wußte, daß sie ihn lieb gehabt hätte, aber sie sah ihn nicht und war allein. Ihre junge Seele irrte und fand nicht Ruhe noch Liebe außer bei Heinz; der war immer freundlich und gut zu ihr.

„Heinz,“ sagte sie nach einer Weile wiederum, als der Donner immer stärker tönte, „Heinz, komm nach Haus, ich fürchte mich!“

Als sie das sagte, kam ein Blitz herunter wie ein feuriger Pfahl und brachte den scharf knatternden Donner gleich mit. Antje schrie laut auf und taumelte schluchzend an Heinz Jelsens Brust, der schwer nach Atem rang; aber sein Arm lag um ihren zitternden Leib.

„Hab keine Furcht, Antje, wir sind gleich zu Haus!"

Blitze und Donner aber wanderten hinter ihnen her, als wäre der ganze Himmel flammende Glut und donnerndes Toben.

Mutter Wiedenkamp, die in der Haustür gestanden hatte, taumelte zurück auf die Diele und griff mit der einen Hand an die Wand, mit der anderen aber ans Herz. Ein Gurgeln kam aus ihrer Kehle. Als ob die ganze Welt in heller Lohe aufflackerte, so war es gewesen vor ihren Augen, aber mitten in der Lohe hatte sie Heinz Jelsen gesehen, wie er Antje im Arm hielt und küßte. Da stürzte die alte Frau an die Tür zurück.

„Heinz — Heinz — Antje!" schrie sie mit mächtiger Stimme in das Getöse des Donners hinein.

„Ja, Mutter, da sind wir!" Heinz stand dicht vor ihr und neben ihm Antje, die war weiß wie der Kalk an der Wand.

Kein Wort sagte die Mutter, sondern holte einen Holzstuhl aus der Küche und setzte sich mitten auf die Diele, wo die Hängelampe vom Balken herabhing. Heinz blieb in der offenen Tür zurück und starrte in das Wetter; Antje kauerte auf der untersten Stufe der Treppe und hatte die Schürze über den Kopf gezogen. Allen dreien schrie der Donner ins Ohr, allen dreien klopfte das Herz, alle drei wußten, daß die Sünde mitten unter ihnen stand und sich mit ruhigen, harten Augen umsah.

Endlich kam Regen und goß in Fluten vom Himmel; die Flamme der Lampe flackerte in dem frischen Zugwind, der von draußen hereinwehte. Als der Donner mählich weiter und schwächer verhallte, da atmeten die Menschen auf und dachten, sie hätten geträumt. Antje stand auf, trat zur Mutter und sagte: „Gute Nacht, Mutter; ich will nach Haus." Diese saß unbeweglich, ohne zu antworten. Heinz folgte mit den Augen Antjes Gestalt, wie diese sich im Dunkel verlor. Dann wandte er wieder den Blick zu den einzelnen, zwischen Gewölk aufblitzenden Sternen, aber diese waren fern, erdenfern, hoch über Menschenlieb' und Menschenleid.

„Dein Essen steht auf dem Tisch", sagte nach einer Weile die Alte, ohne ihn anzusehen. Mit müden, schweren Schritten stieg sie die Treppe hinauf und hörte noch, wie Heinz in seine Kammer ging. Mutter Wiedenkamp aber kam oben in der Stube vor dem alten Lehnstuhl auf die Knie, drückte den grauen Kopf auf die Lehne und betete, ob ihr einer Rat gäbe, was sie tun sollte. Aber Antwort wurde ihr nicht.

„Martin, Martin, mein Jung', mein letzter!" klagte sie vor sich hin. Was sollte sie tun, Gott im Himmel, was sollte sie tun? Was war geschehen schon? Wie weit waren die beiden miteinander? Wenn es der Martin erfährt, schlägt er ihn tot, nein, sie schlägt er tot, denn er hat sie zu lieb!

Als sie so lag auf den Knien, klang von unten herauf ein Klirren. Sie horchte, stützte sich auf und trat ans Fenster des Giebels. Da sah sie, wie Heinz Jelsen aus seinem Kammerfenster sprang und fortging nach Martins Haus. Einen Augenblick stand die alte Frau und sah sich wild um in der Stube. Wenn er dorthin geht, gnade ihm Gott! Wie ein junger Mensch flog sie die Treppe hinunter und hinter ihm her, lautlos im nassen Sande. Aber er ging nicht zu Martins Haus, sondern

bog links ab nach dem Strande. Die Hand gegen das hämmernde Herz pressend, blieb sie stehen. Was wollte Heinz in der Nacht an der See? Konnte er nicht am Strande hinaufgehen und von rückwärts an Martins Haus kommen? Dorthin eilte sie. Still lag das Häuschen, und sie sah, wie grade das Licht in Antjes Kammer erlosch. Mutter Wiedenkamp aber hockte nieder hinter der Hausecke auf dem feuchten Sande und hielt Wache an ihres Jüngsten Haus, in dem sein Weib schlief.

Seltsame Gestalten ballten sich vor ihren Augen aus den wallenden Dünsten, die von dem nassen, warmen Sande aufstiegen, die sich dort gegen die See weit streckten gleich riesigen, schneeweißen, wie von unsichtbaren Geisterhänden über den Sand gezogenen Leinentüchern, und die sich gegen die Dünen verdichteten und aufreckten zu schwankenden Gebilden mit silberweiß leuchtenden Rändern.

Gestalten kamen zu ihr und flüsterten ihr leise Worte ins Ohr. Ihr Mann stand vor ihr, sah sie groß an mit ernsten, traurigen Augen und verschwand wieder. Jörn, der Älteste, ging an ihr vorbei mit seinen langen, ruhigen Schritten und nickte ihr zu. Helms, der Zweite, der den Kopf voll krauser Flachshaare hatte, setzte sich zu ihr und legte, wie er dies gern tat als Kind, den Kopf in ihren Schoß. Sich selbst sah sie neben sich sitzen, so wie sie als junge Frau aussah und sich nach ihrem Mann gesehnt hatte in langen Nachtstunden. Auch Martin kam mit dem Südwester auf dem Kopfe und der Teerjacke auf den Schultern, gab ihr die Hand und sagte: „Paß mir auf Antje, Mutter!“ — „Ich pass' auf, Martin, kannst ruhig sein.“ — War das nun das Leben, ihr Leben? Alle hergegeben bis auf einen, und dieses einen Weib ließ sich küssen von Heinz Jelsen! So saß sie auf dem kälter und kälter werdenden nassen Sande, während die Frische des aufflauenden Seewindes ihr durch die Glieder schauerte. Vom Kirchturm schlug es, und sie zählte langsam die zwölf langen Schläge. Kam da noch eine Gestalt vom Strande herauf? Ja, aber dies war Heinz Jelsen, der langsam auf die Pforte des Vorgartens zuschritt, die Arme darauf legte und stumm dort einige Minuten regungslos stand. Als er sich zum Weitergehen wandte, hörte sie, wie er vor sich hinmurmelte: „Gute Nacht, arme Antje!“ Mutter Wiedenkamp saß und rührte sich nicht, bis sie in der stillen, hellhörigen Nacht von ihrem Hause her das Klirren des Fensters wieder vernahm. Nun wollte sie sich erheben, aber sie konnte es nur schwer mit Ächzen, denn ihre Glieder waren starr, und ihr war's, als sei die Nachtkälte ihr bis ins Herz hineingekrochen. So schleppte sie sich mühsam nach Hause, klomm leise die Treppe hinauf und mußte dabei dreimal stehen bleiben, weil der Herzschlag aussetzte.

Als Heinz am anderen Morgen die Mutter nicht auf der Diele hörte, nicht in der Küche fand und zur Giebelstube hinaufging, lag die alte Frau hilflos im Lehnstuhl, konnte kein Glied rühren und bewegte nur die Lippen, ohne ein verständliches Wort sprechen zu können.

Ja, der Tod war an Mutter Wiedenkamp zum erstenmal vorübergegangen und hatte ihr die harte Hand auf die Schulter gelegt. Erst nach einer Woche war sie imstande, wieder verständlich zu sprechen und sich mühsam am Stock zu bewegen.

— —

„Ich sage, Herr Pastor, Heinz Jelsen muß fort, er muß, oder es gibt ein Unglück!“

„Ja, gute Frau, Sie mögen wohl recht haben. Ihre Schwiegertochter zieht also hierher, und Heinz Jelsen geht so lange in Martins Haus, damit es nicht leer steht. Was die Leute schwätzen, Frau Wiedenkamp? — Die schwätzen auch so. — Sie brauchen Pflege und müssen die junge Frau bei sich haben."

So kam es, daß Antje in die Kammer neben der Giebelstube zog, in der bis jetzt die Mutter geschlafen hatte, und daß diese sich in Heinz Jelsens Kammer legte, denn das Treppensteigen wurde ihr schwer. Heinz Jelsen spielte nie wieder in Mutter Wiedenkamps Hause, seine Geige blieb dort liegen auf dem gewohnten Platz. Er kam nur selten und sprach kaum ein Wort mit Antje, aber er sah aus, als habe er das zehrende Fieber, und Antjes Gesicht wurde noch schmaler. Wortkarg und still wurde Mutter Weidenkamp, noch karger, als sie schon vorher gewesen. Antje war um sie bemüht und pflegte sie, aber kein dankbares Lächeln kam auf Mutter Wiedenkamps hartes Gesicht, die von Heinz nur mit einem stummen Händedruck Abschied nahm, als er nach Hamburg in die neue Stelle ging. Zu sprechen gab es da nichts mehr. Das las sie in seinen Augen, die, so dunkel umschattet, sie traurig ansahen, und er las in Mutter Wiedenkamps steinernem Gesicht, daß sie beide nichts mehr miteinander zu reden hätten. Kein Mensch aber sah, daß die alte Frau nachher über Heinz Jelsen weinte, den sie vielleicht mehr liebgehabt hatte als ein eigen Kind. —

* * *

Im warmen Septembersonnenschein saß Frau Wiedenkamp nachmittags vor der Haustür im Lehnstuhl. Antje hantierte in der Küche, und oben auf der Westerdüne tollten die Kinder und kollerten unter Jauchzen und Schreien im warmen, weichen Sande von oben herunter. Da kam einer vom Dorf her. Tim Krügers war es.

„Guten Tag, Mutter Wiedenkamp; wieder zuwege?"

„Danke für Nachfrage, Tim! Man muß stillhalten, wie es der Herrgott will. Kannst dich hersetzen." Sie wies auf die Hausbank neben sich.

„Kommt Martin bald wieder?" fragte er, indem er ein kurzes Pfeifchen aus der Brusttasche der blauen Jacke zog und in Brand setzte.

„Letzthin hat er geschrieben, es könnte sein, daß er schon vor Martini nach Haus käme."

„Hm," machte Tim Krügers und schob mit dem Fuße Sand über das noch glimmende Streichholz, „was ich gleich sagen wollte, Mutter Wiedenkamp, ich wär' nämlich schon eher mal gekommen, aber ich dachte, es ist besser, du wartest, bis Martins Mutter wieder gut zuwege ist. Ich mein' auch nur, mit Trine Heidmann bin ich ja nun versprochen."

„Das weiß ich, Tim. Du bekommst 'ne Frau, die arbeiten kann und gesund ist."

„Ja, sie ist 'ne staatsche Deern. Ich will mein Steuermannsexamen in Hamburg machen, und nachher wollen wir das Aufgebot bestellen. Ich mein' auch nur, Mutter Wiedenkamp, ich möchte mit Ihnen was sprechen —"

Eine Weile sah sie stumm in sein ehrliches, aber jetzt verlegenes Gesicht, während er den Blick gesenkt hielt und mit der Fußspitze im Sande scharrte.

„Sprich geradezu, Tim, ich kann alles hören!"

„Sie wissen doch, Mutter, als das Gewitter war um Johanni?"

„Ja, ich weiß, Tim“, erwiderte sie und setzte die Spitze ihres Krückstocks fest in den Sand.

„Ich bin also abends mit der Trine nach dem Westereck hinaus gewesen, und wie wir zurückgehen, sehen wir zwei andere, die kamen von der Düne herunter hier aufs Haus zu, und da mein' ich, was ich da gesehen habe — das geht Martin was an —“

„Tim Krügers, ich weiß, wen du gesehen hast. Heinz Jelsen war es und meine Schwiegertochter?“

„Ja, das stimmt, Mutter Wiedenkamp.“

„Was du gesehen hast, Tim, das habe ich auch gesehen. Du brauchst mir nichts mehr zu erzählen! Tim Krügers, in derselben Nacht hat mich der Schlag gerührt. — Meine Schwiegertochter wohnt hier im Hause, und Heinz Jelsen ist nun Lehrer in Hamburg.“

„Das weiß ich, Mutter, aber ich mein', so was sollt' der Martin auch wissen, und ich will's ihm sagen, wenn er nach Haus kommt.“

Mit scheuem Blick sah er zur Seite nach der alten Frau. Jedesmal, wenn er Sonntags von Hamburg herüberkam, fragte ihn Trine Heidmann, ob er mit Mutter Wiedenkamp gesprochen hätte. Aber Tim Krügers wußte nicht, daß seine Braut den Lehrer Heinz Jelsen lieber genommen hätte als ihn, und er wußte auch nicht, daß verschmähte Liebe rachsüchtig macht. Er erschrak, wie tief zusammengesunken die stattliche Mutter Martins in ihrem Stuhl kauerte, beide Hände auf die Krücke des Stocks gedrückt und das Kinn auf den Händen. Wortlos starrte sie geradeaus vor sich auf den Sand.

„Tim Krügers, wenn du das dem Martin sagst, schlägt er dich tot — oder den Heinz — oder seine Frau! Du kennst ihn! Ich sage dir, Tim, nichts ist passiert, was Martin wissen muß. Willst du vier Menschen unglücklich machen, Tim Krügers? — Martin ist mein Letzter. — Kinder sind die beiden, Heinz und die Antje, und die Sache ist aus. Dafür hab' ich gesorgt, daß die Sache aus ist. Ich steh' für alles ein. Trägst du ihm was zu, Tim, ich schwöre dir, ich sag' ihm: du lügst! — Was Martin wissen muß, soll er von mir hören, von seiner Mutter, und die lügt nicht!“

Sie hatte den Kopf gewandt und blickte ihn von unten her durchdringend an. Er aber sah in ihren Augen etwas, wovor selbst ein Kerl wie Tim Krügers erschrecken kann.

„Na, dann ist's gut, Mutter Wiedenkamp, wenn Sie das sagen!“

„Das mein' ich auch, Tim.“

Nach einer Weile hob sie die eine Hand vom Krückstock und legte sie ihm auf die Schulter.

„Kannst noch 'nen Augenblick warten, Tim, ich komme gleich wieder.“

Schwerfällig humpelte sie ins Haus und kam nach einigen Minuten zurück mit einem Papier in der Hand.

„Da, Tim Krügers, weil du Martins bester Freund bist, und weil ihr es wohl brauchen könnt für den neuen Hausstand, nimm das! — Brauchst mir keinen Schuldschein zu geben, es ist geschenktes Gut, ich bind's der Trine in den Strumpf für die Hochzeit.“

Sie schlug das Papier auseinander, und er sah, daß ein Tausendmarkschein darin lag.

„Nee, Mutter, das kann ich nicht nehmen."

„Wenn du es nicht nehmen kannst, ich schenk's doch deiner Braut, Tim, und du kannst es ihr geben. Sie sollt' nach der Hochzeit an mich denken, wenn du das erstemal in See gehst."

„Wenn's so gemeint ist, Mutter, dann dank' ich auch vielmals und wünsch' gute Besserung."

Dabei reichte er ihr die breite, harte Hand hin, die sie mit zitternden Fingern umspannte.

„Tim Krügers, wenn du mal so alt bist wie ich und hast nur noch einen Menschen in der Welt, den du liebhast, dann denk an Mutter Wiedenkamp, die auf dem Kirchhof liegt. Verstehst du? Man gibt alles hin für den Letzten, damit man ihm Not, ja Not und — Schuld spart. Zu eurer Hochzeit komm' ich nicht, aber ich will für euch beide beten, damit Gottes Segen dabei ist."

Sie sah ihm nach, wie er wieder dem Dorf zuschritt. Dann aber legte sie die Stirn auf die Hände und weinte bitterlich, denn mit dem Geldschein hatte sie ihren letzten Stolz weggegeben, sie, die in ihrem ganzen Leben keinem Menschen nachgelaufen war.

* * *

Eine Mondnacht war es, und der Nebel stand wie eine weiße Mauer über See und Land. Mutter Wiedenkamp lag und konnte nicht schlafen, denn morgen wollte Martin hier sein. Als er vor einiger Zeit von Lissabon schrieb, daß er bald nach Haus kommen würde, da hatte das Mutterherz wieder freier und kräftiger geschlagen als seit Monaten, und sie war so behende wie noch nie seit jener Gewitternacht über die Diele gehumpelt zur Küche hinein, wo Antje vor dem Herd stand.

„Martin kommt. Zu nächsten Montag kann er schon hier sein!"

Antje hatte sich umgewandt und sie wortlos angestarrt.

„Freust du dich denn gar nicht, Antje?"

„Ich, Mutter —? Doch, ich freu' mich, gewiß, — ja."

Mehr sagte sie nicht, sondern wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu. Seit dem Tage hatte Antje zweimal einen Brief erhalten. Als der erste ankam, brachte die Mutter keine Frage über die Lippen, denn sie hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als Neugier zu zeigen. Als dann aber vorgestern der zweite Brief eintraf, legte sie auch den letzten Stolz beiseite und fragte: „Der ist wohl von deinem Vater?"

„Nein, Mutter, von meiner Freundin aus Hamburg", antwortete Antje, aber sie wurde rot dabei.

Doch nun kam ja Martin! Und wenn er kam, mußte alles gut werden. Die Frau müßte ja keine Augen im Kopf und kein Herz im Leib haben, die den Menschen nicht liebhatte, wenn er vor ihr stand.

So lag Mutter Wiedenkamp mit weit offenen Augen und starrte die sechs Scheiben des Fensters an, durch die der Nebel mit weißem, stillem Gesicht hereinschaute. Elf Uhr hatte es geschlagen. Zwar vielleicht kam Martin doch erst später, denn ob bei dem Nebel sein Schiff sich nach Hamburg schleppen ließ, war nicht sicher.

Nichts ist so still, so einsam wie eine Nebelnacht. Nicht das Anschlagen eines Hundes vom Dorf her war zu hören. Kein Laut; denn da die Ebbe eingesetzt hatte, klang nicht einmal das Rauschen der See vom Strande herauf. Da tönte ganz dicht am Hause der Pfiff des Strandläufers. So konnte auch Martin pfeifen.

Sie richtete sich im Bett auf und horchte. Noch einmal der Pfiff. Und während sie noch horchte, vernahm sie ein Geräusch im Hause, und jetzt knarrte ganz deutlich die dritte Treppenstufe von oben. Mit bebenden Händen griff sie nach den Streichhölzern. Das erste versagte, mit dem zweiten entzündete sie das Licht in der Laterne, die vor ihrem Bett stand. Sie riß den alten Radmantel vom Nagel und schlug ihn um sich. Hochatmend stand sie mit dem Ohr an der Tür und lauschte. Das Herz klopfte in wilden Schlägen unter dem Hemd. Wieder ein Knarren im Hause! Die Tür riß sie auf und stand mit zwei Schritten an der Treppe. Vor ihr auf einer der untersten Stufen stand Antje, fertig angezogen, die eine Hand auf dem Geländer, in der anderen Hand hielt sie ein Bündel.

Wortlos starrte Mutter Wiedenkamp, der die grauen Haare wirr in die Stirn hingen, in das schneeweiße Gesicht der jungen Frau.

„Wo willst du hin, Antje?" stieß sie dann heraus mit heiserer Stimme.

„Ich, Mutter — ich —?"

Mutter Wiedenkamp sah, wie die ganze zarte Gestalt vor ihr bebte, aber sie sah zugleich, wie Antje das Bündel hinter sich auf einer Stufe zur Seite schob.

„Ich frag': Wo willst du hin zu nachtschlafender Zeit?"

„Ich — Mutter? Ich hörte jemanden; ich dachte — Martin käme."

Da schritt Mutter Wiedenkamp zur Haustür, riß den Riegel zurück, hielt die Laterne hoch über dem Kopf in den Nebel hinein und schrie: „Ist da jemand?"

Lautlos stand der Nebel und zog um das Licht der Laterne einen regenbogenfarbenen Schein. Mutter Wiedenkamp schlug die Tür zu, schob den Riegel wieder vor und sagte mit ganz ruhiger Stimme, nur daß sie die Worte sehr langsam sprach: „Du hast geträumt, Antje. Was stehst du noch?" Dabei hob sie wieder die Laterne dicht vor Antjes Gesicht. „Wie siehst du aus? Du frierst und bist weiß wie der Kalk! Was hast du?"

„Ich, — ich, o Mutter, ich hab' Angst!"

„Angst hast du? Vor was? Kannst ruhig schlafen gehn, ich komm' mit nach oben." Dabei setzte sie einen Fuß auf die unterste Stufe der Treppe.

„Laß man, Mutter! Ich denke, es wird schon besser. Ich konnte nicht schlafen."

„Geh zu Bett, sag' ich!" Die Alte zog das gelähmte Bein nach und setzte den Krückstock fest auf die nächste Stufe. So stieg sie schwer und laut hinan. Antje mußte sich wenden auf der schmalen Treppe, aber die jungen Füße schienen weit schwerer sich zu heben als die der alten, gelähmten Frau.

So drängte Mutter Wiedenkamp ihres Jüngsten Weib Schritt um Schritt, Stufe um Stufe vor sich hinauf, und dieser flog ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken, als käme das Gewissen mit dumpfer Gewalt wie ein unerbittliches Schicksal hinter ihr her.

Als Mutter Wiedenkamp in der Giebelstube stand, sagte sie mit einer Stimme, in der nichts mehr klang von Härte und Schrecken, sondern eher Weichheit und Liebe:

„Ich kann mir gut denken, Antje, daß du keine Ruhe hast in solcher Nacht. Nun geh zu Bett. Ich setze mich hierher in den Stuhl, denn ich kann doch nicht schlafen!"

Das Bündel auf der Treppe hatte sie wohl gesehen, aber es mit dem Fuß noch weiter in den Winkel geschoben. Mutter Wiedenkamp wußte genug. Antje stand noch eine Weile unschlüssig. Ihre Lippen bewegten sich angstvoll, aber sie schwieg, senkte den Kopf und ging in die Kammer, jedoch so langsam, als hätte sie Blei in den Gliedern. Die alte Frau aber stand unter der Hängelampe und folgte ihr mit den Blicken; sie stand unbeweglich, und ihr Gesicht wurde so ruhig wie Stein und war so weiß wie der Nebel an den Fenstern. Nach wenigen Minuten trat sie in die offene Tür der Kammer.

„Antje, Kind, du kannst ruhig schlafen. Gut bist du zu mir gewesen, ich weiß wohl. Schlaf schön, Kind, und bete zum Herrgott, denn der Nebel ist dicht und dein Mann auf dem Wasser. Keine Welle ist so schlimm, kein Sturm ist so arg wie die falsche weiße Wand, wenn sie vor den Masten steht. Bet zum Herrgott, Antje!"

Keine Antwort. Mutter Wiedenkamps Gesicht war im Schatten, und Antje konnte nicht sehen, daß dies Gesicht so still und kalt war wie der Tod, als jene sich wandte und zur Kommode ging, die Bibel in beide Hände nahm und damit vor den Ofen trat. Ehe sie sich setzte, beugte sie sich herab und warf einige Schaufeln Kohlen auf die Glut. Die Bibel aber blieb unaufgeschlagen auf ihren Knien liegen, denn beide Hände lagen gekrampft auf den Lehnen des Stuhls, und den grauen Kopf hielt sie aufrecht gegen das Polster gedrückt. Soviel Mutter Wiedenkamp auch dachte, wie sie auch die Gedanken stellte, nichts wollte kommen, kein Ausweg, kein anderer Ausweg als einer, der war ein dunkler Weg, aber er war wenigstens gut für Martin.

Aus der Kammer klang leises Schluchzen, leise und gedämpft, wie von jemandem kommend, der den Kopf ins Kissen drückt und weint.

„Besser für dich — besser für Heinz — besser für mich — besser für Martin!"

So saß sie und wartete und wachte. Zwölf Uhr schlug es in der alten Bauernuhr unten auf der Diele. Scheu sah sie auf und beugte den Kopf lauschend zur Seite nach der Kammertür. Das Schluchzen war verstummt. Ihr war's zwar, als hörte sie eines Menschen Tritt vor dem Hause im Sande knistern, aber was ging das sie an? Martin war's nicht.

Nun hob sie sich langsam und behutsam, stützte die linke Hand gegen die Kacheln und griff mit der rechten hinter den Ofen an die eiserne Stange. Lautlos schob sie das Eisen empor und schloß das Rohr.

Noch einmal sah sie mit langem Blick nach den Bildern über der Kommode. Martins Bild war ohne Kranz. Da nickte sie vor sich hin mit einem stillen Lächeln und faltete die Hände über dem Buch.

So saß Mutter Wiedenkamp in demselben Stuhl, in dem sie manche lange Nacht um drei Tote geweint hatte, saß und wartete auf den Tod, der kommen sollte und mußte, damit der letzte Wiedenkamp leben könne.

* * *

Das erste fahle Tageslicht kroch durch den Nebel, als einer mit langen schwingenden Schritten durch die stille Dorfstraße herankam. Die freie rotgewetterte

Brust leuchtete im Nebel. Vor Mutter Wiedenkamps Hause blieb er einen Augenblick stehen und sah zu dem Lampenlicht im Fenster der Giebelstube hinauf, nickte, lachte und schritt weiter zu Martin Wiedenkamps Hause. Das Herz schlug ihm wohl, aber mit festem, schönem Pochen; jeder Schlag klopfte Antje entgegen, die auf ihn wartete in ihrer Kammer. Statt durch die Gartenpforte zu gehn, schwang er sich an der ersten Ecke über den Zaun, um ans Fenster zu klopfen. Nichts rührte sich, auch nicht, als er noch einmal stärker klopfte. Zur Haustür gehend, schlug er mit der Faust dagegen. Er schüttelte den Kopf, lachte trotz der kleinen Enttäuschung und stürmte mit noch eiligeren Schritten zu Mutter Wiedenkamps Hause zurück. Dort faßte er den Türgriff, aber die Tür gab nicht nach. „Hoi, Mutting, ich bin da!" rief er. Still lag das Haus, wie lautlos eingesargt im stillen weißen Nebel. Aber es schimmerte doch Licht aus der oberen Stube! Einige Schritte zurücktretend, schrie er nun: „Antje, Antje, ich bin's!"

Keine Antwort! Unschlüssig stand er und sah sich um. Dem Mann, der noch nie gewußt hatte, was Furcht sei, kroch aus dem nassen Nebeldunst ein kalter Schauer vom Nacken her unter Jacke und Hemd über den Rücken hinunter, und um dem Grauen zu entgehen, warf sich der riesenhafte Mann gegen die Tür. Ein Fußtritt, und sie gab nach. Auf der stillen, dämmerigen Diele in seiner Mutter Haus stand Martin Wiedenkamp und holte tief Atem.

„Mutter — Mutter!" rief er noch einmal mit heiserer Stimme.

In wenigen Sätzen flog er über die Treppe, riß die Tür auf und prallte zurück vor dem Dunst, der ihm entgegenschlug. Zum Fenster taumelte er hin und riß es auf. Seine Mutter saß vor dem Ofen im Stuhl, nur der Kopf war zur Seite gesunken. Er griff ihre Hand, die war schwer und eiskalt. Selbst halb betäubt und nach Atem ringend stürzte er zur offenen Kammertür, hielt sich am Pfosten und sah ein feines, schmales Gesicht im Rahmen der dunklen Haare auf weißem Kissen. Da schrie er auf wie ein wundes Tier.

So fand Martin Wiedenkamp die wieder, die er liebhatte.

* * *

Zwei Särge standen auf der Diele. Auf einem Schemel zwischen beiden hockte Martin Wiedenkamp, und auf jedem der Särge lag eine seiner starken braunen Hände, geballt zur Faust. So saß er schon seit langer, langer Zeit, starr, keinem Antwort gebend, seit vor zwei Tagen der Doktor gegangen war, auch den alten Pastor hatte er nur mit einem seltsam abwesenden Ausdruck im Gesicht angesehen, als verstände er kein Wort von dem, was der alte Mann sprach. Nicht geweint hatte er, kein Schluchzen kam aus ihm heraus! Wie Stein war der Mann und wurde von Stunde zu Stunde härter und härter.

Nun trat einer in die Tür, der ihn ansah mit großen, todestraurigen Augen. Dann schlich Heinz Jelsen wortlos mit müden, schleppenden Schritten die Treppe hinauf in die Stube und ging dort an den Tisch, auf dem seine Geige geblieben war, die er nicht mitnehmen wollte, als er Abschied nahm.

Martin Wiedenkamp aber beugte den Kopf und lauschte. Zarte und milde Töne klangen von oben herunter zu ihm, eine wunderbar friedsame Melodie sank in sein Ohr, und als er langsam den Blick zur Treppe hob, stand dort Heinz Jelsen

am Pfosten der Tür und spielte, ohne den Blick zu heben, aber aus seinen Augen tropfte Träne um Träne auf die singenden Saiten der Geige. Und während Martin lauschte, schlich ihm die Melodie an das starke, harte Herz, sang es weich, sang echte, reine Trauer und Wehmut hinein. Die Fäuste zog er von den Särgen, legte die Augen in die harten Hände und weinte und weinte wie ein Kind. Langsam, ohne das Spiel zu unterbrechen, kam Heinz Jelsen die Treppe herunter, ging zur Haustür hinaus, und allmählich zarter und leiser werdend verklangen die Töne wie ziehende Stimmen in dem noch dicht über dem Lande stehenden Nebel, auf den die Sonne drückte, bis sie hell und warm durch die offene Tür auf die Diele glitt mit ihren Strahlen.

Freundlich legte sie ihr Licht auf die Särge und zu dem weinenden Mann, als wolle sie sagen: „Steh auf, Martin Wiedenkamp, ich bin noch das Leben!"

— —

Am Westereck fand man Heinz Jelsens Geige. Ihn hat keiner wiedergesehen. —



Der Vagabund

Von

Julius Koch

Nun pfeift der Sturm durchs Stoppelfeld
Und will den Sommer begraben.
Rauh statt des Lerchenliedes gellt
Der Schrei des hungernden Raben.
Ein banges, starres Schweigen läßt
Sich nieder auf allen Wegen,
Und durchs entblätterte Geäst
Peitscht prasselnd ein kalter Regen.

Ich hab' kein Heim, ich hab' kein Dach,
Das mich vorm Winter schütze.
Mir wurden vom Wandern die Kniee schwach—
Und das Wandern, was ist es nütze?
Hilft es mir je, daß sich vergißt,
Wie mir das Herz zerschunden,
Wie meine Seele zerrissen ist
Von tausend klaffenden Wunden?

Dort liegt das Dorf! Ein Glanz bestreut's
Und läßt die Fenster blinken.
Vom Kirchturm seh' ich ein goldenes Kreuz
Zu mir herüber winken.
Und ging' ich auch! Es fände nicht Ruh'
Im Kirchenschatten der Fremde;
Sie schlössen mir scheu die Türe zu, —
Ich hab' ein zerrissenes Hemde!

Ich bin so unnütz auf der Welt,
Ein Sandkorn zwischen Steinen.
Der Staub, auf den mein Schatten fällt,
Hat Wert, und ich hab' keinen!
Nie glühte schaffender Lebensstrahl
In meine Einsamkeiten. —
Was hält mich denn, aus dieser Qual
Ins Nichts hinabzugleiten?

Ins Nichts? Vor meiner Seele steht
Eine einzige, einzige Stunde,
Darum ein tief Geheimnis weht,
Und keiner weiß die Kunde,
Wie ich, ein schuldlos Reiner noch,
Der gläubigen Treue gelogen,
Wie ich zuerst in der Sünde Joch
Mein junges Gewissen gebogen.

Und hab' ich's bereut auch bitter und hart, —
Wie Krallen will mich's umfassen.
Weil ich am Leben schuldig ward,
Kann ich vom Leben nicht lassen!
Mich treibt die zehrende Ungeduld
Und will nicht Rast mir gönnen,
Der einen Stunde heimliche Schuld
Doch einmal sühnen zu können! —





Die Religion des Kindes

Von

Rudolf Pannwitz

Ich gehe mit Bangen daran, über die Religion des Kindes etwas zu sagen. Über die Sprache des Kindes, das ganze Wesen des Kindes habe ich immer gern gesprochen. Über die Religion des Kindes spreche ich nicht gern. Und das nicht darum, weil ich die Religion für etwas hielte, was durch das Ausgesprochenwerden irgendwie beschädigt wird. Für so empfindlich und nervös halte ich die Religion nicht. Sondern darum, weil mir Sprache, Charakter, Phantasie immer noch allenfalls Gegenstände sind, die es gibt, die sich mit einigem guten philosophischen Willen gegeneinander abgrenzen lassen, wenigstens als Themata, wenn man auch die Abgrenzung sofort wieder aufheben muß, um nicht die Einheit des Menschen zu verlieren um einiger Begriffe willen. — Aber mit der Religion will mir auch so eine Bequemlichkeits-Abgrenzung nimmermehr gelingen. Sie ist mir so durchaus kein Gegenstand. Und ich gehe so weit, daß es mir immer etwas komisch vorkommt, wenn gar ihre Undefinierbarkeit ihre Definition vertreten soll. Ich kann nicht mehr begreifen — früher war ich freilich anders —, wie überhaupt jemand darüber nachdenken kann, was denn die Religion sei. Ich kann selbst das nicht begreifen, daß man da ein Wort Religion gebraucht. Und der Grund davon ist eben bei mir weder eine religiöse Nervosität, noch eine innere Gleichgültigkeit. Die Zeitfragen der Religion erregen mich, ich suche die verschiedenen Bedürfnisse, die Sehnsucht der Zeit selbst zu begreifen, kämpfe auch mit gegen alle Gewissensvergewaltigung — aber im Innersten bleibt mir bei all diesen Erörterungen, so heftig sie mich bewegen können, vor allem bei den *pädagogischen* Erörterungen, ein Fremdes. Und ein unüberwindlicher Widerstand. So daß ich wohl sehe: dieser ganze Kampf ist *dringend* nötig und gut. Und mein Wunsch ist, er möge recht Erfolg haben. Aber — dann ist es noch lange nicht getan. Was ist dann noch nötig? Um Gottes willen, *keine religiöse Synthese!* Ich meine *nicht* nur: kein Dogma. *Keine neue Weltanschauung!* Das ist es, was ich nun einmal nicht länger verschweigen kann. Als Pädagoge sagen muß. Um der *Kinder* willen.

Damit ich nun ja nicht mißverstanden werde — denn ich kann leider nicht voraussehen, wie weit es mir möglich sein wird, mich verständlich zu machen —,

so will ich gleich sagen: ich wünsche für jedes Wesen die denkbar größte Freiheit. Aber die stärkste Gefährdung seiner Freiheit finde ich in jedem Wesen selbst. Und Gefährdungen ganz besonderer Art bei solchen, die sich eben befreien.

Etwas höchst Gefährliches sind unsere sogenannt produktiven Kräfte. Sie bringen uns sehr leicht in Knechtschaft und täuschen uns vor, wir wären frei. — Es ist ja heute schon meistens anerkannt, daß ein Kind sehr produktiv ist. In seinen allerersten Lebensjahren gewinnt es ohne jeden wirklichen Unterricht sein Weltbild. Je älter es wird, desto weniger kann es hinzutun. Und wenn es, reifgeworden, gar noch ein Philosoph wird, so ordnet es eben nur noch den Rest seines Besitzes in Fächer, oder aber der Philosoph zerschlägt einige alte Ordnungen, die immer noch nachgeahmt wurden bis zu ihm, weshalb man ihm dann wohl seine neugeschaffenen Ordnungen vergibt. Nun muß ja jeder Mensch sich die Welt irgendwie ordnen, tut's, ohne daß er es weiß. Aber die Festigkeit unserer Ordnungen entspricht niemals der Wandelbarkeit unseres ganzen Innenseins und der äußeren Welt. Und es gibt nicht eine Pflicht, sich die Welt so oder so zu ordnen. Jeder kann es anders, müßte es anders, wenn er frei wäre, und so jeden Augenblick. Es ist zum Beispiel einfach nicht wahr, daß wir auf die Kantschen Kategorien verpflichtet wären. Ein scholastischer Verstand ist darauf verpflichtet, und ein so großer scholastischer Verstand wie Kant weiß das. Aber ein Herakleitos und selbst ein Parmenides hat nach keiner einzigen Kantschen Kategorie gedacht. Auch unbewußt nicht. Das ist alles von Platon und Aristoteles an untergeschoben. Und wenn man das sagt, daß man nicht nach dem Gesetz der Kausalität denkt, als schlichte langjährige Erfahrung, so wird man für verrückt erklärt, oder es wird einem die Selbstbeobachtung abgestritten, die man gerade besonders stark übt, oder es wird behauptet, man sei im Zwange eines eignen schrullenhaften Systems, in welches nicht zu geraten einem alle Lebensarbeit bisher gedient hat. So geht das. Ich leugne nun wirklich nicht ab, daß ich manchen Gedanken habe, aus dem ein Theoretiker mir ein Gesetz der Kausalität machen könnte, wie man ja manchem aus einer ganz unschuldigen Laune einen Strick schon gedreht hat. Aber ich bin eben wirklich auf dieses Denkgesetz so wenig verpflichtet wie auf alle andern, da ich noch nicht ein einziges unumstößliches Denkgesetz entdeckt habe, so wenig wie überhaupt irgendein unumstößliches Gesetz. Ich finde immer nur viele verschlungene Bahnen, Triebe, Machtverhältnisse, und es ist mir noch niemals klar geworden, warum irgend etwas geschieht, weil auch, wenn es möglich wäre, sämtliche Ursachen zu wissen, noch lange nicht damit die Wirkung erklärt wäre. Ein Denken nach Ursache und Wirkung nämlich vorausgesetzt. Mein Weltbild ist immer nur ein Bild. Allerdings kein Flächenbild. Sondern es reicht bis in grundlose Tiefe. Aber es ist keine Konstruktion dabei. Also ich erwarte von den Tiefen nicht mehr Aufschluß als von der Oberfläche. Die Wahrheit hat keinen Sitz und keine Methode. Sondern ich gehe in die Tiefe, weil mein Geist nach seiner Art, sich zu bewegen, immer durch viele Schichten hindurch muß. Die Wahrheit suche ich von nichts. Wahrheit ist mir auch nur ein menschlicher Begriff. Und ich habe mit keinem bestimmten menschlichen Begriff mehr zu tun, als mit

mir und der Welt. Eher suche ich noch meine Fühlbarkeit bei allen Dingen. Und meine Fühlbarkeit von der Fühlbarkeit anderer gegenüber denselben Dingen. Und ich suche alles Begreifen und Begreiflichmachen im Erzählen. Welches ja zu nichts verpflichtet. Und welches am ersten verstanden wird. Ich erzähle von mir und bitte, an meiner Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln. Ich weiß natürlich, daß andere anders sind als ich. Und es interessiert mich sehr, zu erfahren, wie andere sind. Und wen es interessiert, zu erfahren, wie ich bin, der mag zuhören, was ich von mir und von den Dingen erzähle. — Wem dieses nun etwas zu leise erscheint, dem will ich doch sagen, daß ich es früher etwa umgekehrt gemacht habe. Und daß ich es jetzt so mache, weil ich so bin. Daß ich aber so viel wie jetzt noch nie verstanden worden bin. Und natürlich lehne ich mich mit aller Energie dagegen auf, wenn jemand in meine Rechte eingreift, verlangt, ich sollte es anders machen, als ich es machen muß. Und ebenso, wenn ich überhaupt sehe, daß in Rechte eingegriffen wird. Alle Pflicht ist nur: Rechte schützen und wahren. Ungebrochene Rechte: die leben sich selbst. Das aber ist: mein Glauben.

Nun kann ich auch endlich sagen, warum unsere sogenannten produktiven Kräfte mir sehr gefährlich vorkommen. Das Kind weiß nicht, wie produktiv es ist. Bei ihm ist alle sogenannte Produktion einfach Funktion. Wie der Baum blüht. Bei unserer sogenannten Produktion ist aber immer eine gewisse Gewaltsamkeit: nicht das stille Walten. Und diese Gewaltsamkeit wäre ja auch nicht schlimm, wenn sie nicht übergriffe. Wenn sie nur Macht des eigenen Erlebens wäre. Aber sie vergewaltigt so leicht. Und da ist dann das Sonderbare, daß alles, was vermag, zu vergewaltigen, doch noch nicht seine eigene letzte Gewalt hat. Denn wer seine größte eigene Gewalt hat, der hat zugleich die größte Achtung vor fremden Rechten. Das Vergewaltigen durch produktive Kräfte geschieht ja nun so, daß diese produktiven Kräfte sich irgendeine Welt aufbauen und zu der bekehren wollen. Diese Welt nennt sich dann oft frei, ist es aber nicht. Und diese produktiven Kräfte bekommen das auch nur fertig, weil sie in ihrem eigenen Schaffen nicht frei waren. Weil sie nicht einfache Funktion waren, sondern Gewaltanstrengung. Weil sie zu kämpfen hatten gegen Gewalthaber und Widersacher, und im Kampfe sich denen anpaßten. Soweit sie vergewaltigt worden waren, so weit vergewaltigten sie. Und: vergewaltigten sie sich selbst schon. Es ist nämlich ganz sonderbar, zu beobachten, an was alles die produktiven Kräfte gebunden sind. Da sind z. B. die Gesetze der deutschen Schulgrammatik. Dann sämtliche Denkgesetze. Dann die berühmten sogenannten Naturgesetze, die alle hundert Jahre anders werden, und mit denen man trotzdem alles eigene Kinderdenken und Kinderfühlen totschlagen muß. . . . Und so weiter und immer, immer so weiter . . . Nun ist das kein Vorwurf, der irgendeinen Bestimmten trifft. Er trifft uns alle und wird uns alle treffen, solange die Welt steht. Aber wir müssen wenigstens einsehen, daß er berechtigt ist. Und wir müssen uns Mühe geben, daß es etwas besser wird, daß wir etwas weniger Schaden anrichten. — Man bekommt da leicht die Antwort, das wäre ja alles ganz richtig, aber was sollte man denn tun? Man wäre doch nun mal an sich gebunden und man müßte doch die nachfolgende Generation zu dem Ideal heranbilden, das man schließlich sich gesteckt hat, es gebe ja

gewiß höhere Ideale, aber man habe sie doch einmal nicht und dürfe der Zukunft nicht vorgreifen, könne es einfach nicht. In dieser Antwort liegt ein leises Mißverstehen. Gerade das ist ja meine Ansicht, daß wir an uns gebunden sind. Eben darum sollen wir nicht noch die nächstfolgende Generation an uns binden. Ob die Welt vorwärtskommt oder nicht, jedenfalls wird sie anders, und wir stören die Entwicklung und schaffen Konflikte, indem wir einen, wenn auch noch so nachsichtig und milde und ihm gar Selbständigkeit vortäuschend, von unserer Weltansicht überzeugen. Und nun gar erst das Ideal. Das ist ja überhaupt nicht übertragbar. Und das kann jeder nur ganz allein finden. Und es ist ja etwas ganz Ungeheuerliches, eigentlich, wenn man jemandem, von dem man doch nur hoffen kann, daß er weiter komme, als man selbst, dem eignen Kinde, sein Ideal zum Ideal machen möchte. Damit hemmt man es doch dann gewaltig. Man wird sich darein schicken müssen, daß man vom Denken und Fühlen des Kindes verhältnismäßig sehr wenig begreifen wird. Und man wird sich die erdenklichste Mühe geben müssen, da nichts zu stören. Denn es ist zu leicht etwas gestört. Was nie wieder so wird, wie es war, was nie mehr wachsen kann und werden, was es sollte. Und dazutun darf man nichts. Es lebt alles selbst, wenn es nicht gestört wird. Und in sich und in der Gemeinschaft, in die es gestellt ist, entwickelt sich alles zu seiner Zeit, wenn nur diese Gemeinschaft nicht schon durch ihre Existenz die Entwicklung hindert. Eigenes, möglichst vollkommenes Leben ist das einzige, was zu leisten ist. Außer dem, daß nicht gestört werden darf. Und freundliche Teilnahme natürlich. Indem man dem Kinde den Respekt vorm Kinde vorlebt, „erzieht“ man es zum Respekt vorm Erwachsenen. Das heißt, man hindert es nicht an diesem Respekt. Wenn man dem Kinde seine Rechte läßt, so wird es leichter auch anderen ihre Rechte lassen. Und wo es das nicht tut, da greife man ein. Aber nicht das Vergewaltigende strafend, sondern das Vergewaltigte schützend.

Und wo bleibt das in der Überschrift Versprochene: die Religion des Kindes? Wir sind ganz mitten drin. Wie diese Religion auch sei, so viel ist aus dem Bisherigen klar, daß sie nicht vergewaltigt werden darf, wie nichts vergewaltigt werden darf. Und das mußte zuallererst festgestellt werden. Nun aber verlohnt es sich, auch einmal zu überlegen, was wohl die Religion des Kindes sei. Ich kann Religion nicht definieren. Und wie soll ich nun da von der Religion des Kindes sagen? Ja — vielleicht kann ich doch einiges von meiner Religion sagen, auch ohne Religion zu definieren.

* * *

Religion ist mir, wie ich schon gesagt habe, kein Gegenstand. In keinem Sinne. Und sie hat mir auch keinen Gegenstand. In keinem Sinne. Es scheint mir so falsch, etwa zu sagen, die Religion habe Gott zum Gegenstand. Das ist schon unsere scholastische Philosophie. Und wir wähnen, es sei Religion. Das setzt doch einen Gott außerhalb der Religion voraus, der nun durch die Religion zum Gegenstande wird, meinetwegen nur durch die Religion zum Gegenstande werden kann. Meinetwegen sogar nur durch die Religion existieren kann. Und es setzt die Religion wiederum voraus als irgendeine Substanz in uns. Wenn auch nicht so plump, daß sie eine der Kräfte in uns sei. Man macht das dann feiner und

läßt sie eine besondere Äußerungsart unseres gesamten inneren Lebens sein. Was ganz dasselbe ist: nur aus der Kategorie des Wesens in die Kategorie der Erscheinung verschoben. Gar nichts anderes: außer im spezialphilosophischen Sinne. All das ist eben Religionsphilosophie, und ich kann mir nicht helfen, Religionsphilosophie hat mit Religion ebensowenig zu tun wie Dogmatik. Die Philosophie ist es ja schließlich, die feststehende Definitionen und Sätze liefert. Über die sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und sie ist so ins Volk gedrungen, daß man ihren verkappten Spekulationen überall begegnet. Ich meine nicht nur dem Denken. Sondern ich meine: dem Einfluß der wissenschaftlichen Philosophen aufs Denken. Und die Philosophie reißt bekanntlich alles in organisch unzusammengehörige Ordnungen auseinander. Diese Ordnungen mögen dem Denken eines bestimmten Menschen sympathisch sein. So steht dieses Denken eben mehr unter der Geschichte des Denkens als unter der Macht der Dinge. Dagegen ist nichts einzuwenden. Man darf es nur nicht abstreiten wollen. So reißt die Philosophie auch irgendein menschliches Fühlen, was man ja sehr schön erzählen könnte, gewaltsam auseinander in eine nähere Bestimmung: religiöses Gefühl, und einen Gegenstand davon: Gott. Wo Gott ausgeschaltet ist, da ist es nicht anders. Da tritt die Philosophie auch ihre eigene Erbschaft an. Nur in dem Gewand irgendeiner anderen Wissenschaft. Sei es nun die Moralwissenschaft oder die Naturwissenschaft. Hat ein Mensch in sich die Dogmen überwunden, die religiösen, so hat er doch noch lange nicht die Neigung zu Dogmen überwunden. Die ist viel zu alt. Und was es kostet, die zu überwinden, und wie langsam man darin vorwärts kommt, das ist gar nicht zu glauben. Die Neigung zu Dogmatik, diese philosophische Tugend, befriedigt sich dann eben irgendwie anders. Durch den Verlust der religiösen Dogmen ist das Gefühl einer Leere entstanden. Da muß etwas hin. Irgend etwas Festes. Wenn auch lange nicht so Festes. Und das immer wieder mitanzusehen, mit der Sehnsucht, daß einmal wirklich Freiheit komme, ist sehr schmerzlich. Und darum ist es eben nötig, daß solch ein Aufsatz geschrieben und gedruckt wird. — Da kommt nun die Moralwissenschaft. Das heißt das Dogma, ein Mensch wäre überhaupt imstande, das Handeln eines anderen Menschen zu begreifen und zu werten. Ja, aber wo kommen wir denn hin ohne Sittlichkeit? schreien sofort dieselben, denen entgegengeschrien wird: Wo kommen wir denn hin ohne Religion? Als ob mit den Dogmen Religion oder Sittlichkeit oder irgendwas im Menschen Existierendes aufgehoben würde. Als ob nicht jeder sich ganz allein vor sich selbst zu verantworten gerade genug zu tun hätte. Einen Dieb, einen politischen Gegner mag man eben anders und richtiger bekämpfen als mit Waffen der Sittlichkeit. Wem irgendwelche moralischen Wertungsmaßstäbe gegeben werden, wer irgendwie in Moral unterrichtet wird, dessen Freiheit im Handeln ist schon vernichtet. Denn er handelt, um ein bestimmtes Gesetz zu erfüllen, welches er glaubt seiner Selbstachtung wegen erfüllen zu müssen. Er handelt, nicht weil er so muß. Sondern weil er seiner Selbstachtung wegen so muß. Und das ist noch der günstigste Fall. Oft fürchtet er nur moralische Prügel von seiten anderer. Ich habe nie begreifen können, wie Moral und Liebe sich mit-

einander vertragen sollen. Moral ist immer ein Dogma. Wenn auch ein mir selbst von mir gegebenes. Und Liebe will dem andern Freude machen und Schmerz ersparen. Ein Dogma kann aber gar nicht auf den anderen Rücksicht nehmen. Ein Dogma befiehlt mir mein Handeln und hat dann als Lohn eine Selbstzufriedenheit. Etwas ganz anderes als alle Moral ist mir aber jene Gerechtigkeit, jenes Nichteingreifen, von dem ich so viel gesprochen habe. Und die Moral ist beinahe dessen Umkehrung, weil sie immerfort einzugreifen gebietet. Solch gerechtes Handeln kann nur bestehen, wenn einem selbst solche Gerechtigkeit widerfährt und man das begreift. Aber ich wüßte freilich nicht, wer das nicht begriffe. Je mehr Freiheit, desto mehr Charakter, Gerechtigkeit und —: Freiheit. Freiheit erzieht zur Freiheit. Wobei eben Freiheit nicht Willkür ist, sondern allein die Erlaubnis, nach eigenem Gesetz zu handeln, soweit dadurch nicht die Rechte anderer verletzt werden. Freiheit ist gleichzeitig Achtung vor fremder Freiheit. Ohne das wäre es freilich Willkür. Und statt dieser höchst praktischen, in jeder Familie, in jeder Schule zu erstrebenden Freiheit: nichts als Vergewaltigung und — Grünes drum: nämlich sentimentale Religions- und Moralphilosophemchen. Und große Worte von der Menschenliebe und all den herrlichen Dingen, die so furchtbar unpraktisch und gut gemeint sind. — Und nun noch die Naturwissenschaft. Die soll auch religiöse Gefühle auslösen. Das ist schon so einer der Ausdrücke, die man jetzt immerfort hört. Es wird mir immer so weh, wenn ich dergleichen höre. Da steckt natürlich wieder unsere Psychologie dahinter. In der selbst noch unsere Selbsterfahrung systematisiert ist. Laßt uns doch unsere Psyche und erlaßt uns euern Logos! rufe ich verzweifelt, und weiß nicht, ob jemand hört. Religiöse Gefühle sind also im Menschen potenziell vorhanden, Naturwissenschaft ist vorhanden, und wenn das zusammengerät, so wird das eine vom andern ausgelöst. So wird jedem, was gerne leben möchte, etwas substituiert, ein Begriff, und dem wieder einer, und der Lebensprozeß findet dann zwischen den Begriffen statt. Ich gebe ein ganz harmloses Beispiel des naturwissenschaftlichen Denkens. Der Kalkstein ist kohlensaurer Kalk, d. i. eine chemische Verbindung aus Kohlensäure und Kalk. Kommt da noch einmal so viel Kohlensäure zu, so verwandelt sich der kohlensaure Kalk in doppeltkohlensauren Kalk. Der ist dann löslich. Ein Analogon. Ich tue in ein Gefäß ein Fünftelliter Bier. So entsteht ein Schnitt. Ich tue noch einmal so viel hinzu, so verwandelt sich der Schnitt in ein Seidel. Was mir nun dabei, auch wenn's eben ein berechtigter Ausdruck für grobe, wenig liebevolle Beobachtung ist, was mir nun dabei fühlbar werden soll, was mir diese Erkenntnis sein soll, das kann ich nicht begreifen. In einen alten Alchimisten und sein Weltgefühl kann ich mich doch wenigstens versenken. Man verwechselt wirklich Wissenschaft mit Terminologie und Rechenkunst. Welche beiden natürlich nötig sind. Aber anspruchslos und ohne „Weltanschauung" bleiben sollten. Und dann all die berühmten naturwissenschaftlichen Weltsynthesen. Welche dadurch so fatal wirken, daß sie sich aus dem Fortschritt der Wissenschaft ableiten. Ein wirkliches Weltgefühl und Weltdenken aber geht ja ziellos unter im Unendlichen, kann weder messen noch sich vermessen. Was ist der ganze Monismus? Der sich allerschleunigst anderen

Weltanschauungen gegenüberstellt, seine Gesinnungsgenossen und seine Gegner hübsch historisch zusammensucht —? Ich möchte sagen: die Zwiebel über die Knospe gestülpt, so daß die nun nimmermehr aufblühen kann. Denn dahin kommt man nicht; daher kommt man. Und es ist ja gewiß mancher von einem Welteinheitsgefühl hergekommen und hat das nie vergessen können, und hat ewig so in aller Zerrissenheit gelebt und ewig so die Welt angeschaut als Ein und All. Aber das ist doch nun jedes Menschen persönliche Notwendigkeit, wie er das macht. Und am allerwenigsten soll er glauben, bestimmte wissenschaftliche Resultate führten dahin. Die führen nie zu einer Weltanschauung. Sondern eine Weltanschauung, die jedem eingeboren ist — freilich die eingeborene erkennen wenige —: die führt überallhin, auch zu den wissenschaftlichen Resultaten. Und die sogenannten feststehenden Resultate, das heißt die, welche mit unser aller Weltanschauung sich vertragen, die kommen eben aus unser aller Weltanschauung. Verträglich ist aber ein wissenschaftliches Resultat mit sehr vieler und verschiedner Weltanschauung. Wobei ich nun nicht sage, die Schöpfungsgeschichte der Bibel sei eine Weltanschauung. Die ist —: ein wissenschaftliches Resultat wie Haeckels Schöpfungsgeschichte und stammt aus einer Weltanschauung wie Haeckels Schöpfungsgeschichte. Weltanschauungen selbst haben überhaupt keine Form. Sie sind eben die Seele des Menschen, der ganze Mensch. Und die Seele verliert sich, sobald sie übergreift. Und jede Aufstellung einer Wahrheit ist ein Übergriff. Man kann nur erzählen vom eignen Denken und Fühlen. Da kann man wohl sagen: Es ist. Denn was in uns ist: das ist. Nun wird man sagen: Die Wissenschaft glaubt ja gar nicht, die Wahrheit gefunden zu haben. Sie sucht die Wahrheit. Ja — — ich weiß nicht, ob ich das verständlich machen kann —: ich meine, das Suchen nach der Wahrheit hat uns so viel geschadet. Hat so viel Gewalt getan. Und Wahrheit ist ein philosophischer Begriff. In aller Wirklichkeit gar nichts anderes. Ihm liegt zugrunde: die philosophische Unterscheidung von Ding und Erscheinung. Und die kenne ich für mich nicht mehr. Das Ding kann uns überhaupt nur zugänglich sein, indem es uns irgendwie erscheint. Und ob etwas, soweit es nicht erscheint, oder so wie es nicht erscheint, auch noch existiert, ist eine ganz unberechtigte Frage, da sie schon wieder den Unterschied von Ding und Erscheinung voraussetzt. Also das würde ein Rattenkönig. Ich finde eben überall unserem freien Fühlen heimliche philosophische Begriffe vorgebaut. Ich finde, daß wir in einer ganz ungeheuren, ganz ungeahnten Knechtschaft der Philosophie leben. Es ist mir immer wieder und überall der alte Aristoteles. Wenn das Kind zwei Jahre alt ist und man ein wenig mit ihm spricht, so beginnt die Erziehung zu Aristoteles. Beim Professorensohne natürlich mehr als beim Bauernsohne, aber überall. Und so geht es fort durchs ganze Leben. Und davor such' ich Rettung! Ich wollte über die Religion des Kindes reden und habe bis jetzt über die Philosophie der Erwachsenen geredet. Es half nichts. Die Bahn mußte erst frei werden. Und nun will ich doch endlich die erste Hauptfrage beantworten: was mir denn Religion sei. Ich habe ein Wort dafür jetzt endlich gefunden, was keine Definition sein soll, aber es fühlbar machen kann: das, was ich bin, aber nicht kenne. Wo ich immer bin und immer geborgen bin. Und eins und all und gerecht. Woher ich und wohin ich

ewig suche. Und was ich nie finden will, da ich's ja ewig bin. Und dies Suchen ewig bin.

* * *

Die Religion des Kindes —: die sollte doch ziemlich frei sein vom Aristoteles. Und wenn das Kind nicht schon zu stark beeinflußt ist, so ist sie's auch. Aber das Kind wird ja so stark beeinflußt. Und dadurch geht seine Religion eben auch entzwei. Und das ist das große Elend. All, was wir suchen, ist da in den Kindern: die ungebrochene Kraft, zu wachsen, wie es muß. Aber das wird ja nicht anerkannt. So gut wie gar nicht anerkannt. Auch von den Freien noch so wenig. Und oft eben nur mit einigen Einschränkungen theoretisch. Und ehe das nicht anerkannt ist, wird die Vergewaltigung bleiben. Ehe nicht anerkannt ist und als selbstverständlich gilt, daß alle Kraft schon im Menschen liegt, daß nichts hinzuzutun ist, und daß nichts gelenkt werden darf und nur die Gerechtigkeit erhalten werden muß, alle Rechte geschützt werden müssen. Daß aber alles übrige vom Übel ist. Außer der nicht übergreifenden und auch die Scham nicht verletzenden Herzensteilnahme. Denn auch die Teilnahme darf nicht — offensiv werden. Und natürlich müssen die Bedürfnisse des Kindes im Maße der gegebenen Verhältnisse befriedigt werden. Alle Fragen beantwortet. Aber da hüte man sich sehr, daß man nicht mehr sage, als man selber weiß, und es überall dabei sage, wo die Sache doch auch anders sein könnte, daß man das nicht weiß, sondern sich nur so denkt, und daß andre sich's anders denken. Und ja nicht störe man das Kind, wo es sich selbst etwas denkt. Es ist sehr schwer, Gedanken des Kindes wirklich zu verstehen. Und so suche man eben die Religion des Kindes zu verstehen, entfernt zu ahnen wenigstens, weiter kommt es ja nicht. Das geht nun nicht so, daß man da einfach untersucht, wie das Kind sich zu dem verhält, was uns Religion heißt. Denn das wäre doch: Verhältnis des Kindes zu unserer Religion oder Theologie gar und Religionsphilosophie. Sich selbst muß man vergessen, soweit man es vermag. Natürlich wird sich in dem Verhältnis des Kindes dazu auch das Kind selbst zeigen, wie in all seinem Leben. Aber es zeigt sich doch eben da beeinflußt, und sein Eigenes ist, wie es auf den Einfluß reagiert. Völlig unbeeinflußt wird es sich ja nirgends zeigen. Das ist eine Konstruktion, wenn man daran denkt. Sehr müßig zum Beispiel ist die Frage, ob ein unbeeinflußtes Kind auf Gott kommen würde. Denn ein unbeeinflußtes Kind ist lebensunmöglich. Also kann man an ihm auch nicht das Leben begreifen. Aber es gibt doch aufdringliche und unaufdringliche Einflüsse und schließlich Zwang. Wenn einem Kinde Gott als äußere Tatsache beigebracht worden ist, so ist das ja nicht notwendigerweise ein Hindernis, daß das Kind einen eignen Gott habe und fühle, aber es kann ein Hindernis werden. Und ob der Gott des Kindes echt ist oder nicht, das ist jedenfalls sehr schwer zu sehen. Da war ein vierjähriges Kind, das hatte gesehen, wie der neunjährige Bruder die sechsjährige Schwester mit der Tür klemmte. Nachher war sie in einem Zimmer ganz allein und wußte nicht, daß man sie hörte. Da sagte sie ganz leise: „Denk mal, lieber Gott, da hat der Stephan die Binchen einfach mit der Tür gehauen." Ich weiß nun schon, das wird vielfach „reizend" und „rührend" gefunden werden. Tut mir leid. Mir ist's ein furchtbar ernstes Problem. So viel glaube ich

ja herauszufühlen, daß der Gott echt ist. Auch so viel, daß es, viel mehr als eine Anklage, ein Nichtrechtbegreifen ist, wie der Stephan das tun konnte. Und das sagt sie dem lieben Gott, erzählt es ihm! Würde sie's der Mutter genau so erzählen? Ich weiß nicht, mir ist, als würde sie da viel mehr anklagen. Es ist doch ein ganz innig-eignes Verwundern über diese Welt, das gar nicht übergreift. Und das bringt sie dem lieben Gott. Und doch ist mir irgendwas Unheimliches dran. Und das ist wohl, daß ich trotzdem die ganze Kultur darin fühle, die hinter uns liegt und in der wir leben. Daß ich fühle: hatte das Kind nicht schon viel von Gott gehört, betete es nicht jeden Abend, diesen Gott *selbst gefunden* hätte es *doch nicht*. Trotzdem gehört er ihm — jetzt. Das war nun ein Fall, wo das Verhältnis des Kindes zu unsrer Religion sich zeigte. In dieser Richtung fällt mir noch einiges ein. Ich hatte als Kind bei meinem Vater Unterricht. Auch Religionsunterricht. Denn ich wurde auf die erste Vorschulklasse vorbereitet. Lernte also die biblischen Geschichten. Es war nun bei diesem Unterricht nichts Dogmatisches, soweit es nicht im Stoffe unabänderlich lag. Ich weiß sogar, daß ich persönlich viel stärkere religiöse Bedürfnisse hatte, als befriedigt wurden. Von denen ahnte niemand etwas. Also ich bin doch wirklich im Religiösen *wenig* beeinflußt worden. Und da entsinne ich mich, daß ich mich immer sehr nach ganz neuen Federn zum Schreiben sehnte, aber nicht drum bitten wollte, da wohl auch die alte immer noch ging, wenn ich eine neue mir schon wünschte. Diese Sehnsucht nach neuen Federn ist übrigens eins der stärksten Gefühle gewesen, die ich je gehabt habe. Ich *betete* um eine neue Feder. Und nun das Wunderbare. Ich stützte mich mit aller Inbrunst auf meinen Federhalter dazu, *um wie Moses am Stabe zu beten*. Es war der dunkle Aberglaube, daß es dann besonders helfen würde, und den hatte ich aus mir selbst. Es war aber noch etwas Tieferes: ich mußte mich an irgendeine Autorität anlehnen. Beten wie irgendein berühmter Beter. Und ich hatte es ganz aus mir selbst, Moses am Stabe mir zu wählen. Ich hatte mir also selbst einen Ritus geschaffen, wenn auch *nur* mir selbst und nur für den Augenblick. Und das hatte *wiederum* noch einen tieferen Grund. Ich habe von jeher das Bedürfnis gehabt, das Vorhandene zu verehren genau wie es ist und sogar nachzuahmen. Und nur, daß ich nicht zufrieden war, wenn mir das so halbwegs glückte, sondern daran alle Mängel erkannte und alle Verschiedenheit: das brachte mich dahin, wo ich jetzt stehe. Daß ich das Vorhandene auch gelten lasse, aber ohne es nachzuahmen, und daß ich nur die Übergriffe nicht gelten lasse. Und das ist doch nun ein deutlicher Beweis, daß ich trotz *scheinbar geringem* Einfluß, sei es auch nur durch die biblischen Geschichten selbst, aufs allerstärkste beeinflußt war, bis zur selbständigen Erschaffung eines Ritus, worin ja dann wieder meine innerste Art sich zeigte, wenn auch in ihrer Reaktion auf Einflüsse. Und so ist es in gewisser Weise meine Religion gewesen, in gewisser Weise aber nicht, daß ich wie Moses am Stabe gebetet habe. Und ein drittes. Mir erzählte jemand, daß er als Kind bei dem Wort Gott immer rot geworden ist. Und er ist absolut nicht dogmatisch erzogen worden. Überhaupt ohne allen Zwang. Da ist die innerste Scham des Menschen, mit der er sein Eigenstes wahrt. Diesem Kinde hat Gott wirklich gelebt. Und war sein Eigenstes. Daran ermesse man, was schon ein Wort schaden kann, und

nun eine Ansicht, und gar ein Dogma und ein Ritus wie das Beten. Einer der Frömmsten, die ich kenne, Jean Paul, hat gesagt, daß ein Tischgebet jedes Kind verfälsche . . . Etwas andres ist's, wenn die Eltern den unbezwinglichen Drang zum Tischgebet haben und das vor den Kindern nicht verbergen. Aber dann — wird's schon irgendwie anders als wie man es so kennt. Still und persönlich und unaufdringlich und ungeschäftsmäßig. Aber nun denke man: zwischen jenes Kind und seinen Gott — den es auch zuerst gehört haben kann — hätte sich eine religiöse Erziehung gedrängt! Das Bedenkliche ist eben nicht, daß das Kind nicht Gott fassen kann, sondern daß der Erzieher nicht das Kind fassen kann. So wird die Religion aber ausgerottet. Durch die religiöse Erziehung. Den Verkehr zwischen einem Kinde und seinem Gott sollten wir doch nicht zu vermitteln suchen und im selben Atem sagen: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder —, und ferner: wir sollten doch wenigstens so viel Religion haben, im Allerheiligsten das Maul zu halten. Das Allerheiligste ist die Seele des Kindes.

* * *

Es ist so furchtbar viel quälende Last, die bewältigt werden muß, bis man zu freien und frohen Worten über die Religion des Kindes kommen kann. Aber nun endlich.

Was wir sind, aber nicht kennen — was das Kind ist, aber nicht kennt. —

Wir reden gern von der Phantasie des Kindes. Was ist diese Phantasie? Wir nennen sie schöpferisch. Woraus schöpft sie? Doch aus dem, was da ist. Aus dem Inneren. Und das Kind hat ganz sicher nicht das Gefühl, etwas zu schaffen, sondern überhaupt kein Beigefühl. Es fühlt das, was es ist. Wenn ich in den Garten gehe und mir das Kind entgegenkommt und sagt: Hier darfst du nicht durch! Hier ist mein Haus. Und ich dann nichts sehe, kaum einen dünnen Strich ... Gehe ich nicht darauf ein, gehe ich doch durch ohne Not oder mit Not, ohne Entschuldigung, dann — — dann habe ich das Kind in seiner Andacht gestört, die Religion des Kindes verletzt! Es war kein Gotteshaus, was ich betreten habe, sagt man. Doch! Es war das Haus, in dem das Kind wirklich lebte. Wenn wir jemandem sagen: Hier ist eine kostbare Vase, die habe ich, die darfst du nicht hart anfassen, denn sie zerbricht sonst. Und wenn er sie dann doch hart anfaßt, so nennen wir ihn doch mindestens roh. Aber wir tun dem Kinde, wenn wir rücksichtslos durch sein Haus gehn, etwas viel Schlimmeres. Wir zeigen eine Rücksichtslosigkeit gegen die Seele des Kindes, nicht mal gegen seinen Besitz. Denn das Kind will doch eben nur anerkannt haben, daß das sein Haus ist. Sein Spiel-Erlebnis. Es gibt ja nun solche, die an so etwas mit Rationalismus herangehn und meinen, das wäre ja aber kein Haus. Ich möchte dich fragen, was ein Haus ist. Na also: Ein Ding so und so. Schön. Und wenn ich es aus Pappe klebe? Dann könnte man es auch so nennen. Und wenn ein Dichter sagt: Haus meiner Sehnsucht, Unendlichkeit! Dann — ist das ein poetisches Bild. Sie haben wohl recht — denn — ein Haus muß doch vier Wände haben, wenn's fünf Wände hat, ist's auch noch eins. Aber — zuviel darf man doch der Phantasie nicht zumuten . . . Richtig — der Phantasie des Erwachsenen nicht. Was er nämlich seine Phantasie nennt, ist der arme Rest seines Kinderglaubens. Ja — aber sollen wir denn all den Un-

sinn glauben, den ein Kind glaubt? Gewiß nicht. Ihr sollt nur euern eignen Unsinn, mit dem ihr doch mehr oder weniger rechnet, auch glauben, z. B. daß der Raum unendlich wäre oder auch nicht unendlich, welches als Wissenschaft Unsinn ist, weil es das Dogma ist, als Gefühl aber beides sehr möglich, nur ausfühlen muß man's schon, sonst bleibt's Phrase. Ferner alle poetischen Bilder, die ihr euch gefallen laßt. Ferner eure sämtlichen philosophischen und überhaupt eure sämtlichen Überzeugungen. Es ist ein weiter Weg vom Fürwahrhalten zum Glauben. Und wenige gehn ihn, ohne ihn zu verlieren. Wenn man aber etwas glaubt, wie das Kind sein Spiel, so hat man gar keine Zeit vor starkem, tiefem Erleben, zu bedenken, ob es wahr sei oder nicht. Fragt ihr das Kind, ob es sein Haus für ein wirkliches Haus halte, so wird es euch anstarren und gar nicht wissen, was ihr meint. Ihr begreift nämlich nicht, daß das Kind es gar nicht hindert, sein Haus als sein Haus zu erleben, wenn es ganz genau weiß, wie die gewöhnlichen Häuser aussehn. So wenig es den Maler hindert, ein gemaltes Haus als ein Haus zu erleben, wenn er ganz genau weiß, daß das gemalte nur aus Farbe besteht. Uns wäre viel geholfen, wenn wir das Wort Phantasie auch entbehren könnten. Es hat doch, und für jeden, große Gefahren. Das Kind glaubt gewiß nicht, daß sein Haus dasselbe Haus sei, wie das Haus seiner Eltern. Aber auch nicht das Gegenteil. Es glaubt und vergleicht nicht. Es lebt in seinem Hause. Und da ist weiter gar nichts drumrumzureden. Das ist so. Und indem ihr zeigt, daß ihr ihm das nicht glaubt, stört ihr es in seinem Glauben. Genau so roh, wie wenn ihr von Gott sprecht und euch jemand sagt: Sei doch nicht so dumm, Gott gibt es ja gar nicht. Das ist genau dasselbe. Denn wir reden doch hier vom Glauben. Nicht von den Gegenständen des Glaubens. Und der Glaube ist beim Glauben wirklich das Wichtige. Seine Gegenstände entstehen überhaupt erst, indem man ihn durch die philosophische Brille ansieht. Und wenn dem Menschen der Glaube erhalten werden soll, so muß ihm die Kraft des Glaubens erhalten werden. Dann wird jeder schon glauben, was in ihn von Gott gelegt ist. Und für jede Vermittlung bedanken wir uns. Das ist kein Geben, sondern Nehmen. Ist Gewalt. Und wie das Kind an sein Spiel glaubt, glaubt es an sein Märchen. Die Frage ist für das Kind nicht: Ist das wahr? Vielmehr: Wie ist das? Denn es ist. Und wenn die Frage: Ist das wahr? doch einmal kommt, so ist sie mit keinem plumpen Ja oder Nein zu beantworten, sondern mit dem wirklich Wahren. Das heißt, es ist zu sagen: Es hat das wohl noch kaum ein Mensch gesehen — genau weiß man das ja auch nicht — aber es haben sich das Menschen immer so ausgedacht. Und das Kind wird sich freuen, sich's weiter auszudenken und anzuhören, wie Erwachsene, die noch Kind genug sind, sich's ausdenken. Das Märchen ist unser Leben über die gewohnten Schranken hinaus. Wir fühlen irgendein Stück Natur, meinetwegen soweit wir es sehen können, dann soweit wir es denken können, hinein in den Weltraum, und wenn wir es nicht mehr weiter denken können, dann fühlen wir's immer weiter hinaus, aber da ganz draußen, da ist schon unser Inneres, aber ohne daß es nun ein Kreis wäre, es geht nur immer weiter. Dies ist freilich auch — ein Märchen. Aber wie anders soll ich mein Gefühl sagen? Anders geht's gar nicht. Und wer mich überhaupt

verstehen kann, der versteht mich hier sicher. Ein Märchen ist eben nicht wirklich wie eine Telegraphenstange, sondern wie ein Märchen. Und wir verlangen ja auch von der Telegraphenstange nicht, daß sie wirklich sei wie ein Märchen. Also seien wir doch auch gerecht gegen's Märchen. — Nun will ich hier nicht im einzelnen die Weltvorstellung, das Spiel, das Märchen des Kindes besprechen. Das ginge ins Endlose. Das muß ein andermal geschehen. Ich wollte nur zeigen, daß hier überall das innerste Leben des Kindes lebt. Und daß dies nicht verletzt werden darf. Daß man, wenn man es verletzt, dem Kinde seinen Glauben nimmt, und damit seine Kraft des Glaubens, und es damit zum Dogma führt. Ganz gleich zu welchem. Denn Dogmenglaube ist immer ein Mangel an Glaubenskraft. Es ist ein Glaube an etwas von außen Festgesetztes, an etwas Starres, nicht der Glaube, der ein Leben ist, das Gott in uns geschaffen hat. Und er tritt immer ein, wenn nur der wirkliche Glaube genommen ist, das Leben, das Gott in uns geschaffen hat, und das so wandelt und so wenig starr ist, wie alles lebendige Leben. Wenn wir uns selbst verloren haben und nicht mehr wissen, wo wir uns halten sollen.

Und was ich hier mit vielen Worten versucht habe zu sagen, das ist ja schon mit einem Worte gesagt: Das Himmelreich ist in uns. Aber die vielen Worte sind doch leider nötig, damit der bestehende Zustand eine Brücke finde zum Kommenden.



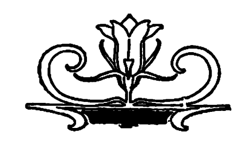
Der Wandrer

Von

Leon Holly

Die braune Scholle glüht, es dampft der Weiher
Waldaufwärts lagert sich ein goldner Rauch.
Der Wandrer lüftet keck den zarten Schleier
Und Jubel klingt von seines Mundes Hauch.

Auf seinen schweren Eichenstock gebogen
Trinkt er die Morgenkühle, Zug um Zug,
Und ballt die Faust: wie lang ward ich betrogen!
Still lächelnd reicht ihm Pan noch einen Krug.







Mann über Bord!

Von

Vicente Blasco Ibañez

Beim Anbruch der Nacht ging das kleine Schiff San Rafael von Torrevieja mit Salzladung nach Gibraltar.

Der Schiffsraum war vollgepfropft, auf dem Deck lagen die Säcke übereinander und bildeten einen Berg um den Hauptmast herum. Um von vorn nach achter zu kommen, ging die Schiffsmannschaft an den Seiten entlang und konnte dabei nur mit Mühe und Not das Gleichgewicht halten.

Die Nacht war schön, eine Sommernacht mit Haufen von Sternen und einem frischen, etwas unregelmäßigen Wind, der einmal das große Lateinsegel derartig schwellte, daß der Mast anfing zu krachen, dann wieder aufhörte zu wehen, so daß das große baumwollene Segel geräuschvoll hin und her flatterte und dann kraftlos zusammensank.

Die aus fünf Männern und einem Knaben bestehende Schiffsbesatzung aß, nachdem die Ausfahrt geschehen war, zu Abend, und als der dampfende Kessel erst einmal weggestellt war, in den sie mit seemännischer Brüderlichkeit vom Herrn bis zum Schiffsjungen ihr Brot eintunkten, verschwanden alle die Leute, die frei vom Dienst waren, in die Luke, um auf der harten Matratze mit den von Wein und Wassermelonensaft gefüllten Bäuchen auszuruhen.

Am Steuer stand der alte Chispas, ein zahnloser Seebär, der mit ungeduldigem Brummen die letzten Befehle des Herrn entgegengenommen hatte, und bei ihm war sein Schützling Juanillo, ein Neuling, der seine erste Reise auf dem San Rafael machte und dem Alten sehr dankbar war, denn ihm hatte er es zu verdanken, daß er in die Schiffsmannschaft eingetreten war und so seinen Hunger stillen konnte, der nicht gering war.

Das elende Fahrzeug kam dem Jungen wie ein Admiralsschiff vor, wie ein verzaubertes Schiff, das durch das Meer des Überflusses dahinzog.

Das heutige Abendessen war das erste ordentliche, das er in seinem Leben zu sich genommen hatte.

Er war hungrig und fast nackt wie ein Wilder neunzehn Jahre alt geworden; er hatte in der baufälligen Hütte geschlafen, wo seine durch Rheumatismus zur Unbeweglichkeit verdammte Großmutter stöhnte und betete. Tagsüber half er bei der

Abfahrt der Barken, lud Körbe mit Fischen aus oder durfte aus Gnade und Barmherzigkeit mit den Böten hinausfahren, die den Thunfisch und die Sardine verfolgten, um eine Handvoll kleiner Fische mit nach Hause zu bringen,

Aber heute war er dank dem alten Chispas, der, weil er seinen Vater gekannt hatte, über ihn zu sagen hatte, ein ganzer Seemann, war auf dem Wege, etwas zu werden, konnte mit vollem Recht seinen Arm in den Kessel stecken, ja, trug sogar Schuhe, die ersten in seinem Leben, ein Paar prachtvolle Stücke, die wie eine Fregatte segeln konnten und die ihn in anbetende Verzückung versetzten!

Und dabei sprechen sie noch schlecht vom Meer! Aber nein, das ist ja das schönste Gewerbe auf der Welt!

Der alte Chispas hörte ihm mit schalkhaftem Lächeln zu, ohne dabei seine Augen vom Bug oder die Hände vom Steuer zu lassen, wobei er sich duckte, um die Dunkelheit zwischen dem Segel und dem Haufen Säcke zu durchforschen.

„Jawohl, du hast dir kein schlechtes Gewerbe gewählt, aber es hat auch seine schlimmen Seiten. Du wirst sie schon merken, wenn du erst mein Alter hast. Aber dein Platz ist nicht hier! Geh an den Bug des Schiffes und sag, ob du vorn eine Barke siehst!“

Juanillo lief mit der sicheren Ruhe eines Strandjungen an der Reling entlang.

„Sieh dich vor, Junge, sieh dich vor!“

Der war aber schon am Bug, setzte sich am Klüver hin und sah forschend auf die schwarze Oberfläche des Wassers, auf dessen Grund sich die unruhigen Sterne wie schlangenartige Lichtfäden spiegelten.

Das dickbauchige, schwere Fahrzeug fiel nach jeder Welle mit einem „schwapp“ nieder, so daß die Tropfen Juanillo ins Gesicht spritzten; zwei Streifen von phosphoreszierendem Schaum glitten zu beiden Seiten des breiten Bugs dahin, und das geschwellte Segel, dessen Spitze sich in der Dunkelheit verlor, schien das Himmelsgewölbe zu berühren.

Welcher König oder Admiral war wohl besser daran als der Schiffsjunge von San Rafael? Brrru! Sein voller Magen grüßte ihn mit befriedigtem Rülpsen. Das war ein schönes Leben!

„Onkel Chispas! ... Eine Zigarre ...“

„Hole sie dir!“

Juanillo lief an der Reling des Schiffes, die dem Wind entgegengesetzt war, entlang. Es war ein Augenblick der Ruhe, und das Segel kräuselte sich mit starken Zuckungen und war nahe daran, kraftlos an den Mast zu fallen.

Es erhob sich aber eine Bö, und die Barke neigte sich mit einer schnellen Bewegung. Um das Gleichgewicht zu erhalten, klammerte Juanillo sich an den Rand des Segels, und im selben Augenblick blähte sich dieses auf, als ob es bersten wollte, wodurch es das Schiff in schnelle Fahrt brachte und den ganzen Körper des Jungen mit so unwiderstehlicher Gewalt fortstieß, daß es ihn wie ein Wurfgeschoß wegschnellte.

Als das Wasser Juanillo verschluckte, glaubte er in dem Getöse einen Schrei zu hören, ein paar undeutliche Worte; vielleicht schrie der alte Seebär: „Mann über Bord!“

Von der Sturzwelle und durch den unerwarteten Fall betäubt, sank er tief unter; bevor er sich aber genauer Rechenschaft davon geben konnte, sah er sich wieder auf der Oberfläche des Meeres, wie er schwimmend ausholte, wobei er kräftig den frischen Wind einsog.

Und die Barke? Er sah sie schon nicht mehr. Das Meer war sehr dunkel, dunkler noch, als es vom Deck des Schiffes aussah.

Er glaubte einen weißen Fleck unterscheiden zu können, etwas Geisterhaftes, das fern auf den Wellen schwamm, und daraufzu schwamm er nun. Aber bald sah er es nicht mehr dort, sondern auf der entgegengesetzten Seite, und nun wechselte er verwirrt die Richtung, schwamm kräftig, aber ohne daß er wußte, wohin er sich wenden sollte.

Die Schuhe drückten ihn nieder, als ob sie von Blei wären. Verflucht sollen sie sein! Er trug sie doch zum erstenmal! Die Mütze tat ihm an den Schläfen weh, die Hose zog an ihm, als ob sie auf den Grund des Meeres ginge und die Algen streifte.

„Ruhig, Juanillo, ruhig!"

Nun warf er die Mütze fort und bedauerte nur, daß er es nicht ebenso mit den Schuhen machen konnte. Er hatte Vertrauen. Er konnte lange schwimmen, er fühlte die Ausdauer dazu für zwei Stunden. Die Leute von der Barke würden wenden, um ihn aufzufischen. Man wird etwas naß — nichts weiter ... Sterben denn aber wirklich Leute in solcher Weise?

Sein Vater und sein Großvater waren in einem Sturm umgekommen, nun gut! Aber in so schöner Nacht bei so gutartiger See dadurch zu sterben, daß man von einem Segel erfaßt wird, wäre der Tod eines Dummkopfes!

Er schwamm und schwamm, wobei er immer glaubte, das unbestimmte, geisterhafte Ding zu sehen, das den Platz wechselte, und hoffte, daß der San Rafael auf der Suche nach ihm auftauchen würde. „Ho, die Barke! Onkel Chispas! Patron!"

Aber das Schreien ermüdete ihn, und zwei- oder dreimal verstopften die Wogen ihm den Mund. Verflucht sollen sie sein! Von der Barke aus schienen sie unbedeutend zu sein, aber wenn man bis zum Hals inmitten des Meeres steckte und zu fortwährenden Armbewegungen gezwungen war, um sich aufrechtzuerhalten, erstickten sie den Schwimmer, schlugen ihn mit ihrem dumpfen Anprall nieder, öffneten tiefe, bewegliche Abgründe vor ihm, die sich dann sofort wieder schlossen, als ob sie ihn verschlucken wollten.

Er glaubte noch immer, wenn auch mit einer gewissen Besorgnis, an seine Ausdauer von zwei Stunden, jawohl, er rechnete darauf. Zwei Stunden und darüber schwamm er an der Küste, ohne müde zu werden. Es war aber zu den Stunden, wo die Sonne schien, in jenem blauen, kristallklaren Meer, wo er in phantastischer Durchsichtigkeit die gelben Felsen mit ihren wie Zweige von grünen Korallen spitzen Gräsern, die rosafarbigen Muscheln, die perlmutterartigen Seesterne, die schwimmenden Blumen mit ihren fleischfarbenen Kronenblättern sah, die erschauerten, wenn sie vom silbernen Bauch der Fische gestreift wurden; jetzt aber war er in einem tintenfarbenen Meer, in der Dunkelheit verloren, von seinen Kleidern niedergedrückt, hatte unter seinen Beinen wer weiß wie viele zertrümmerte Barken, wie viele von den grausamen Fischen abgenagte Leichname! Beim An-

fassen seiner durchnäßten Hose fuhr er zusammen, da er glaubte, die Berührung spitzer Zähne zu fühlen!

Ermüdet, ohnmächtig, warf er sich auf den Rücken, ließ er sich von den Wellen tragen. Der Geschmack des Abendessens kam ihm hoch. Verfluchtes Essen, und was kostet es, um es zu verdienen! Hier sollte er nun in so dummer Weise sterben!

Der Instinkt der Selbsterhaltung trieb ihn dazu, sich aufzurichten. Vielleicht suchte man ihn, und wenn er ausgestreckt lag, würde man an ihm vorbeifahren, ohne ihn zu sehen. Also weiterschwimmen, mit der Angst der Verzweiflung sich im Kamm der Wogen aufrichten, um weiter zu sehen, sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wenden und sich immer im gleichen Kreise bewegen!

Man verließ ihn, als ob er ein Segelfetzen wäre, der von der Barke gefallen war! Herrgott, vergißt man so einen Menschen! Aber nein, vielleicht suchte man ihn in diesem Augenblick. Eine Barke läuft schnell; wenn sie sogleich, nachdem sie auf Deck gekommen waren, das Segel eingezogen hatten, würden sie nur noch über eine Meile von ihm entfernt sein!

Während er sich mit dieser Illusion schmeichelte, sank er sanft nach unten, als ob seine schweren Schuhe ihn hinabzögen. Er spürte im Munde den bitteren Salpetergeschmack, seine Augen erblindeten; das Wasser schloß sich über seinem geschorenen Kopf, aber zwischen zwei Wogen kam ein kleiner Strudel hervor, kamen zwei gekrümmte Hände zum Vorschein und er wieder nach oben.

Die Arme schliefen ihm ein, der Kopf neigte sich auf die Brust, als wenn der Schlaf ihn übermannt hätte.

Der Himmel schien Juanillo verändert zu sein, die Sterne waren rot wie Blutspritzflecke. Das Meer flößte ihm keine Furcht mehr ein, er hatte nur den Wunsch, sich dem Wasser zu überlassen und auszuruhen.

Er dachte an die Großmutter, deren Gedanken um diese Zeit bei ihm weilten. Und nun wollte er beten, wie er es tausendmal von der Alten gehört hatte. Vater unser, der du bist ... Er betete innerlich, aber ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, bewegte sich seine Zunge, und er sagte mit so heiserer Stimme, daß sie ihm wie die eines anderen vorkam:

„Ihr Schweine, ihr Schufte, die ihr mich verlaßt!“

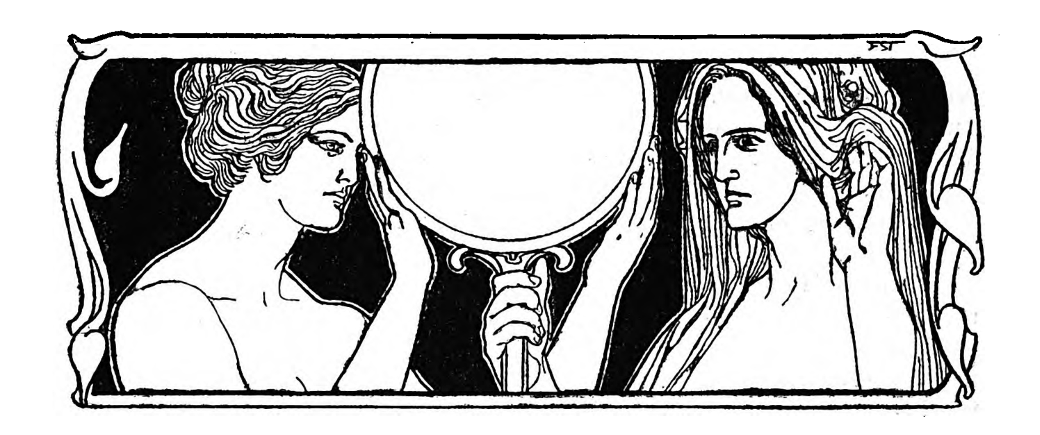
Er sank von neuem unter, er verschwand, indem er vergebens kämpfte, sich oben zu halten. Jemand zog an seinen Schuhen ... Er tauchte in die Dunkelheit unter, regungs- und kraftlos, wobei er Wasser schluckte, aber ohne daß er wußte wie, kam er wieder an die Oberfläche.

Jetzt waren die Sterne schwarz, schwärzer noch als der Himmel, von dem sie sich wie Tintentropfen abhoben.

Es war das Ende ... Jetzt ging er wirklich unter, sein Körper war wie von Blei. Er versank in gerader Linie, durch seine neuen Schuhe hinabgerissen, und während seines Falls in den Abgrund der zertrümmerten Barken und zerfleischten Skelette wiederholte er im Geiste, der immer mehr in dichte Nebel eingehüllt wurde: „Vater unser! ... Schufte, Halunken, die mich verlassen haben!“

(Aus dem Spanischen von Albert Cronau)





Welche Bestimmungen in Preußen noch in Kraft sind

Von

Dr. Lothar Engelbert Schücking

Unter den wunderbaren Bestimmungen, die in Preußen aus ältester vormärzlicher Zeit noch in Kraft sind, muß man diejenigen unterscheiden, die offenbar verfassungswidrig und solche, die mit der Verfassung in Übereinstimmung zu bringen, aber doch unserem Denken und unseren Anschauungen völlig fremd sind. Prüft man allerdings genau die preußische Gesetzgebung und ihre Tendenzen, so findet man, daß der Fremdkörper darin eigentlich die Verfassung ist, dies Blatt Papier, von dem Friedrich Wilhelm IV. sagte, es solle sich nicht zwischen ihn und sein Volk drängen, dies Grundgesetz, das, trotzdem es ein Grundgesetz ist, in einzelnen Teilen immer noch nicht zur Anwendung gekommen ist.

Eine verfassungswidrige Bestimmung ist zweifellos die von 1812 über den vorläufigen Bescheid der Polizeibehörden in Gesindesachen. Die Bestimmungen, daß die Polizei einen einstweiligen Zustand schafft oder wenigstens ihre Rechtsanschauung mitteilt, sind in Übung, weil sie für die Arbeitgeber praktisch sind und das Amtsgerichtsverfahren jeder der Parteien zu lange zu dauern pflegt. Außerdem geht bekanntlich das Amtsgericht an einstweilige Verfügungen oft ungern heran. Das Gesinderecht ist zudem so mittelalterlich und paßt mit seinem Zurückführungsrecht so ganz in den Rahmen vormärzlicher Zeit, daß eine Kognition der Polizei in Gesindesachen und eine obrigkeitliche Stellungnahme zu diesen Angelegenheiten in einem Polizeistaat gar nicht so merkwürdig erscheint. Daß das eine Art verbotener Sondergerichtsbarkeit ist, die durch die Verfassung längst aufgehoben ist, kommt niemandem recht zum Bewußtsein.

Völlig unserem Empfinden und den Bestimmungen der Verfassung widersprechend, die die öffentliche Sicherheit gewährleistet, ist die Instruktion vom 17. April 1837 über den Waffengebrauch der Königlichen Forst- und Jagdbeamten. In der Regel sind die Waffen gegen fliehende Frevler nicht zu gebrauchen. Wird aber die Waffe nicht abgelegt oder wieder aufgenommen und ist nach den beson-



deren Umständen des einzelnen Falles in dem Nichtablegen oder Wiederaufnehmen der Schußwaffe eine gegenwärtige drohende Gefahr für Leib und Leben des Forstbeamten zu erblicken, so ist letzterer auch gegen den Fliehenden zum Gebrauch seiner Waffe berechtigt. Lebensgefährliche Verwundungen sind so weit als möglich zu vermeiden, deshalb ist der Schuß möglichst nach den Beinen zu richten!!

Eine merkwürdige Rolle spielt auch in unserem Polizeirecht die Ministerialverfügung über Konkubinate, die ebenso wie früher die Majestätsbeleidigung dem häßlichsten Denunziantentum Tür und Tor öffnet. Die Polizei hat das Recht, gegen eheliches Zusammenleben nach der Verfügung vom 5. Juli 1841 einzuschreiten, sobald das Verhältnis „öffentlichen Anstoß" gibt. Dazu genügt gewöhnlich in der Praxis eine einzige Denunziation. Die Ministerialverfügung will eigentlich nur solche Fälle treffen, in denen der Zuspruch und die Ermahnung des Seelsorgers ohne Erfolg bleibt. Man sieht aus diesen Worten, daß wir es mit einer Zeit zu tun haben, die noch kein Schlafstellenwesen kannte. Das Fortbestehen der alten Verfügung legt die Entscheidung derartig in die Hand der Polizei, daß, wie gesagt, der Angeberei Tür und Tor geöffnet ist. Ein Einschreiten ist nach allgemeinem Polizeirecht, nämlich der bekannten Landrechtsbestimmung, doch nur dann zulässig, wenn ein öffentliches Interesse vorliegt. Dies Moment, daß die Geistlichkeit ein solches behauptet, ist mehr als vage.

Eine ganz merkwürdige Kompetenz legt der Erlaß vom 30. Januar 1851 den Behörden bei in Betreff der Genehmigung des Aufenthaltes ausländischer Juden. Die Bestimmung, die Rußland alle Ehre machen würde, besagt, daß ausländische Juden zur Bewilligung eines längeren Aufenthaltes der Genehmigung des Ministers des Innern bedürfen, für welche Genehmigung jetzt nachgeordnete Behörden zuständig sind.

Durchaus dem vormärzlichen verfassungslosen Polizeistaat entsprechen auch die kürzlich wieder in Kraft gesetzten Verordnungen über die Beaufsichtigung von Privatschulen. Von den einschlägigen Verfassungsbestimmungen wird fast gänzlich abgesehen. Für die Schulvorsteher ist ein besonderes Strafrecht der Regierung geschaffen. Es sind vorteilhafte Zeugnisse der Ortsgeistlichkeit beizubringen. Auch stehen Hauslehrer und Erzieherinnen unter allgemeiner polizeilicher Aufsicht.

Ausländer sind aus politischen Gründen in Preußen stets sehr schlecht behandelt worden. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß eine Bestimmung des preußischen Ministers von 1848 noch in Kraft ist, nach der die Niederlassung eines ausländischen Gewerbetreibenden stets eine Vergünstigung darstellt, auf die der Ausländer, selbst wenn er sich nach dem Gesetze zur Naturalisation qualifiziert, doch niemals ein Recht hat.

Eine große politische Rolle spielt auch die Kabinettsordre vom 22. Februar 1842, betreffend die Bildung von Vereinen ehemaliger Krieger zum militärischen Begräbnisse verstorbener Kameraden. Diese Kabinettsordre ist längst überholt durch die Verfassung, in den preußischen neuerworbenen Landesteilen übrigens auch nie eingeführt. Trotzdem beherrscht mit Hilfe der Bestimmungen von 1842, die Bestätigung der Kriegervereine durch die Ortspolizei und Aufsicht des Landrats

fordern, die reaktionäre preußische Bureaukratie bei uns das ganze Kriegervereinswesen, denn fast niemand weiß, daß man auch auf Grund des Vereinsgesetzes außerhalb der Kabinettsordre behördlich unbeaufsichtigte Kriegervereine bilden kann. Das Oberverwaltungsgericht ist in einer Entscheidung der Polizei zu Hilfe gekommen und hat seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Kabinettsordre an und für sich nicht ungültig sei. In der Praxis wird sie dazu benutzt, das Vereinsrecht und die Tatsache, daß man auch auf dem Boden des gemeinen Rechts militärische Vereine bilden kann, totzuschweigen.

Es ist für die Regierung zu wichtig, so alte Ordres und Instruktionen zu haben, nicht um sie überall anzuwenden, aber um sie als drohendes Schreckgespenst im Hintergrund zu halten und event. oppositionell gesinnte Personen schikanieren zu können.

Das gilt auch von der völlig veralteten Instruktion vom 25. Mai 1835 für die Stadtmagistrate der fünf östlichen Provinzen Preußens. In ihr steht, daß der Magistratsdirigent, also der Oberbürgermeister, persönlich alle an den Magistrat gerichteten Schreiben zu öffnen hat.

Ob das Herr Kirschner in Berlin wohl befolgen kann?

Die ganze Instruktion ist überhaupt der kühnste Eingriff in die Selbstverwaltung, der sich denken läßt.

Enthält sie doch Bestimmungen darüber, was im Magistrat vorgetragen werden soll, in welcher Reihenfolge der Oberbürgermeister seine Arbeiten und Vorträge erledigen soll, wie die Reinschriften gemacht werden sollen und wann Konzepte zurückbehalten werden müssen.

Ähnliche Anschauungen über die Selbstverwaltung und die Stellung der Regierung ihr gegenüber hat die in Kraft befindliche Verfügung des Staatsministers von Rochow vom 7. Dezember 1841. Dort heißt es, in mancher Kleinstadt sei nicht ein einziges Individuum vorhanden, das zu einer besoldeten Magistratsstelle befähigt, oder im Falle der Befähigung sie anzunehmen Willens sei. Bei Wahlen gäbe in sehr vielen Fällen nicht die Vorzüglichkeit der Kandidaten, sondern sein verwandtschaftliches, gewerbliches und sonstiges Verhältnis den Ausschlag!

Alle diese Beispiele dafür, mit welchen Tendenzen und gesetzlichen Bestimmungen bei uns regiert wird, ließen sich wohl ins Ungemessene vermehren. Vielleicht kommt auch aus dem Leserkreis neues Material.



Aphorismen

Von

Melanie von Wolframsdorff-Baars

Ein hoher Sinn gehört dazu, um einen großen Menschen zu begreifen, um sich nicht die Freude an seiner Größe zu verkümmern durch das Verweilen bei seinen Schwächen. Mit welchem Rechte darf auch der Mensch vom Menschen Vollkommenheit erwarten?

*

Unduldsamkeit gegen die Schwächen anderer ist meist Mangel an Erkenntnis seiner eigenen.





Ärzte und Reichs-Versicherungsordnung

Als sich bei Bekanntwerden des Entwurfs der geplanten neuen Reichs-Versicherungsordnung ein allgemeiner Sturm der Abwehr im ärztlichen Lager erhob, stand ein großer Teil des gebildeten Publikums diesem Elementarereignis geradezu verständnislos gegenüber. Durch Aufzeigung der Quellen mag die jetzige Unzufriedenheit eines ganzen großen Standes begreiflich werden. Zugrunde gelegt ist dabei das Referat von Dr. Winkelmann-Barmen auf dem 37. Ärztetag in Lübeck, 25. und 26. Juni 1909, auf welchem 333 Ärztevereine mit 22 484 stimmfähigen Mitgliedern vertreten waren.

Solange es eine Reichsversicherung gibt, sind ärztlicherseits Klagen vorgekommen, die um so nachdrücklicher wurden, je mehr der Kreis der Versicherten zunahm und die Versicherungsträger sich zu einer wirtschaftlichen Großmacht entwickelten, die der Ärzteschaft ihre Bedingungen einfach diktieren konnte. Beträgt die Zahl der Versicherten doch heute 12—13 Millionen! Diese Klagen verdichteten sich noch, nachdem Mitte und Ende der neunziger Jahre die Ausbeutung der Ärzte durch die Versicherungsträger, besonders die Krankenkassen, ihre Höhe erreicht hatte. War es doch beispielsweise nichts Seltenes, daß ärztliche Konsultationen mit ein paar Pfennigen entlohnt wurden!

Diese entwürdigenden Zustände zwangen zunächst die Ärzteschaft zur inneren Einigung, zum festen wirtschaftlichen Zusammenschluß und führten endlich auf dem Königsberger Ärztetage 1902 zu einer endgültigen Formulierung der ärztlichen Wünsche, die in Gestalt einer Denkschrift den gesetzgebenden Körpern des Reiches zuging. Da diese Denkschrift noch heute den Kern der ärztlichen Forderungen darstellt, so seien ihre in Frage kommenden Hauptpunkte genannt.

Die ersten drei Säze verlangen klipp und klar die organisierte freie Arztwahl: die Versicherten sollen nicht an bestimmte Ärzte gebunden, sondern in der Lage sein, sich selbständig den Arzt ihres größten Vertrauens auszuwählen. Satz 4 verlangt für die Zugehörigkeit zur Krankenversicherung die 2000 Mark-Grenze: wer ein höheres Einkommen hat, ist wohl imstande, seinen Arzt selbst zu bezahlen.

Eine Hauptforderung war daneben, daß zur Beratung der Abänderungen des Krankenversicherungsgesetzes selbstgewählte Vertreter der Ärzteschaft beigezogen werden möchten. —

Der Erfolg dieser ganzen Aktion war — gleich Null, und erst als ein außerordentlicher Ärztetag (7. März 1903) in Berlin sich energisch an die gesetzgebenden Körper des Reiches wandte, nahm der Reichstag (April 1903) mit erdrückender Mehrheit eine Resolution an, in der verlangt wurde, daß auch den Vertretungen des Ärztestandes zur Geltendmachung ihrer Anschauungen und Wünsche Gelegenheit gegeben würde, und daß die Regierung diesen in

einem kommenden Gesetze gerecht werde, soweit möglich. Insbesondere sollten paritätische Einigungskommissionen unter Vorsitz eines neutralen Obmannes eingeführt werden, denen die Regelung des ärztlichen Dienstes und des Honorartarifs zu übertragen sei, mit der Maßgabe, daß alle Ärzte, welche sich dieser Regelung unterstellen, als Kassenärzte zu gelten haben.

Wie wir sehen, eine gerechte Würdigung der beiderseitigen Interessen! —

Indessen auch diese Resolution — blieb vorläufig Resolution. Man verschob eine gesetzliche Regelung des Verhältnisses der Krankenkassen zu den Ärzten bis zu der geplanten großen Reform und „Vereinfachung" der gesamten Arbeiterversicherung. Und so gingen die Kämpfe in gesteigerter Erbitterung viele Jahre weiter, bis — nun ja, bis zur Schaffung der neuen Reichs-Versicherungsordnung, die uns heute vorliegt. Wie stellt sich nun dieses 1793 Paragraphen umfassende Produkt bureaukratischen Fleißes zu den Wünschen der Ärzte von 1902 und der Reichstagsresolution vom April 1903?

Hier sind die Grundzüge:

Die Reichs-Versicherungsordnung regelt, mit Ausnahme der den Knappschaften angegliederten Versicherungen, in einem Gesetz alle Arbeiterversicherungen, nämlich die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts-, Alters-, Witwen- und Waisenversicherung. Die vier letzteren sind in den Landes-Versicherungsanstalten zusammengefaßt, während die Krankenversicherung (Krankenkassen) und die Gewerbe-Unfallversicherung (Berufsgenossenschaften) selbständige Versicherungsträger sind. Sie alle haben denselben Instanzenweg über drei behördliche, von Verwaltungsbeamten geleitete Ämter, von denen aber keines einen ständigen Platz für einen Arzt besitzt. Diese Ämter sind das Versicherungsamt, das Oberversicherungsamt, das Reichs-Versicherungsamt. Das Reichs-Versicherungsamt bleibt im wesentlichen unverändert, das Oberversicherugnsamt entspricht etwa dem bisherigen „Schiedsgericht für Arbeiterversicherung". Das „Versicherungsamt" dagegen ist eine Neugründung. Es soll sich im allgemeinen an die Kreise und Kommunalverwaltungen angliedern, und Landrat oder Bürgermeister sollen demgemäß Vorsitzender sein, sofern nicht die Landes-Zentralbehörde einen ständigen Beamten, den „Versicherungs-Amtmann" bestellt, der übrigens die Befähigung zum Richter oder höheren Verwaltungsbeamten haben muß.

Als immerhin dankenswerter Zusatz sei hier erwähnt, daß „auch andere Personen bestellt werden können, wenn sie durch Vorbildung und Erfahrung auf dem Gebiete der Reichs-Versicherung geeignet sind". —

Wie verhält es sich nun mit der Stellung der Ärzte zu diesen Ämtern? — Um bei Streitigkeiten zwischen Krankenkassen und Ärzten zu vermitteln und zu entscheiden, wird bei jedem Versicherungsamte ein „Schiedsausschuß" errichtet, der aus dem Vorsitzenden des Amtes, zwei Versicherungsvertretern und zwei Ärzten besteht. Diese Ärzte sollen von sämtlichen vier Jahre und länger im Bezirk ansässigen und praktizierenden Ärzten gewählt werden, — eine Bestimmung, deren Sinn nicht ganz klar ist.

Berufungen gegen Entscheidungen des Schiedsausschusses gehen an die dem Oberversicherungsamt angegliederte „Schiedskammer". Diese setzt sich zusammen aus einem „Direktor", einem Mitgliede des Oberversicherungsamtes, dem zuständigen beamteten Arzte des Bezirks, zwei von der Ärztekammer gewählten Ärzten und zwei Versicherungsvertretern. Also auch hier haben die Beamten das Übergewicht: der ärztliche Einfluß ist 2 : 5, der des Arbeitgebers 1 : 6, der des Versicherten desgleichen. Von einer „paritätischen Einigungskommission mit einem neutralen Obmann" ist weder beim Schiedsausschuß noch bei der Schiedskammer die Rede. Der Beamte aber, der stets mehr oder weniger von der Meinung seiner Vorgesetzten abhängig ist, bietet nun einmal nicht die Gewähr für die Unparteilichkeit und Unanfechtbarkeit der gefällten Urteile, die hier unbedingt verlangt werden muß. —

Setzen wir nun den Fall, die einer ärztlichen Organisation angehörigen Kassenärzte eines Ortes weigern sich, den Spruch eines solchen Schiedsausschusses anzuerkennen. Der Ausschuß hat z. B. entschieden, daß die von einer Kasse den Ärzten angebotenen Verhältnisse und Bedingungen gut sind und dem Gesetze entsprechen. Die Ärzte vermögen das nicht einzusehen und weigern sich, unter diesen ihnen von einer Übermacht diktierten Bedingungen zu arbeiten. Alsdann soll die Landesregierung das Recht erhalten, durch einen Spruch der Schiedskammer die Ärzte zur kassenärztlichen Tätigkeit anzuhalten. Mit anderen Worten: die Ärzte sollen „par ordre de Moufti" gezwungen werden, Handlungen für Dritte zu leisten, mit denen sie gar nichts zu tun haben wollen. Man stellt sie also außerhalb des für jeden anderen Staatsbürger geltenden Rechts. Eine Auffassung, die sich mit einem modernen Rechtsstaat schwerlich verträgt.

Auch dem Gesetzgeber selbst muß übrigens die Wirksamkeit dieser gegen die persönliche Freiheit der Ärzte vorgeschlagenen Zwangsmaßregeln sehr zweifelhaft geworden sein. Sonst hätte er wohl § 452 nicht eingefügt, der mit Aufhebung des Zwanges für die Kassen, für ärztliche Hilfe in natura zu sorgen, eigentlich seine ganzen früheren Anordnungen über den Haufen wirft.

Eine große, für die Ärzte bedeutungsvolle Umwälzung im Sinne der Erweiterung steht auch bezüglich der Versicherungsmitglieder bevor. Da die Krankenkassen neben den bisherigen Erwerbsständen fortan noch die land- und forstwirtschaftlichen Personen, die Dienstboten, die im Hause und im Wandergewerbe beschäftigten Personen, ferner Lehrer, Erzieher und Bühnenangehörige umfassen sollen, erweitert sich die Ausdehnung der Krankenversicherung auf etwa 20 Millionen Mitglieder der arbeitenden Klassen. Die fakultative Einbeziehung der Familien in die Versicherung, die Gewährung des Beitrittsrechts an weitere Erwerbsstände und Klassen können es sogar dazu bringen, daß schließlich mehr als die Hälfte der Einwohner des Deutschen Reiches einer Krankenkasse angehören. Kann doch der Bundesrat, ohne Bemühung des Reichstags, von sich aus die Versicherungspflicht generell oder für einzelne Bezirke oder Berufsarten erweitern!

Im übrigen sollen einmal versicherte Personen, ebenso wie bis jetzt, ihre Versicherung freiwillig fortsetzen können, auch wenn sie Einkommen haben wie hohe Staatsbeamte. Diese Leute nehmen alsdann durch ihre erhöhten Ansprüche an die Krankenpflege die mühsam zur sozialen Wohlfahrt der Arbeiter gesammelten Mittel mehr in Anspruch als die wirtschaftlich Schwachen. Nebenbei schädigen sie auch die Ärzte, indem sie trotz eigener materieller Leistungsfähigkeit auf die Kasse zurückgreifen.

Alle die zahllosen Millionen Versicherter werden ja schon so wie so der weit lohnenderen freien Praxis der Ärzte entzogen, bedeuten also einen empfindlichen Ausfall für den Ärztestand im ganzen. Trotzdem hat dieser sich bisher mit keiner Silbe dagegen aufgelehnt, weil er für die soziale Fürsorge der Versicherungsidee vollauf das rechte Verständnis besitzt. Aber was für die wirtschaftlich Schwachen recht ist, das ist für die Starken unbillig und muß daneben zu einer dauernden Schädigung des Ärztestandes führen.

Daß auch von einer gesetzlichen Anerkennung und Fixierung der freien Arztwahl nicht die Rede ist, versteht sich nach alledem eigentlich von selbst. Es soll vielmehr dem Einzelfall überlassen bleiben, ob die Kasse mit einzelnen oder allen Ärzten ihres Bezirks oder mit bestimmten ärztlichen Organisationen abschließen will.

So bleibt denn von den Königsberger Forderungen der Ärzteschaft, von der Resolution des Reichstags kaum ein Fetzen übrig. Die Versicherungsordnung, wie sie heute vorliegt, ist nicht nur ein Schlag gegen die Selbstverwaltung, indem sie an Stelle der freien Entschließung der an der Versicherung am meisten beteiligten Kreise überall als entscheidende Instanz die Bureaukratie setzt, sondern sie ist auch ein schweres Mißtrauensvotum gegen den Ärztestand, den sie, der Hauptsache nach, zum gefügigen Werkzeug übergeordneter amtlicher Instanzen herabzuwürdigen sucht.

Ein Teil des ärztlichen Standes ist ja den heute bei uns regierenden Kreisen an sich schon wegen seiner beruflich begründeten Neigung zur Demokratie, wegen seines durch die Praxis erworbenen Verständnisses für die Bedürfnisse auch des mächtig aufstrebenden vierten Standes ein Dorn im Auge. Einen solchen Stand aber „hört“ „man“ nicht oder läßt ihn bei Abfassung neuer Gesetze etwa gar Einfluß gewinnen. Nur so läßt sich die ärztefeindliche Tendenz des neuen Entwurfes erklären, in dem der Kundige den Einfluß großindustrieller Interessenten deutlich zwischen den Zeilen liest.

Der organisierte freie Ärztestand wird sich nun im eigenen wie im Interesse der Versicherten seiner Haut zu wehren suchen und hofft dabei auf die Sympathien und die verständnisvolle Mitwirkung aller sozial empfindenden Kreise unseres Volkes.

Dr. Georg Lomer



Heldenstiftungen

Der nordamerikanische Milliardär Andrew Carnegie aus Schottland scheint nicht recht zu wissen, was er mit seinem vielen Gelde machen soll. Nach der Versicherung nordamerikanischer Blätter hat er von seinem Vermögen im Betrage von 800 Millionen Mark bereits 684 Millionen Mark für Stiftungen, meist zugunsten von Bibliotheken und Universitäten hergegeben. Nach seiner eigenen Angabe hat er bisher 1800 Bibliotheken gestiftet, davon in der Union 1167, in England 388, in Schottland 191 und in Kanada 23. Seine Ausgaben dafür berechnet er auf 218 Millionen Mark. Ohne Zweifel hat er sich dadurch um den Buchhandel greifbare Verdienste erworben. Seit einigen Jahren errichtet Carnegie sog. Heldenstiftungen, eine für die Union mit 20 Millionen Mark, eine für Großbritannien mit 5 Millionen Mark und eine für Frankreich mit 4 Millionen Mark. Wie er in einem Stiftungsbriefe dazu sagt, lebt die Menschheit in einem heroischen Zeitalter. Nicht selten werde man erschüttert von Heldentaten, wobei Männer und Frauen verletzt worden seien oder ihr Leben verloren haben, als sie das Leben ihrer Nächsten zu retten versuchten. Solche Helden mit ihren Angehörigen möchte Carnegie von Geldsorgen befreien und durch seine Stiftungen unterstützt sehen. Das ist an sich ein schöner und edler Gedanke. Allerseits wird man diesen Helden und ihren Angehörigen die größte Bewunderung zollen und jedwede Unterstützung gönnen. Allein in der Begründung seiner Stiftung zeigt Carnegie eine schiefe Auffassung. Denn er erblickt in diesen Helden die eigentlichen Helden der Zivilisation und spricht zugleich von den falschen Helden des Barbarenzeitalters, die sich gegenseitig verstümmelten oder töteten. Carnegie ist ein Weltfriedensfreund und verabscheut alle Kriege, selbstverständlich mit Ausnahme derjenigen, die von der nordamerikanischen Union geführt werden. Aus den Stiftungen Carnegies für Helden des Friedens sind bereits Belohnungen ausgezahlt worden, so u. a. an die Familie eines schottischen Arbeiters, der bei der Rettung eines Kameraden sein Leben einbüßte. Andere Retter erhielten Medaillen. Indessen werden diese Heldenstiftungen nicht entfernt ausreichen, um alle bürgerlichen Helden zu belohnen, und noch weniger, um sie oder ihre Hinterbliebenen von Geldsorgen zu befreien. Denn die Zahl dieser Helden ist größer, als Carnegie zu glauben scheint. Außerdem überschätzt er das Geld, wenn er meint, Helden durch seine Geldstiftungen sozusagen zu züchten. Helden werden entweder geboren oder durch Lehre und Vorbild erzogen. Hauptsächlich treten sie da auf, wo es sich um die Verteidigung der höchsten Güter des Lebens, um Ehre und Familie, um Vaterland und Christentum handelt. Am unmittelbarsten und zugleich am massenhaftesten, wenn der Ausdruck gestattet ist, zeigt sich das Heldentum im Kriege (? D. T.). Die Zahl derer, die Heldentaten bei dem Aufstand in Deutsch-Ostafrika, bei der Erstürmung von Port Arthur, in dem Burenkriege und bei sonstigen

kriegerischen Ereignissen begingen, ist unübersehbar. Carnegie denkt freilich nur an Zivilhelden. Aber wo das Heer das Volk in Waffen ist, läßt sich ein Unterschied zwischen Zivil- und Militärhelden nicht machen. Im übrigen darf sich Herr Carnegie nicht einbilden, daß er mit seinen Stiftungen zu Heldentaten anfeuert. Durch die Aussicht auf Geld werden Heldentaten nicht hervorgerufen und mit Geld lassen sie sich nicht belohnen. **Paul Dehn**



Ja, der Berliner!

Was ein Berliner sich selbst bietet, schreibt überwältigt nach der „Frankf. Ztg." der bekannte dänische Dichter Hermann Bang an ein dänisches Blatt, das kann ein Mensch, der aus kleineren Verhältnissen stammt, wo das Leben immer eine gewisse Bequemlichkeit bietet, schwer fassen. Des Morgens vor 9 Uhr rollt er schon seinem Bureau zu. Ist er Arzt, hat er bereits ½9 Uhr Konsultationsstunde. Ist er Anwalt, fängt seine Arbeit um dieselbe Zeit an. Ist er Fabrikbesitzer, muß er meistens schon um 8 Uhr in seinem Betriebe anwesend sein. Er arbeitet ununterbrochen, unter Hochdruck, zehn Stunden. Er empfängt, disponiert, besucht die Börse. In seinem Auto, das die Straßen durchbraust, liest er Zeitungen oder Broschüren. Sind, etwa um 6 Uhr, seine Geschäfte beendet, erwarten ihn seine Privatkorrespondenz und einige Besuche. Er zeigt sich beim Fünf-Uhr-Tee der „gnädigen Frau", seiner eigenen oder einer anderen. Er konversiert, soll über alles Bescheid wissen und sich für alles interessieren.

Um 8 Uhr erwartet ihn ein Diner. Bei diesen Diners sitzt man zwei Stunden zu Tische, durchläuft einen unendlichen Speisezettel, trinkt sieben verschiedene Weine. Nach dem Diner folgt für die Jugend ein Ball, die Älteren spielen Karten. Und in dieser modernen Gesellschaft bekommt man niemals genug; man tanzt bis 3 Uhr und bricht vom Kartentisch auf um 2 Uhr — oder um 4. Es gibt in der Berliner Gesellschaft Leute, die drei, vier Monate lang buchstäblich nie vor 4 Uhr nachts ihr Bett sehen, — die eine Nacht nach der anderen, die eine Woche nach der anderen. Und am nächsten Tage wird wieder feste gearbeitet, ohne Unterbrechung, — von 8 Uhr an; aber schon um 7 Uhr muß man aufstehen, um sich sorgfältig anzuziehen, sich zu soignieren, in „vigueur" zu kommen ..., um sodann Geld zu verdienen, mit klarem Kopfe, so viel wie möglich, so rasch, rasch wie nur möglich ...

Dieses Dasein wird nur möglich durch B ä d e r, immer wieder Bäder, und Sport. Es gibt kein Volk auf der kleinen Erde, das in den letzten Jahren so viele Duschen nimmt und so viel badet wie die Berliner. Man sieht dies am besten in den neuesten Häusern. Wohnungen von e i n e m Zimmer baut man hier mit Badezimmer. Das erste, wonach ein Berliner fragt, ist das Badezimmer. „In meinem Badezimmer", so sagt mir ein junger Geschäftsmann, „hole ich mir mein Geld." „Auf dem Tennisplatze runde ich meine Einnahmen ab."

... Bäder und S p o r t. Es ist noch hundekalt. Aber in allen Straßen des Westens begegnet man jungen und älteren Herrschaften, die in weißen Anzügen den Tennisplätzen zueilen. Alle Reithallen sind von Reitern überfüllt. Junge und Alte turnen draußen und zu Hause. Es gilt, sich zu kräftigen, sich für die ganze Bataille zu kräftigen ... Die Kraft, welche Berlin entfaltet, kann nur derjenige, welcher hier lebt, bewundernd messen. Berlins Lust und Freude am Leben steht im Verhältnisse zur Kraft. Die ganze Kraftentfaltung zehrt aber. Die Männer dieser Generation werden nicht alt. Sie werden aufgebraucht. Trotz aller kohlensauren Bäder ... Die Männer hier fallen wie Soldaten in der Schützenlinie, die von Geschossen getroffen werden. Wie beispielsweise jetzt Knauer. Er fing mit nichts an. Er schwang sich empor. Kaufte Bauplätze und verkaufte sie. Wurde Baumeister. Baute in drei Jahren einen

neuen Stadtteil, ein neues Warenhaus (Kaufhaus des Westens), ein Riesentheater (Neues Schauspielhaus), ein Musterhotel (Esplanade) ... und stürzte. Von einem Herzschlag getroffen. Als er fiel, war er 38 Jahre alt. Ich fragte einen gemeinschaftlichen Bekannten, ob Knauer Vermögen hinterlasse. Der Berliner antwortete: „Ich glaube nicht; er hinterläßt sein Werk!"



Die Marseillaise und ihr Dichter

Die Marseillaise hat ihrem Dichter nicht übermäßig viel Glück gebracht. Man weiß, schreibt der „Vorwärts", daß sie im Jahr 1792 von Rouget de Lisle, der damals Ingenieuroffizier in Straßburg war, gedichtet worden ist. Der junge Offizier verkehrte im Hause des Bürgermeisters, der ein Freund von Gedichten war, und eines Tages den poetisch veranlagten Freund seines Hauses aufforderte, ein patriotisches Lied zu schreiben. Am folgenden Abend schon las der Offizier sein Gedicht vor und sang es dann am Klavier zu einer Melodie, die gleichfalls sein geistiges Eigentum war. Das Gedicht wurde von einem Lokalblättchen gedruckt und erregte durchaus kein Aufsehen. Ein Kaufmann aus Marseille, der gerade in Straßburg weilte, kaufte die Zeitung und deklamierte dann bei einem Festmahl, das in seiner Vaterstadt stattfand, die forschen Verse, die bald darauf der Kriegsgesang einer Schar von 500 nach Paris marschierenden Marseiller Revolutionären wurden. Das Lied enthusiasmierte bald fast das ganze Volk. Rouget de Lisle aber mußte fliehen, weil er sich geweigert hatte, der Republik den Eid der Treue zu schwören. Er kannte nicht einmal den Namen, der seiner Hymne gegeben worden war, und erfuhr ihn erst auf der Flucht aus dem Munde eines Bergbewohners. Später — so schreibt ein Mitarbeiter der „Annales" — wurde Rouget ins Gefängnis geworfen. Er starb arm und vergessen und wurde in seinen alten Tagen wegen Schulden eingesperrt.



Kulturkuriosa

Nicht alle Errungenschaften unserer heutigen Technik und Mode sind neuesten Ursprungs. Tunnels, Blitzableiter, elektrische Wirkungen, Quellenfinder, ja — Monokels und Bartbinden waren, wie die „Frankf. Ztg." im Anschluß an das neuerschienene Werk des Historikers Max Kemmerich (München, Albert Langen) plaudert, schon zu frühesten Zeiten bekannt. Die römischen Aquädukte wurden vorbildlich, eine besoldete Claque existierte ebenfalls im alten Rom, und vom Scheck- und Girowesen, von Hypothekenordnungen wußte man bereits im grauen Altertum. Eine Erbschaftssteuer von 5 % war die einzige Abgabe, die der in Italien wohnhafte Bürger nach Rom zu entrichten hatte. Bloß das Eigentum der nächsten Blutsverwandten entzog sich jener Zollpflicht. Manche Einrichtungen aus jenen und späteren Zeiten haben wir freilich überwunden. So z. B. die barbarischen Gebräuche der Zerstückelung von Leichen, die im Mittelalter bei Fürstlichkeiten und hohen Personen an der Tagesordnung waren. Die Eingeweide Kaiser Heinrichs IV. wurden beispielsweise in Lüttich, seine Leiche aber in Speier beigesetzt, die Eingeweide seines Sohnes Heinrich V. in Utrecht, er selbst aber in Speier begraben. Richard Löwenherz verordnete gar, daß sein Leichnam in Fonteyrauld, sein Herz in Rouen, seine Eingeweide, Blut und Hirn aber bei Chaluz bestattet werden sollten. Im Weistum von Wilzhut, zwischen Braunau und Salzburg ward bestimmt, daß, im Falle ein Bauer um Geld gestraft werde, ohne es zahlen zu können, seine Frau geschändet werden solle. Noch im Jahre 1711 wurden preußischen Deserteuren die Nase

und ein Ohr abgeschnitten, sie wurden an die Karre geschmiedet und mußten lebenslänglich auf Festung arbeiten. Im bayrischen Gesetzbuch von 1751 ist die Tortur noch aufrechterhalten, deren völlige Aufhebung erst 1806, in Hannover gar erst 1840 erfolgte. Der letzte Scheiterhaufen brannte in Deutschland am 15. August 1786. Erst mit dem Code Napoléon wurde die feudal-klerikale Periode des Mittelalters und der Barbarei begraben.

Die Toleranzbestrebungen gegenüber den Mitgliedern anderer Religionsgemeinschaften sind allerneuesten Datums. Noch im Jahre 1800 erklärte ein Doktor der Medizin, der in Frankfurt ein öffentliches Badehaus besaß, daß kein Jude in ein Christenbad eingelassen werde, und daß auch das Weißzeug für beide Parteien besonders gezeichnet sei. Erst 1806 wurde dort den Juden die Benutzung der öffentlichen Promenaden gestattet, im Jahre 1807 war ihnen noch das Betreten der Kaffeehäuser verboten. Das Recht, mehr als ein Haus und einen Garten besitzen zu dürfen, wurde den israelitischen Bürgern erst 1832 gewährt, völlige Gleichberechtigung erlangten sie erst 1864. Auch die Katholiken und Reformierten genossen bloß beschränkter Freiheit in der schönen Mainstadt. Ein katholischer Mitbürger wurde weder in den Rat aufgenommen, noch konnte er in mancher Innung das Meisterrecht erwerben. Reformierte waren beinahe von allen Zünften ausgeschlossen, ebenso von allen städtischen Ämtern. Der im Jahre 1796 zugelassene Dr. med. Lejeune aus Verviers war der erste katholische Arzt von Frankfurt. Das Konsistorium zu Speier hat noch am 29. September 1855 einen Christen, der eine Jüdin heiraten wollte, aus der christlichen Gemeinde förmlich exkommuniziert, und im Jahre 1907 wurde ein Prediger, der es gewagt hatte, einen Dissidenten auf dem protestantischen Friedhof in Hohensolms bei Wetzlar zu bestatten, mit einer Geldstrafe belegt.

Sehr eigenartig muten uns auch die Gepflogenheiten an, die Kemmerich in den Kapiteln über Ehe, Sittlichkeit und Schicklichkeit zum besten gibt. Die freimütigen Anschauungen Luthers über die Monogamie sind bekannt, das jus primae noctis finden wir noch in „Figaros Hochzeit". Daß die im Ehebruch ertappte Frau oder ihr Liebhaber getötet wird, war in vielen Staaten gesetzlich zulässig. Um die furchtbaren Menschenverluste im Dreißigjährigen Kriege besser ausgleichen zu können, wurde vom fränkischen Kreistag in Nürnberg 1650 der Beschluß gefaßt, daß „jeden Mannßpersonen 2 Weiber zu heyrathen" erlaubt sein soll.

Die Sittenschilderungen des mittelalterlichen Klerus und der Nonnenklöster spotten jeder Beschreibung. Noch im 16. Jahrhundert spielten die Frauenklöster häufig die Rolle von Bordellen. Auf der großen Kirchenversammlung zu Konstanz in den Jahren 1414 und 1418 waren etwa 1500 Dirnen anwesend. Wie wenig zimperlich man in natürlichen Dingen noch im Zeitalter Ludwigs XIV. war, aber auch wie unverwöhnt in Dingen des bescheidensten Komforts, erhellt aus den drolligen Briefstellen der wackeren Liselotte.

Leute, die sich eines gottgefälligen Lebenswandels befleißigten, badeten im Mittelalter nicht. Desto reinlicher waren die weltlich Gesinnten. Das Waschen beschränkte sich allerdings bloß auf Gesicht und Hände, aber Bäder, und zwar gemeinschaftliche für Mann und Weib, existierten zu allen Zeiten. Ein großer Teil des Tages wurde im Wasser zugebracht, wo man einander traf, plauderte, sich erlustierte. In Hall in Tirol war es im 17. Jahrhundert Brauch, halb- oder ganz nackte Mädchen von zehn bis achtzehn Jahren über die Straße ins Bad zu schicken und sie von nackten Burschen von zehn bis sechzehn Jahren begleiten zu lassen. Als im Jahre 1666 eine Reinigung der Straßen von Paris vorgenommen wurde, war das ein so großes Ereignis, daß es von Dichtern besungen wurde, ja daß Medaillen zu dauerndem Gedächtnis diese Sache verkünden.

Die Kuriosa, die der Verfasser über Hygiene noch aus der Zeit Voltaires mitteilt, die Beschreibungen der Zustände in Pariser Krankenhäusern, die Details von dem verpesteten Friedhof des innocents sind wert, bekannt zu werden. Auch die Abschnitte „Reliquien", „Mission" und „Kolonien" sind außerordentlich interessant. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß im Jahre 1751 im bayerischen Gesetzbuch noch von einer fleischlichen Vermischung mit dem Teu-

fel die Rede ist, daß die Begriffe Hexerei, Ketzerei und Zauberei im bayerischen Strafgesetzbuch erst seit 1813 fehlen, daß in Mexiko noch 1860 und 1874, in Peru im Jahre 1888 Hexen lebendig verbrannt wurden, wissen wir, wieviel Kulturarbeit noch zu leisten ist. Wir haben den Leo-Taxil-Schwindel aus der Nachbarschaft gesehen und sind so unheimlich aufgeklärt? Aber freie Geister, die nicht Tatsachen an Theorien, sondern Theorien an Tatsachen messen, waren Einsame bis auf den heutigen Tag. Und unsere Autoritäten? Ach, wer wäre autoritativ genug, dauernd eine Sache zu führen? Stünden wir in den Nischen der Göttlichen — —!



Tolstoi — ein Heuchler?

Über die Maßen peinlich wirkt, was die deutsche „St. Petersburger Zeitung", ein Blatt von altbewährtem Rufe, aus dem Hause Tolstoi berichtet. Durch die russische Presse sei eine Nachricht gegangen, die zu dem Charakterbilde Leo Tolstois einen neuen Strich füge. Die Stadtverwaltung von Petersburg hatte die löbliche Absicht, für die Schüler der städtischen Schulen ein Kompendium der hervorragendsten Werke des „großen Dichters der russischen Erde" herauszugeben; ein Beginnen, das um so löblicher ist, als es von der vielberufenen Petersburger Stadtverwaltung ausgeht. Wenngleich der Zweck der beabsichtigten Edition ein solcher ist, der den von Tolstoi verkündeten Grundsätzen durchaus entspricht, so wehrte sich doch die Gräfin Sofia Andrejewna Tolstaja geborene Bers gegen die Absicht der Stadtverwaltung, indem sie ausführte, daß die Veranstaltung solcher Editionen den Erlös aus dem Verkauf der Werke ihres Gatten schmälere. Nach diesen rein geschäftlichen Ausführungen bemerkt die Gräfin wörtlich: „Was speziell die Verteilung der Werke Tolstois an die Petersburger Schüler betrifft, so ist das Lew Nikolajewitsch vollständig gleichgültig, da seine Sympathien den bäuerlichen und nicht den städtischen Kindern gehören." Mit dieser letzten Bemerkung stellt die Gräfin ihrem Gatten ein Zeugnis aus, das keineswegs schmeichelhaft ist, da es ihn in der Rolle eines sehr einseitigen Menschen erscheinen läßt. Nach dem Bescheid der Gräfin wandte sich das Stadtamt von Petersburg unmittelbar an den Grafen Tolstoi, mit dem Erbieten, ein zu bestimmendes Honorar zu erlegen. Auf diesen Brief an den Grafen erfolgte wiederum eine abschlägige Antwort von der Gräfin, in der sie nochmals betont, daß die Veranstaltung einer Schülerausgabe die Interessen ihrer Familie verletze.

Gegen diesen Standpunkt ließe sich an und für sich nicht streiten, denn jeder Arbeiter, insbesondere aber der Schriftsteller, ist seines Lohnes wert. Nun ist aber zu beachten, daß Tolstoi seinerzeit seine Werke der Nation zur Verfügung gestellt hat; freilich hat er später sein gesamtes Vermögen an seine Familie übertragen, und er ist de jure besitzlos. Es ergibt sich nun das nachstehende Bild: Graf Tolstoi paraphrasiert die Lehren Gautama Buddhas; er predigt die größte, an Selbstvernichtung grenzende Selbstlosigkeit; er geht barfuß umher und hüllt sich in bäuerische Gewänder. Die Welt bestaunt diesen großen alten Mann, den Philosophen von Jasnaja Poljana, und die Zahl seiner Anhänger ist Legion. Währenddessen entwickelt die Gräfin Sofia Andrejewna ihren regen Geschäftssinn. Sie vertreibt mit Hilfe des Herrn Tschertkow die der Nation zur Verfügung gestellten Werke ihres Gatten. Man weiß, daß die Bauern von Jasnaja Poljana für die Gutsländereien die höchsten Pachten zahlen, daß sie von der Gräfin in jeder Weise geschröpft werden, und daß diese Bauern zu den ärmsten und unwissendsten des Gouvernements gehören. Die Menschenliebe des Grafen Tolstoi, die über den ganzen Erdball wärmend strahlt, erreicht seine Bauern nicht, — sie bleiben in Dunkel und Armut. Wenn man sich in diese in keiner Weise zu vereinbarenden

Gegensätze hineindenkt, dann gelangt man zu der Überzeugung, daß der große Sittenlehrer der russischen Erde gleichzeitig auch ein großer Heuchler ist. Über seine Barfüßelei und anderen Mummenschanz kann man als über eine der kleinen Eitelkeiten großer Männer lächeln, — die sorgfältige Umgehung der eigenen Lehren in Fällen, bei denen es sich um eigene materielle Interessen einerseits und humanitäre Zwecke andererseits handelt, ist jedoch nicht zum Lachen. Derartige Dinge werfen einen tiefen Schatten auf die Gestalt des greisen Grafen. Es ist nicht anzunehmen, daß Graf Tolstoi nicht weiß, was in seinem Namen getan wird, er muß es wissen, und da ist es denn um so schlimmer, daß — so bemerkt dazu die „Petersburger Zeitung" — er sich von seiner Gattin decken läßt.

Man kann nur dringend wünschen und hoffen, daß es bei diesen Mitteilungen nicht sein Bewenden habe, daß der greise Dichter sich selbst und bald in einer Weise zum Wort melde, die von diesen Anklagen nichts übrig läßt als etwa die Erinnerung an einen häßlichen Traum.



Eine Seelenschmiede

Daß ausgerechnet die „Seelen" der Fürsorgezöglinge in der kürzlich so rühmlich bekannt gewordenen Anstalt Mielczyn „geschmiedet" wurden, indem man sie dort den brutalsten, jedes Maß von Vernunft und Menschlichkeit überschreitenden Mißhandlungen, ja Torturen unterwarf, werden wohl selbst die naivsten Anhänger jener „Erziehungsmethode" nicht behaupten wollen. Man kann sich von jeder falsch angebrachten Sentimentalität völlig frei fühlen, man kann einzelne Objekte jener „Fürsorge" für noch so abgebrühte, gemeingefährliche Burschen halten und wird doch das dort angewandte Verfahren schon um seiner absoluten Zweckwidrigkeit willen auf das schärfste verurteilen müssen. Es gibt Fürsorgeanstalten, die nicht mit solchen abscheulichen Mitteln — bis zu hundert Peitschenhiebe oft um lächerlicher Lappalien willen! — arbeiten und eben darum Erfolge erzielen. Eine solche Anstalt schildert Dr. Kurt Abel-Musgrave in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Die Seelenschmiede von Redhill" (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag). Der Verfasser berichtet:

„Ich stehe seit Jahren mit der ‚Philanthropic Society's Farm School' in Verbindung. Die verschiedensten Gelegenheiten gaben mir zu längeren Besuchen Veranlassung, von denen einer eine volle Woche andauerte. Ich habe mit den Knaben gearbeitet und gespielt; habe sie im Felde, in der Schule, beim Exerzieren und Turnen, beim Gottesdienste und in den Freistunden kennen gelernt, ohne daß mir irgendwelche Beschränkungen des Verkehrs auferlegt waren. In Redhill sind nirgends verschlossene Türen, nirgends Gitter, nirgends Geheimnisse, sondern überall nur der eine Wunsch, freie, vertrauenswürdige Menschen heranzuziehen. Und so wurde auch mir das Vertrauen entgegengebracht, das dort als erstes Gesetz alle Beziehungen des Lebens beherrscht."

Der Verfasser — wir folgen hier einem Auszug der „Berl. Volksztg." — hatte mit Erlaubnis der Anstaltsleitung die Knaben veranlaßt, sich schriftlich über ihr Leben und ihren Aufenthalt in Redhill ehrlich und ungeschminkt zu äußern. Die von ihm veröffentlichten sechzehn Aufsätze sind hochinteressante Dokumente zur Geschichte des Erziehungswesens. Und nicht nur in den wiedergegebenen Proben, sondern auch in jedem einzelnen der übrigen Aufsätze kommt, wie Herr Dr. Abel hervorhebt, die Tatsache zur Geltung, daß die Verfasser ihren Aufenthalt in Redhill als eine Wohltat betrachten.

„Die meisten der Schüler," sagt der Verfasser, „deren Aufsätze ich mitgeteilt habe, sind bereits jahrelang Zöglinge der Anstalt. Während dieser Zeit hat man ihre vernachlässigte, gequälte, mißhandelte Kinderseele zur höchsten Äußerung erzogen, die der Gottesfunke in uns

hervorbringen kann: zur L i e b e. Sie l i e b e n ihre Schule und Lehrer und somit die Gegenwart. Sie lieben ihre Aussichten, bereiten sich für eine ehrliche Laufbahn vor und lieben somit die hoffnungsvolle Zukunft. Und aus der jämmerlichen Vergangenheit haben sie gelernt, das einzige herauszuheben, was jedem Kinde den natürlichen Stützpunkt gewährt: das Elternpaar. Es ist rührend zu sehen, wie diese Unglücklichen, deren Eltern so oft gewissenlose Geschöpfe sind, Säufer und Tagediebe, immer noch das Bedürfnis haben, Vater und Mutter zu ehren. ‚Ich selbst bin unwürdig, aber Vater und Mutter sind anständige Leute, die für mich nach Kräften ihr Bestes getan haben. Und darum liebe ich sie und werde ihnen ihre Sorgen in Zukunft vergelten.‘

Also die Liebe ist es, die in Redhill die Seelen schmiedet. Und nun wollen wir, heißt es in dem Buche, ihre Methoden näher betrachten.

Man versetze sich in die Lage eines Knaben, der infolge eines richterlichen Spruches der Anstalt durch die Polizei zugeführt wird. Fast immer hat der Junge ein Leben voll Elend hinter sich — Hunger, Entbehrungen aller Art, schwere und häufige Strafen, Entehrung vor den Eltern, Spielgenossen und Verwandten — alle diese Stufen auf der Leiter zu körperlicher und seelischer Verkommenheit ist er herabgeschritten. Und jetzt klingt der Urteilsspruch noch in seinen Ohren nach. Die Mutter hat geweint, der Vater hat vielleicht mit Mühe die Tränen verhalten oder geflucht, und die Nachbarn haben hämisch gesagt: ‚Dir ist recht geschehen.‘ Der Abschied im Gerichtssaale war kurz; dann kam ein stämmiger Polizist, nahm den Knaben zum Bahnhof, und fort ging es, aus dem schwarzen Häusergewühl heraus. Wohin? Diese Frage durchzittert die Seele des Kindes. Fort von der Mutter, fort von allen Freunden und Geschwistern, fort von allen lieben, lasterhaften Gewohnheiten — wohin? Und nun erinnert sich der Knabe all der Schrecken, die seit langer Zeit das Wort ‚Besserungsanstalt‘ für ihn bedeutet hat: Gitter und Zellen, schwere Arbeit von früh bis spät, Schläge, bis das Blut spritzt ... das ist das Bild, das jetzt wie ein Gespenst vor ihm aufsteigt.

Und nun sind sie am Ziele. Eine reizende Gegend mit lieblichen Hügeln und Tälern dehnt sich vor ihnen. Schmucke Landhäuser stehen inmitten grüner Rasenplätze und bebauter Äcker. Nirgends Mauern. Nirgends Gitter. Nirgends Gefangene oder Gefängnisaufseher. Überall Schönheit und Friede der Natur. Ein weißbärtiger Mann empfängt den Knaben, und der Polizist geht fort. Das Kind ist mit dem weißbärtigen Manne allein. Fenster und Türen sind offen. Ein Sprung, und er könnte fliehen. Der Alte würde ihn sicher nicht einholen können. Aber der Alte lacht so freundlich. ‚Gewiß!‘ sagt er, ‚du kannst ausrücken, wenn du willst. Aber das wäre sehr, sehr dumm von dir.‘ Und nach ein paar Minuten sind alle Gedanken an Flucht verschwunden. ‚Was du getan hast, ist vergeben und vergessen‘, hat der alte Mann gesagt. ‚Du kommst nicht hierher, um bestraft, sondern um zu einem glücklichen Menschen erzogen zu werden. Wir stellen nur e i n e Forderung an dich: daß du dich bemühst, deine Vergangenheit zu vergessen, und nur daran denkst, deine Zukunft glücklich zu gestalten.‘

Und nun beginnt eine Erziehung der Liebe und des Vertrauens vom ersten Augenblicke an. Der Knabe wird einem der fünf Häuser zuerteilt, in denen die Gemeinschaft von je sechzig Zöglingen unter der Leitung des Lehrers und seiner Frau eine große, in vielen Beziehungen unabhängige Familie bildet. Sie erhalten ihren Schulunterricht getrennt von den übrigen Häusern, ebenso bilden sie bei ihren Spielen und gymnastischen Übungen eine geschlossene Gemeinschaft. Aber dennoch stehen diese Familien in gesundem gegenseitigen Wettbewerbe und kämpfen um Preise für wissenschaftliche und sportliche Leistungen wie auch für moralisches Verhalten. Die Zöglinge der verschiedenen Häuser sind nicht etwa einer besonderen Auswahl unterworfen. Dieses Prinzip war zuerst maßgebend, hat sich jedoch sehr schlecht bewährt. Wo gerade eine Vakanz ist, findet der Neuhinzukommende Aufnahme. Aber in welchem Hause er auch unterkommen mag, er trifft überall den gleichen mächtigen Einfluß, den Schulgeist, den unsichtbaren, gütigen, veredelnden Schutzgeist, der sich im Laufe der letzten einhundertund-

zwanzig Jahre herausgebildet hat und desto jugendfrischer wirkt, je älter er wird. Dieser Schutzgeist begleitet den ‚New boy' zunächst auf den Acker hinaus, wo der Neuling seine erste Lehrlingszeit ablegen muß. Sechs Monate lang muß der an den Schmutz elender Spelunken und Gassen gewöhnte Knabe von morgens bis abends in der freien Luft sein, und während Sonne und Hügel und Lehrer und Kameraden ihn anlachen, muß er lernen, Spaten und Hacke zu schwingen und dem Boden seinen Willen aufzudrängen: ‚Ich will, daß du Frucht bringst.'

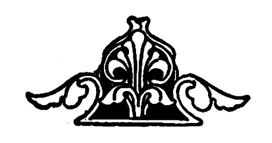
Wer die Anstalt in der Meinung besucht, daselbst einen Typus verkommener Menschheit zu finden, wird — je nach der Qualität seiner eigenen Seele — angenehm oder unangenehm überrascht sein, frei dreinblickende, ihrer Existenzberechtigung bewußte Kinder zu finden, die ebensowenig an Verbrecher erinnern wie der überraschte Besucher. K a u m 1 % d i e s e r K i n d e r w i r d n a c h d e r E n t l a s s u n g w i e d e r g e r i c h t l i c h v e r u r t e i l t, und 92 % erlangen ehrbare Stellungen im bürgerlichen Leben. Das ist ein Prozentsatz, der weit günstiger ist, als die gewöhnliche Volksschule ihn aufweisen kann.

Der wichtigste erzieherische Faktor ist die Tatsache, daß man jeden einzelnen Knaben als vollgültiges Mitglied der Gemeinde betrachtet, und daß man ihm die Mittel in die Hand gibt, täglich und stündlich die Bausteine zu seiner glücklichen Zukunft und geachteten bürgerlichen Stellung selber herbeizutragen. Das Bewußtsein, daß es von seinem eigenen Willen und Können abhängt, in Zukunft seine kühnsten Hoffnungen und seine Sehnsucht nach einem geachteten, auskömmlichen bürgerlichen Leben zu verwirklichen — dieses Bewußtsein wirkt als tägliche und stündliche Kraft zum Guten. Darum kommt es k a u m j e m a l s vor, daß einer der Zöglinge e n t w e i c h t. Ab und zu wirkt die Sehnsucht nach dem alten Heim oder dem alten Vagabundenleben übermächtig bei den Neuangekommenen — aber auch solches Ereignis ist äußerst selten. Schon deshalb, weil jede Entweichung für das ganze Haus, dem der Entwichene angehörte, Nachteile bringt.

Zu gewissen Jahreszeiten werden Feste und Feierlichkeiten veranstaltet. Dann erscheinen nicht nur die alten Schüler, um treue Gemeinschaft aufrechtzuerhalten, sondern auch die Freunde und Gönner der Anstalt, die zum Teil den höchsten Gesellschaftsklassen angehören. Von anderen, die sich hervorgetan haben und klingende Titel oder doch geachtete Stellung besitzen, eines Besuchs für würdig gehalten zu werden — das ist ein stolzes Bewußtsein für jeden dieser Knaben. Und bei solchen Gelegenheiten strahlen sie vor Freude und spannen jeden Muskel an, ihrer Anstalt würdig zu erscheinen."

Die Anstalt weist es, sagt der Verfasser an einer anderen Stelle seines Buches, mit Entrüstung zurück, als S t r a f i n s t r u m e n t zu dienen. Nicht einmal die Bezeichnung „Reformatory" will sie anerkennen. Sie betrachtet sich als öffentliche Schule, der besonders unglückliche Kinder zugeführt werden, die aber gerade deshalb besondere Liebe, besondere Geduld und besondere Kunst verlangen und verdienen.

Die meisten dieser englischen Anstalten, die den Kindern wenigstens ein paar glückliche Jahre sichern, stehen, so sagt der Verfasser mit Recht, t u r m h o c h ü b e r d e n d e u t s c h e n Anstalten, in denen man fast ausnahmslos in grausamem, mittelalterlichem Geiste Zwangserziehung treibt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Modernismus in der Theologie

Nachdem Johannes Reinke (in Heft 7) über einige wichtige Punkte meines Buches „Der Entwicklungsgedanke und das Christentum" referiert und sie zustimmend gewürdigt hatte, ist durch A. Lienhard (Heft 8 u. 10) eine Kontroverse daran geknüpft worden, die von Geifrig (Heft 9) weitergeführt wurde. Demzufolge möge es mir auch gestattet sein, zu der in dieser Zeitschrift aufgerollten Streitfrage noch einmal das Wort zu ergreifen.

Ich hatte bestimmte Richtlinien vom Entwicklungsgedanken auf die Christologie hin gezogen, und diese sind, sofern Reinke ihren Grundzug angedeutet hatte, von Lienhard zum Gegenstand einer Replik gemacht. Dabei meinte Lienhard der neueren theologischen Wissenschaft insgesamt die Voraussetzung unterschieben zu sollen, es sei eine reinliche Scheidung zwischen dem religiösen, transzendenten Gehalt der Religion und der naturhaften Anschauung der Welt möglich. Ja er glaubte sogar mich als einen ausgesprochenen Vertreter dieser Meinung anrufen und bekämpfen zu sollen.

Mit diesem letzteren ist er jedoch gänzlich im Irrtum. Es besteht freilich unter den heutigen Theologen eine Kontroverse, sofern einige behaupten, die Fragen der Naturwissenschaft und die Ergebnisse der Naturforschung müßten von der religiösen Anschauung völlig ferngehalten werden. Das Berechtigte dieser Ansicht liegt darin, daß es in der Tat zwei ganz verschiedene Weisen der Weltbetrachtung sind, die bei der naturhaft-empirischen Erkenntnis der Wirklichkeit und bei der religiösen Anschauung von Welt und Leben vollzogen werden.

Dennoch bin gerade ich der festen, seit Jahren unentwegt von mir vertretenen und in dem genannten Buche begründeten und ausgeführten Überzeugung, daß trotz der Verschiedenartigkeit der Betrachtung, die angestellt werden kann, gleichwohl die Ergebnisse der beiderseitigen Anschauung, der empirischen und der religiösen, nicht immer und nicht reinlich voneinander getrennt und gegeneinander abgegrenzt werden können und dürfen.

Und gerade hierfür legt auch der von Lienhard S. 218 angezogene Passus aus einer anderen meiner Schriften Zeugnis ab. Ich verwies darauf, daß auch Jesus bei seiner religiösen Verkündigung von derjenigen Naturerkenntnis, die ihm und seiner Zeit zugänglich war, nicht völlig abstrahieren konnte, eben weil — wie ich nun in Übereinstimmung mit Lienhard wiederhole — die religiöse Weltansicht nicht abgeschlossen und durchgeführt werden kann ohne Rücksichtnahme auf das Weltbild der einfachen Erkenntnis resp. der empirischen Erkenntnis, oder wie man sie nennen will.

Auf Grund dieser Übereinstimmung in der allgemeinen Voraussetzung scheint mir ein anderes Resultat geboten als dasjenige, welches Lienhard gewinnen möchte. Sind religiöse

und naturkundliche Weltbetrachtung bei der Gestaltung unserer Weltanschauung nicht ganz voneinander zu trennen, müssen vielmehr beide oft sehr intensiv aufeinander bezogen werden: dann ist auch der bahnbrechende religiöse Genius und der göttliche Offenbarer bei seiner Verkündigung genötigt, seine Erkenntnis der Natur bei der Darlegung seiner religiösen Konzeption zu verwerten.

Nun aber hat Lienhard in Heft 10 (und ebenso F. v. Thurn), um meiner Konsequenz zu entgehen, gegen Geifrig betont, daß Jesus, der Gottmensch, nicht ein Mensch wie wir war, sondern zugleich Gott; und daraus sollen wir folgern, daß Jesus auch in Sachen der empirischen und naturkundlichen Weltbetrachtung irrtumsfrei war, so daß also seine religiösen Aufstellungen auch in Hinsicht ihrer unumgänglichen Verbrämung mit allgemeiner Weltkenntnis absolut autoritativ seien. — Gewiß erfordert ja unsere religiöse Anschauung Jesu als des gottgesandten vollkommenen Offenbarers, daß er nicht ein Mensch „wie wir“ gewesen sei. Er ist versucht worden „wie wir“ (nach dem Hebräerbrief), aber er ist tatsächlich in der Versuchung nicht gefallen „wie wir“. Denn er hat Gottes Willen erkannt, mehr noch, er hat ihn zu seinem eigenen gemacht; er hat in Gottes Willen gelebt, geliebt, gelitten, gestrebt; Gott hat ihn zu seinem Organ erkoren: Gottes Gesinnung und Gottes Wesen kam in ihm zum unverfälschten Ausdruck. Das ist seine Offenbarereigentümlichkeit, die ihn über das Niveau der anderen Menschen erhebt.

Aber heißt denn das nun wirklich zugleich: er konnte in keinem Punkte der Erkenntnis von der natürlichen Beschaffenheit der Weltdinge irren? Heißt das wirklich, er sei aller Dinge schlichthin kundig gewesen? Dann sollen wir wohl wirklich mit F. von Thurns eigentümlicher Logik also sagen: „Als Gott kannte Jesus die Geheimnisse der Natur, wie nie ein anderes Wesen sie kennen kann und wird. Als Mensch durfte er aber darüber nur den Anschauungen seiner Zeit entsprechend lehren“?! — Wer so redet, der sehe zu, wie er Jesu *wahre* vollkommene Menschheit noch rettet, und daß sich Gottes Wahrhaftigkeit nicht in Lügenwesen verkehre! Wer Jesu Gottheit darein setzt, daß er ein übernatürliches Wissen von den Dingen der Welt besaß, der wird schwere Not haben, ein einheitliches Bild von Jesu Persönlichkeit und von Jesu Leben herzustellen. Er mag sich drehen, wie er will, der wahrhaftige Mensch entschwindet ihm aus den Händen — eben jener Mensch, von dem die Evangelien Zeugnis ablegen.

Geifrig hat vollkommen recht, wenn er ebenso wie Reinke Jesum zunächst als Glied der Menschheit seiner Zeit verstehen will. Ob man diese Ansicht als modern-theologisch oder sonstwie bezeichnen will, das ist völlig gleichgültig gegenüber der Notwendigkeit, die Person Jesu *historisch* zu verstehen.

Daß wir ihn historisch, d. i. aus seiner Zeit und im Zusammenhange seiner Zeit zu begreifen suchen, das eben entspringt unserem Glauben daran, daß er der echte *Offenbarer Gottes* ist. Denn ein Gottmensch, der unverständlich über die Erde gegangen, der steht uns wohl als ein großes Mysterium da, aber nicht als *die Offenbarung* Gottes. Das Christentum zeichnet sich dadurch vor anderen Religionen aus, daß die göttliche Offenbarung, die es bietet, in der menschlichen Geschichte, im geschichtlichen Leben eines einzelnen wirklichen Menschen erfolgt ist. An dem Leben dieses reinen Menschen werden wir Gott inne, erfahren wir Gottes Willen und Walten und Wesen. Dies ist der Grundgedanke der christlichen Offenbarungsgeschichte.

Dieses wahre Menschenwesen mit seiner Reinheit, mit seiner „Idealität“ enthält die Möglichkeit, daß wir Gott darin schauen. Aber eben ein wirkliches Menschenleben ist es gewesen, und als solches muß es festgehalten werden. Zum echten Menschenwesen gehört aber immerdar dies, daß es aus einem gegebenen geschichtlichen Zusammenhange erwächst. Es war der Fehler der älteren Theologen von der sogenannten Hegelschen Rechten, daß sie diesen Punkt übersahen und Jesus als ein von seinen Zeitverhältnissen losgelöstes, gleichsam abstraktes Individuum faßten. Nicht nur damit er uns zum Vorbild dienen könne, sondern auch und vor allem, damit er der greifbare Ort göttlicher Offenbarung bleiben könne, mußte Jesus rechter,

historisch greifbarer Mensch sein. Als solcher wird er jedoch nicht geachtet, wenn man ihm ein übernatürliches Wissen um die Welt und ihre Teile zuschreibt, das zudem durch die neutestamentlichen Urkunden ihm keineswegs beigelegt wird. Ein Wesen, das mit vollem Wissensbesitz ausgestattet ist, ist kein Mensch. Auch zum geistigen Wesen des Menschen gehört unveräußerlich die Entwickelung.

Durch diese Position ist nicht geleugnet, daß Jesus als der Stifter der reinen Religion, als der Darsteller der reinen Menschlichkeit, als der Eröffner des endgültigen Weges zum ewigen Leben eine einzigartige Erkenntnis des in ihm sich erschließenden ewigen Gottes und des moralischen Wesens des Menschen besaß — Erkenntnisse, die ihm durch seine besondere religiöse Stellung, seine stetige Gottgebundenheit erstanden. Man kann es dem spekulativen Triebe nicht einmal verwehren, darüber hinaus anzunehmen, daß für Jesus im Zusammenhang hiermit ein eigenartiger Tiefblick in die kosmischen Zusammenhänge und die kosmische Teleologie gegeben war. Wir haben Andeutungen, daß Jesus Gott und Naturleben aufs innigste zusammen geschaut hat. Das ist dann freilich eine Einsicht, durch die Jesus sich von den Menschen seiner Zeit, aber auch von seinen Epigonen durchaus unterschied: die religiöse Intuition hätte ihn auf diese Höhe erhoben. Aber die Göttlichkeit eines einzelnen Menschen behaupten, das kann nicht heißen, ihm ein umfassendes Maß von empirischer Weltkunde zudiktieren; sondern es kann immer nur heißen, seinen Willen und seine Gesinnung, eventuell auch seine Erfassung der Weltteleologie dem ewigen Plane Gottes so nahe rücken, daß aus der Erscheinung und Betätigung dieses Menschen der göttliche Wille uns entgegenleuchtet.

Karl Beth

Vorschläge zur Erzielung einer gerechten Volksvertretung

Von allen grundsätzlichen Erwägungen abgesehen, haften allen in Deutschland geltenden Wahlgesetzen zwei auffällige Mängel an, die zu den größten Ungerechtigkeiten in der Zusammensetzung der Parlamente führen: einmal werden die innerhalb der einzelnen Wahlkreise vorhandenen *Minderheiten* trotz oftmals großer wirtschaftlicher Bedeutung überhaupt nicht berücksichtigt, und andererseits sind die *Stimmensummen*, die von den nun wirklich gewählten Abgeordneten im Parlamente vertreten werden, ganz verschieden groß. Zum Beispiel: Im Reichstagswahlkreise A (Großstadt) wird ein Sozialdemokrat mit 80 000 Stimmen gewählt; die 50 000 liberalen und 25 000 konservativen Wähler müssen auf eine Vertretung im Reichstage verzichten. Im Wahlkreise B (Land) hingegen kommt ein konservativer Abgeordneter mit 14 000 Stimmen durch, während der liberale mit 13 000 Stimmen fällt. Also 50 000 + 25 000 unvertretene Wähler hier — 14 000 Wähler mit *einer* Stimmenvertretung dort — und auf der andern Seite 80 000 Wähler ebenfalls bloß mit *einer* Stimmenvertretung. Doch wohl ganz unhaltbare Zustände, die aber gerade für die Zusammensetzung des Deutschen Reichstags nahezu typisch sind!

Mit der ja ursprünglich auch meist vorgesehenen numerischen Gleichheit der Wahlkreise ist nichts erreicht — ganz abgesehen davon, daß sie aus wirtschaftlichen und technischen Gründen unpraktisch ist —, da es dann wiederum vorkommen könnte, daß wie oben 14 000 Wähler vertreten werden, dagegen die 13 000 der Minderheit nicht.

Ebenso sind die *Stichwahlen*, wo man doch bis zu gewissem Grade seine Grundsätze aufgeben muß, eine recht mißliebige Einrichtung.

Ich schlage folgende Veränderungen vor:

a. Jeder Abgeordnete, der mehr als ein bestimmtes, bedeutungsloses Minimum Stimmen hat, ist gewählt — d. h. Berücksichtigung der Minderheiten.

b. Je mehr Stimmen auf einen Abgeordneten bei der Wahl fallen, desto mehr Stimmen hat er im Parlament bei der Abstimmung (Proportionalwahl) — gerechte Abwägung der zu vertretenden Stimmensummen!

Es ist anzunehmen, daß auf diese Weise jeder Wahlkreis durch mehrere Abgeordnete vertreten werden würde. Damit nun die Zahl der gewählten Abgeordneten nicht zu groß werde — im Interesse eines raschen Geschäftsganges —, werden die Wahlkreise erheblich vergrößert, eine Maßregel, die sich ganz leicht durchführen ließe. Für Deutschland würde ich anstatt der bis jetzt üblichen 400 z. B. bloß 150 Wahlkreise vorschlagen, wobei ich annehme, daß etwa 3—4 Abgeordnete auf jeden Wahlkreis kommen.

Eine Einteilung des Reichs in 150 Wahlkreise nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ist wohl möglich. Auf das Königreich Sachsen kämen beispielsweise deren 12, es würden aber sogar 10 genügen: Dresden, Leipzig, Chemnitz, das Vogtland mit Plauen, das Zwickauer Kohlengebiet, das Erzgebirge, das westelbische Tiefland, das Elbsandsteingebirge, der Elbgau Pirna-Meißen, die Lausitz. Natürlich brauchten die Wahlkreise nicht gleich groß zu sein.

Die lästigen Stichwahlen würden nach diesem Modus überhaupt wegfallen.

Diese Grundsätze können auf alle Wahlrechte angewendet werden, auf das reaktionäre preußische genau so wie auf das liberale deutsche. Ich führe zur Erläuterung die entsprechenden Paragraphen eines in diesem Sinne reformierten Reichstagswahlrechts an:

1. Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor.

2. Das Reich wird in 150 Wahlkreise eingeteilt, deren Abgrenzung sich möglichst nach den wirtschaftlichen Gebieten richtet.

3. Jeder Kandidat, der mindestens 6000 Stimmen hat, ist gewählt. (Unter zirka 400 000 Einwohnern sind weniger als 6000 Wähler wohl bedeutungslos.)

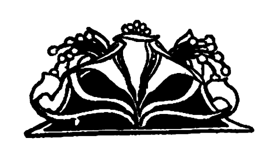
4. Je mehr Staatsbürger ein Abgeordneter vertritt, um so mehr Stimmen besitzt er bei der Abstimmung im Reichstage. Die Stimmenzahl richtet sich nach folgender Tabelle:

Zahl der Wähler eines Abgeordneten	Zahl der Stimmen eines Abgeordneten
6 000—11 999	1
12 000—17 999	2
18 000—23 999	3

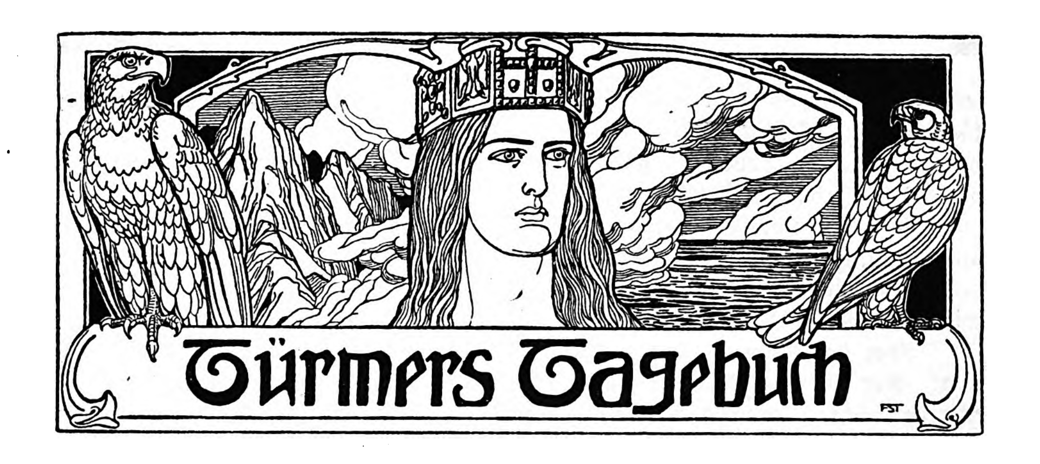
usw.

5. Wenn die Anzahl der Reichstagsabgeordneten 550 dauernd überschreitet oder unter 400 dauernd herabsinkt, so hat der Reichstag das Recht, die Minimalgrenze von 6000 nach oben oder unten zu verschieben, jedoch so, daß die neue Minimalgrenze zugleich Norm wird für die obige Tabelle zur Verteilung der Stimmenanzahl im Reichstage. Diese Änderung gilt nicht als Verfassungsänderung.

X. Y. Z.







Häusliches aus dem Reichsstübchen — Altdeutsches Neuland

Als Papin, der berühmte Gelehrte und Erfinder, damals (Ende des 18. Jahrhunderts) Professor in Marburg, mit dem ersten, von ihm selbst konstruierten Dampfboote die Fulda hinunterfuhr, wurde dieses in Münden von Schifferknechten, die sich durch das neue Fahrzeug in ihrer Existenz bedroht fühlten, kurz und klein geschlagen. Das hatte zur Folge, daß der Gelehrte auf die weitere Ausführung seiner Idee verzichtete und sie erst hundert Jahre später wieder aufgenommen wurde. In der „Welt a. M.“ frischt Herr von Gerlach diese symbolische Erinnerung auf und bemerkt dazu: „Um mehr als ein Jahrhundert konnten die gewaltätigen Fäuste unwissender Schifferknechte einen der größten Kulturfortschritte unserem Vaterlande vorenthalten.“

Die Methode habe sich geändert, der Geist sei der selbe geblieben. Heute zertrümmerten die Arbeiter keine Maschinen mehr. Heute steuerten die herrschenden Klassen die technischen Errungenschaften zu Tode oder brächten sie sonst auf irdend eine „gesetzliche“ Weise um.

„Das neue preußische Stempelsteuergesetz führt eine Steuer auf Automaten ein. Wie hoch die Steuersätze sind, ist zunächst gleichgültig. Der springende Punkt ist, daß die Herren des Dreiklassenparlaments überhaupt eine Ausnahmebesteuerung der Automaten für nützlich halten. Eine Ausnahmesteuer ist es: denn die Eigentümer der Automaten unterliegen schon bisher wie alle anderen Gewerbetreibenden der Einkommen- und Gewerbesteuer. Nun wird ihnen noch eine Straffsteuer dazu aufgepackt, weil sie so unvorsichtig waren, ihren Betrieb auf eine moderne Grundlage zu stellen.

Der Automat ist eine der wundervollsten Erfindungen. Er ermöglicht es, stumpfsinnige *mechanische Arbeit* im Handelsgewerbe *den Menschen abzunehmen* und sie der toten *Materie* aufzupacken. Jeder modern denkende Mensch kann nur einen Wunsch, nur ein Streben kennen: was von Automaten gemacht werden *kann*, das *soll* von ihnen gemacht werden. So viel Automaten und so vielseitige wie nur irgend möglich! Mit Ingrimm erfüllt es mich

jedesmal, wenn ich vor den Postschaltern sich Haufen von Menschen drängen sehe, die jeder eine 10 Pfg.-Marke oder eine 5 Pfg.-Karte kaufen wollen. Und da sitzen mittlere Beamte, Leute mit sehr respektabler Bildung, hinter den Schaltern und verkaufen Marke für Marke! Mit Entrüstung habe ich feststellen müssen, daß es selbst in Berlin noch Bahnhöfe gibt, wo man nicht einmal die 10 Pfg.-Fahrkarte am Automaten kaufen kann. Reich und Staat sollten mit gutem Beispiel vorangehen und alle Privatunternehmer sollten sich beeilen, jeden nur technisch irgendwie möglichen Verkauf durch Automaten besorgen zu lassen.

Aber da kommen die verehrlichen Herren Gesetzgeber und erklären: quod non! Der Automat ist ein technischer Fortschritt, der rückständigen Leuten Konkurrenz macht. Deshalb: nieder mit ihm! Erst heckte man den ebenso lächerlichen wie wahnwitzigen Gedanken aus, die Automaten der Sonntagsruhe zu unterwerfen. Sonntagsruhe, segensvolle Gabe für die Angestellten, ein Glück für die Menschheit, ausgedehnt auf den Mechanismus, zur schikanösen Belästigung der Allgemeinheit! Und jetzt hemmt man die Entwicklung der Automatenindustrie durch eine widerwärtige Steuer. Gewiß, die Grammophone sind eine entsetzliche Plage für die Nachbarn. Aber sind es die Klaviere weniger? Nicht der mechanische Betrieb ist das Störende, sondern der Spektakel. Und die allermeisten Automaten sind reiner Gewinn für das Publikum. Wäre es nicht ein geradezu gräßlicher Gedanke, daß die Hochbahn, um die Automatensteuer zu sparen, ihre Automaten abschaffte und das Publikum zwänge, sich wieder mit seinen Nickelstücken an den Schaltern herumzudrängen? Erleichtern soll man mit allen Mitteln die Ausdehnung des automatischen Verkaufes. Ihn beschränken oder auch nur seine Entwicklung hemmen ist eine kulturwidrige Tat. Die modernen Gesetzgeber, das sind die Papinschen Schifferknechte in neuer Auflage."

Was sei die ganze Zollgesetzgebung anderes als ein Versuch großen Stils, die Fortschritte der Technik zu paralysieren? „Die natürliche Vernunft gebietet die internationale Arbeitsteilung. Was ein Volk am besten und billigsten herstellen kann, das soll es produzieren, nicht bloß für sich, sondern auch für die anderen. Wenn Argentinien Spezialist ist für Weizen, Rumänien für Mais, Deutschland für Chemikalien, dann ist es ebenso unsinnig, daß wir uns gegen den argentinischen Weizen und den rumänischen Mais verbarrikadieren, wie wir es verwerflich finden müssen, wenn andere Länder unsere Spezialprodukte sich künstlich vom Leibe halten. Kraftvergeudung schlimmster Art ist es, wenn jeder alles herstellen will. Das ist ein Rückfall in den Zustand der Urwirtschaft. Höchste wirtschaftliche Weisheit ist es dagegen, daß jedes Land die Wirtschaftsgebiete in erster Linie kultiviert, die seinen Naturschätzen und seiner Volksbefähigung am meisten entsprechen.

Unaufhaltsam vollzieht sich die Entwicklung zum Großbetriebe. Der technische Fortschritt heischt ihn, nicht allenthalben, nicht z. B. in der Landwirtschaft, nicht in manchen Handwerkszweigen, aber doch auf täglich mehr Gebieten. Aber da kommen unsere Weisen von heute und kommandieren: Warenhaussteuer, Mühlenumsatzsteuer, Staffelsteuer bei den Brauereien, Kontingentierung der Zündholzfabriken, Niederhaltung der großen gewerblichen Brennereien, Filialsteuern! Im Hintergrund lauert das Gespenst der allgemeinen Umsatzsteuer.

Greifen wir eins heraus, die Warenhaussteuer. Sie hat den Zweck, die Entwicklung der Warenhäuser zu hemmen. Sie soll … so ‚ausgebaut‘ werden, daß sie zur Erdrosselung der Warenhäuser führt. Dabei sind die Warenhäuser ein natürliches Gebilde, das in allen Kulturländern gleichmäßig emporgekommen ist, weil es der technischen Entwicklung unserer Zeit am besten entspricht. Es ist natürlich heller Blödsinn, wenn die Antisemiten behaupten, die Warenhäuser prosperierten, weil sie so schlechte Waren verkauften. Nein, kein Geschäft kann auf die Dauer von den Leuten leben, die beim Kauf hereinfallen. Die Warenhäuser gedeihen, weil sie einem Bedürfnis des Publikums entsprechen. Sie zu Tode steuern, heißt, die Massen der Käufer einem Hirngespinst zuliebe schwer schädigen. Denn ein Hirngespinst bleibt es, einen Fortschritt vernichten zu wollen. Man kann ihn nur hemmen. Was freilich schon schlimm genug ist.“

Der Geist der Warenhaussteuer durchziehe unsere ganze Gesetzgebung. „Warum haben die Agrarier einen so gewaltigen Verkehrsfortschritt wie den Mittellandkanal zu Fall gebracht? Doch nur, um die unbequeme Konkurrenz des fremden Getreides sich vom Halse zu halten. Warum haben wir eine Automobilsteuer, aber keine Steuer auf Luxusequipagen und Reitpferde? Weil das Automobil ein Instrument des Fortschritts ist. Weshalb beschloß das Abgeordnetenhaus eine Steuer auf Fahrräder? Weshalb hat die Polizei sich so lange den Paternosteraufzügen widersetzt?

Immer ist es derselbe Geist des rückschrittlichen Alten, der sich auflehnt gegen jede Errungenschaft der Technik. Konkurrenzfurcht, bureaukratische Ängstlichkeit und allgemeine reaktionäre Stimmung reichen einander die Hand, um den Kampf gegen die Modernisierung unseres Lebens vereint aufzunehmen. …“

Mehrmals im Laufe des letzten Jahrhunderts, so wird in der „Frankf. Ztg.“ ausgeführt, sei es versucht worden, Preußen zu einem neuzeitlichen Staate zu machen, gelungen sei es aber bis heute nicht: „Die ersten, die es versuchten, waren Stein und Hardenberg. Von Hardenberg stammt das Wort: ‚Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung — dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist‘. Dem entsprach das Edikt vom 9. Oktober 1807. Wie die Junker es auffaßten, kann man dem Ausspruche des Kammerherrn v. Recke entnehmen, der sagte: ‚Lieber noch drei verlorene Auerstädter Schlachten!‘ Und den Plan der Regierung, die Selbstverwaltung auf das Land auszudehnen und ihr eine Repräsentation zu geben, beantwortete Herr v. Marwitz mit der Frage, ‚ob man das alte, ehrliche brandenburgische Preußen in einen neumodischen Judenstaat verwandeln wolle?‘ Aber die Junker begnügten sich nicht mit Reden, sondern leisteten erbitterten Widerstand, und wenn auch die Not des Staates damals zu groß war, als daß sie alle Reformen hätten verhindern können, so ist doch vieles von dem, was beabsichtigt war, nicht geschehen, und der Bau, den Stein und Hardenberg begonnen haben, ist heute noch nicht vollendet.

Die Junker hatten auch Glück. Was hätten sie aus dem Jahre 1848 gemacht, wenn sie es gewesen wären, die die Revolution gemacht hätten! Man darf zu ihnen das Vertrauen haben, daß sie die Sache gründlicher besorgt und ein für alle-

mal erledigt hätten, mit einer tüchtigen Portion von Blut, wie es sich auch für eine ordentliche Revolution gehört. Aber was waren das für Leute, die die deutsche Revolution von 1848 geführt haben! Prächtige Menschen waren sie und edel, aber allzu edel und Philosophen und Denker und Träumer und Redner. Die Situation beim Beginne der Erhebung war für die Revolutionäre so günstig, wie sie es nur wünschen konnten. Obgleich ihre Machtmittel denen der traditionellen Gewalten gar nicht gewachsen waren, hatten sie doch die Macht in der Hand, weil die anderen so verblüfft waren, daß sie gar nicht daran dachten, ihre Mittel zu gebrauchen. Und die Junker dachten schon, nun komme die deutsche Auflage der großen französischen Revolution, und verhielten sich ganz ruhig. Aber zu ihrem großen Erstaunen merkten sie bald, daß davon ja gar keine Rede war. Das waren überaus liebenswürdige Revolutionäre, die nicht daran dachten, die Lage auszunützen, und so was konnte den Junkern natürlich nicht lange imponieren. Bei Beginn des Sommers von 1848 ging der Hof nach Potsdam, und hier bildete sich die junkerliche Kamarilla, die die Kontrerevolution gemacht und zehn Jahre der schärfsten Reaktion über Preußen gebracht hat. Ihr Häuptling selber, ‚Polte' v. Gerlach, hat in seinen Denkwürdigkeiten einen Einblick in die damaligen Machinationen gegeben. Und so vortrefflich haben die Junker es verstanden, sich wieder durchzusetzen, daß sie schließlich über ihre eigenen Erfolge erstaunt waren und Gerlach nach dem Hinckeldey-Skandal (1856) ausrief: ‚Es ist merkwürdig, wie mächtig unser Adel noch ist, und recht zu erklären ist es nicht, wie das zugeht. Der Adel, oder vielmehr die Ritterschaft, und die Kirche ist das einzige, was widersteht.' Ja, es wundert sich noch heute mancher, wie mächtig die Ritterschaft ist, und kann sich nicht erklären, wie das zugeht.

Dann kam freilich eine Zeit, wo es schien, als sollte es mit der Herrschaft der Junker endlich vorbei sein — es kam die sogenannte n e u e Ä r a. Wilhelm, der spätere erste Kaiser des neuen Deutschen Reiches, war auf den Thron gekommen; er stand mit den Junkern nicht gut, weil sie gegen ihn intrigiert hatten, und weil er ein anständig denkender Mann war, dem das Treiben nicht behagte, das die Junker und eine besondere Art von Frommen unter und an seinem Vorgänger geübt hatten. Die Liberalen machten Fortschritte und gewannen die Majorität in der Kammer. Das waren schlechte Aussichten für die Ritterschaft. Aber schließlich waren die Junker wieder obenauf. Freilich hat ihnen dabei ein großer Mann geholfen, und es geschah auf langen Umwegen.

Hugo Preuß weist in einer Schrift über die Junkerfrage mit Recht darauf hin, daß man bei der Beurteilung jener Zeit in der Regel nur die Fehler hervorhebt, die die damaligen Liberalen gemacht haben, und nicht beachtet, daß das Primäre auch hier wieder die Tätigkeit des Junkertums war. Fehler haben die Liberalen reichlich gemacht, und wie hätte es auch anders sein können, da sie wenig parlamentarische Erfahrung und bei weitem nicht den politischen Instinkt hatten, wie die Junker, die seit jeher in politischen Geschäften geübt waren. Insbesondere zeigte sich damals eine Eigenheit der Liberalen, die bis heute noch nicht ganz verschwunden ist, und die einer erfolgreichen Politik im Wege steht: die Abneigung, selber Regierung zu werden. Damals klagte Simson, daß die Kammerliberalen

‚um alles nicht ministeriell sein wollen; wer mit der Regierung in Verbindung steht, ist ihnen als zweideutige Persönlichkeit verdächtig, wer und wie die Regierung auch sein mag; denn sie sind nach ihrer Meinung vom Lande eigens hergeschickt, um die Minister zu kontrollieren — das ist ihr Begriff von parlamentarischer Regierung; und da halten sie es für ihre Pflicht, Opposition quand même zu machen. Sie können nicht ruhig zu Bett gehen, ohne das Bewußtsein, den Ministern im Laufe des Tages gehörig zugesetzt zu haben.‘ Und Bernhardi tadelte, daß die Liberalen zu wenig ehrgeizig seien; ‚die Leute denken im allgemeinen gar nicht daran, sich der Regierung zu bemächtigen; mir aber scheint jede politische Partei verwerflich, die nicht darauf ausgeht, Regierung zu werden. Jede Opposition, die sich nicht als künftige Regierung denkt, postuliert unmögliche Dinge.‘ So waren die Liberalen damals gestimmt. Es gibt natürlich viele Verhältnisse, wo die Ablehnung, an der Regierung teil zu haben, begründet ist. Aber sich grundsätzlich davon fernzuhalten, ist töricht. Das damalige Ministerium war freilich nicht von der Art, daß die Liberalen besonderes Vertrauen zu ihm hätten haben können. Aber hätten sie nicht, wenn sie nur überhaupt den Willen zur Macht gehabt hätten, das Ministerium in ihrem Sinne rekonstruieren können, damals, als sie die Militärforderungen bewilligen sollten? Die Junker hätten das fertig gebracht und ihre Macht dauernd stabilisiert. Daß die Liberalen das nicht machten, das war der größte Gefallen, den sie den Junkern tun konnten, denn nun durften deren Intrigen wieder auf Erfolg rechnen. Sie nahmen ihren Ausgang vom Militärkabinett, das Edwin Manteuffel leitete. Trotz allen Schwierigkeiten wäre es möglich gewesen, die Heeresreorganisation in der Kammer durchzubringen. Eine Mehrheit für ihre Grundgedanken war vorhanden, und so hätte sich die Regierung mit den Liberalen verständigen können. Aber daß dies geschehen wäre, das verhinderte Manteuffel, und nachdem der allzu konstitutionelle Kriegsminister v. Bonin gestürzt war, auch dessen Nachfolger Roon, die keine Konzession zuließen und die Forderungen so steigerten, daß die Verständigung unmöglich wurde. Man wollte sie eben gar nicht, man wollte den Konflikt, und Bismarck, der Freund Gerlachs und Kandidat Roons, sollte ihn durchfechten.

Man würde freilich Bismarck Unrecht tun und sich nur lächerlich machen, wenn man sagen wollte, er sei im Grunde nur der gewesen, der die Aufgabe gehabt habe, die Junker wieder zur Herrschaft zu bringen, und weil das nicht anders gegangen sei, habe er nebenher auch das Deutsche Reich errichtet. Bismarck war von einer Art, daß hundert durchschnittliche Junker auf ein Lot von ihm gingen, und wenn er auch nur deshalb ans Ruder kam, weil die Junker und ein zwar sehr tüchtiger Soldat, aber mit antiquierten politischen Ideen, wie Roon, in ihm ihren Mann sahen, so standen seine politischen Gedanken doch weit über diesen Aspirationen. Wenn er die Deutschen einte, soweit es möglich war, wenn er Preußen zur deutschen Vormacht erhob und seinen König zum Kaiser machte, so waren ihm das Ziele an sich. Aber das wird wohl richtig sein, daß es ihn innerlich gar nicht behinderte, die Voraussetzung dafür, die Heeresreorganisation gegen die Liberalen durchsetzen zu müssen, daß er das sogar recht gerne tat, daß ihm also die Tatsache, die Liberalen an die Wand gedrückt und seine alten Freunde wieder

in den Vordergrund gebracht zu haben, ein willkommenes Nebenprodukt seiner allgemeinen politischen Tätigkeit war. Er war eben doch Fleisch vom Fleische der Ritterschaft, und wenn es dann noch einige Mißverständnisse zwischen ihm und ihr gegeben hat, weil seine Ideen zu groß waren, als daß die Junker sie begriffen hätten — nannten sie doch das Kaisermachen ein ‚jüdisches Geschäft'! — so haben sie sich schließlich doch wiedergefunden, und die Junker haben dabei ihre Rechnung gefunden.

Was Bismarck für die Junker als Agrarier getan hat, weiß jedermann. Weniger haftet in der Erinnerung seine Tätigkeit oder vielmehr Untätigkeit auf dem Gebiete, das den Junkern heute noch den größten Teil ihrer Macht gibt; wir meinen die Verwaltungsorganisation. Seit Stein und Hardenberg war mehrmals versucht worden, die Kreisstände zu reformieren und die moderne Selbstverwaltung aufs platte Land auszudehnen, aber stets vergeblich. Denselben Widerstand erhoben die Junker auch gegen die Kreisordnung von 1872, obgleich auch sie noch weit davon entfernt war, ihnen weh zu tun. Bezeichnend war es aber, wie sich Bismarck dazu verhielt: er tat nichts dazu und saß in Varzin, obgleich er sonst alle wichtigen Angelegenheiten selbst leitete. Er sympatisierte eben in dieser Sache mit seinen alten Freunden, obgleich sie gerade damals seine Gegner waren. Zu einer Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen als Seitenstück der Städteordnung von 1808 kam es auch unter Bismarck noch nicht, denn er hätte sich nie dazu verstanden, die selbständigen Gutsbezirke, dies Kleinod des Junkertums, anzutasten. Und als dann nach seinem Sturze eine Landgemeindeordnung eingebracht wurde, da wurde doch wieder nur halbe Arbeit getan."

So habe das Junkertum ein gut Teil seines ungebührlichen Einflusses bis auf den heutigen Tag in den ländlichen Verwaltungskörpern bewahrt: „Und Hand in Hand mit ihm arbeiten die Verwaltungsbehörden. Der Amtsvorsteher ist entweder selber ein Großgrundbesitzer oder doch ein Vertrauensmann der Herrschaften. Und der Landrat, der große, allmächtige Landrat, gehört schlechterdings zu den Junkern, und wenn einmal einer kein ‚von' trägt, so gehört er doch wenigstens zu den Konservativen, denn sonst würde er nicht Landrat. Das steht zwar nicht im Gesetz, aber es ist so. Denn ober dem Landrat ist die Regierung und ober der Regierung der Oberpräsident und ober dem Oberpräsidenten die obere Regierung, und überall da haben sich die Junker festgesetzt, halten das Heft in den Händen und sorgen dafür, daß der Nachwuchs für diese Stellen aus ihren Kreisen komme. Den ganzen Verwaltungsapparat haben die Junker in Händen, und das ist das eigentliche Geheimnis ihrer Macht. Wenn zufällig ein Shakespearescher Puck daherkäme und der hohen preußischen Regierung den Sinn verkehrte, so daß sie eine fürchterliche Musterung unter den Verwaltungsbeamten hielte — aus wäre es mit der Herrschaft der Junker und Konservativen. Sie wissen das recht gut. Schon 1861 hat Moritz v. Blanckenburg, ihr damaliger Führer, geschrieben: ‚Gegen den Regierungsstrom sind die Konservativen völlig ohnmächtig!' In der Tat, wer könnte ihnen gute Wahlen besorgen, wenn der Landrat nicht mehr sozusagen ein Funktionär der Junker wäre? Das ist freilich nicht so zu verstehen, daß die Landräte überall schlechthin Wahlmacher wären,



aber durch ihren Einfluß, der sich in irgend einer Weise fast auf alle Gebiete erstreckt, sorgen sie schon vor den Wahlen für ‚gute' Gesinnung, und viele von denen, die eine andere haben, wagen nicht, sie zu betätigen, weil der Landrat und der Großgrundbesitzer sie piesacken können. Wie die Dinge liegen, sind die Landräte die Säulen der konservativen Herrschaft. Ein ministerialer Simson könnte sie umwerfen, aber man wird sich selber helfen müssen. Denn einen Puck gibt es nur im ‚Sommernachtstraum', und der sehr reale Herr v. Moltke plant eine Verwaltungsform, die den Einfluß des Landrats vermehren soll!

Daß die Junker die Beherrscher Preußens und damit auch Deutschlands sind, ist ein Zustand, der auch dann beseitigt werden müßte, wenn sie einigermaßen mit der Zeit fortgeschritten wären. Was aber diese Frage so besonders dringend macht, ist die Tatsache, daß diese Leute, wenn es auch unter ihnen respektable Ausnahmen gibt, im ganzen auch heute noch auf dem Standpunkte des Polte v. Gerlach stehen. Daß sie sich ihre Macht bewahren wollen, kann man ihnen nicht verübeln; das liegt nun einmal in der menschlichen Natur. Aber daß sie immer wieder die alten Mittel anwenden, und daß sie es nicht einmal bis zu dem Niveau der Aristokratien westlicher Länder gebracht haben, das zeigt, daß das eine unverbesserliche Rasse ist, gegen die sich die anderen gemeinsam defendieren müssen."

Und mehr noch: man müsse sie „offendieren". Vor fünfzig Jahren, in der Zeit der neuen Ära, sei das freilich leichter gewesen als heute: „Die Bauern hatten damals noch eine deutliche Erinnerung daran, was sie zu dulden hatten, als die Junker sie unumschränkt gouvernierten. Diese Erinnerung ist geschwunden, und der Bauer ist kein Geschichtsforscher. Aber ist es heute schwerer als damals, eine gemeinsame Phalanx gegen das Junkertum zu bilden, so muß es doch gelingen, wenn man nur den Willen zur Macht hat. . . ."

Man sieht, es handelt sich hier um Probleme, um Gegensätze, die durch eine Politik der „mittleren Linie", wie sie Bülow verfolgte, zwar vertagt, nicht gelöst, nicht aufgehoben werden können. „Bülow selbst", schreibt der Gewährsmann der „Frankf. Ztg." an anderer Stelle der selben Artikelserie („Alt- und Neu-Deutschland"), „hat den Ausdruck gelegentlich gebraucht, und es wird damit das Wesentliche seiner Politik in der Tat ganz gut gekennzeichnet. Vor allem das eine: daß es eine Politik ohne eigentliche Ziele war. Ein Staatsmann kann ja auf zwei sehr verschiedene Arten regieren. Dem einen ist der erste Gesichtspunkt der, die Geschäfte fortzuführen, die Staatsmaschine in Gang zu halten und unerwünschte Reibungen zu vermeiden. Für solche Staatsmänner ist das Regieren in der Hauptsache Verwalten, und Fürst Bülow war in den ersten sechs Jahren seiner Kanzlerschaft (Herbst 1900—06) ein Minister ganz nach diesem Schlage. Die andere Gruppe von Regierungsinhabern faßt ihre Arbeit vorwiegend als Politik auf. Für sie ist das erste, was sie leitet, der Kreis der bestimmten Aufgaben, die sie sich gestellt haben, und sie suchen sich für die Durchführung dieser Aufgaben die günstigsten Bedingungen zu schaffen. Es kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite die eigentlich schöpferischen Staatsmänner zu finden sind. Es ist auch ohne weiteres klar, daß ein Minister der zweiten Gruppe niemals die Politik der mittleren Linie zu seinem

obersten Regierungsprinzip machen wird. Er hat seine eigene Linie und ist bemüht, auf dieser Linie — natürlich unter Berücksichtigung der Grenzen des Möglichen — eine Parlamentsmehrheit zu vereinen. Die Politik der mittleren Linie dagegen ersetzt die fehlenden eigenen Ziele durch die Anpassung an die im Parlament und an anderen respektierlichen Stellen vorherrschenden Strömungen; denn wenn man mittlere Linie sagt, so meint man die Linie derjenigen, die im Parlament die Macht haben, oder deren Beachtung sich sonstwie empfiehlt. Aus den verschiedenen Mehrheitsmöglichkeiten, die das Parlament bietet, wählt man klug diejenige aus, die am meisten Tragkraft zu haben scheint. Man kann mit diesen Mitteln eine Weile ganz achtbar verwalten; für ein kraftvoll aufstrebendes Volk aber, in dem tausend Probleme der Lösung harren, ist solche Politik doch nur ein Notbehelf. Wenn das Reich wirklich vorwärts kommen soll, so muß an den leitenden Stellen eine starke Initiative vorhanden sein, wie sie nur da gedeihen kann, wo die Regierung mit einer Sache, die sie vertritt, verwachsen ist, wo sie mit Leidenschaft für das kämpft, was sie für das Richtige hält, und nicht einfach kühl rechnerisch die Resultante aus den vielen einander widerstrebenden Kräften zieht, die sie in der politischen Welt wirken sieht. Es ist wahr, bis zu dieser letzten Konsequenz des reinen Rechenexempels pflegt die Politik der mittleren Linie nicht getrieben zu werden, und speziell Fürst Bülow hat sich stets auch persönlich zu dem bekannt, was er als Minister der mittleren Linie vertrat. Aber man gehe alle Aktionen in den ersten sechs Jahren seiner Amtstätigkeit durch, vom Zolltarif und den neuen Handelsverträgen bis zur Stengelschen Finanzreform von 1906, und man wird finden, daß der maßgebende Gedanke der Bülowschen Politik hier stets die Anschmiegung an die bequemsten parlamentarischen Mehrheiten war. Hätte ihm eine andere Parlamentsmehrheit zur Verfügung gestanden, so würde er sicher auf den Namen des agrarischen Kanzlers ohne Schmerz verzichtet haben.

Es war ja immer sein leiser Kummer, daß die mittlere Linie ihn weiter nach rechts führte und ihn reaktionärer erscheinen ließ, als es seiner vorurteilsfreien Gesinnung entsprach. Und besonders kränkte es ihn, daß sie mit einer gewissen mathematischen Notwendigkeit durch das Zentrum führte, und daß er infolgedessen als ein von den Klerikalen abhängiger und mit ihnen fraternisierender Minister galt. Diese Stimmung hat bei dem schroffen Bruch mit dem Zentrum, der im Dezember 1906 erfolgte, sicher mitgespielt; was alles im übrigen bei der damaligen Reichstagsauflösung zusammenwirkte, das ist im einzelnen noch nicht völlig aufgeklärt und läßt sich nicht auf eine kurze Formel bringen. Nach der Auflösung und den Neuwahlen zu Beginn des Jahres 1907 war es klar, daß Bülow bei seiner weiteren Amtstätigkeit auf die Unterstützung des Zentrums nicht mehr würde rechnen können. Aus dieser einfachen Tatsache ergab sich von selbst der Block. Da der Kanzler im Zentrum und in der Sozialdemokratie eine sichere Opposition hatte, so blieb ihm nur übrig, sich auf eine aus den Konservativen und der bürgerlichen Linken gebildete Mehrheit zu stützen. Die Möglichkeit der Benutzung wechselnder Mehrheiten war geschwunden, weil dazu unbedingt das

Zentrum gehört hätte; Fürst Bülow mußte sich daher eine feste Mehrheit suchen und durch eine Art Regierungsprogramm an sich zu fesseln trachten. Der Gedanke der konservativ-liberalen Paarung war also die notwendige Konsequenz der Auflösung vom Dezember 1906 mit ihrer gegen das Zentrum gerichteten Spitze.

In dieser Entwicklung allein lag schon eine gewisse Stärkung des Parlaments. Da der Kanzler sich auf eine bestimmte Parteikonstellation verpflichtet hatte, so konnte diese Gruppierung und es konnten die einzelnen an ihr beteiligten Glieder mit dem Kanzler als Macht zu Macht verhandeln, ihre Wünsche nachdrücklicher als früher zur Geltung bringen und ihre Bedingungen stellen. Wenn die hierdurch herbeigeführte Kräftigung des Reichstags nicht deutlicher sichtbar geworden ist, so liegt das hauptsächlich daran, daß der Block nie gut funktioniert hat. Es hat immer unendlicher Mühen bedurft, den Block überhaupt zusammenzuhalten; ein so wenig konsolidiertes Gebilde konnte unmöglich zum rechten Gebrauch seiner Kräfte gelangen. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß das Verhältnis zwischen Regierung und Parlamentsmehrheit nach den Wahlen von 1907 anders als vorher war. Die Regierung stand zwar noch immer außerhalb der Parteien, aber nicht mehr im gleichen Sinne wie früher über ihnen; sie konnte sich nicht mehr darauf beschränken, einfach von Fall zu Fall eine Mehrheit für die von ihr vertretene Politik zu suchen, sondern sie mußte ihrer Gesamtpolitik gewisse leitende Gesichtspunkte zugrunde legen, die von den Blockparteien akzeptiert wurden. Das war prinzipiell immerhin ein Fortschritt, ein kleiner Schritt zur Emanzipierung des Parlaments, und schon deshalb war der Block für die Linke nicht ohne Wert. Er hatte für sie einen weiteren Vorteil, der sich aus der Situation der Parteien ergab. Da die Konservativen zur Zeit der Entstehung des Blocks im wesentlichen saturiert waren, während es auf der Linken nur Wünsche und keine Erfüllungen gab, so mußten bei einer konservativ-liberalen Koalition die Konservativen in höherem Maße als die anderen Blockteilnehmer die Gebenden sein. Es war in den Stärkeverhältnissen und der Konstitution der beteiligten Parteien begründet, daß die Gaben der Rechten nicht gerade weltbedeutend sein würden, aber eine gewisse Milderung der Einseitigkeiten des agrarkonservativen Regiments, eine leise Neigung nach links lag doch in der Natur der Sache, und auch aus diesem Grunde konnte sich die Linke dem Blockexperiment nicht von vornherein versagen.

Immerhin war es kein leichter Entschluß, in den Block hineinzugehen, wenn auch nur mit den Vorbehalten, die die Linke stets an ihre Mitwirkung geknüpft hat. Denn in der natürlichen Linie der Entwicklung lag der Kampf der Linken gegen die Rechte, nicht aber diese seltsame konservativ-liberale Koalition. Der Block hatte aus diesem Grunde etwas Gewaltsames an sich, und eben deshalb mußten die zentrifugalen Kräfte in ihm stark sein. Ein gewisser Blockzwang lag ja nur für die Regierung vor: Fürst Bülow mußte allerdings nach den Wahlen von 1907 mit dem Block stehen und fallen, die Parteien aber waren nicht an ihn gebunden, für sie gab es andere Möglichkeiten der Mehrheitsbildung. Unter solchen Umständen konnte der Block nur als ein Produkt der Not gelten

gelassen werden. Die Voraussetzung für das zeitweilige Gelingen dieses schwierigen Experiments lag darin, daß die Blockkonstellation der zerrissenen und geschwächten Linken einen über ihre Fraktionsziffern hinausgehenden Einfluß verlieh und daß auf der andern Seite die Konservativen Wert darauf legen mußten, einen im ganzen ihnen so nützlichen Kanzler wie Bülow im Amt zu erhalten; beide Parteien hatten also Grund, einen Versuch mit dem Block zu machen. Selbstverständlich mußten dann aber auch die Konservativen der Linken das Maß von Entgegenkommen beweisen, ohne das die Linke kein Interesse am Block haben konnte. Es war nun die schwächste Seite des Blocks, daß die Bereitwilligkeit der Konservativen zu solchem Entgegenkommen von Anfang an sehr gering war und daß die Rechte vor allem den ganzen ungeheuren Bereich der Wirtschaftspolitik und ebenso die gesamte Politik in Preußen von der Blockpolitik vollkommen ausschließen wollte. Eine Parteigruppierung, die so *die brennendsten Fragen der Gegenwartspolitik ausschaltete*, konnte nur von sehr eingeschränkter Bedeutung sein. Es fehlte den koalierten Parteien die *gemeinsame politische Idee*, die sie innerlich einander hätte nähern können. An die Stelle einer solchen Idee trat die mittlere Linie zwischen Konservativen und Liberalen, also wieder ein *mechanisches Richtungsprinzip*, dem die Kraft der Sammlung fehlte, wie sie einer Politik eigen ist, die ihre Richtung nicht aus der bloßen Ausgleichung von Gegensätzen, sondern aus festen Zielen empfängt.

Bei der Finanzreform zeigte sich bald, auf wie schwachen Füßen der Block stand; es zeigte sich aber auch, daß es nicht die Parteien der Linken, sondern die Konservativen waren, die der Blockpolitik die notwendigste Rücksichtnahme versagten und sie bei der ersten Gelegenheit elend zusammenbrechen ließen. Die Finanzreformentwürfe der Regierung waren im großen und ganzen nach alten agrarischen Rezepten gearbeitet. Sie waren im einzelnen gediegener als die üblichen agrarisch-gouvernementalen Steuerleistungen, vor allem als die unerhörten Momentproduktionen, die später der schwarz-blaue Block vollbrachte, aber antiagrarisch waren sie nicht. Nur in einem einzigen Punkte wurden sie den Agrariern überhaupt unbequem, in dem Nachlaßsteuerprojekt, aber selbst diese Steuer war nicht eigentlich antiagrarisch, so wenig sie spezifisch ‚liberal' ist. Der durch sie verkörperte Gedanke einer allgemeinen Besitzbelastung entsprach *lediglich einer Forderung primitivster steuerlicher Gerechtigkeit*, deren Anerkennung durch *alle* Parteien *selbstverständlich* sein müßte. Nur eine Kaste, die so steuerscheu ist wie das preußische Junkertum, konnte an einer derartigen Besitzsteuer Anstoß nehmen, und nur durch die schmachvolle Hintansetzung der allgemeinen landwirtschaftlichen Interessen hinter denen der Großgrundbesitzer wurde es möglich, den blindwütigen Kampf gegen das einzige sozialpolitisch erfreuliche Glied des Regierungsplanes zu organisieren. Die Linke war bereit, unter der Voraussetzung einer hinreichenden Ausgestaltung der Besitzbelastung auch an der Bewilligung der notwendigen indirekten Abgaben mitzuarbeiten, wenn nur diese Abgaben eine einigermaßen erträgliche Form erhielten und insbesondere bei der Reform der Branntweinsteuer die einseitige Privilegierung einer bestimmten Gruppe landwirtschaftlicher Brenner beseitigt würde. In der Beschränkung auf diese For-

derungen lag ein Maß von Selbstentsagung, das noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten worden wäre und das in der Tat nur durch die Rücksicht auf die schwere Notlage des Reichs gerechtfertigt werden konnte. Hätten die Konservativen auch nur einen schwachen Rest von Noblesse sich bewahrt, so wäre eine Verständigung mit den Liberalen möglich gewesen. Aber die Blockpolitik hatte sich hier, notgedrungen, auf ein Gebiet begeben, das sie nach dem Willen der Konservativen nicht betreten durfte. Die agrarische Wirtschaftspolitik mußte sakrosankt sein; in dem Augenblick, wo die neue Situation daran zu tippen drohte, ließen die Konservativen Block und Bülow mit der größten Kaltblütigkeit fallen. Die Entwicklung des Fürsten Bülow war ihnen so wie so unheimlich geworden. Dieser Mann wollte das preußische Wahlrecht reformieren und die Finanzreform nicht gegen die Liberalen machen; das sah ja beinah nach Umsturz aus! Ein Kanzler, der so an die heiligsten Güter junkerlicher Staatsauffassung rührt, ist wert, daß er zugrunde geht. So brauchte das Zentrum nur im rechten Moment die Hand auszustrecken, und die feudal-klerikale Koalition zum Sturz des Fürsten Bülow und zur Verabschiedung der jämmerlichsten aller Steuerreformen war fertig.

Seine Tendenz verstärkter Rücksichtnahme auf das Parlament hat der Block auch in der Finanzaktion erkennen lassen. Die Nachlaßsteuervorlage war unzweifelhaft dieser Tendenz entsprungen. Das unbedingte Eintreten des Kanzlers für den Gedanken der allgemeinen Besitzsteuer, von deren Bewilligung Bülow sein Verbleiben im Amt abhängig machte, widersprach ebenfalls den Usancen des alten Regimes. Und die Demission selbst schließlich war ein regelrechter Bruch mit diesen Usancen. Nach althergebrachter preußischer Beamtentradition hat ein Minister niemals vor dem Parlament zu weichen, auch dann nicht, wenn seine Vorlagen abgelehnt und ihm klare Mißtrauensvoten erteilt werden. Fürst Bülow war der erste, der diese vermoderte Tradition offen aufgab. Er ist als konstitutioneller Minister gegangen, als der rechte Flügel der Reichstagsmehrheit, auf die er angewiesen war, ihn im Stich gelassen hatte, und er hat es verschmäht, diesen Tatbestand im Sinne ministerieller Handlangertheorie zu verdunkeln. Auch in dieser Beziehung hatte er das System der ‚Regierung über den Parteien‘ überwunden...“

In dieser Beleuchtung erscheint auch die Blockepisode als ein Glied in der Entwicklung, vom Alten zum Neuen. Und in diesem Sinne, meine ich, wird sie auch von der Geschichte gewürdigt werden. An sich von untergeordneter und vorübergehender Bedeutung, ist der Block dann doch ein Durchgangs- und Übergangsstadium zu konstitutionellen Zuständen gewesen, wie sie in anderen Staaten längst die herrschenden sind und auch bei uns trotz allen Sträubens der einen oder anderen Seite die herrschenden werden müssen. Ein interessantes Schauspiel, wie Bülow bei seiner Politik der „mittleren Linie“ doch die Linie gehen mußte, die nicht er selbst sich, die das Gesetz der Entwicklung ihm vorgezeichnet hatte. Was die Zeit gereift hat, was in tausendfältigem Samen aufgegangen ist, kann keine Menschenhand ausroden. Wie sehr sie selbst durch ihr unbegreiflich kurzsichtiges und engherziges Gebahren diese Zeitenreife beschleunigt haben, davon frei-

lich scheint den kaltblütigen Stürzern des „agrarischen Reichskanzlers" noch keine Ahnung zu dämmern....

* * *

Wahrlich, ein Vergnügen ist es nicht, diesen häuslichen Streitigkeiten im Reichsstübchen beizuwohnen, Streitigkeiten, die in einem Volke von der Kulturhöhe des deutschen längst keine mehr sein dürften und in Wirklichkeit ja auch nur noch Wunderlichkeiten, „Kulturkuriosa" sind, barocke Schnörkel an der Fassade eines modernen Gebäudes. Da tagte neulich in der Reichshauptstadt die Hauptversammlung des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande (Deutscher Schulverein). „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Du Geist des neuen und doch uralten, tatfrohen und weltweiten Deutschtums bist mir näher! Diesen meerfrischen Geist möchte ich auch die Türmerleser schlürfen lassen und kann das nicht besser, als durch die großzügige Rede — hier paßt wirklich einmal das Wort — des Professors Lamprecht. In erfreulichem Fortschreiten sei der Gedanke der deutschen Gemeinbürgschaft, nicht zuletzt in Nordamerika. Die deutschen Nordamerikaner seien heute eine politische Macht in ihrem Lande, sie revoltierten nicht bloß, wenn das Bier um einige Pfennig teurer werden soll, sondern reagierten auf alle Fragen, die speziell deutsch sind. „Wenn ich hier von Politik rede," fuhr der Redner fort, „so meine ich natürlich politische Historie, Dinge, die im geschichtlichen Zusammenhang niemals ausgeschieden werden können; denn geschichtliches Leben ist eines, und wir würden uns eines der größten Schätze unseres Daseins berauben, wenn wir hier nicht von dem Gemeinschaftsgefühl, soweit es durch staatliche Politik zum Ausdruck kommt, reden wollten. Da haben wir also in Amerika eine Höhe in der Entwicklung des Auslandsdeutschtums, die sonst noch nirgends erreicht worden ist. Nun ist es selbstverständlich, daß diese Entwicklung wie die Entwicklung der Auslanddeutschen überhaupt auf uns in der Heimat zurückwirkt. Sie dürfen nicht denken, daß wir heute in Deutschland nicht schon unter dem stillen Einfluß dieser Rückwirkung der Auslanddeutschen und ihren Anschauungen stehen. Wir kommen hier zu einem außerordentlich interessanten Kapitel, das in den nächsten Jahrzehnten mit Sicherheit — das kann der Kulturhistoriker mit voller Bestimmtheit prophezeien — *für uns von großer Bedeutung* sein wird. Sie müssen bedenken, der Deutsche im Ausland bleibt nicht der, der er daheim gewesen ist, er kommt in ganz andere Verhältnisse hinein. Nehmen wir die gewöhnlichste Form der Auswanderung, die ja noch vielfach mit Kolonisation Hand in Hand geht, nehmen wir die Existenz eines Farmers in Amerika, eine Existenz, die wir vielen unserer jüngeren Leute wenigstens einmal auf einige Zeit wünschen möchten — denn sie macht frei, groß und edeldenkend — nehmen wir diese Existenz, so bedeutet sie für den, der sie führt, *Abstraktion von allem, was der liebe Nachbar tut*, Abstraktion von Zeitungen jeden Morgen, Mittag, Abend, Wegfall alles gemeinsamen geistigen Lesefutters, *Reduktion auf die großen Linien der Menschheit* im Denken, im Fühlen, im Empfinden. Sie bedeutet dabei dann freilich auch bis auf einen gewissen Grad Verzicht auf das, was Kultur ist, und, wenn Sie wollen, Rückfall in mancher Beziehung in das primitivere Fühlen früherer Zeitalter, das aber deshalb nicht schlechter zu sein

braucht als das Fühlen unseres Zeitalters. Eine neue Welt geht da auf, und dieser Kolonialdeutsche ist ein ganz anderer als der Deutsche bei uns. Er muß, wenn er nach Hause kommt, erst wieder verheimatlicht werden; und wir machen immer und immer wieder die Erfahrung, daß dieses Verheimatlichen kaum gelingt. Wer einmal die Freiheiten des Lebens draußen 10 oder 12 oder 15 Jahre genossen hat, der wird von ihnen nicht wieder abgehen, auch wenn er heimkehrt; und er wird sich hinaussehnen, wenn er sie nicht voll verwirklichen kann. Kurz, er wird einen anderen Typ des Deutschtums, eine andere Nuance unserer Nationalität vorstellen, als wir sie kennen. Je stärker unsere Beziehungen zu den Auslanddeutschen werden — und sie werden immer stärker werden, denn alle großen Beziehungen in der Welt nehmen bei der ungeheuren Umwälzung unserer Transportmittel zu — um so mehr wird dieses Auslanddeutschtum auf uns wirken, und zwar — das darf man wohl sagen — veredelnd, befruchtend, befreiend; denn die kleinen Dinge des Tages, die draußen ebenso vorhanden sind wie bei uns, machen den Weg nicht über den Ozean. Gegen die gewöhnlichen Morgenverstimmungsbazillen ist der Weg von Amerika bis zu uns zu weit; da liegt zu viel Salz und Wasser dazwischen. Was herüberkommt, das sind die großen, die wuchtigen Auffassungen des Lebens, und wir wissen alle, und nicht zum mindesten die Angehörigen dieser Stadt hier, die ja auch in ihrem Äußeren so manches Amerikanische hat, das sich auch in gewissen Unstimmigkeiten des Daseins in Berlin offenbart, daß diese Dinge bei uns schon so sehr gewirkt haben, daß geistreiche Franzosen längst mit Recht vom ‚s'américaniser' der Deutschen sprechen. Hier treten also Wechselwirkungen von außerordentlicher Bedeutung ein, und eine verständig geführte Nation muß es notwendigerweise in der Hand behalten, diese Beziehungen zu kontrollieren und zu veredeln, da zurückzudrängen, wo es notwendig erscheint, dort sich weiter ausdehnen zu lassen. Kurz, hier scheint sich ein ungeheures Feld künftiger Kulturpolitik des Reiches über Jahre hinaus zu entwickeln, einer Politik, der wir uns niemals werden versagen können, selbst wenn wir wollten....

Wir sind viel zu sehr gewöhnt, mehr als irgend eine andere Nation auf dem Erdboden, noch allein mit den alten Mitteln, mit den militärischen, zu rechnen. Unsere Diplomatie ist z. B. unter dieser Auffassung gänzlich veraltet. Sie hat gar nicht mehr die Mittel in der Hand, die in Frage kommen, mit denen man heute auf Nationen wirkt, wenigstens zum Teil nicht. Heute kommen Dinge in Betracht, die wir unter dem Wort ‚Kulturpolitik' zusammenfassen müssen, leise einwirkend da und dort: Wahrung von kultureller Superiorität; kondeszendente Anerkennung des Fremden; im Hintergrunde schimmernd, was unzweifelhaft kommen wird, ein allgemeines Kulturideal mindestens der europäischen Menschheit. Das alles müssen wir in unsere Rechnung einstellen. Was haben wir die Friedenskongresse verlacht! Ganz gegen unsere Interessen. Solche Dinge macht man nicht dadurch tot, daß man darüber lacht, sondern dadurch, daß man sich in vernünftiger Weise und unter Geltendmachung seiner Interessen an ihnen beteiligt. Alle diese Dinge müssen anders gefaßt werden, und aus ihnen heraus muß sich für uns das neue Ideal einer Kulturpolitik bilden, die wir bisher nicht haben.

Nun ist diese Kulturpolitik im Reiche nicht leicht zu entwickeln, aus dem einfachen Grunde, weil programmäßig und prinzipiell und verfassungsmäßig das Reich überhaupt keine Kulturpolitik hat. Es ist eine der allermerkwürdigsten Tatsachen, daß das Deutsche Reich in einer Zeit gegründet worden ist, wo gerade in der Entwicklung unserer Kultur ein sehr starkes Manko des Fortschritts vorhanden war, in dem Ausgang einer Periode, die wir heute längst überlebt haben. Die neue Kulturentwicklung, in der wir heute stehen, begann in den 80er Jahren. In den 70er Jahren, in der Zeit der Butzenscheibenlyrik, in der Zeit des französischen Feuilletons des zweiten Kaiserreichs in unseren Zeitungen usw. ist bekanntlich das Reich gegründet worden. Infolgedessen gibt es in der Reichsverfassung nicht einen einzigen Paragraphen, der sich mit Kultur in dem hier gemeinten, höheren geistigen Sinne des Wortes beschäftigt. Ja, Paragraphen über deutsches Wirtschaftsleben, das schon seit den 50er Jahren im Aufschwung begriffen war, genug! Aber nichts über eigentliche höhere Interessen. Die sind den Ländern vorbehalten. . . . Unsere ganze Universitätspolitik mit allem, was drum und dran hängt, unsere ganze Politik der oberen Unterrichtsverwaltung, in der wir gegen früher und gegenüber andern Ländern sehr zurückgegangen sind, krankt daran, daß die Mittel an zu vielen Stellen und infolgedessen mit zu geringen Effekten ausgegeben werden. In allen den Dingen müssen wir vorwärts, wir müssen eine Reichskulturpolitik im Innern bekommen. Daß die nicht anders sein kann als national, ist selbstverständlich.

In diesem Zusammenhang lassen Sie mich nun zwei Worte über Österreich sagen, denn als Historiker sehe ich Österreich selbstverständlich als eine deutsche Macht an und kenne den Unterschied zwischen Reich und Österreich mit Rücksicht auf die allgemeinen Interessen des Deutschtums überhaupt nicht. Das alte Österreich, an Ehren und an Siegen reich, an Ehren und an Siegen reich auch vielleicht in der Zukunft, dieses alte Österreich hat eine deutsche Kultur und keine andere; und dementsprechend waren in dem alten Österreich und sind teilweise noch heute die Kulturinteressen als öffentliche Angelegenheit des Gesamtstaats stärker entwickelt als im Reich. Österreich hatte fortwährend die Aufgabe, den niederen Nationen seine deutsche Kultur zu imprägnieren und einzuokulieren, den Tschechen z. B. und Madjaren. Indem das geschah, waren und sind denn auch die Mittel dazu vorhanden. Wer von Ihnen einmal die Reise machen wird, ich will einmal sagen von Griechenland, an der dalmatischen Küste hin, etwa von Korfu mit seiner schönen Landschaft und seiner verwahrlosten Bevölkerung und der Abwesenheit dessen, was man Verwaltung nennt, einschließlich der Post, wenn Sie von dort weitergehen nach der Türkei, nach Valona etwa und nach Durazzo und dann an die erste österreichische Station kommen, nach Cattaro, dann werden Sie wissen, was deutsche Kultur ist. Schon in Cattaro sieht es ähnlich aus wie im deutschen Norden, meinetwegen in Teplitz. Oder wenn Sie auch nur von der italienischen über die deutsche Grenze nach Österreich kommen, dann werden Sie wissen, was deutsche Kultur in Österreich ist. . . .

Ich bin davon überzeugt, und hier sehe ich den inneren Zusammenhang

mit unseren älteren inneren und äußeren Verhältnissen, daß unsere innere Kulturpolitik gar nicht besser entwickelt werden kann, als in ihren Beziehungen zu den Auslanddeutschen, und in gewissem Sinne überhaupt zum Ausland. Der Deutsche ist nicht von der Art — das wissen wir alle —, daß er sich besonders einig fühlt, wenn er unter sich ist. Aber nach außen hin, wenn er da einmal auf den großen Zehen getreten wird, dann geht die Einheit des Bluts vom Zehen bis in den Kopf, dann sind alle einig. . . . Es ist doch heut' im allgemeinen so weit, daß, wenn ein Deutscher im Ausland in Not gerät und ein anderer in der Nähe ist, dieser ihm hilft. Das war vor zwanzig Jahren noch nicht so. Ich erinnere mich einer Szene an der Riviera, wo ein Deutscher in Not kam — es war ein Frankfurter Jude — und ein anderer Deutscher dabei war, den ich auf einen ostelbischen Junker taxierte, und da ging es wie in der Bibel mit dem Leviten — der Levit, glaube ich, war es —: er zog vorüber. Das ist heute nicht mehr in dem Grade der Fall. Wir sind nach außen uniformer geworden. Man hat uns zusammengepreßt. Wir kriegen eine internationale Marke. Und das ist ein Segen. Von diesem Podium aus werden wir auch unsere Auslandpolitik oder richtiger Auslanddeutschen-Politik betreiben müssen.

Da stehen natürlich im Vordergrund zunächst die wirtschaftlichen Vorgänge. Aber ich bitte, sie nicht zu überschätzen. Nach dem Ausland wirkt dauernd nur das, was in feinem und festem Gefäße in dies Ausland hinaustransportiert werden kann. Und das sind nur die höchsten und allgemeinsten weltgeschichtlichen Dinge. Nicht die indische Volkswirtschaft lebt bei uns fort, wohl aber das indische Märchen, übertragen durch das Gedächtnis von so und so vielen hundert Generationen, die es festgehalten haben. Nicht die Wirtschaftsbeziehungen sind die großen in der Welt oder gar die größesten, die größesten sind die Beziehungen der Weltreligionen, denn der Gedanke ist es, der, mag er nun im Gedächtnis aufbewahrt sein oder in die Form der Poesie oder Musik gegossen oder meinetwegen auch in die Form der Schrift geborgen sein, alles überwindet, mehr überwindet als der Kupferdraht des Telegraphen oder des Telephons: der schlechthin durchschlägt. Sie können sich das wohl vergegenwärtigen und haben wohl auch dabei ein eminent historisches Gefühl, wenn Sie einmal im Theater ein Stück von Sophokles sehen, die Antigone oder etwas ähnliches, und Sie gehen erschüttert von dannen und sagen sich: wo ist der Staub des Schöpfers von diesem Großen allen? an den schönen Stätten seiner Heimat, auf dem herrlichen Kolonos, den er so wunderbar besungen hat, an dem Orte seines Begräbnisses, ist er nicht mehr zu finden; aber was er wunderbar gedacht hat, das lebt bei uns. Überschätzen wir also die wirtschaftlichen Dinge nicht, so wichtig sie sind. . . .

Es ist ja gewiß schön mit der Kulturpolitik, und wir müssen sie sicherlich viel mehr treiben als bisher, aber ohne eine dahinterstehende Machtpolitik ist Kulturpolitik trotz allem schwer. Es ist nicht so, daß das eine das andere ablösen sollte, sondern in der Kulturpolitik soll die Machtpolitik kulminieren. Und hier haben wir nun . . . den außerordentlichen Vorteil einer jetzt mindestens ein Jahrtausend alten einfachen und klaren Tradition. Es ist nicht so, daß das alte Reich durch das neue erledigt worden wäre, sondern vielmehr je länger das

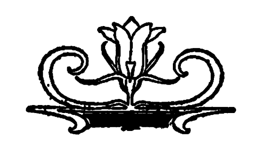
neue Reich existiert, um so mehr erweist es sich als ein würdiger Fortsetzer der großen Tradition des alten. Es ist nicht so, daß unsere alten Kaiser für uns definitiv gestorben wären oder daß sie bloß als Glasbilder einer längst vergangenen Zeit mit ihren schönen inkrustierten Farben wie durch einen bloßen Schattenwurf auf uns hinunterwirkten; lebendig vielmehr in ihrer Politik leben sie noch heute fort. Das alte Reich war eine Schöpfung weisester Staatskunst. Das alte Reich in seinen großen Zeiten bestand aus Mitteleuropa, es bestand aus dem, was wir heute Deutschland nennen, soweit es damals vorhanden war, bis zur Elbe, es bestand aus Burgund, aus Österreich, aus Italien, es hatte Riegel rechts und links der Alpen, es verschloß östlich der Alpen den damals unzivilisierten Völkern — womit ich nicht gesagt haben will, daß sie heute zivilisiert sind — den Zugang zu Italien, und sie verschloß links den Franzosen den Weg nach Genua und Florenz, und es faßte mit richtigem Instinkt das Papsttum als ein gewisses Zentrum mehr südlichen Denkens in seine Grenzen. Das war die Konstruktion, wie sie die großen Kaiser des 11. Jahrhunderts geschaffen haben. Dieses Reich hatte zwei große Vorteile. Erstens war es so unförmig, daß es niemand angreifen konnte, und zweitens war es in seinen guten Tagen so stark, daß es, wenn man es einmal angriff, jeden über den Haufen rannte. Vollkommen, was Mitteleuropa braucht: Friede und Macht.

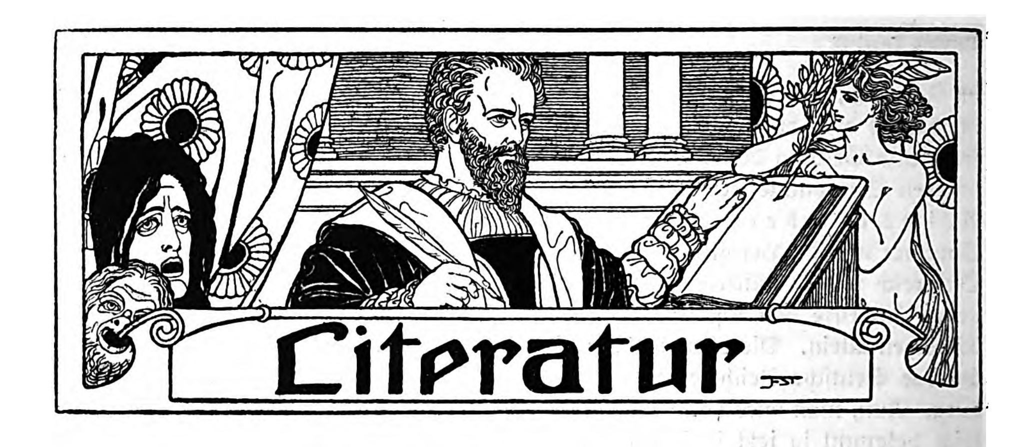
Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was das neue Reich bedeutet. Wer die Entwicklungsetappen des Reiches richtig verfolgt, der weiß, daß der Abschluß gar nicht 1870 gelegen hat, sondern nach 1870. 1870, das ist die große populäre Tat, das ist das Symbol, das ist die Zeit, wo das Blut von so vielen unserer Freunde und Brüder floß. 1878, der Abschluß des Dreibundes, das ist das Entscheidende; denn gehen wir zurück in die Zeiten, in denen große Staatsmänner, wie Stein, versucht haben, den allmählich morsch gewordenen Bau des alten Reiches — er hat immerhin 700 Jahre vorgehalten — durch einen entsprechenden besseren zu ersetzen, so treffen wir eben auf die Konstruktion nach 1878, also auf die modernste Form. Was Stein wollte, war ein Reich wie das unsrige, daneben Österreich, beide mit einer gemeinsamen Diplomatie, mit einer gemeinsamen auswärtigen Politik. Das war ungefähr 1809. Und heute? Heute sind wir noch nicht ganz so weit. Ich meine nicht, daß der Dreibund so bald in die Brüche gehen könnte. Die Sympathien der Italiener haben wir nicht. Aber im Ernstfall wird sich das Volk Machiavells ja doch wohl überlegen, wo der Vorteil zu finden sein möchte. So viel aber ist klar: wir haben die alte Kombination; und sie hat den Frieden in Europa schon von neuem so lange gesichert. Wir konnten dabei nicht erwarten, daß die seit dem 15. Jahrhundert vorgreifenden westlichen und östlichen Nationen, die seit dem Dreißigjährigen Kriege Zentraleuropa überrannt hatten, erst militärisch, nachher moralisch, bis unsere Prinzessinnen, man weiß, in welcher Weise, die ständigen Gemahlinnen von russischen Großfürsten wurden, sich so einfach in die neue Lage fügen würden. Das Gesicht Europas ist ja total verändert. Es ist seit einem Jahrhundert genau in sein Gegenteil gekehrt worden. Wo vorher Prominenzen waren, im Osten und Westen, in der Führerschaft Frankreichs und Englands einerseits, Rußlands andererseits, sind heute zum Teil Tiefen, und wo Tiefen waren,

im Zentrum, sind heute Prominenzen. Aber das, was auf diese Weise entstanden ist, das ist doch ein wohlbegründetes Altes, es wiederholt die politische Daseinsform und Geltung des alten Reiches in seiner guten Zeit, und es beruht auf der inneren Sympathie der deutschen Stämme, und zwar nicht bloß der im Reiche, auch der Österreicher. In den Momenten der Gefahr im vorigen Sommer und im Herbst hat sich das gezeigt. Wer hat denn da dem Dreibund in Österreich und in Mitteleuropa widersprochen, wer ihn nicht als deckenden Schutz gegen Angriffe von Ost und West empfunden? Niemand. Oder doch nur die Tschechen allein. Die aber gehören nicht zu uns. Die sitzen leider in den Breiten, wo das Deutsche Reich seine so sehr enge Taille hat, zwischen Eger und Luxemburg. Nun, man wird versuchen müssen, sie etwas nach Osten abzuschieben. Österreich bekommt ja jetzt so schöne neue Länder da unten. Warum sollen sie nicht dahin gehen? Da sind bloß die Serben. Wenn die Tschechen dazwischen kommen, dann vertragen sie sich gewiß nicht, dann ist diese Sache auch in Ordnung. . . .

In der inneren Politik wird es sich wesentlich um die Fragen stärkerer Verheimatlichung unseres Bodens handeln, um die letzte Kolonisation, namentlich in Österreich, aber auch bei uns in den Marschen, um die stärkere Durchdringung unseres Bodens mit Kapital. Alles Dinge, die das alte Reich in seiner Weise längst zu lösen begonnen hatte. Nach außen hin aber müssen wir uns daran gewöhnen, die alte Tatsache zu beachten, daß der deutsche Kolonisationsstaat nicht Preußen und nicht das Reich, sondern immer Österreich gewesen ist. Daher hat es seinen Namen: Ostarîchi, das Reich im Osten. Sehen Sie nur auf die große Zeit Österreichs im 17. Jahrhundert zurück, als es Europa vor den Türken beschützt hat, und auf das, was dem folgte, — und bei jedem Laut, den Ihnen in Triest, in der Herzegowina oder in Bosnien ein deutscher Schaffner zuruft, der Ihnen die Coupétür öffnet und sagt: der Zug hat so und so viel Verspätung, da werden Sie sehen, Sie sind da eigentlich zu Haus. . . .“

Wer möchte bei solchen Fernblicken und Aufgaben nicht mit Faust rufen: „Schon fühl' ich meine Kräfte höher, schon glüh' ich wie von neuem Wein!“ Unvergessen sei aber in diesem Zusammenhange auch, was Prinz Ludwig von Bayern kürzlich über die geistige Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme sagte, die ihre Grenze nicht an den Reichsgrenzen finde. Gern würden wir manche Rede für ein solches Wort aus deutschem Fürstenmunde hingeben.





Detlev von Liliencron †

Die wertvollste Kraft der deutschen Literatur-Moderne ist mit Detlev von Liliencron dahingegangen. Er ist einer der wenigen, denen in ihrem besten Schaffen das Auf und Ab unseres von Moden hin und her gezerrten Literaturlebens nichts wird anhaben können. Andererseits wird die höchste Auffassung vom Dichter- und Künstlertum bei der Wertung Liliencrons doch auf manche Seiten aufmerksam machen müssen, die es nicht erlauben, den in der ersten Stunde des Verlustes begreiflichen Überschwang der meisten Nekrologe mitzumachen. So wird der Türmer, dessen Ehrgeiz ja nicht in der „Fixigkeit“ liegen kann, nach sorgsamer nochmaliger Prüfung des Gesamtschaffens des Dichters im nächsten Heft seine Würdigung geben. Für heute teilen wir an dieser Stelle in deutscher Übertragung die Gründe mit, aus denen die philosophische Fakultät der Kieler Universität Liliencron noch kurz vor seinem Tode mit der Verleihung des Doktortitels ehrte. In knappen Worten ist hier das Beste in Liliencrons Schaffen charakteristisch zum Ausdruck gebracht. „Die Fakultät verleiht ihre höchsten Würden dem Baron Detlev v. Liliencron als dem Mann und Dichter, der, in der Musenstadt Kiel geboren, seine schleswig-holsteinische Heimat mit heißem Herzen und pietätvoller Verehrung geliebt hat; dem, als er, ein Soldat im königlichen Dienst, sein Leben mit der Waffe in der Hand im österreichischen wie im französischen Kriege einsetzte und ehrenvolle Wunden davontrug, Bellona zur interessant fabulierenden Muse geworden ist; der die im Kriege seltene und wertvolle Fähigkeit, in dringender Gefahr scharfen Blicks das jeweilig Notwendige zu erkennen und auszuführen, die Fähigkeit schnellsten Erfassens, auch auf dem Gebiet der Dichtung, offenbart hat; der fremdartige Dinge im Nu in sich aufnahm, sozusagen verschluckte, mit dem Safte der Dichtung durchtränkte und, Natur in Kunst wandelnd, im Feuer seiner Phantasie läuterte; der die ‚heilige Dreieinigkeit‘ der Verse und die Strophenform der Stanze, alle Gefäße mit neuem Honig füllend, seiner Kunst dienstbar gemacht hat; der das von Homer, dem Sänger der Taten der Götter und Menschen, ausgegangene Epos nach dem Beispiel Byrons im Harald, der in der Form des Heldengedichts sein eigenes Leben malte, moderni-

siert und durch neue Schreibweise ausgebaut hat; der Einsiedler von Poggfred (Solitarius Poggfredensis), ein Lynkeus im Epos, der alle verborgenen Höhen und Tiefen des Menschenherzens von der Warte der Dichtung aus begriffen hat."



Die Gerbermühle

Im Schlußband seiner „Wege nach Weimar" bemerkt Lienhard einmal von Goethes späteren Liebeserlebnissen, daß bei ihnen „nach den ersten freudigen Erregungen schmerzlich-lange Zeiten der Abgewöhnung" folgten. Er führt dies auf Goethes Schönheitsempfänglichkeit grade durch das Auge zurück, die dann in reiferen Jahren mit seiner vertieften Erkenntnis von der Vergänglichkeit aller Schönheit auf Erden in Zusammenstoß geraten sei und dann jene schmerzlichen Zeiten „der Abgewöhnung" folgen ließ ...

In der Tat, eine Stimmung der Wehmut liegt über Goethes späterem Lieben, und es ist nicht nur die liebende Wehmut des alternden Mannes überhaupt, sondern die vertiefte Liebe des Allmenschen.

So liegt auch diese Stimmung über jener „Gerbermühle" bei Frankfurt am Main, in der dem fünfundsechzigjährigen Goethe ein kurzes, nur wenige Wochen dauerndes Glück mit Marianne von Willemer aufblühte, beiden nachleuchtend bis zum Tod.

Man kann diese Liebe Mariannens zu Goethe die treueste und „unvermischteste" nennen, die ihm zuteil geworden. Schrieb sie doch selbst noch viel später darüber: „Ich danke dem Geschick für diesen Glanzpunkt meines Daseins, der, ohne bittere Zugabe, rein und unvermischt meine späteren Tage zu erheben vermochte. Das ist ein Geschenk des Himmels weit über mein Verdienst."

Alle anderen verliefen entweder im Sand oder lösten sich nicht ohne jenen feinen Rand von Bitterkeit, der den Schluß solcher Verhältnisse zu begleiten pflegt. Selbst jene höchste, tiefste Liebe Goethes zu Frau von Stein — der einzigen, in der Goethe jahrelang der Empfangende und nicht der Gebende allein war — ließ Frau Charlotte arm und bitter zurück, wenn auch der Bruch äußerlich wieder im Laufe der Jahre geleimt wurde.

Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Goethe die wahrhaft ebenbürtige Frau nie gefunden hat. Auch Marianne von Willemer hatte keinen tieferen Einfluß auf Goethes eigentliches Wesen. Doch liegt über jenem kurzen Liebesglück auf der Mühle am Main ein so wundervoller Zauber, in Mariannens Briefen an Goethe („Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer", Leipzig 1908, Insel-Verlag) eine so rührende, oft ergreifende, ganz gleichmäßig bis zu seinem Tode sich hindurchziehende Liebe zu dem großen Manne, daß uns die „Gerbermühle" wie mit einem magischen Zauber umsponnen erscheint.

Marianne war die Tochter eines Instrumentenmachers in Linz, kam mit der Truppe des Ballettmeisters Traub in Begleitung ihrer verwitweten Mutter nach Frankfurt, wo sie als Vierzehnjährige erfolgreich auf der Bühne des dortigen Nationaltheaters auftrat. Einem der damaligen Theaterdirektoren, Geheimrat Willemer, muß sie durch ihren Liebreiz aufgefallen sein, denn er nahm zwei Jahre später die nun Sechzehnjährige in sein Haus und ließ sie mit seinen drei Töchtern erziehen. Mariannens Mutter zog mit einer reichlichen Geldentschädigung in ihre Heimat zurück.

Diesem hochherzigen Schritt des damals erst vierzigjährigen Witwers mögen die Klatschereien der „bösen Zungen" nicht gefehlt haben, die aber verstummen mußten, als man im



Lauf der Zeiten sah, mit welch gleichmäßiger Liebe und Verehrung die Töchter Willemers alle an der neuen Pflegeschwester hingen.

Erst vierzehn Jahre später, 1814, als die Töchter Willemers alle geheiratet hatten, wurde Marianne seine Frau mit der vollständigen Zustimmung seiner Kinder.

Ganz kurz vor der Hochzeit hatte Goethe bei ihnen Besuch gemacht, wurde auch zur Hochzeit eingeladen, die er einer andren Verpflichtung halber ablehnen mußte. Aber ein Jahr später, am 12. August 1815, kam Goethe auf die Gerbermühle zu Besuch, wo sich nun jene reizende, poesieumflossene Zeit im Verkehr mit Marianne entwickelte, deren Abglanz wir in den Liedern „Hatems" und „Suleikas" im „Westöstlichen Diwan" wiederfinden. Daß Marianne die Dichterin einiger der feinsten und schönsten Suleikalieder war, erfuhr die Welt erst neun Jahre nach ihrem Tode (1869), als Herman Grimm, den eine innige Freundschaft mit der alten Frau verbunden hatte, und der das Glück besaß, ihr offenbarendes Vertrauen im Lauf der jahrelangen Freundschaft geschenkt zu erhalten, es an der Zeit fand, seine ihm mitgeteilten Schätze aus den Erinnerungen Mariannens in den „Preußischen Jahrbüchern" dem deutschen Volke zu eröffnen.

Am 12. August war Goethe in der Gerbermühle eingezogen — am 25. September schon genossen er und Marianne in Heidelberg ihr letztes Zusammensein, zugleich den Tag des Höhepunkts ihres Glückes. An jenem Abschiedstage dichtete Goethe die Verse:

„Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick",

einige Tage darauf das „Locken, haltet mich gefangen", in dem es leidenschaftlich erklingt:

„Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor"...

Die Familie Willemer hatte damals einen Ausflug nach Heidelberg gemacht, um den schon vorangereisten Goethe dort zu treffen. Unter den Parkbäumen des Heidelberger Schlosses verlebte Marianne mit Goethe ihren höchsten Glückstag. Immer wieder zog es Marianne in späteren Jahren an diese Stätte ihres Glückes zurück, wie es in ihren Briefen an Goethe durchklingt. Und noch neun Jahre später, zu Goethes Geburtstag 1824, sendet Marianne ihm in Erinnerung eines solchen Besuches das feierlich daherrauschende Gedicht:

„Zu Heidelberg.
Euch grüß' ich, weite lichtumfloss'ne Räume,
Dich alten, reichbekränzten Fürstenbau," —

das mit dem ergreifenden Vers der Erinnerung schließt:

„Schließt euch um mich, ihr unsichtbaren Schranken;
Im Zauberkreis, der magisch mich umgibt,
Versenkt euch willig, Sinne und Gedanken;
Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!" —

Goethe und Marianne nahmen damals auf kurze Zeit Abschied. Marianne erwartete sein Nachkommen im Oktober auf der Gerbermühle. Umsonst. Ein ganz knapper Brief an die bei ihnen wohnende Tochter Willemers, Rosette, teilte mit, daß Goethe wieder heimwärts gefahren. Doch an demselben Tage schrieb er noch an Willemer die bedeutungsvollen Worte: „Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich ohne Willkür und Widerstreben den vorgezeichneten Weg wandle und nun desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse."

Bei diesem entscheidenden Wendepunkt im Verhalten Goethes kann man schlecht einem aufsteigenden Vergleich widerstehen: Wie hätte sich wohl ein „moderner" Mensch oder „Dichter" in ähnlicher Lebenslage verhalten? — — Und sie alle berufen sich bei jeder Gelegenheit auf Goethe.



Diese große, herbe Enttäuschung, die Marianne dieser Absagebrief Goethes bereitete, löste in ihr das wundervolle Lied an den Westwind aus:

„Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide."

Es war zugleich Mariannens letztes Gedicht, das in Goethes „Diwan" unter die Suleikalieder kam. Daß dieses Trennungslied gleichzeitig der Abschied fürs Leben war, ahnten damals wohl beide nicht.

Sie haben sich nie wiedergesehen ...

Ergreifend fein und verhalten, wie eine sanfte Klage, klingen Mariannens Bitten und Sehnsucht immer wieder in ihren Briefen an den verehrten Freund durch: doch noch einmal sich seines Besuches auf der „Gerbermühle" erfreuen zu dürfen.

Goethe kam nie wieder.

Ja, wir spüren durch die Briefe eine gewisse scheue, zarte Bereitwilligkeit, ihn mit ihrem Manne einmal in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, was dem viel und weit reisenden Willemerschen Ehepaar ein leichtes gewesen wäre; Goethe hat nie darauf geantwortet.

Einmal, als Marianne ihm in Frankfurt Teppichmuster besorgen und ihm aussuchen helfen darf, jubelt sie auf: daß sie sich nun wenigstens den Fußboden seines Zimmers vorstellen kann! Jener Teppich wurde übrigens nicht gekauft, da gerade in jenen Tagen Goethe die furchtbare Nachricht von dem Tode seines Sohnes traf. Er sandte die Teppichmuster wieder zurück und hatte den Sinn dafür verloren, auch als Marianne in späterer Zeit einmal wieder darauf zurückkommt.

„... Sollten dann auf dem Wege zwischen Weimar und der Mühle so unüberwindliche Schwierigkeiten sein?" klingt's ein andermal auf, und noch später, 1830, also fünfzehn Jahre nach jener Glückszeit der wehmütig trauernde Nachsatz in Mariannens Brief: „Leider entbehre ich den Genuß, Sie in mir bekannten Räumen mit meinen Gedanken zu begleiten."

Daß Goethe auf dies alles entweder ausweichend sein Nichtkommen entschuldigte oder doch nie mit einer Einladung des Willemerschen Ehepaars antwortete, bleibt eine der dunklen Stellen in Goethes Leben. Gerade wie sein dreizehnjähriges Fernbleiben von seiner alten, ihn so sehnsüchtig liebenden Mutter in Frankfurt immer etwas Rätselhaftes behält. Seine Worte in einem Briefe an Schiller über sich selbst fallen uns dabei ein, wo er dem Freund bekennt, dieser würde mit der Zeit „eine Art Dunkelheit und Zaudern" in seinem Gemütszustand bemerken, „über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin", — auf den gerade, wie er gesteht, Schiller einen außerordentlich belebenden, erneuernden Einfluß ausübte.

Sollte diese Goethesche Eigentümlichkeit hier nicht auch mit in Wirksamkeit getreten sein?

Oder sollte — besonders in späteren Jahren — Goethe, der für Rückerinnerungen so Eindrucksfähige, sich gescheut haben, den Schleier von jener so unvergleichlich schönen Vergangenheit auf der Gerbermühle zu heben, indem er sie unter veränderten Zeitformen wiedersah? Mußte gerade seine „reife Erkenntnis" ihm nicht sagen, daß dies eine Art Enttäuschung für ihn sein müsse, vor der er lieber den Schatz seiner süßen Erinnerung ängstlich hütete? Denn alles Menschliche ist vergänglich und veränderlich.

Dies leuchtet auch in einem der schönsten Briefe Mariannes an Goethe durch, wo sie am 23. Mai 1829 — also vierzehn Jahre nach jener seligen Zeit! — unter andrem an den Freund schreibt:

„Die Mühle hat alles aufgeboten, um sich in vollem Glanze zu zeigen (die Gerbermühle), und wirklich ist es so schön hier, daß sie Ihres Besuches würdig wäre. Unser liebstes Gespräch ist, uns jener Zeit zu erinnern, in der Sie bei uns waren, und es schmerzt mich wirklich, daß es

damals nicht halb so hübsch und freundlich hier war, Sie würden viel mehr Bequemlichkeit und bessere Luft hier finden; das Klima hat sich sehr verbessert, die schöne rote Passionsblume wächst nun hier im Freien, ich habe zum Beweis in dem Zertifikat eine getrocknete beigelegt; ... denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Mühle sich verjüngt hat, wie es aber der Müllerin ergangen, wollen wir nicht verraten ..."

„Wie es aber der Müllerin ergangen, wollen wir nicht verraten" — welche Wehmut liegt über diesen Worten. Denn auch Goethe war nicht jünger geworden seitdem; er war neunundsiebzig Jahre alt und feierte bald seinen achtzigsten Geburtstag!

Daß er Mariannens rührende, immer gleichbleibende, treue Liebe zu ihm ganz und warm anerkannte, geht aus dem Briefwechsel bis vor seinem Tode deutlich hervor, trotz der neben Mariannens Natürlichkeit kühl anmutenden Schreibweise seines allmählich sich entwickelnden „Altersstils". Bei diesem muß man bedenken, daß seine Briefe meist diktiert waren und außerdem — obwohl sie Mariannen allein galten — stets an ihren Gatten adressiert, also zum Vorlesen bestimmt waren. Interessant ist es auch, zu beobachten, wie Marianne stellenweise vollständig Goethes Stil annimmt, bis dann immer mal wieder von Zeit zu Zeit ihre feurige, fast ausgelassene Natürlichkeit durchbricht.

Die leidenschaftlichen Briefe und Bekenntnisse der ersten Zeit hatten sie sich unter Geheim-Chiffren mitgeteilt, indem sie Seite und Zeile der Verse angaben, die gerade zu ihrer Stimmung aus dem „Diwan" paßten, und die, zusammengestellt, zu leidenschaftlichen Bekenntnissen wurden.

Daß Goethes dankbare Wärme Mariannen gegenüber bis zu seinem Tode anhielt, sehen wir aus den Briefen, die uns gegen den Schluß ausführlicher, wärmer und rührender erscheinen als vorher. Ein schönes Denkmal ihrer beiderseitigen Freundschaft!

Geradezu rührend mutet es uns an, wenn noch nach vielen Jahren in den Briefen der beiden Hudhud, der Wiedehopf, der ihnen einst in der schönen Zeit über den Weg lief, als Liebesbote neckisch zwischen ihren Zeilen hin und her läuft, Zeuge einer nie vergessenen Zeit!

Und ergreifend klingen die Worte Goethes, die er in einem Briefe, ein Vierteljahr vor seinem Tode, im Dezember 1831 an Marianne schrieb: „... mit immer gleichen neuen und frischen Freundesgesinnungen, die denn doch zuletzt allein das Leben aufrechterhalten und fördern." Und unter seinen Namen am Schluß des Briefes schrieb er noch einmal: „Und so fortan!"

Daß Goethe keine Phrasen machte, wissen wir. Ein Jahr vor seinem Tode sandte Goethe beim Ordnen seiner Papiere Mariannen ihre sorgfältig gesammelten Briefe wieder mit der Bitte: „Erst zu einer unbestimmten Stunde zu öffnen!"

Als diese Stunde mit seinem Tode erschienen war, las Marianne die Verse, von seiner Hand zu ihren Briefen gelegt:

„Vermächtnis.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben, —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

3. März 1831. J. W. v. Goethe."

Was muß Marianne in dieser Stunde empfunden haben!
Solche Stunden adeln das Leben in Schmerz und Hoheit und geben ihm seinen Stempel.

* * *

Einen stillen, träumerischen, nebligen Herbsttag suchte ich mir dazu aus, die „Gerbermühle“ zu besuchen, jene Mühle bei Frankfurt am Main — „Zeuge allerschönster Zeit“ ... Nebel umhüllt sie. Wie ein Stück Vergangenheit blickt das winklige, altmodische Gehöft aus alten Parkbäumen hervor, einer der Bäume noch aus dem Jahr 1815 stammend und unter besondrem Schutz stehend.

Nebel und Feuchtigkeit tropft, unzählige Tische und Bänke stehen in den alten Gartenanlagen umher: heute ist die Gerbermühle ein von der Stadt Frankfurt verpachtetes Restaurant, Ziel unzähliger Ausflügler im Sommer ... Diese leeren Bänke und Tische ringsum vermehren das Gefühl der Öde und Verlassenheit, das uns beschleicht. Melancholisch, grau zieht dort der Main.

„Wie oft gedenken wir Ihrer,“ schrieb Marianne noch zehn Jahre nach seinem Scheiden an den Freund, „wenn unser Tischchen ganz dicht an den Main gestellt wird.“ ... Hier stand's wohl, und hier saß Marianne an der Seite ihres vierundzwanzig Jahre älteren Gatten, „die kleine Müllerin“ oder auch der „kleine Blücher“ von Goethe scherzhaft genannt, ihrer anordnenden Talente bei Festen wegen so getauft ... Oben im Haus das sogenannte Willemer-Zimmer ist ein länglicher, heller Raum, dessen übliche Gasthausmöbel nichts Vergangenes erzählen. Der Blick geht hier über die daran schließende „Terrasse“, die schon in den Briefen Goethes und Mariannens genannt wird, nach dem Main und dem Städtebild Frankfurts. Es ist vom Dom beherrscht und hat auch wohl damals ungefähr so ausgesehen von hier aus, als Goethe und Marianne hier standen ... Wo mag wohl jenes Gartenhaus unten gestanden haben, in dem Goethe in jenen glücklichen Tagen seinen sechsundsechzigsten Geburtstag feierte? An der Rückwand jener Hütte saß der Gefeierte unter einem großen Spitzschild von Laubkränzen, in dem ein Blumenkranz prangte, „nach der Farbentheorie geordnet“. Wie reizend und schelmisch wußte die dreißigjährige Marianne „ihren Dichter“ zu beschenken! Wie wußte sie sich einzufühlen in seine Interessen; wie mag Goethes Herz höher geklopft haben, als sie dann noch mit Körben voller Früchte erschien, auf denen „lag ein Turban von feinstem indischen Muslin, alles in Anspielung auf Goethes jetzige Liebhaberei für die orientalische Poesie“. Boisserée, der damals mitfeierte, schildert uns das und ebenso eine Mondnacht in jener Zeit. Marianne sang allerhand Lieder, zuletzt aus dem „Don Juan“ ... „Goethe nennt sie einen kleinen Don Juan; wirklich war ihr Gesang so verführerisch gewesen, daß wir alle in lautes Lachen ausbrachen und sie, den Kopf in die Noten versteckt, sich nicht erholen konnte“ ... Marianne schmückte sich an jenem Abend später mit ihrem Turban und einem türkischen Schal, den Goethe ihr geschenkt hatte. Goethe las vor, schließlich schlief Willemer ein und wurde darum geneckt. Als alle sich getrennt um ein Uhr, fällt Goethe ein, Boisserée den Versuch mit den farbigen Schatten zu zeigen, sie treten mit einem Wachslicht auf den Balkon, „am Fenster durch die kleine Frau belauscht“.

Dies war Goethes letzter Abend auf der Gerbermühle; ihr ferneres Zusammensein erlebten sie einige Tage später in Heidelberg.

„Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf,
Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die Sonne auf.“

Die Sonne: Suleika — Marianne! — —

Verträumt wende ich mich ins Zimmerinnere zurück. Richtig, — dort hängen ja ihre Bilder, groß, in Öl gemalt, die ganze Breite der Wand einnehmend! Goethes gewaltig-lebendiges Gesicht halb seitlich und emporgerichtet — die genialen Feueraugen umgeben von ergrautem Haarkranz! Dämonische Unruhe liegt auf diesem Gesicht. Es ist der Anblick eines bis in sein hohes Alter hinein Tiefleidenschaftlichen, und wir verstehen, daß schon Carlyle und in neuerer Zeit Lienhard den Ausdruck „heitrer Olympier“ als wenig Goethes Persönlichkeit erschöp-



fend beanstandet haben ... Welch einen Gegensatz bietet Mariannens Bild daneben, — blutjung, gesund, rosig, blühend, harmlos und unerwacht! Man sieht ihren blitzenden Augen wohl an, daß Goethe später „vom Karfunkel deines Blicks" davon singen konnte! — —

„Lieben heißt leiden", sagte Goethe noch im Alter zu Riemer. Kämpfe und Leiden folgten auch für jene beiden nach der herrlichen Sonnenzeit. Goethe, als der Ältere und Verantwortungsvollere, reiste damals von Heidelberg plötzlich nach Hause. Wie schwer es ihm wurde, zeigen jene wundervollen, damals entstandenen, schmerzvoll entsagenden Lieder „Hochbild" und „Nachklang", in denen es fast fassungslos aufklingt:

„Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!"

— — Marianne, deren einzige Sonne Goethe war, litt vielleicht noch tiefer. Eine feine Trauer in all ihren Briefen an ihn ist nicht zu verkennen. Alle Nachrichten über den großen Freund, die, gewiß oft absichtlich übertrieben, ihr Ohr erreichten, sucht sie sich liebevoll-verstehend zurechtzulegen; — gewaltig blinkt das große Finale mit Ulrike von Levetzow als letztes Abendfeuer herüber! ... Ja, eine gewisse Tragik liegt über diesem reizenden Frauenbildnis Mariannens, der, verehrt von einem vierundzwanzig Jahre älteren Gatten und geliebt von dem fünfunddreißig Jahre älteren Freunde, das Glück, eigene Kinder zu besitzen, versagt war. —

Doch die Dämmerung sinkt draußen mit dem Nebel leise auf Terrasse und Bäume herab. Noch ein Blick durch diese Räume, in denen vor fast hundert Jahren so viel Leben blitzte! Wir wenden uns zum Gehen. —

Wie hat nun Goethe, abschließend, jene kurze Glückszeit mit Marianne gewertet? Er, der stets In-sich-Verarbeitende, der sich Rechenschaft zu geben pflegte von allen Erlebnissen? Einige kurze, knappe Worte prägte er darüber, die wie eine nur intonierte Mollmelodie über jener Zeit schweben:

„Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn — ein klein Kapitel,
Fragmentarisch."

Ja, „fragmentarisch"; — das „Wiedersehn" fand nie statt, — und trotzdem Sonnenstrahlen in Goethes im Grunde so weiches und liebebedürftiges Gemüt werfend bis zum Tod. —

Wehende Vergangenheitsschleier umfangen uns unten, braune Blätter taumeln rings im sinkenden Dunkel. Lautlos zieht der Main.

„Von der Ilme bis zum Rhein
Mahlet manche Mühle,
Doch die Gerbermühl' am Main
Ist's, worauf ich ziele". . . . .

Die Elektrische führt uns rasch wieder nach Frankfurt zurück. Lichter, blendend erleuchtete Läden blitzen auf, alles um uns her hastet und wühlt, oft vor einem der blendendsten Läden staut sich die Menge. Elektrische klingen, dazwischen das gleichmäßige Auftrappeln eleganter Pferde, das leisere Aufstoßen der Stöcke Vorübergehender ... Eine eigentümliche Tonart, — moderne Musik, — nach so viel Vergangenheit und Innenmusik! ...

Wir können uns noch nicht daran gewöhnen. In uns liegt die „Gerbermühle" wie ein Träumen, wir glauben das Gurgeln des Maines zu hören, grade so lautend wie in jener Mondnacht, als Goethe und Marianne danach lauschten, — vor fast hundert Jahren!

Meta Schneider-Weckerling



Lienhards „Wege nach Weimar“

Eine reife, wahrhaft freie Unbefangenheit beseelt den Verfasser und Herausgeber der „Wege nach Weimar“ und äußert sich in seinen Ausdrucksmitteln. „Hier soll niemand gegängelt werden“ und „ich habe mich nicht als Vormund, sondern als freier Lernender unter freien Freunden gefühlt“. So sagt er selbst im Schlußwort.

Nachdem nun seit Herbst 1908 Lienhards Werk in sechs Bänden abgeschlossen ist, erscheint es an der Zeit, dieses Unternehmen eingehender zu würdigen.

„. . . Es läuft an den Giebeln entlang
Ein Geisterglanz.
Schwarz umschattet schweigen die Dörfer
Und stehen mit harten Kanten
Im weichen, schmiegenden Mondlicht.
Sieh', und am fadenfein fallenden
Unermüdlichen Brunnenstrahl,
Sieh', und auf blitzenden, raschen,
Stoßenden, lachenden Wellen des Wildbachs —
Licht — Licht — Licht —
Wandernd Licht!“

So schließt die Schilderung einer Mondnacht in Lienhards Gedicht „Gäste der Mondnacht“, das er dem zweiten Band voranstellt. Noch sind wir ganz im Banne der gezeichneten, wundervoll gesteigerten Landschaft, da erhebt sich die Stimme der letzten Strophe, den Ton völlig ändernd. Feierlich, voll verhaltener Innenmusik steigt's empor aus Geistestiefen:

„So steigt aus Ländern der Seele,
Wenn in uns Mondnacht die Worte beleuchtet,
Heilige Schönheit.
So lenken im Traumgespräch
Nachtgestalten den herben Tag.
So schreiten aus Wäldern der Stille
Edelgedanken hervor,
Großäugig, hochgewachsen,
Und treten heraus, offenbarungsstark,
Als Weisheit oder Gedicht —

Gäste der Mondnacht,
Wandernd Licht.“

Damit sind wir im Zielpunkt von Lienhards „Wegen nach Weimar“. Diese Wendung in dem Gedicht: der äußeren Landschaft eine innere, seelische gegenüberzustellen, ist typisch für Lienhards Beginnen. Er spricht es in seinem letzten Band bei der Behandlung Goethes aus: dieses „Innen und Außen“, — die „Polarität“, der Goethe sich selbst deutlich bewußt gewesen sei, die er versucht habe in Harmonie und Einklang zu bringen: das ist so recht eigentlich das Menschheitsproblem.

Was will also Lienhard in seinen „Wegen nach Weimar“? (6 Bände, mit vielen Bildnissen, Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Der geb. Band 3.50 M.)

Der Titel „Weimar“ könnte trügen und Fernstehende eine Art einseitiger Goetheverhimmelung vermuten lassen. Aber „Weimar“ ist Symbol. „Weimar ist in uns“, sagt er einmal: ein geistiges Reich, ein Gemütszustand, eine Gemütsverfassung. Ein Zustand seelischer Reife.

In diesem innermenschlichen Zustand befanden sich unsre Großen in Weimar. Das weist Lienhard nach. Die Geistigkeit und Reife jener großen schöpferischen, klassischen Menschen und ihres Zeitalters sollen auch für uns Moderne vorbildlich, ja recht eigentlich schöpferisch wirken. Denn diese gesammelte, kraftvolle Geistigkeit repräsentiert das Ewigmenschliche: das Menschliche in seiner höchsten Vollendung.

Und nun beginnt Lienhard sein eigentliches Werk. Er zieht ganz feine Geistlinien bis zurück zu den Alten: Homer, Shakespeare (Bd. II), aber beginnend in der Neuzeit: Heinrich von Stein, Emerson (Bd. I) und dann, über Friedrich den Großen (Bd. III), gipfelnd bei den Großen in Weimar: Schiller (Bd. V) und Goethe (Bd. VI). Er drückt dies gelegentlich einmal so aus: „... daß es sich in meiner Tätigkeit ... um die Herausarbeitung der völlig verschütteten idealistischen Linie handelt". Er zieht diese Linie durch die Weltliteratur. Er schreibt sozusagen Geistesgeschichte großen Stils. Aber sie ist einheitlich um das historische Weimar gruppiert.

Welch eine Arbeit und welch schöpferisches Nachdenken hinter dieser „Herausarbeitung" liegt, durfte er selbst am Schluß, im letzten Heft (September) seines Unternehmens mit freudigem Stolz andeuten. „Es steckt Fülle von Arbeit und Nachdenken, das darf man wohl ruhig aussprechen, in diesen Heften, die durchweg auf die Quellen zurückgingen, aber alles Gelehrte zu vermeiden suchten, weil es meine Absicht war, Wissenschaft in erlebniswarme Weisheit zu verwandeln und Ballastmassen künstlerisch ins Enge zu bringen."

Durch drei Jahre hindurch war es Lienhard gegeben, mit immer gleicher Spannkraft sein Werk durch- und zu Ende zu führen. Diese planmäßige Herausarbeitung ist eine künstlerische und persönliche Tat, auf die wir Deutschen stolz zu sein Grund genug haben.

Lienhard beginnt, wie gesagt, im ersten Band seiner „Wege nach Weimar" mit dem modernen Heinrich von Stein und mit Emerson. Die Welt der „reinen Geistigkeit, der klaren Stille". Der feine, bis jetzt wenig bekannte Denker und Ästhetiker Heinrich von Stein, der Freund Wagners und Nietzsches, wird uns in seinen tiefdurchdachten Aufsätzen und historisch-dramatischen Gesprächen vorgeführt. Er war ein Frühvollendeter: er starb mit dreißig Jahren. Über seiner verinnerlichenden Denkweise liegt etwas Schillerhaftes, wie wir sie in dessen Aufsätzen über „Anmut und Würde", „Über das Erhabene" etwa ausgedrückt finden. Und doch ist er originell. Die mitgeteilten Proben „Fluch des Hannibal" und „Der große König" (Friedrich der Große) sind höchst fesselnd und gehaltvoll.

Hier neben Heinrich von Stein tritt auch Gobineau schon auf, dem Lienhard in späteren Heften genauere Ausführungen widmet; Wagner, Winkelmann, Nietzsche klingen an; die Amerikaner Thoreau und Walt Whitmann werden mit hereinbezogen, dazwischen aus Kaßners Übersetzungen Gedanken Platos. Alles in feinen inneren Beziehungen, immer geistreich, zu tiefem Nachdenken anregend.

Im zweiten Band schildert Lienhard — neben Aufsätzen über „Nordland" und das „deutsche Märchen" — Shakespeare und Homer, die künstlerischen Gestalter.

„Eine Leidensgeschichte liegt dahinter, bis einer den ‚Sturm' schreibt: bis einer zum Verzeihen Recht und Kraft hat, weil er nunmehr die Geister seiner Insel mild und fest beherrscht, weil er nunmehr die uns auferlegte Entwicklung vom Kaliban zum Prospero — vom Tier zum höheren Menschen — vollendet hat." Wir vernehmen wieder das Leitmotiv, das sich durch die sechs Bände zieht: die Aufwärtsentwicklung des niederen Menschen zum höheren, zu jener festen seelischen Ausgeglichenheit, die sich in unseren Klassikern entfaltet hat, und die Lienhard zugleich als das Menschheitsproblem überhaupt bezeichnet. Und weiter: „Wohl ist der Beruf des Genies unvergleichlich schön, aber er ist auch furchtbar wie kein andrer. Von der Gewalt und Wildheit des Phantasienschwarms, der, ohne Rücksicht auf Gesetz und Sitte, solch empfänglichen Geist wie Shakespeare überfallen und heimgesucht haben mag, kann sich keine äußere Beobachtung einen Begriff bilden. Das sind Leiden und Kämpfe der Innenwelt. Nur von Phantasienaturen ahnen läßt sich dieses Dulden eines Genius, der von Versuchungen, Gedanken, Gestalten umschwärmt ist." Hier läßt uns Lienhard in Shakespeares Seele sehn, die nicht nur klassische Harmonie, sondern auch Dämonie kannte — künstlerisch bezwungene Dämonie.

Homer ... Wie menschlich nahe bringt uns Lienhard die Griechen! So ein ganz leiser Humor hier und da. Als nach der blutigen Vernichtung der Freier in der Odyssee die greise Schaffnerin Eurykleia aufjauchzt, meint Lienhard gelegentlich: „Nervös waren diese Männer

und Frauen heroischer Zeiten nicht . . ." „Diese leidenschaftlichen Griechen", klingt's ein andermal auf; oder: „Es ist Tragik um Achill". Wieder an einer andren Stelle: „Eine Robinson-Stimmung ist über diesen Teilen der Odyssee . . ."

Das ist die Tonart, in der Lienhard Altes uns nahe zu bringen sucht: immer das Allgemeinmenschliche überraschend herausarbeitend.

Dazwischen steht ein „Durchblick nach Weimar"; durch eine Lichtung in den Landschaften Shakespeares und Homers schauen wir nach Weimar hinüber: „Hier ist ein Goethebrief, der in diese Stimmung paßt."

Man sieht nebenbei, mit welcher Liebe und Sorgfalt Lienhard seine Bücher zusammengestellt und ausgestaltet hat. Alle die beigegebenen Bildnisse, die ich hier nicht alle erwähnen kann, sind künstlerisch sorgsam ausgewählt.

Und dann wandelt die feine, träumerische Gestalt des stillen Hölderlin ebenfalls durch den zweiten Band: jener Griechensehnsüchtige, aus dessen „Hyperion" uns das Zarteste und Innigste mitgeteilt wird. Zugleich schlingt sich durch die Hölderlinblätter noch ein Tagebuch Lienhards selbst „aus Florenz und Assisi".

Ich kann mir nicht versagen, eine Stelle dieses Tagebuchs — Karfreitag in Assisi — mitzuteilen. Sie ist vielleicht die tiefste daraus:

„Jeder tiefere Mensch hat wohl seinen stillen Schmerz, der ihn nie verläßt. Eine Stelle ist in uns, da ist immer Karfreitag. Da stehen Gräber, Kreuze; und der Weg dazwischen ist mit Entsagung gepflastert. Wunden — Narben — sie glühen oft wieder auf.

Man nimmt an solchen Tagen seine Verfehlungen in beide Hände und breitet sie auf dem Rasen vor sich aus wie ein Bettler sein Bündel. Sieh, du unerforschliche Macht, das tat ich, das bin ich — kannst du mir noch gut sein?

Nicht viel Worte machen über diesen bitterernsten Vorgang! Jeder ringe das mit sich selber durch, indem er an das Reinste denkt, was er im Leben traf, und in dessen Lichte seine Vergehungen verbrennt, ein Opferfeuer der Reue, ein Gelübde des Gutseinwollens.

Dann stehe er auf und mache besser, was er schlecht gemacht hat . . ."

Ich versuche, mich auf das Wesentliche der nächsten Bände zu beschränken. Mit Inhaltsangabe allein ist hier nichts getan; über Friedrich den Großen, Herder, Jean Paul, Schiller, Goethe ist ja vielleicht nur allzuviel schon geschrieben worden. Hier in den Wegen nach Weimar handelt es sich jedoch um ein streng durchgeführtes, man muß immer wieder sagen: allmenschliches Thema. Vielleicht könnte man das Bild anwenden: Alle die so verschiedenen Zusammensetzungen dieser großen Menschen gelingt es Lienhard auf einen Akkord, wenn man so will: auf seinen Akkord zu lösen. Dieser Akkord erklingt in seinem Inneren so bestimmt und rein, daß all das scheinbar so Verworrene, alle die ungelösten Probleme, die auch im Leben dieser Großen — und da erst recht — uns anrätseln, von ihm mit Meisterfingern zu einem einzigen, klaren Klang gebannt werden. Das alles geschieht scheinbar ganz mühelos und einfach; und zwar ohne der wissenschaftlichen Wahrheit zu schaden. Daß dies der Fall ist, beweist die Anerkennung, die z. B. sein „Friedrich der Große" von fachmännischer Seite erhalten, zeigt die ganz persönliche Teilnahme, mit der Männer wie Eucken, Kühnemann, Chamberlain, Wildenbruch mit seinen Heften von Monat zu Monat in der Stille und mit Freuden „mit nach Weimar" wanderten.

Friedrich den Großen bringt der dritte Band. Und neben ihn ist Kant gestellt. Zwischen beiden zieht Lienhard geistige und äußere Parallelen. Von den letzteren seien nur folgende herausgegriffen:

„Einen hageren, fast einem Kinde gleichenden Körper legte man in Sanssouci und legte man in Königsberg auf die Bahre. Dort Kampf mit Widerständen und Krankheiten, hier Besiegung ursprünglich schwächlicher Anlage. Tagewerk hier und dort nach der Uhr. Beide schnupfen — Kant raucht täglich eine Tonpfeife — und sind starke Esser; beide lieben geistvoll-zwang-

lose Tischgesellschaft. An diesem Punkt hängt ihre Geistigkeit mit den Behaglichkeiten des äußeren Lebens zusammen. Der König lebt von seiner Gattin durchaus getrennt und macht ihr nur jährlich an ihrem Geburtstag eine kurze offizielle Aufwartung. Kant ist Junggeselle. Das weibliche Element ist aus diesen Bezirken, dort wie hier, verbannt. Friedrichs philosophisch herbes Königtum entspricht den königlichen Gefühlen Kants von der Macht in uns und von der Pflicht in uns. Könige sind beide."

In den „Gedanken über Kant" lesen wir: „Erscheinungen wie Kant sind Orientierungspunkte der Menschheit. Sie sind Besinnung auf das Wirkliche und Mögliche. Den großen Zermalmer hat man ihn genannt; doch ist er auch der große Aufbauer. Denn er hat den unermeßlichen Wert der geistigen und sittlichen Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner Philosophie gestellt."

Man möchte hier gar nicht abbrechen. Grade die „Gedanken über Kant" sind mit einer präzisen Schärfe herausgearbeitet, die erfrischend wirkt.

Doch die Hauptwürdigung des dritten Bandes gilt, wie gesagt, „Friedrich dem Großen". Die Arbeiten über ihn sind besonders herausgezogen und als Ganzes in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) separat erschienen.

Das Wesentliche ist auch hier wieder die Darstellungsweise: Friedrich der Große als durchgeistigter und Willen gewordener Mensch. Und diese ist neu. Unter anderem benutzt Lienhard dazu das ursprünglich in französischer Sprache geschriebene, in weiteren Kreisen unbekannte Tagebuch von Friedrichs Vorleser Henri de Catt. Lienhard selbst hält dieses in gewissem Sinne mit Eckermanns berühmtem Goethebuch vergleichbar. Und tatsächlich ersteht das Bild des immer lebhaften, geistreichen, feurigen, von tiefen Gemütserschütterungen nicht verschonten Königs in einer greifbar deutlichen Lebendigkeit. Alle die kleinen äußerlichen, so menschlichen Züge weben sich zu einem lebensvollen Ganzen, besonders auch durch Heranholung der Briefe und der friderizianischen Gedichte, von denen Lienhard einige übersetzte.

Das Lebensbild des großen Menschen und Monarchen schließt mit einem Wort Carlyles, Friedrichs Ende darstellend: „Sein Tod scheint sehr hart und einsam, zumal für einen Mann von so warmem Gefühl, einen Mann von tieferer Empfindung als andre Menschen. Aber so war sein ganzes Leben gewesen, hart und einsam; das war das Gesetz, das über ihn verhängt war!"

Und bei den zahlreichen Parallelen, die Lienhard zwischen Kant und Friedrich dem Großen zieht, führt er aus: „Ausgebreitete Kenntnisse, rasche Orientierungskraft bei beiden; in ärztlichen, gesundheitlichen und kleinsten Dingen des Tages wissen beide Bescheid, unbeschadet aller großzügigen Ideenarbeit. Sie sind gleichsam aus Metall und Draht, diese nervigen Arbeitsnaturen, die keiner Lässigkeit Raum gestatten. Ohne Kant und Friedrich den Großen kein Schiller und Fichte, kein 1813 und 1870, kein Bismarck und kein Reich."

Ich erwähne von dem dritten Band nur noch, daß er auch Klopstock, Rousseau und Lessing behandelt und am Schluß eine dramatische Dichtung Lienhards „Königin Luise", gleichzeitig mit dem Bild der Königin, bringt. Wie überhaupt zahlreiche dichterische Proben des Herausgebers die sechs Bände durchziehen.

Die Fülle von Anregungen, die in den Tagebüchern, in dem Aufsatz „Schillers Ehe" usw. noch im dritten Bande niedergelegt sind, läßt sich hier nicht einmal andeuten.

Nur eine kleine Probe, wie eigenartig Lienhard K l o p s t o c k erfaßt! Er wächst vor unsren Augen aus dem zeitgeschichtlichen Rahmen heraus, und Lienhard entfernt sich hier bewußt von der schulmäßigen Auffassung.

Zuerst persönlich: „... So fand, im Freundeskreise, von Klopstocks großangelegter Natur doch wohl mehr das Gemüthafte und das Moralische Verständnis und Widerhall. Man beachte diesen Punkt! Es ist die Gefahr der Mehrzahl der Deutschen, daß Moral und Geschmack sich nicht decken. Klopstock hungert nach Austausch, nach kongenialer Freundschaft; und obwohl Klagen

wegen langer Nichtbeantwortung von Briefen damals häufig sind: leise teilt sich einem der Eindruck mit, daß Klopstock der Gebende und nur wenig der Empfangende war. Es ergab sich keine genügende Reibung. So hören wir unsren Dichter (ich möchte das freilich nicht tragisch betonen) nach Menschen rufen ..." Danach läßt Lienhard einen typischen Brief Klopstocks an Gleim als Beleg folgen.

Dann Klopstocks Gesamtstellung in der Literatur. Da merken wir mit Erstaunen, wie seine Erscheinung weit über die Zeitgrenze hinausragt. Ja Lienhard läßt uns so fein horchen, daß wir Töne hören, die grade durch unsre Gegenwart schwingen.

Zwei Andeutungen mögen hier als Beleg folgen. Die erste wirft zugleich ein Licht auf Klopstocks Stellung in seiner Zeit und seine Tragik, wenn man so will.

Klopstock schreibt an Gleim von seinen — nach Lienhard „heute nicht mehr ernst zu nehmenden" — altgermanischen Studien, und Lienhard fragt danach: „Hier klingt etwas durch, was uns aufhorchen läßt. Ist es nicht offenbar, daß Klopstock den Mangel jener Zeit an nationalhistorischer Bildung empfindet? Ist er nicht selber diesem Kulturmangel erlegen?" Und dann weiter: „Es fehlte der wissenschaftliche Boden, und es fehlte die modern-nationale Kultur."

Vollends modern aber muten uns Klopstocksche Ideen an, wenn wir an anderer Stelle Lienhard weiter hören: „In einigen Gedichten seiner allerletzten Jahre schlägt Klopstock Gedanken an, die auf eine zukünftige, auf eine großzügig-religiöse oder, wenn man will, phantasievoll-mystische Weltanschauung hinweisen, etwa im Sinne Fechners oder der modernen Theosophie; der Gedanke nämlich: ‚Wähnt nicht, ich fable, wenn ich von den Seelen singe der Sterne' ist bekanntlich in Fechners ‚Zendavesta' ausgeführt. Und wahrhaft erhaben ist grade das letzte Gedicht — ein Jahr vor seinem Tode — unsres erhabenen Sängers: ein visionärer Besuch auf einem reifer entwickelten Stern (Die höheren Stufen)."

Auch das Problem „Rousseau" möchte ich noch kurz streifen, da es neu beleuchtet wird, wenn wir plötzlich Heinrich von Stein über ihn hören: „Rousseaus Lehre bezieht sich darauf, was im Menschen das wahrhaft Natürliche sei." Und Lienhard fügt dazu: „Rückkehr zu dem, was dem Menschen natürlich ist, im Unterschied vom Tier. Jene Zeit hat zunächst nur Teile von Rousseaus Idealen erfaßt. Aber die schwerere Hälfte, die Richtung auf die Veredlung des eigenen Innern: — diese unbequeme Forderung übersah man oder überließ sie einzelnen. Erst in Kant, Schiller und Goethe erfüllen sich diese bedeutenden Erkenntnisse."

Ich gehe zum vierten Band: Herder und Jean Paul. Dazwischen finden wir eine Abhandlung über das „Harzer Bergtheater", über Wilhelm Raabe, Scheffels Wartburgroman und einen wunderfeinen Aufsatz über Novalis, betitelt: „Magischer Idealismus". Wagners „O sink hernieder, Nacht der Liebe" aus „Tristan und Isolde" wird neben Novalis' Lied an die Nacht des Unbewußten und der Liebe gestellt. Aber plötzlich wird das Thema der Liebe, wenn auch der höchsten, in ein neues Licht gehoben: „Diese gegenseitige Wirkung der beiden Geschlechter ist eins der wichtigsten Förderungsmittel der Menschheit, auf jeder Stufe, vom leidenschaftlichen Romeo oder Paolo, deren wilde Liebe mit einem Zusammenbruch endet, bis zur reifen Freundschaft eines Michelangelo mit seiner Vittoria Colonna. Das Wichtigste dabei ist die Wirkung; diese Wirkung ist zerstörende oder reinigende Flamme, wärmende oder leuchtende Feuererscheinung, in der sich das Leben offenbart."

Herders eigenartige Stellung in der Literatur wird bedeutend dargelegt. „Um ihn weht Zukunftsluft." Das heißt, er hatte die Fäden in der Hand, die von Klopstock über ihn bis in die Neuzeit zu Richard Wagner führen: das Religiös-Nordische, das unsre Großen, Schiller und Goethe, in einer ausschließlichen Hinwendung zur Antike vernachlässigten.

Jean Paul erhält eine individuell getönte Würdigung. Von Klopstock sagte Lienhard einmal: „Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sich Klopstock höchstens bis zu Metas Tod (1758) dichterisch entwickelt hat. Es blieb um ihn Jünglingsstimmung. ... Der Schritt zum Vollmann, der Schritt zum Vollgenie war ihm nicht vergönnt." So

läßt uns Lienhard durchblicken, daß auch Jean Paul dieser „Schritt zum Vollmann“ nicht gegeben war. Den „genialen Kindskopf“ nennt er ihn einmal. „Und doch“, heißt es nach einer glänzenden Darstellung Jean Paulscher Eigenart, „gab der reiche, bewegliche Jean Paul eigentlich nie die ‚grüntaffetne Kinderhaube‘ aus der Hand und behielt lebenslang den Zusammenhang mit dem Kleinen, mit Tieren, mit närrischen Besonderheiten, blieb witzig, regsam, wechselnd, weich, empfindselig, begeistert, ironisch, — nie verdichtet und nie verhärtet. Aber wir verschließen uns nicht der geradezu naturgeschichtlichen Tatsache: — nur durch diesen künstlerischen Verzicht war sein dichterisch-gedanklicher Reichtum möglich.“

Nebenbei: Wer von der Menschheit wohl überhaupt den „Schritt zum Vollmann“ bewußt zurücklegt? Ich fürchte, die Mehrzahl der Menschen behält die „grüntaffetne Kinderhaube“ lebenslang in der Hand ...

Dies genüge zur Andeutung des vierten Bandes, der noch umfangreiche Betrachtungen über das Wesen und die Ausdrucksmittel der Poesie enthält. Noch eine Stelle über Herder und Jean Paul führe ich zum Schluß an, da sie uns zu Schiller und Goethe führt. Nach einem Zitat aus einem Jean Paulschen Briefe — die Begegnung und die überschwengliche Begrüßung dieses und Knebels mit Herder schildernd — fährt Lienhard fort:

„Mit diesem Akkord sind wir in Jean Pauls Gärten der Freundschaft. Kann man sich eine gleich stürmisch-herzliche Formdurchbrechung bei Schiller und Goethe denken? Eine erstmalige Begrüßung mit nassen Augen und erstickender Freude und immer neuen Umarmungen? Nein. Und zwar nicht aus einem Mangel an Gefühl, vielmehr aus Gehaltenheit der Form. Hier liegt der Unterschied zwischen Herder nebst Jean Paul und Schiller und Goethe. Dort viel weiche, warme Seele, über die Ränder fließende Seele — hier als Idealzustand ein Gleichgewicht der Kräfte.“

„Gehaltenheit der Form“, „Gleichgewicht der Kräfte“, — das ist die Art, in der sich der klassische Mensch nach Lienhard offenbart. Zu ihm haben sich Schiller und Goethe durchgerungen. Schiller rascher, feuriger, dramatischer, wie es seinem „auf 45 Jahre gesetzten Lebensprogramm“ zukam, und demgemäß früh-vollendet, früh-verbraucht; Goethe langsamer, allmählich reifend, aber trotzdem noch schwerer, vielleicht innerlicher, leidend in seinem Aufwärtskampf als Schiller, in dessen heiter-heller männlicher Natur Wolken nicht lange standhielten.

Goethe und Schiller ... Diesen erhabenen Aufstieg großer Seelen, diesen auf die Menschenhöhe führenden Läuterungsprozeß stellt Lienhard in seinen beiden letzten Bänden der „Wege nach Weimar“ dar.

Schiller selbst ist in seinen Grundlinien plastisch und eindrucksvoll gezeichnet. Lienhard schildert ihn hauptsächlich als „Erzieher zur Männlichkeit“. Hier nur so viel, daß ein mir bekannter bedeutender Kopf, dem gerade dieser Schillerband in die Hände fiel, einem Literaten gegenüber äußerte: „Was wir eigentlich an Schiller haben, das zu wissen, verdanke ich den Wegen nach Weimar“ ...

Den Schillerband füllt außer einer Humboldt-Würdigung noch Gobineau aus.

„Wilhelm von Humboldt ist eines der ausgeprägtesten Beispiele vornehmer deutscher Bildung“, beginnt Lienhard seinen Aufsatz über ihn mit der Überschrift: „Humboldts Bildungsideal“, dem das ruhig-schöne Bild Humboldts vorangestellt ist. „Diese Bildung trägt zwar das Gewand des klassischen Zeitalters, aber in ihrem Kern und Wesen ist sie unvergänglich. Denn sie hat das Menschenproblem an der Wurzel erfaßt: sie hat die richtige Mitte gefunden und zu behaupten gesucht zwischen Spannung und Entspannung, zwischen tätiger und latenter Energie, zwischen Tat und Beschauung. Sie wird beiden gerecht, sie läßt beides sich gegenseitig befruchten und ergänzen.“ ...

Wie fein Lienhard dem gedankentiefen Wilhelm von Humboldt und dessen Bildungsideal gerecht wurde, zeigt ein hocherfreuter Brief Chamberlains an Lienhard, aus dem Stellen im Tagebuch des fünften Bandes veröffentlicht werden.



In den Ausführungen über des Grafen Gobineau „Rassentheorie“ gewinnen wir einen eigenartigen Einblick in die Weitzügigkeit dieses Edelmenschen. Betont auch Lienhard: „Für mich gilt nur die Edelrasse schöner Seelen“, dem einseitigen Ariertum gegenüber, so verstummt doch jeder wissenschaftliche Streit bei dem Blick in des „großen und guten Mannes“ große Seele. Wir sehen staunend das Heroische, das im Grunde der Funke ist, der allein einen Menschen groß macht. Lienhard nennt es an einer andren Stelle den „Geniefunken in uns“. Denn wir alle haben ihn in uns, betont Lienhard bei jeder Gelegenheit weiter. Und das ist zugleich das Emporziehende, zu innerer Entwicklung Begeisternde, das durch Lienhards Schriften geht. „Lienhard der Erzieher“ hat man ihn genannt. Doch darf das nicht einseitig genommen werden. Lienhard ist so unbefangen, wahrhaft frei und so sehr wirklicher Künstler, auch in diesen Nachschöpfungen, daß das bürgerlich-pädagogische Wort „Erzieher“ schlecht paßt. Man müßte denn an Menschheitserziehung denken, im großen Stil, ja, da könnte das allenfalls gelten.

Das wissenschaftlich Neue, was Lienhard von Gobineau bringt, ist eine Abhandlung über dessen „Amadis“, ein Heldengedicht von über 500 Seiten großen Formats, eine der mächtigsten Gobineauschen Dichtungen, die bis jetzt unübersetzt und in Deutschland fast vollständig unbekannt war. Den Anstoß dazu gab der Vorkämpfer Gobineaus und Übersetzer: Professor Schemann, der Lienhard brieflich dazu aufforderte mit dem Schlußsatz: „und mich dünkt, es wäre Ihrer in hohem Grade würdig, dies zu tun.“

Die Lichtentwicklung — Entwicklung zum Licht — des Helden Amadis und seiner Geliebten ist ein großartiges Thema! Diese Ausführungen sind in einem kleinen Heftchen unter dem Titel „Gobineaus Amadis und die Rassenfrage“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; 50 ₰) von Lienhard als Sonderabdruck herausgegeben und im Buchhandel zu haben, mit einem Bild des Grafen Gobineau und der von ihm modellierten Büste des Amadis, die jetzt in Straßburg in einem Gobineau-Zimmer aufgestellt ist. Diese gibt nebenbei einen Begriff von der Vielseitigkeit des schöpferischen Grafen.

Eine aphoristische Betrachtung über Richard Wagner, mit dessen Bildnis geschmückt, ziert ebenfalls den Schillerband.

Die Stelle fällt uns darin auf: „Wagner hat das Ideal bewegter Ruhe in aller Unruhe immer vor Augen und spricht es einmal in den Briefen an Mathilde Wesendonk mit durchaus an das klassische Zeitalter erinnernden Worten aus: ‚Es muß einen unbeschreibbaren inneren Sinn geben, der ganz hell und tätig nur ist, wenn die nach außen gewendeten Sinne etwa nur träumen. Wenn ich eigentlich nicht mehr deutlich sehe noch auch höre, ist dieser Sinn am tätigsten, und er zeigt sich in seiner Funktion als produktive Ruhe: ich kann's nicht anders nennen ... Und das weiß ich, daß jene Ruhe von innen nach außen dringt, und daß ich mit ihr im Zentrum der Welt bin.“

Wenn Lienhard derartige Erkenntnisse und Entwicklungen immer wieder bei den verschiedenartigsten Genies herausschält und beleuchtet, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß über die tiefsten Lebensdinge im Grunde doch schließlich alle bedeutenden Menschen dasselbe gedacht haben. Mir kam dies wie ein Aufleuchten beim langsamen Mitwandern dieser „Wege nach Weimar“. Diese Erkenntnis aber ist groß und beruhigend, zugleich vorwärtsdrängend und aufwärtsziehend. Sie läßt kein Verzagen an der Menschheit und ihrer Bestimmung aufkommen.

Den Gipfel seiner Wanderung aber ersteigt meines Erachtens Lienhard im letzten Band: Goethe.

Es mag sein, daß Lienhard deshalb hier am klarsten und einfachsten verfahren konnte, weil wir von Goethe am meisten wissen und daher der Schilderung seiner inneren Entwicklung am besten folgen können. Und dann auch: weil Goethe der menschliche Mensch, der vielseitigste und reichste war und doch in keinem Zug etwa nur „apart“ oder „außergewöhnlich“.



Lienhard fußt, wie ich im Anfang schon erwähnte, auf dem Zwiespalt und Ausgleich von „innen und außen“: dem Gesetz der Polarität, der Wirkung und Gegenwirkung, dem Goethe unterworfen war, und dem wir, wenn wir nachdenken, alle mehr oder minder unterworfen sind. „Es ist keine Rückschau allein, wenn wir uns an Goethe zurechtfinden“, sagt der Herausgeber in der Einleitung; „es ist zur besseren Hälfte eine Einschau in unsre eigenen Möglichkeiten und eine Emporschau zu den Zielen und Idealen, die uns selber dabei aufleuchten.“

Über Wirkung und Gegenwirkung sagt einmal Goethe selbst: „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns.“

Es führt zu weit, näher darzulegen, mit welch scharfen Linien Lienhard diese zwiefachen Grundlinien zieht. Als Ergebnis bezeichnet er: „Und so bildet denn die Wechselwirkung von sensitiver künstlerischer Eindrucksfähigkeit und geistigem Verarbeitungswillen den Grundzug von Goethes Leben.“

Daß hier eigene Wege betreten werden, ahnt der Leser wohl allmählich. „Über diesen reifen Meister deutscher Literatur und Dichtung sind ganze Bibliotheken geschrieben worden. Man wird nicht erwarten, daß ich hier die Summe ziehe, wenn wir auch manchen dieser Bücher dankbar Anregung schulden. Die Eigenart unserer geistigen Wanderung bringt es mit sich, daß wir bei einer Betrachtung Goethes nicht landläufige Wege beschreiten werden. Was wir hier bringen, ist persönlich verarbeitet und innerlich erlebt.“

Ja, das ist es. Und man muß das Ganze in den „Wegen nach Weimar“ überschauen und auf sich wirken lassen, um die durchdachten und innerlich verarbeiteten Nachschöpfungen dieses bedeutenden Führers in sich aufzunehmen.

Wie sehr jene großen Menschen der klassischen Zeit aufs Ganze gerichtet waren, wird uns hier klar. Von Schiller und Goethe sagt Lienhard schön: „Schiller und Goethe bildeten eine Wechselwirkung wie Idee und Erfahrung, aber ihr Einigendes bestand eben darin, daß sie beide von ihrer Besonderheit aus das Ganze suchten, fühlten, besaßen, ja auf Ganzheit angelegt waren.“

In der Einleitung zu seinem letzten Band führt Lienhard Euckens Worte an („Lebensanschauungen großer Denker“): „Gegenüber dem verstandesmäßigen Räsonnement erhebt sich ein Verlangen nach durchgreifender Belebung und unmittelbarer Bewegung des ganzen Menschen, gegenüber dem Streben nach Nützlichkeit die Forderung eines Selbstwertes des Tuns, gegenüber der praktisch-moralischen eine künstlerisch-universale Gestaltung des Lebens, gegenüber der Spaltung von Welt und Mensch ein Verlangen nach innerer Einigung mit dem All.“

Und Lienhard fügt schlicht hinzu: „Als einen Versuch, diese reinmenschlichen Grundlagen wieder klarzustellen, bewerte man diese Wege nach Weimar.“

Von jeder weiteren Erwähnung der in den beiden letzten Bänden niedergelegten Fülle von Aufsätzen (Walküren, Elementargeister, Goethe und die Frauen usw.) oder Tagebuchblättern muß ich absehen.

Über diese Fülle des Inhalts wäre aber noch ein Wort zu sagen.

Wohl sind diese sechs Bände inhalts- und gedankenschwer und die Frucht mehrjähriger ernster Arbeit. Aber jeder dieser Bände bietet wieder ein sehr gut für sich lesbares Ganzes. Es ist erstaunlich, was hier für diesen niedrigen Preissatz geboten werden konnte. Zu Geschenkzwecken an wahrhaft Gebildete, mit Denkkraft Begabte — Lienhard äußerte einmal: „Ich wünsche mir ein Publikum, unbefangen und mit Denkkraft“ — könnte man sich nichts Anregenderes vorstellen als diese schön und vornehm ausgestatteten Bücher.

Lienhards Stil könnte man goethisch nennen in seiner knappen, klaren Einfachheit, seiner harmonisch gesammelten Ruhe, wäre nicht seine individuelle Ausmeißelung, seine persönliche Färbung in Klang, Wortschatz und Wortwahl wieder spezifisch modern.

Und so dürfen wir denn wohl diesen knappen Hinweis mit einigen guten Wünschen schließen.

Sollte beim Lesen dieser Andeutungen — denn nur Andeutungen sind diese Hinweise auf Lienhards gedrängten Stoffreichtum — der Leser neugierig geworden sein, diese merkwürdigen Geisteserzeugnisse selber kennen zu lernen, so würde ich mich belohnt fühlen, zugleich der Leser aber, das sage ich aufs bestimmteste, seine Erwartungen übertroffen sehen. Hier liegt nationales Gut angesammelt; hier sind Schätze „ins Enge gebracht" von reifer Künstlerhand. Dafür können wir Deutschen ihm dankbar sein. Es ist Kulturarbeit, die Lienhard für uns getan hat. M. S.



Goethes Faust auf der modernen Bühne

Das lebhafte Reformbedürfnis und die lebhaften Reformbemühungen, die heute in unserem Theaterleben allerorts wirksam sind, gehen aus sowohl von der Praxis wie von der genetisch-historischen Betrachtung unserer Theaterentwicklung. Die erste Anregung aber kommt, allen anderen Behauptungen zum Trotz, sicher aus der Praxis und aus dem Publikum, freilich nicht aus der großen Masse des Publikums, welches nur zur Unterhaltung ins Theater geht. Im Publikum ist denn auch die Verstimmung gegen die Mängel der Kulissenbühne erwachsen und hat zu den Bemühungen geführt, sie in der Theaterpraxis abzuschaffen. Diese alte Kulissenbühne, welche nur in der Vorderansicht aus dem Parkett denjenigen sinnlichen Raumeindruck auf der Bühne gewährt, welcher erstrebt wird, ist denn auch heute allgemein beseitigt, jedenfalls in allen größeren Theatern; sie kommt nur noch in den kleinen Provinztheatern und auf der Schmiere zur Anwendung. Aus dem Umstand, daß vom Publikum, d. h. von den Genießenden, die Reform einsetzt, erklärt sich auch, daß die nächsten Vervollkommnungsversuche durchaus im Rahmen der Tendenz blieben, die Illusionsstörungen zu beseitigen, welche die Kulissenbühne nicht vermeiden konnte: die perspektivischen Verzerrungen von den Rängen und der Seite her, den Durchblick durch die Kulissen auf den Bühnenraum und die Soffitennöte (Soffiten sind diejenigen Kulissen, welche die Balken des Schnürbodens dem Zuschauer maskieren). Es ist bekannt, wie man diesen Übeln abhalf, den Soffittenschwierigkeiten z. B. durch einen sehr weit nach unten verschiebbaren Vorderrahmen. An Stelle der Kulissen führte man die Versatzstücke, die geschlossenen Zimmer, für freie Landschaften den Rundhorizont ein usw. So entwickelte sich allmählich das Bühnenbild, das wir auf unseren heutigen großen Theatern gewöhnt sind, welches alle Einrichtungen und selbst wesentliche Stücke der natürlichen Dekoration, wie Bäume im Vordergrund, in körperlicher Greifbarkeit darstellt und nur mit großer Vorsicht allmählich eine perspektivische Verkürzung mit Mitteln der Malerei erstrebt. Dieser Bühne wird nun in neuerer Zeit die stilisierende Bühne des Münchener Künstler-Theaters an die Seite gestellt, welche auf das Prinzip der Illusionserzeugung, also der genauen Nachbildung der Wirklichkeit, vor allen Dingen der Örtlichkeit verzichtet. Eine möglichst indifferente Bühnenausstattung soll die Möglichkeit schnellen Szenenwechsels dadurch schaffen, daß mit ihrer Hilfe die verschiedenartigsten Örtlichkeiten unter leichten Variationen geschaffen werden können. Demselben Zweck dient die Unterscheidung eines Proszeniums und einer Hinterbühne. Innenräume werden auf der Hinterbühne durch verschiebbare Wandteile mit unbestimmt gequadertem Mauerwerk im Hintergrunde abgeschlossen, landschaftliche Ausblicke mit Beseitigung der Hinterwand durch Prospekt und Rundhorizont gegeben. Das Proszenium dient für Chöre, Volksgruppen usw., „soll aber im allgemeinen eine Art Pufferstaat zwischen des Publikums Wirklichkeit und dem stili-

sierten Leben vorstellen“. An Stelle nun der Illusionswirkung tritt eine nach Absicht des Künstler-Theaters zur *Interpretation* dienende, stimmungschaffende Wirkung von *Linie und Farbe*, die man vielleicht am besten vergleichen könnte mit der interpretierenden Bedeutung des Tones für das Gedicht in dem gesungenen Lied. Beleuchtungseffekte sind natürlich außerordentlich bedeutsam. *Diese* Stilisierung ist jedoch nur *eine* der im Drama überhaupt möglichen. Sie geht auf die *äußere Erscheinungsform im Raum* aus; ebenso kann man aber ausgehen von der Stilisierung des gesprochenen Wortes; und diese Stilisierungstendenzen haben ja bekanntlich eine lange historische Entwicklung hinter sich. Sie spielen in unserer modernen Bewegung kaum eine Rolle. Wir kommen nachher darauf zurück. Zwischen den Anhängern der vollkommenen Illusionsbühne und denen des Künstlertheaters ist ein heftiger Kampf entbrannt. Dieser Kampf ist nur deshalb möglich, weil beide Parteien allzu rücksichtslos die ganze Bühne und die gesamte dramatische Produktion für sich in Anspruch nehmen, wenigstens im Prinzip. Demgegenüber muß hier andeutend festgestellt werden, daß beide Darstellungsweisen in sich durchaus ihre Berechtigung haben, daß beide aber wie jede Darstellungsweise bedingt sind durch das individuelle Kunstwerk, um das es sich jeweils handelt. Alle diejenigen Kunstwerke, welche die Handlung *gebunden* erscheinen lassen an die Umwelt in einer ganz bestimmten zeitlichen und örtlichen Bedingtheit, d. h. vor allen Dingen alle die Dramen, die man als Kulturdramen bezeichnen könnte: das historische Drama und das tendenziöse Gegenwartsdrama, insbesondere das soziale Drama, gehören unbedingt der Illusionsbühne an; dasjenige Drama dagegen, welches von diesen zufälligen zeitlichen und örtlichen Erscheinungen der Umwelt innerlich unabhängig ist, oder — im Hinblick auf den alten Bestand unserer dramatischen Literatur — *ohne Schädigung seines Wesens* unabhängig *gemacht* werden kann, ist dem Künstler-Theater zugänglich und kann unter Umständen durch eine Stilisierung des Örtlichen nur gewinnen. Und zwar sind es diejenigen Dramen, welche das *allgemein Menschliche* oder das *nur Seelische* (um die beiden wichtigsten Gruppen zu nennen) zur Geltung bringen. Von unseren klassischen Dramen gehören dahin etwa Goethes Tasso und Iphigenie und Schillers Braut von Messina, für die man freilich weniger beengte Verhältnisse gebrauchte, als sie das „Münchener Künstler-Theater“ aufweist. An der Grenze würde etwa nach seiner Vollendung Hebbels Moloch zu finden sein. Zu jener anderen Gruppe der nur seelische Vorgänge zur Darstellung bringenden Dramen gehören Maeterlinks Schöpfungen. Der schwerste Fehler, der bisher im Prinzip des Künstler-Theaters gemacht worden ist, ist der, daß das stimmungschaffende Element malerischer Art *zu selbständig* in den Vordergrund getreten ist, und daß die Stilisierungsprinzipien allzu starr *von außen her in gleicher Weise* an die verschiedenen Kunstwerke herangebracht wurden. Diese Stilisierung ging aus vom *Theater* und brachte in erster Linie die Interessen des Theaters zur Geltung; eine unanfechtbare Stilisierung aber muß und darf nur ausgehen vom *Kunstwerk*, von innen heraus, und solange die Bühne des Künstler-Theaters den verschiedenartigsten Anforderungen einer *inneren* Stilisierung nicht Genüge leisten kann, hat es schwerlich Aussicht auf dauernden und bestimmenden Einfluß. *Anregungen* aber für diejenigen Theaterleiter, welche lediglich von der Interpretation des Kunstwerkes von innen heraus ausgehen, hat das Künstler-Theater in der letzten Spielzeit fraglos in reichem Maße gebracht.

Grade diese Bühnenleiter suchten naturgemäß nach einem Drama, welches ihnen Gelegenheit gab, die verschiedensten — aus den teilweise außerhalb der *Dichtung* liegenden Gesichtspunkten hier und dort zur Geltung kommenden — Anregungen *innerlich* zu verarbeiten und neue zur Geltung zu bringen als *Mittel* zum Zweck, wo sie *bisher Selbstzweck* gewesen waren. Diesem Bedürfnis verdankt meines Erachtens Goethes Faust das neue Interesse der großen Bühne. Hier bot sich eine Dichtung dar, an welcher unser größter Dichter sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat, in der sich darum alle Stilwandlungen, die der



Dichter durchmachte, widerspiegeln in den verschiedenen Entwicklungsstufen und ihren Resultaten in den einzelnen Teilen der Dichtung. Hier boten sich Szenen, welche durchaus der vervollkommneten Illusionsbühne gehören, und andere, die durch eine gewisse Stilisierung eine neue Kraft in der Veranschaulichung auf der Bühne gewinnen konnten und mußten. Wir vergleichen, um die Faustinszenierungen der letzten Jahre in ihrer Bedeutung für die Entwicklung richtig einzuschätzen, fünf Aufführungen: die der Düsseldorfer Goethefestspiele, die des Münchener Künstler-Theaters, die Reinhardts im Deutschen Theater in Berlin, die Hagemanns im Nationaltheater in Mannheim und die Martersteigs im Stadttheater in Köln.

Die Aufführung der Düsseldorfer Goethefestspiele, die den ersten und zweiten Teil brachte, war durchaus alten Stiles und in derselben Weise schon vor Jahren zur Geltung gebracht worden. Hier haben wir die Illusionsbühne ohne beachtenswerten Einfluß von den neuen Reformbewegungen her, ja in den Szenerien des zweiten Teiles fanden wir sogar noch die alte Kulissenbühne. Gegenüber den modernen Bestrebungen, welche ungleich tiefer gehen, kommt diese Aufführung eigentlich kaum noch in Betracht. Sie litt zudem unter Mängeln, welche nicht nur im Prinzip der Kulissen- und Illusionsbühne lagen, vor allem unter der fatalen Musik Bungerts, die an Äußerlichkeit, besonders im ersten Teil, wirklich nichts zu wünschen übrig ließ. Die Aufführung litt ferner unter der schauspielerischen wie sprachtechnischen Stilverschiedenheit der Hauptdarsteller. Heute kann und soll jeder Schauspieler seine individuelle Auffassung im ersten Teile des Faust durchaus in realistischer Technik, entsprechend dem Realismus der Dichtung, zur Geltung bringen. Das geschieht auch auf allen modernen Theatern; es gibt aber neben der individualistischen Auffassung der Einzelrollen auch noch die der Einzelszenen, welche Sache des Regisseurs ist. Er muß die Auffassung seiner Schauspieler mit seiner eigenen Szenenauffassung in Einklang zu bringen suchen durch Abdämpfung und Aufsetzen von Lichtern. An eine einheitliche klassizistische Sprachstilisierung wird niemand im Ernst beim Faust denken. Aber in Düsseldorf fehlte diese ausgleichende szenische Individualisierung und wird, wenn man nicht mit dem Prinzip, sich Künstler der verschiedensten Art allerorten zusammenzuholen, bricht, um zu Ensemblegastspielen überzugehen, niemals eintreten können. Es ist unmöglich, in einer Woche eine solche Einheit aus den heterogensten Elementen zu gewinnen. Der Faust Gregoris bot im einzelnen vortreffliche Interpretation, war aber unerträglich pathetisch und manieriert. Der Mephistopheles Kleins, eine ausgezeichnete Leistung ohne jede Prätension, von einem ganz innerlichen Realismus, wurde leider durch den Kontrast zu Gregoris Rhetorik mitunter totgemacht. Vom zweiten Teil soll hier nicht weiter gesprochen werden; ich hoffe darauf später einmal zu kommen, wenn in der nächsten Spielzeit auf allen großen Bühnen der zweite Teil inszeniert wird. In Düsseldorf wurde er durchaus zur Oper und zum Singspiel degradiert, wenn auch einzelne Szenen für sich ausgezeichnet zur Geltung kamen, wie z. B. der ganze Schlußakt.

Den denkbar größten Gegensatz bot dazu die Aufführung des Münchener Künstler-Theaters. Haben wir in Düsseldorf die Illusionsbühne ohne jedes Zugeständnis an die neuen Tendenzen und mit Benutzung aller äußerlichen Effekte einer Illusionsbühne gehabt, so haben wir hier ebenso einseitig und ebenso gewalttätig vom Standpunkt der Interpretation der Dichtung die Einzwängung von Goethes Faust in die Theatertendenzen der neuen Bewegung. Fritz Erler hat den Faust so zurechtgemacht, daß er auf dieser Bühne möglich wird. Der Faust gehört aber nicht zu jenen Dramen, die man, wie oben ausgeführt, unbedingt dem Künstler-Theater zugestehen darf, weil er im Einzelnen zuviel „Milieu" zur Geltung bringt: das Kleinbürgertum in all seinen Schattierungen, das Studentenwesen in Auerbachs Keller, die phantastische Szenerie der Hexenküche, der Walpurgisnacht usw., alles Momente, die für das Wesen der Dichtung unbedingt notwendig sind. Es ist also ein Irrtum, den ersten Teil des Faust von der so bezeichnenden Umwelt loszulösen. Das allgemein Menschliche aber und die Begebenheiten



in der Idealwelt, deren örtliche Verfassung ja ganz der Phantasie anheimgegeben ist, gelang auf dieser Bühne naturgemäß vortrefflich, wie z. B. der Prolog im Himmel, während schon der Spaziergang vor dem Tor im Gänsemarsch und die Gartenszene, erst recht aber die übrigen bürgerlichen Szenen viel weniger farbig sich darboten, als die Dichtung es verlangt. Viele Szenen dieser Art mußten sich denn auch der Illusionsbühne mehr nähern, als es wohl mit dem Stilgesetz der Bühne sich vertrug. Je innerlicher, seelischer die Handlung, um so gelungener war die Darstellung auf dem Künstler-Theater; so hat die Szene im Dom offenkundig eine starke Wirkung auf die Theaterdirektoren ausgeübt. Hier wurde die weite Kirche im Dämmerschein nur angedeutet durch einen offenen Raum, in dem einzelne Kerzen schwelten. Gretchen lehnt an einem Pfeiler des Nebenschiffes, welches die Bühne darstellt, und in dem sich noch einige Weiber befinden. Die Bildwirkung ist hervorragend, die Stimmung bezwingend. Wenn man dagegen eingewendet hat, daß dieses malerische Schaustück die Aufmerksamkeit von den Worten des bösen Geistes ablenken könne, so scheint mir dieser Einwand geradezu lächerlich zu sein. Denn es ist ja gerade umgekehrt der Fall. Die früher beliebte, in der Tat auch von Goethe so gedachte bunte Kirchenversammlung lenkt in Wirklichkeit ab, während hier die düstere Stimmung des dunkel-drohenden Chors, aus dem die Stimme des Geistes hervortönt, unsere Seele beständig bereit hält.

Die übrigen Darstellungen bei Reinhardt, Hagemann und Martersteig gehen lediglich aus von der Interpretation der Dichtung und haben damit endlich wieder den richtigen Standpunkt in der Inszenierung von Goethes Faust gewonnen. Freilich ist dieser Standpunkt nur zu gewinnen auf Grund solcher Inszenierungsmittel, wie sie diesen drei Bühnen zur Verfügung stehen. Szenenzusammenlegungen und Szenenverschiebungen, wie sie die alten Einrichtungen skrupellos sich gestattet haben, sind hier streng verpönt. Das Ideal ist, Goethes Faust so zur Darstellung zu bringen und in eben der Folge der Szenen, wie Goethe ihn geschrieben hat. Reinhardt und Martersteig ermöglichten das durch die Verwendung der Drehbühne, Hagemann versuchte ein älteres Verfahren neu zu beleben: die Verwendung der Bühnenwagen. Er ging von der Meinung aus, daß die Drehbühne deshalb nicht geeignet sei, eine schnelle Szenenfolge, wie sie der Faust erfordert (22 Szenenbilder), zu sichern, weil die nötige Tiefe nicht gegeben sei. In der Tat können ja schon drei große Bilder mit größerer Tiefenwirkung auf der Drehbühne nicht geboten werden, wenigstens nicht, wenn eine gleichmäßige Ausdehnung im Hintergrunde erstrebt wird. Der verfügbare Raum läuft ja im Winkel auf das Zentrum der Kreisbühne zu. Hagemann baut deshalb seine Szenen auf rechteckigen Wagen auf, welche natürlich im Hintergrunde genau dieselbe Breite haben wie im Vordergrunde. Diese Wagen werden vor die Bühnenöffnung geschoben; es gibt also keine andere feste Bühne mehr hinter der Bühnenöffnung. Sie werden zum Teil von den Seiten her an einer Ecke davor gedreht, zum Teil aus dem Hintergrunde nach vorn geschoben. Hagemann hat fraglos durch diese Methode vortreffliche Wirkungen erzielt: räumlich-weite Bühnenbilder aufstellen können und es möglich gemacht, daß die Gretchenszenen mit Pausen von mitunter nur einer halben Minute aufeinander folgen konnten. Diese Bühnenwagentechnik verlangt natürlich ein außerordentlich geschultes Personal, damit nicht störende Geräusche in den Zuschauerraum eindringen. Nun ist jedoch die Voraussetzung Hagemanns nicht ganz stichhaltig; denn die Drehbühne braucht ja im Faust und ebenso in anderen szenenreichen Dichtungen nicht immer Szenen von großer Tiefe. Einige Szenen wurden überaus wirkungsvoll sowohl in Köln als auch in Berlin als Flächenbilder gegeben, wie z. B. bei Martersteig Gretchen am Spinnrad in einem Bilde, das als Vision aus dem Dunkel auftaucht, um wieder ins Dunkel zurückzusinken. Gretchens Zimmer wurde überall als Eckausschnitt dargestellt, hinter dem nun schon wieder ein neues Bild inszeniert werden konnte.

Ich kann nicht sagen, daß Reinhardt und Martersteig in der Fähigkeit, die Szenen schnell aufeinander folgen zu lassen, merklich hinter Hagemann zurückgestanden hätten. Martersteig

hat sogar noch manche Szenen in getrennten Bildern geboten, die Hagemann in ein Bild zusammengelegt hatte.

Soll man nun diese drei von der Interpretation der Dichtung ausgehenden Aufführungen in ihrem Wesen einander gegenüberstellen, so wäre die Hagemanns als gefällig, die Reinhardts als pikant und idyllisch, die Martersteigs als großartig zu bezeichnen. Die größten schauspielerischen Leistungen bot Reinhardt, die größere Auffassung dagegen Martersteig. In Düsseldorf wurde wirklich alles gespielt, die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater hier allein; der Prolog im Himmel durfte natürlich nirgends fehlen. In Düsseldorf wurde er wiederum opernhaft gegeben, die Monologe der Erzengel wurden z. B. unter Trompetengeschmetter und Trommelgerassel als Arien gesungen und blieben vollkommen unverständlich. Es war schauderhaft. Bei Hagemann fehlte es auch dem Prolog an Größe, dagegen fehlten nicht die beiden Engelköpfe der Raffaelschen Madonna! Der gefällige Charakter kam auch darin zur Geltung, daß die Engel von Mädchen dargestellt wurden, während Martersteig Männergestalten in feierlicher Haltung auf einer im Hintergrund ruhenden Wolke zeigte und Reinhardt in pikanter Weise nur männliche Stimmen hören ließ, während von den unsichtbar Sprechenden Lichtsäulen in den Weltenraum hinabfielen, in dem Mephistopheles auf einer Wolke schwebte. Die Studierstube Fausts gab Reinhardt als dumpfes Kellerloch in einer doch sehr einseitigen Betonung des nekromantischen Elementes. Die Linienwirkung war vortrefflich, das ganze Gemach wirkte wie ein hoher Kamin, den Vordergrund füllte der Schreibtisch Fausts, der, dahinter sitzend, mit dem Antlitz dem Publikum zugewandt, während der ganzen ersten Szene seinen Sessel nicht verläßt, selbst nicht bei der Beschwörung des Erdgeistes, der als feurige Säule hinter dem Stuhl erscheint. Bei Martersteig war all das nicht so raffiniert, aber wundervoll abgestimmt in Ausstattung und Farbe. Reinhardt dachte sich die Örtlichkeit für die bürgerlichen Szenen etwa in einem thüringischen Landstädtchen; der „Osterspaziergang" führt uns über eine Berghalde an der Stadtmauer entlang und war sehr hübsch und für das kleinbürgerliche Milieu, das sich entfalten sollte, sehr charakteristisch. Martersteig aber zeigte sich hier unendlich überlegen. Er ging auf die große Unterredungsszene am Schluß zwischen Wagner und Faust aus, welche bei Reinhardt geradezu verstümmelt erschien. Hier hat sich, wie mir scheint, Martersteig anregen lassen durch das Münchener Künstler-Theater; aber er hat die beobachteten Wirkungen mit den Mitteln der Illusionsbühne außerordentlich vertieft. Eine unendliche Ebene breitet sich vor unseren Blicken aus, die wir uns mit den Schauspielern auf einem Hügel befinden, der den Vordergrund der Bühne bildet, eine Ebene mit fruchtbaren Wiesen, Feldern und eingebetteten Dörfern, über welche sich allmählich alle Beleuchtungen des steigenden und sinkenden Tages breiten, bis die tiefblauen Abendberge am Horizont in die Dämmerung hinabgleiten. Der Vordergrund ist erfüllt von den Spielen der Kinder und dem Tanz der Bauern, während der Weg in leichter Erhöhung um das Vordergebiet herumführt, also am höchsten über die Bühne leitet. Infolgedessen zeichnen sich alle Personen, besonders Faust und Wagner, scharf silhouettenhaft gegen die Luft ab. Haltung und Gebärde kommen zu einer Geltung, die voll ausgenutzt wird zur stimmungskräftigen Erläuterung des gesprochenen Wortes. Unvergeßlich ist das Bild des feierlich ergriffenen und das Bild des zu den Gefilden hoher Ahnen sich erhebenden Faust. Die Hexenküche war bei Hagemann etwas matt, aber die Tendenz, sie mehr zurückzudrängen und nicht zu einer großen Ausstattungsszene werden zu lassen, die nur theatralisch wirkt, war sehr anerkennenswert. Martersteig und vor allen Dingen Reinhardt zeigten hier dem Publikum, was sie leisten können. Und in Anbetracht dessen, daß solche Momente schließlich ein Anziehungsmittel sind, das der Bühnenpraktiker nicht entbehren kann, mag das gern gelten. Die Straßenbilder, die Brunnenszene usw. waren bei Reinhardt wieder ganz kleinstädtisch und überaus reizvoll; bei Martersteig dagegen kam eine Szenerie zur Geltung, welche lebhaft an das Straßenbild einer größeren mittelalterlichen Stadt erinnerte. Wundervoll war zum Beispiel eine mächtige Domfassade, in welche der Brunnen eingebaut

war („Straße"). Im Idyllischen mußte natürlich Reinhardt nach dem ganzen Charakter seiner Auffassung Martersteig überlegen sein; so war sein Garten und Marthes Haus viel schöner als die gleichen Szenen bei Martersteig. Gleich wirkungsvoll und unheildrohend schwer war bei beiden der Zwinger mit dem Madonnenbild. Die Walpurgisnacht konnte ich bei Reinhardt nicht sehen, da sie im Anfang noch nicht vorbereitet war. Bei Hagemann war sie mir zu opernhaft; es gelang ihm nicht entfernt so wie Martersteig, das für die innere Entwicklung Fausts Charakteristische für sich in Wort und Bild gleicherweise zur Geltung zu bringen. Darin hat Martersteig nach meiner Meinung schlechthin Vollendetes geleistet in seiner Walpurgisnacht. Sie verdient in ihrer glänzenden Auflösung des Vielfältigen ins Große auch im Dekorativen das höchste Lob. Auf einer wild-natürlichen Brücke, hinter der Faust und Mephisto heraufsteigen, spielen sich die Hexentänze ab, während die nackte „Schöne" aus dem schwarzen, aufflammenden Schlund darunter hervortanzt und Gretchens Idol aus dem Hintergrund heranschwebt. Von aller Tradition weicht schließlich die Inszenierung der Kerkerszene ab, die sehr schön und groß war, wenn sie auch die Dichtung hier statt zu interpretieren, eher umfärbte, weshalb ich mich im Prinzip nicht dafür erwärmen könnte. Der Wandel der Sternennacht zum Tage sollte die Sinne mitsprechen lassen bei dem Wandel von der Verdammnis zur Erlösung in Gretchens Jammer. So sehen wir einen breiten Turm, zu dem Faust hinaufsteigt, sie zu erlösen. Und sie selbst tritt unter den freien Himmel hinaus. Bei Reinhardt war die Kerkerszene im grellen Kontrast dazu sehr bedrückend, aber wieder äußerst pikant; sie hat sicher vielfach denselben Widerspruch gefunden wie bei mir. Man sah nur in tiefem Dunkel einen schmalen, langen Ausschnitt aus dem Kerker, der so niedrig war, daß Gretchen kniend schon die Decke berührte. Faust taucht nur auf der einen Seite mit dem halben Körper auf und verschwindet dann wieder so.

Wenn man alles zusammennimmt, so ist gar keine Frage, daß Martersteigs Aufführung die bedeutendste der bis jetzt gebotenen darstellt. Sie gibt sich am innerlichsten dem vornehmsten und letzten Zweck der Interpretation der Dichtung hin; sie läßt am wenigsten andere, rein theatralische Gesichtspunkte für sich zur Geltung kommen, und sie nutzt doch beinahe alle Möglichkeiten aus, welche die neue Bewegung als Mittel zum Zweck der vollen sinnlichen Veranschaulichung bot. Bei ihm sowohl wie auch bei Hagemann nimmt die Szene Wald und Höhle die ihr in der Dichtung selbst zukommende bedeutsame Stellung ein, und es kann auch an dieser Stelle nicht energisch genug verurteilt werden, daß Reinhardt den Fehler begangen hat, diese Szene zu streichen; ein ähnlicher Fehler Reinhardts wurde oben in der Behandlung des Osterspaziergangs schon berührt. An der Martersteigschen Aufführung sind, abgesehen davon, daß Martersteig natürlich nicht die Fülle gleichwertiger schauspielerischer Kräfte zur Verfügung hat, nur einige Geschmacklosigkeiten hervorzuheben, die vielleicht in weiteren Aufführungen in der neuen Spielzeit zu vermeiden sind. Zwei von diesen glaube ich nicht verschweigen zu dürfen. Einmal wird in der Domszene der böse Geist unbegreiflicherweise in sichtbarer Gestalt und magischer Beleuchtung vorgeführt, ein opernhaftes Element, das zu dem ganzen Charakter der Aufführung durchaus nicht stimmen will; die zweite Geschmacklosigkeit ist die Beleuchtung Gretchens bei dem Schlußwort: Sie ist gerettet. Das sind kleine Aussetzungen; aber sie stören gerade die besten Freunde der Martersteigschen Spieltendenzen aufs empfindlichste, und deshalb fort mit ihnen aus einer sonst so vollkommenen Leistung!

Dr. Carl Enders



Bücherkritik

Was geschieht mit unseren Büchern? fragt Emil Faktor in der „Neuen Revue". Wer sind unsere Rezensenten, welche Legitimation haben sie zu ihrem Amte? Der Kritiker, so meint er, sei in den meisten Fällen ein unglücklicher Liebhaber des Schrifttums, ein Außenseiter der Journalistik, ein Auch-Schriftsteller, der sein literarisches Mißgeschick durch eine scharfe Revanche an allem Gedruckten wettzumachen suche: „Jünglinge werden zugelassen, die sich über Bücher hermachen, denen sie eben noch eine beträchtliche Zufuhr an Bildungsstoff zu danken hatten. Auch schöngeistige Frauen treiben den Sport der Buchkritik und lassen sich an Stelle eines Honorars mit den Rezensionsexemplaren beglücken. Die Buchrezensenten wissen ja gewöhnlich überhaupt nicht, wie ein Schriftstellerhonorar aussieht. Die Ehre, mitarbeiten und vor seinem Freundeskreise die Rolle einer literarischen Autorität spielen zu dürfen, ist ja auch etwas. Wer wird eine Arbeit bezahlen, die Hunderte von schreibwütigen Meinungsfexen mit tausend Freuden ganz unentgeltlich leisten? Die Literaturarbeit unserer Tageszeitungen ist der Tummelplatz des Dilettantismus geworden, und die Buchkritiker sind für die Leitung eine quantité négligeable. Es ist begreiflich. Wer kann ein Gelichter achten, das sich mit Wollust auf Überreste stürzt? Unsere Buchkritiker sind mit geringen Ausnahmen ein Heer von Schmarotzern und Kibitzen. Und der eigentliche Rezensent sitzt in irgendeiner Studierstube, fern von dem Freimarkte der Gratisexemplare, und geht wie der Dichter bei der Teilung der Erde leer aus, wenn die Schätze des Büchertisches den Weg aller Habgier wandern.

Es gilt, einen Augiasstall zu reinigen. Man darf nicht glauben, daß sich die Verantwortlichen einer Zeitung dessen nicht bewußt sind. Es gibt auch Redaktionen, wo der Büchertisch von der Gier zudringlicher Bettler verschont bleibt. Aber dort ächzen und stöhnen die Verwalter des literarischen Teiles unter dem Ballast des Einlaufs, unter dem Massenandrange täglicher Postpakete. Wahllos und zahllos werden ihnen Pfundgewichte neuer Literatur aufs Pult geschleudert, ballenweise schwillt der Vorrat an, unübersehbare Bücherstöße werden aufgeschichtet, und ein Chaos von Autornamen und Büchertiteln tanzt vor ihren Augen. Wie Rat schaffen, wie sich der Überschwemmung erwehren? Man greift zu Gewaltmaßregeln, man sprengt die Papierberge auseinander und überlegt nicht viel, auf welchen Tisch die einzelnen Bände fliegen. Wer in dem üblen Rufe steht, kein prinzipieller Verächter der schriftstellerischen Produktion zu sein, wird vom Kopf bis zu den Füßen mit Novitäten beworfen. Und dem unglücklichen Opfer seiner Neigung bleibt nichts anderes übrig, als ein Massengrab zu errichten. Wenn er besonders gewissenhaft ist, schichtet er ein wenig Humus des Wohlwollens darüber und errichtet eine Gedenktafel, die mit den Namen der Autoren, den Titeln ihrer Bücher und den Verlegerfirmen eng beschrieben ist. —

Den überbürdeten Literaturpropheten darf man es nicht weiter verübeln, wenn sich bei ihnen ein Widerwille gegen die Massenproduktion aufspeichert, wenn sie mit unwirschen Händen in dem hundertbändigen Tageszuwachs herumstöbern. Ihre Abneigung gegen ein System der Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit entspringt der Ohnmacht.

Man kann diese Übelstände entschuldigen, beschönigen niemals. An der Überproduktion tragen nicht die Schriftsteller, sondern die Zeitungen gleiche Schuld wie die Verleger. Ein Unfug hat den andern erzeugt. Die Zeitungen sind außerstande, die tägliche Flutwelle des Büchermarktes zu bewältigen. Aber sie hätten die Macht, überflüssige Quellen zu verstopfen, das Übermaß zu bändigen, die Spekulationssucht der Verleger zu ernüchtern."

Hierzu bemerkt Richard Weitbrecht im „Eckardt" (Berlin SW. 68) sehr richtig, daß es zunächst ein ganz unberechtigter Anspruch eines Menschen sei, der zufällig ein Buch geschrieben hat, es müsse nun auch von den Zeitungen besprochen werden. „Ich weiß mich in die Gefühle

namentlich junger Autoren oder älterer, die endlich einen Verleger gefunden haben, sehr wohl hineinzuversetzen, wenn sie Woche um Woche auf eine Besprechung warten, und sie kommt nicht. Und doch liegt verhältnismäßig wenig an einer Besprechung; denn der Erfolg eines Buches hängt von so vielen unberechenbaren Faktoren ab, daß es ganz gleichgültig ist, ob es gute oder schlechte Besprechungen findet. Übrigens läßt sich auch aus der bösesten Kritik noch ein Sätzlein herausfischen, das anerkennt, wie die Zusammenstellungen von herausgegriffenen Sätzen aus einem Dutzend von Kritiken, die die Verleger zu machen pflegen, zeigt. Darum das heiße Verlangen, daß überhaupt über das Buch referiert wird, ganz gleich wie. Ein Buch trägt aber ganz allein in sich selbst, in seinem Wert den Anspruch auf öffentliche Besprechung, und weder hat ein Schriftsteller von berühmtem Namen ein Recht darauf, wenn sein Buch schlecht ist, noch darf man, wie vielfach geschieht, deshalb ein Buch auf die Seite legen und unbesprochen lassen, weil der Verfasser gänzlich unbekannt ist. Deshalb überlassen es vernünftige Redakteure ihren Kritikern, ob sie ein Buch der Besprechung für wert halten oder nicht. Nur daß mancher Rezensent, wenn er einmal Zeit und Mühe an das Lesen eines minderwertigen Buches gerückt hat, nun wenigstens ein paar Groschen durch die Besprechung verdienen will. Die Zeitungen müßten also eigentlich ihren Kritikern die Zeit bezahlen, die sie auf ein Buch verwendet haben, nicht bloß die paar Sätze, die sie darüber schreiben. Aber davon wird kaum die Rede sein können, obwohl es eigentlich das Natürlichste wäre.

Es ist immer noch finanziell das schlechteste Geschäft, Bücher zu besprechen; obwohl es, ernst genommen, eine große geistige Leistung und dazu so verantwortungsvoll ist, daß ein gewissenhafter Kritiker seine Sätze, ja seine einzelnen Worte zwei- und dreimal überlegt; was einer nicht zu tun braucht, wenn er ein gut bezahltes Feuilleton hinsudelt! Denn eine Kritik kann den Autor verwunden, ja töten, wie sie heilen und zum Leben helfen kann.

Vor allem aber müßte mit dem Gebrauch namenloser Kritiken vollkommen gebrochen werden. Der Autor hat ein Recht, zu erfahren, wer sein Kritiker ist, und das Publikum einer Zeitung hat dasselbe Recht, damit es weiß, wem es sich anvertrauen kann und wem nicht, handle es sich um anerkennende oder ablehnende Kritik. Und ist der Name des Kritikers nicht schon von vornherein Bürgschaft, so gewinnen im Lauf der Zeit doch die Leser einer Zeitung, die ja gottlob nicht alle urteilsunfähig sind, ein Urteil über die Besprechungen des Kritikers und wissen bald, ob sie sich ihm anvertrauen können oder nicht.

E. Faktor tritt schließlich für Einschränkung der Bücherproduktion ein; aber freilich, wer will damit den Anfang machen? Er meint, die Verleger müßten einsehen, daß es zwecklos ist, gleichzeitig Dutzende von Büchern auf den Markt zu werfen, wenn die Aufmerksamkeit nur auf jedes zehnte gelenkt würde. Und die Zeitungen, die außerstande sind, die tägliche Flutwelle des Büchermarktes zu bewältigen, würden wie von einem Alpdruck erlöst aufatmen, wenn der Wust, der sie täglich bedroht, auf einmal verschwände. Gewiß, doch sehen wir noch keine Verminderung der Schriftsteller, eher eine Vermehrung. Aber allerdings glauben wir schon leise Anzeichen zu verspüren, daß die Flut der Bücher abebben will, weil man einzusehen beginnt, daß in den letzten Jahrzehnten der literarischen Produktion eine viel zu große Wichtigkeit für das Gesamtleben der Nation beigelegt worden ist, wie man allmählich auch zu der Erkenntnis kommt, daß das Theater durchaus nicht den hervorragenden Platz im Leben der Nation einnimmt, wie es nach dem Wesen, das die Zeitungen aus jeder Theateraufführung machen, den Anschein hat. Das Buchmachen und Bücherbesprechen beschränken und die Theaterrezensionen auf ein bescheidenes Maß zurückführen, dann könnten wieder gesündere Zustände bei uns einkehren. Wir glauben freilich nicht, daß es, wie Faktor hofft, jemals wieder, wie zu unserer Väter Zeiten, dazu kommt, daß ‚das Erscheinen eines neuen Buches wieder ein Ereignis werde, vom Kritiker mit Spannung, vom Publikum mit Sehnsucht erwartet', es sei denn, daß das Buch von Sudermann oder Frenssen stammt und die Reklame das Ihrige getan hat. Es wird nach wie vor trotz aller Bemühungen vernünftiger Zeitungen und einsichtiger, un-

bestochener Kritiker viel Gutes in der Masse ertrinken und viel Schlechtes auf kurze Zeit obenaufkommen; aber ganz weniges von der Massenproduktion unserer Tage, selbst von den berühmtesten Schriftstellern, wird bei der Nachwelt auch nur literargeschichtlich oder dem Namen nach bekannt sein."



Vom Zug der Toten

Bei Hans Hoffmann, der am 11. Juli aus dem Leben scheiden mußte, das er mit so heiteren Augen und Sinnen zu nehmen verstand, ist das viel mißbrauchte Beiwort „liebenswürdig" nicht abgegriffene Phrase, sondern gute Charakteristik. Es gilt zunächst für den Menschen, der wohl nie einen Feind gehabt hat: so durchsichtig und lauter war sein Wesen, so edel und vornehm sein Streben, so voll echter Güte und gesunder Deutschheit seine ganze Art. Aus dem Boden des Volkstums und der echten Humanität, wie sie die Geistesarbeit unserer Klassiker uns erworben, war diese Art geflossen. Im nordischen Stettin geboren (am 27. Juli 1848), hatte er Philologie studiert und war Doktor und Gymnasiallehrer geworden; die meiste Zeit in Städten und Städtchen des Nordens: Stettin Stolp, Danzig und Berlin. Aber auch er trug die Sehnsucht nach dem Süden im Herzen, zu dessen Besuch er zweimal auf längere Zeit die Lehrtätigkeit unterbrach. Und auch für ihn war Süden wohl gleichbedeutend mit Freiheit, die er wenigstens in der Lösung von beruflicher Fessel seit 1879 genoß. Seit einigen Jahren war er Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar; umfangreiche Belesenheit, hervorragende Rednergabe und Vielseitigkeit des Geschmacks haben ihn in dieser Stellung eine bedeutende Tätigkeit entfalten lassen.

Eine feine Kulturerscheinung, ohne jede Beimischung von Kälte oder künstlicher Mache, ist der Dichter Hans Hoffmann. Im Umgang mit den Besten ist er gereift, aber treu seiner eigenen Art. Mit Absicht, d. i. ohne inneren Drang und persönliche Überzeugung, hat er nichts übernommen; mit Absicht auch nichts abgelehnt. Mit offenen Sinnen und reicher Aufnahmefähigkeit stand er der Kunst gegenüber und ließ bei sich wirken, was seiner Art eben entsprach. So wuchs er ganz von selbst in den Kreis der Keller, Storm, K. F. Meyer, Raabe hinein, nicht so bedeutsam wie diese, aber doch mit eigenen Werten auch hier bestehend. Diese liegen einmal in seiner Sprache, die er zum bewundernswert fügsamen Instrumente sich gemeistert hatte, und dann in jenen lebenssatten und beweglichen Figuren, die er selber so über alles liebte, daß er sie oft zu wichtig nahm und sich von ihnen die Komposition seiner Werke sprengen ließ, die ihn selber aber nun uns so liebenswürdig machen. Es ist für Hoffmanns Art charakteristisch, daß man wohl den Aufbau, ja den Inhalt seiner Geschichten vergessen kann, nicht aber diese Gestalten: etwa den wohl ein gutes Stück Selbstbildnis gebenden genußfrohen, ja scheinbar selbstsüchtigen, in Wirklichkeit aufopferungsfähigen Stadtphysikus Gugelmann („Der eiserne Rittmeister"), den urmännlichen Dr. Wiegand („Ruhm"), den weltflüchtigen Christian Dinse („Handschrift A"), den Schiffer Pust („Wider den Kurfürsten"), die vielen Männer und Frauen aus den „Bozener Mären und Geschichten" und den „Ostseemärchen", vor allem aber die köstliche „Tante Fritzchen".

In einigen seiner Werke wächst Hoffmann dann in die erste Reihe. Sein großer dreibändiger Roman „Der eiserne Rittmeister" gehört zu den wertvollsten Schöpfungen auf dem Gebiet des historischen Romans. Kommen die beiden andern Romane „Landsturm" und „Wider den Kurfürsten" diesem nicht gleich, so geht die historische Novelle „Der Hexenprediger" noch darüber hinaus als ein Meisterwerk erschütternder Erzählungskunst. Ganz ausgezeichnet ist auch das Geschichtenbuch „Das Gymnasium zu Stolpenburg", das in der riesig angeschwollenen Literatur der Schulprobleme eine weit hinausragende Sonderstellung einnimmt. — Daß

aber Hoffmann, der gewiß gern vor dem Tageslärm ins „Land der Phäaken" flüchtete, offene Augen für das Leben der Gegenwart behielt, bezeugen seine formvollendeten Gedichte „Vom Lebenswege".

* * *

Einige Wochen früher (am 29. Juni) ist Artur Fitger (geboren 1840 zu Delmenhorst) gestorben, der als Maler und Dichter Bedeutendes geleistet hat. Seine großen Wandgemälde zieren öffentliche Bauten in Bremen, Hamburg und Oldenburg; ihr künstlerischer Reiz beruht in der Vereinigung einer scharf zugespitzten, die Herkunft von Cornelius und Genelli nicht verleugnenden Zeichnung mit reicher, tieftoniger, von Makart beeinflußter Farbigkeit. Künstlerisch reiner steht der Dichter da. Freilich nicht als Dramatiker, trotzdem Fitger selber wohl in der von Kulturkampfphrasen strotzenden „Hexe" sein Bestes gesehen hat. Nein, aber die Gedichtsammlungen „Fahrendes Volk" und „Winternächte" sind Bekundungen eines echten Dichters von starker Phantasie und eigenartiger Schaukraft, der für Humor wie für tiefen Ernst das volltönende Wort findet. Auch dem Tode, der ihn jetzt abberief, hat er ein Lied gesungen, das zu den besten Odenschöpfungen gehört:

Unter den Freunden der erdumwohnenden
Menschen vor allen preis' ich den Tod.
Ob Dionysos, ob Eros dem fronenden
Jammergeschlechte mit köstlich belohnenden
Stunden versüße die Jahre der Not,
Ob in dem Boot
Seligen Traums die betrogenen Geister
Schaukeln von Eiland zu Eiland fort —
Schlaf ist Geselle; — Tod aber, der Meister,
Führt uns zum Port.

St.



Neue Bücher

Lori Graff. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin 1909, Egon Fleischel & Ko.)

Schon zweimal, in „Maria-Himmelfahrt" und „Helene Laasen", hat uns Hans von Hoffensthal, der tief und zart empfindende Bozener Poet, die traurigen Schicksale unglücklicher junger Frauen bis zu deren frühem Ende vorgeführt, und auch in seinem neuen Romane wirbt er wieder für so ein armes Geschöpf beim Leser um inniges Mitleid. Sünde, die man an ihr begangen hat, verwickelt Lori Graff in Schuld, und da die Scheinheiligkeit der Gesellschaft ihr verwehrt, wieder gutzumachen, so flüchtet sie sich aus Verirrung und Verwirrung in die Arme des letzten Freundes der Elenden, des Todes. Alles Unheil geht von einer tückischen Geschlechtskrankheit aus, die sich Valentin von Alfreider als junger Mann zugezogen hat. Er wähnt sich längst geheilt, als er der reizenden Lori Graff die Hand reicht. Aber er täuscht sich, und bald zeigen sich an der Unglücklichen die furchtbaren Folgen der Seuche. Von Ekel erfaßt, an ihrem Leibe geschädigt und geschändet, um die Hoffnung auf Mutterglück betrogen, wendet sie sich von dem schuldig-unschuldigen Gatten ab, von dem sie sich nur aus Rücksicht auf ihre Eltern nicht scheiden läßt. Umsonst sucht er durch demütige Güte ihre Verzeihung zu gewinnen. Ihr Haß treibt sie bis zum Ehebruch. Als Valentin Beweise ihrer Untreue in Händen hat, fordert er den andern und schießt ihn nieder. Langsam reift dann in Loris Herzen die Erkenntnis der eigenen Schuld. Die Gatten versuchen ein neues Zusammenleben. Aber jetzt ist es die schadenfrohe Engherzigkeit der selbstgerechten Gesellschaft, die das arme Weib zu keiner Ruhe kommen läßt. Geächtet, gedemütigt, gehetzt, von der niemals ganz abgestorbenen Krankheit zermürbt, räumt sie dem Gedanken Macht über sich ein, ihren Jammer in den Abgründen des Sandkofel zu begraben. Und eines Tages finden sie dort die freiwillig Abgestürzte.

Arzt und Dichter haben sich in diesem Buche zu einem engen Bunde vereinigt. Hoffensthal stellt in dem hofrätlichen Ehepaar Graff Typen jener unvernünftigen Eltern auf, denen es nur um eine gute Versorgung für ihre Tochter zu tun ist, ohne sich um weiteres zu kümmern, und die, wenn dann die Ehe schlimm ausgefallen ist, sich vor nichts so sehr als vor der Peinlichkeit eines Skandals fürchten. Er eifert aber auch gegen die Gewissenlosigkeit der Erzieher, die die Jünglinge unaufgeklärt und wehrlos gegen die ihre Gesundheit bedrohenden Gefahren ins Leben hinausschicken. In einem an den Leser gerichteten „Abschied", der einigermaßen aus dem Rahmen des Ganzen fällt, bringt er solche Gedanken zum direkten Ausdruck. Mit tiefem sittlichen Ernst geht er dem Problem nach, das ihm Herzenssache ist. In so vornehmer Behandlung wirkt darum auch das an und für sich höchst heikle Thema durchaus nicht verletzend. Und in dem Roman selbst drängt sich die Tendenz nicht ungebührlich hervor, geht vielmehr in der poetischen Darstellung vollständig auf. Mit großer Folgerichtigkeit baut sich die psychologische Entwicklung auf; es gibt keine Lücken oder Sprünge, wodurch manches allerdings ein wenig weitschweifig und umständlich anmutet. Der Dichter meidet alles Spitzfindige, verzichtet auf sensationelle Wirkungen. Er schreibt auch diesmal wieder einen einfach edlen Stil, der sich mit dem Inhalt des Romans aufs schönste deckt. Seine Kunst oder vielmehr seine Naturgabe, in der heimatlichen Landschaft die Stimmung für die Vorgänge im Menschendasein zu finden, feiert wiederum, namentlich in den letzten Kapiteln, Triumphe. Wie wundervoll weiß er die allgütige Natur als Trösterin zu schildern! Wenn sich bei Lori traurige Gedanken vordrängten, dann, heißt es auf Seite 304, brauchte sie „nur ein paar Schritte vor das Haus zu gehen, hinüber in den nahen Wald, da wurden diese Gedanken still. Denn da standen die Bäume, die auch Wunden trugen, Male, die sie doch vernarbten, in einer zähen Lebensbejahung vernarben wollten und vernarben konnten. Einer Linde nahe dem Hause hatte der Blitz ein Mal gehauen, an dem sie lange geblutet. Aber der Baum hatte sich wieder erholt, stand ungebeugt, und das frische Grün, das von den gesunden Ästen niederhing, verdeckte die Wunde." Das außerordentliche Feingefühl, mit dem dieser Tiroler Heimatdichter das ewige Leben der Natur und die Schicksale der Sterblichen harmonisch zu verschmelzen versteht, bringt seine poetischen Gaben unsern Herzen besonders nahe.

Rudolf Krauß

*

Hermann Kurz. Die Schartenmättler. Roman. — Stoffel Hiß. Roman. (Je 3 M, geb. 4 M, Berlin, Wiegandt & Grieben.)

Man schilt, zumal in Norddeutschland, die Schweizer so gern als formlos. Ich will auf diesen Punkt, der auf den Streit zwischen Süddeutschem und Norddeutschem hinausläuft, nicht eingehen, aber jene leichtfertig Urteilenden darauf verweisen, daß vor allem in der deutschen Prosa die schweizerischen Schriftsteller ein Formgefühl beweisen, das dem der Norddeutschen weit überlegen ist. Der bewußte Stil der Prosa ist hier sogar so weit gediehen, daß er für manchen Jüngeren leicht eine Gefahr werden kann. Zu ihnen rechne ich auch diesen Hermann Kurz, dessen Sprache einen Holzschnittcharakter mit so unjugendlicher Strenge bewahrt, daß einem bei dieser kalten Sicherheit Angst werden kann. Denn nicht wahr, das Ganze stammt ja doch nicht aus erster Hand; da sind Gottfried Keller und K. F. Meyer, vor allem beim zweiten Buche aber auch Hermann Hesse deutliche Anreger. Besonders eine vom Letztgenannten wieder überwundene Art, manches undeutlich zu lassen, das erst mit starken Worten angekündigt wurde, findet sich hier bereits sehr störend. Dennoch will ich mit diesen Bedenken die Freude an diesen beiden kräftigen Büchern niemandem verderben. Es ist nur begreiflich, daß der Kritiker des neuen Literaturlebens allmählich schier bedenklich wird gegenüber den so sicheren Anfängen; denn in wie vielen Fällen ist die Entwicklung dann nicht weiter gegangen. Und diese Sicherheit ist doch schließlich nicht Jugend; wer aber wollte diese mit all ihrer Unreife und Unsicherheit, aber doch auch der ihr allein gehörigen Schönheit des Überschwanges missen?

St.



Walter Firle

Von

Arthur Dobsky-Stuttgart

Inmitten des unruhigen Lebens einer nervenmordenden Kunstbetätigung, die, nach allen Richtungen der Windrose strebend, sich in ein uferloses Meer verloren hat, soll ich über einen Künstler schreiben, der so ganz und gar nicht mitgeholfen hat an dem Werke, das man gewissermaßen eine Auflösung des Begriffes „Kunst“ nennen könnte. Soll ich über einen Künstler berichten, der, aus einer stark konservativen Handelsstadt stammend, eben auch einen starken Hang zum Konservatismus im Leibe trägt. Und aus einem Gemisch von psychischem und physischem Können heraus eine Kunst geübt hat und noch übt, die heute, da er auf der Höhe seines Lebens steht, ihm Anerkennung und Hintansetzung zu gleichen Teilen einbringt. Wir wissen es ganz genau, daß Walter Firle niemals ein Himmelsstürmer war, noch sein wird, daß er niemals in den Kreis derer eintritt, die das Verdienst auf ihr Haupt bürden, die Kunst in ihren Grundmauern erschüttert zu haben. Wir wissen auch, daß nicht einstmals freundwillige Autoren aufstehen werden, die mit zungenbrecherischen Definitionen ihn zum verkannten Träger einer neuen Kunstepoche ausposaunen werden. Die ihn mit dem Glorienschein eines problematischen Künstler- und Menschenschicksals umschwängern wollen. — Nein, das alles wird ihm nicht beschieden sein. Ruhig und still ist die Jugend des Menschen Firle dahingeflossen. Nach Überwindung des berühmten Elternwiderstandes gegen das Künstlerwerden ihrer Sprößlinge hat er seinen Weg genommen, wie ihn tausend andere auch nahmen. Und getragen von einer heiteren Natur und einer gerade richtigen und notwendigen Dosis Selbstbewußtsein ist er ihn entlang gegangen bis zum heutigen Tage. Hier und da mal ist ein Sturm gekommen und hat ihn gerüttelt, aber er hielt stand und wartete ruhig auf die Windstillen. Und zu guter Letzt, wenn man das Fazit seines Lebens zieht, erkennt man, daß die heiteren, sonnenhellen Tage die Oberhand behalten haben.

Und eine helle, sonnenhelle Stunde soll es sein, ein den Körper und Geist gleich erfrischender Spaziergang in eine Welt sorglos blühender Kunst und Schön-

heit, den wir jetzt unternehmen. Manche Blume wird unbeachtet am Wege stehen bleiben müssen, denn alle können wir nicht mitnehmen.

Der Versuch, Walter Firles Lebenswerk im Rahmen dieser Zeitschrift auch nur einigermaßen zu erschöpfen, ist von vornherein unmöglich. Das, was hier, unterstützt durch einige Illustrationen, genannt werden wird, genügt, um den Namen Walter Firle fest in das Gedächtnis zu bannen. Nicht chronologisch säuberlich geordnet oder nach mutmaßlichen Qualitäten sollen sie genannt werden, nein, wie sie just gerade kommen, so sollen sie am Auge vorüberziehen. Nicht einmal alle die Gemälde, mit denen Firle in siebzehn öffentlichen Galerien — das bedeutet einen Rekord! — vertreten ist, können genannt werden.

In dem gesamten Oeuvre, das ihm seinen Namen gab, ist das epische Moment vorherrschend. Als Maler des feinen deutschen Genrebildes ist er ein Begriff geworden. Aber dieser Begriff schließt höchste künstlerische und ästhetische Forderungen in sich, und um dessentwillen sind seine Werke, mit welchen Augen man sie auch betrachtet, Produkte einer vollwertigen Künstlerpersönlichkeit.

München, die Stadt, die dem in Breslau geborenen Firle zur zweiten Heimat wurde, besitzt sein weltbekanntes Triptychon „Vater unser". Ein Kommentar zu den drei Szenen „Unser täglich Brot gib uns heute", „Dein Wille geschehe", „Und vergib uns unsere Schuld" ist überflüssig. Selbst wer die Bilder, durch die Walter Firle in der vornehmsten modernen deutschen Gemäldegalerie repräsentiert wird, nicht kennt, vermag ihren Inhalt nachzuempfinden. Es wird keiner an diesen Bildern vorübergehen ohne eine tiefe Ergriffenheit. Und wer dem legendären Inhalt nichts abzugewinnen vermag, der wird an der künstlerischen Lösung vollste Befriedigung finden. Es erscheint müßig, Firles Kunst in ein Verhältnis zu anderen Künstlern zu bringen. Freilich wäre es mit wenigen Worten getan. Aber schließlich sieht ja jeder selbst, wer Augen hat zu sehen, daß seine Kunst auf einem gesunden, mild beschönigenden Realismus basiert, der weder nach der einen noch nach der anderen Seite ausschlägt. Er stimmt seine Bilder auf einen schlichten, alltäglichen Ton und läßt auch durch das malerische Werk diesen Ton weiterklingen. Seine Bilder tragen nicht das unsichere Gepräge ewigen Herumexperimentierens.

Ich weiß, daß man die Maler, die etwas erzählen, die mit jedem ihrer Werke ein Stück Seele von sich wälzen, etwas über die Achsel ansieht. Das ist nun mal so gekommen seit den Tagen, da neuartige Kunstrichtungen in der Leere eines Bildes dessen größten Inhalt proklamierten. Seit der Emanzipation der Kunst vom Gemüte. Aber man wird darüber hinwegkommen.

Und ehrliche Menschen, zu welcher Kunstrichtung sie auch schwören, werden dem Künstler, der seinem Schaffen ein so eminent reiches künstlerisches Können zugrunde legte, niemals ihre Achtung versagen. Und keiner wird Firle den Ruhm nehmen können, in seiner „Sonntagsschule" eines der schönsten und wundervollsten Genrebilder der letzten Dezennien geschaffen zu haben. Ein Bild stelle ich ihm zur Seite: Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Hiermit sollen keine kunstverwandtschaftlichen Saiten angeschlagen werden. Beide Künstler, wenn sie sich auch nicht ganz fremd geblieben sind, gingen eigene Wege. Das Grundmotiv

ist bei Uhde und Firle dasselbe. Und wenn bei jenem die ganze Handlung unter das Heilandswort „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ gedrängt wird, wenn wir durch die Christusperson einen großen, feierlichen religiösen Moment fühlen, wir können dasselbe ohne Mühe bei Firles „Sonntagsschule“.

Dort ist es der Gottmensch, der dem Augenblicke die Weihe aufdrückt, hier der in den Augen der Kinder zum Gott werdende Mensch. Und daß dieses dürre Männlein in seinem schlecht sitzenden Rock seiner ganzen unbedeutenden Körperlichkeit, seiner naiven Schlichtheit den Kindern als etwas Bedeutendes erscheint, wer möchte es leugnen? Fünfzehn Kinder in den verschiedensten Altersstufen lauschen seinen Worten. Nicht eines ähnelt dem andern, jedes ist ein ganz individuell durchgebildeter Typ einer ärmlichen Menschenklasse. In diesem leider nicht im deutschen Lande gebliebenen, sondern im Museum zu Budapest hängenden Bilde hat Firle den ganzen Reichtum seines Könnens und die Intensität seiner Beobachtungsgabe von sich gegeben. Dieses wundervolle Bild ist die zweite seiner größeren Schöpfungen. Ihm vorangegangen war die „Morgenandacht in einem holländischen Waisenhause“. Die Frucht einer Studienreise nach dem Lande der Mynheers brachte ihm den ersten großen Erfolg von ungeahnter Durchschlagskraft. Es trug ihm die goldene Medaille ein, wurde für die Berliner Nationalgalerie angekauft und machte seinen Namen mit einem Schlage populär. Das mußte den damals kaum 29jährigen Künstler wohl zu neuen Taten regen. In der Einsamkeit des Dorfes Polling bei München ging er ans Werk. Hier finden wir ihn vertieft in das Menschen- und Naturstudium. Hier läßt ein rastloser Fleiß die Hand über das Papier fliegen, weniger um korrekte Treue bekümmert als um das rasche Fixieren des empfangenen Eindrucks und des vorschwebenden Bildgedankens. In rascher Folge entstehen neue Werke, aus denen immer eine neue Note seiner lyrisch-musikalischen Seele klingt.

Da entsteht das von düsterer Tragik erfüllte „Im Trauerhaus“, das vom Museum seiner Vaterstadt Breslau erworben wurde. Ein stummer, aber endloser Schmerz liegt über der alten Frau, die ihr Liebstes betrauert. Auch über den vielen zur Teilnahme herbeigeströmten Menschen liegt Mitleid und Schmerzempfinden, aber es ist doch ein fremdes, kühles. Firle hat diese Trauergemeinde meisterlich charakterisiert. Dann wieder folgen eine Reihe jener Bilder, die ihm zu einer ungeheuren Popularität verhalfen. Jene feinen, sonnen- und stimmungsdurchfluteten Interieurs, in denen junge Mädchen ihre Morgen- und Abendlieder erklingen lassen. Hier und da tritt ein altes Mütterchen aktiv oder passiv in die Erscheinung. Begleitet die Mädchen am Klavier zu ihrem Gesange oder sitzt still im Eckchen und kämpft mit der Erinnerung. In diesen Interieurs ist Firle dem Problem des Lichtes besonders nachgegangen. Die meist schmucklosen, nüchternen Räume werden verschönt durch das einfallende Sonnenlicht. Es verklärt diese glücklich zufriedenen Menschen in ihrer stillen Weltabgeschiedenheit und wirft seine Strahlen zurück auf den Schöpfer. Er hat das Thema seiner singenden Mädchen oft variiert. Aber er hat immer versucht, etwas Neues herauszuholen. Und immer wieder sucht er mit Schönheit zu beglücken. Firle verachtet die Darstellung des Häßlichen keineswegs, und mehr als eine seiner Studien beweisen, daß er die

flüchtigste Zufallserscheinung festhält, ob sie auch häßlich ist, wenn sie ihm nur malerisch reizvoll dünkt.

In der „Genesung“ (Museum Magdeburg) und „Der Glaube“ (Museum zu Leipzig) schlägt er wieder ergreifende und packende Akkorde an, die sich in der grandiosen „Pietà“ zu erschütternder Tragik steigern. Worte vermögen die monumentale Schwere dieses Bildes kaum zu erschöpfen. Firle hat hier alles, was er zu geben vermochte, auf den Körper des Heilandes konzentriert. Der ist, trotzdem er nur Leiche ist, von einer Größe erfüllt, die erschauern macht. Wer dieses Bild einmal in der Dämmerung eines Spätwintertages gesehen, wird es niemals wieder vergessen. Dieses von einer kolossalen Plastizität erfüllte Bild bedeutet gleichsam den Schlußgesang einer an Erfolgen reichen Periode des Künstlers.

In den letzten Jahren hat Firle sich viel der Darstellung des Kindes und der Welt, in der es sich bewegt, zugewandt. Er zeigt allerliebste Kinder, einzeln und in Gruppen in einer individuell bestimmten Umgebung, umflossen von einer Atmosphäre des Traulichen und Gemütlichen. Er zeigt kleine Mädchen, die vergnügt in die Gluten des Herdfeuers gucken, die sich mit der schweren Beschäftigung des Strickens abplagen oder in traulicher Gemeinschaft mit der Großmutter eine stille Stunde halten. Seine letzte große Komposition ist gewissermaßen auch ein Kinderbild, nur ernsteren Inhaltes. „Die erste Kommunion.“ Diesem an malerischer Qualität steht ohne Zweifel über das Bild „Die goldene Hochzeit“, aus dem wir das junge Paar veröffentlichen. Es ist im vorigen Jahr in den Besitz des Museums zu Lübeck übergegangen.

So nähern wir uns nun dem Firle der Gegenwart. Er ist ein anderer geworden und im Grunde genommen doch derselbe geblieben. Aber er hat sich einer neuartigen Kunstbetätigung zugewandt — dem Porträt. Freilich ist er weit davon entfernt, das, was ihm einst die Wege zur Höhe ebnete, achtlos beiseite zu schieben. Aber ein Künstler wie er, kraft- und lebenstrotzend, warum soll er nicht auch einmal einen Ausflug auf ein bisher fremdes Gebiet unternehmen? Die Grundlage ist ihm ja gegeben. Er hat gelernt, Menschen zu malen. Menschen mit all ihren Schwächen und Mängeln. Er hat sie studiert, und in wundervollen Zeichnungen und Skizzen dieses Studium festgelegt. Ein glänzendes Dokument sind hierfür die „Tioler Bauern beim Mittagessen“, die ich für ein ganz bedeutendes Opus halte. Da sind ferner eine endlose Menge von Studien, die ein kolossales Eindringen des Künstlers in die menschliche Seele erkennen lassen.

Firle ist ein eminent sicherer Zeichner. Und vor allem da, wo er frei und ohne beschränkende Vorschriften und Wünsche walten kann, da offenbart sich am nachdrucksvollsten die ihm innewohnende Kraft. Was Wunder also, daß Firle eines Tages zum Porträt kam! Das heißt, er gesteht es selber, er wäre vielleicht niemals drauf gekommen, wenn nicht Inspirationen von anderer Seite her auf ihn gewirkt hätten. Kein Geringerer als Josef Israels — der holländische Altmeister — hat das Verdienst. So hat Firle, wie man im gleichen Falle beim Schauspieler sagen würde, seinen Übergang vom Liebhaber zum gesetzteren Helden vollzogen. Der Vergleich ist nicht ganz so schlecht, wie es scheinbar der Fall ist. Der Genremaler, der immer und immer mit dem Gefühl malt, hat es ebenso leicht wie der

Liebhaber, ihm fliegen alle Herzen zu. Der Porträtmaler — der gesetztere Held — er muß weit, weit ernster ans Werk gehen, um zu überzeugen und zu packen. Denn sein Publikum ist ein viel kritischeres und auch viel undankbareres.

Das Porträt hat den zweifelhaften Vorzug, von drei grundverschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden. Einmal vom Standpunkt des Abgebildeten, ein andermal von dem des Abbildenden und ein drittes Mal von dem des unbeteiligten und doch meist sehr stark beteiligten Bildbeschauers. Und die Gesichtspunkte dieser drei ganz verschiedenen Menschen sind wieder in so vielerlei und oft widerspruchsvolle Ansichten zerlegt, daß sich um das Porträt als solches ein Reichtum der Problematik herumwindet, wie um kaum eine andere Kunstgattung. Das Problem des Hauptbeteiligten, des Dargestellten oder Darzustellenden, formt sich in die kategorische Forderung: Male mich, so schön du kannst, male mich recht bedeutend, denn der Augenblick, da ich mich malen lasse, ist ein bedeutender. Jeder, und nehmen wir den denkbar bescheidensten Menschen her, ist der Augenblick an ihn gekommen, wo der Photograph oder gar der Maler sein Abbild nehmen soll, fühlt diesen Augenblick mit gewichtiger Schwere. Und das Bewußtsein seiner Menschbedeutung läßt seine Brust höher schwellen, läßt seine Haltung zusammenraffen, sein Gesicht und sein ganzes Exterieur so annehmbar wie möglich machen. Kurz, man macht sich. Man streift die ureigene Persönlichkeit ab und wird zur Puppe. Und auch die moderne Bildniskunst inklusive ihrer nicht unwichtigen Dienerin, der Photographie, ist darüber noch nicht hinaus. Wenn freilich zugestanden werden muß, daß sie dem Wesentlichsten des Porträts, dem Antlitz, jenen süßen Allerweltsheiligenschein genommen hat, den man früher als das typische Übel aller Bildnismalerei empfand.

Im Frühjahr dieses Jahres ist Walter Firle zum ersten Male mit den Früchten einer knapp zweijährigen Tätigkeit als Porträtmaler herausgetreten. In der Galerie Schulte fand das Debut mit etwa vierzig Gemälden statt.

Man benutzte den Anlaß, um Firles Übersiedelung nach Berlin zu prophezeien, aber es war eine unbegründete Meldung. Der Künstler denkt nicht daran, Berliner zu werden. Spart er sich doch allemal eine halbe Tagereise, wenn er, was nicht so selten vorkommt, einmal einen Abstecher nach seinem geliebten Rom macht.

Die kollektive Vorführung der Ergebnisse seiner neuen Kunstbetätigung glich einer reichbesetzten Tafel. Es war alles da. Vom Bildnis des regierenden Fürsten bis hinunter zum lieblich anmutigen Porträt des einfachen Kindes aus gut bürgerlichem Hause. Dominierend war das Frauenbildnis. Und wenn man aus den ausgestellten Bildern Schlüsse ziehen kann, so muß man schon zugeben, daß er der prädestinierte Maler der Frau ist, ohne jedoch auf eine ganz bedeutende Befähigung zum Maler des männlichen Porträts verzichten zu müssen.

Sicher hat Firle mit dieser Ausstellung bis zur Evidenz bewiesen, daß er aus dem Ensemble der deutschen Porträtmaler einfach nicht mehr hinauszudenken ist. Der Boden dieser ihm neuartigen Kunstprovinz ist eben auch ein durchaus solider und sicherer, auf den er mit Zuversicht bauen kann. Man kann nicht sagen, daß Firle einen Stil gesucht habe. Und wenn man ihm zehnmal Lenbachsche Ten-

denzen unterschiebt. Bedeutet dies einen Vorwurf? Nein — denn schließlich ist kein Künstler der Erde frei von Anlehnung geblieben! Der Monarchismus in der bildenden Kunst ist eben doch ein recht zweifelhaftes Ding.

Aber wie jeder ernsthafte Künstler Prinzipien hat, nach denen er gestaltet, so auch Firle. Und selbst der mit tödlicher Sicherheit zu erwartende Widerspruch mancher Auftraggeber konnte ihn nicht bewegen, sie über den Haufen zu werfen. Hier aber liegt der Wert der Persönlichkeit. Freilich ist Firle weit davon entfernt, ein Porträtmaler allermodernsten Schlages zu sein. Reformatorische Sensationsgelüste hat er nie gehegt. Aber der Wunsch, auch als Bildnismaler ein Stück des eigenen inneren Wesens durchblicken zu lassen, ist deutlich erkennbar. Denn das Bild der Frau von soundso oder des Herrn von X. soll nicht nur ein getreues Abbild jener Personen sein, es soll auch die Person seines Schöpfers erkennen lassen und soll seine Handschrift tragen, auch wenn es nicht signiert ist. Wohl unterstreicht Firle gern und mit weltmännischer Courtoisie den anziehenden Zug ihrer Naturen — aber ihnen devot zu opfern, das liegt seinem Naturell nicht.

Aus der Reihe der prominenten Persönlichkeiten, die Firle porträtiert hat, ist zunächst das des greisen Prinzregenten von Bayern zu nennen. Er hat es in mehreren Varianten wiederholt. Das abgebildete ist das beste und bedeutendste, und man kann es füglich eine Glanzleistung nennen. Unter strenger Vermeidung alles Nebensächlichen und stärkster Betonung alles Charakteristischen ist hier ein Porträt allerersten Ranges entstanden, das unter den Bildern, die den Fürsten verewigen, immer an exklusiver Stelle stehen wird. Von einer wundervollen Milde sind die vom Alter zernagten Züge des alten Herrn übergossen. Schon diesem Bilde nach müßte man diesen Mann liebgewinnen, auch wenn er sich nicht selbst in seinem ganzen Leben so liebenswert gemacht hätte. Wir sehen hier nur den dem Ärmsten seines Volkes gleichgeborenen Menschen. Nichts von Fürsten- und Gottesgnadentum ist hier zu spüren. In der Tat ein wundervolles Bild, das die Hochachtung, die man dem Dargestellten entgegenbringt, auch auf den Schöpfer übertragen muß. Als künstlerische Leistung dürfte diesem das Bildnis des Herrn von B. am nächsten stehen. In der Haltung ist es ebenso frei und ungezwungen wie das des Regenten. Und ebenso geistreich prägnant. Technisch, das heißt nicht im Sinne des Pinselvirtuosentums, sondern in dem höheren einer künstlerischen Kultur ist es ausgezeichnet. Vielleicht daß vergleichsbereite Menschen hier eine fühlbare Anlehnung an Lenbach konstatieren wollen. Möglich — aber nur äußerlich und scheinbar. Auch mir ist es so gegangen, und doch mußte ich bei eingehendem Betrachten den ersten Eindruck umstoßen. Dieses Bild gehört in die dritte Stufe Hebbelscher Definition des Kunstwerkes: es muß so sein. Andere Porträts kann man sich so oder auch so, besser oder geringer vorstellen. Hier hört eine Unsicherheit der Anschauung auf, und aus dem Positiven folgert man mit konsequenter Logik: so und nicht anders mußte der Mann dargestellt werden. Käme noch ein drittes Männerbildnis: das des Herzogs von Arcos. Der auf der Höhe des Lebens angelangte Aristokrat ist noch immer eine imponierende, reckenhafte Erscheinung. Auf dem mit der unvermeidlich bunten Uniform angetanen Körper sitzt der ungemein charakteristische Kopf. Das krause Lockenhaar gibt ihm nach oben zu einen mehr menschlichen Ab-

schluß. — er wird beinahe ein ausgesprochener Charakterkopf. Wenn ich mit der Behandlung des malerischen unmalerischen Beiwerkes mit Firle nicht ganz konform gehe — das Porträt selbst ist vollkommen gelöst. Hier ist etwas von Rembrandtscher Kraft zu spüren. Und die Intensität seines Menschenstudiums konnte kaum ausdrucksvoller in fühlbare Gestalt umgesetzt werden.

Vor dem Übergang zum weiblichen Bildnis dürfte noch die Erwähnung eines Doppelbildnisses interessant sein. Das heißt, diese letztere Bezeichnung nicht wörtlich genommen. Denn in der Tat sind es zwei räumlich getrennte, ganz selbständige Bilder. Nur ihre persönliche und künstlerische Zusammengehörigkeit läßt die Bezeichnung zu.

Wie nicht anders zu erwarten, ist die englische Huldigungsausstellung in Berlin im Frühjahr 1908 nicht ohne Einflüsse geblieben. Der großartige Triumphzug der englischen Meister des achtzehnten Jahrhunderts wird noch manche stille Spur geschlagen haben, die man eben noch nicht entdeckt hat. Vielleicht daß die Nachwirkung mehr auf der Seite des Publikums als der Künstler zu spüren ist. Das mag sein. Die Porträts des Prinzen und der Prinzessin Biron von Kurland sind eklatante Beweise dafür. Man wollte eben im Stile der alten Engländer gemalt werden. Das ist noch nichts weiter, wenn ich an jene Wiener Aristokratin denke, die ihr Söhnchen im Charakter des Quattrocento malen lassen wollte. Wollte — bemerke ich. Das Resultat war ein merkwürdiges Ding. —

Firle hat sich seiner Aufgabe mit der bei ihm selbstverständlichen Noblesse entledigt. Am englischsten ist die landschaftliche Folie in beiden Bildern. So ungefähr hat Gainsborough auch gemalt, wenn er den schönen Ladies einen stimmungsvollen Hintergrund schaffen mußte. Die Porträts selber sind deutsch — urdeutsch. Da ist kein fremder Akkord angeschlagen. Wenigstens nicht einer, der aus dem 18. Jahrhundert herüberklänge. Das Bild des Prinzen ist vorzüglich, und auch in dem anderen ist der Künstler mit auserlesenem Geschmack und vornehmer Gesinnung zu Werke gegangen — die im Atelier noch zu empfindenden Härten im Antlitz waren in der Ausstellung verschwunden. Alles in allem — beides stärkste Eindrücke von des Künstlers hochkultivierter Malerindividualität.

Unter den weiblichen Bildnissen erscheint das der Frau Baronin von Bl. gewissermaßen als der Clou. Es ist reich an koloristischen Schönheiten, und doch kann man nicht behaupten, daß nur der optische Zusammenklang farbiger Werte das Reizmittel gewesen sei. Firle sah, das ist ihm von seiner früheren, keine Vorschriften kennenden Tätigkeit her treu geblieben, alle die Personen, die sich ihm als Modelle darboten, als psychologische Objekte. Das Hohle, künstlich Arrangierte und Zusammengeschweißte ist ihm keine künstlerische Befriedigung. Und er wäre wohl noch manchmal weiter gegangen in der Loslösung von der Modellerscheinung, wenn sich ihm nicht ein energisches Veto entgegengestellt hätte. Aber das Gefühl, Menschen mit Fleisch und Blut vor sich zu haben, behielt immer die Oberhand. So hat er auch dieses Bildnis, mag es dem oberflächlichen Beschauer zunächst noch so sehr als rein koloristisches Malwerk imponieren, mehr Seele geschaffen als Körper. Oder um es vielleicht genau zu präzisieren: verkörperte Seele. Ein zweites Bild der gleichen Dame zeigt diese und auch den Künstler in ganz anderem



Lichte. Dort farbenglühendes, impulsives Leben — hier ruhige, vornehme Abgeklärtheit mit einem Hauch geistreich-kapriziöser Lebendigkeit. Und dabei doch der Typ der mondänen Dame. Das Kleid bildet im Gegensatz zu dem die ganze Gestalt einhüllenden wundervollen Schal auf dem ersten Bilde hier ein ganz anderes Problem. Daß Firle Stoffe und deren wundervolle Reize, wenn sie sich dem Frauenkörper in Hunderten von Falten und Fältchen in bestrickenden Flächenwirkungen anschmiegen, malen kann, hat er hinreichend bewiesen. Hier ist ihm die Lösung ausgezeichnet gelungen. Das schwarze, schwere Kleid mit wenigen lichtspendenden Schmuckstücken besetzt, bildet eine raffinierte Folie zu dem leuchtenden Inkarnat. Eine ungemeine Körperlichkeit und seltene psychische Klarheit zeichnen das Bild vor allen anderen aus. Den Gemälden der großen Damen, von denen noch das der Gräfin von B. zu nennen wäre und die der Frau und des Fräulein von Ch., in denen das Charakteristische wieder ganz besonders betont wurde, folgen noch eine Anzahl von Bildern kleiner Damen.

Da ist zunächst das ganz entzückende Bild der jungen Komtesse S. Herzerfrischendes junges Leben pulst durch dieses Kind mit den nachdenklich in die Welt hinausschauenden Augen und dem herrlichen, üppigen Blondhaar, das über das ganze Figürchen hinabfällt. Firle hat das kleine Fräulein durchaus künstlerisch und mit gesundem Empfinden dargestellt, und das Bild hat trotz seiner bestrickenden Lieblichkeit nichts von abgeschmackter porzellanener Glätte an sich, mit der andere Maler die Kindesanmut so gern übertünchen. Die bestimmende farbige Note hat Firle im Haar des Kindes gefunden, das an den wundervoll beleuchteten Stellen in sanftesten goldigen Tönen flimmert. Sehr reizend ist auch die Gruppe, die die Kinder des Grafen von M. darstellt. Die beiden ganz leger und ungesucht dasitzenden Knaben und das vor ihnen am Boden liegende Mädchen sind kräftig und doch mit liebevollem Unterscheiden der kindlichen Psyche gemalt. Man fühlt, daß hier nichts Unwahres hinzugemacht ist und jede Schöntuerei vermieden wurde. Die Gruppe ist trotz aller Zwanglosigkeit vorzüglich in den Raum gestellt und auch nach der koloristischen Seite hin in der glücklichsten Weise gelöst. Mir scheint, diese Kinder müssen einmal glücklich sein, wenn sie als erwachsene Menschen dieses Bild betrachten. Das wird wohl auch bei dem allerliebsten Persönchen der Fall sein, das wir in farbiger Wiedergabe vorführen. Ist das nicht ein ganz entzückendes Geschöpfchen, das uns da mit glückstrahlenden Augen ansieht, als wollte es sagen: Seht, wie schön ich gemalt bin! Den Kopf hat Firle wundervoll durchgearbeitet — die Reproduktion vermag die Qualitäten dieser Malerei natürlich nicht voll zu erschöpfen. Alles übrige ist nur leicht angedeutet, Arm und Hand sind noch nicht einmal fertig. Aber als Ganzes ist es doch fertig, ist es ein echter, vollkommener Firle. Ein liebenswürdiges Werkchen, das, wenn es auch in irgendwelchem Salon ein weltabgeschiedenes Dasein fristet, doch ein glänzendes Zeugnis bildet für die Zeit, da Walter Firle begann, Porträts von Menschen zu malen. —

So könnte dieser Versuch, von der Künstlerpersönlichkeit des zum Münchner gewordenen Schlesiers ein Bild oder eine Skizze zu entwerfen, eigentlich geschlossen werden. Doch es soll nicht geschehen, ohne des Anlasses zu dieser Niederschrift zu gedenken. Walter Firle schließt in diesem Jahre und in diesem Monat das erste

halbe Jahrhundert seines Lebens ab. Gewöhnlich sagt man das zu Beginn. Aber das Bestreben, diesem Aufsatz den Charakter eines Geburtstagshuldigungsartikels zu nehmen, war ausschlaggebend. Denn auch ohne diesen äußeren Anlaß hätte der Künstler diese Würdigung im Türmer gefunden. Firle hat während des Vierteljahrhunderts seiner selbständigen künstlerischen Ausübung so endlos viel Schönes und Gutes geschaffen, hat sich durch alle Phasen des Lebens und der Kunst hindurchgearbeitet zu der Höhe, auf der er heute steht, und darf das, was man heute über ihn schreibt und noch schreiben wird, als selbstverständliche Anerkennung hinnehmen, die die Mitwelt einer künstlerischen Erscheinung von seinem Range schuldig ist.



Kunstakademischer Katzenjammer

Die Münchener Kunstakademie hat ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert. Mit vielen schönen Reden verkündete man selbstzufrieden, welch hohe Aufgabe die Akademie in all dieser Zeit gut erfüllt habe. Diese Aufgabe lautet nach der von Schelling entworfenen Stiftungsurkunde: daß der Kunst die ihr gebührende Stellung im Staatsorganismus und im öffentlichen Leben gewährt werden solle. Hebung der Kunst als Bildungsmittel für das Volk war das Ziel. Ein schönes Ziel, dem man nach der Meinung an maßgebender Stelle wohl recht nahe gekommen ist. Denn man hat sich von der Akademie zur Hochschule befördert. Andererseits hat der Staat im Laufe des 19. Jahrhunderts allerorten immer größere Mittel für seine Kunstakademien aufgewendet. In Berlin z. B. ist der Etat innerhalb 50 Jahren auf das Fünffache angewachsen. Auch muß zugegeben werden, daß es im 19. Jahrhundert nur wenige Künstler von Ruf gibt, die nicht wenigstens zeitweilig ein akademisches Lehramt bekleidet haben.

Trotz alledem drängen sich die Fragen auf, ob die Kunstakademien wirklich ihre Aufgaben erfüllt haben? Was lehrt die mehr als hundertjährige Erfahrung? Wie stehen wir heute dem Institut der Kunstakademien gegenüber? Welche Erfolge sind zu spüren?

Diese Fragen stellt Eugen Kaltschmidt in der Halbmonatschrift des deutschen Werkbundes „Das Werk“ und beantwortet sie in so allgemein bedeutender Weise, daß wir seine Ausführungen hier auszugsweise wiedergeben wollen. „Es ist noch gar nicht lange her, ein paar Jahre erst, da wurde viel und heftig über die Kunstakademien gestritten. Eigentlich nicht so sehr ‚über‘ sie, sondern gegen sie. Recht scharfe Stimmen wurden laut; aber nicht eine von tieferer Überzeugungskraft sprach für diese Form des staatlichen Kunstunterrichts. Im Gegenteil: ‚Jede Akademie, die steht, ist wert, daß sie zugrunde geht!‘ Dieses Todesurteil, das Hermann Obrist im Herbst 1900 gesprochen hatte, klang in allerlei Variationen wieder. Wenn es seither stiller geworden ist, so erklärt sich das durch die Ventile, die sich der Unmut geschaffen hat; durch die Abwanderung der Mißvergnügten in die Werkstätten der angewandten Künste, durch das sichtbare Aufblühen eines neuen Kunsthandwerks, bei dem das Wort Kunst wieder Zweck und Sinn hat. Und gerade dieses Aufblühen gibt uns ein Recht zu der erneuerten Frage: Was ist's mit den Akademien?

Ein Jahrhundert liegt hinter uns, und wir sehen klar: die Akademien haben ebensowenig der Kunst die Ziele gewiesen, wie sie dem Volke die Wege zur Kunst geebnet hätten. Sie haben nicht einmal die viel kleinere Aufgabe erfüllen können: Hüterinnen der kunsttechnischen Traditionen zu sein. Die hohe Kunst von akademischer Bestallung zog sich vornehm in ihre Meister-



ateliers zurück; sie stand neben dem Leben wie ein fremder verirrter Geist, wie ein Schatten ... Daß sich trotz der akademischen Lehre manch eigenwillige Künstlernatur durchgesetzt hat, beweist nichts gegen die „unzähligen Bekenntnisse der Künstler, und nicht der schlechtesten, wie sehr die akademische Richtschnur die Talente irregeführt und zeitweise gelähmt, den fügsamen Mittelmäßigkeiten dagegen zu schnellem Ansehen verholfen hat. Gewiß sind auch Irrwege und Umwege förderlich dem, der die Kraft hat, sich selber zurechtzufinden. Aber sie können unmöglich eine Lehre verteidigen, deren Gang und Ziel doch wohl zuerst auf die Vermeidung von Irrtümern gerichtet ist, weil die Kraft des Schülers gespart und an dem erprobt werden soll, was seiner besonderen Begabung gemäß ist.

Sobald die Kunst von der Höhe einer Akademie gelehrt wird, entgeht sie der Gefahr einer Überspannung ihres eigentlichen Lehrzieles nur schwer. Gerade der eifrige und vielleicht auch bedeutende Meister wird immer eher versuchen, seine eigene Sonderart, nicht nur seine technische Handwerkserfahrung fortzupflanzen. Das ist ja sehr menschlich. Was soll dabei anderes herauskommen als eine unverstandene Manier? Wie ist auch zu verlangen, daß ein jeder Künstler, der sich einen Namen erworben hat, ohne weiteres ein guter Lehrer sei? Das Gegenteil ist viel wahrscheinlicher: wer sich künstlerisch durchsetzen will, muß in eine gewisse Einseitigkeit verfallen, muß das, was er treibt, und wie er's treibt, für das einzig Wahre halten. Diese geistige Verfassung ist für eine Lehre die denkbar ungünstigste psychologische Voraussetzung. Sie führt beim einen Meister, der gewissenhaft ist, zum geistigen Zwang und bei den Schülern zu Zwangsprodukten; beim andern führt sie zur Gleichgültigkeit gegen das lästige Amt. Das ist dann der, der jahraus, jahrein denselben superben Akt neben die falsche Zeichnung des Schülers setzt und sich schleunigst und wortlos empfiehlt. Was hat der Jünger davon? Das erhebende Bewußtsein, Schüler des berühmten X. zu sein, mehr nicht. Fälle, wo der berühmte X. zugleich ein guter Lehrer ist, die eingeborenen Fähigkeiten des Schülers hervorzulocken weiß — oder vielleicht gar einsichtig genug ist, zu sagen: Lieber Freund, ich bin nicht der Mann für dich, geh zu dem und dem — der also einen menschlichen Rat zu erteilen weiß wie ein Seelenarzt, solche Fälle sind in der Geschichte der Akademien so außerordentlich selten, daß sie kaum ins Gewicht fallen.

Die alte Malerwerkstatt, wo der Lehrling mit dem Pinselwaschen und Farbenreiben begann, hatte gewiß keinen Überfluß an ‚höheren Direktiven'. Das Ideal verstand sich da bis auf weiteres von selbst. Aber das ist gewiß, daß sie dem Schüler von Anfang an auch mit den kleinen Aufträgen und Aufgaben die Möglichkeit gab, nicht nur zu studieren um des Studiums willen, sondern mitzuarbeiten an einer Sache, die irgendeinen Zweck erfüllte. So wuchsen die jungen Leute mit der täglichen simpeln Handwerkserfahrung sehr bald in jene kräftigende Befriedigung hinein, die aus jeder ehrlichen und zweckmäßig angewendeten Arbeit quillt. Ihre Lehrzeit war Arbeitszeit im profanen Sinne, kein Studium. Sie brauchten nicht allwöchentlich einen neuen Kopf zu beginnen und beiseite zu werfen, sie durften mithelfen am Werke des Meisters und fühlten sich so trotz der Bescheidenheit ihrer jeweiligen Aufgabe als nützliche und brauchbare Glieder der Allgemeinheit; sie hatten die Zuversicht zum Leben, weil sie die Freude an ihrer Arbeit hatten.

Die Akademien aber, die der Staat freigebig mit Lehrern, Räumen und Lehrmitteln speist, brauchen sich um die praktischen Lebensaussichten ihrer Schüler nicht zu kümmern. So nehmen sie auf, wen immer ein noch so bescheidenes Nachahmertalent auszeichnet. Und so züchten sie ein Künstlerproletariat heran, Jahr um Jahr, das nach Vollendung seiner Studienjahre so ziemlich allen Bitterkeiten des Lebenskampfes ausgeliefert ist. Wo sollen sie hin mit ihrer Kraft? Wer kauft ihnen ihre Bilder, ihre teuren Denkmalsentwürfe, ihre Palastpläne ab? So viel Kunst, hohe und idealgesättigte oder auch nur geschickt nachgeahmte Kunst können wir ja gar nicht brauchen. Wohin damit? Wo bleiben all diese entsetzlich gleichgültigen Leinwände unserer riesenhaften Bilderbasare? Wie schwer hat es gehalten, nur durch die Jury zu

schlüpfen. Wieviel schwerer ist es, den Ausweg zu finden und den freien Platz in der Gegenwart!

In jeder größeren Kunststadt gibt es Hunderte solcher Künstlerexistenzen, die mit Galgenhumor oder Verzweiflung zwischen Leben und Sterben schwanken und doch nicht die Kraft aufbringen, ihrer akademisch beglaubigten künstlerischen Zukunft zu entsagen und ein rechtschaffenes bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, solange es noch Zeit ist. Jeder rät es dem andern, keiner will den Anfang machen. Der akademische Bildungsdünkel, das ist die Krankheit, die an ihnen frißt. Eine Abart unserer allgemeinen Bildungsphilisterei, ist er ethisch, ästhetisch, volkswirtschaftlich gleich verhängnisvoll. Er legt uns einen Teil höchst brauchbarer Kräfte lahm. Sind wir denn wirklich so reich, diesen dauernden Aderlaß ohne Schaden vertragen zu können?

Was ist da zu tun? Sollen die Akademien mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden? Sollen wir zum Werkstättenbetrieb der alten Handwerksmeister zurückkehren?

Das eine wäre so schwer und aussichtslos wie das andere. Ein autoritäres Gebilde wie der moderne Staat wird nie zugeben können, sich so gründlich mit einer hundertjährigen Einrichtung geirrt zu haben, daß er sie freiwillig aufheben könnte. Er kann es auch gar nicht, es hängen viel zu viel Personalfragen daran. Als die Klöster aufgehoben wurden, war eine Reformation des Geistes vorhergegangen, die zum guten Teil ihren Weg aus den Klöstern her nahm. Wer wollte aber ernsthaft glauben, daß die heutigen Akademieprofessoren einen solchen Umsturz einleiten würden? Die sind in ihrer Mehrzahl überzeugt, daß die Zustände, so wie sie sind, ganz erträglich sind. Wenn viele von ihnen auch über die geringe Ersprießlichkeit der eigenen Lehrtätigkeit ehrlich genug denken, so werden sie doch den Anspruch auf staatliche Unterstützung ihres eigenen künstlerischen Schaffens mit allem Nachdruck aufrechterhalten. Es herrscht auch in der Kunst angesehener und wirklich tüchtiger Meister heute eine Überproduktion. Die Abnehmer: öffentliche Sammlungen und Privatkäufer konsumieren kaum den zehnten Teil dieser anerkannten Kunst. Wer Akademielehrer ist, sein Staatsgehalt bezieht, fühlt sich den schlimmsten Sorgen um die Existenz enthoben; fühlt sich aber auch im guten Recht, eben auf Grund seiner Leistungen, ihnen enthoben zu sein. Es kommt hinzu, daß für weite Kreise die Kunst noch des akademischen Ansehens bedarf, einer staatlich sanktionierten Organisation, die ohne weiteres besagt: diese bildenden Künste sind wichtig für das Volk, daher muß der Staatshaushalt ihrer gedenken.

Naive Leute könnten nun vorschlagen: Wohlan, gebt jenen Künstlern, die nach dem Urteil der Sachkundigen gezeigt haben, daß sie Meister sind — gebt ihnen getrost den Staatsgehalt, auf bestimmte Zeit, und ohne die leidige Lehrverpflichtung. Laßt sie lehren, wenn sie wollen, und wo und wie sie wollen, nur zwinge der Staat durch sein Anstellungsdekret sie nicht, Professoren zu sein, wenn sie es eben nicht sind. Laßt die Akademie einzig aus dem freien Verbande dieser freien Künstler bestehen, die in ihren Zusammenkünften das öffentliche Wohl der Kunst und Kunstpflege wie das Wohl und die Interessen ihres Standes zu wahren hätten. Es wäre ein ganz schrecklich naiver Vorschlag, und kein Mensch würde ihn ernst nehmen. Schon deshalb nicht, weil dann doch die schönen Akademiepaläste eigentlich keinen Zweck mehr hätten.

Zum zweiten: die Rückkehr zum Schulbetrieb der alten Handwerksmeister. Geht auch nicht mehr. Die Künste sind ja ‚frei', sind persönlichste Arbeiten der einen Meisterhand geworden. Allenfalls die Baukunst erlaubt in untergeordneten Teilaufgaben die Mitarbeit der Schülerhand. Vor allem aber: die beiden Hauptkünste, Malerei und Plastik, arbeiten ja das meiste nicht mehr auf Bestellung, sondern aufs Geratewohl, im freien Angebot ihrer Ideen; für irgendeinen Fleck, der sich erst finden soll. Eine Arbeit für die gute Stube des Alltags; für den Sonntagnachmittag. Es gibt aber nur 52 Sonntage im Jahr. Diese guten Stuben sind gefüllt, von alter und neuer Kunst, von Antiquitäten und Kuriositäten. Wohin mit der neuesten Kunst,



die da kommen will? Die gleich auf feste Bestellung aus der Meisterwerkstatt kommen will, ohne in all und jedem Tüpfelchen dem glücklichen Besitzer zu versichern, ein ‚echter‘ X., ein besonders schöner Z. aus der besten Zeit des Meisters zu sein?

Nein, die Akademien stehen unangreifbar fest, solange der Grundbegriff der Kunst eingewurzelt ist in der Vorstellung von etwas, das sehr ideal, d. h. sehr blau, sehr unverständlich, riesig kostspielig, und eigentlich unnötig, aber doch sehr schön ist und zur Bildung gehört. Fängt dieser Begriff an zu wackeln, so ist's vielleicht auch um die Festigkeit und das Ansehen des heutigen Kunstunterrichts auf den Akademien geschehen.

Und es scheint wirklich, als finge das Wackeln an. Schon seit einem Dezennium tönt das Rasseln, Bohren, Hämmern, Feilen, Walzen aus den Werkstätten der angewandten Kunst verdächtig hell in die hohen Akademiesäle hinein. Jener Künste, die man in früheren Tagen vornehm distanzierend ‚das Kunstgewerbe‘ getauft hat. Wenn es dieser geschäftigen Werkarbeit nicht gelingt, das stolze Akademiegebäude von unten her zu erobern, dann gelingt es überhaupt nicht, und in aber hundert Jahren kann eine noch viel glänzendere Säkularfeier abgehalten, können noch viel stolzere Worte von der Weihe der Kunst gesungen, deklamiert und gesprochen werden.

Aber wie gesagt: diese Arbeitsgeräusche klingen verdächtig hell und gesund. Schon haben wir gesehen, wie aus den Reihen der unzweifelhaft akademisch gebildeten Künstler der und jener beiseite trat und resolut Schurzfell und Hammer ergriff. Wir sehen weiter alle Tage, wie ein guter Teil des kunstfreudigen Nachwuchses, teils mit, teils ohne akademischen Katzenjammer, diesen geschäftigen Werkstätten zueilt und im begrenzten Wirkungskreise seine Kräfte probt und übt. Sind diese neuen Handwerker mit ihren tausend Einfällen für die praktischen Gebrauchsdinge des Lebens auf diesem Abwege vom Wege der Kunst, zum innersten Zentrum, zur feinsten Verdichtung inneren Schauens rettungslos verirrt?

Ich glaube es nicht. Fragt ihr einen ganz großen Künstler, Goethe etwa, so antwortet er: „Mir ist's einerlei, ob ich Töpfe geformt oder Götter gebildet hätte. Der Geist wehet, wohin er will.“ Und so wird es sein. Was schadet es der jungen Begabung, wenn sie den Lehrgang von unten her beginnt, sich praktisch umtut, nicht nur die eine Technik, die der Hand besonders leicht fällt, erlernt, sondern auch in die des Nachbargebietes einzudringen strebt! Was so gewonnen wird, ist lebendige Werkstatterfahrung, Materialkenntnis, Gefühl für die Grenzen der Künste wie für die Begrenzung des eigenen Könnens; ist weiterhin Einsicht in die ästhetischen Zusammenhänge, in das rhythmische Zusammenwirken der Künste zum Gesamtkunstwerk. Nicht jeder wird zum Kapellmeister geboren, aber welcher Musikant wird der wertvollere im Orchester sein: der die Partitur lesen und sein Ohr, sein Instrument auf die Polyphonie einstimmen kann, oder der nur seinen Part sieht und weiter nichts? Den ganzen Baum begießen, nicht nur seine Wurzel, sagt Hebbel einmal.

Und so ließe sich die Forderung stellen: Wer zur Akademie will, müßte erst ein paar Jahre Werkstättendienst getan haben. Einen durchaus obligatorischen Dienst, der ganz sicher dazu angetan sein würde, Hunderte von jungen Bürschchen, denen die Locken zu wild fürs bürgerliche Leben wachsen, die den freien und stolzen Künstlertraum träumen, — vor dem akademischen Katzenjammer durch heilsame Abschreckung zu bewahren. Drei Jahre lang sind genug zur Besinnung. Wer dann sein Wollen und Können, die Richtung seines Talentes noch nicht so weit erkannt hat, um sich zu sagen: Entweder oder, ja oder nein?, der soll die Hände von der Kunst lassen. Und tut er's nicht, sondern läuft er als unverstandenes Genie wehklagend irgendwelchen Pfuschern in die Hände, die ihm das Blaue vom Himmel versprechen gegen schönes Lehrgeld — so ist's weiter nicht schade um ihn. Der Staat jedenfalls ist der Verantwortung für ihn ledig. Solange die staatliche Kunstschule aber die stattlichsten Summen verbraucht, um das bürgerliche Leben mit mittelmäßigen Künstlern voll akademisch hohen Ansprüchen zu belasten, so lange klingt sie innerlich hohl, weist sie eine pom-

pöse Fassade vor auf schlechtem Fundament und kann leicht in Gefahr geraten, bei einem kräftigen Sturmwinde neuen Geistes einzustürzen wie ein Kartenhaus.“ — — —

Ich halte diesen Gedanken von einem pflichtmäßigen Werkstättenunterricht **vor** dem Besuche einer Akademie geradezu für eine Erlösung. Einmal für Hunderte menschlicher Existenzen. Aber auch für die **Kunst** an sich. Was unsere Kunst zumeist schädigt, ist einmal die Loslösung vom Leben und sodann in rein künstlerischer Hinsicht die unzureichende Technik. Was das erste anlangt, so zeigt jede Kunstausstellung, daß die Mehrzahl der Bilder ohne Rücksicht darauf gemalt ist, was wir in unsern Wohnungen wirklich aufhängen **können** (aus den einfachsten Raumgründen), und was man überhaupt bei sich aufhängen **wollen** kann (aus stofflichen Gründen). Ein Verhältnis zwischen Auftraggeber und Künstler gibt es kaum mehr; die Art der Preisnotierungen schließt den Mittelstand vom Bilderkauf geradezu aus.

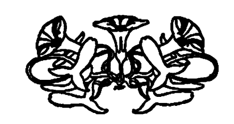
In der Technik aber offenbart sich der Mangel an handwerklichem Können am erschreckendsten in der Plastik, wo wir nur ganz wenige Künstler haben, die noch im Material zu arbeiten verstehen, wo die meisten darauf angewiesen sind, ihre Arbeiten so vor der Öffentlichkeit erscheinen zu lassen, wie sie aus den Handwerkerhänden des Steinmetzen oder Bronzegießers hervorgehen. Und das Farbenelend unserer Maler. Wie viele Bilder — man sehe sogar die Menzels — reißen vorzeitig, weil die Künstler sich nicht mehr ihre Farben reiben können, weil sie alles so benutzen müssen, wie es aus den chemischen Fabriken kommt. In kunstmoralischer Hinsicht aber wissen nur die wenigsten noch den Wert der **Arbeit** an sich zu schätzen, verstehen auch gar nicht, solch gediegene Mal- und Zeichenarbeit zu leisten. Und doch beweist die Kunstgeschichte immer wieder, daß in dieser Arbeit an sich ein unvergänglicher Wert liegt. St.



Neue Bücher

Bunte Blätter aus aller Welt. Herausgegeben vom Kunstverlag **Römmler & Jonas in Dresden.** (Das Blatt 50 ₰.)

Die Sammlung tritt äußerlich allzusehr als Seitenstück zu der bekannten Bilderveröffentlichung des „Kunstwarts“ auf. Man hätte wenigstens „selbständig“ genug sein sollen, um eine andere Farbe des Umschlagpapiers zu wählen. Im übrigen aber ist der Beginn des Unternehmens gut. Die vier Blätter, die bis jetzt erschienen sind: **Raffaels Sixtinische Madonna; Rembrandts Staalmeesters; Franz Hals' Singende Knaben** und **Tizians Zinsgroschen** sind gut gedruckt. Bei einer Bildgröße von etwa 24 : 31 cm wirken diese Farbendrucke recht anschaulich und vermögen in der Tat eine Art von Ersatzgenuß des Originals zu geben. Der Preis von 50 ₰ für das Blatt ist sehr niedrig bemessen und wird der Sammlung sicher die Verbreitung erleichtern. — Die Absicht, auch farbige Naturaufnahmen der Sammlung einzuverleiben, sollte lieber fallen gelassen werden. Es sei denn, daß man sich darauf beschränkte, in freier Natur stehende Kunstwerke — Architektur, Plastik und bemalte Häuser — wiederzugeben. Vor allem unter den letzteren würde sich manch herrliches Werk finden. Schöne farbige Naturaufnahmen an sich wären gewiß ein dankbares Unternehmen, aber man sollte sie nicht mit Kunst vermengen.







Vom Musikdrama der Gegenwart

Von

Dr. Karl Storck

Paul Bekker, einer der klügsten Köpfe in der jüngeren Musikschriftstellerwelt, hat in der Sammlung „Kunst und Kultur" ein Bändchen: „Das Musikdrama der Gegenwart" veröffentlicht (Stuttgart, Strecker & Schröder, ℳ 1.60), das Veranlassung gibt, dieser Frage einmal wieder etwas näher zu treten. Denn das Musikdrama ist noch immer das fesselndste Problem der heutigen Kunstästhetik. Gerade weil die ungeheuere Bedeutung des Wagnerschen Kunstwerkes allgemein anerkannt ist, müssen wir eine klare Stellung zu ihm finden.

Nicht nur die geschichtlichen Ereignisse, das völlige Versagen des eigentlichen Wagnerianertums haben uns gezeigt, daß eine Festlegung des Musikdramas auf die von Richard Wagner aus innerster Notwendigkeit und kraft seiner einzigartigen Persönlichkeit geschaffene Form einer Bankerotterklärung gleichkommt; auch die Ästhetik muß einsehen, daß, was so durchaus nur durch bis jetzt ein einziges Mal vorhandene Eigenschaften einer Persönlichkeit möglich war, selbst wenn es der höchste Ausdruck der betreffenden Kunstgattung geworden ist, nicht der alleinige sein kann. Andererseits kann man auch nicht auf das Neuschaffen in einer Gattung verzichten. Auch das Beharren beim größten Kunstwerk bleibt Rückschritt, wenn es nicht durch neues Schaffen Gegengewicht erhält. Und wenn wir gern zugeben, daß die große Kunst etwas Ewiges in sich trägt und für ihre Wirkung außerhalb der Zeitbedingungen steht, so vermögen wir eben von dieser großen Kunst allein nicht zu leben. Wir brauchen daneben gerade die durch die Zeit bedingte Kunst, die vielleicht von der nächsten Zeitwelle wieder verschlungen wird, in diesem Augenblick aber der unmittelbare und damit stärkste Ausdruck unseres Lebens ist. Kommt dazu die Kunst der Unterhaltung, als Verschönerung des Lebens. Auch diese Kunst muß schier notwen-

digerweise eine neue Kunst sein; wenigstens für die breite Masse, die nicht die Reize des Altertümlichen zu empfinden vermag.

Es heißt aber die Augen vor einer ganz natürlichen und dabei noch keineswegs betrübenden Tatsache verschließen, wenn man nicht zugeben will, daß der große Teil des Verlangens nach Oper ein Verlangen nach Unterhaltung ist. Aus allen diesen Gründen drängt sich uns immer wieder die Beschäftigung mit dem Problem Oper und Musikdrama auf. Denn natürlich wollen wir nicht das einmal Errungene wieder preisgeben; wir können es auch gar nicht. Es kommt kein Opernkomponist heute mehr um die Erscheinung Richard Wagners herum, und keiner von uns kann ohne die Gedanken an den Bayreuther eine Oper hören. Es geht also nicht, einfach wieder die Fäden dort anzuknüpfen, wo sie durch das Hindurchschreiten dieses Giganten abgerissen worden sind.

Paul Bekker gibt im vorliegenden Büchlein seine Bemerkungen und Empfindungen über dieses wichtige Thema in mehr aphoristischer Weise, ohne eindringliche Begründung seiner Auffassung, ohne Eingehen auf die Einwände, die er doch selber offenbar hört, wie die Tonart seines Buches zeigt. Das Büchlein ist über das persönliche Bekenntnis hinaus wertvoll durch eine Reihe kluger Urteile, die aus einer Kunstauffassung herausgewonnen sind, der die Kunst eng mit dem Leben verwachsen ist. Außerdem wird hier ohne Koketterie mit offener Wahrheitsliebe gesprochen. Um so mehr reizt es mich, bei einigen Punkten mit dem Verfasser zu rechten.

Er eröffnet seine Darlegungen mit einer Untersuchung über das Musikdrama als Kulturfaktor, dazu gedrängt durch die Erscheinung Richard Wagners, der, wie kein Musiker vor ihm, sein Kunstwerk als nationalen Wert hinstellte, und in das Volkstum als Gesamtheit gestaltend und bestimmend damit eingreifen wollte. Wagner wies deshalb immer wieder auf die antike Tragödie hin. Bekker dagegen sagt: „Es gab Zeiten, in denen die Pflege nicht nur der Tragödie, sondern aller Künste eine nationale Angelegenheit war. Diese Zeiten kennen wir nur aus den Erzählungen alter Geschichtsschreiber. Heute besteht ein gemeinsames, öffentliches Interesse an künstlerischen Dingen nicht mehr. Die Kunst ist aus jenem einzigen Zusammenhange mit staatlichen, politischen, wirtschaftlichen Interessen der Allgemeinheit herausgerissen worden. Sie hat sich spezialisiert, um sich gleichsam als „Kunst an sich“ weiter zu entwickeln. Sie ist auch ihrem Ziel auf diesem Wege näher gekommen, als es früher möglich gewesen wäre — allerdings unter Preisgabe eines großen Teiles ihres Wirkungsgebietes. Der gewaltige Widerhall, welchen sie zu wecken vermochte, als sie sich damit begnügte, allen bedeutenden Allgemeininteressen in verklärender, reinigender Form als Ausdruck zu dienen, mußte sich verringern, sobald sie sich absonderte und ihren Inhalt nach eigenem Gutdünken wählte. Bei den Alten war der Künstler der höchste, weitblickendste Gestalter nationaler Erlebnisse. Das Volk selbst fühlte sich gleichsam als handelnde Persönlichkeit, die ihre Dichter zum Schaffen inspirierte, ihnen Anregungen gab, Ziele steckte, Preise zuerkannte. Jene Kunst, welche uns heute im klaren Lichte reinster Objektivität erscheint, war im Grunde genommen ebenso

subjektiv wie die unserige. Nur das Subjekt ist ein anderes geworden — damals war es die ganze Nation, heute ist es der einzelne."

Der letzte Satz hat etwas Bestechendes. Aber die ganze Auffassung beruht doch auf einer Verwechslung von Nation mit Staat, wie gleich aus dem folgenden Abschnitte hervorgeht, wo Bekker die alte und die heutige Kunst in folgender Weise gegenüberstellt: „Dort Kunst als höchster Willensausdruck einer nationalen Gesamtheit, einer imaginären Persönlichkeit, welcher der Dichter nur als auserwählter Sprecher erscheint. Hier Kunst als Lebensäußerung des einzelnen, der *außerhalb der Allgemeinheit steht*, oft jedes *Zusammenhanges mit ihr entbehrt*, ja meist mit ihr kämpfen und mühsam um Gehör ringen muß."

Fast alle deutschen Künstler standen außerhalb der Masse und rangen sich im Gegensatz zu ihr durch. Aber sie standen doch deshalb *nicht außerhalb der Nation*, waren vielmehr die stärksten, oft die einzigen Vertreter des *Volkstums*. Je mehr der Begriff Staat an eigentlich geistiger und seelischer Bedeutung verliert, je mehr der Staat gewissermaßen nur noch der Verwalter unserer ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ist; je mehr wir also auch das Heil der Zukunft in einer Verwischung dieser staatlichen Unterschiede, einer Aufhebung der Grenzen, in möglichst weitgehendem Zusammenschluß der Einzelstaaten sehen, um so stärker und reiner muß sich der Begriff des Volkstums herausschälen. Das ist das unverlierbare und immer neue Werte gestaltende geistige und seelische Leben des Volkes, ist die *Persönlichkeit des Volkes*. Mit diesem Volkstum aufs innigste verbunden bleiben muß die Kunst. Sonst wird sie haltlos, sonst wird sie Artistentum. Hier zeigt sich, was Wagner eigentlich wollte. Deshalb konnte er auch die Hoffnung haben — und sie hat ihn nicht betrogen —, indem er längst abgestorbene Mythen zum Stoff seiner Dramen machte, dem Volkstum etwas zu geben. Denn jene Mythen sind Gestaltungen dieses Volkstums; und wenn sie selber nicht mehr lebendig wirkende Kräfte werden können, so sprechen sie als lyrische, seelische Werte zum Volke und regen die schlummernden Gestaltungskräfte dieses Volkstums zu neuem Schaffen oder doch wenigstens zu neuem Genießen an.

Fassen wir den Begriff des Nationalen so, so wird man niemals sagen können, daß heute die Allgemeinheit als Nation kein Interesse mehr an künstlerischen Dingen habe. Im Gegenteil. *Niemals haben wir als Nation diese geistigen und seelischen Werte so dringend notwendig gehabt, wie jetzt.* Denn sonst gehen wir überhaupt als Nation zugrunde. Gerade weil die rein staatlichen Interessen in steigendem Maße immer weniger national werden.

Darum aber können wir auch das Schaffen auf dem Gebiete des Musikdramas nicht so lediglich als gesellschaftliche Unterhaltung betrachten. Und vor allen Dingen müssen wir als kulturschädigend zurückweisen jene Behandlungsart von Stoffen, die unser nationales, d. i. unserem Volkstum entsprechendes Empfinden verletzt oder gar schwächt, so wie es bei Richard Strauß' „Salome" und „Elektra" der Fall war. Ich habe selber wohl als Erster immer wieder dargetan, wie das Wagnersche Kunstwerk durchaus der Ausdruck seiner Persönlichkeit ist, wie

es darum auch nicht nachgeahmt oder im gewöhnlichen Sinne fortgesetzt werden kann. Aber wenn Bekker aus der Tatsache, daß Wagners Stoffgebiete und Weltanschauung „individuelle Ausdrucksformen“ sind, die Folgerung ziehen will, daß „deshalb alle Weiterbildungsversuche der dichterischen Grundtendenzen Wagners als haltlose Spekulationen in sich zusammenfallen“, daß „der dichterische Gehalt seiner Werke nur als individuelles Bekenntnis zu fassen sei und daher im Verhältnis zu allem Voraufgegangenen und Zukünftigen nicht mehr als eine Episode bedeute“, so ist das ein Verkennen der Stellung des künstlerischen Schaffens überhaupt. Seit Dante, ja schon zuvor in einem großen Teil der mittelalterlichen Literatur ist alles wirklich künstlerische Schaffen nichts anderes als individuelles Bekenntnis, aber darum doch keineswegs bloß Episode. Sondern gerade dieser Persönlichkeitsgehalt, diese individuelle Wahrheit gibt einem Stoff, der an sich veralten könnte, dauernde Wirkung.

Darum scheint es mir auch voreilig, wenn Bekker meint, daß Wagner es nicht erreicht habe, „über die Anerkennung seiner Persönlichkeit hinaus als Verkünder einer neuen Weltanschauung oder auch nur als Repräsentant eines großen einigenden Zeitwillens anerkannt zu werden“. Denn das, was man gewöhnlich als Weltanschauung aus den Dichtungen Wagners herausliest, ist künstlerische Umgestaltung der Lehren Feuerbachs und Schopenhauers. Da scheint es mir zunächst doch sehr fraglich, ob nicht gerade Wagners Werke viel dazu beigetragen haben, daß diese beiden Philosophen in immer steigendem Maße auf die Weltanschauung weiter Kreise Einfluß gewonnen haben. Darüber hinaus glaube ich freilich, daß gerade durch die Verbindung dieser Weltanschauung mit Musik etwas Neues, durchaus Wagner Gehörendes entstanden ist. Und zwar möchte ich es als einen bejahenden Pessimismus bezeichnen. Wagners Erlösungsidee geht viel weiter, als die Worte es ahnen lassen, die bloß eine Erlösung des Schuldbeladenen durch den Reinen verkünden. Sie ist auch eine Erlösung von der Verneinung des Willens zum Leben in einer vergeistigten Auffassung des Transzendentalismus, wofür vor allem „Tristan und Isolde“ Beleg ist. Ich kann das hier nicht weiter ausführen, zumal dieser Teil der Weltanschauung lediglich in der Musik Wagners liegt. Aber ich meine doch, daß erst auf diese Weise der Pessimismus lebensfähig wird, daß er sich erst so mit Lebensbetätigung verträgt.

* * *

Durchweg sehr wertvoll und vielfach richtunggebende Gesichtspunkte aufdeckend, ist, was Bekker über die wichtigsten Opernkomponisten der Gegenwart sagt. Am ausgiebigsten ist natürlich Richard Strauß behandelt, daneben Pfitzner, Schillings, Humperdinck, d'Albert, Blech, Taubmann. Daß des letzteren „Sängerweihe“ Erwähnung fand, zeigt allerdings auch wieder die Gefahr dieser Art von aphoristischer Darstellung; denn daß des im übrigen ja hochzuschätzenden Musikers „Chordrama“ für die Gattung irgendwelche grundsätzlichen Werte aufweist, wird auch Bekker nicht behaupten. Zur Beurteilung der Persönlichkeit von Richard Strauß ist wichtig, was Bekker über die industrielle Seite bei diesem meist genannten Musiker unserer Tage bemerkt: „Weder Klatschsucht noch Sensationsbedürfnis

veranlaßt mich, dies Kapitel hier mit hereinzuziehen. Ich will überhaupt weder loben noch tadeln, sondern Persönlichkeiten nacherleben. Und gerade die Behandlung und Bewertung materieller Güter deckt mehr Charakteristisches für den Menschen auf, als mancher vermutet. In Strauß' kommerzieller Gewandtheit offenbart sich ein bedeutender sozialer Grundzug der Gegenwart: der Künstler hat jetzt volles Bürgerrecht erworben. Er baut nicht mehr auf luftigen Stützen in die Welt hinein, wie in alten Historien so romantisch beschrieben und so schön zu lesen ist. Er wartet nicht mehr auf pensionspendende Fürsten oder Mäzene. Seine wirtschaftliche Existenz ist fest gegründet — er sorgt jetzt selber für sich. Nur die Menschen haben sich noch nicht daran gewöhnt. Während sie sich freuen über Mozarts Leichtsinn, lächeln über Beethovens Zerstreutheit und Wagners ewige Geldverlegenheiten, während sie die trübseligen Folgen bei allen recht herzlich bedauern, finden sie es im übrigen ganz in der Ordnung, daß jene Großen mit Kummer durchs Leben gehen mußten. Dagegen rümpfen sie die Nase, wenn in ihrer eigenen Zeit einer vorkommt, der nicht nur Schaffer, sondern auch Erraffer ist. Seine Kunst scheint ihnen profan, weil sie sich gern von guten, realen Dingen nährt. Strauß seinerseits scheut auch hierin nicht vor den äußersten Konsequenzen zurück. Er wurde nicht nur Mitbegründer und eifrigster Förderer der Tonsetzergenossenschaft — er geniert sich auch nicht, als Abschluß seiner amerikanischen Tournee ein Warenhauskonzert zu dirigieren, für Buchhändlerspekulationen als Aushängeschild zu dienen, ja selbst in Berlin Konzerten zweiten und dritten Ranges seine Mitwirkung zu leihen, wenn er entsprechend honoriert wird. Auch der legendäre Stolz des freien Künstlers findet in Strauß keinen großen Liebhaber. Kleineren Geistern sieht man Kniebeugen und krummes Rückgrat nach — bei Strauß schmerzt so etwas. Aber auf diese Weise setzt er sich durch. Paris vaut une messe — wohlan: hier ist ein Festmarsch für die ‚Salome'! Das sind Streiflichter aus dem Leben der Gegenwart. Sie sollen nicht verkleinern, nur beleuchten. Wer wäre berechtigt, Strauß Vorwürfe darüber zu machen, daß er mit sich handeln läßt? Er nur hat den Mut dazu, so etwas en gros und öffentlich zu betreiben — das allein unterscheidet ihn von anderen. Er ist der Großindustrielle, der Musikkönig im amerikanischen Sinne — wir müssen uns begnügen, ihn so zu nehmen, wie er ist."

Aber wir dürfen doch wohl sagen, daß wir diese Art von Richard Strauß schwer bedauern und auch als kulturelle Schädigung empfinden. Und da ist nichts von Pharisäertum drin. So gewiß die Künstler ein Recht dazu haben, für ihr materielles Fortkommen zu sorgen, so muß doch immer noch ein Unterschied zwischen Künstler und Börsenmakler sein. Auch auf diesem Gebiete muß es wahr bleiben, daß „der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben" ist. Wenn ein armer Teufel einen weniger künstlerischen Auftrag annimmt, weil er ihm Geld einbringt und vielleicht instand setzt, ein ihm am Herzen liegendes Werk zu schaffen, so lebe der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige. Wenn aber ein Mann wie Richard Strauß, der jederzeit schon als Dirigent imstande ist, sich in einem Jahr ein Vermögen zu erraffen, sich, wie Bekker aufzählt, an unwürdigen Veranstaltungen beteiligt, weil er gut bezahlt wird, so muß es als das bezeichnet werden, was es ist: als Verkauf der Würde; nicht nur der künstlerischen, sondern auch der menschlichen. Darüber

hilft nichts hinweg. Nicht einmal im ausgesprochenen Geschäftsleben läßt sich der Grundsatz rechtfertigen, daß ein angesehener Kaufmann seinen Namen für Unternehmungen zweifelhaften oder gar unreellen Charakters hergibt, wenn er dabei verdient. Es ist aber sicherlich eine Unreellität, eine schwere Schädigung am Kunstleben, wenn ein von vornherein minderwertiges Unternehmen sich dadurch in den Vordergrund drängt oder überhaupt erhält, daß es mit dem Namen Richard Straußens hausieren gehen kann.

Bei der Weitherzigkeit des Bekkerschen Kunstempfindens habe ich mich gewundert, daß er, der dem französischen Drama Debussys ausführliche Behandlung gönnt, die Italiener nach Verdi von besonderer Erwähnung ausschließt, „weil sie sich der ordinärsten Theatermacherei ergeben haben". Ich habe nie zu den Lobpreisern der veristischen Richtung gehört, sehe allerdings bei den Jungitalienern auch Ermano Wolf-Ferrari mit seiner Konversationsoper. Aber auch davon abgesehen, halte ich es für unrecht, die ganze Bewegung lediglich als Theatermacherei abzutun. Für Italien bedeutet Mascagni jedenfalls viel mehr, und da die Oper nun doch einmal auch Theater ist, scheint mir das Theaterblut immer noch wertvoller, als Debussys Blutlosigkeit.

Zum Schluß seiner Betrachtungen kommt Bekker auf die zukünftige Entwicklung des Musikdramas zu sprechen. Das Charakteristikum der Hauptentwicklungslinie von Richard Wagner zur Gegenwart ist das Hingelangen zur Sinfonieoper, wie ich hier schon wiederholt ausgeführt habe. Die Dramen von Richard Strauß zeigen am schroffsten bereits das völlige Verschieben des von Wagner hergestellten Gleichgewichts zugunsten des Orchesters. Bekker begegnet sich hier mit meiner Anschauung: „Es läßt sich doch nicht leugnen, daß die prinzipielle Herabdrückung des gesungenen Teiles, die Auffassung der Szene nur als Schaubühne, eine ebenso große Einseitigkeit in sich trägt wie das ehemalige absolute Regiment des Sängers. Nicht etwa weil dadurch eine gewisse Kunstfertigkeit unserer Sänger verloren ginge. Gesangstechnische Gesichtspunkte kommen hier nicht in Betracht. Doch die Virtuosität des Orchesters, wenn sie sich zum Selbstzweck steigert, kann ebenso verderblich wirken wie die früher herrschende Virtuosität der Primadonna. Wir gehen der Gefahr entgegen, am Ende in eine Ära der lebenden Bilder mit Orchesterbegleitung hineinzugeraten. Diesem drohenden Übel können wir nur dadurch vorbeugen, daß wir der Szene eine möglichst weittragende Bedeutung zugestehen, in ihr trotz aller Reichhaltigkeit der orchestralen Sprache stets das primäre Element des Dramas erkennen, welches durch die musikalische Einkleidung nur in eine neue Sphäre gehoben wird. Die rein dichterische Bedeutung des Dramas also muß groß genug sein, um allen musikalischen Zutaten zum mindesten gleichwertig gegenüberzustehen. Die Frage nach der Zukunft unseres Musikdramas fasse ich daher in erster Linie als ein Textproblem. Es fehlt uns keineswegs an schöpferischen musikalischen Talenten — wir besitzen ihrer vielleicht mehr als manche andere Zeit. Doch diese Talente werden niedergedrückt, an ihrer Entfaltung gehindert — ihnen fehlt die dichterische Form, in der sie sich erschöpfend zur Geltung bringen können."...

„Wo aber kommen wir damit schließlich hinaus? Wollen unsere besten Kom-

dichter immer wieder ihre Kräfte an Texte vergeuden, die ihrer durchaus unwert sind? Sollen wir stets von neuem den alten Opernunsinn in modernisierter Auffassung geduldig hinnehmen, und uns achselzuckend mit der unabwendbaren Tatsache trösten, daß daran nun einmal nichts zu ändern ist? Den Ausweg aus diesem Zwiespalt sieht Bekker in der Benutzung des selbständigen Literaturdramas. „Deuten nicht die Verbindungen Strauß' mit Wilde und Hofmannsthal, Dukas' und Debussys mit Maeterlinck auf eine neue Art der Vereinigung von Dichtkunst und Musik? Freilich haben sich alle diese Komponisten immer noch an das historische Kostüm gehalten, während der Mehrzahl der modernen Dramen Stoffe aus der Gegenwart zugrunde liegen. Doch warum scheuen sich unsere Komponisten, zeitgenössische Menschen auf die Bühne zu bringen? Woher diese Zaghaftigkeit? Stellen sie nicht dadurch der Illusionskraft, der Glaubwürdigkeit ihrer Musik ein großes Armutszeugnis aus? Ich will hier nicht dem niedrigen Naturalismus, der sich in photographischer Nachahmung der Wirklichkeit gefällt und damit genügen läßt, das Wort reden. Doch wenn es schon dem wahrhaft berufenen Dichter gelingt, aus der knappen Lebenswahrheit, die sich in einer Zeitungsnotiz wiedergeben läßt, hindurchzudringen auf den innersten Kern der Geschehnisse, leiseste Seelenregungen, intimste psychologische Vorgänge anzudeuten und darzustellen — müßte da nicht der Musiker mit beiden Händen zugreifen und schaffen — er, dessen Kunst bereits aus sich selbst jeder banalen Realität den Schimmer einer transzendenten Weihe zu geben vermag? Sollte nicht vielleicht eine literarische Rückständigkeit, oder die Furcht vor dem Ungewohnten, manche Komponisten von der Gestaltung moderner Stoffe abhalten? Was diese an Reichhaltigkeit in sich tragen, läßt sich kaum an mittelalterlich kostümierten Sujets ausschöpfen. Diese Fülle von Charakteren, diese subtile Abstufung der Gefühlsnuancen, diese feine Zerlegung der Stimmungen, welche gerade die heutige Musik braucht, um ihre Vorzüge zu entfalten — wo kann sie sie besser finden als in der Stoffwelt, auf welche sich auch der moderne Dichter angewiesen sah, als er nach dem passenden Ausdruck für die ihn bewegenden Motive suchte? ...." „Unsere Musik ist fähig, den verschlungensten psychologischen Rätseln nachzugehen. Sie vermag eine Dichtung restlos in sich aufzunehmen und zu reproduzieren. Sehen wir vielleicht einer Ära des literarischen Musikdramas entgegen? Ich ziehe aus den vorhandenen Werken den Schluß, daß eine folgerichtige, fruchtbare Entwicklung den Weg durch eine solche Ära führen muß."

Wenn man an das Beispiel von Richard Strauß und das der Franzosen Debussy und Dukas denkt, so erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir einem solchen mit Musik verbundenen Literaturdrama entgegengehen. Aber es gehört ein völliges Verkennen des Wesens des Musikdramas dazu, wenn man glaubt, auf diese Weise zu wirklich lebensfähigen und vor allem musikdramatischen Schöpfungen zu gelangen. Das beweisen doch die Werke der genannten Künstler auch bereits, daß man so allenfalls zu einer Art sinfonischen Dichtungen kommen kann, mit Szenerie und Text, niemals aber zu Musikdramen. Diese Art von Musikdramen steht der unglücklicheren Art des Melodramas durchaus nahe, ist ein Ausbeuten, Umdeuten, Unterstreichen und leichtes Verbinden eines bereits Vorhan-

denen, so wie es Bekker selber eigentlich unfreiwillig bereits gesagt hat in den Worten, daß „die Musik eine Dichtung restlos in sich aufzunehmen und zu reproduzieren vermag". Wir wollen aber Produktion von der Musik im Musikdrama und nicht Reproduktion, — neue schöpferische Werte.

Daß wir nicht aufs neue dem Fluch des alten Opernlibrettos verfallen wollen, ist selbstverständlich. Davor bewahren kann uns aber nur die Erkenntnis, daß das Musikdrama etwas vom gewöhnlichen Drama wesentlich Verschiedenes ist: eine künstlerische Ausdrucksform, die unter gewissen Verhältnissen als die natürliche erscheint. Diese Verhältnisse sind vom Dichter für den Musiker zu schaffen. Alles weitere ist Nebensache. Ob durchkomponierte, sinfonisch gehaltene Musik; ob Behandlung einer einzelnen Szene; ob Nummernoper, das alles steht in zweiter Linie. Wesentlich ist nur das eine, daß ein Inhalt gestaltet wird, der die gemeinsame Wirkung von Dichtung und Musik zu seinem vollgültigen Ausdrucke braucht. Wenn die beiden Techniken der Dichtung und Musik, die diesen vollgültigen Ausdruck ermöglichen, nicht in einem Menschen vereinigt sind, so müssen sich eben zwei zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Der Wortdichter muß dann so viel musikalisches Empfinden haben, um fühlen zu können, wie weit die Musik an der ursprünglichen Gestaltung des Stoffes, also bereits für Szenenbildung und Auffassung der Charaktere mitwirken kann. Der Musiker umgekehrt muß soviel dichterisches Empfinden besitzen, daß er nicht komponiert, was der Dichter besser gesagt hat, als er es selber tun kann. Die Erscheinungsformen sind Nebensache. Es kommt nur darauf an, daß wir die geistigen und inhaltlichen Werte bekommen. Sobald es gelingt, einen Inhalt vollgültig auszudrücken, ist eine Form entstanden, die ihre Lebensberechtigung in sich trägt.



Richard Wagner in Bayreuth

Von Lessing, der doch aller kleinlichen Schnüffelei abhold war, stammt der Ausspruch, daß Kleinigkeiten und häusliche Umstände auf den Charakter großer Männer „oft ein größeres Licht werfen als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben". Aus gleicher Überzeugung haben Dr. Heinrich Schmidt und Ulrich Hartmann in Bayreuth die Erinnerungen gesammelt, die ältere Bewohner der Stadt am roten Main an „Richard Wagner in Bayreuth" bewahrt haben. Das mit 14 Abbildungen geschmückte Büchlein ist im Verlag von Karl Klinner in Leipzig erschienen (geh. 3, geb. 4 ℳ) und bringt natürlich nichts überwältigend Neues, wirft aber manches Schlaglicht auf Wagners menschliche Art. Gerade von der aber weiß die Welt nicht genug oder vielfach Unrichtiges. Die Verfasser haben sich zumeist an die einfachen Leute aus dem Volke gehalten, die seinerzeit zwar ebensowenig die Bedeutung Wagners ahnten wie die „Gebildeten", aber jedes Erlebnis mit ihm für sehr wichtig nahmen, weil er für sie der Freund des Königs war.

Recht viel wissen die Handwerker zu berichten, die beim Bau des „Wahnfried" mit Wagner zu tun hatten. Die Gediegenen unter ihnen fühlten bald, daß der ja sehr reizbare Künstler

in Wirklichkeit ein herzensguter Mensch sei und es mit allen gut meine. Wagner hat beim Hausbau natürlich ebensoviel Ärger durchgemacht wie andere Leute in gleicher Lage und sprach damals zumeist von seinem „Ärgerheim“. Seine Unerfahrenheit wurde vielfach ausgenutzt, und die Arbeiten nahmen einen schlechten Fortgang. Vielfach gab es auch Entzweiungen. So kam es bald mit dem Malermeister zum Zerwürfnis, und Wagner ließ sich zwei stumme Maler aus Nürnberg kommen. Aber dieser Versuch wäre ihm bald teuer zu stehen gekommen, denn diese Stummen gerieten bei seinen tadelnden Vorstellungen so in Wut, daß sie ihn einmal schwer mißhandelt hätten, wenn ihnen der bis in die letzten Lebensjahre so flinkbeinige und springfertige Meister nicht entronnen wäre. Der Zimmermeister Strunz, der diesen Vorfall berichtet, erzählt auch Beachtenswertes über die Anlegung des Grabes in Wahnfried. Als das Haus bezogen wurde, war die Gruft längst fertig. „Während des Grabbaues ging der Meister jeden Tag an die ernste Stätte, um zu sehen, wie weit die Arbeiten gediehen seien. Der Weg zur fertigen Gruft war sein liebster Gang. Oft stieg er auch in das Grab. Wenn er sich mit einem dort befand, dann war er ein ganz anderer Mensch, ernst und doch freundlich. Einmal war ich mit ihm in seinem Grabe. Er sprach mit mir vom Sterben und vom Tode; doch ist mir der Inhalt des Gespräches nicht mehr in der Erinnerung. Ich lobte ihn, hob ihn heraus und bemerkte, er habe noch keine Zeit zum Sterben, er habe noch vieles vor sich und große Werke zu schaffen. Darauf sagte er: ‚Ach, ich wollte, ich läge schon drinnen!‘“ —

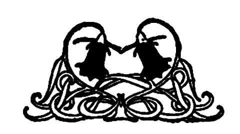
Begeisterte Verehrer des Meisters sind der Schlossermeister Schamel und der Buchbinder Christ. Senfft. Beide erfuhren zahllose Male die durchaus zwanglose Art Wagners, zu dem sie sich z. B. im Arbeitsgewand begeben mußten, und seine echte Leutseligkeit, die allem Groß- und Feierlichtun abhold war und offenbar auch nichts von Gönnertum an sich hatte; denn das hätten diese biederen Handwerker wohl ganz anders empfunden. Für Wagners übergroße Vertrauensseligkeit bringt Schamel einen kennzeichnenden Zug bei: „Nach Vollendung des Baues schlug ich die Fenster und Türen an. Danach besah sich Wagner den Bau und bemerkte, daß ich an einigen Türen Schlösser angebracht hatte. Er ließ mich sofort rufen und sagte zu mir: ‚Was machen Sie da für dummes Zeug? Sie machen mir ja an die Türen lauter Schlösser, die zum Zusperren gerichtet sind! In meinem Hause wird nichts geschlossen; bei mir muß alles offen sein.‘ Ich entgegnete: ‚Meister Wagner, wer weiß, ob Sie nicht einmal recht froh sind, daß Sie Ihre Zimmer absperren können.‘ Unwillig erwiderte er: ‚Bei mir ist das nicht eingeführt, es wird nichts zugesperrt!‘ Bevor er seine Reise nach Palermo antrat, stellte er mich der Beschließerin vor und gab mir die Weisung, während seiner Abwesenheit allen ihren Anordnungen zu entsprechen. Ich wurde nun gar oft in den Wahnfried geholt, um Kommode oder Schränke auf- oder zuzusperren. Das kam mir schließlich verdächtig vor, und als sie gar einen alten Schrank geöffnet haben wollte, weigerte ich mich, das zu tun. Ich setzte den Bürgermeister Muncker von meinen Wahrnehmungen in Kenntnis, der mein Verhalten billigte und Wagner telegraphisch von der Sachlage verständigte, da die Verwalterin gedroht hatte, sich eines anderen Schlossers bedienen zu wollen. Bald kam die Antwort: ‚Alles absperren, auch die Türen!‘ Nach seiner Zurückkunft sagte Wagner zu mir: ‚Es ist doch gut, daß es Schlösser zum Absperren gibt. Sie hatten recht getan, als Sie damals Schlösser an die Türen machten.‘“

Besonders umfangreich ist das Kapitel „Richard Wagner, ein Tierfreund“. Daß des Meisters früh hervortretende und auch in seinen Kunstwerken betätigte Liebe zur Tierwelt nicht eine Narretei, sondern auf seiner Weltanschauung des Mitleids beruhte, dürfte allgemein bekannt sein. Er war aber auch im wirklichen Leben von aller Selbstsucht gegenüber den Tieren frei, was man bekanntlich nicht von allen Tierliebhabern sagen kann, denen die eigene Freude am Tier höher steht, als das Wohlergehen der Kreatur. Sehr bezeichnend ist hier, daß Wagner als leidenschaftlicher Freund des Vogel-, insbesondere des Nachtigallengesanges es trotzdem verschmähte, Waldsänger zu fangen und sich Singvögel im Hause zu halten. Die Freiheit, um die

er für sich selber so schwer gekämpft hatte, durfte auch dem Tier nicht beschnitten werden. So hat er die hartnäckigsten Kämpfe durchgefochten, bis er erreichte, daß er seine großen Hunde nicht an der Leine zu führen brauchte. Er behauptete, und das Verhalten seiner Tiere sprach für die Richtigkeit seiner Meinung, daß die Hunde eben nur durch die Unfreiheit bösartig würden. Daß seine Liebe sich aber nicht nur den Hausfreunden unter den Tieren zuwandte, zeigt folgender Vorfall. „Als Richard Wagner, vom Festspielhügel herabkommend, eines Tages über den Bahnhofplatz ging, bemerkte er dort viele Weiber, die mit Handkörben und Netzen versehen waren und sich auf dem Boden zu schaffen machten Ein Fischhändler hatte sich per Bahn Karpfen schicken lassen und sie hier einfach auf das Pflaster geschüttet, weil es ihm zu umständlich war, sie vor dem Verkaufe noch einmal ins Wasser zu bringen. Der Anblick der schlagenden und springenden Fische brachte den Meister, dem jede Tierquälerei ein Greuel war, so in Harnisch, daß er mit seinem Stocke fuchtelnd und drohend auf den Händler zuging, der schleunigst die Flucht ergriff. Wagner, seinen Stock schwingend, verfolgte ihn und brachte ihm in seiner lebhaften Art und laut scheltend die Verwerflichkeit seiner Handlungsweise zum Bewußtsein."

Wie für das wehrlose Tier war Wagner auch voll regsten und tatkräftigen Mitleides für die armen Menschen. Das Büchlein weiß hier manche sehr schönen Züge zu berichten, die ein Wohltun zeigen, das sich nicht auf die Herzenswallung des Augenblickes beschränkte, sondern zur Fürsorge für die Zukunft wurde. Das erfuhr natürlich vor allem die Jugend. Aber auch die eigentlichen Armen „hatten das teilnehmende Herz Wagners bald entdeckt. Schon in den Morgenstunden, wenn er durch die Pforte zum Hofgarten sein Heim verließ, um spazieren zu gehen, wurde er häufig von Notleidenden erwartet. Unter ihnen befand sich nicht selten eine arme Frau aus dem Neuen Wege. Sie ging an Krücken, weil ihr ein Bein abgenommen worden war, und wurde vom Meister besonders reichlich bedacht. Mit Tränen in den Augen pflegte sie zu sagen: ‚Ja, der gute Meister ist meine einzige Stütze!" Auch am Eingangstore der Villa am Rennwege harrten seiner des öfteren Dürftige. Keiner flehte vergebens um ein Almosen. Hatte Wagner, was sehr oft vorkam, kein oder nur wenig Geld bei sich, dann bestellte er die Armen, die ihn auf der Straße um ein Almosen angingen, auf eine bestimmte Stunde in sein Haus, wo sie ihre Gabe in Empfang nahmen. Von Zeit zu Zeit händigte er seinem Faktotum Schnappauf größere Geldbeträge ein mit dem Auftrage, sie an Arme der Stadt ohne Ansehen der Person oder Konfession zu verteilen; die Namen der Empfänger wollte er nicht wissen. Bedürftige Künstler, die in der Ferne weilten, erhielten von Schnappauf, der Anordnung Wagners gemäß, regelmäßig bestimmte monatliche Unterstützungen zugesandt. Wenn Wagner Almosen spendete, so ließ er die linke Hand nicht wissen, was die rechte tat. Bald nach dem Einzuge in den Wahnfried fiel es seinen Angehörigen auf, daß er täglich früh einen Gang in die Stadt machte, über dessen Zweck man nichts erfahren konnte. Später kam man dann durch einen Zufall darauf, daß er eine arme, im Rennweg wohnende Frau, deren schweres Siechtum ihm bekannt geworden war, aufsuchte, um ihr Trost und Unterstützung zu bringen."

Auf die vielfachen Mitteilungen über Wagners Verhältnis zu den Künstlern, seine Beteiligung an der öffentlichen Musikpflege gehe ich hier nicht ein. Es kam mir nur darauf an, wieder einmal daran zu erinnern, von welcher Schönheit das so oft mißverstandene und bekämpfte Menschentum Richard Wagners in Wirklichkeit war. Was „subjektiv" die Briefe bezeugen, ergänzen und bestätigen die in ihrer Schlichtheit doppelt beredten Zeugnisse dieses empfehlenswerten Büchleins.







Ästhetik und Konfession

Ein früher unbefangener Ästhetiker, Verfasser eines „Kunstbüchleins“, einer „Weltschönheit“ und sehr zahlreicher Schriften und Dichtungen, hat sich in den letzten Jahren auf Wege lenken lassen, die auf eine bedauerliche Verwechslung zwischen ästhetischer und konfessioneller Denkweise hinauslaufen.

Der neulich hier angezeigten Schrift von Karl Muth (Augustheft, S. 710 ff.) läßt Richard von Kralik soeben eine Gegenschrift folgen (Regensburg, J. Habbel), die leider von persönlichen Beleidigungen eines sachlichen Gegners geradezu wimmelt. Muth bemüht sich ebenso wie seine Mitkämpfer um Aufhellung des Problems: daß nämlich theologische und ästhetische Betrachtungsweise — Gesinnung und Geschmack — als zwei verschiedene Funktionen auseinanderzuhalten seien. Kralik und der Gralbund werfen von vornherein und durchgängig beides durcheinander. Und schlimmer als dies: sie bezichtigen ihre ästhetischen Gegner des „Modernismus“, sie schleudern den ästhetischen Kampf mit den theologischen Ansichten eines Schell und Ehrhardt zusammen, sie rufen das treue katholische Volk und das Papsttum um Hilfe an.

Deutlich hat aber einer von den Verdächtigten — der Franziskanerpater Dr. Expeditus Schmidt — im „Gral“ selbst (I, 4) in einem Abwehrartikel gegen die Gralsritter seinen Standpunkt formuliert: „Was wir wollen, ist vor allem nationale Kunst, die weder einseitig protestantisch, noch einseitig katholisch, noch atheistisch sein muß. Es werden Freunde und Anhänger aller Richtungen, ohne sich ihrer Weltanschauungen entschlagen zu müssen, an dem Gebäude der nationalen Kunst mitarbeiten können und müssen; aber es wirkt aufdringlich und abstoßend auf jeder Seite, wenn immer, wie bei uns besonders gerne, von vorn herein ‚betont‘ wird: Ich bin katholisch, darum arbeite ich für das katholische Volk, in einem katholischen Bunde, in einem katholischen Organe. Das legen unsere Gegner — und man kann es ihnen im Grunde nicht übelnehmen — natürlich dann so aus: Aha, die brauchen eine eigene Arena, weil sie sich auf die allgemeine nicht getrauen!“

Kralik selber — dessen Broschüre jetzt in den hilflosen Ruf ausklingt: „Helft uns im Bund mit dem katholischen Volk und dem Papsttum die große katholische Literaturbewegung zum heilvollsten Ziele zu führen!“ — ließ einst sein anregungsvolles Büchlein „Weltschönheit“ (1894) in folgende unbefangene, echt ästhetisch gedachte Worte verhallen (S. 222 f.): „Das Schöne ist allerdings interesselos und hat gar keinen Zweck. Aber die Welt hat den Zweck, schön zu sein; sie ist dazu erschaffen worden. Wir leben, um schön zu leben, schön zu handeln, schön zu sterben und den Künstler zu loben, der dies Wunderwerk erdacht hat, wovon auch wir einen nicht zu unterschätzenden Teil ausmachen. Wir haben allerdings noch eine Anzahl von andren Geboten zu befolgen, die die bürgerlichen, moralischen und religiösen Gesetzbücher uns lehren.“ [Hier trennt also Kralik reinlich.] „Wir

können unsren Geist außerdem noch mit den Resultaten verschiedener Wissenschaften ergötzen. Wenn es uns aber gelingt, schön zu leben, so werden wir dies alles erfüllt und übertroffen haben. Wir werden das Reich der ewigen Schönheit gefunden haben, ein Reich, das zwar nicht frei ist von Streit und Mühe, aber voller Licht und Herrlichkeit, voller Huld und Freude."

So schöne Worte fand einst der Ästhetiker Kralik. Es war dies nicht bloß ein Zufallswort; seine Bücher „Weltschönheit", „Weltgerechtigkeit", „Kunstbüchlein" usw. sind durchzogen von dieser Grundempfindung, daß die Schönheit an und durch sich „vollkommene Befriedigung" gewähre. Sein oben zitiertes Buch schließt mit folgendem Satz: „Wer aber Schönes tut und schafft, der hat etwas Wirkliches geleistet, der hat handelnd das Rätsel des Lebens gelöst."

Und nun? Heute ist dieser fleißige und stille Abseitsmensch in die Tagesparteien geraten. Er hat sich in der Nähe, auf die sein Blick nicht eingestellt ist, alle Optik verwirren lassen und — wendet sich nun an Klerus, Katholikentage, Parlamentarier, Treue des katholischen Volkes, Papsttum und andre gewiß hohe und würdige Dinge, die einem Vorkämpfer auf diesen Gebieten anzurufen zusteht, die aber nicht ins Reich der ästhetischen Erörterung gehören. Es ist eine bedauerliche Entgleisung aus der Ästhetik in die Konfession.

Persönliche Dinge wirken im Hintergrunde mit. Kralik fühlte sich durch lange Jahre verkannt und glaubte nun, durch die Bewegung Muths und der Zeitschrift „Hochland" nach Gebühr emporgetragen und gewürdigt zu werden. Sowohl Muth in seiner neuen Schrift (S. 134 ff.) als auch Expeditus Schmidt („Über den Wassern", II, 14) glauben nun aber den Dichter Kralik ablehnen zu müssen. Dieser selbst berührt unbewußt an einer Stelle seiner Schrift grade das, was jenen Kritikern an seinem Schaffen fehlt. „Seitdem ich denken kann," schreibt er, „lebe ich nur der Arbeit, Tag für Tag, ohne eine Erholung zu suchen. Alle meine Gedanken sind dieser Arbeit bei Tag und Nacht gewidmet. Ich habe fast ganz auf Reisen, Vergnügungen verzichtet; ich schreibe nur die nötigsten Briefe, mache keine Besuche, kaufe und lese nur solche Bücher und Zeitschriften, die unmittelbar meiner Arbeit zugute kommen ... Meine Sache ist der Fleiß ... Ich liebe meine Bücher, weil ich sie zu Schatzkammern alles Schönen und Köstlichen gemacht habe, das ich aus allen Zeiten und Völkern zusammengetragen und wohl geordnet hatte" (S. 120). Wohl, das ist ehrenwert. Jedoch durch solche Zähigkeit mag sich in der Tat ein Famulus Wagner selber charakterisieren — aber ein Faust? ein Dichter? einer, den der Brand im Busen durch alle Höhen und Tiefen treibt? Der Dichter gestaltet doch wohl, was er mit Herzblut erlitten, erlebt, erliebt, nicht was er gelesen und zusammengetragen hat.

Der Umstand, daß dieser fleißige Schriftsteller nur das liest, was „unmittelbar seiner Arbeit zugute kommt", erlaubt Herrn von Kralik mitunter, Urteile über Menschen zu fällen, die er nicht umfassend genug kennt. Bei diesem Anlaß werde ich selbst in diesen unerfreulichen Streit mit hereingezogen. Kralik verargt es Muth, daß er mich zur Mitarbeit am „Hochland" zugelassen und, angeblich, Reklame für mich gemacht habe (was mir ganz neu ist). Dabei behauptet er, ich stünde auf einem ausgesprochen „konfessionellen Standpunkt" — eine Neuheit, die ich mir gleichfalls hier zum ersten Male sagen lassen muß; an einer andren Stelle spricht er mir den „christlichen Idealismus" ab. Als ich ihn wegen dieser merkwürdigen Vorwegnahme des Jüngsten Gerichtes freundnachbarlich zur Rede stellte („Wege nach Weimar"), wich er aus. Er spürt auch hier offenbar nicht die Taktlosigkeit, die sich im Aussprechen solcher Urteile über unser Heiligstes kundgibt; so urteilt er über mich, den Protestanten; und so spricht er Muth, Schmidt, Mumbauer und andern Mitkatholiken den echt katholischen Standpunkt ab.

Ich habe — um dies nebenbei zu sagen — schon in den „Wasgaufahrten" (1895) in zwei Kapiteln mein Verhältnis zum Katholizismus klargelegt. Mein Gedicht „Sankt Odilia" steht in katholischen Lesebüchern; meine dramatisierte Legende „Odilia", mein „Gottfried von Straßburg" verraten überall Unbefangenheit, ja Wärme nach beiden Seiten hin. Die zweite Auflage der „Heiligen Elisabeth" hat sorgsame Ergänzungen erfahren; im „Luther" hat ein Musikus Gottfried Bach das Schlußwort, und das Mönchlein Silvanus ist mir ebenso interessant



wie Luther selber; ich lebe und liebe mit meinen Menschen als Menschen, kann sie anders gar nicht gestalten, denke weder an Konfessionen dabei noch an Parteien. Die Rosenszene in der „Heiligen Elisabeth“ als „rationalistische Erklärung“ (!) des Rosenwunders aufzufassen, wo mir doch nur eine Parallelszene vorschwebte, ist ein ästhetischer Irrtum; und Konrad von Marburg in seiner düstren Strenge (besonders in der neuen Auflage) ist mir nicht weniger dichterisch interessant als die liebenswerte Heilige selber — die übrigens beiden Kirchen angehört, denn damals waren wir alle noch ein großer gemeinsamer Stamm und kannten noch nicht die beiden Äste „katholisch“ und „protestantisch“.

Sollen wir uns nun auch noch den Parnaß mit dieser unseligen Spaltung verunreinigen lassen?!

Kralik, vom Kulturideal der Griechen kommend, sündigt auf das schwerste gegen sein eigenes früher betontes Programm einer einheitlich-großen nationalen Kunst und Kultur. War etwa Homer nur für die Jonier der Dichter Griechenlands — bekämpfte aber programmatisch die Dorier? So ist es mit Kraliks „katholischem Kulturprogramm“: er will die Mehrzahl aller Deutschen, die Millionen von Nichtkatholiken, einfach ausschließen oder an die Seite drücken.

Es ist eine bedauerliche Flucht aus der Ästhetik in die Konfession. Der Irrtum ist so elementarer Art, daß es sich nicht lohnt, auf diese Frage näher einzugehen. Mögen die Männer, die sich durch ihr Programm von vornherein konfessionell von uns andren absondern, in ihrem Himmelreich glücklich sein und alles Nicht-Katholische als „gegnerisches Lager“ betrachten, wenn ihre Lebensweisheit und Kunstreife ihnen diesen Standpunkt erlaubt.

F. Lienhard



Verantwortlichkeitsgefühl!

Es geht nicht mehr viel weiter, die Flut steht uns bis ans Kinn. Das Schlimmste ist: sie hat uns überfallen, ohne daß wir eine Gefahr ahnten. Plötzlich war sie da, mit einem Schlage, aber gleich so fürchterlich, mit so entsetzlicher Gewalt, daß wir wie vor Angst sie gar nicht mit dem rechten Namen zu nennen uns getrauten und in lähmendem Schreck nur immer stammelten: Schundliteratur.

„Schundliteratur“! Eine Literatur, die „nichts taugt“? Auch das Geheimnis der alten Mamsell und Götz Krafft sind schließlich Schundliteratur. Aber was sind neben ihnen Nick Carter, Texas Jack, die Blutfahne, die rote Jule, der Frauenräuber Sade, der verbubanste Theodor? Völkermord, Jugendpest, Seelenaussatz, Gemütsarsenik! Natürlich weiß man das längst, und der Erkenntnis ist auch längst der fordernde Ruf nach Abhilfe gefolgt. Aber woher soll sie kommen und wie? Darüber schlägt man sich fast noch heute. Man weiß nicht einmal recht, wohin sie gehen soll. Die einen verlangen das Eingreifen des Gesetzes, die anderen bauen auf die Wirksamkeit einer lauten Mahnung an das Ehr- und Schamgefühl des Volks, die einen blicken mit gläubigem Vertrauen zur Schule hin, die anderen fordern zu wirtschaftlichem Boykotte auf, die einen wettern gegen Kolporteure, Buchbinder und andere arme Teufel, die doch eben auch leben müssen, die anderen richten laute Anklagen gegen pflichtvergessene Eltern oder die sozialen Zustände, die ihnen ihre Pflichtübung schwer oder unmöglich machen. Die einen ziehen nach rechts, die anderen nach links. Nur in einem scheint man sich einig: kein Mensch glaubt, daß eine Mahnung an das Gewissen der Literaturfabrikanten und -verleger, der vollendetsten Desperadotypen auf dem Schlachtfelde des modernen wirtschaftlichen Kampfes, je von Erfolg sein könnte. Im übrigen treibt jeden die beste Absicht und der Eifer ehrlicher Überzeugung. Es ist weder eine leichte Arbeit noch eine dankbare. Und es gehört nicht nur Kraft dazu, sondern auch Mut, viel Mut. Beide sind in so reichem Maße vor-

handen, daß den Zuschauer tiefes Mitleid mit so vieler Opferwilligkeit und Unerschrockenheit anfaßt, wenn er sieht, daß sie des gemeinsamen Zuges, des festen Zieles entbehren, daß sie zum Teil sogar gegeneinanderlaufen und somit nutzlos zersplittern müssen.

Und diese Gefahr besteht. Denn gerade vor dem nächsten Ziele wallen die Schleier, die harmlos tuende, aber im tiefsten Grunde böswillige Geflissentlichkeit so leise wie weise schwenkt. Eine Frage: Wo spielt sich der Kampf gegen die „Schundliteratur" ab? Wie alle großen Kämpfe der Öffentlichkeit von heute doch in der Presse. Wer sich das recht zu Bewußtsein führt, wird bald einsehen, daß der ganze wohlgerüstet scheinende Kampfzug gegen das Krebsgeschwür am Marke unserer Volksseele auslaufen muß wie das Hornberger Schießen. Wird jemand auf den Gedanken kommen, eine Alkoholgegnertagung in den Festsaal einer Schnapsbrennerei einzuberufen und den Großdestillateur zum Ehrenpräsidenten zu ernennen? Vermutlich nicht. Oder wenn, dann doch wahrscheinlich nur dann, wenn sonst kein Saal zu haben wäre. Der Schnapsbrenner natürlich wäre nicht unklug, wenn er seinen Saal hergäbe. Er könnte dem bösen Feinde zeigen, daß gerade er ein Ausnahmeschnapsbrenner sei, mit dem sich leben lasse, könnte den Ehrenvorsitz führen, alles, was man von ihm will, versprechen, biedere Händedrücke austeilen und hinterher in Seelenruhe seinen Schnaps weiter brennen. Liegt der Fall Presse—Schundliteratur anders? Die Regentin der öffentlichen Meinung gibt den Gegnern der Schundliteratur so freundlich Obdach, bringt ihre entrüsteten Notizen über die verderbliche Kraft jenes ekelhaften Giftes und — breitet im Feuilleton derselben Nummer fröhlich den himmelschreiendsten Sumpf von Verbrechen, Blut und Schurkerei aus.

Hat man sich klargemacht, was das heißt? Es heißt, daß der wahre Feind, dem man zu Leibe will, nicht in den Stapeln der grellen Hefte haust — in dem dichten, schützenden Blätterwalde der Presse sitzt er. Zwar, natürlich, so gar gruslich wie in den Zehn- und Zwanzigpfennigheften, die der kritiklosen Jugend wie der Unbildung überhaupt zugedacht sind, gibt er sich da nicht. Da werden die Menschen nicht gar so ohne weiteres in die Wurst gehackt, aber die Schädel werden ihnen auch in den spannenden Kriminalromanen der Zeitungen zertrümmert, und auf ein Dutzend Revolverschüsse, auf mindestens einen Einbruch und ein paar Kilo sonstiger Gemeinheit kommt's da gleichfalls nicht an. Aber, was das Wesentlichste ist, diese Roheiten kommen in jedes Haus. Erfahrungsgemäß sind es fast immer die Zeitungen mit den großen Auflagen, die Sensationsblätter, die „Generalanzeiger", wie sie in der Fachsprache heißen, die das Bild der deutschen Literatur in ihrem Feuilleton, das doch nicht minder auf der Warte der Zeit stehen soll wie die Spalten über dem Strich, in der Verzerrung zeigen, wie es das Augenglas des Detektivromanschreibers sehen läßt. Die Verbreitung ist ungeheuer und von viel furchtbareren Folgen begleitet, als man so obenhin denkt. Denn die Zeitung bringt ihrem Leser — und wer liest heute keine Zeitung? — das entsetzliche Zeug ins Haus, ohne daß er darum den Finger zu krümmen, ohne daß er sich von einem Groschen extra dafür zu trennen, ohne daß er einen besonderen Entschluß dafür zu fassen braucht! Sie zwingt sie dem Manne, der Frau in die Hände, die von der Schundliteratur gar nichts wissen, ja sich vielleicht — gerade weil sie in diesem ihrem Leibblatte soviel von ihren bösen Folgen gehört haben — mit Bedacht von ihr ferngehalten haben und die natürlich niemals auf den auch ganz absurd scheinenden Gedanken kommen werden, daß ihre Zeitung dem bösen Feinde eine Heimstatt bereiten könnte, von dessen verderblichem Wirken sie so Entsetzliches zu erzählen weiß. Jawohl — da verzweigt das schaurige Schlingwerk der Schreckensgeschichten, das dem Volke den Atem auszupressen droht, sein verästeltes Wurzelwerk, und da treibt es sein feines Geäder bis in die entlegensten Winkel! Und dahin haben sich die Lanzenstöße derer zu richten, die dem Ungeheuer an den Leib wollen. Denn was sie sonst an heißer Arbeit für ihre gute Sache tun, eine einzige Romanfortsetzung macht die Erfolge von Monaten, Jahren tapfersten Ringens glatt zuschanden. Die blutige Bestie im Menschen wird wachgekitzelt, das schöne, saftige Stück, das ihr hingeworfen wird, reizt den Appetit nach mehr: der Massenkonsum

der bunten Hefte beginnt. (Vielleicht beruht in dieser Feuilletonpraxis der großen Zeitungen das Geheimnis ihres Erfolges? Man fragt sich ja unwillkürlich, wie neben den sozialdemokratischen Parteiblättern mit ihren großen Mußabonnentenziffern die Sensationsblätter, die sich in ihrer ganzen Anlage doch an dieselben Volkskreise wenden, zu so hohen Auflagen kommen können. Die Antwort ist einfach: das vorbildlich gute Feuilleton der sozialdemokratischen Blätter interessiert ihre Leser nicht, und so hält eben auch der Sozialdemokrat zu seinem Parteiblatt eine zweite Zeitung, den Generalanzeiger — das eine um der politischen Meinung, den anderen um des schönen, grausigen Romans willen.)

Diese Zeitungen mit den Riesenauflagen sind eine Macht. Was gegen sie zu tun wäre, ist mit zwei Worten nicht gesagt. Ein Feldzug gegen die Presse vom Stande der Konsumenten aus wäre gleichbedeutend mit einem Kriege der verbündeten Lebewesen gegen das Luftmeer. Aber Mittel müssen gefunden werden, und es ist sicher, daß es Mittel gibt. Denn wenn es auf die Dauer möglich sein sollte, daß mit der ernsten, rastlosen Arbeit Hunderter die seelische Gesundheit von Millionen durch die Gewinnsucht einiger weniger gewissenloser Gewinnhungriger in der allerschlimmsten Gefahr gehalten wird, so wäre das ein Zustand, der jeder vernünftigen, gerechten Weltordnung ins Gesicht schlüge. Es ist überdies keine Frage, daß der Zustand noch lange nicht seine Entwicklungshöhe erreicht hat. Man höre, was möglich ist.

Eine Familienwochenschrift, wohl das verbreitetste deutsche Blatt überhaupt, veranstaltet ein Preisausschreiben:

„Bei Verfolgung von Blutspuren fanden Arbeiter im Schilfe des Muldeflusses die Leiche eines Mannes ohne Kopf. Etwa fünf Schritte von dem Fußsteige entfernt, nach dem Wasser zu, steht ein mannshoher Strauch. Hinter diesem befanden sich zwei etwa tellergroße und mehrere kleinere Blutflecken auf dem rasigen Erdboden. Bei dem Strauch steckte ein kleiner gelb und braun gestreifter, oben schwach gekrümmter Spazierstock in der Erde. Etwa einen Schritt davon entfernt, und zwar hinter dem Strauche, lag eine graue Mütze am Boden. Zehn Schritte von dieser Stelle entfernt, dem Ufer zu, lag die Leiche auf dem Bauche, die Füße dem Lande zugekehrt, in dem dichten, 2½—3 Meter hohen Schilfe. Sie war mit Hemd, Unterjacke, Vorhemdchen, Weste, Hosenträger, Unterhosen, Hosen, Strümpfen und Stiefeln bekleidet, jedoch ohne Rock, und war dergestalt mit Schilf und Blättern bedeckt, daß man sie erst nach deren Entfernung deutlich sehen konnte. Der Kopf war glatt abgeschnitten, der Stumpf zeigte noch frisches Blut. Fünfzehn Schritte von der Leiche lag ein fast ganz zerschmetterter und bis zur Unkenntlichkeit entstellter Menschenkopf mitten im Schilf. Eine Spur führte nicht dorthin. Er war dem Anschein nach in das Schilf geschleudert worden. Alle Blutspuren, welche man fand, waren frisch und rot. Das Gesicht des Kopfes war durch Stiche, Schnitte und durch zwei Schrotschüsse, die aus nächster Nähe abgefeuert worden sein mußten, total unkenntlich gemacht. Der in der Erde steckende Spazierstock war, wie die Messungen ergaben, für den Ermordeten zu kurz, also wohl nicht sein Eigentum. Wertsachen fanden sich nicht bei der Leiche vor. An der linken Hand befand sich ein goldener Trauring ohne Gravierung. Nach dem Gutachten der Gerichtsärzte hat das Abschneiden des Kopfes eine Persönlichkeit vorgenommen, die mit dem Zerlegen von Menschen- oder Tierleichen vertraut war. In der Gegend gibt es viel Schmuggel und Wildddieberei. Nach der Bekleidung war die Leiche nicht zu rekognoszieren, trotzdem sie Hunderte von Menschen gesehen haben.

Unsere beiden ersten Fragen lauten:

1. Welches Motiv kann für das Verbrechen in Betracht kommen?

2. Welche Maßnahmen resp. Recherchen wären zuerst vorzunehmen?“

Es muß bemerkt werden, daß es sich um ein Preisrätsel in vier Etappen handelt. Nachdem in einem gewissen Zeitraum die Antworten auf die beiden ersten Fragen eingegangen

sein werden, soll der zweite Abschnitt, der ein weiteres Stück des Kriminalfalles darstellen wird, mit zwei weiteren Preisfragen veröffentlicht werden, bis in vier Abschnitten der ganze Fall erschöpft sein wird.

Um einen Begriff von der Bedeutung der Sache zu geben, war es nötig, hier das Preisausschreiben, wenigstens soweit es sich mit dem Gegenstand der Fragen beschäftigt, ziemlich wortgetreu zum Abdruck zu bringen. Es wird sich ohnehin niemand bei dem Lesen der Sache gelangweilt haben — das bekannte Gefühl in der Kopfhaut, als bestrebten sich alle Haare, eine radiale Stellung einzunehmen, ist mit dem Gefühl der Langeweile schwerlich zu verwechseln.

Der Kriminalroman ist übertrumpft, zum wenigsten ist die Existenz der armen Schächer schwer gefährdet, die sich ihr von Blutdampf schwelendes Gehirn zermartern, um das Feuilleton der Tageszeitungen mit Phantasien und Kombinationen der groteskesten Grausigkeiten zu füllen. Die sind überwunden. Heute macht das der Leser selbst. Ein alter, aus der Erinnerung der gedächtnisstärksten Leute getilgter Kriminalfall von der ungeheuersten Scheußlichkeit (nach ausdrücklicher Versicherung der Redaktion unserer Wochenschrift hat sich auch das zu dem hier mitgeteilten Preisausschreiben ausgeschlachtete Verbrechen vor vielen Jahren, an anderem Orte freilich, in Wahrheit ereignet) wird einfach in ein paar Stücklein zersägt, hinter die man je eine oder mehrere Preisfragen klebt, und das Phantasieren hat nun kein mit unserer deutschen Muttersprache ohnehin auf dem Kriegsfuße lebender Skribent nötig: die Leser machen sich das alles alleine und gewiß noch viel schöner. Daß sich keiner ausschließe, dafür sorgt der ausgesetzte Preis.

Sollen wir wirklich machtlos solchen Frivolitäten gegenüber sein? Es hält schwer, das zu glauben. In einer deutschen Großstadt hatte die Schauspielerschaft des städtischen Theaters die Absicht, zu wohltätigem Zweck einen sogenannten Gesindeball zu veranstalten. Die Behörde mußte ihr die Genehmigung versagen, weil eine gesetzliche Bestimmung die Abhaltung von Kostümfesten in der fraglichen Zeit (es war kurz nach Ostern) nicht zuläßt. Sollte es wirklich möglich sein, daß ein Gesetzgeber sein Interesse an der Form von Harmlosigkeiten dieser Art bekundet und zu gleicher Zeit gleichmütig dreinschaut, wenn die Bazillen einer seelischen Pest in das Volk gestreut werden? Was verlangt das hier geschilderte Preisausschreiben? Man sehe sich die erste Frage an: in die Psyche eines Mörders soll man sich einleben, aus einem ins Haarkleine beschriebenen Leichenfunde soll man rückwärts konstruieren den Gang seiner Gedanken, bis sie zur Tat geworden sind. Wer nicht in planmäßiger Übung, in jahrelangem Umgang mit Verbrechern einen Begriff von ihrer Psychologie bekommen hat, kann gar nicht fähig sein, das Richtige zu raten, *er sei denn selbst ein talentierter Verbrecher*. Es ist hier nicht die Frage, ob das Blatt von seinen Lesern eine so geringe Meinung hat, daß es sie mit dem Köder von 182 Preisen im Gesamtwerte von 2300 Mark zum Wettstreit um diese zweifelhafte Ehre herauslockt, es fragt sich ganz einfach, ob man so ruhig zusehen darf, wenn auch die seelisch gesunden Schichten unseres Volkes (um diese handelt es sich ja hier) infolge einer Gewissenlosigkeit vergiftet werden, für die es keine Entschuldigung gibt, auch nicht etwa die, daß das in Frage kommende Blatt sich nur noch mit solchen Gewaltmitteln zu halten vermag. In derselben Nummer bringt die Zeitschrift einen guten Rat, der die als Preis für ihn gezahlten 300 Mark wohl wert ist: „Lerne ein Ende machen.“ Der Verleger, der sich durch die großzügige Beherztheit seines Handelns einen in der ganzen Welt mit Achtung genannten Namen gemacht hat, hätte hier die Gelegenheit, die Güte seiner teuren Ratschläge einmal an sich selbst zu erproben. Aber es ist ja noch nicht gesagt, daß hier wirklich schon solch ein Fall von Verzweiflung vorliegt: dann gehe unser größter deutscher Zeitungsverleger hin und zeige durch sein leuchtendes Beispiel seinen zahllosen Jüngern im Reiche, daß die Skrupellosigkeit auch heute keine unentbehrliche Waffe im wirtschaftlichen Kampfe ist, daß ein Zeitungsverleger moralische Pflichten hat, daß, wenn er sich die Bevormundung durch neue Gesetze ersparen will, er zeigen muß — *Verantwortungsgefühl!* Sollte hier aber schon einer der ausgeprägtesten Charak-

tere im deutschen Zeitungsverlage schwächlich versagen, dann wäre es jetzt wohl endlich an der Zeit, daß auch die große Öffentlichkeit ihr Auge für diese Zustände schärft und eine Abhilfe von außen her fordert, da eine solche von innen heraus unmöglich zu sein scheint.

Hubert Maushagen



Schriftstellervampire

Die Institute, Anstalten und Einrichtungen, die sich den teils offenen, teils stillen, dann aber desto intensiver verfolgten Grundsatz gemacht haben, unerfahrenen Schriftstellern und mit Weltfremdheit gesegneten Dichtern auf hundert verschiedene Arten die, meistens letzten, Groschen aus der Tasche zu ködern, vermehren sich in ganz wunderbarer Weise. Hier sind natürlich in erster Linie die bekannten Herstellungskosten-Verleger zu nennen; dann gewisse literarische Bureaus, meist hochtrabende Namen an der Stirn tragend, die sich vom Autor Manuskripte einsenden lassen, dann aber, sobald sie in deren Besitz sind, postwendend eine Vertriebsgebühr verlangen; auf dem Gebiete des Theaters dann die neben den vorhandenen zahlreich emporschießenden Agenturen und Theaterverlage, deren erstes Lebensprinzip die möglichst schnelle und „gleichzeitige" Einheimsung der Prüfungsgebühr eines Stückes, zwischen 10 und 40 Mark variierend, bedeutet. — Nebenbei eine Verachtung des primitivsten Rechtsbewußtseins, da eine Warenbesichtigung noch niemals bezahlt worden ist. — Ferner als Neuestes ein stark zirkulierender Subskriptionsschein auf ein Werk: „Deutschlands ... Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild" — nach dem Prospekt zu schließen eine höchst notwendige Kulturtat und die Abhelfung des allerdringendsten Bedürfnisses der Menschheit —, das die Photo- und Biographie des Subskribenten gegen Berappung von bloß 15 bzw. 25 Mark bringt — was in Form und Inhalt eine geradezu unverschämte Attacke auf die liebe Eitelkeit genannt werden muß. Das alles sind nur einige Beispiele. Alle diese und ähnliche Leutchen, die immer mehr Nachahmer finden, haben nichts als das edle Ziel vor Augen, die Früchte von dem zu genießen, was der Schriftsteller unter Opferung seiner Nervenkraft aussinnt und ausarbeitet.

Wenn nun auch die rapide Vermehrung dieser Anstalten und Anstältchen ihren Grund zum großen Teil darin haben wird, daß bei vielen müßigen Jünglingen und Jungfrauen die Dichter- und Schriftstellerei als eine Sportausübung immer mehr aufkommt, so ist es doch für jeden Einsichtigen klar, welch eine Gefahr sie für den ernsthaften Schriftsteller, ja für das Schrifttum überhaupt sind. Erstens wird tüchtigen Kräften gerade durch sie der Weg in die Öffentlichkeit unmöglich oder sehr schwer gemacht, indem sie mit den Erzeugnissen jedes Dilettanten oder jeder Dilettantin, wenn sie nur zahlungsfähig sind, den Büchermarkt zu einer verwirrenden Flut anschwellen lassen; wodurch sich auch der solide Verleger gegenüber allen Angeboten, besonders beim Belletristischen, mißtrauisch und ablehnend verhält. Dann die größere Gefahr. Durch die Machereien jener Verlagsfirmen und die amerikanischen Reklamemittel, mit denen sie arbeiten, werden sehr viele von den Leuten, die sich noch für die Literatur wirklich interessieren, abgeschreckt oder sie sehen nur noch mit Verachtung auf ihre Erscheinungen herab, besonders auf die Belletristik; das Publikum ist durchaus nicht so zu verdammen, wenn es z. B. keinen Blick mehr in Gedichtbücher wirft. Die vielen anderen Nachteile, die aus solchen Zuständen fließen, weiß der Kundige und der Literaturfreund von selber.

Deshalb ist es die Pflicht eines jeden wirklichen Schriftstellers, eines jeden guten literarischen Blattes, schon aus bloßem Standesbewußtsein für die Ausrottung dieser ungesunden Verhältnisse mit ihrer ganzen Kette von Schwindelhaftigkeiten zu kämpfen. Die Verleger, Bureaus, Theateragenturen usw., die sich keine tüchtigen literarisch gebildeten Prüfungskräfte halten können, sollten doch lieber gleich ihre Budiken zumachen, anstatt sich von der geistigen Mühe anderer über Wasser zu halten.

Hermann Lemmerz

Der Zeppelin-Jubel

Wie ein Rausch flammte in den Tagen vom 31. Juli bis 4. August die Begeisterung durch die Rheinlande. Der deutsche Michel ist doch ein Prachtkerl. Die Bier- und Kaffeesteuer nötigt ihm etliche Seufzer ab, und — er behilft sich mit Mineralwasser und Malzkaffee. Um die verteuerten Streichhölzer zu sparen, bereitet er sich, wie einst zu Großvaters Zeiten, Fidibusserln. Um die Fleischpreise kommt er auch herum, indem er den Kartoffelverbrauch steigert. „Deutsche immer essen Kartoffel", sagen die Italiener, ohne zu ahnen, welche vertrackte Opposition hinter den Kartoffelsäcken steckt.

Aber Zeppelin! Plötzlich rollt sich der ganze Kerl auf und starrt in die Luft. Nun ist er Idealist. Die Wurschtigkeit den Wurschtpreisen gegenüber, — aber Zeppelin die Begeisterung, die Freude, den Nationalstolz! Ja, in der Tat, das erstemal seit Anno 70 ein völlig gemeinsames Zusammenfließen aller Empfindungen in eine! Ein Sichtreffen der Nation in einem Gefühl! Nation, wie das klingt und schmeckt nach Einheit! Keine gemachte politische Einheit, sondern ein wirkliches Sich-eins-fühlen. Ist das noch das Volk des Hurrapatriotismus?

Der Jubel rauscht. Sonst, bei patriotischen Anlässen, erschien zuerst im Tagblättchen die obligate Aufforderung, die Häuser zu beflaggen. Aber als Zeppelin kam, tat schon jeder von selbst das Nötige. Man flaggte, man illuminierte, man stand auf den Dächern und schwenkte Hut, Schirm, Taschentuch, rheinauf, rheinab in allen Städten und Städtchen. Hoch, hoch Zeppelin!

Unser Zeppelin! Keinen verließ das Gefühl, daß er unser ist. Ein Deutscher und wir Deutsche, wir, die wir das erleben dürfen! Es waren wirklich Stunden rückhaltloser Freude.

„Die Seele der Nation erzittert", sagte Oberbürgermeister Adickes beim Empfang in Frankfurt. (Es ist merkwürdig, wie häufig das Wort Nation in diesen Tagen gebraucht wurde.) „Das ist das Glück, ... daß wir den Mann unter uns sehen, dem es gelungen ist, *die deutsche Seele wieder einmal in Wallung zu bringen* ..., den Mann, der uns *herausgeholfen hat*, daß wir uns größeren Dingen zuwenden als den kleinen Gesprächen am Philistertisch."

Tatsächlich, einen Augenblick schien es, als ob der deutsche Michel den Kopf merkwürdig weit aus der Schildkrötenschale des Philisteriums herausgestreckt hätte. Wie bald er ihn wieder zurückzieht?

Eine Wallung; nur eine Wallung. Aber ein Beweis, daß doch mehr Leben in dem dickflüssigen Brei steckt, als man gemeinhin glaubt. Es ist etwas Merkwürdiges um die Masse Volk. Das Rätsel des Individuums ist nicht wunderbarer als das Rätsel der Masse. Wenn man z. B. den Fall Ganter betrachtet, muß man doch sagen: Das Volk ist dumm, unglaublich viel dümmer, als man es seit Jahrhunderten für möglich halten sollte. Welche Unsumme von Blödigkeit muß in all den Menschen stecken, die auf einen albernen Waschzettel hereinfallen! Und dann wieder — Zeppelin! Diese Unbeirrbarkeit des Gefühls in allen Schichten; diese Energie der Liebe, der raschentflammten, helfenden Liebe; dieses prachtvolle Aufrauschen der Begeisterung! Dieses selbe Volk, das sich eben in erschreckendster Blödigkeit gezeigt, nun plötzlich hellwach, verständnisvoll und feurig, *von wahrhaft kongenialer Kraft im Miterleben der Tat des Genies.*

Wir staunen. Woher dieses Brausen und Schäumen auf einmal? Es müssen mächtige Kräfte in der Tiefe schlummern. Die Masse ist wie die Natur. Sie schläft und erwacht. Sie hat ihre Jahreszeiten und ihre großen Ereignisse. Einmal ist alles zugefroren, und einmal taut alles. Heute alles starr, verstockt und verhockt, und morgen fließend, überströmend, Tauwasser, Hochflut. Die Seele der Nation erzittert ...

Wie geht das zu? Ein einzelner ist es, immer ein einzelner, der den Schlüssel hat, welcher auf alle Seelen paßt. Immer ein einzelner, der das erste schwerfällige Geschiebe und Raunen

veranlaßt, das dann rasch in ein lautes, donnerndes Rauschen und Brausen übergeht. Immer ein einzelner. Das Genie, Das ist es, worauf gewartet wird. Das Genie erreicht mit einem Schlage, worum sich jahrzehntelange Kulturarbeit mit ewig mittelmäßigem Erfolg bemüht: die Erlösung der Massen aus der Alltagsdumpfheit, die Erhebung zum Guten und Schönen, das befreite Inkrafttreten eines die Massen ergreifenden Gefühls stolzen, gesunden Selbstbewußtseins.

Solche Gefühle wurden in den „großen" Tagen am Rhein wach. So, darf man wohl sagen, ist Zeppelin II der deutschen Nation ein glückhaft Schiff geworden. Civis



Biographien als Schullektüre

Es gibt bei uns, zumal in den sich mit besonderem Nachdruck als „national" bezeichnenden Kreisen, viele Leute, die sich in einen gewissen Verdruß gegen alle Kunst hineingeredet haben. Ihr Schlagwort ist „Realpolitik", und sie betonen, daß bei uns den schöngeistigen Dingen viel zu viel Gewicht beigelegt werde. Bislang haben sie die Lage nur verschlimmert. Sie tragen ein gut Teil der Schuld, daß das Judentum im Kunstleben so mächtig werden konnte. Denn die Juden fanden diese Plätze nicht genug verteidigt. Es ist z. B. nicht zu verwundern, daß das deutsche Theater unnational ist, da es ganz von Juden regiert wird. Aber nimmer hätten diese alle Direktorenstellen besetzen können, wenn ihnen von deutscher Seite tatkräftig entgegengearbeitet worden wäre. Dann aber liegt dem Judentum das Artistische; daß unsere Kunst so ganz dem wirklichen Leben entfremdet ist, gleichgültig ob sie sich Naturalismus oder Symbolismus nennt, ist nur dadurch gekommen, daß diese Kunst nicht gewachsen, sondern gemacht ist.

Andererseits muß man nun freilich auch bedenken, daß der meiste Lesestoff, der von der Welt doch nun einmal verlangt wird, von Literaten geschrieben wird. Es heißt aber Unmenschliches von diesen fordern, wenn man erwartet, daß ihnen nicht Literatur und Literatentum sowohl am besten bekannt sein, wie auch am nächsten dem Herzen liegen soll. So ist es natürlich, daß in der Literatur und bei den Literaturbeflissenen alles Literarische eine große Rolle spielt, mag sein eine größere, als ihm im Haushalt unseres staatlichen Lebens wirklich zukommt. Aber ein bißchen nach Donquichotterie schmeckt es doch allemal, wenn literarisch so gegen die Macht der Literatur losgezogen oder mit einer gewissen Schadenfreude womöglich von Berufsliteraten festgestellt wird, daß es mit der sozialen Herrlichkeit der Literatur, ihrer Stellung im geistigen Leben vorbei sei, daß jetzt andere Kräfte an die Reihe kommen. Am komischsten ist es dann freilich, wenn eigentlich die Literatur selber aufgefordert wird, diesen andern Kräften zur rechten Wirkung zu verhelfen, indem sie — literarisch behandelt werden.

Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Ich bin wohl durch meine ganze literarische Tätigkeit gegen den Vorwurf des Artistentums oder literarischer Einseitigkeit geschützt. Ich bin der erste, der eine möglichst große Vielheit von Kräften an der Arbeit sehen möchte. Aber warum denn immer eins herabsetzen, um das andere zu erhöhen? Warum vorhandene Werte verdrängen, wenn die neu hinzukommenden daneben Platz haben?! So setzt Dr. Georg Biedenkapp in einem Artikel der „Frankf. Ztg." geradezu Feindschaft zwischen „Poeten und Mechaniker", wo ich mir kein schöneres Ideal denken könnte als ein möglichst eng verbundenes Zusammenwirken dieser Werte. Natürlich auch bei unserer Erziehung. Nur auf diesen Punkt des erwähnten Aufsatzes möchte ich näher eingehen, weil es mir durchaus nicht auf Polemik ankommt, sondern auf den Gewinn neuer Werte. Mit Recht hat Biedenkapp gegen die allzu geringe Einschätzung mechanischer Arbeit etwa von seiten Emersons Einspruch erhoben, obwohl es dem Amerikaner mehr darauf ankam, zu betonen, daß auch im technischen Leben die geistige Arbeit das Wichtigste sei und nicht der allmählich erkämpfte mechanische brauchbare Ausdruck der Idee.

Doch ist hier nicht zu streiten, da ich gern die Bedeutung der mechanischen Arbeit zugebe. Danach fährt dann der Verfasser fort:

„Nun muß man sich aber fragen: Wie kommt es, daß wir in der Schule mit unsäglich trocknem und wertlosem Notizenkram über das Leben der Dichter belästigt werden, dagegen ex officio kaum etwas über das Erdenwallen großer Mechaniker zu Ohren bekommen? Da lernt der Schüler, wann, wo Klopstock geboren wurde, welche Schule er besuchte, welche Universitäten, und vieles andere, was ihn kaum interessiert. Entsprechendes lernt er bei vielen Dutzenden von Poeten, aber geistigen Gewinn hat er nicht im geringsten davon. Wie ganz anders aber horcht er auf, wenn er etwas von des jungen Fraunhofers Glück im Unglück vernimmt, wie der junge Glaserlehrling der Verschüttung bei einem Brande eine Wendung in seinem trüben Lebensschicksal verdankt, wie er, als sein eigener Lehrer, Mathematik und Physik treibt und ein glänzender Stern am Himmel der physikalischen und astronomischen Forschung wird. Welcher Energiegehalt, wieviel Willensanspornung tritt uns auf den Lebenswegen so vieler Mechaniker entgegen, und wie wenig oder rein gar nicht wird diese moralische Goldgrube für die Erziehung ausgebeutet! Würde man statt hundert Seiten literaturgeschichtlichen Notizenkrams über das Leben von Dichtern nur drei bis vier Seiten über besonders merkwürdige Lebensumstände der Hauptschöpfer unserer materiellen Kultur, also der großen Mechaniker geben, etwa im Anhang zum Physikbuche oder im Lesebuch, dann könnten viele gute Keime gestreut, könnte mancher Wille zu höheren Dingen gespornt werden. Über einige große Mechaniker, wie Watt und Stephenson, vermittelt ja wohl in den höheren Schulen die neusprachliche Lektüre einige Nachrichten. Hier handelt es sich aber nicht mehr um das Zufällige und Vereinzelte, sondern um einen prinzipiellen Standpunkt. Was die Poeten in der Literaturgeschichte beanspruchen, das dürfen auch die großen Mechaniker, die Werkzeugschaffer moderner Technik, diese Poeten, die mit Drahtspiralen, Magneten, Kolben, Rädern, Zylindern, Ventilen ihre technischen Zauberlieder zusammenreimen, ebenfalls für sich verlangen. — — — — —

Manche Mechanikerbiographien weisen Züge antiker Größe auf, Züge der Selbstlosigkeit, wie sie in Deutschland selten sind. Sehr bedauerlich ist, daß, während die Lebensumstände mancher nicht einmal großer Poeten überschwenglich genau erforscht werden, eine historische Forschung über das Leben großer Mechaniker, also erster Kulturpioniere und Umgestalter aller Lebensverhältnisse, kaum existiert. Die Geschichte der Technik und der großen Techniker ist ein noch ganz vernachlässigtes Kapitel, dem auf Kosten der Poeten ruhig etwas mehr Raum, Zeit und Geld gewidmet werden sollte. Und den Anfang sollte man damit machen, daß unter Einschränkung literaturgeschichtlichen Notizenkrams der Physikunterricht mit etwas Biographie der großen Mechaniker geschmückt würde. Das wäre auch sozial wertvoll, denn die wenigsten großen Mechaniker entstammen höheren oder mittleren Schichten."

Ich weiß nicht, ob es viele Schulen gibt, an denen so viel biographischer Literaturunterricht gegeben wird, wie man nach den obigen Ausführungen annehmen müßte. Aber das gebe ich zu, daß jeder derartige Literaturgeschichtsunterricht wertlos ist. Eine solche Behandlung des Biographischen ist nicht nur bei den Dichtern wertlos, er wäre es auch bei den Mechanikern: denn das ist überhaupt geisttötend.

Diese Behandlungsart des Biographischen ist vor allem deshalb so sehr zu bedauern, weil richtige Biographien, die das innere und äußere Werden von Männern *jedes Berufes* der Jugend wirklich lebendig vorführten, eines der stärksten Erziehungsmittel darstellen, die es überhaupt gibt. Ich habe es immer bedauert, daß es nicht ein für die Welt bestimmtes Seitenstück zur katholischen Legende gibt. Es dürften in diesem Weltbuche auch einige — Heiligenleben stehen. Auch hier sind viele „Züge von antiker Größe und edelster Selbstlosigkeit" zu finden. Gerade für die Jugend hat die Biographie großen Wert, nicht nur als moralisches Erziehungsmittel, sondern auch als *Literaturgattung*. Die Jugend begeistert sich gern für reale „Helden"; — nun, hier sind sie.

St.

Arbeit und Gesang

Das „Zentralblatt der Bauverwaltung“ veröffentlicht folgenden Beitrag zum Kapitel „Arbeit und Rhythmus“: Als junger Regierungsbauführer hatte ich Mitte der neunziger Jahre in der Nähe von Dresden als eine der ersten der mir übertragenen Arbeiten das Rammen einer Anzahl von Pfählen für die Joche einer Hilfsbrücke zu leiten. Die Arbeit wurde von einer Anzahl, wenn ich nicht irre, deutsch-böhmischer Arbeiter mit der Zugramme ausgeführt und von dem „Schwanzmeister“ in der üblichen Weise mit Gesang begleitet. Sein Lied ist mir sonst noch nirgends wieder vorgekommen und verdient vielleicht der Vergessenheit entrissen zu werden. Vielleicht wird dadurch auch der eine oder andere Fachgenosse dazu angeregt, ähnliche Verse aus seiner Erfahrung mitzuteilen. Sie können als Sprachdenkmäler und im Sinne der Bestrebungen zur Förderung der Volkskunde von Wert sein. Der Schwanzmeister, eine riesige Gestalt mit einem Schlapphut, dessen Äußeres sehr an Wotan erinnerte — er hatte nämlich auch nur ein Auge, während eine große Stirnlocke das andere zu bedecken versuchte —, überragte seine Leute um mehr als Hauptեslänge, was bei der Arbeit noch mehr auffiel, weil sich die Leute doch beim Ziehen an den Rammsträngen bücken müssen, während er hochaufgerichtet, das Schwanzende des Rammtaues in der Hand, hinter ihnen stand. Mit majestätischer Ruhe sah er auf das Gewimmel der Arbeiter unter ihm herab, wenn er durch seinen Gesang den Takt zur Arbeit angab. Sein Lied hatte folgenden Wortlaut:

Einmal auf! — zweimal drauf!
Dreimal hoch — und viere noch!
Ich hab mei' Freid' — an meine Leit',
Jeder zieht an, — so sehr er kann.
Und jenen Mann, — der nicht zieht an,
Den hau'n wir naus — und jag'n ihn nach Haus
Ins Branntweinhaus.
Zieht a weng höher auf — fällt er a weng schwerer drauf.
'nauf auf die Spitz', — wo's Rädel drauf sitzt.
's Rädel will ha'n — daß wir immer drauf schla'n.
Hoch! Aufgepaßt! — eins drauf und — Rast!

Abwechselnd sang der Meister sein Lied auch so, daß er die in den ersten vier Zeilen begonnene Zahlenreihe bis 20 fortsetzte.

Der Frankfurter Zeitung, die diese Mitteilung übernommen hatte, gingen dann aus ihrem Leserkreise noch mehrere solcher „Sprüche beim Rammen“ zu. „Mir kam ein Spruch ins Gedächtnis, der beim Rammen der Pfähle für die Joche der im Sommer 1865 bei Speier über den Rhein gebauten Eisenbahnschiffbrücke gesprochen wurde. Auch hier kommandierte der sogenannte ‚Schwanzmeister‘ die Rammarbeiter, etwa 15 Mann, die mit Handkraft den eisernen Rammblock auf die Rammpfähle fallen ließen, durch den folgenden Spruch:

Er muß hinein, —
Durch Felsen und Stein, —
Durch Wasser und Sand, —
Dem König ins Land,
Dem Kaiser ins Reich, —
Jetzt alle zugleich —
Hoch auf — (Bum, d. h. jetzt fiel der Block).

Ich glaube übrigens, daß dieser Spruch zünftig, d. h. den Speirer Zimmerleuten, die sich damals noch an strenge Observanz der Zunft hielten, durch die alten Vorschriften der letzteren diktiert war. — Den gleichen Spruch, allerdings mit einigen Varianten, hat ein anderer Leser ‚vor vielen Jahren‘ im Badischen gehört. ‚Bei dem letzten Vers (Hochauf — zugleich!) ging der Schwanzmeister von einem bedächtigen Sprechton zu einem zu letzter Anstrengung auffordernden Juchzen über.‘ — Im Jahre 1908 wurden die Verse von hessischen Arbeitern

bei den Vorbereitungsarbeiten für die Darmstädter Ausstellung mit den Endzeilen ‚Hochauf und eins! Hochauf und zwei!‘ sowie folgendem Zusatz gesungen:

Ich seh' ein, der zieht net,
Ich seh' ein, der will net;
Ihr werdet ihn kenne;
Soll ich en Eich nenne?
Der mit de grine Mütz',
Mit dem Hut an der Spitz'
Halt ein!

* * *

Ich teile diese Sprüche hier nicht als „Beiträge zur Volkskunde“ mit, denn was erst so aus halb philologischen Gedanken heraus gesammelt wird, das pflegt dann in den großen Büchersärgen der Wissenschaft ver- und begraben zu sein. Hier aber handelt es sich um einen Brauch, den lebendig zu erhalten nicht nur jedem Kunstfreunde, sondern vor allem auch jedem in sozialer Liebe an seine Mitmenschen Denkenden am Herzen liegen müßte. Karl Bücher hat in seinem trefflichen Buche „Arbeit und Rhythmus“ nachgewiesen, wie die Menschheit an allen Orten und zu allen Zeiten sich die Arbeit durch Rhythmisierung zu erleichtern strebte. Die Art, wie aus dieser Rhythmisierung der Arbeit Arbeitslieder erwuchsen, wie daraus Tanz und Spiel sich entwickelten, offenbart diese Verbindung von Arbeit und Musik als wohl ergiebigste Quelle einer dem wirklichen Leben entsteigenden Volkskunst: damit also auch als vornehmstes Mittel der Beglückung und Verschönerung des Daseins. Die belebende Kraft des Rhythmus bewirkte, daß die Arbeit mit Freuden getan wurde; das Herz, in dem noch das Arbeitslied nachklingt, wird auch die Feierstunde sich zu verschönern streben. Es ist ein Fluch der Maschinenarbeit, daß sie von dieser Rhythmisierung ablenkt; es ist aber nicht wahr, daß sie sie unmöglich macht. Vor allem z. B. in den Fabriken — in den Spinnereien, Webereien, Kattundruckereien usw. vorab — ließe sich die Bedienung der Maschine sehr leicht mit Gesang vereinigen. Ich meine natürlich nicht, daß man hingehen und Fabrikarbeitslieder komponieren solle. Man hätte nur das Singen in den Fabriken nicht verbieten sollen und sollte es jetzt schleunigst wieder erlauben. Es ist nicht wahr, daß ein solches Singen von der Arbeit ablenkt; vielmehr erhält es den ganzen Menschen frisch und wohlgemut. So aber, wie die Arbeit jetzt verrichtet wird, wo der Mensch stumm an seiner Maschine steht, geradezu ein Teil derselben, muß ihm diese Arbeit, die ihn zum geistlosen Sklaven macht, verhaßt werden. — Wie eigentlich überall im Leben geht auch hier Schönheit und Nützlichkeit sehr wohl zusammen. St.



Liliencrons Ehrenbrot

Detlev von Liliencron hatte dem sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ die Generalerlaubnis zum Abdruck, d. h. Nachdruck seiner Dichtungen erteilt. Die Presse war ihm damals noch ziemlich verschlossen, und es lag ihm, wie jedem Dichter oder Künstler, daran, von seinem Volke überhaupt gehört zu werden. Es dauerte aber nicht lange, und die Militärbehörde lud ihn vor sich. Man eröffnete, so wird im „Echo“ erzählt, ein hochnotpeinliches Verfahren gegen ihn mit der Beschuldigung, daß er „für die sozialdemokratische Zeitung ‚Hamburger Echo‘ einen Artikel ‚Adjutantenritte‘ geschrieben“ hätte. Der hohe militärische Herr, der ihn vernahm, hielt dem Verstockten schwarz auf weiß den „Artikel“ im „Echo“ triumphierend unter die Nase: Willst du noch leugnen, du Förderer des Umsturzes? In Liliencron kämpften helle Empörung und schreiende Lustigkeit. Was man ihm vorhielt, war die „Mittagsschlacht“, die als erstes Stück der Reihe

unter dem Generaltitel „Adjutantenritte" im „Echo" abgedruckt war. Man hatte sich anscheinend nicht einmal die Mühe genommen, das Corpus delicti zu lesen. Der Titel, der Autorname und die Tatsache, daß die Sache im sozialdemokratischen „Echo" stand, hatten der Militärbehörde genügt, um Liliencron, der nicht nur der große Lyriker, sondern auch Offizier a. D. war, zu maßregeln. Es halfen ihm auch alle verständigen Darlegungen nicht, daß es sich nicht um einen Artikel, sondern um eine vor vielen Jahren schon entstandene Geschichte handelte, daß er durch eine früher gegebene Generalerlaubnis geschäftlich gebunden sei usw. Man erklärte ihm, wenn er nicht dafür sorge, daß nie wieder von ihm in sozialdemokratischen Zeitungen etwas abgedruckt würde, so müßte er gewärtigen, daß ihm seine Offizierspension und die 2000 Mark jährlichen Gnadengehalts, die er vom Kaiser erhalte, entzogen würden.

Der Dichter, durch solche Stockprügel auf den Magen in die Enge getrieben, ging achselzuckend seiner Wege. Seine finanzielle Lage erlaubte ihm nicht, zu wählen. Und das sozialdemokratische Organ brachte keine „Artikel" mehr von Liliencron, der bekanntlich gerade und zuerst bei den „destruktiven" Elementen Anklang und Beifall gefunden hat.

Die Reminiszenz, so wird dazu bemerkt, vermag auf die Persönlichkeit des Dichters keinen Schatten zu werfen. Um so voller und schärfer fällt dieser auf diejenigen, die den toten Detlev v. Liliencron als den Ihrigen reklamieren, nachdem sie den lebenden zu demütigen versucht.

Und in so vornehmer Weise!



Notizbuch

Der Kaiser hat sich durch die beim diesjährigen Wettsingen der deutschen Männerchöre um den von ihm gestifteten Preis gemachten Erfahrungen zu wesentlichen Änderungen der Bedingungen veranlaßt gesehen. Sie streben, wie bereits die früheren, nach Vereinfachung. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, bekommt hier von höchster Stelle bestätigt, was jeder mit den Verhältnissen Vertraute längst wußte, was wir im Türmer schon vor Jahren ausführlich dargelegt haben. Die Vorbereitungszeit zu dem Wettbewerb ist durchaus nicht schön. Nehmen wir an, daß keinerlei Mogeleien mit Anwerben von Mitgliedern u. dgl. geschehen: künstlerisch schön ist diese Drillerei in zahllosen Proben — darüber haben sich ja offenbar viele Vereine beschwert — nicht. Und nun sollen die Vereine einfachere Stücke wählen. Ja, die Mahnung hilft doch nichts. Man will ja doch glänzen, will zeigen, was man kann. Man tritt ja eben in Wettbewerb. Werden einfache Kompositionen gewählt, so werden sie eben nicht einfach vorgetragen. Das wissen wir doch aus allen großen Männerchorkonzerten. Nein, künstlerisch Wertvolles wird durch diese Art von Wettbewerben nie erzielt werden. Besonders bedauerlich bleibt, daß dieses Massenaufgebot von Arbeit und Kosten einer Kunstgattung geopfert wird, die ihrer Natur nach künstlerisch minderwertig bleiben muß. Bedauerlich bleibt ferner, daß diese Massenansammlung von Stimmen nicht künstlerisch ausgenutzt werden kann, weil die Männerchorkomposition keine „Gelegenheiten" zu solchen Massenentfaltungen gibt. Wären z. B. gemischte Chöre vereinigt, so könnten einmal Riesenaufführungen der Händelschen Oratorien veranstaltet werden, die sicher eine gute künstlerische Erziehung für weite Kreise bedeuten würden. Jetzt aber wirkt das große „Kaisersingen" auch dadurch schädlich, daß durch diesen Wettbewerb die Herrenkreise noch mehr in die Männerchöre gelockt werden, als es ohnehin durch die Aussicht auf große gesellige Vergnü-

gungen, wie z. B. Reisen, geschieht. So werden die großen „gemischten Chöre“, denen doch die Pflege der künstlerisch wertvollsten Chormusik, ja vielleicht überhaupt der bedeutsamsten Volksmusik obliegt, durchweg am Mangel an Männerstimmen empfindlich leiden, so daß erste Chorverbände für ihre Konzerte bezahlte Sänger gewinnen müssen. Hier, auf dem Gebiete des gemischten Chorgesangs, würden solche Anregungen eher glückliche Folgen haben. Denn für die Pflege der Volksmusik scheinen mir die Frauen überhaupt mehr berufen als die Männer: von ihren Müttern lernen die Kinder zuerst das Singen.

* * *

Etwas verspätet — wer ist im Sommer ein guter Zeitungsleser? — kommt mir der Bericht in die Hände, den der Lokal-Anzeiger über das Lindau-Bankett im „Kaiserhof“ veröffentlichte. Wir wollen das schöne Kulturbildchen aber doch noch festhalten; es schließt sich übrigens ganz passend an das vorangehende an: „Mit mehr Humor als gestern Dr. Paul Lindau hat wohl selten ein Siebziger die Last der Jahre auf sich genommen. Im Kaiserhof bei der festlichen Tafel herrschte die fröhlichste Geburtstagsstimmung — als gelte es, den Eintritt eines Jünglings in das Mannesalter zu feiern. Nur ein ganz intimer Kreis engster Freunde war geladen — und so war denn der große Saal zum Erdrücken voll. Unter den Herren: Berühmtheiten, Größen und Leuchten der Kunst, Direktoren, Dichter, Schauspieler. Unter den Damen: alle, die schön sind und Lindau lieben. Der Jubilar saß zwischen Exzellenz Grafen von Hülsen und Exzellenz Grafen Seebach, nicht weit davon an derselben Marschallstafel Adolf Wilbrandt, Haase, Niemann, Kainz, Lili Lehmann, die heute bei Lindau so göttlich sang, von Schönthan, Hofrat Schlenther, Geheimrat Bachur usw. Und Lindau selbst, beweglich wie immer, stellte einen kaum zu überbietenden Kußrekord auf. Er küßte sich durch alle Gratulantinnen mit wahrer Freude hindurch. Die Reden waren zahllos. Zuerst sprach Exzellenz Graf von Hülsen auf S. M. den Kaiser, dann bekränzte Sigwart Friedmann das Geburtstagskind mit Versen, Rosen und jungen Damen, dann sprachen Wilbrandt, Chefredakteur Landau, Joseph Kainz, Alex. Moszkowski, Geh. Rat Max Grube; Walden sang ein entzückendes, brillant pointiertes Couplet von Leo Leipziger, und Thielscher machte den Schluß. Man pries Lindau als Freund und Kameraden, als Dichter und Charmeur und beleuchtete mit den allerbesten Scherzen sein reichentwickeltes Nachtleben. Lindau bei Nacht! Das war der Kehrreim, der unter nie versiegender Heiterkeit immer wiederkehrte. Lindau dankte herzlich und gerührt. Ein Glücklicher! Ein Mann, der ein unbändiges Talent zur Freude hat, ein Genie der Lebenskunst — das war und ist Lindau. So erschien er gestern im Kreise seiner Freunde, so dankte er ihnen und seinem Schöpfer, der ihm die herrliche Gabe in die Wiege gelegt hat: die Gabe, sein Leben zu genießen. Und diese Lebensfreude Lindaus lag gestern wie Sekthauch in der Luft und perlte wie Lebensrausch in allen Champagnerkelchen. Das Fest (von Dr. Artur Wolff trefflich arrangiert) dauerte bis spät in den hellen Morgen — das ist bei einem Feste Paul Lindau zu Ehren ja selbstverständlich.“

Wie wäre es, wenn ein Geistesverwandter Lindaus getreu diesem Vorbilde den „Fall Lindau“ romanhaft behandelte?! Oder noch besser den „Fall Lindau bei Nacht“! Ein unerschöpflicher Stoff. Und eine Anklage, wie sie Lindau gelegentlich für seine Fall-Behandlungen erfuhr, wird der betreffende „Dichter“ nicht zu befürchten haben. Der siebzigjährige Lindau dankt „herzlich und gerührt“, wenn sein „reich entwickeltes Nachtleben“ beleuchtet wird. Übrigens ist Lindau Direktor des Königlichen Schauspielhauses in Berlin und hat also an hervorragendster Stelle Gelegenheit, dafür zu sorgen, daß Schillers Hoffnungen vom Theater als „moralischer Anstalt“ in Erfüllung gehen.

* * *

Die deutsche Schriftstellerzeitung „Die literarische Praxis“ bringt unter der Aufschrift: „Ein heikles Kapitel“ die nachfolgenden Ausführungen, die wir ihrer Wichtigkeit wegen ungekürzt wiedergeben.

Der Berliner Verlag F. Fontane & Ko. übersandte am 21. April d. J. dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ in Leipzig ein Inserat, in welchem mehrere Werke Stephan Vacanos angepriesen wurden. Die Redaktion des Börsenblattes lehnte die Aufnahme der Annonce mit dem Bemerken ab, das zu einem der Werke abzudruckende Vorwort, welches die Erzählung von „einer der ungeheuerlichsten Verirrungen in der Liebe“ ankündige, gebe zu ernsten Bedenken Anlaß und gehe weit über den Rahmen einer geschäftlichen Anzeige im Börsenblatt hinaus. Einer kurzen Titelanzeige stehe nichts im Wege.

Das Vorwort zu dem Buche („Sündige Seligkeit. Ein Liebeswahn“) lautete wie folgt: „Auf die vorliegende Erzählung einer der ungeheuerlichsten Verirrungen in der Liebe kann ich, soweit der Inhalt in Frage kommt, keine Autorrechte geltend machen. Dieses erschütternde Bekenntnis ist mir, wie ich es hier aufgezeichnet habe, durch einen Mann geworden, der in unserem an scharfumrissenen Gestalten so reichen München bis vor kurzem eine wohlbekannte Erscheinung war. Er ist nicht mehr. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, die Geschichte seiner Liebe, die zugleich die seines Lebens war, in die Öffentlichkeit zu tragen. Den Büchermarkt um eine sensationelle Publikation zu vermehren, mußte mir um so ferner liegen, als es sich um einen lieben Jugendfreund handelte. Da fiel mir eine Schrift des Wiener Arztes Prof. Dr. Siegm. Freud in die Hände, die sich ‚Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie‘ betitelt. Als ich den Abschnitt über ‚Infantile Sexualität‘ zu Ende gelesen hatte, wußte ich, daß es meine Pflicht sei, diese Beichte wiederzugeben. Sie ist geeignet, Eltern und Erzieher auf das Seelenleben der ihnen von Gott anvertrauten Lieblinge aufmerksam zu machen. Im übrigen mag man zur infantilen Sexualpsychologie beliebig Stellung nehmen; sie im ‚Jahrhundert des Kindes‘ zu ignorieren, wäre ein Verbrechen an unseren Kindern. Dr. St. Vacano.“

Wenn es Herrn Dr. Stephan Vacano nicht darum zu tun gewesen ist, „den Büchermarkt um eine sensationelle Publikation zu vermehren“, so muß der Titel des Werkes um so mehr befremden. Man kann auch darüber streiten, ob es richtig ist, eine wissenschaftliche Frage aus dem Gebiete des Sexuallebens in einer Novelle zu behandeln, zumal hier nach den eigenen Worten des Verfassers ein ganz abnormer Fall in Betracht kommt. Ebenso erscheint es als recht überflüssig, eine derartige Publikation, mit der unzweideutige Bestrebungen verfolgt werden, mit ethischen Gründen rechtfertigen zu wollen und gar den lieben Herrgott in diese Dinge hineinzuziehen. Der Autor und der Verlag suchen — bewußt oder unbewußt — mit der Schrift Aufsehen zu erregen, nicht aber pädagogischen Interessen Rechnung zu tragen.

Es ist daher erklärlich, daß das Börsenblatt sich weigerte, das Vorwort abzudrucken, das einen recht unangenehmen Eindruck hervorruft. Wir geben auch zu, daß eine gewisse Zensur von dem offiziellen Organ des Börsenvereins Deutscher Buchhändler ausgeübt werden muß. Sie ist notwendig, da das Treiben der Bücherfabrikanten die buchhändlerischen und auch die literarischen Kreise dazu zwingt, sich der immer höher steigenden Schmutzwellen zu erwehren. Darüber, ob die Schrift „Sündige Seligkeit. Ein Liebeswahn“ als eine pornographische anzusehen ist oder nicht, mögen die Meinungen auseinandergehen; die Form der geplanten Veröffentlichung mußte jedoch den Verdacht nahelegen, daß das Werk der Schmutzliteratur angehöre. Da die Firma Fontane & Ko. sich beschwerdeführend an den Ausschuß für das Börsenblatt gewandt hat, wird die Frage, ob die Redaktion des Börsenblattes richtig handelte, als sie das Inserat ablehnte, noch geprüft werden.... Bekämpfen wir mithin eine Zensur nicht schlechthin — jede redaktionelle Tätigkeit bringt ja schließlich eine Art von Zensur mit sich —, so muß doch eine Redaktion — bei dem Börsenblatte hat die Redaktion auch über die Annahme der Inserate zu befinden — in konsequenter Weise vorgehen, wenn sie sich nicht Vorwürfen aussetzen will.

Nun ist es ein eigenartiges Zusammentreffen, daß gerade jetzt die „Deutsche Kolportage-Zeitung“ gegen das Börsenblatt, dessen „literarische Stubenreinheit“ sie verspottet, Anschuldigungen erhebt. In einer Ankündigung des aus dem Englischen übersetzten Romans „Dracula“, die das Börsenblatt wiedergegeben habe, heiße es z. B.: „Dracula ist keine Lektüre für

Schwachnervige. Selbst ein gleichgültiger Leser dürfte durch den die Nerven geradezu aufpeitschenden Inhalt des Buches aus dem Gleichgewicht gebracht werden.“ — „Wer sich das Entsetzen über den Rücken laufen lassen will, der lese den unheimlichen Roman Dracula.“ — „Noch nie habe ich etwas derartig Erschreckendes gelesen.“ — „Seit langem das grauenerregendste Buch“ usw.

Dieser Roman, der nach dieser buchhändlerischen Ankündigung jeden Kolportageschriftsteller mit Neid erfüllen muß, ist also im Börsenblatt empfohlen worden. Diese Tatsache sollte das Börsenblatt veranlassen, von einer Zensur nur in der vorsichtigsten Weise Gebrauch zu machen. Der Pfeil prallt sonst zu leicht auf den Schützen zurück. Schaden kann es freilich nichts, wenn manche Verleger in die Lage versetzt werden, von einer unanständigen oder doch geschmacklosen Reklame, mit der sie auch den Autor kompromittieren, Abstand nehmen zu müssen. Durch die widerliche Art, in der man viele Werke anpreist, werden auch solche Schriftsteller, denen derartige Machenschaften von Verlegern verhaßt sind, zu Kolportageschriftstellern und Schmutzschriftstellern gestempelt. — —

Wie berechtigt die Schlußmahnung ist, zeigt gerade der erwähnte Roman „Dracula“. Ich habe das Werk gelesen, das durchaus nichts Pornographisches oder Kolportagehaftes hat, sondern das Problem des Vampyrismus mit Ernst, wenn auch nicht durchweg mit überzeugender Klugheit behandelt und in einzelnen Teilen sogar sehr starke künstlerische Werte hat. Zu diesen rechne ich diese Fähigkeit, eine unheimliche Stimmung des Grauens zu erzeugen. Aber die Art der Anzeige halte ich gerade darum für höchst unpassend und, wenn ich denke, wie verlockend sie auf junge Gehirne wirken muß, geradezu für verbrecherisch. Vielleicht ist es das schlimmste Zeichen für unser Literaturverhältnis, daß die Verlegeranzeigen so oft die Bücher viel schlimmer und heikler erscheinen lassen, als sie wirklich sind. Man weiß also, daß gerade das „zieht“.

Ein ganz skandalöses Beispiel für diese Art der Bücheranzeige ist das folgende, dem Umschlag der „Schaubühne“ entnommene:

ERICH REISS VERLAG, BERLIN-WESTEND.

Soeben erschien:

Du darfst ehebrechen

Eine moralische Geschichte

Allen guten Ehemännern gewidmet von

HERBERT EULENBERG

Preis brosch. 75 Pfg.

Ist es wirklich Betrug, wenn ein Mann in heißer Sommerstimmung einen Seitenpfad einschlägt, und ist es wirklich das Recht seines Weibes, diesen Fehltritt als Ende seiner Liebe anzusehen?

Eulenbergs Antwort für seine Geschlechtsgenossen lautet:

DU DARFST EHEBRECHEN.

Wenn Herbert Eulenberg, der in seinen Dramen mit großen Ansprüchen — ob sie durch die Leistungen berechtigt sind, gehört nicht hierher — auftritt, nicht den Verdacht niedriger Spekulation auf sich sitzen lassen will, wird er seinem Verleger begreiflich machen müssen, daß diese Form der Anzeige mit der Art, anständige Literatur anzuzeigen, nichts mehr gemein hat. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Bad Oeynhausen in Westfalen. Literatur, Bildende Kunst, Musik und Auf der Warte: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

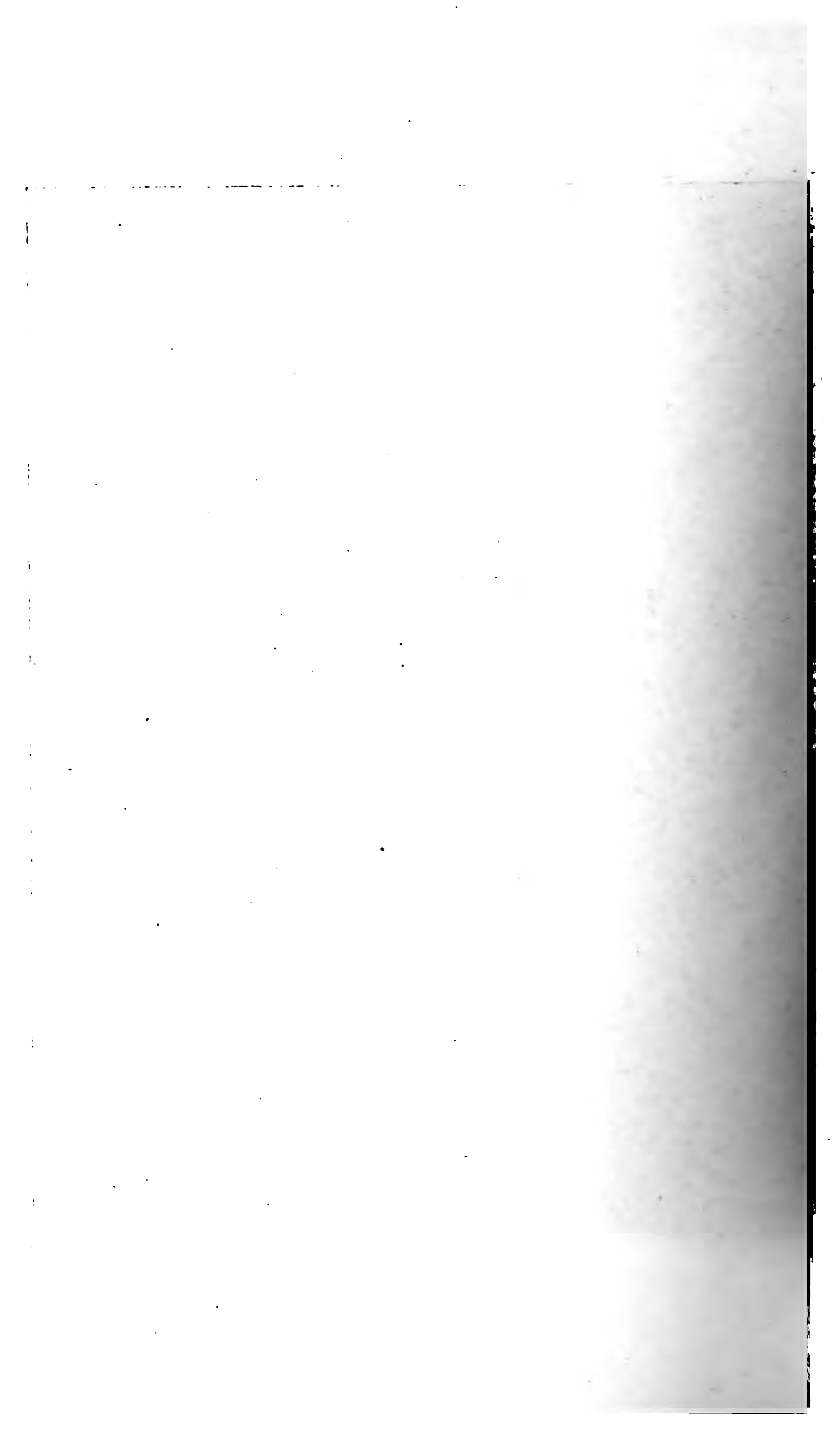
tregent von Bayern

Walter Firle



Die Grossmutter Walter Firle



Pietà



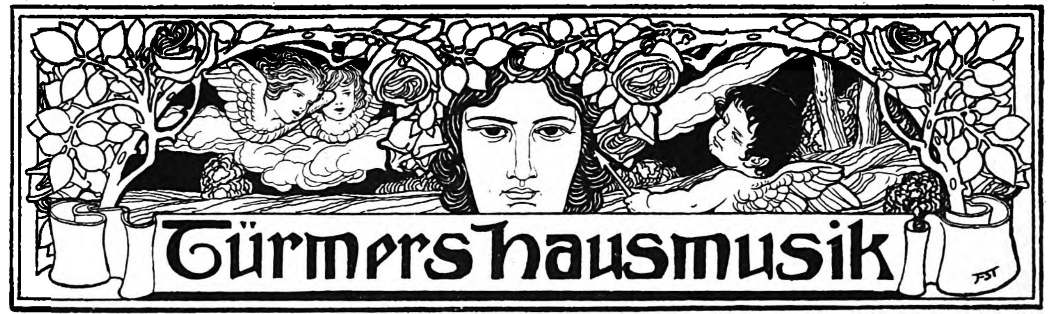
Walter Firle

Studie zu dem Gemälde „Die goldene Hochzeit“  Walter Firle

omtesse S.

Walter Firle





XI. Jahrg. April 1909 Heft 7

Tanzfolge
von
Georg Friedrich Händel

ALLEMANDE

Andante

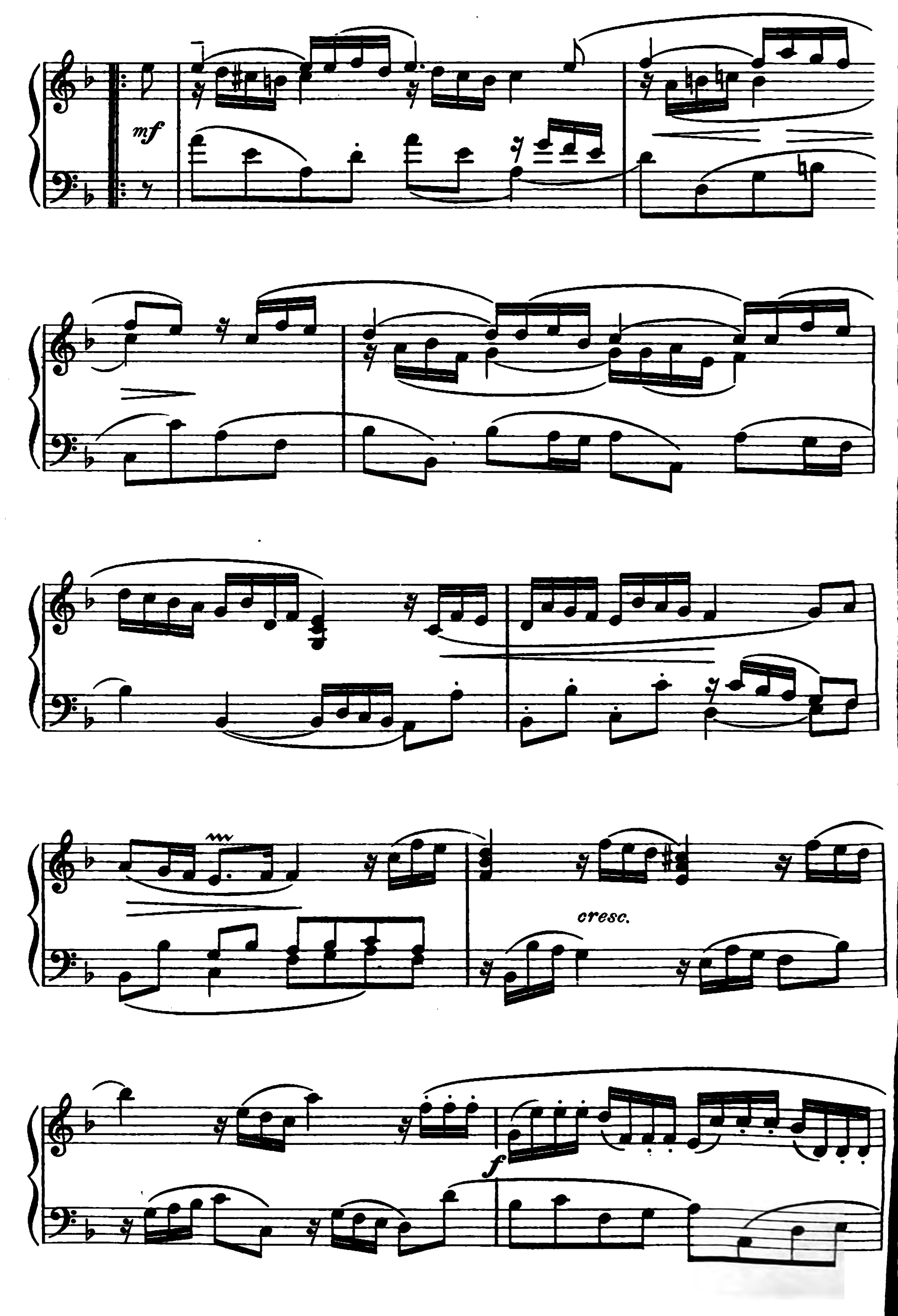
PIANO

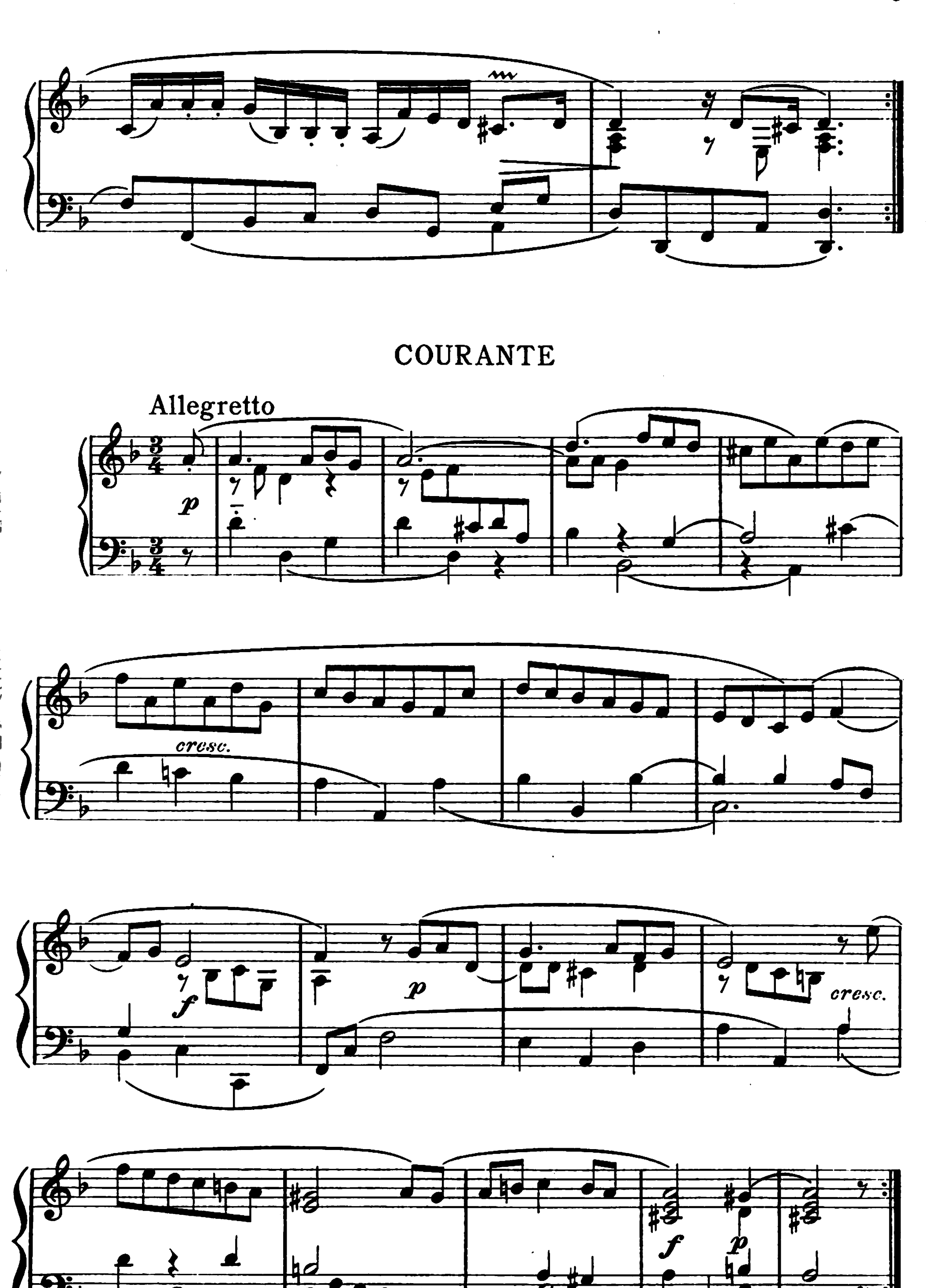
mf

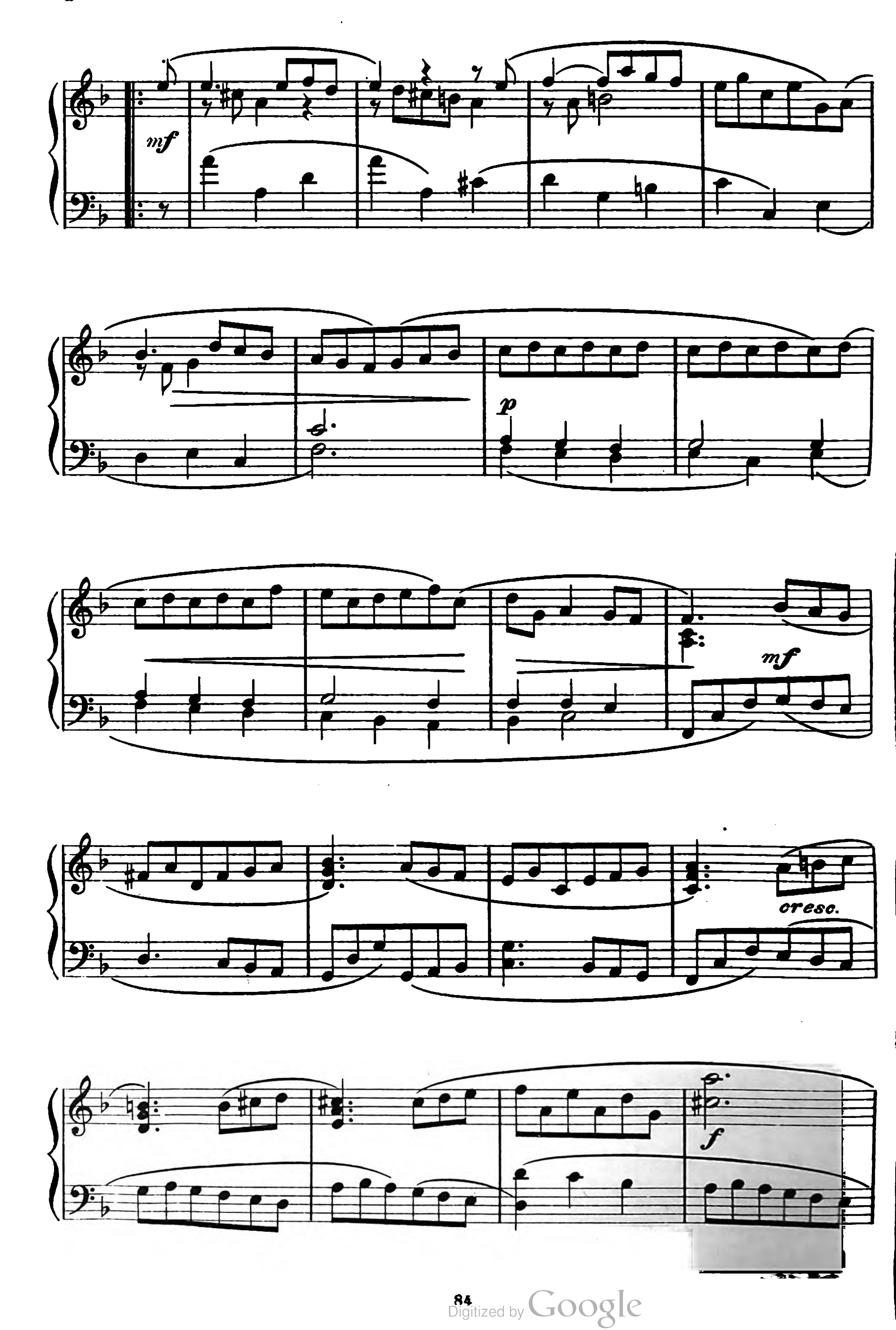
cresc.

f

p


mf
cresc.
f


COURANTE
Allegretto
p
cresc.
f
p
cresc.
f
p


mf
p
mf
cresc.
f



SARABANDE

Andante sostenuto

p

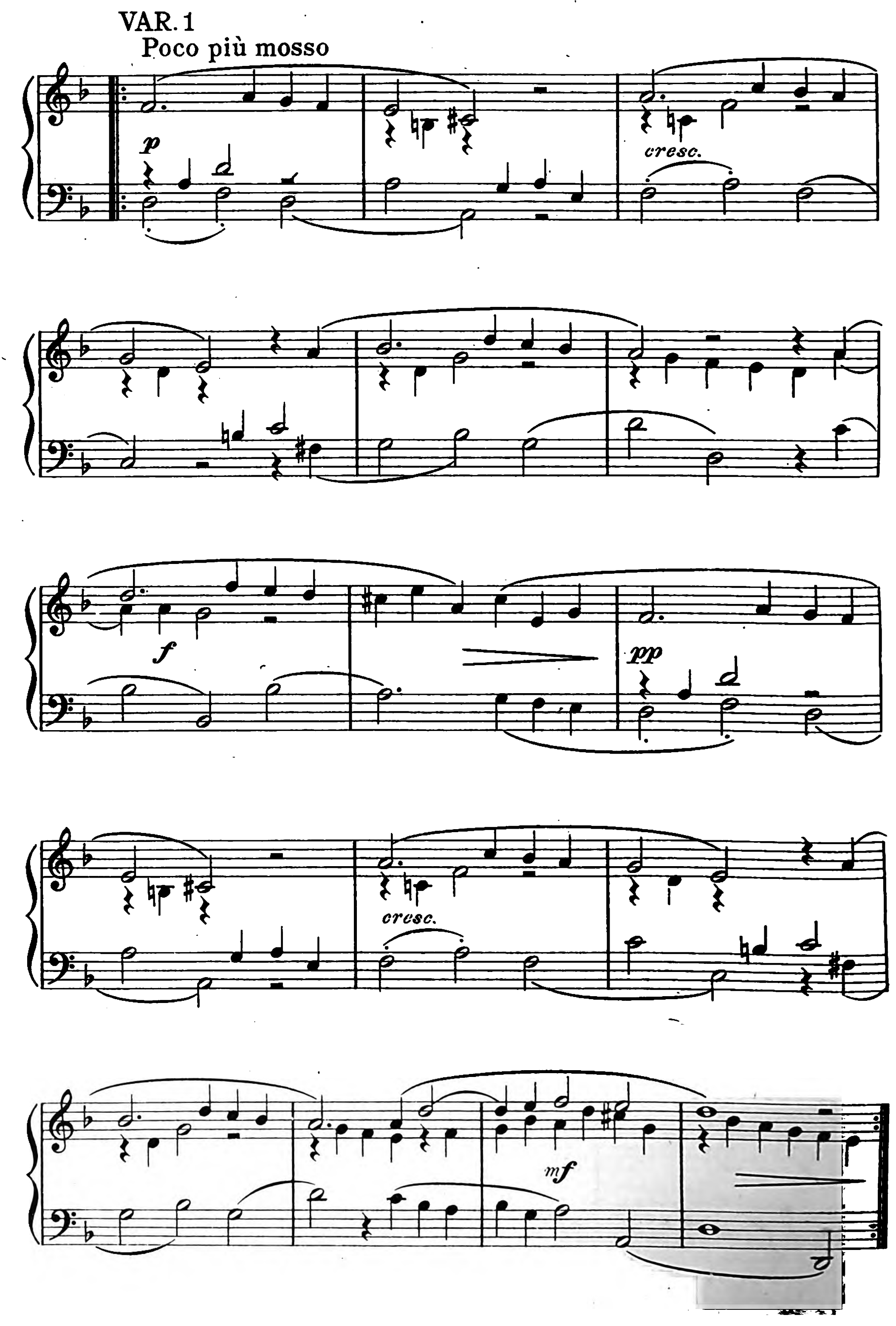
cresc.

f

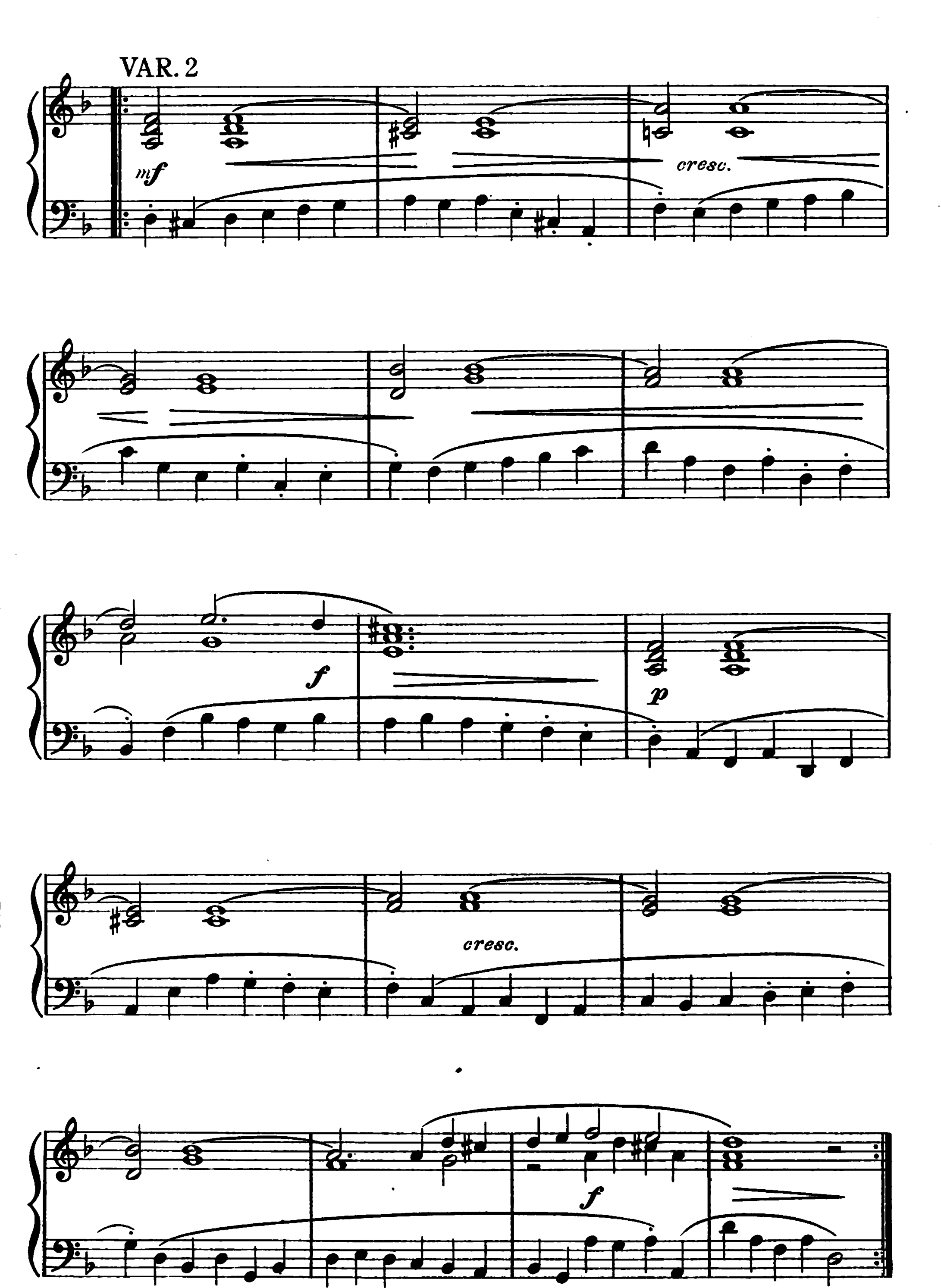
pp

cresc.

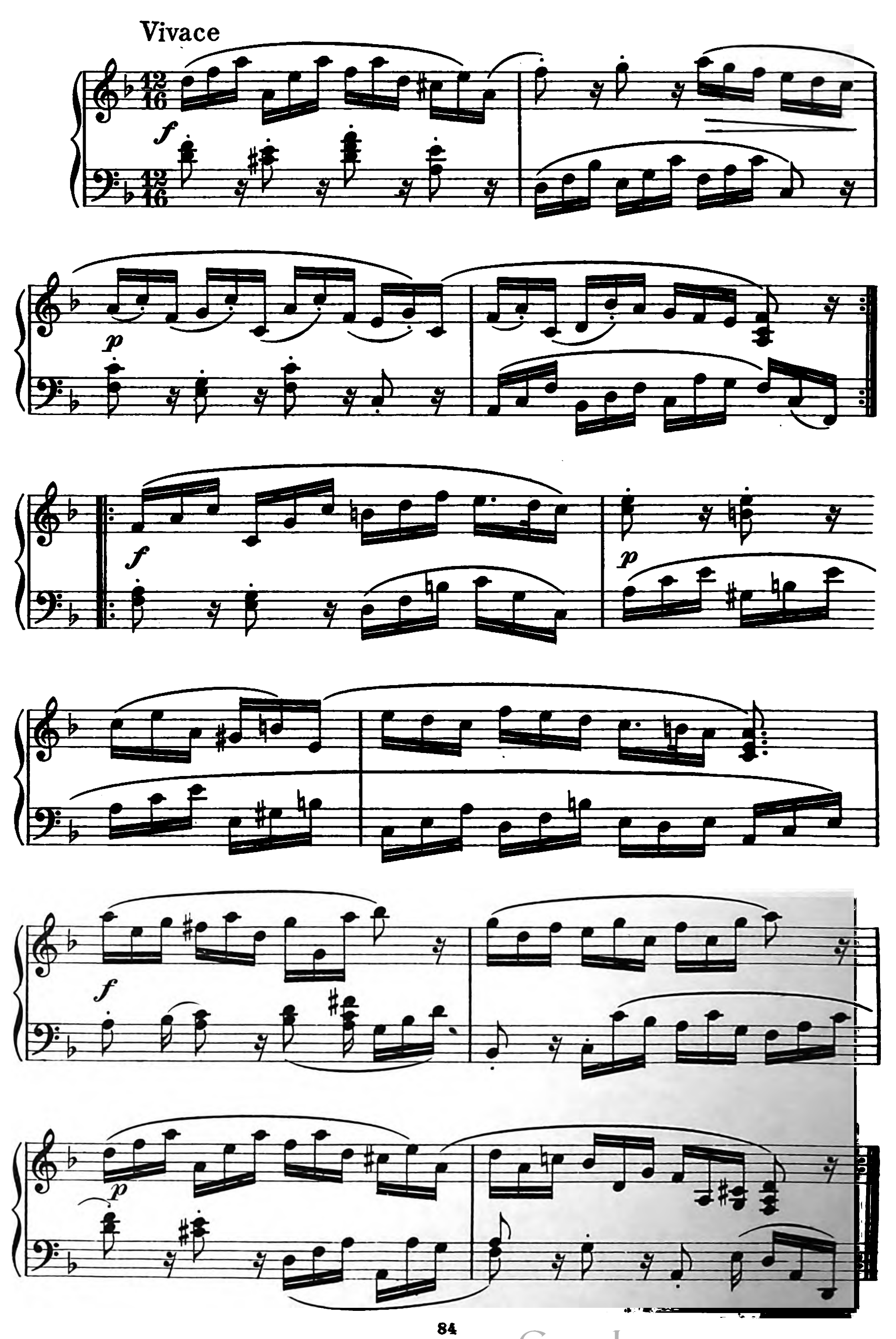
mf

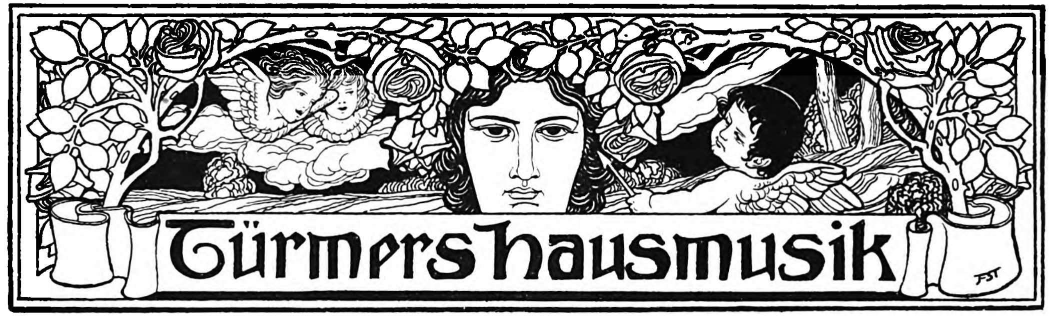


VAR. 1
Poco più mosso
p
cresc.
f
pp
cresc.
mf


VAR. 2
mf
cresc.
f
p
cresc.
f

GIGUE





XI. Jahrg. Mai 1909 Heft 8

Alt-Württembergische Armeemärsche

Herausgeg. und bearb. von Prof. OTTO SCHMID-DRESDEN

1. Grenadier-Marsch des Kreisregiments von Württemberg

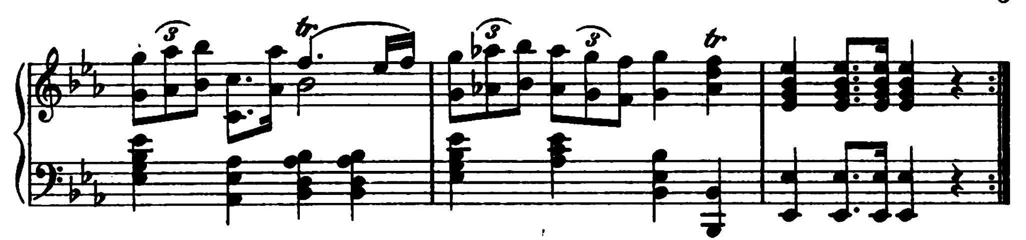
(𝅗𝅥 = 80)

PIANO

f

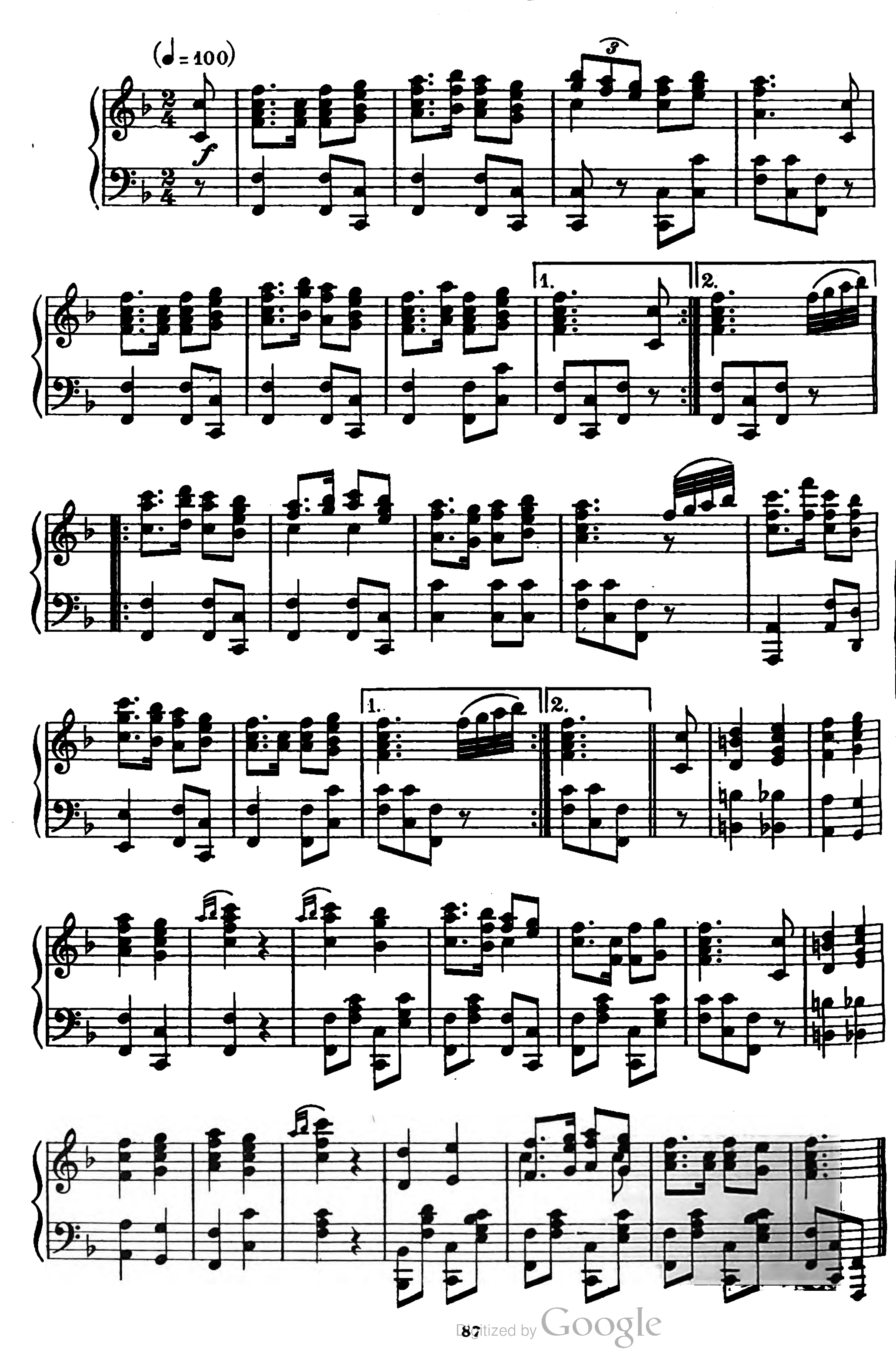
2. Marsch des Kreisregiments von Württemberg





3. Grenadier-Marsch von Württemberg
oder
„Garde zu Fuß“ (Regiment „Alt-Württemberg“)

4. Schwäbischer Zapfenstreich



Vom Knaben Mozart

1

PIANO

2

Entnommen aus: „Mozart als achtjähriger Komponist." Ein Notenbuch Wolfgangs. Zum ersten Male vollständig und kritisch herausgegeben von Dr. Georg Schünemann. Leipzig, Breitkopf & Härtel

3



*) Die Punkte fehlen im Original





*) Vgl. die Parallelstelle



XI. Jahrg. Juni 1909 Heft 9

Drei Lieder
von
Josef Haydn

1. EIN KLEINES HAUS

Andante

KLAVIER

Ein klei - nes Haus, von Nußgesträuch um- grenzt, wo durch das Fen-sterchen die Morgen-son-ne glänzt und mich vom Schlaf das Lied der Ler-che weckt; und mich vom Schlaf das


Lied der Lerche weckt; ein klei - ner Tisch, den
mir die Lie-be deckt; ein klei - nes Feld, das kei-nen Zehnten
gibt; ein al-ter treu - er Nachbar, der mich liebt;
ein rei - - ner Him-mel, ein un-ver - dorb'nes
Blut, und zu der Ar - beit fro - her Mut:


das schö-ne Glück, Freund! neidest du es mir? Hätt'ich's nur erst,
hätt' ich's nur erst! Ich teilt' es, ich teilt'— es gern mit
dir! Das schöne Glück, hätt' ich's nur erst! Ich
teilt' es, ich teilt'— es gern mit dir! Das schö - ne Glück, hätt'
ich's nur erst! Ich teilt' es, ich teilt'— es gern mit dir!

2. SCHÄFERLIED



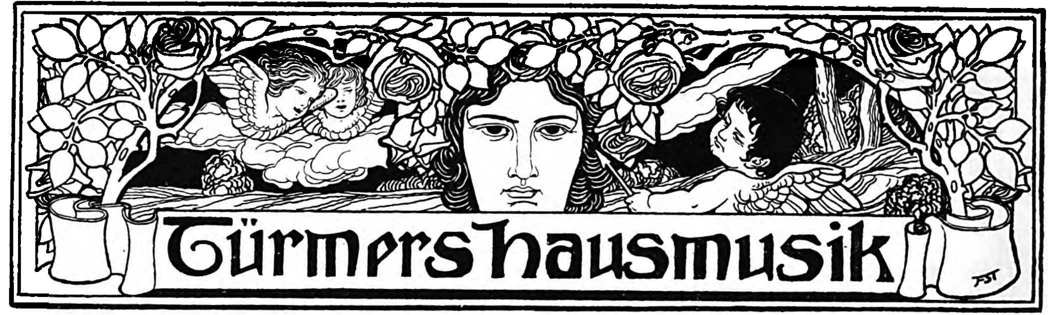

1. schön; komm', sing' und spring', und wei - ne
2. Kuß. Und nun, nun sitz' ich ganz al
fz
fz
fz
1. nicht, und mach' ein freund - li - ches Ge - sicht!
2. lein, ich bin nicht sein, er ist nicht mein!
1. Doch ach! was nutzt der Mut - ter Wort, was
2. Wie öd' ist mir der gan - ze Ort, denn
1. nutzt der Mut - ter Wort, ich
2. mein Lu - bin ist fort! Ich
f
p


1. da, und er, und er ist dort: Lu - bin, Lu-bin ist
2. da, und er, und er ist dort: Lu - bin, Lu-bin ist
1. fort! Ich da, und er, und er ist dort: Lu -
2. fort! Ich da, und er, und er ist dort: Lu -
1. bin, Lu-bin ist fort, Lu - bin, Lu - bin ist
2. bin, Lu-bin ist fort, Lu - bin, Lu - bin ist
1. fort, er ist fort, er ist fort!
2. fort, er ist fort, er ist fort!

3. LOB DER FAULHEIT




1.wird es mir, dich nach Wür-den,
2.wer - - de matt... Nun... so magst du...
1. dich nach Wür - den zu be - sin - - gen!
2. nun... so magst du mir's ver - ge - - ben,
1. Doch ich will mein Be - stes tun: nach der
2. daß ich dich nicht sin - gen kann: du ver -
1. Ar - beit ist gut ruh'n.
2. hin - derst mich ja d'ran.
p



XI. Jahrg. Juli 1909 Heft 10

Kinderlieder

I. Folge

ICH WOLLT,' ICH WÄR'...

(Dreyer)

Frau Kommerzienrat Anna Kustermann gewidmet

Mäßig geschwind

B. Rothlauf, Op. 21 No. 1

GESANG

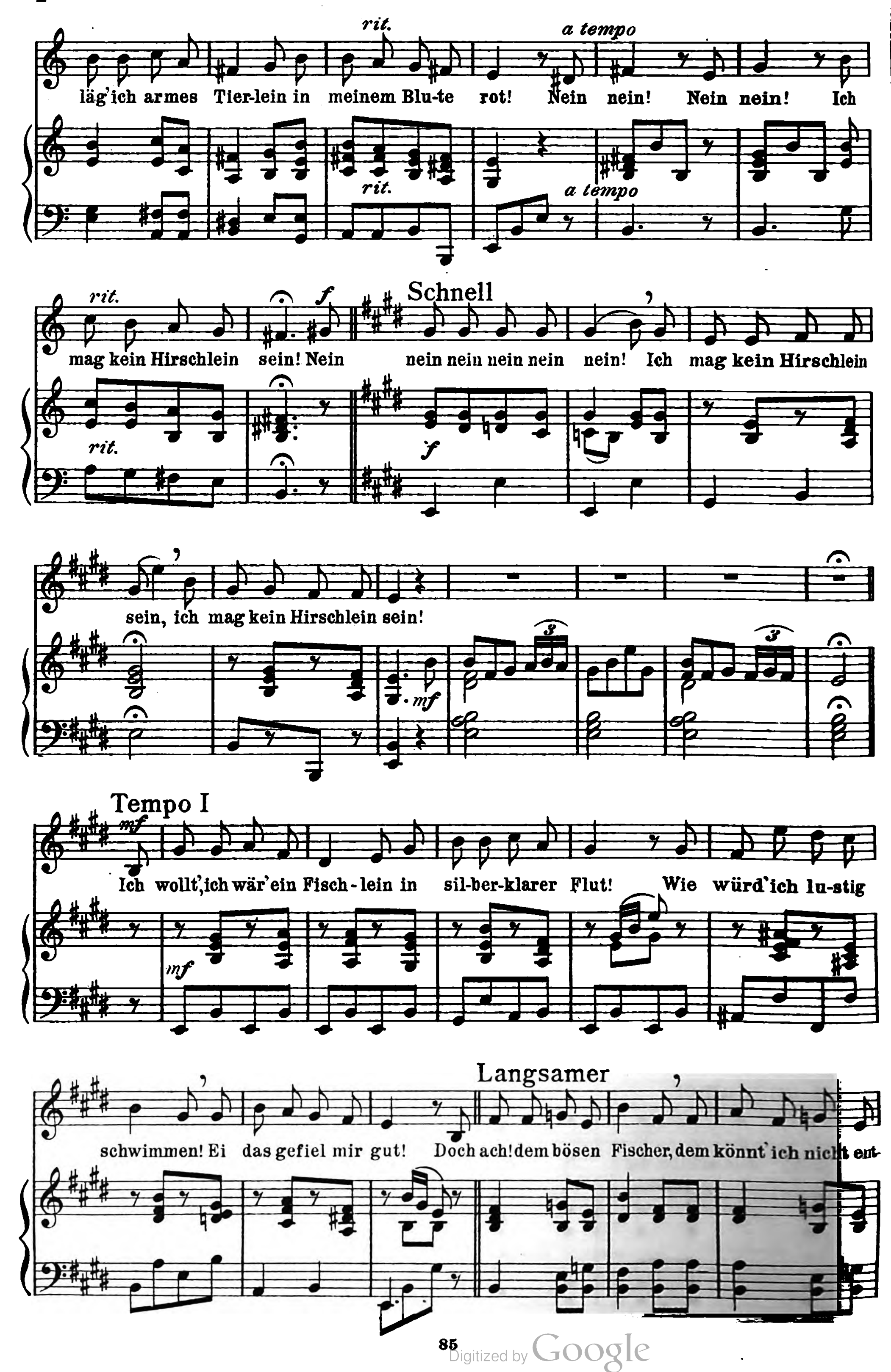
PIANO

mf

Ich wollt', ich wär' ein Hirschlein, dann flög' ich durch den Tann und prahl-te: „Seht, Ka-me - ra - den, wie schnell ich springen kann!" Doch

Langsamer

weh, der schlim-me Jä - ger, der schös-se mich bald tot, dann


rit.
a tempo
läg'ich armes Tier-lein in meinem Blu-te rot! Nein nein! Nein nein! Ich
rit.
a tempo
rit.
f
Schnell
mag kein Hirschlein sein! Nein nein nein nein nein nein! Ich mag kein Hirschlein
rit.
f
sein, ich mag kein Hirschlein sein!
mf
Tempo I
mf
Ich wollt',ich wär'ein Fisch-lein in sil-ber-klarer Flut! Wie würd'ich lu-stig
mf
Langsamer
schwimmen! Ei das gefiel mir gut! Doch ach! dem bösen Fischer, dem könnt' ich nicht ent-


mit kläglichem Ausdrucke
geh'n! Bald spieß-te mich die An - gel, dann wär's um mich ge - scheh'n, dann
ritard. a tempo rit.
wär's um mich ge-scheh'n! Nein nein! Nein nein! Ich mag kein Fischlein sein! Nein
Schnell
nein nein nein nein nein! Ich mag kein Fischlein sein! Ich mag kein Fischlein sein!
Tempo I
Ich wollt', ich wär' ein Fink-lein! Das
wäre ei-ne Lust! Ich schwäng' mich in die Lüf - te und säng' aus voller Brust! Doch



Langsamer

packt mit scharfen Kral-len der Habicht mich, o Graus!! Dann wär' es mit dem Flie-gen und

mit dem Singen aus! Nein nein, nein nein: Ich mag kein Finklein sein! Nein

rit. *f*

Schnell

nein nein nein nein nein! Ich mag kein Finklein sein! Ich mag kein Finklein sein!

f *mf*

Tempo I

f

Bin froh, daß ich ein Büblein, gern laß ich ab vom

Neid! Denn Jäger, Fischer, Habicht, sie tun mir ja kein Leid!

ritard.


Spring' Hirschlein durch die Wälder, schwimm Fischlein in dem Teich! Flieg' Finklein durch die Lüfte, ich
a tempo
tausche nicht mit euch, ich tausche nicht mit euch, ich tausche nicht mit euch! Nein nein, nein
nein nein nein! Nein nein nein nein nein nein! Ich will nichts andres sein! Nein
nein nein nein nein nein! Ich will nichts andres sein! Nein nein, nein nein! Ich will nichts andres
sein! Nein nein, nein nein! Ich will nichts andres sein, nein, nein!

SANDMÄNNLEIN

(Dreyer)

Frau Baronin Amélie von Egloffstein gewidmet

B. Rothlauf, Op. 21 No. 2





schlafen will, muß ihm die Mut-ter ru - fen!
p
mf
p
mf
f
Dann greift hin-ein die
klei - ne Hand ins Säck-chen im - mer wie - der
f
und streut dem Kindlein fei - nen Sand
p
f
rit.
Langsamer
auf sei-ne Au-gen - li - der!
Mit Verschiebung
p
rit.
pp


pp
ritard.
Und sieh! Und sieh! Da schläft es schon.
ritard.
mf
a tempo
p
Doch sach - te wie ein
p
Mäus - chen, so hüpft Sand-männ-lein schnell da - von,
so hüpft es das Sandmännlein schnell da-von, schnell da-
Langsamer
Tempo I
pp
von und schlüpft hin-aus zum Häus - chen! Husch-husch!
ppp
pp



XI. Jahrg. August 1909 Heft 11

Kinderlieder

II. Folge

DER KLEINE REITERSMANN

(Dreyer)

Moderato

B. Rothlauf, Op. 21 No. 3

GESANG

PIANO

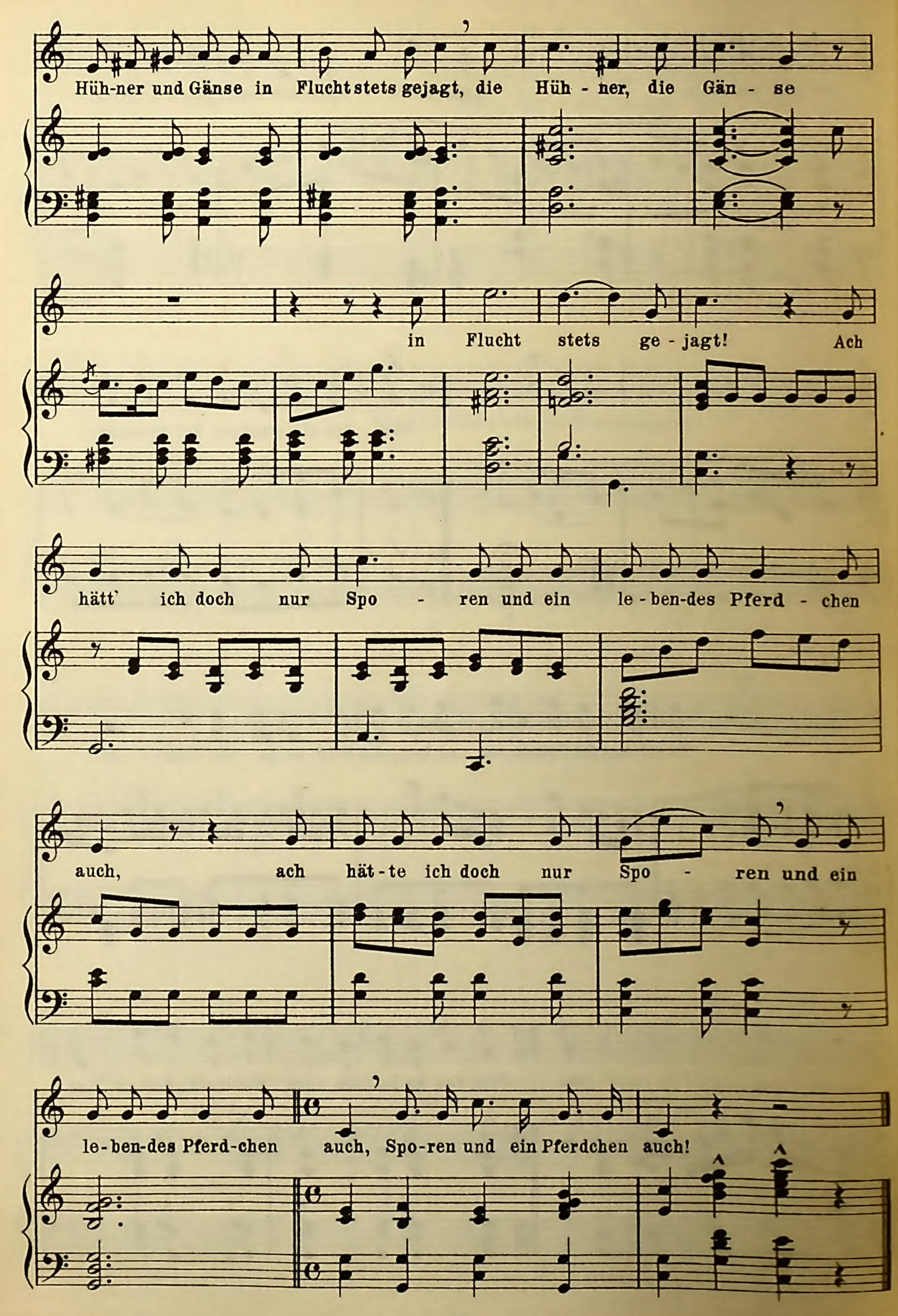
Was braucht ein wack-rer Rei-tersmann? Zwei Stie-fel und zwei Sporen dran, zwei Sporen, ja zwei Spo-ren.

Die Stiefel hat jüngst mir das Christkind gebracht, mit Spo-ren, da hat es noch


nicht mich bedacht, mit Spo - ren, ja mit Spo - ren!
Was braucht ein wackrer Reitersmann? Ein
Pferdchen, das schnell laufen kann, ein Pferdchen, ja ein Pferdchen!
Wohl hab' ich ein Pferdchen gar keck und gar stolz, doch kann es nicht springen, es



ist nur von Holz, mein Pferd - chen, ach mein Pferd - chen.
f
Was tut ein wackrer Rei-tersmann?
f
Es schlägt die Feinde, wo er kann, die Fein-de, ja die Fein - de!
Vor Fein-den, da hab' ich noch nie-mals ge-zagt und

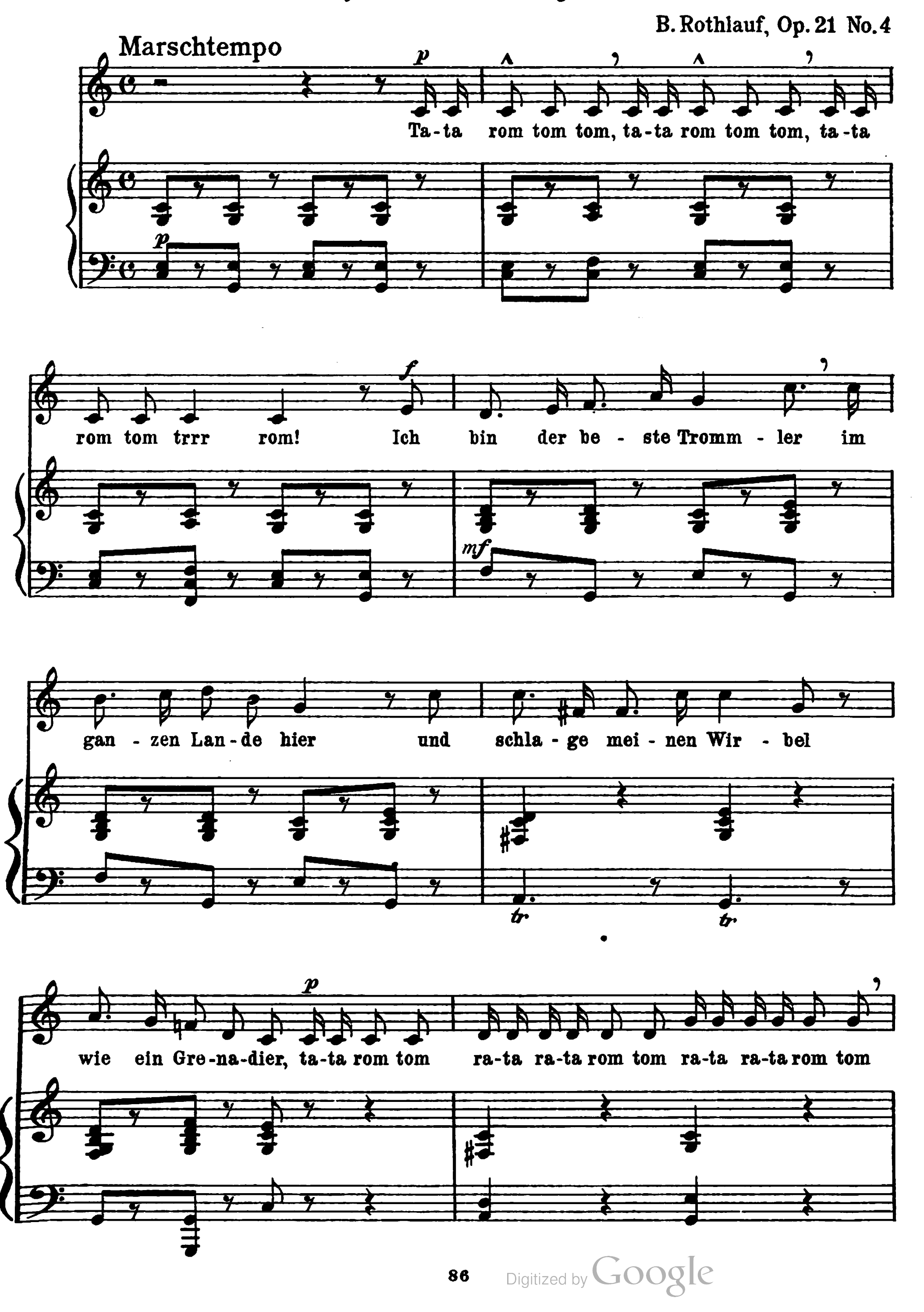


Hüh-ner und Gänse in Flucht stets gejagt, die Hüh - ner, die Gän - se
in Flucht stets ge - jagt! Ach
hätt' ich doch nur Spo - ren und ein le - ben-des Pferd - chen
auch, ach hät - te ich doch nur Spo - ren und ein
le - ben-des Pferd-chen auch, Spo-ren und ein Pferdchen auch!

TROMMELLIED

(Löwenstein)

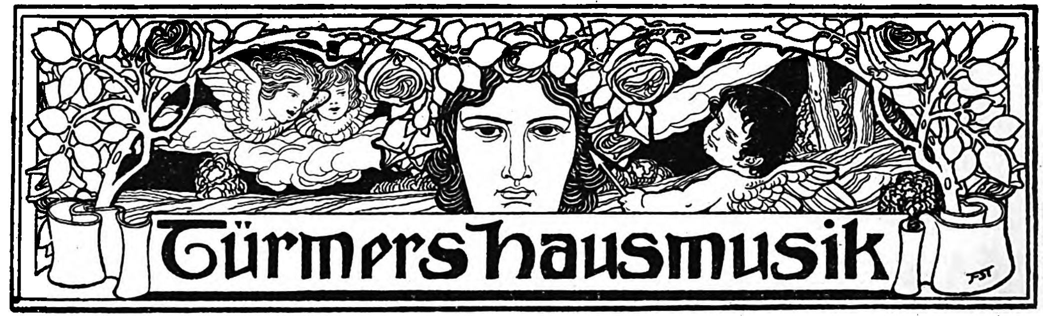
Frau Professor Lina Hess gewidmet




f
ra-ta ra-ta rom tom tom! Ihr Kin - der, kommt rasch zum Mar -
p
schie - ren her-an! Ich geh' mit der Trom-mel dem Zu - ge vor-an! Trrr
p
rom ta-ta rom tom rom ta-ta rom tom rom trrr rom! Neh - met
Tritt, hal-tet Schritt, ge-het fest und grad! Wer der Trom-mel folgt, ist der
mf
be - ste Sol-dat. trom trom trom trom trom ta-ta rom tom tom tom tom


trom rom trom rom rom ta-ta rom Nun halt! Gewehr ab!
f
f
Prä-sen-tiert das Ge - wehr! Dort kommt so - e - ben ein Leut' - nant
pp
pp
(Fahnenmarsch)
p
her! Trom trom trom rom trrr rom ta - ta rom tom
p
f
rom trrr rom. Habt ihr's ge - seh'n? Er hat uns sa - lu - tiert! Denkt euch!! Ein
mf
Leut' - nant! Der hat uns sa - lu - tiert! Drum frisch, Ka - me -


ra - den, nun wei - ter mar-schiert, nun wei - ter mar-schiert!
Ta-ta
rom ta - ta rom ta - ta rom!
Ich bin der be - ste Tromm - ler im
gan-zen Lande hier und schla-ge mei-nen Wir - bel wie ein Gre-nadier!
trrr rom trrr rom
trrr rom trrr rom trom ta tom.



XI. Jahrg. September 1909 Heft 12

SPIELMANNSLIEDER

(R. Baumbach)

I

Oskar Hieke

Lebhaft

GESANG

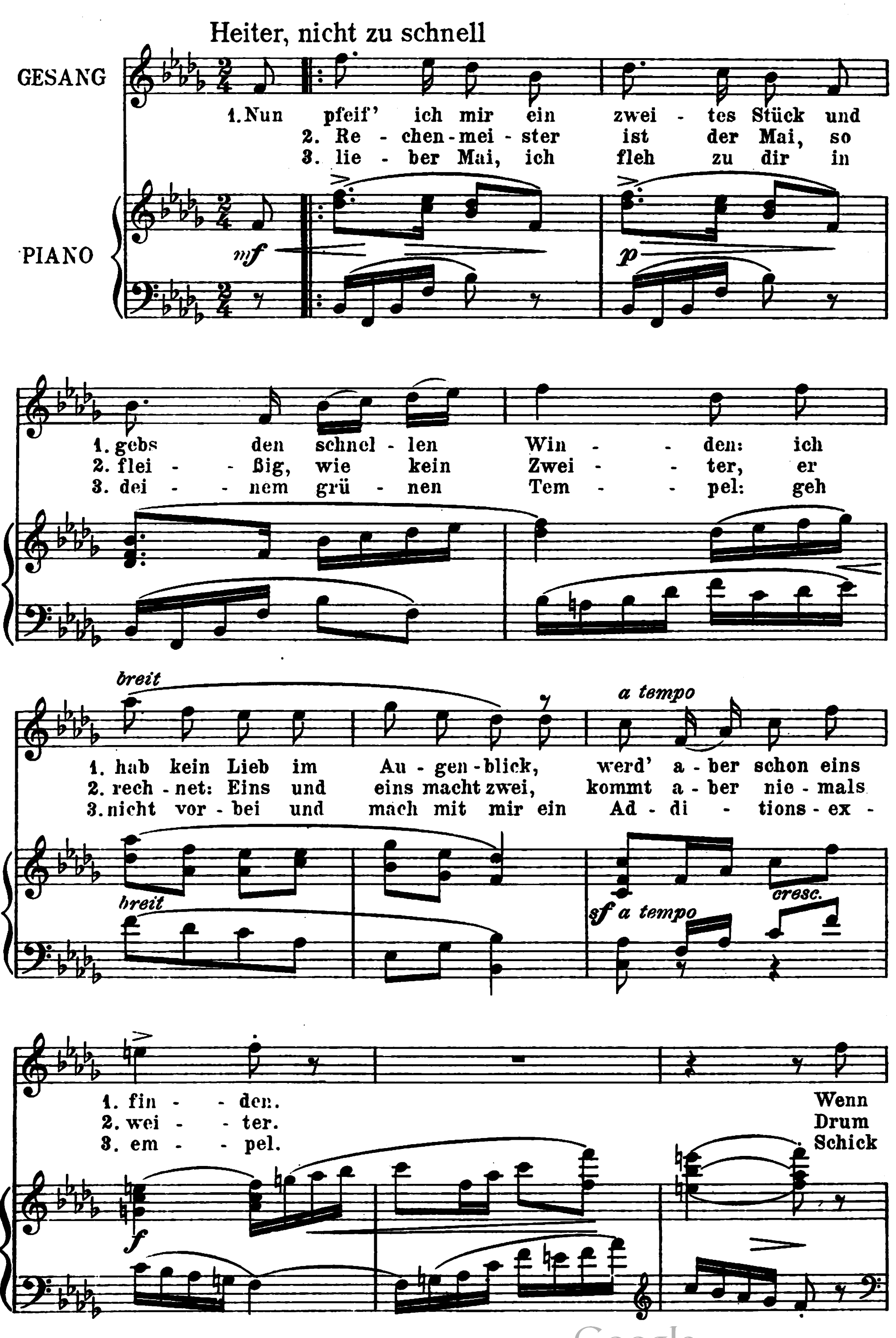
1. Bin ein fah - ren - der Ge - sell, ken - ne kei - ne Sor - gen;
2. Kehr ich in ein Städtchen ein, spür ich's im Ge - hir - ne,
3. Mei - ster Wirt, darfst heut nicht ruhn, schlag her - aus den Zap - fen;

PIANO

1. labt mich heut der Fel - sen - quell, tut es Rhein-wein mor - gen.
2. wo man kriegt den be - sten Wein, und die schön - ste Dir - ne.
3. back Frau Wir - tin mir ein Huhn, und zum Nach - tisch Krap - fen.

1. Bin ein Rit - ter lo - be - sam, reit auf Schu - sters Rap - pen,
2. Spiel - mann lä - chelt wohl - ge - mut, streicht die Fie - del schnel - ler,
3. Was ich heut nicht zah - len kann, zah - len will ich's künf - tig.


rit.
1. führ den lok-kren Zei - sig-hahn und den Spruch im Wap - pen:
2. und ich werf ihm in den Hut mei - nen letz - ten Hel - ler:
3. Drum schreibs mit der Krei - de an, Wirt und sei ver - nünf - tig.
rit.
a tempo
p
Lu - stig Blut, leich - ter Sinn, hin ist hin, hin ist hin.
a tempo
tr
p
Lu - stig Blut, leich - ter Sinn, hin ist hin! A - men.
f
ff
8
3


II
Heiter, nicht zu schnell
GESANG
PIANO
1. Nun pfeif' ich mir ein zwei - tes Stück und
2. Re - chen - mei - ster ist der Mai, so
3. lie - ber Mai, ich fleh zu dir in
mf
p
1. gebs den schnel - len Win - - den: ich
2. flei - - ßig, wie kein Zwei - - ter, er
3. dei - - nem grü - nen Tem - - pel: geh
breit
a tempo
1. hab kein Lieb im Au - gen - blick, werd' a - ber schon eins
2. rech - net: Eins und eins macht zwei, kommt a - ber nie - mals
3. nicht vor - bei und mach mit mir ein Ad - di - tions - ex -
sf a tempo
cresc.
1. fin - - den. Wenn
2. wei - - ter. Drum
3. em - - pel. Schick
f


p
1. Pri - mel blüht und Vi - o - let und ich im Arm kein
2. schaut man auch die Kre - a - tur im Blü - ten - mo - nat
3. mir ein Dirnd-lein schlank und jung, die Schön-ste ist mir
p leicht, wiegend
1.
rall.
1. Lieb - chen hätt, das könnt' ich nicht ver - zei - hen dem
2. paar - weis' nur, sie tanzt den Hoch-zeits - rei - hen im
3. gut ge - nung, dann
mf
rall.
2.
f
1. Mai - - en! 2. Ein lo - ben wir zu zwei - en den
2. Mai - - en. 3. Oh
f
sehr breit
Mai - en, den Mai - - - en.
schnell

III


Im Walzertempo
GESANG
PIANO
p
mf
Die Zi - ther
f
mf
lockt, die Gei - ge klingt, juch - he, im Dor - fe ist Tanz.
f
ff
mf
flott
Der Mi - chel sei - ne Lie - se
mf flott


schwingt, die Gre - te schwingt der Hans.
f
p ruhiger
Ein Mä - del flink zu dre - - hen ist gar ein
ruhiger
p
espr.
lu - stig Ding,
ich mag nicht mü - ßig ste -
espr.
cresc.
- - hen und sprin - ge in den Ring.
f
ff
Den Sil-berling nimm, Al - ter hin,
Schau nicht so ängstlich vor dich hin,


— und spiel mir ein lu - stig Stück! —
— schlag auf — die Au - gen hell! —
Reich mir die Hand, Zi - geu - ner - in; ihr an - dern weicht zu -
Ich bin, wie du, Land - fah - rer - in, ein fah - ren - der Ge -
rück! Nun ju - belt auf, ihr Gei - -
sell. Zu mein und dei - ner Freu - -
mf
a tempo
fff
dim.
rit.
gen, ihr Pfei - fen klingt und gellt. — Denk,
de der Mai die Ro - sen schuf, — und


cresc.
Mä - del, uns zu ei - - gen, denk, Mä - del,
ich und du, wir bei - - de, und ich und
cresc.
f
uns zu ei - - gen ist heut, ist heut
du, wir bei - - de sind bes - - ser, sind bes - -
f
II.
I.
die gan - - - ze Welt!
ser, als un - - ser Ruf!
ff
1.
2.
sff
rubato

